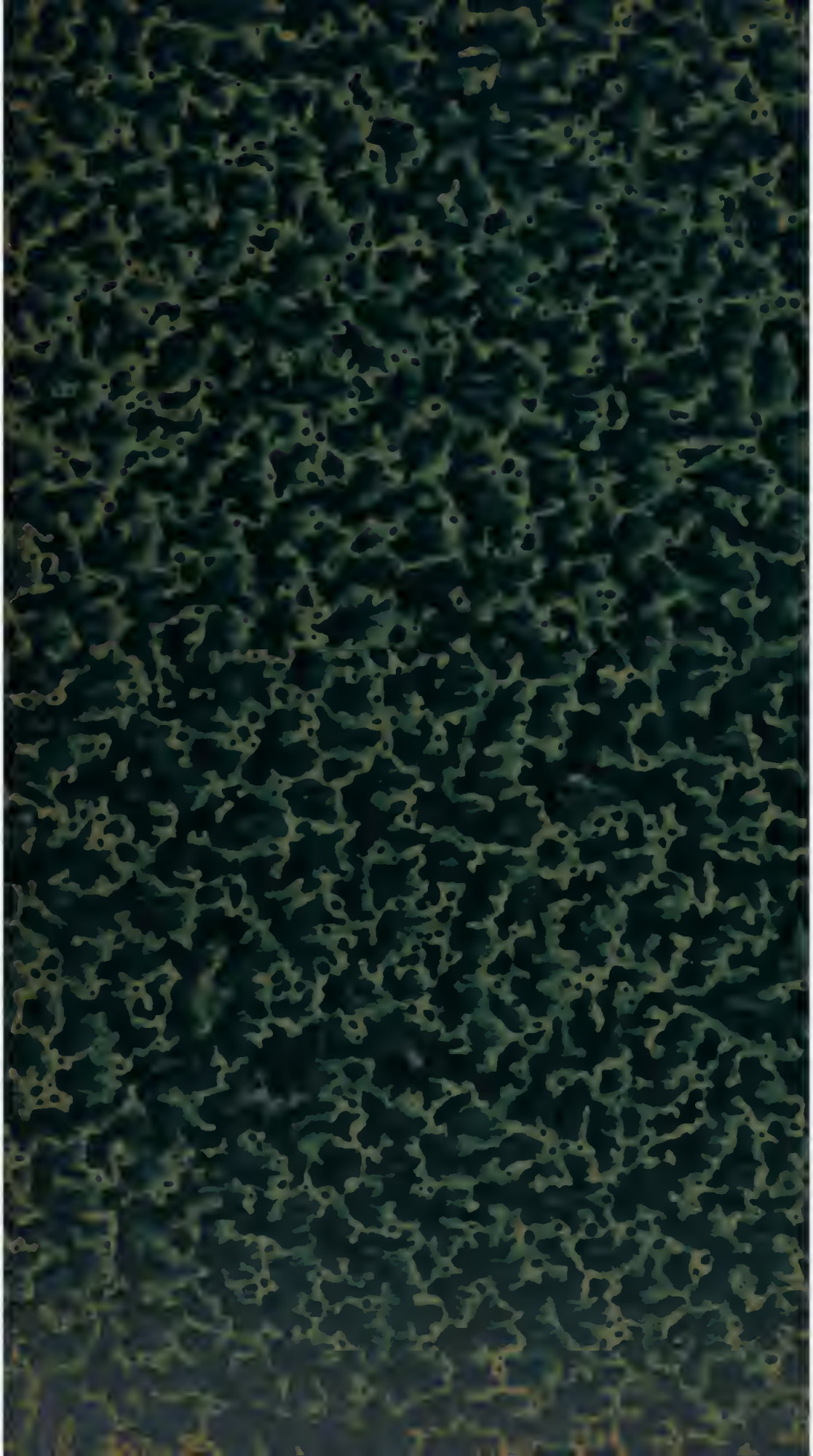


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

C Lon 11 a

BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No

Zwiefalten

Digitized by Google

Hellanstalt
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek
Nr.
Zwiefalten

Con 11 a

III 21.

Allgemeine

Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.

Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek Nr. Q

51 ot

Fünfzigster Jahrgang.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Oertzen, Schwerin i. M. u. Prof. Dr. **M. v. Nathusius,** Greifswald.

1894. Januar—Juni.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

Aus Heinrich Leos geschichtl. Monatsberichten u. Briefen. Von O. Kraus 1. 113. 225. 449. 561

Treue. Alten Aufzeichnungen nacherzählt von Hugo v. Wiese 26. 137. 246. 364. 477. 574

Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71. (Nach französischen Quellen) 50. 159. 268

Ein altes Buch. Von J. T. 60

Zum Spieler-Prozeß 71

Nochmals „Trojanisches" 92

Kulturgeschichtl. Studien in Kairo. Von Dr. Stern 166. 624

Ein Rivale des Gr. Kurfürsten. Von Dr. Hugo Landwehr 177

Der Prädikant von Dörscheid oder Hirtentreue. Ein Sang vom Rhein von August Fuchs 184

Berliner Brief. Von Johannes Siegbalt 202. 409. 519

Nachträgliches aus Chicago. Von W. Berdrow 277. 385

Aus dem Leben der russ. Geistlichkeit. Von J. N. Potapenko. Aus dem Russischen übertragen von H. Nonne 284. 392. 508. 611

Henry George, der Bodenbesitzreformer. Von M. von Nathusius 311

Das Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464. (Hochdeutsch) 337

Das Ende von Troja auf Hissarlik. Von Ernst Böttticher 352. 465

Über das Duell. Von C. Beyer 406

Pestalozzis Volksbuch, „Lienhard u. Gertrud" in seiner Beziehung auf die Gegenwart. Von Dr. R. Hanns 496

Forchhammer wider Schliemann. Von G. Schröder, Generalmajor z. D . . 597

Monatsschau 73. 187. 296. 414. 526. 634

Neue Schriften 97. 209. 321. 433. 545. 657

Neue Schriften.

Albert, Lic. Dr. F. R., Geschichte d. Predigt in Deutschland 99.

Albert, Dr. F. R., Die Geschichte d. Predigt in Deutschland bis Luther 434.

Antwort, Offene, an Herrn W. Beyschlag, Doktor u. Professor d. evang. Theologie 210.

Arendt, Dr. Otto, Leitfaden d. Währungsfrage 545.

Arndt, Rudolf, Die Reden des Grafen Caprivi 546.

Aerzte, Aerztinnen und das sechste Gebot 559.

Aschendorff, Emil, Die wirtschaftl. und sociale Bedeutung der Währung 545.

Asmis, Pastor Rud., Das Leben Jesu 324.

Auerbach, Dr. Leopold, Wie ist die Judenfrage mit Erfolg zu bekämpfen? 98.

Avenarius, Ferdinand, Lebe 556.

B., F. von, Marie v. Moltke 218.

Bach, Samuel, Aus allen Töpfen 220.

Bacmeister, Dr. Adolf, Margaret Mores Tagebuch 336.

Becker, W., Ist die Judenmission wirklich eine Christenpflicht 661.

Beckhaus, Konrad, Das Evangelium von der Vergebung der Sünden 211.

Beckhaus, K., Das Evangelium von der Vergebung der Sünden 560.

Beniczky-Bajza, Helene von, Rang und Geld 558.

Berg, M. von, Ulanen-Briefe 336.

Bernheim, Dr. E., Lehrbuch d. historischen Methode 217.

Beyschlag, Professor W., Offener Brief 210.

Bilder aus der ägyptischen Geschichte 553.

Bismarcks Leben und Wirken 546.

Blocher, Herm., Wider unseren Erbfeind 214.

Blum, Dr. H., Das deutsche Reich z. Zeit Bismarcks 209.

Borcke, Heros von, Die große Reiterschlacht b. Brandy Station am 9. Juni 1863. 553.

Bornemann, Lic. theol., Zu Freiheit und Frieden 100.

Braune, Rudolf, Lindenblüten 107.

Brennekam, Otto, Des Vaters Segen 222.

Briefe, Sibirische 107.

Brodbeck, Adolf, Die zehn Gebote des Jesuiten 658.

Buchwald, G. u. J. von, Villa Möhl und mehr 110.

Burnett, F. H., Die kleine Miß 110.

g 1951, 129

Bußler, Wilhelm, Preußische Feldherren u. Heiden 216.
Colt, Stanton, Nachbarschafts-Gilden 548.
Conrad, M. G., Die Beichte des Narren 331.
Cremer, Hermann, Das Wort vom Kreuze 560.
Dalton, Hermann, Sommerpflege für Arme 215.
Daudet, Alphonse, Entre les Frises et la Rampe 558.
Dehn, Paul, Moderne Kolportage-Litteratur 433.
Dichterbuch, Das Baltische 329.
Dieckhoff, Dr. A. W., Noch einmal über d. Inspiration u. Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift 436.
Dieffenbach, G. Chr., Für unsere Kleinen 335.
Dürckheim, Graf F. E. von, Lilli's Bild 336.
Dukmeyer, Friedrich, Zur Freiheit aus Deutschland u. Rußland 547.
Dürow, Joachim von, Im Schatten des Hospitals 668.
Ebers, Georg, Kleopatra 330.
Eichner, Walter, Aus den Werkstätten d. Geistes 446.
Erzähler, Norddeutsche 333.
Evers, Ernst, Kellnerleben 214.
Falke, Robert, Die geschichtl. Thatsachen d. Neuen Testaments 211.
Filtsch, Dr. Eugen, Goethes religiöse Entwicklung 554.
Flaischlen, Dr. Cäsar, Neuland 665.
Flemming, Dr. phil. Wilh., Zur Beurteilung des Christentums Justins d. Märtyrers 550.
Fontane, Theodor, Meine Kinderjahre 328.
Franziß, Dr. Franz, Bayerns nationale und internationale Stellung 547.
Franzos, Karl Emil, Der Wahrheitsucher 440.
Freimut, Bernardin, Altjüdische Religionsgeheimnisse 98.
Freimuth, K. A., Journalistenlos 667.
Friedmann, Alfred, Neue Novellen 332.
Froschmäusekrieg, Der, 329.
Führer, Der, durch das kirchliche Berlin 215.
Für unsere Kleinen, Heft 6, 7. 672.
Fürst Bismarck und die Hamburger Nachrichten 546.
Gade, Dagmar, Niels W. Gade 107.
Gannett, William, Des Lebens Mühsal ein Segen und andere Betrachtungen 223.
Gedanken, Tägliche, 416.
Geffcken, J., Stimmen der Griechen am Grabe 112.
Geschichte der Familie Eckart 448.
Geschichtsblätter des dtsch Hugenotten-Vereins 103.
Gott mit Dir! 435.
Güttler, Dr. L., Wissen und Glauben 549.
Hackenschmidt, C., Licht- und Schattenbilder aus dem alten Testament 551.
Hahn, Fr., Dienstbüchlein für Gastwirtsgehülfinnen 214.
Hahn, Fr., Wie steht es mit den Kellnerinnen 214.
Happel, Julius, Der Eid im Alten Testament 436
Harbort, Fr, Socialdemokratie und Volksschule 112.
Hashagen, Dr. Fr., Johann Arndt 659.
Heinrich, Ludwig, Der ehrbare Mann und die prostituierte Frau 560.
Henop, Dr. med. Chr., Das Vergängliche, das Bleibende, das Ewige 551.
Hering, D. Hermann, Die Volkstümlichkeit d. Predigt 98.
Herrlinger-Ludwig, Lina, Meine Lieder 556.
Herrmann, Franz, Der Psalter 324.
Heyne, C., Prof. Dr., Deutsch. Wörterbuch, V. Halbband 672.
Höhne, Lic. Dr. E., Die Berührungspunkte zwischen Moses und Plato 106.
Hollaz, David, Evangel. Gnadenordnung 659.
Horn, F., Das apostol. Glaubensbekenntnis 658.
Hughes, Hugh Price, Der atheistische Schuhmacher 558.
Hülfslexikon, Perthes theolog. Lfg. 24. 323.
Hundert Jahre aus der Gesch. d. Reformation in den Niederlanden 325.
Jahrbuch des ostdeutsch. Jünglingsbundes 214.
Jahrbuch, Gütersloher f. Freunde und frühere Schüler, herausgegeben zum Besten des Evang. Gymnasiums zu Gütersloh 111.
Ichenhaeuser, Dr. J., Finis argenti 545.
Ihme, F. A., Halleluja 224.
Jonas, Fritz, Schillers Briefe 103.
Jordan, K. Fr., Morgenglühen 109.
Junge, Fr., Die altkirchl. apostol. Perikopen 101.
Karsten, Hermann, Die Geschichte d. evgl. luth. Mission in Leipzig, I. Teil 213.
Keck, K. H., Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners 666.
Kelber, Ludwig, Jesus Christus 329.
Keller, S., Im Wegewinkel 670.
Keller, P., Wird die Sittlichkeitsbewegung siegen? 214.
Ketschendorf, Leopold, Was muß in diesem Jahrhundert noch erfunden werden? 559.
Kinzler, A., Das Schriftzeugnis von Jesus 99.
Kirche und Juden 433.
Kirchner, Dr. Fr., Gründeutschland 101.
Klaassen, Joh., Was ist Wahrheit 550.
Klee, Gotthold, Das Buch der Abenteuer 447.
Kneipp, Sebastian, Meine Wasser-Kur 446.
Koblinski, K. von, Zehn Jahre Gefängnisprediger 214.
Koser, Reinhold, König Friedrich der Große 216.
Kosma 554.
Krause, Dr. Ernst, Die nordische Herkunft der Trojasage 552.
Krüger, H., Huß u. seine Richter 103.
Kruse, H., Frau Christine 219
— Die Frauen von Helgoland
— Der elternlose Sohn
— Der Wettlauf
— Der Tod des Crassus 220.
— Johann
— Ferdinand von Schill
Kübel, Robert, Die Offenbarung Johannis 322.
Kulemann, W., Der Arbeiterschutz 97.
Lahrßen, Hermann, Unter der roten Fahne 548.
Lanz, H. K., Alban Stolz und die Juden 98.
Leibig, Oskar, Erlebnisse eines freiwilligen Jägers 439.
Lemm, Daniel, Über Träume im Lichte evang. Glaubens 433.
Lenz, H. K., Alban Stolz und die Juden 210.
Lewes, Dr. Louis, Shakespeares Frauengestalten 669.
Linke, th. D. Joanne, Cithara Sacra 667.
Litzmann, B., Das deutsche Drama in den litt. Bewegungen d. Gegenwart 664.
Lörcher, Ulrich, Familie Lavenstein 334.
Mädchenzeitung, Deutsche, 214.
Maisch, G., Religiös-soc. Bilder a. d. Gesch. d. dtsch. Bürgertums 223.
Martius, Dr. Wilh., Ersatz für Branntwein 446.
Max, Robert, Nationale Pflichten zur Lösung der Judenfrage 98.

Mendelsohn, Dr. M., Die Pflicht der Selbstverteidigung 548.
Meyer, Fr., Von der Behandlung d. bibl. Geschichte in den Kleinkinderschulen 215.
Meyer, J. B., Vaterlandsliebe, Parteigeist und Weltbürgertum im Deutschen Reich 546.
Milman, Bischof Robert, Mitslaw oder die Christianisierung Pommerns 217.
Mojon, H., Gehen wir einer socialen Katastrophe entgegen? 657.
Mottkes, Helmuth von, Briefe an seine Braut u. Frau 2 Bde. 327.
Mues, A., Lebens-Erinnerungen und Reise-Eindrücke einer Erzieherin 439.
Nissen, H. A., Jugendgedichte eines Einsiedlers 220.
Nordhausen, Richard, Die Mär von Bardowieck 439.
Nugent, Paul 332.
Pasch, K., Des Prometheus Götterbildnis
— Selbst nicht Amor frei von Liebe 219.
Patzschke, Fr., Durch Sturm zur Stille 669.
Pesch, Heinrich, Liberalismus, Socialismus u. christliche Gesellschaftsordnung 547.
Pfeiffer, F., David, der Erwählte Gottes 212.
Polenz, Wilhelm von, Der Pfarrer von Breitendorf 442.
Polko, Elise, Glück und Leid 557.
Poschinger, Rüter Dr. H. v., Fürst Bismarck und d. Parlamentarier 546.
Presting, kgl. Seminardirektor, Die bibl. Geschichten des Neuen Testaments in Bildern 551.
Raabe, Wilhelm, Kloster Lugau 444.
Rathmann, Dr. W., Dienet einander 101.
Reder, H. von, Rotes und Blaues Blut 109.
Rein, Dr. P., Anschauungstafel für den Glockenguß 671.
Retzenstein, Baronin von, Das Rätsel des Lebens 668.
Remin, Ernst, Der Bauerngraf 222.
Renatus, Johannes, Allerlei aus dar Aeberlausitz 224.
Richter, Alb., Deutsche Redensarten 448.
Rieker, Dr. K., Die rechtl. Natur d. mod. Volksvertret. 657.
Ritter, Professor Hermann, Über die Ehe 672.
Roberto, F. de, Hermann Raeli 669.
Rocholl, Dr. H., Lutherzelle u. Trappistenkloster 433.
Rocholl, R., Christophorus 448.
Rosegger, R, Peter Mayr, der Wirt an der Mahr 334.
Rösel, Georg, Juden- und Christenverfolgung 437.
Rösel, Georg, Luther und die Juden 210.
Rudolph, Dr. Joh., Monatsrosen 671.
Rupprecht, Eduard, Anschauung d. krit. Schule Wellhausens vom Pentateuch 323.
Schaefer, Rudolf, Philipp Melanchthons Leben 662.
Schäfer, P. Theod., Vorträge a. d. inneren Mission 213.
Schenck, Gustav, Friedrich von Bodenstedt 663.
Schindler, A., Die Evang. Kirche u. die Heilsarmee 551, 660.
Schlatter, Dora, Vom Lebensbaum 222.
Schlier, Kirchenrat D., Der Römerbrief 549.
Schmidt, Maximilian, Hancicka, das Chodenmädchen 110.
Schmidtlein, R., Brehms Tierleben. Kl. Ausg. f. Volk u. Haus. 2. Aflge. 3. Bd. 552.
Schröder, E., Kaiser Wilhelm II. 438.
Schücking, Theod., Briefe von A. von Droste-Hülshoff und Lewin Schücking 663,
Sering, Dr. Max, Die innere Kolonisation im östl. Deutschland 97.
Seybold, D. Chr., Evang. Hauspostille 99.
Siedel, Dr. E., Leitf. f. d. Religionsunterr. in der Fortbildungsschule 435.
Sosnosky, Th v., Der Sprachwart 106.
Sperling, Rudolf, Vor dreitausend Jahren 218.
Spillmann, Joh., Die Wunderblume von Worindon 445.
Starck, E. von, Palästina und Syrien 662.
Starcke, R., Karl Zeitz 335.
Steinhausen, Heinrich, Geschichte Wendelins v. Langenau 557.
Steinmetz, Pfarrer Dr. E., Konfirmations-Gedenkblätter 559.
Stenglin, Fr. von, Kaiser Wilhelm II. 559.
Stoffel, Fritz, Eine Bauernrevolution 440.
Stoffel, Fritz, Engelbert, der Reichsverweser 108.
Streitfragen, Fachorgan d. dtsch. Sittlichkeitsvereine 214.
Suppe, Lic. Dr. L. E., Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle 101.
Suttner, Bertha von, Phantasien über den „Gotha" 557.
Tanera, Karl, Deutschlands Kriege v. Fehrbellin bis Königgrätz IV. V. 552.
Telchow, Hofrat Dr. med. R., Zur Entstehung der Cholera 554.
Tolstoi, Graf Leo N., Das Nichtsthun 447.
Tournier, G., Mülhausen i. E. im XVI. Jahrhundert 553.
Uhlhorn, Dr. G., Die kirchliche Armenpflege 215.
Varley, Henry, Von den letzten Dingen 212, 661.
Vorberg, M, Superintendent, Wie erhalten wir die Jugend unseres Volkes rein 214.
Vorbrodt, G., Principien d. Ethik und Religionsphilosophie Lotzes 326.
Wächter, E., Die christl. Perikopen 327.
Wackernagel, Wilhelm, Geschichte d. dtsch. Litteratur 438.
Wagner, Prof. Adolf, Die neueste Silberkrisis 545.
Wagner, Prof. Dr. A, Obdachlos 556.
Wagner, E., Was sagt Christus von den Juden! 98.
Waich, J. G. A., Die Judenfrage 98.
Walther, Lina, Der Adjunktus von Oldenhausen 221.
Warneck, D. G., Evang. Missionslehre 102.
Was will die deutsche Reichspartei? 321
Werder, Hans, Weidmannsheil 558.
Wichern, J., D. J. H. Wichern und die Brüderanstalt des Rauhen Hauses 214.
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg 443.
Wolff, Franz, Welke Blätter 111.
Zelau, Kurt von, Reime und Träume 555.
Ziegler, Ernst, Spinngewebe 444.
Zola, Emile, Le Docteur Pascal 222.

Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

Otto Kraus.

VI.

Es folgen zunächst sieben Briefe, die von Leo in den Jahren 1852 und 1853 an den Präsidenten von Gerlach gerichtet worden sind. Der Brief vom Oktober 1852 ist um mehr als die Hälfte gekürzt, weil in ihm Nebensächliches ausführlich erörtert worden ist, was für den Briefempfänger von Wert war, uns aber nach Verlauf von vierzig Jahren völlig gleichgültig ist.

Brief vom 1. Juli 1852:

„Ich würde es nicht wagen, Ihnen das beiliegende Buch zu übersenden, hätte mir nicht Ihr Neffe Friedrich erst kürzlich gesagt, daß Sie sich doch allenfalls auch dafür interessirten, einen Blick in die Grammatik einer Ihnen übrigens fern liegenden Sprache zu thun. Lachen Sie mich also nicht aus mit meiner irischen Grammatik.

Sie haben das letzte Jahr hindurch eine Lehrkanzel, wie die Holländer sagen, in praxi verwaltet, und ich habe mich, wie immer, an Ihrem Leuchten, wenn auch öfter nicht an den Dingen, die Sie behandelten, erfreuen können. Meinerseits bin ich wie eine Motte oder Mücke herumgeflattert nach allerlei glänzenden Dingen, d. h. mit anderen Worten, ich habe mich einmal in eigentlicher Arbeit sehr, sehr ausgeruht und bin zur Erfrischung eine Zeitlang meinen Appetiten nachgegangen. Es gab eine kurze Zeit, wo mir Politik und Geschichte fast zu Brechweinstein zu werden droheten.

Vorigen Sonntag war ich in Berlin und hatte das Glück, den ganzen Nachmittag mit Ihrem Herrn Bruder bei Hengstenberg zuzubringen. Ihr Herr Bruder war, wie immer, sehr gnädig und mittheilend, doch weiß ich nicht, lag es an mir, war ich ein wenig lahmgelegt durch das lange nicht gesehen haben, oder täusche ich mich nicht, und lag es an ihm, daß er nämlich trotz aller lebhaften Unterhaltung noch durch etwas anderes in seinen Gedanken präokkupirt war, kurz! ich hatte das Gefühl, daß irgendwo in oder außer mir etwas Stockendes, nicht Flüssiges vorhanden sein müsse. Wegen meiner Auffassung Gregors VII. hat mich der Herr General etwas zu bürsten gesucht. Die Gründe dieser Bürstung aber verfangen bei mir nicht. Wenn ein Papst wie Gregor auf weltliche Fürsten, wie die seiner Zeit waren, mit väterlicher und am Ende auch nichtväterlicher Verachtung herabsieht, so finde ich das so in der Ordnung, daß er ein miserabler Papst sein müßte, wenn er's nicht thäte. In dem Maße, wie Gott einem

Menschen Weisheit schenkt, muß er herrschen wollen, er versündigt sich, wenn er nicht in solchem Maße herrschsüchtig ist."

Brief vom 10. Juli 1852:

„Ihre Mahnung — — — kömmt formell zu spät, materiell war sie auch früher schon bei mir. Ich habe aber trotzdem schon vor vierzehn Tagen unterschrieben und unmittelbar darauf die Erläuterung meiner Unterschrift an Nathusius abgeschickt für das Volksblatt. — Wenn Sie meinen Schritt recht beurtheilen wollen, müssen Sie doch nothwendig zweierlei im Auge behalten: erstens daß die, denen ich meinen Namen beigefügt, nichts verlangen, als wozu sie ein Recht haben, wozu ich auch ein Recht habe, nämlich eine Declaration, ob man uns weiter als Glieder dieser unirten Kirche betrachten und respective, wenn einmal die Concordienformel und der Heidelberger Katechismus leibhaftig in die Glieder des Oberkirchenrathes fahren sollten, uns jetzt schon gegen solche künftige Gelüste eine Assekuration geben will. Allerdings die Motivirung dieses Verlangens hätte ich, streng genommen, nicht ganz unterschreiben können, aber dann hätte ich, streng genommen, nie zu etwas Gemeinschaftlichem gehören können — eine etwas anders gezeichnete Nase als jeder Andere hat Jeder — das Hauptverlangen theile ich wirklich. Zweitens aber, daß ich, so großen Respect ich vor dem Werke der Reformation habe, so ganz geringen habe vor den Kirchen der protestantischen Seite, und wenn ich von lutherischer, reformirter, unirter Kirche dann und wann zu reden mich entschließe, hat das Wort Kirche jedesmal einen anderen Sinn, als wenn ich von der Kirche, d. h. der katholischen rede. Es sind und bleiben doch nur Experimente, die alle nur darauf hinauslaufen, praktisch darzuthun, was ich von selber weiß, daß es mit diesen Kirchen als Kirchen nichts ist. Im Wesentlichen sind wir ἐν ἐρήμῳ [in der Wüste]. Diese ἐρημία hat mir die s. g. unirte Kirche am reinsten gewährt, deshalb liebe ich sie und will mir von dieser ἐρημία nichts rauben lassen durch die, welche auf dem Standpunkte gemachter Confession stehen, will mich auch zum Schein nicht mit ihnen vermengen lassen. Die Augustana aber ist keine gemachte Confession, denn sie ist ja nur eine Aufzählung von Beschwerdepunkten über Mißverständnisse oder Mißbräuche, die sich an die Kirchenlehre angehängt haben, und diese Kirchenlehre ist ihre Basis; diese allein deckt alle die unzähligen Lücken, die zwischen ihren Paragraphen liegen, obwohl sie gewöhnlich anachronistisch verstanden und das unverdauliche Zeug der späteren Confessionen ihr untergebaut wird, wozu kein Mensch ein historisches Recht hat. — Ich weiß recht gut, daß der hiesige Schritt von den Meisten in ganz anderem Sinne gethan ist, ebenso weiß ich, daß er in noch anderem ausgebeutet werden wird, aber wie ich meinen Sonderstandpunkt schon im Volksblatte gewahrt habe [Volksblatt 1852, S. 804 u. 996], kann ich das durch spätere Erklärungen anderes Ortes und bei anderen Gelegenheiten noch fester und vollständiger. — Meinem Thun liegt allerdings auch ein wenig Geärgertsein zu Grunde über dies Herumfingern mit unklarer Hand an Kirchensachen. Der Oberkircheurath weiß nicht recht, was er mit den Confessionellen in der unirten Kirche anfangen soll, die pommerschen Lutheraner machen ihm den Kopf heiß, da fährt er mit diesen Dingen dazwischen. Er stärkt damit nur wieder den Eigensinn und berechtigt die bornirte Auffassung, ich wenigstens vermag es nicht anders zu verstehen, und das alles vis-à-vis einer Zeit, wo die großartigsten Entwickelungen bevorstehen. — Vielleicht ist es ein Stück Wahnsinn und Verrücktheit in mir, aber in wachsendem Maße während der letzten vier Jahre hat mich der Glaube in Besitz genommen an eine wunderbare Wiederherstellung der Kirche. Ich sehe, wie Italien factisch schon ganz von der Kirche abgefallen ist; die Engländer haben die Zeit vor der Revolution und die Zeit der Revolution gut benutzt, ihre Art, das Christenthum zu behandeln, an den Mann zu bringen, und mit Ausnahme einiger piemontesischen Bischöfe, denen das nationale englische Bisthum und die Perücken im Oberhause die Köpfe verdreht haben, ist Niemand mit einigem Verständniß darauf eingegangen, sondern Alle haben nur die negative Seite davon ergriffen und nach der positiven versuchen sie

Ergänzungen aus allerlei Weltweisheit. — Sie können alle Schattirungen von dem platteſten Atheismus, wie Sie ihn in öſterreichiſch Italien und der Romagna verbreitet finden, bis zum Pantheismus in chriſtlich-myſtiſcher Faſſung, wie er in Florenz mit Demuth und Heiligengrimaſſe ſein Spiel treibt, repräſentirt finden, es iſt unmöglich anders, als daß in gar nicht langer Zeit der Papſt auf länger hin ausweichen muß, und er wird nirgends einen Sitz finden als in der Schweiz; die Majorität im Cardinalscollegio wird einmal längere Zeit an Deutſche, Engländer und Franzoſen kommen. Das wird die Brücke werden zu der endlichen Entwickelung, zu welcher der Erlaß des Oberkirchenrathes ſo gut als das Halliſche Verlangen einer Declaration, die Stockporter Wüſtung ſo gut wie der Cardinal Wiſemann vorläufig Steine behauen. Wie durch einen Nebel hindurch ſehe ich jenſeits all dieſes ſcheinbar wüſten Durcheinanders lichte, herrliche Gefilde, wenn die Roſen, die darauf blühen, vielleicht oder gewiß vielmehr auch Blut von Chriſten iſt. Wir ſind noch lange nicht zur Ruhe — Gott ſei Lob und Dank!

Daß Sie mein Mittelalter durchgeleſen, thut mir faſt leid, denn eine Menge der Dinge, die in einem ſolchen Buche ſtehen müſſen, ſind nothwendig nicht zum Leſen, ſondern zum Nachſchlagen. Da Sie es aber durchgeleſen haben, freue ich mich, daß Sie doch alſo gewiſſe Partien geleſen haben, über die ich gelegentlich mir Ihre Meinung erbitten werde. Leider kann ich jetzt nicht nach Magdeburg kommen, ich bin mit meinen Vorleſungen noch ſehr zurück und werde zuletzt kaum mit Dupliren fertig, halte aber meinerſeits auf das Fertigwerden; weiß dabei nicht, wie oft mich die Krankheit meiner Tochter vielleicht noch zwingt, einzelne Ausnahmen zu machen und auf Tage, wo ich Vorleſungen halten ſollte, nach Berlin zu gehen. Außerdem hält mich die völlige Umarbeitung der Reformationsgeſchichte, des dreißigjährigen Krieges und deſſen, was mit dieſen kirchlichen Motiven zuſammenhängt, im dritten eben durch die Hände der Setzer gehenden Bande auch an den Schreibtiſch gefeſſelt. — Mich tröſtet, daß die Themata, die wir zu beſprechen haben, keine ephemeren ſind, und daß, wo wir ephemere beſprechen, es zwar nicht nach Spinozas falſchem omnia sub specie aeterni, aber nach dem richtigen sub omni specie aeternum ſtatthat. — Wir können's jedesfalls in Frieden erwarten, wann der Herr uns zuſammenführt."

Brief vom Oktober 1852:

„Umſonſt ſoll allerdings Ihr Brief nicht geweſen ſein, da ich diesmal in der weſentlich beſſeren Lage bin, dieſen zweiten Band von Radowitz noch nicht geleſen zu haben, alſo auch nicht nöthig habe, auf Aufgewärmtes ausgehen zu müſſen, obwohl das Ganze ja doch ein aufgewärmter Kohl bleibt. Hinter Ihren Erwartungen werde ich aber jedesfalls zurückbleiben müſſen. Auf Scham, Reue, Buße vermag ich nicht hinzuarbeiten, denn ich habe vollſtändig den Eindruck, daß das in dieſem Falle nur, wenn es glückte, dazu führen könnte, etwas Fremdes, nicht aus der eigenen Perſönlichkeit Herauswachſendes zu obtrudiren. So etwas gelingt immer nur momentan und hinterläßt ſehr bald nur das Gefühl der Unbehaglichkeit, des Grollens mit ſich, was jedes Mal damit verbunden iſt, wenn Jemand etwas gethan hat, was mit ſeiner übrigen Lebensbeſtimmung nicht in Harmonie ſteht. Dies aber wäre hier, denn dieſer Herr hat in ſeinem Weſen ſehr wenig Negatives, zur Selbſtkritik Geneigtes. Jeder Menſch von reicher Phantaſie kömmt leicht los von häßlichen Erlebniſſen, ſeine Phantaſie arbeitet poſitiv fort und bietet Beſchäftigung die Fülle, ſo daß, was zu ihr keine angenehme Beziehung hat, bald vergeſſen und jede Erinnerung daran nur ein ſchmerzliches Losreißen eines Verbandes iſt. Ich muß Ihnen mit dem ganz trivialen Satze kommen, daß man die Menſchen nehmen müſſe, wie ſie ſind, auch die Weisheit des Beichtvaters ruht zuweilen auf dieſer Trivialität und Naturen, die reich ſind an poſitiver Phantaſie, laſſen ſich weit beſſer auf rechtem, gutem Wege halten dadurch, daß man ihrem natürlichen Zuge nachgiebt, aber vor dieſen Wagen allmählich beſſere Pferde ſpannt und allmählich mit ihnen fröh-

lichere Wege einschlägt, als dadurch, daß man sich selbst auf die Negative setzt und ihnen zuschreit: Du bist auf falschem Wege und absolut fahre ich dich nicht auf diesem Wege. — Radowitzens ganze Macht ruht auf dieser Art beichtväterlicher Weisheit. Lassen Sie uns doch von diesem Manne auch etwas lernen. Alles, was man negativ zu sagen hat, läßt sich auch positiv ausdrücken, und wenn ich die Wahl habe, einem Kranken seine Arznei ebensogut mit Zucker als mit einem widrig schmeckenden Salze zu componiren, sehe ich nicht ein, warum ich ihm die Sache nicht erleichtern und Zucker zur Composition wählen soll. — —"

Brief vom 25. Dezember 1852:

„Heute als am ersten Weihnachtstage, d. h. nach christlicher Zeitrechnung am ersten Tage des Jahres 1853 unseres Heils, da Alles still und ruhig um mich ist und ich so allein auf meiner Stube sitze und nachdenke über alle die bunten Erlebnisse des verlaufenen Jahres, faßt es mich mit einem Male, Ihnen zu schreiben. In den letzten Tagen sind mehrere Abgeordnete hier durchgekommen, Pernice auch hier geblieben, und unmittelbar oder mittelbar habe ich mancherlei von dem Treiben in Berlin gehört, in specie von dem Treiben in den Kammern. Es ist möglich, ich habe Alles das nicht recht verstanden, möglich auch, meine Referenten haben nicht die rechten Punkte gefunden, mir das Versöhnende klar zu machen, aber so wie die Sachen nun vor mir liegen, muß ich sagen, habe ich einen unbeschreiblich traurigen Eindruck. Seidenwürmer machen während ihres kurzen Daseins eine Häutung durch, mangelt ihnen im Moment der Häutung die rechte Quantität bekömmlichen Futters, so haben sie nicht Kraft genug, die alte Hülle zu sprengen und abzustreifen, und sterben dann elendiglich den Tod der Erstickung im alten Balge. So kommen mir der Beschreibung nach die Zustände in diesem Augenblicke in Berlin vor, als wäre man in einer Häutung und es fehle an Futter, Alles stocke und die Gefahr rücke heran des Untergehens im alten Balge. Schon in der vorigen Session war diese unglückliche Geschichte mit der ersten Kammer, die Sache hat uns um mehrere Jahre zurückgebracht in unserer Entwickelung, indessen damals konnten Sie und Ihre Partei nicht anders, es war eine unglückliche Constellation und man hat hinnehmen müssen, was einmal in der Anlage verdorben war. Heute steht die Sache anders. Die jetzigen Kammern haben ein neues Leben begonnen und ihre Succession ist nicht wie die eines Kronprinzen mit Verpflichtungen aus der vorigen Regierung beladen. Dennoch, wenn ich recht verstanden habe, treten die Parteien der rechten Seite in der Parteifrage in die Fußtapfen ihrer Vorfahren? Was soll das heißen? — Bei der letzten Session konnte man die Schuld anderwärts suchen: in der Regierung, am Hofe, in anderen Parteien, und Ihre Partei konnte nicht so plötzlich umspringen, es hätte den Vorwurf der Charakterlosigkeit gebracht. Aber nun? aber nun? — Sie wissen, ich streite nicht mit Ihnen über die Natur der ersten Kammer. Wenn wir die Frage in abstracto, oder auch mit dem konkreten Preußen — „save one head" — in der Rechnung in abstracto abzuhandeln hätten, wären wir vollkommen d'accord. Aber zu der konkreten Abmachung im Ganzen gehört dies „one head" unabweisbar, Alles ist chimärisch, unreal ohne dies eine. Wir haben schon einmal davon gesprochen und Sie haben mir Recht gegeben, daß es unpolitisch sei, den guten Willen dieses einen zu vernachlässigen. Thun Sie es nun doch, so kaufen Sie meines Erachtens um einer linearischen Consequenz willen ein unabsehbares Meer von Verwirrung ein. O bitte, bitte um Gottes Willen, um unseres braven Preußenvolkes Willen betrachten Sie doch den Casus noch einmal, recht konkret, recht real, falls die Voraussetzungen meiner Berichte richtig sind. — Sie haben einerseits das Vorgehen nach der Schnur, ganz gerade, aber unendlichen Wirrwarr, Verstimmung und Confusion dahinter, oder das Abgehen ein wenig von der Schnur und glatten Weg im übrigen; ein Opfer allerdings, aber ein Opfer, was tausend Segen im Geleite hat. Die beste Art, mit Feinden zu kämpfen, ist die, daß man sich auf ein Terrain stellt, wo sie ihre Waffen nicht

brauchen können, in diesem Falle aber, glaube ich, gehört nicht viel dazu, wenn man nur das Opfer bringen will, den Feinden sogar ihre eigenen Batterien zu nehmen und sie mit ihrer eigenen Munition zu beschießen. Halten Sie nur dies Eine fest: Preußen ist ein Produkt der Krone; ohne die Krone auf seiner Seite zu haben, kann man in Preußen viele schöne Dinge schwatzen, aber nichts, gar nichts Ersprießliches thun. Die Krone mit ihren rechten Vertretern und Vertheidigern um sie vereint hat schon tausend politische Sünden übertragen und wird sie übertragen weiter, aber die Krone mit falscher Stellung verliert einen Theil ihrer magnetischen, heilenden Kraft und die rechten Vertheidiger ohne die Krone sind gar nichts als ein Unsegen für Land und Krone. Stellen Sie, wenn auch mit einem schweren Opfer, seine Einheit her, so haben Sie den Talisman des Sieges, ohne diese Einheit aber kömmt es zu dem erstickenden Hungerbalge der Seidenraupe.

Pernice berichtet mir das Schlagwort: „eine vorhandene Macht müsse man durchaus erhalten" — schön! aber wo ist die Macht? im Fleische? in dem zufälligen Zusammenfinden einer Partei? Entweder ist diese Macht eine geistige, real vorhandene, dann wird sie sich auch geltend machen, wenn die erste Kammer in ihrer jetzigen Gestalt drauf geht, oder sie ist eine zufällige, momentane, dann weiß ich nicht, was Sie davon conserviren wollen, weshalb Sie um ihretwillen Mißstimmung und Confusion noch mehren wollen.

Was mir Pernice von Stahls artistischen Plänen eines Hinüberschiebens dieser vorhandenen Macht in die zweite Kammer sagt, klingt mir zu fabelhaft. Zu solchen Dingen können doch nur müde Spieler kommen, die hinter'm Schachbrett zerstreut geworden, zuletzt Pläne entwerfen, ohne alle Rücksicht darauf, daß noch ein Anderer mitspielt und auch seine Pläne macht. Ueber diese Art Staatskünste habe ich geglaubt, wären wir weit hinweg.

Doch, wie gesagt, vielleicht langweile ich Sie ganz umsonst und habe Alles nur selbst confus gefaßt, schiebe meine Confusion vor und betrachte sie als eine außer mir vorhandene. Das sollte mich von Herzen freuen, wenn auch um Ihretwillen leid thun, da Ihnen meine Confusion dann allein diesen langathmigen Brief eingetragen hätte.

Zum Schlusse noch eines. Ich habe den ersten Band meiner Universalgeschichte dem Manne, der zuerst zu einem höheren Fluge mir den Ansatz gelehrt, den zweiten dem Manne, von dem ich Unberechenbares positiv gelernt, den letzten Freund Hengstenberg, mit dem ich ja nun auch bald zwanzig Jahre in Liebe und Treue hausgehalten, gewidmet, die mittleren Bände waren in den ersten Ausgaben ohne Dedication. In Anbetracht der unermeßlichen Güter am Geiste, die ich dem Umgange mit Ihnen verdanke, habe ich den 3. Band in 3. Auflage, der gleich nach Weihnachten die Presse verlassen wird, Ihnen gewidmet und nun erst fällt mir ein, daß es eine Unverschämtheit ist und ich nicht weiß, ob Sie mir nicht böse sind, Sie werden's nicht sein ohne Ursache, das weiß ich, hätten Sie aber eine dringende Ursache, es mir zu sein, so liegt es noch in Ihrer Hand, mir's zu verbieten, denn noch ist kein Exemplar ausgegeben, aber ich bitte darum, verbieten Sie mir's nicht, wenn Sie nicht wichtige Gründe haben."

Der nach Empfang von zwei Antworten in den ersten Tagen des Januar 1853 von Leo an Ludwig von Gerlach geschriebene elf Folioseiten große Brief ist so inhaltreich, daß ihn der Empfänger seinem Bruder Leopold zum Mitgenuß bezw. zur Mitablehnung übersandt hat. Sowohl der Präsident als der General haben den Briefrand mit zahlreichen Bemerkungen versehen.

„Sie haben mich in den beiden Briefen mit einem Reichtum an Gedanken und an Gedankensamenkörnern, die alle aufgehen möchten und fruchtbar schwellen, überschüttet, so daß ich meinen Vorrath nicht zu bewältigen weiß und im Voraus um Verzeihung bitte, wenn ich vielleicht manches Wichtige vergesse.

Allerdings haben Sie mich überzeugt, daß, wie die Partei ist und entstanden ist, eine rasche Wendung sie in Verwirrung stürzen müßte. Es wollen viele Zwischenstücke

eingeübt sein, ehe ein Bataillon von seiner Aushebung und Formirung an so weit eingeübt ist, um vollkommen feldgerecht zu sein. Auch davon bin ich überzeugt, daß ein blanco auf der anderen Seite große Besorgnisse erregen kann, ja! übler ausschlagen kann als ein bloßes Vacuum. Aber auf der anderen Seite wundere ich mich auch wieder, daß Sie Ihre Rekruten sich in der Stellung zu halten getrauen, in der sie sind. Nichts trübt den Verstand, bewegt die Auffassung mehr als eine oppositionelle Stellung irgend einer Art [Ludwig v. Gerlach: „Ich getraue es mir auch nicht oder kaum. Der K. thut Alles, uns zu vernichten durch die oppositionelle Stellung, in die er uns drängt und die uns zugleich eitel und confus macht."] Nur wo sie unmittelbarer Ausdruck der Art und Natur ist, hat sie diesen trübenden Einfluß nicht, und oft ist ein leises Hinüberzittern einer Partei in eine oppositionelle Stellung hinreichend, ihr eine Bewegungslinie zu geben, die, weiter verfolgt, weit neben dem Ziele vorbeischießen läßt. Wie leise ist noch das Hinüberzittern zu der Auffassung der Autorität als eines Todten in Thomas von Aquino, und heute ruht alles Starre, Unflüssige in der römischen Kirche auf der Verfolgung jener leise, Anfangs fast unmerklich divergirenden Linie. [Ludwig v. Gerlach: „Die philosophischen R. Katholiken, wenigstens die heutigen, entfernen aus der Transsubstantiationslehre jede Vorstellung von Täuschung. ‚Was in die Competenz der Sinne falle, werde von den Sinnen auch richtig aufgefaßt. Aber die ‚Substanz' liege außerhalb der Competenz der Sinne.'"] Wie leise ist am Ende in Luthers erster Auffassung das Hinüberzittern dazu, der Materie eine Realität neben Substanz und Form einzuräumen, und heute liegt als Resultat dieser leisen Divergenz eine allgemeine Verwüstung der Fähigkeit, Sakramente zu begreifen, eine völlige Verwirrung der Begriffe auf protestantischer Seite und von da wieder hinübergreifend auch weit und breit auf katholischer Seite (wo ja Millionen ihren eigenen catechismus romanus in seinen wahren Tiefen gar nicht zu fassen vermögen) vor. Fürchten Sie für die Partei nicht auf diese Weise ein Schicksal, wie es manche Zweige der Mathematik in Ostindien gehabt haben, wie es die vier Species bei uns beim gemeinen Mann haben, daß man nämlich Formen und Formeln handhabt, mit diesen Formen und Formeln rechnet wie mit Zaubermitteln, d. h. ohne die geringste Einsicht in deren Entstehung, Begründung und Nothwendigkeit? Man kann Rekruten auch so dürr mechanisch einexerciren, daß sie die Manoeuvrefolgen des Exercirplatzes selbst für Nothwendigkeiten halten und einmal actu das Kriegsbedürfniß genial gefaßte abbrevirte Manoeuvrefolgen oder ganz ungewöhnliche Combinationen erfordert, die Verwirrung unter den einexercirten Leuten noch größer ist, als unter nicht einexercirten. Doch ich bescheide mich hier des Urtheils. Sie haben den Stiefel am Leibe, ich nicht. Sie wissen also jedesfalls momentan besser, wo er drückt, als ich. Nur bitte ich, hüten Sie sich, den Druck blos als einen momentanen anzusehen, und darum nicht an das Schicksal des Stiefels zu denken, der zuweilen einfach dadurch dem Fuße gerecht wird, daß man sich entschließt, mit ihm in Wasser zu treten, daß er sich leichter der lebendigen Fußform schmiege. Mein Fehler in der Beurtheilung dieser Dinge in meinem letzten Briefe lag, wie mir scheint, darin, daß ich mich überwiegend mit der Stellung unseres Herrn identificirte und das gegenüberstehende Material zu sehr aus dem Auge verlor, und dabei noch ganz falsch meine Persönlichkeit an seine Stelle schob. [Ludwig v. Gerlach: „‚unseres Herrn', — so von einem deutschen Reichsstande zu sprechen würde mir schwer werden." Leopold von Gerlach: „Meinem Freiheitssinn geht es dagegen schwer an, in dem Kaiser Karl VII. etwa ein höheres Wesen zu sehen, sondern vielmehr nichts als auch einen Herrn, wie meinem Bedienten, meinen Rohrbecker Unterthanen (vor 1807), meinen Kindern, meiner Frau in mir doch auch ein König oder Herr ist. Immer tadelst Du an Haller, daß er das jus publicum zum jus privatum herabgezogen, und quasi mit Recht, Du aber machst einen ebenso anstößigen, abstracten Gegensatz von jus publicum und jus privatum."] In mir ist jene italienische Lustigkeit, die auf gutmüthiger Ironie ruht und deshalb am liebsten den Leuten ihren Willen läßt, aber die Leute dabei

in sich psychologisch so zu berechnen sucht, daß sie zuletzt mit ihrem Willen nur das thun, was ich auch wünsche, der durchaus dominirende Charakterzug geworden. Wäre also, als im vorigen Jahre die rechte Seite nach ihren wirklich vortrefflichen Leistungen anfing (worüber Sie vielleicht kaum ein Bewußtsein gehabt haben), in ihrer Pracht einherzustolziren, einige Eifersucht entstanden, hätte ich gedacht: Deine Vorfahren haben die Quitzows und Rochows zu Paaren getrieben, sollst du dir neue Quitzows und Rochows auf die Nase setzen lassen? so hätte ich vielleicht auch mich von Leuten, die etwas von dieser Eifersucht gesprochen hätten, in dieses Prachtstück von proponirter erster Kammer hereinlocken lassen. Aber nachdem die Rechte der actuellen ersten Kammer discutirt hatte, und in der That fast erschrocken war über ihre Courage, wäre ich nicht an die zweite gegangen, sondern hätte gesagt: sono patroni i signori! aber da ich ihnen den Willen thue und ihnen ihre Pracht zu lassen nun gnädig genug bin, so haben sie wohl die Gnade, mir meine Pracht auch zu lassen. Die Herren hidalgos und mayores mögen in Zukunft bleiben, wie sie einmal sind, aber dafür werden mir die Herren gnädigst erlauben, meine riccos hombres und was ich diesen gleichachten will als riccos hombres am Dienst oder Geiste in eine dritte oder vielmehr erste, allererste Kammer zu versammeln. [Ludw. v. Gerlach: „quelle idée! Mich graust vor diesem Gebiete der Einfälle und der Träume."] Preußen kann in Zukunft auch wie das alte Frankreich drei Kammern haben, dafür gebe ich ihnen den Staatsrath dran, den ich dann nicht mehr brauche; hat doch Aragonien sogar vier Kammern gehabt und diese Vierzahl feiert ja bekanntlich sogar die wissenschaftliche Blüthe der Linken in Deutschland. Ich hätte so, wie die Situation war, die drei Kammern wohl durchbringen wollen und hätte dann nicht blos das Vergnügen gehabt, meinen Willen auch zu haben, überdies meine Herren hidalgos vergnügt zu machen, sondern noch überdies in den constitutionellen Mechanismus ein wenn nicht temperirendes, doch hinderndes Rad mehr einzuschieben und die Mühle mehr in meine Gewalt zu bringen. [Ludw. v. Gerlach: „Nicht auf hindernde Räder kommt es an, sondern auf Kraft, die stockende Regierungs- und Kammermaschine — als Ein Ganzes — im Gang zu erhalten."]

Wenn dieser Zug zur Action auch mit wachsenden Jahren immer mehr in mir dominirt, so ist er doch von Kindesbeinen an in mir gewesen und hat mir tausendfach von Freunden den Vorwurf eines gewissen falschen, treulosen Wesens zugezogen — wovon ich in der That meine Seele in dieser Beziehung frei weiß — ohngeachtet ich diese Auffassung begreife. Ich meine, der liebe Gott macht es aber mit uns armen Menschenkindern ebenso, nur freilich er in der Vollkommenheit, d. h. immer und allerwegen und unabwendbar. Er läßt uns unsere Freiheit, fassen wir diese aber nicht als eine Gebundenheit in ihm, so vollbringen wir auch nur seinen Willen und liegen dabei mit der Nase noch obendrein im Drecke. Ich denke, da werde ich am besten anknüpfen können, was ich über Ihren Vorwurf des Pantheismus etwa vorzubringen habe. Meinen Sie damit nur dies, daß ich unbewußter Weise in tausend Worten und Warnungen und Gedankenreihen noch im Geleise des Pantheismus fortwolle, so kann ich freilich gar nichts zu meiner Vertheidigung sagen, denn die Sache ist einfach wahr, aber wie wäre es auch möglich, daß es anders wäre. Die ganze Atmosphäre des deutschen Geistes während der ersten fünfzig Jahre dieses Säculums war ja so geschwängert vom Pantheismus, all unser Denken, Sinnen und Dichten so wesentlich pantheistisch, daß ein Mensch, dessen Geist in dieser Atmosphäre erzogen ist, gar nicht umhin kann, noch fortwährend, wenn er in andere Luft kömmt, die Maden, die sich in jener Atmosphäre gebildet haben, als Mückenschwärme von sich ausfliegen zu lassen. Der Unterschied ist nur der, daß diese Mückenschwärme in dieser anderen Luft nicht leben können und alsbald todt zur Erde fallen, wie sie aus ihrer Verpuppung ausgeflogen sind. Es ist sehr edel von Ihnen, daß Sie sich die Mühe geben, Ihre Freunde auf dies Ungeziefer, was noch in denselben sitzt, aufmerksam zu machen, man kann so von diesem Geschmeiß schon Vieles in Larvengestalt von sich ablesen und gar nicht zum Aus-

fliegen kommen lassen, aber ob auch so die Säuberung bei meinen Lebzeiten ganz gründlich werden wird, kann ich nicht versprechen; meine Rückseite kann ich natürlich nicht selbst sehen und da kann immer noch solch Zeug nisten, während ich meine, es los zu sein. Und daß ich dies Geschmeiß als Ungeziefer überhaupt erkenne und diese Mückenschwärme, die sich von mir erheben, nicht mehr für Wohlgerüche halte, die sich aus meinem Geiste erheben, danke ich ja vor allem Ihren freundlichen Mahnungen. Sie haben sich, als noch weit dickere Brummfliegen um mich summten, nicht abhalten lassen, durch alle diese Schwärme den Durst meiner Seele sich näher zu betrachten und mir ein Glas edles Weines nach dem anderen gereicht, so daß ich nun sogar mit Ihnen zu streiten wage und mich zu vertheidigen, falls Ihr Vorwurf des Pantheismus weiter greifen und nicht blos diese Mückenschwärme in's Auge fassen sollte. Sie sagen: „Sie wollen doch gewiß den lebendigen Gott nicht zum bloßen Zuschauer der Weltgeschichte machen?" — gewiß nicht, denn „in ihm leben, weben und sind wir", aber er ist nicht blos in uns und mit uns, sondern auch außer uns und außer der Weltgeschichte, und also auch ein Zuschauer der Weltgeschichte — ja! dadurch, daß er zugleich Zuschauer ist, ist er erst der rechte Gott. Ich wollte, unser König und Herr wäre auch zugleich Zuschauer seiner Regierung, er würde dann noch in ganz anderem Sinne Regent sein als jetzt. [Ludw. v. Gerlach: „Sehr richtig! Meine Tendenz ist aber auch nicht, der Freiheit des Menschen etwas abzubrechen — welche die Römer practisch mit Recht gegen das servum arbitrium Luthers vertheidigen — sondern den Nothwendigkeits-Evolutionen des πᾶν."]

Ich nehme mit Ihrer Erlaubniß einen kleinen Umweg durch scheinbar ganz subjectives Zeug hindurch. Ich habe mein Lebtag unter gewissen Umständen an einer großen Verklommenheit gelitten, die Anderen nach Umständen bald als Schüchternheit, bald als Gleichgültigkeit erschien und erscheint. Sonst hat mich das sehr unglücklich gemacht, denn ich faßte es als einen positiven Mangel und glaubte, es sei meine Pflicht, durch Willensspannung darüber hinwegzukommen, bis ich mehr und mehr die Erfahrung machte, daß ich dadurch nur tiefer hineinkäme. Ein zufälliges Wort unseres Königs hat mich mit einem Male die Sache anders fassen lassen, und die Medicin wirkt, wenn sie mich auch (hoffentlich) nie ganz heilt. Er äußerte sich über Wegscheider's verklommenes Wesen und erklärte es für böses Gewissen; im gewöhnlichen Sinne konnte ich das nicht zugeben und übernahm des Mannes Vertheidigung. Nun aber hängen mir die Reden Anderer wie Angelhaken im Herzen und oft nach Wochen, Monaten tauchen sie wieder auf. Die Wendung war einfach dahin, daß ich anfing, meine eigene Verklommenheit unter diesem Gesichtspunkte zu beobachten — und allerdings hat der König Recht gehabt. Verklommenheit wurzelt in bösem Gewissen, und zwar in der Wirkung, Weiterwirkung gerade der unbewußtesten Schooßsünden in der Regel. Seitdem ist mir das, was sonst ein Gegenstand des Schmerzes war, ein täglicher Anlaß zur Freude, denn was ist das Empfinden der Strafe der Sünde anders als ein Empfinden der Nähe Gottes, und daß unser lieber Herrgott sich so weit herabläßt, die geheimsten, mir selbst in der Regel unbewußten Windungen meiner Gedanken, Vorstellungen, Wünsche zu begleiten und meine Eitelkeiten, Empfindlichkeiten u. s. w., wo ich sie selbst nicht bemerkt haben würde, mit Verklommenheiten zu markiren, das hat mir erst vollkommen das Gefühl der ewigen, unentweglichen Präsenz Gottes, das freudige Gefühl, daß ich in seinen Händen, und nur in seinen Händen bin, bei Tag und Nacht bin, in einsamer Kammer und in vornehmster Gesellschaft bin, gegeben; er hat jenes Wort des Königs als einen seiner Engel an mich geschickt, ich bin nun gar nicht mehr unglücklich, wenn ich dumm bin oder dummes Zeug mache, ich weiß ja dann erst recht, daß mir Gott zur Rechten steht, weil sogar zur Linken. Aber wollte ich mir die Präsenz Gottes nur so deutlich machen, daß ich in ihm lebe, webe und bin, so würde ich ja doch nur unvollkommen von dieser Präsenz ein Gefühl haben, auch wenn ich Alles so in ihn hereinversetze, wäre es noch unvollkommen, obwohl daraus schon folgt, daß die Menschen mögen thun, was si

wollen, das Resultat immer eine herrliche Musik wird. Ich brauche zu meiner Präsenz Gottes nothwendig auch, daß er selbst der Zuhörer dieser Musik und zugleich also außer ihr ist; daß er nicht nur wie ein pantheistisches immanens z. B. meine Gedanken begleite und markire, ihnen Allen als die geheimnißvolle Schwere innewohne, sondern auch mit persönlichem Antheil liebend neben, also außer mir stehe als transcendens und mir seine Engel sende. [Ludw. v. Gerlach: „Die Mystiker des 15. Jahrhunderts sagen: Das Fegefeuer sei die Liebe Gottes. — Dieser ganze Absatz des Briefes ist sublim.“ Leop. v. Gerlach: „Ja!“] Mir ist zuweilen wie Jakob im Traume und ich sehe leibhaftig die Leiter vor mir, die Himmel und Erde in Verbindung setzt. Ja! ich habe sogar oft die Empfindung, daß ich mich, daß ich meine Zunge und meine Feder hüten muß, um vor dem pantheistischen Geschlechte nicht zu viel von diesen heiligen Geheimnissen zu verrathen. So z. B. in der nächst vorher gegangenen Zeit, wo ich eine Antwort schrieb auf Krummachers Brief an mich im Volksblatt, welche in den nächsten Nummern des Volksblattes erscheinen wird. Wie habe ich da an mich halten müssen bei den Vorwürfen, die er den Katholiken macht wegen ihres Mariencultus. Ich habe mich begnügt, ihm ohngefähr zu sagen, daß doch Christus von ihr sein Fleisch genommen. Wie gern hätte ich ausgeführt, daß die Katholiken darin eben vor uns, die die Religion gar zu gern in Gedanken verflüchtigen, einen wesentlichen Vorzug hätten, daß sie Christum so leibhaftig und persönlich fassen, daß dies aber unmöglich sei ohne die gebenedeite Jungfrau, die ja eben seine Mutter sei und als wahre Mutter nothwendig mit ihm gekämpft, gelitten und gesiegt habe, und daß ich es für weit ersprießlicher halte, sich in die Tiefen des Marienlebens zu versenken, auch für christlich weit ersprießlicher, als alles Streiten über Synergismus und dergleichen theologisch-metaphysische Hobelbanksarbeit. [Ludw. v. Gerlach: „Hear! Hear! Wo ist die Leibhaftigkeit des Mittelalters geblieben, die mit Wahrheit und Schönheit — man weiß nicht mit welcher mehr — so eng zusammenhängt?“ Leop. v. Gerlach: „Es ist profan, der ewigen Wahrheit zu mißtrauen und ihr zuzumuthen, Irrthümer, die aus Wahrheiten entstehen, zu dulden. Das Heidenthum war in gewissem Sinne noch „leibhaftiger“ als das Mittelalter, und doch mußten die Götzenbilder zerschlagen werden.“] Hätte ich das aber gethan, so hätte mir Niemand mehr geglaubt, wenn ich zuletzt eingeräumt hätte, daß es eine Verirrung der römischen Kirche sei, der Jungfrau Maria das Mittleramt in dem Grade zuzuschreiben, wie es geschieht. Man hätte dann diese Versicherung als leere Klausel genommen. Solches Sichhüten ist nun allerdings selbst eine Verklommenheit und als solche eine Folge der früheren Sünden meines pantheistischen Denkens selbst, aber ich mache jetzt überhaupt keine gewaltsamen Willensanstrengungen mehr, aus Verklommenheit herauszukommen, und finde, das ist der beste Weg, wirklich davon loszukommen. Ich vergesse mich, indem ich an Gott denke und alle Verklommenheit ruht ja nur auf einem Sichnichtvergessenkönnen, auf einem Nichtloskommenkönnen von sich. Bringe ich es in diesem Michvergessenkönnen nur erst weit genug, dann werde ich auch heiligere Geheimnisse aussprechen dürfen mit Segen, während, wenn ich es erzwingen wollte, sich der Unsegen halber oder schiefer Wirkung unmittelbar anhinge. Gott wäre auch dabei, aber anders, als ich es absichtlich noch wollen kann, und auch unter diesem Gesichtspunkte haben Sie doch die Güte, zuweilen meinen s. g. Pantheismus zu betrachten, daß ich ab und zu, wo ich reden muß und gleichwohl das Gefühl habe, daß meine Lippen nicht geweiht genug sind, lieber mich einer Schlaffheitssünde als einer positiven Anstrengungsversündigung schuldig mache. Ich mache es nicht mehr wie die Braut im hohen Liede: „ich will aufstehen und in der Stadt umgehen auf den Gassen und Straßen und suchen, den meine Seele liebt“, denn ich würde da auch mir zuletzt sagen müssen: „ich suchte, aber ich fand ihn nicht“, vielmehr bleibe ich auf meinem Lager und zähme die Unruhe meiner Sehnsucht — er wird schon kommen.

Und wie ich so meine Vertheidigung zu führen wage gegen den Vorwurf des Pantheismus (den ich fortzusetzen bitte, wo Sie irgend glauben Anlaß dazu zu haben),

so wage ich auch meine und unserer deutschen Historiker Vertheidigung zu übernehmen gegen den Vorwurf schlechter Schreibart. Wenn Sie nur etwas tiefer nachsuchen wollen nach den Bedingungen der guten Schreibart, werden Sie sich überzeugen, daß Ihr Vorwurf in der That ein ungeheures Lob einschließt. Gut kann nur der schreiben, der sichere Voraussetzungen im Denken seines Publikums und eine reinlich festgestellte Sprache, durch die höhere Gesellschaft festgestellte Sprache zu seinem Dienste hat. Welche Voraussetzungen können Sie in Deutschland machen bei den höher sich Interessirenden? Gar keine! Die trivialsten Dinge müssen Sie durch Klauseln und Herbeiholungen erläutern, wenn Sie so verstanden werden sollen, wie sie verstanden sein wollen. Die mächtigste Gährung — das ist die wahre Voraussetzung — und was die Sprache anbetrifft, so hängt diese ab von der Basis jener Voraussetzungen. Wer also bei uns gut schreiben will, der muß sich beschränken auf die oberflächliche Auffassung, welche die gang und gäbe der allgemeineren höheren Gesellschaft ist, in welcher fruchtbare Gedanken nur in der Gestalt geistreicher Blitze entrée haben. [Leopold von Gerlach: „Sehr richtig! Das gilt auch von der s. g. Beredtsamkeit und darum verzeihe ich Dir 1) Repetitionen und Trivialitäten, 2) schlechte Witze in den Rundschauen, deren letzte, August 1853, übrigens sehr gut ist." — Die Verzeihung gilt selbstverständlich dem Präsidenten von Gerlach.] Ranke ist insofern der incarnirte Genius der in unseren Tagen möglichen guten Schreibart, und er hat dazu in allen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eine unvergleichliche Ausstattung. Ich bewundere ihn; in seiner Art ist er einzig, so lange die Welt steht. Nie hat Jemand ein ähnliches Geschick gehabt, sich, durch den Garten der Geschichte wandelnd, eine Partie schöner Blumen und grünes Laub auszuschneiden, die Schönheit des Einzelnen durch die Ordnung des Ganzen in ein Bouquet noch zu verdoppeln, und das so reizend aus charakteristischen Blüthenformen, die durch grünes Laub doch Hintergrund genug haben, um genossen werden zu können, zusammengebundene Bouquets dann auf die Porzellanvase eines Geschichtsbuches zu malen. Es sind wirkliche Kunstwerke, sie gehören in den Salon. — Ich dagegen laufe in dem Garten herum, nicht um mir schöne Bouquets daraus zu schneiden und vornehme Gesellschaft zu entzücken, sondern ich studire die Gartenanlage, ihre Effecte im Ganzen und Einzelnen, die Verbindungen ihrer Baumanlagen und Wiesenplätze und Wasserflächen und Wege und Stege, und was ich zuletzt zu Papier bringe, ist weder ein Bouquet noch eine Ansicht, sondern ein Versuch des Grundrisses mit Einzelangabe des Bestandes und Bemerkungen über das Verhalten der Bodenarten und Vegetationsgruppirungen — ein Opus, gut zu mannigfacher Disputation mit Gärtnern und Gartenfreunden, nicht mit Damen und Künstlern. [Ludw. v. Gerlach: „Das ist alles recht gut; aber manchmal tappt er auch als deutscher Professor und Buchmacher in dem Garten umher, sieht manche Blumen und Beete gar nicht, tritt darauf u. s. w." Leop. v. Gerlach: „Leo hat recht. Darum lese ich seine Schriften lieber als Rankes, denn sie geben mir reellere, wahrere Geschichte."] Sollte ich jemals gut schreiben lernen, so müßten zuvor die Leute im Salon etwas zusammenhängender denken und mit den Worten der Sprache etwas präciser umgehen lernen. Auf die Benutzung von Vagheiten zu geistreichem Helldunkel, und von Aufmalungen, wobei alles Gemalte nur die schöne oder interessante Seite zukehrt und man keinen Blick in den Rücken, in die verdeckt bleibenden Partien thun kann, verstehe ich mich durchaus nicht, wie überhaupt nicht aufs Malen, sondern nur aufs Reißen. Meine Bewunderung Rankes ist ganz neidlos, gerade so neidlos, wie ich Ariostos rasenden Roland lesend bewundere und doch um keinen Preis geschrieben haben möchte, weil ich den Ruhm, den Roland geschrieben zu haben, nicht damit erkaufen möchte, daß ich nicht eben ich wäre.

Und nun komme ich zu der letzten Partie Ihres Briefes, zu dem Leviten, den Sie mir lesen über die Auffassung unserer kirchlichen Verhältnisse. Da wage ich nun sogar, in directe Opposition zu treten nach einer Menge Seiten. Haben Sie wohl einmal wirklich und eindringend zum Gegenstande Ihres Nachdenkens gemacht, wie

eigentlich die Confessionen zu Stande gekommen sind? Wenn die Augustana einen ganzen alten Lebensbestand von Offenbarungen und deren Pflege gewidmeter Institute auf- und annimmt und dazu einige Klauseln macht, welche wirkliche, unleugbare, lebendig gefühlte Mißbräuche und Auswüchse von diesem heiligen Leibe abzutrennen bestimmt sind, so hat das Hand und Fuß und ist ein menschlicher Sinn darin. Wer ein gefühltes Leid entfernen will, weiß was er will, und wer klar weiß was er will, kann es auch präcis sagen. — Kömmt nun aber einer hinzu, der für den Leib, den zu conserviren eine solche Schrift eigentlich die Aufgabe hat, gar keine Liebe mehr hat, und setzt sich der in den Negationen fest und macht sie zum Princip, die Zerreißung zur Aufgabe, und entsteht dann zwischen den Zerreißenden Uneinigkeit und aus dieser babylonischen Thurmssprache heraus werden Festsetzungen gemacht, und mit diesen Festsetzungen, die den Geist, aus dem sie geboren sind, lange überdauern, selbst Leichen, vertrocknete Leichen geworden sind, wird die Prätension verbunden, daß sie weiter und immer weiter bestehen sollen, ich weiß nicht, ich verstehe das nicht, oh ich verstehe wohl wie einzelne Menschen, die gerade diese Singularität studirt haben und sich auf dieser Arena als Haupthähne fühlen, schreien, alle Welt müsse zu dieser Arena kommen, aber wie Jemand kommen kann außer ihnen, der noch etwas Besseres zu thun hat, das begreife ich nicht. Die Reformation kann ich mit einem gewissen freudigen Mitbewußtsein in mich aufnehmen, die Epigonen der Reformation sind mir aber das ekelerregendste Geschmeiß geworden, was es geben kann. [Ludw. v. Gerlach: „Es ist wahr, man hat damals die Eine heilige Kirche mit Schulgezänk erfüllt. Aber wir sollen des HErrn und Seines Leibes Herablassung und Liebe zur Knechtsgestalt nicht vergessen. Der Heiland ist viel herablassender als Leo und als wir. ‚Wo Er kann einige Fromme finden, läßt Er sie seine Liebe seh'n' ist mir immer besonders rührend gewesen. Man sieht Ihn umhergehen mit einer Laterne in die bescheidenen Gassen einer Vorstadt und hie und da einkehren bei einem alten Weibe mit der Brille auf der Nase, und ihr noch danken, daß sie Ihm aufmacht." Leop. v. Gerlach: „In Leos Anschauung der Kirche ist stets ein Bedürfniß nach weltlicher Macht, was auf Unglauben beruht. Er wäre schwerlich im 1. Jahrhundert Christ geworden, aus historisch-pantheistischer Anerkennung des Imp. Roman."] Nun stünde die Sache noch anders, wenn man jetzt erst Hand anlegen sollte an den confessionellen Bestand — da könnte einem allerdings die Hand zittern vor dem ersten Anrühren — allein dies Anrühren hat stattgefunden in einer Zeit, wo die Anrührenden gar kein Bewußtsein hatten über das Bedenkliche ihres Thuns; dies Zeug von den Schmalkaldischen Artikeln bis zur Concordienformel, von Calvins institutio bis zum Heidelberger Katechismus war gesprengt und man fängt an und arbeitet sich von neuem in diese Winkel ohne Ausgang hinein Sie sagen: aber man war es denen, die an der Confession hingen, schuldig — da antworte ich: nur dann, wenn ihnen, wie unter der vorigen Regierung, das Leben außer der Union erschwert worden wäre. Aber Niemand hinderte ja die Leute, die es nicht lassen konnten, mit Sattel und Zeug ins Lager der separirten Lutheraner oder Kohlbrüggianer zu reiten, warum entlastete man also die Krone Preußen nicht von der Vertretung dieser engen confessionellen Interessen? — Sie sagen: auf diese Weise wäre nichts in der Landeskirche geblieben, als der Rest der Indifferenten. Das ist nicht richtig, erstens ist dieser Rest weder klein noch unwichtig, zweitens aber wären außerdem auch die Evangelisch-Katholischen, wie ich bin, geblieben, und deren Zahl ist größer, als Sie sich denken, wenn auch noch klein genug, und sie würde nach dem Ausscheiden der confessionell Strengen noch mehr gewachsen sein. [Ludw. v. Gerlach: Er verkennt ganz — weil er nicht genug mit der Kirche lebt —, daß das Wesen der confessionellen Bewegung nicht Rückkehr zur Concordienformel u. s. w., sondern Rückkehr zur Leibhaftigkeit im Gegensatz zu antinomistischem Brei, und zur Kirche und Katholicität im Gegensatz zu nebelndem Subjectivismus ist." — Leop. v. Gerlach: „Besonders auch Bedürfniß nach kirchlicher Autorität der weltlichen Willkür gegenüber. Rechtsschutz des tradirten

Bekenntnisses."] Die Krone Preußen aber würde von der Last einer eigentlichen Landeskirche entlastet worden sein, die jetzt nicht einmal eine wahre Realität, sondern mehr eine Abstraction ist und den König fortwährend in die Lage bringt, daß ihn die Protestanten für Alles, was den Katholiken zu Liebe gethan werden muß, und die Katholiken für Alles, was gegen sie gethan werden muß, verantwortlich machen. Man hätte dann den ganzen Streit mit der katholischen Kirche den Confessionen überlassen können. Es ist allerdings richtig, daß Preußens Größe in engem Verein mit protestantischen Interessen erwachsen ist; aber in einer Zeit, wo über diese Dinge gar kein Bewußtsein mehr war, hat man eine Stelle unabhängig von der Confession genommen, besonders dadurch politisch, daß man Land annahm, was ⅓ katholische Unterthanen zuführte. Auf dem Wege der von den Confessionen freieren Union fortgehend, hätte der König dazu kommen können, sich selbst in evangelisch-katholischer Weise zu bekennen, ohne daß das Geschrei veranlaßt worden wäre, er wolle das Land Rom unterwerfen, was er nun zum Danke noch obendrein hat trotz des Accentuirens der Confession. Es ist zwar richtig, daß Mächte nur auf denselben Grundlagen fortgebaut werden können, auf denen sie erwachsen sind, aber die protestantischen Interessen, die Preußen erbaut haben, sind nie confessionell gewesen, sonst hätte Joachim II. sich nicht so lebhaft für das Augsb. Interim interessiren, Johann Sigismund nicht reformirt werden, Friedrich II. nicht Voltairianer werden und Friedrich Wilhelm III. nicht die Union gründen können. Das was hier das Stützende und Fördernde war, ist ohne Zweifel anderwärts als in der accentuirten Confession zu suchen. — So wie nun die Sache gedreht ist, würde bei dem herrschenden Mißtrauen jeder Schritt des Königs nach evangelischer Katholicität hin eine Art Kalamität sein, da der Argwohn römisch-katholischer Sympathien, hinsichtlich der Königin sogar der Argwohn römisch-katholischer Interessen wach ist und von manchen Kreisen aus genährt zu werden scheint trotz der Abgeschmacktheit, die darin liegt. Dem durch und durch lüderlichen Geschmeiß, was sich hinter die Union versteckt, bin ich so gram als Sie, aber ich sehe es als gutes Material an zur Backsteinformation für die Kirche, die ich im Sinne habe, und die allerdings nicht eine unita, sondern eine una ist. Doch ich streiche nicht bei Nacht durch die Gassen in Unruhe, um den Bräutigam zu suchen, sondern bleibe still auf meinem Lager. **Er wird kommen.**

P. S. Das Buch schicke ich Ihnen, sobald es vom Buchbinder kömmt, ohne Brief, blos mit Adresse. Innigsten Dank für Ihre Erlaubniß."

Ludwig v. Gerlach hat auf den Rand der letzten Briefseite folgende Bemerkungen geschrieben:

„Es ist ganz richtig, daß Evangelische Katholicität der Specialberuf Preußens ist. Aber nichts steht derselben mehr entgegen, als die Unions-Sünden und die wüste Unions-Confusion. Gerade indem man den Confessionen Gerechtigkeit widerfahren läßt, neutralisirt und tilgt man ihre Einseitigkeit und Kraßheit. Dasselbe gilt von den Römern. Man muß Lutheranern und Römern ihre Beschwerden, die sie so sehr lieb haben, zum Theil leidenschaftlich lieb, nehmen durch Gerechtigkeit; das ist der Weg zur Evangelischen Katholicität. Preußen accentuirt die Confessionen nicht, sondern erlaubt ihnen, sich zu accentuiren."

Brief vom 2. Juli 1853:

„Daß Sie eine Fahrt nach Magdeburg eine Reise zu nennen die Güte haben, freut mich innerlichst, denn ich sehe daraus, wie treu ich doch Freunden in meinen Lebensregeln erscheinen muß; ich hoffe, nächstens wird auch ein Spaziergang nach Merseburg bei mir als Reise gelten. Nun aber, Scherz apart, so weiß ich wahrhaftig nicht im Voraus, ob ich sobald ihre Ordres werde honoriren können, denn da ich zu Ostern alle meine alten Hefte in den Ofen gesteckt und mir bei anfangendem Mangel an Brennmaterial eine warme Stube damit gemacht habe, bin ich in der täglichen Nothwendigkeit, mit meinen Vorlesungen aus der Hand in den Mund zu leben und in Folge

davon im Gegenstande noch so weit zurück, daß ich ohne Gewissenlosigkeit gegen meine Zuhörer freiwillig keinen Lesetag darangeben kann; bleiben mir also auch nur Sonnabend und Sonntag, oder eigentlich nur Sonntag. Morgen aber kann ich nicht, weil wir zu morgen Abend bereits eine Gesellschaft gebeten haben, und ob ich über acht Tage kann, wird von unserem Ministerium abhängen, denn Dienstag über acht Tage soll ich mein Rectorat antreten, und noch hat Se. Excellenz nicht die Güte gehabt, zu entscheiden, ob ich dabei eine lateinische oder eine deutsche Rede zu halten habe. Die Leute in Berlin scheinen in dieser Hinsicht noch in Träumen der heiligen römischen Reichszeit zu leben und sich einzubilden, ein Professor historiarum könne erforderliches Falles eine lateinische Rede aus dem Aermel schütteln. Die Zeiten haben sich geändert, kömmt die Entscheidung für eine deutsche Rede oder kömmt sie in den ersten Tagen der Woche für eine lateinische, so kann ich morgen über acht Tage, als am 10. Juli, nach Magdeburg kommen und den Sonntag größtestheils mit Ihnen zubringen — wo nicht, nicht — sondern bin verurtheilt, wie ein Primaner mit dem Wörterbuche zur Seite den Versuch zu machen, wohin der Wind lateinischer Phrasen das Schifflein meiner Rede hinzutreiben Belieben tragen thut.

Aus Vorsorge also, wenn ich nicht kommen könnte, und als Programm für weitere Besprechung, wenn ich kommen kann, erlaube ich mir noch Einiges über die beiden Punkte, die Sie anregen, gleich hier zum Vortrage zu bringen.

1) Ich bin noch fortwährend dagegen, daß für diese literarische Partie der Kreuzzeitung ein eigenes Blatt gegründet werde. Ich habe das Wagener in Berlin gesagt, er hat mir von seinem Standpunkte aus Einwendungen gemacht und ich habe zunächst nichts mehr erwidern können, aber so oft ich nachher wieder in Gedanken darauf gekommen bin, ist mir immer als Hauptsache doch erschienen, daß die literarischen Anzeigen *nicht* von dem politischen Theile der Zeitung getrennt werden. Der ganze Eindruck bleibt allerdings nur ein allgemeines Gefühl, indessen lassen sich doch auch Einzelgründe formuliren, also a) eine Anzeige, von der man weiß, sie wird so weit gelesen als die Kreuzzeitung selber, hat ein ganz anderes Gewicht als eine Anzeige, von der man weiß, es ist nur ein Theil der Kreuzzeitungsleser, denen sie zu Gesicht kömmt. b) Der Raum reicht auch vollkommen aus, wenn man durch Sparsamkeit und Nachdruck zu glänzen sucht, d. h. wenn die Redaction einen Mann sich zugesellt, der wirklich nur werthvolle Sachen, sei es positiv werthvolle, sei es negativ werthvolle, aussucht, auf diese, die Hauptsache, die Anzeigen unerbittlich beschränkt und Sorge trägt, daß diese Anzeigen den rechten Händen anvertraut und wirklich mit kritischer Energie gearbeitet werden. Es wird dann bald eine Art literarischer Orden für ein Buch werden, in der Kreuzzeitung, sei es freundlich, sei es feindlich, besprochen zu werden. c) Im Gegentheil aber, gründet man ein eigenes Blatt, so tritt das Bedürfniß einer Art Erschöpfung der literarischen Masse ein, und welche Plage und Verlegenheit sich die Kreuzzeitung damit auf den Hals lädt, scheint Wagener nicht sattsam zu taxiren. Ich habe die Geschichte bei der Gründung der weiland Berliner Jahrbücher hinlänglich kennen lernen, deren Fachsecretär für Literatur, Geschichte und Politik ich ein Jahr lang gewesen bin, bis mir des Schlammes zu viel ward und ich die Sache bei Seite warf. Es ist entsetzlich, wie viel man dann nehmen muß, was im glücklichsten Falle *halb* taugt, es ist entsetzlich, wie man dann herumbetteln muß, ehe man auch nur den halbtauglichen Mann für eine Sache findet, und wie wortbrüchig einen die Leute im Stiche lassen. d) Ich habe noch kein solches apartes literarisches Beiblatt gedeihen sehen, sie sind nach kurzer Zeit alle wieder eingegangen oder *unter* ein erträgliches Niveau herabgesunken. Sogar die Monatshefte der Allgem. Augsb. Zeitung haben ganz und das Literaturblatt zum Morgenblatt hat eine Zeitlang aufgegeben werden müssen. Menzel hat jetzt zwar letzteres als apartes Blatt wieder aufgefrischt, ich glaube aber, auch dabei wird kein besonderer Segen sein. Wenn sich das Magazin des Auslandes (oder wie das Blättchen hieß), was sonst die Staatszeitung begleitete, gehalten hat, so ist zu bedenken: 1) daß

für so ein Blatt alle die schülerhaften Schöngeister und Damen und provinzial-polyhistorischen Bildungsstimmen ins Gewicht fallen, und daß 2) das Blatt hauptsächlich von übersetzten literarischen Artikeln lebte, die ohnehin von dem Bureau der Staatszeitung gehalten wurden, und das Blatt also außer den Druckkosten nur den sehr geringen Uebersetzerlohn erforderte. — Alles Dinge, die uns bei einem Beiblatte der Kreuzzeitung lange nicht in dem Maße zu statten kommen. Das sind noch heute meine Bedenken ad 1.

2) Wie soll ich hindern, daß Aeußerungen von mir nicht auch verbraucht werden in einer Weise, die mir vielleicht nicht gefällt, die mich abstößt? Auf die Gefahr lebt man überhaupt und die Sorge werfe ich zu allererst auf unseren lieben Gott. Aber es fragt sich doch, ob nicht selbst solcher Verbrauch für mich eine mit ihm aussöhnende Seite hat. Mir ist vor nichts so sehr bange, als daß irgend ein Theil unseres kirchlichen Lebens in dieser gährenden, unreifen, in jeder Hinsicht geistig und kirchlich unreifen Zeit eine feste Gestalt gewinne — und als verknöchertes Denkmal unserer Unreife künftigen Geschlechtern ein Dorn im Fleische bleibe. Ich freue mich deshalb weit mehr über todtgeborene Kinder dieser Zeit, als über lebensfähige Mißgeburten. Mein Vater hatte als Pfarrer die Nutzung eines ziemlich großen Kirchenwaldes. Die Pechsieder, welche jährlich das Harz im Walde abscharrten, bezahlte er mit Naturalien, d. h. Pechbütten und Kienruß und Theer. Da stunden zu gewissen Zeiten in unseren Kammern eine Reihe solcher Bütten voll Pech. Einmal war eine derselben, weil es an Raum gebrach, unverschlossen stehen geblieben, eine arme Katze hatte sich Abends darauf gelegt, hatte da geruht, durch die Wärme ihres Leibes das Pech erweicht, war am Ende ein Stück in das weiche Pech eingesunken und schrie anderes Tages fürchterlich. Es war unmöglich, sie zu retten; man mußte ihr den Kopf abhauen und sie dann aus dem Peche, als sie kalt geworden war, herausschlagen. — Die Lage dieser Katze ist die, welche ich für unsere Kirche kommen sehe, wenn die Mißgeburten dieser Zeit zu lebendigem Bestande kommen."

Brief vom 22. Juli 1853:

„Ich habe hier standhaft alles Andringen von Buchhändlern und Freunden, die Rede publici juris zu machen, abgelehnt, einmal weil ich es als eine Unart unserer Zeit ansehe, Alles, was einer besonderen Veranlassung seine Entstehung verdankt, auf den öffentlichen Markt zu schleppen. Es ist dies eine Unart, die damit zusammenhängt, daß Jeder um Alles wissen, über Alles urtheilen, in Alles reden will, daß kein Stand, kein Beruf, kein geschlossener Kreis mehr sein soll. Sodann hatte ich den anderen Grund, daß ich Alles, was ich über die Universität Paris gesagt, rein aus dem Gedächtniß gesagt und nicht neue Studien darüber gemacht habe. — — Was ich gesagt habe, ist alles richtig und treu im Gedächtnisse bewahrt, aber ob nicht einige Uebergänge fehlen, einige Klauseln anzubringen gewesen wären, weiß ich nicht, und wenn dergleichen so frischhin ausgesprochen und nur in seinem Kerne wirksam, ganz zweckmäßig in einer Universitäts-Aula verhallt oder von Freunden richtig genommen würde, so würde mir alle Freude daran verdorben sein, wenn ein gelehrter Mückenseicher mir vielleicht nachwiese, daß die Pergamentbehörde doch von dem Magistrat der Stadt Paris angeregt und erst auf deren Anregung von der Universität eingerichtet worden wäre. Es wäre eine Lumperei, aber für einen Professor historiarum schickt es sich nicht, sich solcher Zurechtweisungen auszusetzen.

Die Sache steht nun also so, daß ich in ein Verschleppen des Details meiner Pariser Erörterung in die Kreuzzeitung keinesfalles willige — davon dürfte nur eine summarische Inhaltsangabe gegeben werden. Was Sie mit dem übrigen Inhalte meiner Rede anfangen wollen und können aber, will ich ganz Ihrem eigenen Ermessen und respective Gewissen überlassen."

[Die Rede ist dennoch im Juli 1853 gedruckt worden.]

Die folgenden Briefe sind an Philipp Nathusius gerichtet.

Am 28. August 1853:

„Beifolgend erhalten Sie eine etwas sonderbare Sendung, von meiner Hand geschrieben und doch fast in keinem Worte von mir, mit der Bitte, dem Inhalte derselben, wenn es anders möglich ist, im Volksblatte eine Stätte zu gönnen. Es ist eine Art Novelle, wenn Sie wollen christliche Novelle, die sich zur eigentlichen Aufgabe setzt, die Bekehrung eines gewöhnlichen deutschen wissenschaftlichen Heiden nicht durch die Wissenschaft, sondern durch das Leben darzustellen, zu diesem Ende aber einen größeren Kreis von Eigenem um ihn sammelt. Die Erzählung rührt von einer Dame her, die ich sehr hoch halte und verehre, und deren Darstellungstalent mich die Anregung zu dieser Novelle hinwerfen ließ, so daß ich nun natürlich Pathenstelle an dem Kinde vertrete und mit gutem Gewissen vertrete, denn wenn der erste Theil auch noch einiges Manirirte hat, der zweite scheint mir durchaus frisch und warm und wirklich lebendig, auch die Aufgabe (die sich Victor Strauß so oft zum Thema gewählt, aber nie gelöst hat, weil er immer auf dem kritischen Punkte blos erklärt, der und der sei ein bekehrter Christ geworden, aber die einzelnen Schritte und inneren Motive zu geben sehr karg ist) wirklich soweit gelöst, als man das von einer Dame verlangen kann.

Meine Handschrift rührt daher, daß die Erzählung einige überflüssige Episoden hatte, die und deren Motivirung heraus mußten, wenn sie nicht für ein Blatt wie das Volksblatt zu lang sein sollte — sie wäre fünf Bogen lang geworden —, da habe ich alles das herausgeschafft, die Sache auf etwa 2½ Druckbogen höchstens (hoffentlich nur 2) reducirt und, um die Verfasserin nicht nochmals zu bemühen, lieber selbst gleich alles in Ordnung geschrieben.

Natürlich ist es meine Absicht nicht, Ihnen Gewalt anzuthun. Können Sie das Opus durchaus nicht brauchen, so schicken Sie es wieder. Ich wünsche nur, daß Sie es lesen, ernst der Prüfung werth halten, und daß Sie wissen, falls nicht die Interessen Ihres Blattes dadurch Ihrer Meinung nach leiden, daß Sie mir eine innige Freude machen, wenn Sie die Erzählung drucken lassen."

Die von Leo eingesandte Novelle von A. hat den bescheidenen Titel „Bilder aus dem Alltagsleben" und ist in Nr. 1—5 des Volksblattes von 1854 abgedruckt. Daß sich der Pate die Mühe gemacht hat, das Manuskript, das 36 Spalten in Anspruch genommen hat, druckfertig zu machen, spricht im voraus für den Wert dieser Novelle, andererseits für die schreibfleißige Hand des vielseitigen „Professors historiarum".

Vom 4. Februar 1854:

„Ich komme mit einer Bitte! Die Görres'sche Familie hat mir den ersten Band von Görres Schriften mit dem Ansuchen zugesandt, ich möge doch eine Anzeige desselben im Volksblatte übernehmen. Ich will es recht gern thun, falls Sie nichts dagegen haben, kann es aber erst in den Osterferien, denn im Augenblick weiß ich vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf steht, möchte deshalb bitten, daß Sie mir ein Plätzchen aushöben.

Von hiesigen Freunden weiß ich Ihnen nichts Neues noch Interessantes zu melden. Für den Abdruck der Erzählung nachträglich nochmals meinen Dank."

Die Anzeige von „Joseph von Görres gesammelten Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Erste Abtheilung. Politische Schriften. 1. und 2. Band. München 1854" ist in Nr. 34 des Volksblattes von 1854 (29. April) abgedruckt. In der sechs Spalten langen Anzeige heißt es u. a.:

„Die politischen Schriften erscheinen in chronologischer Ordnung und reichen in den vorliegenden ersten beiden Bänden bis 1815. Görres ist mit seiner Geistesbildung ausgegangen von derselben breiten, in Abstractionen verwaschenen Basis der Verstandesaufklärung, welche in den letzten Decennien des vorigen und im ersten Decennium dieses Jahrhunderts ganz Europa beherrschte, wie unsere ganze Zeit; während aber die Masse

Digitized by Google

der Zeitgenossen, wie immer, nur langsam, stoßweise gewissermaßen und fragmentarisch, aus dem widrigen geistigen Leim, der sie gefangen hielt, allmählich frei wird, ist er (und das eben hat ihn zu einem Flügelmanne seiner Zeit, der in großen charakteristischen Bewegungen die Exercitien, die diese nachzumachen hat, vor der Front zeigt, gebildet) — ist er in raschen Sprüngen aus dem lähmenden Medium herausgesprungen."

Vom 6. Juli 1854:

„Beifolgend, verehrtester Freund! außer meinem Danke für das übermachte Honorar wieder wie gewöhnlich fünf Thaler für Ihr Reinstedter Rettungshaus.

Daß Ihnen meine deutsche Geschichte so gefällt, macht mir außerordentliche Freude. Auf den zweiten Theil werden Sie allerdings längere Zeit warten müssen, denn ich will es nicht als Fabrikwaare, sondern so schreiben, daß ich wie beim ersten das Material weich und bildsam in meiner Hand habe. — —"

Vom 5. December 1854:

„Sie hatten die Güte, als ich Ihnen vor etwas länger als einem Jahre die Erzählung einer jungen Dame unter dem Titel: Bilder aus dem Alltagsleben, übersandte, dieselbe aufzunehmen und in den ersten Blättern des Volksblattes abdrucken zu lassen. Beifolgend erhalten Sie eine zweite Erzählung dieser Art. Es sind wieder Bilder aus dem Alltagsleben, nur aus ein wenig anderen Kreisen, d. h. Spiegelungen des heiligen und unheiligen Geistes in schwachen Menschenherzen voll Trotz und Verzagtheit, nebst daran sich knüpfenden Folgen. Ich habe die Erzählung diesmal nicht wieder abschreiben können und ich mache Ihnen, wenn Sie sie nicht gleich von vornherein abweisen, sicher mit der Handschrift große Mühe, ohngeachtet ich hie und da das Unleserlichste nachzubessern gesucht habe. Daß ich aber überhaupt wage, Sie mit dem Manuskript und der Bitte der Aufnahme der Erzählung gelegentlich ins Volksblatt zu belästigen, haben Sie nur dem zuzuschreiben, daß Sie mir über den Eindruck der gedruckten früheren nichts geschrieben. Es kann nun ebenso gut sein, Sie sind unzufrieden, wie Sie sind zufrieden, und auf die letztere Möglichkeit wage ich die Zusendung, freilich diesmal mit der kleinen Klausel, daß, wenn Sie die Erzählung nehmen, auch ein kleines Honorar gewünscht wird, dessen Betrag zu bestimmen Ihnen überlassen bleibt. Die vorige Erzählung betrug etwas über zwei Bogen, diese wird, nach der früheren Handschrift berechnet, gegen vier Bogen betragen. Sie werden leicht sehen, daß die Quarthandschrift den Anfang bildet. Ich veranlaßte die weitere Aufzeichnung in Folio, weil sich bequemer etwas dazuschreiben oder corrigiren ließ.

P. S. Mentschikoff wird doch den 2. nicht haben vorübergehen lassen, ohne Revanche für Austerlitz zu nehmen — hoffentlich hat er, was sich nicht ergeben, ins Meer geschoben."

Die zweite Erzählung von A. ist abgelehnt worden.

Im Spätherbst 1855 erschienen „Die Zeichen der Zeit von Christian Karl Josias Bunsen, königl. preuß. Wirklichen Geheimen Rat, Doktor der Philosophie und Theologie", ein Buch, das vorübergehend darum einiges Aufsehen erregte, weil unzählige Gebildete in Deutschland beim Lesen dieses Buches die Ueberraschung erlebten, daß sie nicht bloß auch noch Christen, sondern eigentlich die wahren Christen seien. Stahl hat damals das Bunsen vernichtende Buch mit dem kurzen Titel „Wider Bunsen. Von Stahl" geschrieben. Leo ist vom Volksblatt um eine Beurteilung der „Zeichen der Zeit" angegangen worden, er lehnte aber mit dem nachstehend abgedruckten

Briefe vom 2. November 1855

ab und so hat Ph. Nathusius selbst eine eingehende Beleuchtung des Bunsenschen Opuskels in den Volksblatt-Nummern vom 17. November bis 8. Dezember veröffent-

licht. Leo schrieb: „Es ist eigentlich nicht nöthig, daß ich Ihnen wegen des Bunsen'schen Buches schreibe, da Sie in der N. Pr. Z. bereits den ersten einer Reihe Artikel gefunden haben werden, zu denen ich mich vor nunmehr vierzehn Tagen bei einer kurzen Anwesenheit in Berlin anheischig gemacht habe. Doppelt gegen das Buch aufzutreten, würde sich nicht schicken; auch trüg' ich's nicht, denn das bodenlose Gewäsch, dessen einzelne Glieder alle so unbestimmt kaleidoskopisch verschwimmen und dessen Resultat auch Uhlich unterschreiben dürfte, ist mir schon für einmal fast zu viel. Schlagen Sie doch selbst dem kaleidoskopischen Manne, der, wie weiland Koreff staatskanzleriſchen Andenkens, den Staatsmännern als Gelehrter und den Gelehrten als Staatsmann zu imponiren gewußt hat, während er doch in beiden Fächern nur ein leichtsinniger Dilettant ist, und auch wie Koreff ein Ende nehmen, das heißt von Allen als leichtsinniger Dilettant erkannt werden wird, schlagen Sie doch diesem Männchen selbst ein Stöckchen auf dem Rücken entzwei; Sie verstehen es ja ganz vortrefflich!"

An demselben Tage (2. November 1855) hat Leo an Ludwig v. Gerlach geschrieben: „Ich war eben gestern im Begriffe, Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt, der mich von Herzen erquickte und mich wie mit einem stärkenden Bade begossen hat. Im Allgemeinen ist mir Herr Bunsen gerade recht in den Schuß gekommen, denn ich war durch die Beobachtung der Wahlagitation gerade nach dieser Seite gehörig geladen. Im Einzelnen ist es freilich eine etwas trostlose Beschäftigung, mit diesem hochgebildeten Gewäsche seine Zeit verlieren zu müssen. Man hat zuweilen bei der ersten Begegnung mit einem Menschen eine Ahnung von all' den späteren Verhältnissen, in die man zu ihm kommen wird, so ist es mir, glaube ich, mit Bunsen gegangen. Ich war, als ich das erste Mal in Rom bei ihm gewesen war und ihm einen Brief der verstorbenen Prinzessin Wilhelm an Niebuhr, den ich nicht mehr in Rom traf, übergeben hatte, in einem apart beklommenen Gefühle, schrieb dies aber zuerst, als ich mir Rechenschaft zu geben suchte, der Art und Weise zu, wie er den jungen, allerdings gar nicht erzogenen und daher schüchternen und doch vielleicht naseweisen Doctor cavalièrement behandelt hatte, zu. Klar ward mir erst einige Monate später der wirkliche Grund, der in seiner Physiognomie lag. Es waren nämlich im August, als ich ankam, Ferien in der Vaticana gewesen und als er mich und Panofka im November dem damaligen Bibliothekar, dem Cardinal Mai, vorgestellt hatte, sahen wir beim Herabgehen von der Vaticana die Säle des Museo Pio-Clementino geöffnet; er trat mit uns in die Galerie, und während er uns eine seiner gelegentlichen, mich nicht weiter interessirenden Vorlesungen hielt, stund er zufällig vor einer Büste des Kaisers Tiberius, mit einem Male schlug mich wahrhaft die Aehnlichkeit, ja vollkommene Gleichheit in der Schädel- und allgemeinen Kopfbildung, besonders in der Bildung der Stirn und der Schläfe bei den beiden Menschen. Später ist Bunsen zu fleischig geworden, zu zerflossen in seiner Physiognomie, um diese Grundlage noch so deutlich bemerken zu können, damals aber habe ich durch die Vergleichung, durch das Messen aller einzelnen Theile mit dem Auge den Inhalt der ganzen Vorlesung verloren, denn meine Gedanken waren nicht bei seinen Worten, sondern bei seinem und des Tiberius Schädel — und ist nicht dieselbe Mischung von Schlauheit, von kluger Menschenausbeutung, von kluger Wortmengerei, daß einem somnambul dabei wird, mit rücksichtslosem Wahrnehmen seines Interesses in Bunsen geradeso wie in Tiberius. Kein Mensch versteht es wie Bunsen, die Liebhabereien oder Eitelkeiten der Menschen, die er brauchen kann, auszuschnüffeln und sie daran wie an Fädchen schlau dazu zu verwenden, wozu er sie haben will. Ich habe mich von jener Zeit an stets in scheuer Reserve von dem Menschen abgehalten, so oft er mir nahe kam, habe ihn fast immer nur reden lassen, ihm still zugehört und ihn beobachtet; er war mir immer als eine aparte Species merkwürdig, aber ich habe immer gefühlt, daß wir aus der Grundverschiedenheit unserer Natur heraus noch einmal an einander gerathen würden, er als Schlange und ich als Katze. All' das bunte Geringel seines religiösen und wissenschaftlichen Gethues hat mich nicht einen Augenblick darüber getäuscht.

Daß ich Ihnen schreiben wollte, hatte seinen Grund in dem beifolgenden Buche, was ich Ihnen schicke, nicht weil ich meine, Sie sollten den tausend Mal an Ihren Augen vorübergegangenen Inhalt hier noch ein Mal vorüberziehen lassen, sondern um mich bei Ihnen einmal überhaupt wieder in Erinnerung zu bringen. Wir brauchen uns, Gott lob! nur selten zu sehen und zu schreiben; da, wo der Grund in gleicher Weise so fest steht, werden etwaige Differenzen im Ueberbau immer leidlich übertragen oder leicht zu verständlicher Ausgleichung gebracht werden. Lebten wir am selbigen Orte, so würde es allerdings fortwährend sehr viel zu besprechen geben, aber zu einem wirklich fruchtbaren Besprechen hat auch der rechte Moment seinen Werth und den commandirt man nur bei großen, das Herz in fester Stimmung haltenden Dingen; deshalb suche ich so ungern absichtlich herbeigeführtes Treffen, ich bin dann gerade oft recht dumm für das, was eben noth thäte."

Brief vom 8. November 1855 an Philipp Nathusius:

„— — — Haben Sie sich Herrn Josias Bunsen inzwischen etwas näher angesehen? Dieser Balg, als der hochselige Herr nach Rom kam, hatte schon dessen liturgische Liebhaberei errochen und sich darauf vorbereitet, und fing den alten Herrn richtig auf diesem Sprenkel, und zum Dank verwickelte er ihn in die Kölner Geschichte, die Bunsen allein zu einem gewaltsamen Ende getrieben hat. (Er hat sich dessen wenigstens selbst gerühmt und ich habe es auch sonst gehört.) Die gerechte Strafe folgte und er machte in Rom Bankrutt. Er hatte gedacht, wenn er zurückkäme, könne er die Curie beschwatzen, der Jesuitengeneral aber hatte ihm den Riegel vorgeschoben und er ward gar nicht angenommen. Die Treue unseres jetzigen Herrn rettete ihn vor allgemeinem diplomatischen Bankrutt und gab ihm die Schweizer Stelle. Da roch er den Braten mit dem Bisthum Jerusalem heraus, wußte sich in diesen Interessen nach England schicken zu lassen und von dort solche Erklärungen zu gewinnen, daß man ihm wieder den hohen Gesandtschaftsposten in London anvertraute. Zum Danke dafür hat er sich der Opposition in Preußen seit 1848 angeschlossen und Preußen in den westmächtlichen Interessen so compromittirt, daß er auch auf diesem Posten Bankrutt gemacht hat. Nun schlägt er den freimaurerischen lichtfreundlichen Ton an und betreibt unter der Maske der Gewissensfreiheit die Sache des badischen Kirchendespotismus der weltlichen Regierung, um sich in Baden und am prinzlichen Hofe lieb' Kind zu machen. Er ist wieder Speculant der Zukunft — Reineke durch und durch. Hätte mich der Lumpenhund nur nicht persönlich in seinem Buche angegriffen, ich wollte die Herodesseele ganz anders treten — so darf ich nicht, weil alle Welt schreien würde, es sei persönliche Rache."

Brief vom 13. Dezember 1855 an Philipp Nathusius:

„Lieber Freund! Ich bin sehr erbaut von Ihrem Artikel über Bunsen. — — — Ich hatte ursprünglich Lust, noch einen Artikel gegen Bunsen loszulassen (wo nicht mehrere) und mich in demselben wie vorher über Bunsen's Construction der Kirche auf Grundlage der atomistischen Gemeinde, so nun über das Bisthum der Auffassung Bunsen's gegenüber zu erklären, allein inzwischen hatte ich den zweiten Band gelesen und sah, es war, wenn ich weiter schriebe, keine Möglichkeit mehr, nicht persönlich zu werden, während ich mich doch nach dieser Seite im ersten Artikel gebunden hatte; da habe ich es nun sein lassen, zumal Ihr und Hengstenberg's Artikel inzwischen die Sache weiter aufgenommen haben. — —"

Der General von Gerlach sagt in seinen Aufzeichnungen vom 11. Februar 1849 (Denkwürdigkeiten I, 295), „daß Bunsen, dieser Schmeichler der Revolution, unsere ganze Politik macht und Brandenburg und den König, so daß er es durchschaut und es sich muß gefallen lassen — betrügt und zu dem, was er will, zwingt."

Im September 1857 hatte Leo wieder ein neues Buch den Brüdern Gerlach zu schicken. Am 22. schrieb er an den Präsidenten, am 23. an den General.

Brief vom 22. September 1857:

„Schon wieder kömmt Ihnen von mir eines von den Büchern zu, von denen Sie zu sagen pflegen, Sie begriffen eigentlich nicht, wer sie läse. Wie dem nun auch sein mag, es muß doch immer einige unbegreifliche Leute geben, die solche Bücher entweder lesen oder hinstellen, jedesfalls aber kaufen, sonst würde kein Buchhändler ein Geschäft damit machen wollen, — und da es nun einmal, wenn auch unbegreiflicher Weise, gedruckt ist (wodurch es sogar in die Reihe der mysteriösen und romantischen Dinge einrückt), wandert es auch zu Ihnen, wenn auch nur, um Ihnen ein Zeichen des Daseins und der unwandelbaren Anhänglichkeit zu geben. Viel und oft einander schreiben können wir nicht und wenn wir's könnten, brauchten wir's doch nicht. Wir können's nicht, denn ich setze voraus, es geht Ihnen wie mir, daß einen vor ein paar unnöthigen Zeilen eine wahre Dintenscheu allmählich befällt, beide haben wir im Leben so viel geschrieben und beide müssen wir leider noch täglich so viel schreiben, daß allmählich ein elementarischer Schrecken vor dem Gebrauch der Dinte eintritt, wie bei jenem Gaste: toujours perdrix! — bei mir wenigstens ist es so; eine Art moralischer Dampfmaschine ist jetzt nöthig, wenn ich jetzt so viel in Bewegung gebracht werden soll, daß ich einmal einen Brief schreiben soll. Alte Leute, wie wir allmählich werden, brauchen's auch eigentlich nicht, denn entweder hat man mit Freunden zu thun, die müssen doch aber nachgerade wissen, woran sie mit einem sind, oder es sind keine Freunde, dann können die Leute warten, nöthigesfalls allezeit.

Nun aber die Feder einmal eingetaucht und der Brief angesaugen ist, muß ich nothwendig auch mein Herz ein wenig ausschütten, nicht etwa über Dinge, wo wir leise differiren, denn die lassen sich in Briefen doch zu keinem befriedigenden Ende führen, und da diese Differenzen eher eine theoretische als practische Bedeutung haben, ist eigentlich ein solches befriedigendes Ende gar nicht nöthig. Darüber also schreibe ich nicht, aber klagen möchte ich, daß ich fast eine so große moralische Anstrengung wie zum Schreiben eines Briefes auch brauche, um mein Herz noch einigermaßen warm zu erhalten für öffentliche Angelegenheiten. Seit ich die prächtige Gelegenheit, ein neues Leben in scharfen Umrissen, wie einen altdeutschen Meisterbau, aufzuführen, wie sie Ende 1848 und im Grunde bis vor Kurzem vorhanden war, so energielos habe verloren gehen sehen, seit ich eigentlich überall in Staat und Kirche dieselbe Schärfelosigkeit allen unbedeutenden subjectiven oder abstracten Betrieben Platz lassen sehe, beginnt sich in mir allmählich ein krankhaftes Empfinden, eine Scheu vor allem, was Staat und Kirche angeht, wie vor dem Dintenfasse zu entwickeln. Solche Massenhaftigkeiten, wie Bunsen'sches Christenthum und Evangelical Allianee, ein so oberflächliches Zusammengelauf, daß die Leute gar nicht gewahr werden, daß sie zum Theil einen ganz anderen Gottesbegriff, folglich ein ebenso verschiedenes religiöses Denken wie Mohamedaner und Lutheraner haben, solch Zeug macht sich breit. Ueber revolutionäre Gelüste schilt man und dabei giebt man jeder neu entstehenden Actiengesellschaft ebenso, wie jeder neu entstehenden Wohlthätigkeitsgesellschaft eine durch und durch abstract demokratische Form und gewöhnt die Leute mehr und mehr, diese als die allein menschlich würdige zu betrachten. Und doch gehört ein ganz, ganz Kleines dazu, der Sache vollkommen ihren abstracten und demokratischen Beigeschmack zu nehmen, wenn man die eigentlichen Vorsteherschaften, sobald sie einmal gewählt sind, für ewig, d. h. sich durch Cooptation selbstergänzend erklärt, so lange sie nicht zu schreiend ihre Pflicht verletzen. Diese ewigen Stadträthe, diese ewigen Beisitzer unserer Gerichte, diese ewigen Vorsteherämter (Schenken, Marschälle u. s. w.) unserer ministeriellen Corporationen, diese ewigen Schulzenämter ꝛc. haben in früherer Zeit in jeden Kreis des deutschen Volkes und Lebens ein Stück fürstliches Wesens getragen und allein den Dingen einen solchen Ton gegeben, daß man dabei gedieh und groß wurde trotz aller übrigen Zerrissenheit. Wir aber müssen überall

vor der abstracten, schlechten Gleichheit und Brüderlichkeit das Gewehr präsentiren, und werden deshalb auch gesellschaftlich trotz alles äußeren Gottesfegens immer weiter herabkommen.

Am meisten hat mich aber und eigentlich bis zu einer Art Hoffnungslosigkeit diese Neufchateller Geschichte verletzt. Daß die Leute, um aus der durch Halbheit nach allen Seiten unerträglichen Lage herauszukommen, die Sache in ihrer Ungeduld in Neufchatel selbst herzlich dumm angefangen haben, ist eine Sache für sich. Aber sie war nun einmal angefangen und nach dem, was ich durch Rougemont von den Pourtales'schen Verhandlungen in Berlin weiß, hätte man denn doch einen Stich des bösen Gewissens und einen Trieb fühlen müssen, die Neufchateller Dummheiten durch preußische Tapferkeiten wieder gut zu machen; und zu diesen Tapferkeiten war man in der prächtigsten Lage, hatte einen Krieg vor sich, der das Land selbst nicht berühren konnte, wenn er sich nicht in einen europäischen verwandelte, und in einen europäischen hätte er sich nicht verwandelt, weil alle Großmächte, außer England, damals an ihren eigenen Fesseln genug zu tragen hatten. Jedesfalls verlief der Krieg eine Zeitlang auf einem Terrain und in einem Umfange, wo unser Herr eine prächtige Schule, auch im Verwinden einzelner Unglücksfälle, hätte haben müssen. Die Untauglichkeit einzelner höherer Officiere und die Tauglichkeit anderer würde sich auf diesem engeren Felde schon so ermessen haben, daß wir dann für ein größeres Feld bereits gut versehen gewesen wären. Und selbst England wäre ja (wie der liebe Gott immer jedem guten Deutschen hilft) in Kurzem so beschäftigt und gelähmt gewesen, Rußland hätte bei einer Feindschaft Oesterreichs gegen uns gewiß so gern die Gelegenheit der Vergeltung ergriffen, wir hätten höchstens Frankreich auf den Hals bekommen, und das nicht lange, und auch nicht gleich, denn zunächst war ja unser gutes Recht von allen Großmächten anerkannt. Daß man diesen prächtigen, unvergleichlichen Krieg so weggeworfen hat, daß man sich in Berlin auch noch mit dem albernen finnigen Tischlergesellen, dem Gelzer, eingelassen hat, das sind alles Dinge, die ich freilich hinlänglich vorbereitet war, in aller ihrer Schwächlichkeit kommen zu sehen, deren wirkliches Kommen mir aber nun auch fast alle freudige Hoffnung und damit alle Spannung, alles aus natürlichem Herzen theilnehmende Interesse zerschnitten hat.

Daß ich dies Interesse aber doch noch in solchem Grade bewahre, um durch dasselbe fast den ganzen Brief ausfüllen zu lassen, während ich weiß, welche Betrübnisse und Leiden Sie in nächster Nähe durchzutragen haben und also vor allen Dingen darum schreiben sollte, dürfen Sie wohl als ein Zeichen einer gewissen, doch zuletzt unausrottbaren Narrheit in der Theilnahme an politicis auslegen, aber nimmermehr als ein Zeichen von Mangel an Theilnahme an Ihren persönlichen Erlebnissen. Ich halte es darin vielmehr mit dem Evangelium: was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thu ihnen auch nicht! — Ich habe an mir die Erfahrung gemacht, daß die ausgedrückte Theilnahme auch von innigen Freunden und nahen Angehörigen, wenn sie nicht gerade in täglichem Verkehre mit mir waren und dabei das Charisma eines besonders passenden persönlichen Gefühles für meine Schmerzen hatten, mir nur immer ein neuer Schmerz, eine Last oder wenigstens eine Störung in meinen eigenen Gefühlswegen war, und ich trage deshalb die äußerste Scheu, sobald ich Jemanden von Herzen lieb habe, eher ein Wort über das, was ihn persönlich trifft, zu sagen, als bis ich einen wirklichen, unabweisbaren Beruf dazu fühle, der jedoch höchst selten eintritt. Nehmen Sie meine scheinbare Nichttheilnahme gerade als einen Beweis meiner innigsten Theilnahme."

Brief vom 23. September 1857:

„Fast schäme ich mich, Ew. Excellenz beifolgendes Buch mit der Bitte zu überschicken, es mit gleichem Wohlwollen wie seine Vorgänger aufzunehmen, denn auf den ersten Augenblick mag es unerklärlich scheinen, daß Jemand, der in so großen inneren und äußeren Beziehungen Ew. Excellenz so viel in seinem Leben verdankt, doch bei allen glücklichen sowohl wie unglücklichen Ereignissen, die Ew. Excellenz in den letzten

Jahren getroffen haben, stumm geblieben ist, und nun mit einem Male schreiben kann, wenn von ihm ein langweiliges Buch fertig geworden ist, dessen Lectüre er gar nicht einmal erwartet, was er nur, wie man sagt, zu Füßen legen will. Vielleicht aber, und ich hoffe es, kennen Sie mich doch zu gut, als daß Sie mein Schweigen als einen Mangel persönlicher Antheilnahme ausgelegt hätten, es war vielmehr die innigste. Sollte ich Ihnen zum Jubiläum, wo Sie so viele formelle mündliche und schriftliche Begrüßungen zu erfahren, zum Theil zu erleiden und zu erwidern hatten, auch noch mit meinem expliciten Glückwunsch zur Last fallen? Daß er in mir laut war, wußten Sie ja doch. Sollte ich schwere Wunden des Herzens, die Ihnen die letzten Jahre geschlagen haben [Ulrike, Tochter Leopolds, ist am 17. Dezember 1855, seine Gemahlin am 4. September 1857 gestorben], so aus der Ferne anrühren? Dergleichen ist, wenn nicht gewissermaßen ein tägliches Aneinanderfortleben erhalten worden ist, doch immer inopportun — so empfinde ich wenigstens — und was mir schmerzlich wäre, sollte ich Ihnen thun? Ich habe mich darauf verlassen, daß wir uns in allgemeineren Verhältnissen immer vollkommener verstanden haben, und daß das nicht möglich wäre ohne ein weitergreifendes Verstehen auch der Persönlichkeit im Stillschweigen.

Sonst weiß ich Ihnen von meinem Sinnen und Treiben wenig zu melden. Ich war in der letzten Zeit einige Wochen in Stuttgart, am Bodensee und in München. Wenn man so immer in der gleichen Umgebung fortlebt, merkt man gar nicht, daß man alt wird, denn Alles um einen verwandelt sich so allmählich mit, daß man die Verwandlung gar nicht gewahr wird. Nun war ich aber in jene Gegenden seit dreiunddreißig Jahren nicht gekommen und bekam mit einem Male den vollen Eindruck meines Alters. Von allen den Menschen, mit denen ich dort verkehrt hatte, war ein einziger noch am Leben und dieser abwesend. Und die Städte, namentlich München, hatten sich nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich zur Unkenntlichkeit verändert. Nebenbei hat mir diese Reise einen rechten Trost gebracht. Ich habe in den allerletzten Zeiten vor unseren politicis und noch mehr vor unseren ecclesiasticis einen wahren Ekel bekommen, habe darin aber wieder eine Erfrischung gefunden, daß ich in Süddeutschland nirgends (und ich bin zufällig mit einem Minister und mit einem General, und weiter nicht blos mit Landpfarrern und Kaufleuten, sondern auch mit Wirthen und Bauern gereist, bin also mit allen Ständen in Berührung gekommen) ein tiefergreifendes Interesse gefunden habe. Gute Verwaltung, blühende Industrie und Landwirthschaft, gesteigerte Communicationsmittel und dergl. waren so ziemlich der ganze Kreis, den diese Geister (und übrigens zum Theil persönlich sehr liebenswürdige Geister) umfaßten; jeden Versuch, auf wirkliche Gedanken hinzukommen, ließ man abgleiten, nur daß in den niederen Klassen sich unverhohlen ein Gefühl aussprach, es werde nicht lange so schön bleiben, wie es eben sei. Diesen süddeutschen Leuten gegenüber habe ich (wie körperlich kräftig und gemüthlich angenehm sie auch waren) in steigendem Maße den Eindruck bekommen, unser norddeutsches Volk ist doch mehr werth, hat doch mehr nachhaltiges Metall in sich durch alle Classen. Das hat mich einigermaßen über all den traurigen milden Brei und die christlich titulirte Hundezahmheit, in der wir im Ganzen leben, getröstet. Wenn's einmal zum Treffen kömmt, werden die Norddeutschen doch besser beißen."

Aus den Jahren 1858 und 1859 liegen zwei kleine Briefe an Philipp Nathusius vor.

1) Vom 3. Juli 1858:

„— — Es freut mich, wenn Ihnen der letzte Monatsbericht gefallen hat. Im Ganzen werden mir jetzt diese Monatsberichte sauer, da die Welt zwar nichts Unwichtiges, aber Alles in so hinschleichender Form sieht, also wenig aus den Zeitungen zusammenzufinden ist, auch die heimischen Angelegenheiten einem keinen fervor mehr geben, denn seit unsere Regierung so gut wie unsere Conservativen das letzte parlamentarische Triennium haben hingehen lassen ohne neues Wahlgesetz, habe ich alle Hoffnung ver-

loren, in meinem Leben noch auf etwas mit Befriedigung hinsehen zu können. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, aber das Bessere sollte doch nicht immer der Feind des Guten sein, weil dies neue Quellen eröffnet, später das Bessere gleich zum Besten hin zu überspringen. Nun! Ein Paradies soll einmal unsere Erde nie werden."

2) Vom 5. Januar 1859:

„— — Ich finde unsere heutige Zeit recht schön angethan, weil sie einen so prächtigen Maßstab gewährt für die Geduld der Menschen und vor Allem auch der gleichgesinnten. Noch hat uns im Grunde Niemand einen Strohhalm in den Weg gelegt und wie Viele hängen schon den Kopf, als hätten sie zehn alte Jungfern wegen crepirter Möpse zu trösten. Ich wollte, ich könnte solche Leute einmal im Traume auf eine Stunde in die Zeit und unter das Regiment des Kaisers Galerius recht lebhaft zurückversetzen. Sie würden um Vieles getroster sich ermunkern, als sie vorher eingeschlafen sind.

Der Gott, der seine Kirche und sein Reich bisher so wunderbar geleitet und regiert, uns alle so wunderbar und oft mit den geringsten Mitteln weiter getragen hat, sei auch ferner mit uns. Zu allem Uebrigen wollen wir lachende Geduld haben."

„Nach jahrelanger Unterbrechung" — schreibt Leo am 5. März 1860 an Ludwig von Gerlach — „erhalten Sie wieder einmal einige Zeilen von meiner Hand und aus einer von mir selbst abliegenden Himmelsgegend, nämlich aus Rostock. — — — Sind Sie mir auch nicht böse, daß ich so lange und in Zeiten, wo Ihnen so Schweres aufgelegt war [Ludwig v. Gerlachs zweite Gemahlin Luise, geb. von Blankenburg, ist am 8. August 1858 nach längerem Leiden in Suderode gestorben], gar kein Lebenszeichen von mir gegeben? — Daß Sie glauben sollten, es sei aus Gleichgültigkeit oder Gefühlslosigkeit so gekommen, nehme ich nicht an; dazu ist meine Liebe zu Ihnen zu lebendig, als daß sie nicht auch an einige Gegenliebe und folglich an keine so stroherne Auslegung meines Verhaltens glauben müßte. Die Sache aber ist einfach die, daß in allen weicher gestimmten Tagen meines Lebens alles, was Freunde versucht haben, mir zu sagen und zu sein, fehlgesagt und mißgegriffen war, mir also eher eine Verlegenheit und Bedrängniß, als eine Hülfe und Freude war, woraus ich den einfachen Schluß mache, daß umgekehrt, was ich theilnehmend Anderen sagen könnte, auch ihnen eher eine Verlegenheit und Bedrängniß sein müßte. Je lieber ich Jemanden habe, je absoluter schweige ich in solchen Zeiten, es sei denn, es nehme mich Jemand selbst am Arme und wolle, daß ich rede. — Ich weiß freilich, daß das manche Menschen für ungezogen halten, aber giebt es in Verhältnissen, wie das unserige, auch noch solche pedantische Lineale wie Wohlgezogenheit?

In unserer Stellung zu den Dingen dieser Welt werden wir wohl durch die neue Aera beiderseits ein gutes Stück vorwärts gekommen sein. Gott gebe, daß es nicht in divergirender Richtung geschehen ist. Lebhaft noch ist mir in Erinnerung meine Trauer im Frühjahre 1848, als ich mit einem Male den bestimmten politischen Schematismus, in welchen sich meine politische Phantasie inkrustirt hatte, für alle Zeiten zusammenbrechen sah — und zugleich das Gefühl der Erlösung, was Sie über mich ausgossen, als ich auf der Rückreise aus Westfalen einige Minuten zu Ihnen kam und Sie meiner Trauer entgegneten: im Gegentheil, nun breche gerade für uns der Tag an. Ich will das nun keineswegs mechanisch auf den letzten Wechsel anwenden, aber ich muß doch bekennen, daß ich die letzten Jahre vor der neuen Aera wiederum von dem Gefühl einer Inkrustation beschlichen ward, die diesmal von außen kam. Einen wohlintentionirten Fürsten zu wissen und eine s. g. conservative Majorität, und dabei fortwährend das Gefühl, man komme auch keinen Schritt aus der Stelle, vielmehr rückwärts, weil die Regierung die vortreffliche Situation nicht zu nützen wisse oder wolle und sich immer engere Seile um die Beine ziehe, ich verlor alle Lust am öffentlichen Leben und das Gefühl eines unendlichen torpor beschlich mich. Hatte das Ministerium auch nur auf einem einzigen Punkte die Courage, uns fair play zu gewähren? War sie nicht immer

in Angst, wenn sie der conservativen Partei fair play gebe, werde der Götze mechanischer Gerechtigkeit sie nöthigen, das auch der Revolution zu gewähren? Und wurden wir nicht immer durch neue Stricke mitgebunden, wenn man der Revolution einen Strick appliciren wollte? Die Leute mögen es in ihrer Weise gut gemeint haben, aber mir ging dabei Luft und Athem aus. Jetzt sind viele Stricke wirklich gelöst für unsere Gegner, und dieselbe mechanische Gerechtigkeitsliebe, welche früher bei den Nachkommen von Herodots gerechten Budinen zu unserem Nachtheil war, ist jetzt zu unserem Vortheil. Die Angst der Leute, die Bäume möchten in den Himmel wachsen, theile ich nicht, und daß sie ein Bischen höher wachsen, wird unserem Wuchse noch nicht alle Samenkraft rauben. Ich fühle mich frischer im Vergleich mit den letzten Jahren und sehne mich nur danach, daß die jetzige Regierung auf den Ambos der Thaten gelegt werde, da wird sich die Sache rasch dahin entwickeln, daß, was nicht haltbar ist unter den Hammerschlägen, als ausbrennende Funkenschlacke zur Seite fällt. Daß wir dabei zu Grunde gehen sollten, fürchte ich nicht, denn alles, was uns drückt, drückt alle unsere Nachbarn noch weit ärger, und mein ganzes Leben hindurch hat sich mir das Wort des alten Matteo de Visconti bewährt, der, als ihn seine Feinde, die de la Torre, aus Mailand höhnend fragen ließen: wann er seinen Einzug wieder in Mailand zu halten gedenke, ihnen antwortete: „sobald eure Sünden größer sind als meine".

Brief vom 12. März 1860 an Ludwig von Gerlach:

„Wenn Sie einen langen Brief von mir als eine Strafe ansehen sollten, so haben Sie wenigstens die Güte, mich nicht dafür verantwortlich zu machen. Warum schreiben Sie mir einen so anregenden und herausfordernden Brief? Da müssen Sie nothwendig auf eine Antwort, und von meiner Seite natürlich auf eine schwache und deshalb lange Antwort gefaßt sein.

Sie fragen, weshalb wir uns nicht organisiren und mobil machen? Ganz einfach, weil wir keine Waffen haben. Die allerdings ursprünglich substanziellen Inhaltes vollen Fahnen der Freiheit, Humanität und des Fortschrittes sind seit nun hundert Jahren zu immer leereren abstractis ausgeblasen worden. In diesem abstracten Sinne hat sie seit siebzig Jahren Jedermann verstanden, in diesem abstracten, nichtswürdigen Sinne haben diese Worte bis auf Hegel alle unsere Schriftsteller gebraucht, er hat sich zuerst dagegen zu stemmen gesucht, seine Protestation ist aber nicht einmal von seiner Schule beherzigt worden. Jedermann hat diesen abstracten Sinn obiger Worte in sich aufgenommen und hantirt mit diesen Wörtern in solchem Sinne. Nun kommen Sie seit zehn Jahren auf den substanziellen Inhalt zurück und wollen, wir sollen diese Dinge so nehmen und mit substanziellen Gedanken des Rechts und des Glaubens den christlichen Staat durchdringen, während der größeste Theil unserer Leute uns gar nicht versteht, nur durch die äußere Bedrängniß und Besorgniß auf unsere Seite geschlagen ist und keine Vorstellung hat von der Weiterwirkung von Mißgedanken und Mißworten in den Dingen, die sich in ihren eigenen Gedanken gestalten sollen. Ist es Ihnen denn noch gar nicht aufgefallen, daß wir in einer Sprachverwirrung sind, welche aus einer Denkverwirrung, aus einer Angewöhnung an abstractes hohles Denken hervorgegangen ist? und daß wir dabei überall im Nachtheile sind, weil unsere Gegner überall den Sprachgebrauch der beiden letzten Menschenalter für sich haben und unsere eigenen Leute nicht mit uns die gleiche Schule durchgemacht, sich nicht mit uns zugleich vom abstracten Denken losgesagt haben? Reden wir, so nehmen unsere Gegner und zum Theil unsere eigenen Leute unsere Worte in diesem hergebrachten Sinne, verstehen sie also ganz und gar nicht, zeihen uns der Widersprüche oder des baaren Unsinnes und haben das Beifall klatschende Publicum, was an ihre Redeweise gewöhnt ist, hinter sich. Oder unsere Freunde suchen uns zu verstehen, haben aber entfernt keine Vorstellung von der Wichtigkeit des Unterganges dieser abstracten Gedankenwelt und halten also entweder, was wir sagen, für unnütze Faselei, oder finden die Sache nicht so vieler Denkanstrengung werth und lassen uns reden, während sie Thaten erwarten, die doch erst folgen können, wenn

wir uns wieder in weiterem Umfange verstehen. Wir haben nur Waffen der Worte und Gedanken; unsere Waffen aber schneiden oder treffen nicht, weil das Nichtverstehen und Nichtermessen derselben sie selbst für viele Freunde stumpf macht. — Eine Differenz im Gottesgedanken zieht sofort nothwendig eine Differenz in allen anderen Gedanken nach sich, namentlich aber in allen Gedanken über das, was zu erstreben und zu meiden ist, über den Werth menschlicher Handlungen, über Ehre und Schande. In allen diesen Dingen sind wir nun mundtodt, so lange es uns nicht gelingt, neue substanzielle Begriffe unter neuen, noch nicht falsch geprägten Schlagwörtern in Gang zu setzen. Meine verdienstlichsten Thaten in dieser Welt erachte ich, daß ich erstens das Wort naturwüchsig in Gang gesetzt habe, Anfangs deshalb verspottet (im J. 1831), weil Jedermann der Begriff fehlte. Als die Leute den Begriff gefunden, seine Richtigkeit und Bequemlichkeit, haben sie das Wort überall gebraucht, man liest jetzt kein Buch und keinen Zeitungsartikel fast, in welchem dieser Begriff nicht eine Rolle spielt. Daß ich dem deutschen Volke diesen substanziellen Begriff geschenkt, darauf bin ich stolz. Und zweitens habe ich ihm den Begriff des Aufklärichtes als Bezeichnung der abstracten Aufklärung geschenkt, der freilich erst seit ein paar Jahren häufiger wird, aber sowie er obsiegt, der Aufklärung, die ja ein göttlicher Gedanke ist, ihr Recht und ihre Unschuld wiedergiebt. So lange Sie für die abstracte und für die substanzielle Freiheit und Humanität, für das abstracte Recht nur dieselben Wörter haben, wie für die substanziellen Gedanken dieselben Dinge, kommen Sie aus dem Mißverstande nicht heraus. Auch für den abstracten (sei es rationalistischen, sei es pantheistischen) Gott müßte man ein anderes Wort haben, als für den wahren lebendigen, in dem auch wir leben, weben und sind. So lange Sie das nicht haben und diese substanziellen Gedanken nicht leichten unbesinnlichen Curs haben in augenblicklich verständlichen Wörtern, tragen Sie mit Ihren besten Worten nur Wasser in ein bodenloses Faß, und wir haben fortwährend Nebenmänner, die wir für ganz anderes halten als sie sind, und die uns bei jeder Action versagen. Wie können sich unsere Leute für Freiheit, Fortschritt, Humanität u. s. w. begeistern, wenn sie selbst doch nicht im Stande sind, ihre Beine aus der Begriffsverwirrung herauszuziehen. Haben Sie noch nie einem guten, wohlintentionirten Menschen gegenüber rathlos dagestanden, wenn er Ihnen auf gute Gedanken schlechte Erwiderungen gebracht hat, die nur daraus folgten, daß er zwischen Schillers abstracter Freiheit und der Freiheit in Gott und in nationaler Sitte und Recht keinen Unterschied zu finden wußte? — Ich sehe es an allen unseren jungen Theologen fast, wie ihr unkirchliches subjectives Wesen, was sie über lang oder kurz in irgend eine Sorte sublimirten Rationalismus zurückwerfen muß, nur in dieser Schwängerung mit Abstractionen, die sie auf den Schulen lernen, in allen unseren Dichtern, Rednern und Philosophen wiederfinden, seine Quelle hat. Unsere Herren Theologen kommen mir vor wie dem Herodot die Aegypter, wie unerfahrene Kinder, die da meinen, sie machen mit ihren Worten System, während die schalkhaften Geister, die in ihren Wörtern stecken, ihnen Schnippchen schlagen, Nasen drehen und an allen Ecken ihres Systems die Zungen so lang herausstrecken, als sie können. Sed haec hactenus!

Dienstag, den 13. März.

Ich war gestern unterbrochen worden und füge heute noch einiges Tröstlichere hinzu. Wenn die Sachen auch noch so stehen, daß die Masse der Menschen mit der Masse ihrer Gedanken in den dunkeln Thalgeländen der Abstraction wohnt, und Sie also oft, wenn Sie im Sonnenglanz des substanziellen Gedankens verweilen wollen, von Bergspitze zu Bergspitze schreiten über der Leute Köpfe weg, so steht die Sache doch anders als vor dreißig, anders als vor fünfzig Jahren. Wie viel auch für das weltliche Rechtsleben fruchtbare Gedanken sind durch die neueren Besprechungen über das kirchliche Amt in die Köpfe gekommen. Wie ganz anders nimmt sich heute die katholische Christenheit als damals, als Pius VII. vergewaltigt ward vor nun fünfzig und etwas mehr Jahren. Wie fruchtbar sind die Besprechungen über die objective Wirkung der

Sacramente gewesen. Und auf solchen Bahnen müssen wir weiter. Das Christenthum hat zuerst die Welt nur dadurch umgebildet, daß es sie im Geiste angriff, und auch von Neuem aus dem todten Meere der Abstraction retten kann nur das Christenthum, und fast nur mit Correctur und Censur des Denkens. Ich habe fast nur noch ein kirchliches Interesse, bei fast äußerster Verachtung fast aller unserer neueren gelehrten Theologen, denen es überall fast mehr um das schöne Service zu thun ist, als um die Speisen, die darauf genossen werden sollen.

Sie wollen, ich solle mich gegen Humboldt aufmachen. Ich bitte Sie, lassen Sie den todten Hund*) liegen, wo er liegt. Er hat seinen Lohn im Leben dahin, und einige Leute, die seinen Namen so oft gebraucht haben, daß sie nun sich mit ihm identificirt fühlen, abgerechnet, sagt sich fast Jeder von ihm los, nicht etwa der Briefe willen (deren frivolen Christushaß theilt man ja weiter), sondern man verachtet ihn als wissenschaftlichen Geist, nennt ihn einen Compilator, findet seine Berühmtheit vor Allem in seiner Liebedienerei gegen die Menschen wurzeln u. s. w. In meiner Umgebung (und nicht etwa blos unter unseren Leuten, die sich immer noch einiger Gerechtigkeit in Beziehung auf seine wissenschaftlichen Leistungen bestreben) ist der Mann von dem Augenblick an abgethan gewesen, wo er die Augen zugethan, und seit dem Erscheinen der Briefe habe ich ihn mehr als einmal einen alten Schuft nennen hören, während ich wenigstens noch nicht gehört habe, daß Jemand sich seiner lebhaft angenommen. Seine Arbeiten über Amerika sind nun veraltet, daß sie eine solide Grundlage waren für tausend neuere Arbeiten, ist vergessen. Seine wirklich verdienstlichen und feinen Forschungen über die Entdeckung von Amerika kennt das Publikum fast gar nicht, und seine Arbeiten über das innere Asien und den Kosmos nennt man ungescheut langweilige Compilationen und macht sich lustig darüber, daß sich die vornehme Lesewelt durch den Kosmos so habe dupiren lassen, daß sogar Damen ihn halbe Jahre lang auf ihren Tischen liegen gehabt hätten, welche Mühe hätten, mit den Wirthschaftsrechnungen ihrer Köchinnen über Eck zu kommen. Des Mannes Ruhm ist welk wie abgefallene Blätter; warum wollen Sie mich verurtheilen, diese Blätter zusammenzukorben und in meinem Hause zu verbrennen. Mir predigt der Name nur noch: sic transit gloria mundi. Er war der reiche Mann, der Viele fütterte mit Gefälligkeiten, aber den, weil er selbst keinen Funken Liebe in sich hatte, auch kein Mensch geliebt hat.

Herodots Budinen sind ein skythisches Volk, welches im Rücken der Sauromaten in einem Lande voll Wälder und Landseen wohnte, also wahrscheinlich in den preußischen und russischen Ostseeküsten, denn nördlich von ihnen war Steinwüste (Finnland?). Bei ihnen waren die Gelonen, eine ursprünglich griechische Colonie, in einer ganz hölzernen Stadt, die nun aber die budinische Sprache redeten. Es war ein gerechtes Volk, also vollkommen geeignet, Ahnherren der Preußen zu sein (bei denen man auch Salomos Spruch: sei nicht allzu (abstract) gerecht und nicht allzu (abstract) weise, auf daß du nicht zum Narren werdest, vergessen hat), und deren Griechisch und Lateinisch sie feig macht, wie weiland am Ende des 15. Jahrhunderts das ihrige die Italiener. — Führt der Prinz die neue Heeresorganisation durch, so soll er hoch gelobt sein, das ist ein mächtigerer Schritt aus dem abstracten Preußen und seiner abstracten Politik heraus in Fleisch- und Blut-Gedanken, als irgend ein anderer, führt er sie nicht durch, so wird des Tacitus Wort von den Cheruskern bald genug auf uns anwendbar sein, qui quondam boni aequique Cherusci nunc inertes ac stulti vocantur. — Ein frisches Heer und dann einen schweren und langen Krieg, während im Inneren das objective Sacrament und darauf gebaute geistliche Amt zu Ehren kommen, die Lüge der Gleichheit erkannt und das Privilegium als Wurzel des Rechts und der Freiheit erneut wird. Das kann uns helfen."

*) Draußen sind die Hunde. Offenb. 22, 15.

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Erster Teil. Glatz.

I.

Ueber den hohen Kamm des Schneegebirges führt ein einsamer Weg von der Grafschaft Glatz nach Mähren, von dem Flecken Wilhelmsthal nach Spieglitz, ein Weg, der seiner Steilheit und der Oede der Gegend wegen in den Wintern früherer Jahrhunderte nie betreten wurde; die beiden Flecken hielten dann, zu verschiedenen Ländern gehörig, keine Verbindung unter einander, und tiefe Stille herrschte auf dem Wege, bis wärmere Jahreszeiten die benachbarten und doch so lange getrennten Menschen wieder verlockten, auf die Berge zu klettern, und in die uralten, dieselben bedeckenden Wälder trieben, um Beeren, Pilze und Holz zu sammeln und wohl auch einmal einen Blick zu thun in das Nachbarland hinüber, das ihnen so lange verschlossen war.

Anders wie in früheren Jahren war es hier am letzten Januarstage 1621; da herrschte hier nicht die sonstige tiefe Ruhe des Winters, wenn auch die Menschen, welche sie unterbrachen, sich still verhielten und allen Grund hatten, die Verborgenheit der Gebirgswälder aufzusuchen.

Ein eisiger Wind pfiff über den Kamm hin und knarrte, ihnen den Schnee abfegend, in den Bäumen; kalt war die Luft, als wenn sie alles, was Leben hat, durch ihren Hauch töten wollte, kalt namentlich hier auf dem Höhenrücken des Gebirges; ohnmächtig kämpfte die Sonne, die den Schnee zwar zum Blinken und Glitzern brachte, aber nicht schmelzen konnte.

Oben, wo der Weg den Berg überschreitet, brannten auf der mährischen Seite, den Blicken der Grafschaft entzogen, zwei mächtige Feuer, um jene die lange Stille unterbrechenden Menschen zu wärmen, welche sie in der Eisesluft nur mit Mühe hatten anzünden können. Es waren Männer in allen Lebensaltern, kräftige, verwilderte Gestalten, sämtlich, freilich oft in der einfachsten Weise nur mit einem eisernen Flegel, bewaffnet; doch lagen die Waffen zur Seite, während jene sich um das Feuer drängten, um sich wenigstens etwas gegen den eisigen Lufthauch zu schützen; Bauern waren es, die um ihres evangelischen Glaubens willen aufgestanden, vom Feinde vertrieben, hier auf der Höhe der Grenze ihre letzte Zuflucht gesucht hatten; aus den Gesichtern der Einen sprach düstere Entschlossenheit oder Fanatismus, aus den anderen starre Ver-

zweiflung über ihr Schicksal, ihre Todesgefahr, über den Verlust ihres Heims und ihrer Habe. Bis auf den Tod gehetzt, hatten sie endlich sich hierher gerettet, wo sie nimmermehr bleiben konnten. Vom Feinde aus der Grafschaft vertrieben, wußten sie, daß auch vor ihnen in Mähren dessen Scharen hausten; hier oben mußten sie durch Hunger und Kälte zu Grunde gehen. Also wohin? Keiner wußte Rat; vorläufig hatten sie nur den Trieb, sich am Feuer zu wärmen und von der Flucht auszuruhen. Zu ihrer Sicherheit hatten sie Posten auf dem höchsten Punkte der Straße aufgestellt, die diese nach vorn und rückwärts übersahen. Sollten diese hier nötig sein, wer wollte ihnen hierher folgen? Und doch rief plötzlich der eine derselben den um das Feuer stehenden Leuten zu, daß von der mährischen Seite Truppen heraufstiegen. Entsetzt griffen alle eiligst nach den Waffen und eilten in den im tiefen Schnee liegenden Wald, um sich hier vor dem unerwarteten Verderben, wie das Wild vor dem Jäger, zu verbergen. Nur zwei Männer blieben so weit zurück, daß sie die Straße übersehen und den Feind beobachten konnten; sie hatten genug Zeit dazu, da dieser nur langsam den tief verschneiten, steilen Weg heraufkommen konnte, vorn zwei Mann, dann eine kleine Abteilung, endlich der Haupttrupp, alle abgesessen, in der Hand den Zügel der Pferde, auf welchen sie sich bei der furchtbaren Kälte nicht halten konnten, die sie vielmehr infolge der Gefahr des steilen Weges führen mußten. In den Bärten der Menschen, vom Kopfe der Pferde hing Eis herunter, ihr Atem hüllte sie in eine Dampfwolke, und doch war ihnen heiß beim Erklimmen des Berges von der furchtbaren Anstrengung, welche manchen durch die Strapazen oder Verwundung Geschwächten hingeworfen hatte auf den eisigen Schnee, wo er nach kurzer Zeit seinen Tod fand. Dabei sah man ihnen an, daß sie eben erst Gefechte durchgemacht hatten; an den Kleidern einzelner klebte Blut; viele waren verwundet und nur notdürftig verbunden. Angstvoll nahmen die beiden Bauern wahr, wie die Spitze, die Feuer bemerkend, Halt machte und den Vortrupp herankommen ließ, wie dieser sich zum Durchsuchen des Waldes anschickte, dann aber rief plötzlich einer von ihnen mit lautem Freudenschrei:

„Bei Gott, das ist der Junker Konrad von Panwitz, das sind keine Feinde!" und sprang rasch aus dem Walde auf den Führer desselben, einen stattlichen, jungen Mann, los. Ueberrascht griff der Vortrupp nach seinen Waffen, überrascht sah der Führer auf den sich nähernden, bewaffneten Bauern, dann aber sagte er, ihn erkennend und ihm freundlich die Hand gebend:

„Um Himmels willen, Vogt! wie kommst du bei diesem Wetter hier auf die Berge?"

Rasch erklärte ihm der Bauer seine und seiner Genossen Schicksale und sprach ihm lebhaft seine Freude aus, hier auf Freunde zu treffen.

„Es wird dem Grafen lieb sein, euch hier zu finden, hole nur deine Genossen rasch an die Straße zurück. Unterdessen kommen unsere Leute heran, ich will sie hier erwarten."

Während er nun Halt machte, rannte der Bauer dem Walde zu, um seine Genossen herbeizuholen, welche auf die überraschende Kunde von der Annäherung von Freunden und Glaubensgenossen unter Freudenausrufen sich an der Straße sammelten und die Truppen begrüßten. Der „Vogt" genannte Bauer trat wieder zum Junker und sagte:

„Verzeiht, lieber Junker, eine Frage: wo kommt Ihr her?"

„Die Feinde sprengten unsere in Schlesien stehende Armee auseinander und wollten auch uns zu Leibe; da beschloß der Graf Thurn, unser Führer, sich nach Glatz durchzuschlagen, und so sind wir unter fortwährenden Gefechten von Römerstadt über Altstadt hierhergelangt. Mag Uebermacht, Wetter und Gebirge uns entgegenstehen, die Thurnschen Truppen fängt der Feind nicht. Doch wie geht es den Meinen? Vogt!"

Ehe aber dieser, der sich lange zu besinnen schien, eine genügende Antwort gab, kam der Haupttrupp heran, und Panwitz meldete dem erstaunten Führer die Anwesenheit der Bauern und die Veranlassung dazu.

Digitized by Google

„Wir müssen hier doch einen kurzen Halt machen, um auszuruhen und die Nachzügler abzuwarten," sagte dieser, ein noch junger Mann von vornehmem, echt soldatischem Aeußeren, mit scharfsinnigem, energischem Gesichtsausdruck, — „da werden unseren Leuten die Feuer der Bauern sehr angenehm sein. Während dessen können wir letztere ausfragen und das Weitere über unseren Weg beschließen."

Die Soldaten drängten sich bald, ihre Pferde am Arm, um die von den Bauern neuangefachten und vergrößerten Feuer und tauschten mit diesen ihre Erlebnisse aus; der Führer der Truppe aber, Graf Bernhard Thurn, rief den Anführer der Bauern, jenen Vogt, in den Kreis seiner Offiziere, um von ihm Näheres über die kriegerischen Ereignisse in der Grafschaft zu erfahren.

„Ihr gehört zu der von den evangelischen Ständen aufgestellten Landesdefension? Aus welchem Teile der Grafschaft seid ihr?"

„Aus den Dörfern um Landeck, Ullersdorf, Kunzendorf u. s. w."

„Erzähle, wie ihr hierher kommt."

„Am 11. Dezember kamen Truppen in unsere Dörfer und trieben uns, die Landesdefension, da wir zur wirksamen Verteidigung zu schwach waren, zurück. Darauf besetzten sie Landeck und verhielten sich in der ersten Zeit ruhig; vor einigen Tagen aber haben sie, nachdem sie uns zur Rückkehr und Niederlegung der Waffen aufgefordert hatten und wir dies nicht thun wollten, unsere Dörfer geplündert und furchtbar darin gehaust. Da kamen viele unserer zurückgebliebenen Bauern, die zum Aeußersten getrieben waren, zu uns, und wir beschlossen, die Sachsen anzugreifen, sind aber leider geschlagen worden; sehr viele von uns sind erschlagen oder gefangen, und nur ein kleiner Teil, unser Haufe, hat sich trotz der Verfolgung durch die Sachsen hierher gerettet."

„Und wo sind die Sachsen geblieben, wie stark waren sie?"

„Bis Wilhelmsthal haben sie uns verfolgt, dann haben wir sie nicht mehr gesehen."

„Was wißt ihr von den Unseren in Glatz?"

„Nichts! Doch sagt man, daß die Besatzung mit dem Feinde Verhandlungen wegen der Uebergabe angeknüpft habe."

„Das wolle Gott verhüten!" rief der Graf, „hoffentlich kommen wir noch zu rechter Zeit! Doch sage: was wollt ihr thun? Hier auf den Bergen könnt ihr doch nicht bleiben?"

„Herr, nehmt uns mit! Wir wissen nicht, wohin wir gehen sollen; vor und hinter uns steht der Feind; hier müssen wir erfrieren oder verhungern! Gern wollen wir kämpfen; nur nicht solcher Tod!" rief flehend der Bauer.

„Gut," sagte der Graf, „rufe deine Leute zusammen; ich will mit ihnen sprechen."

Rasch fanden sich die Bauern ein, in deren Mitte tretend jener nun sprach:

„Ihr seid hier von einem erbarmungslosen Feinde in die Wildnis getrieben, in der ihr euern Tod finden müßt. Ringsum Feinde, wenn ihr euch hervorwagt. Auch wir sind nur durch schwere Kämpfe und Strapazen dem Tode oder der Gefangenschaft entgangen und wollen jetzt durchdringen nach Glatz, um dort weiter für die Sache unseres teueren Glaubens zu fechten. Ich will euch mitnehmen, aber bedenkt, daß das Land vom Feinde besetzt ist, und daß wir jeden Augenblick zum Kampfe gezwungen sein können. Wollt ihr mir trotzdem folgen?"

Ein lautes, freudiges Ja war die Antwort der Bauern.

„Nun, dann tretet ihr hiermit unter meinen Befehl; Lieutenant von Panwitz, Ihr übernehmt die Führung des Bauerntrupps und, da Ihr in der hiesigen Gegend bekannt seid, die Spitze und die Sicherung des Marsches. Vor Wilhelmsthal wird Halt gemacht, dort wollen wir Nachtquartier nehmen, und wenn wir es erkämpfen sollten! Und nun vorwärts!"

Freudig gehorchten die Bauern und stiegen langsam voll frischer Hoffnung und doch schwere Kämpfe vor Augen den Berg, den sie am Morgen verzweifelt erstiegen hatten, wieder hinunter; es folgten ihnen die Truppen, welche ihrer Pferde wegen bei

der Eisesglätte noch schwerer herabsteigen konnten, als sie hinaufgekommen waren. Endlich war Wilhelmsthal erreicht und zur großen Freude der todmüden Mannschaften vom Feinde verlassen gefunden worden; bald war das kleine Städtchen überfüllt, aber die evangelischen Einwohner gaben ihr Letztes, um die Streiter für ihren Glauben zu stärken und zu wärmen. Menschen und Tiere fanden Wärme, Ruhe und Nahrung nach dem fürchterlichen Marsche, um am nächsten Morgen aufs neue zu solchem gekräftigt zu sein.

Nachdem Panwitz seine Bauern untergebracht hatte, konnte er auch an sich und seine Erholung denken. Er trat in das für ihn bereitete Quartier, ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer, in welchem er vor allem sein Pferd erblickte, das sein treuer Diener zum Schutze vor der grimmen Kälte hierher gebracht hatte, da die Ställe für die vielen Pferde der Truppe nicht ausreichten. Das kluge Tier lag, schwer ermüdet, neben einer Anzahl jener kriegerischen Bauern auf der Streu, hob aber, als es seinen Herrn erkannte, den Kopf, welchen dieser im Vorbeigehen freundlich streichelte: „Du wirst auch froh sein, Sturm, nach solchen Strapazen einen warmen Fleck zur Ruhe gefunden zu haben.“ Im Hintergrunde des Zimmers brannte auf dem Herde ein mächtiges Feuer, vom Vogt und des Lieutenants Diener unterhalten. Hier ließ er sich, die Waffen ablegend, nieder, um endlich Ruhe und Nahrung und, wonach er sich noch mehr sehnte, Nachricht von den Seinen durch den Vogt, den Schaffer auf dem väterlichen Gute, zu erhalten. Er war unbedingt eine auffallend hübsche Kriegererscheinung von großer, prächtiger Figur, ungefähr 22 Jahre alt und hatte offene, kräftige und kluge Züge, blonde Haare und Schnurrbart und blaue Augen.

„Nun, Vogt, wie geht es den Meinen, du wolltest vorhin nicht mit der Sprache heraus?“

„Vorhin war wenig Zeit dazu; gern würde ich es Euch aber auch jetzt verschweigen; doch würdet Ihr es dann in weit grausamerer Weise erfahren, wenn wir an unserem verbrannten Gute vorüberkommen.“

„Was? unser Gut verbrannt! Leben die Meinen noch?“ rief Konrad, erschrocken aufspringend.

„Ja, sie leben noch. Aber Euer Vater ist von den Sachsen gefangen worden, weil er es mit den Unseren in Glatz hielt. Die Feinde wollten ihn aus dem Schlosse in Raiersdorf abholen, da verteidigte sich der alte Herr tapfer, bis jene das Haus anzündeten, so daß er sich, wenn er nicht verbrennen wollte, ergeben mußte. Sie haben ihn nach Landeck mitgenommen und den ganzen Schloßhof rein ausgeplündert und zerstört.“

„Und meine Mutter, meine Geschwister, wo sind diese?“

„Die Frauen und die Junker Wolfram und Hans sind noch zur rechten Zeit nach Glatz gerettet, der Junker Robert ist mitgefangen.“

„Gott sei Dank, daß wenigstens jene den Händen des Feindes entgangen sind,“ sagte der Lieutenant; dann aber rief er, leidenschaftlich in Schmerz ausbrechend und in übermächtiger Wut und Verzweiflung das Zimmer durchschreitend: „Aber mein Vater, mein Bruder gefangen, unser Hof zerstört, und das von unseren Glaubensgenossen, den Sachsen! Welches Unheil! Wie soll das enden!“

Der Vogt mußte Panwitz, nachdem dieser sich etwas beruhigt hatte, noch vieles erzählen; als dieser sich dann aber auf die Streu warf, ließen ihn die Gedanken an das Schicksal der Seinen, trotz seiner großen Müdigkeit, noch lange nicht zum Schlafe kommen. —

Der alles ins Auge fassende Sinn des Obersten Grafen Thurn, welcher seinen Leuten durchaus die Nacht zur Ruhe gönnen wollte, hatte einzelne Einwohner des Städtchens vermocht, trotz der Gefahr und Kälte während dieser Nacht in die vor ihnen liegenden Dörfer zu gehen, um zu sehen, ob sie vom Feinde besetzt wären, und diese, welche nur die Anhänglichkeit an ihren Glauben hatte dazu bewegen können, brachten die Nachricht, daß allein in den Städten Landeck und Habelschwerdt feindliche Truppen lägen.

Daraufhin entwarf der Graf am nächsten Morgen mit dem gegendkundigen Lieutenant von Panwitz den Plan zum weiteren verwegenen Marsch und teilte ihn dann seinen vom größten Vertrauen zu ihm beseelten Offizieren mit.

„Der Feind steht in den Städten Landeck und Habelschwerdt; der gerade Weg geht über erstere im Thale entlang; doch können wir selbstverständlich diesem nicht folgen, sondern müssen Landeck umgehen und werden wieder hohe Berge und tiefe Schluchten zu übersteigen haben. Gern griff ich den Feind in Landeck an und würde ihn sicher überwältigen. Da aber nach Aussage der Bauern die Besatzung in Glatz mit dem Feinde wegen Uebergabe der Festung verhandelt, so kommt alles darauf an, noch heute den fünf Meilen weiten Weg dahin zurückzulegen, ich muß also jeden unnötigen Kampf vermeiden, werde ich freilich angegriffen, mich unter allen Umständen nach Glatz durchschlagen. Erreichen wir diese Feste nicht, so ist sie für die Sache unseres Glaubens, für uns aber der letzte Zufluchtsort verloren. Doch wir werden sie erreichen."

Nachdem Graf Thurn noch verschiedene Anordnungen getroffen hatte, ließ er die Truppen zum Marsche sammeln; den antretenden Bauern, welche unter dem Lieutenant von Panwitz auf der ersten Hälfte des Weges bis Raiersdorf wieder die Vorhut übernehmen sollten, rief er ein frisches „guten Morgen" zu. „Wer noch zurückbleiben will, bleibe hier;" aber keiner verließ den Trupp, jeder sah vertrauend auf den Führer und dachte wohl auch mit Schaudern an den ihnen noch gestern drohenden Tod im Hochgebirge.

Noch im Halbdunkel wurde das Städtchen verlassen, dessen treue Bewohner die Soldaten mit den besten Wünschen scheiden sahen, bald auch, um Landeck zu umgehen, die Straße im Thal. Wieder ging es steile, eisesglatte Bergwege hinauf, in schneegefüllte Schluchten hinein, wieder mußten die Pferde von den abgesessenen Reitern geführt werden, wieder stürzte mancher; doch ununterbrochen ging es vorwärts, unbemerkt vom Feinde in Landeck, dem keiner der treuen Wilhelmsthaler Thurns Erscheinen in der Grafschaft verraten hatte. Als Landeck umgangen war und Panwitz nur langsam, um den Haupttrupp herankommen zu lassen, der eigentlichen Straße bei Raiersdorf zumarschierte, sah er von der Höhe vor diesem Dorfe mit Entsetzen das Schloß seiner Väter in Trümmern liegen und ebenso den Wirtschaftshof und die meisten Höfe des Dorfes, und, näher gekommen, fand er die noch stehenden Häuser geplündert und verlassen, das Dorf ohne Leben; weder Mensch, noch Tier war zu sehen. Die Bauern des Trupps, welche zum Teil hier ihren Besitz hatten, knirschten vor Wut beim Anblick der Trümmer ihrer Habe; der Lieutenant von Panwitz dachte zuerst mit Trauer der Seinen und des einst so blühenden Lebens auf dem Schlosse, dann aber bäumte sich seine ganze, leidenschaftliche Natur auf vor Zorn, faßte ihn die Sucht nach Rache; sie sollte ihm unerwartet rasch befriedigt werden.

Als er nach dem Schlosse hinüber sah, kam aus einem zerfallenen Hause ein altes Mütterchen. „Um Himmels willen," rief dasselbe, indem sie den Lieutenant und einzelne Bauern beim Namen nannte, „wie kommt ihr hierher? Macht euch fort; die Sachsen aus Landeck sind gestern nach Ullersdorf auf Plünderung gezogen und werden gewiß bald zurückkommen; wenn ihr denen in die Hände fallt, seid ihr verloren."

Die Nachricht kam dem empörten Panwitz gerade recht; seine Bauern aber, die doch erst vor kurzem eine so schreckliche Niederlage erlitten hatten, lachten im Bewußtsein der Nähe der Thurnschen Truppen. Schleunigst sandte nun Panwitz dem Grafen Meldung; doch noch ehe dieser mit seinen Truppen zur Stelle kommen konnte, hörte man den Lärm der ahnungslos aumarschierenden sächsischen Compagnien, das Brüllen des geraubten Viehes. Der Lieutenant, welcher die Gefahr sah, daß der Feind vor Thurns Ankunft vorüberzog, faßte rasch, von dem Gefühl der Rache angespornt, den Entschluß, unter allen Umständen den Feind aufzuhalten, stellte seine Bauern zu beiden Seiten der Straße auf und rief ihnen zu: „Keiner weicht, Rache für unsere dort brennenden Häuser!" „Rache!" riefen auch die wild erregten Bauern und stürzten

sich überraschend auf die Sachsen. Ein harter Kampf entspann sich, die Uebermacht der Sachsen an Mannschaft und Bewaffnung schien ihnen den Sieg zu sichern, aber die Bauern wichen nicht; endlich kamen die Thurnschen Reiter zu Hülfe und hieben die Feinde zusammen.

Doch nun war der Feind in Landeck durch das Schießen sicher aufmerksam geworden, und außerdem konnten jetzt aus der Gegend von Habelschwerdt Gefahren kommen; also weiter. Die verwundeten Sachsen mußten liegen gelassen werden und wurden dann von den bisher versteckten Dorfbewohnern tot geschlagen; ebenso blieb die Beute liegen; nur das Vieh wurde mitgenommen und den jetzt vom Vortrupp abgelösten Bauern zum Treiben übergeben. Eines von den drei Dragonerfähnlein des Grafen Thurn trat hier, wo das Gelände den Reitern erlaubte, zu Pferde zu bleiben, an ihrer Stelle an die Spitze, deren Führer wieder der Lieutenant von Panwitz beigegeben wurde; weiter ging es, wieder von der Hauptstraße abbiegend, durch Eis und Schnee auf Glatz zu. Die Müdigkeit der Mannschaft wurde aber allmählich so groß, daß Graf Thurn, sich nun schon ziemlich sicher wähnend, in Ober-Hansdorf auf einige Zeit halten ließ.

Als er dann wieder antrat, als man von den Höhen aus das Schloß zu Glatz schon vor sich liegen sah, erschien plötzlich zwischen diesem und der Truppe eine starke Reitermasse. Also doch noch fechten!

Rasch wurde aufmarschiert und vorwärts ging es zum Entscheidungskampf, der Oberst Graf Thurn weit vor seinen Leuten. Da erkannte er am Führer des Gegners die Jägerndorfer Feldbinde, ritt in schnellster Gangart auf ihn zu und — reichte ihm die Hand; es war der Kommandant von Glatz, Hauptmann von Lohe, mit seiner Reiterei. Als die Truppen die Begrüßung ihrer Führer sahen, stutzten sie, brachen dann aber in lautes Hurrah aus, das namentlich den Reitern Thurns und den Bauern von Herzen kam. „Gerettet" dachten diese, „gerettet" dachte aber auch Graf Thurn.

Ein Bauer aus Oberhansdorf hatte die Truppen auf sein Dorf zu marschieren sehen und, sie für Feinde haltend, sich aufs Pferd geworfen, um in Glatz Hülfe zu holen, worauf Hauptmann Lohe sofort mit seinen Reitern aufgebrochen war.

Alle Müdigkeit war verflogen, als die Truppen weiter marschierten. Freudigen Sinns zogen sie, stolz auf ihren beispiellos verwegenen Marsch und die überstandenen Kämpfe und Gefahren, unter dem endlosen Jubel des treugesinnten Teils der Bevölkerung in die alte Felsenfeste Glatz ein.

II.

Graf Thurn war noch zu rechter Zeit nach Glatz gekommen, um zu verhindern, daß die Festung für die evangelische Sache verloren ging.

Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, schloß sich auch die zu jener Zeit ganz evangelische Bevölkerung der damals zu Böhmen gehörenden Grafschaft der Empörung an. Der Druck der katholischen Herrschaft war zu stark gewesen, als daß nicht das gesamte Volk freudig die seinem Glauben angelegten Fesseln gesprengt, ohne Besinnen für denselben zum Rebellen gegen den Kaiser geworden wäre; begeistert griff dasselbe zu den Waffen, begeistert schwor auch die Bürgerschaft von Glatz, ihre Stadt und ihren Glauben bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, dem neuen Könige von Böhmen Treue zu halten; die katholischen Priester, vor allem aber die dem Volke so unheimlich vorkommenden Jesuiten, wurden aus dem Lande gejagt. Als aber der König in der Schlacht am weißen Berge geschlagen worden war, Böhmen und Schlesien sich dem Kaiser unterwarf, besetzte der treu zur evangelischen Sache haltende Markgraf Georg von Jägerndorf mit einem Teil seiner Truppen die Festung Glatz und machte den alten tapferen und kriegserfahrenen Hauptmann von Lohe zum Kommandanten derselben,

während er selbst mit dem größten Teil seines Heeres weiter in des Kaisers Staaten ins Feld zog. Als er die Grafschaft verlassen hatte, kamen die Truppen des evangelischen Churfürsten von Sachsen auf die Aufforderung des Kaisers in das Ländchen, um das Volk — Glaubensgenossen gegen Glaubensgenossen — zu unterwerfen; ein anderer Teil der sächsischen Truppen ging mit den jetzt auf kaiserlicher Seite fechtenden Schlesiern gegen das in Mähren und Schlesien stehende Heer des Jägerndorfer und brachte es zur Auflösung. Nur die demselben angehörigen Truppen des Grafen Thurn schlugen sich nach Glatz durch.

Schon lange vor seiner Ankunft war hier das Unglück der Heere der Evangelischen bekannt geworden; die Glatzer sahen, daß von allen Erbstaaten des Kaisers sie allein gegen ihn im Felde stehen würden; zu den sächsischen Truppen drangen auch Regimenter des Kaisers in die Grafschaft ein; der Markgraf von Jägerndorf riet dem Hauptmann von Lohe brieflich zur Unterwerfung; die Bürgerschaft und die kleine Besatzung mußte die ganze Gefahr ihrer Lage einsehen; infolgedessen drang ein Teil von ihnen auf Unterhandlungen mit den Sachsen behufs Unterwerfung und Frieden; da ritt am 1. Februar 1622 der Graf Thurn mit seinen Truppen in die Festung ein und mit ihm kam der feste Wille, sie gegen den Kaiser und seine Verbündeten zu halten. Dem Grafen Thurn, dem Sohne des ersten Leiters der böhmischen Empörung, eilte ein guter Ruf voraus. In der Schlacht am weißen Berge hatte er sich durch Tapferkeit hervorgethan; sein Ritt über die Schneeberge zeugte von seiner festen Entschlossenheit, seinem eisernen Willen. Und gleich am Tage nach jenem Ritt gab er den Glatzern ein Beispiel derselben. Während seine Truppen, von den übergroßen Strapazen ermüdet, noch schliefen, ging er früh um 3 Uhr mit den Loheschen Soldaten nach Habelschwerdt, um die dort stehenden Sachsen zu überfallen. Diese aber waren gewarnt; der Ueberfall konnte nicht gelingen.

Nur wenige Stunden sind seit seiner Rückkehr vergangen. In dem hohen, prächtigen Saale des Schlosses steht der Oberst Graf Thurn und erwartet die zu einer Beratung befohlenen Offiziere und die Mitglieder des Rates der Stadt; vor ihm liegt die wunderschöne Landschaft mit der Aussicht nach dem Schneeberge im Glanz der hellen Wintersonne, dicht unter seinen Füßen der Trümmerhaufen des Klosters der verhaßten Jesuiten, am Fuße des Berges die alte treue Stadt Glatz mit ihren großen Vorstädten, Schloß, Berg und Stadt zur Verteidigung aufs äußerste eingerichtet, von Waffen starrend, eine uneinnehmbare Feste. — Zu seiner Seite standen der alte, bärtige Hauptmann Lohe mit zerhauenem, verwettertem Soldatengesicht und der Lieutenant von Panwitz, frisch wie Milch und Blut, welche er zu sich berufen hatte, um sich die Gegend, den Schauplatz seiner künftigen Thaten, erklären zu lassen. Als dies geschehen war, sagte der Graf:

„Nun, Panwitz, ausgeruht von unserem Marsch? es war wohl etwas viel für den jungen Krieger?"

Bescheiden antwortete dieser:

„Vollständig frisch und munter; ich bedaure nur, daß Ew. Gnaden mich nicht nach Habelschwerdt mitgenommen haben."

„Laßt nur, mein lieber Lieutenant. Die Ruhe war Euch nötig. Habt Ihr die Euren gefunden?"

„Ja, meine Eltern und jüngeren Geschwister, Gott sei Dank! gesund; mein Vater, den ich noch in der Gefangenschaft der Sachsen vermutete, hat sich durch eine bedeutende Summe lösen müssen; mein Bruder ist jedoch noch in des Feindes Händen."

„Nun, vielleicht gelingt es uns, ihn von den Sachsen ohne Lösegeld zu holen. Nur nicht verzagen! Doch wie seid Ihr untergebracht?"

„Heute Nacht habe ich bei den Meinen geschlafen, doch ist dies nicht länger möglich, da das Haus, wie die ganze Stadt, von geflohenen Adelsfamilien und Land-

volk überfüllt ist, so daß die Meinen nur ein einziges Zimmer haben. Ich bitte deshalb um Quartier für mich."

„Gut; quartiert Euch hier oben auf dem Schlosse ein, in welchem ja auch das Reiter-Cornet von Baudiß, Eure Truppe, liegt. Der Bauerntrupp wird den Musketieren überwiesen werden; Ihr tretet dann zu jener zurück. Doch da kommt der Rat. Ich danke Euch."

Sich verbeugend, verließ Panwitz den Saal, welchen jetzt der Rat der Stadt, von dem alten, ehrwürdigen Stadtschreiber Salomon Kuttner, dem einflußreichsten Bürger derselben, geführt, betrat. Thurn begrüßte ihn freundlich und rief aus einem Nebenzimmer seine Hauptleute: den waghalsigen Baudiß, Bauditz oder Baudissin, dessen Wahlspruch war: „leben und leben lassen", den schweigsamen, finster blickenden, nur im Gefecht feurigen Plato und den ruhigen, behäbigen Senitz, altbewährte Offiziere. Als alle Platz genommen hatten, eröffnete der Graf die Beratung mit den Worten:

„Durch einen glücklichen Marsch ist es mir gelungen, die Festung Glatz in dem Augenblick zu erreichen, als es, der Schwäche der Besatzung wegen, kaum mehr möglich schien, dieselbe unserer Sache zu erhalten. Durch meine Truppen verstärkt, ist Glatz uneinnehmbar und wird zur festen Säule für jene. Die Bürgerschaft hat geschworen, ihr treu zu bleiben; ich bin überzeugt, daß sie ihren Schwur halten wird. Indem ich im Namen des Königs den Befehl übernehme, begrüße ich Euch und eröffne die Beratung darüber, was zur kräftigsten Verteidigung geschehen kann und muß."

Die Offiziere gaben ihren Beifall an dem Entschluß, die Feste zu halten, in freudigen Worten kund, und auch aus dem Rat hörte man zustimmende Aeußerungen; da erhob sich der Schöppe Ernst Tschetterwang und sagte:

„Ew. Gnaden sprechen davon, Glatz zu halten; bedenket aber wohl, daß dies unmöglich sein wird. Glatz allein in allen seinen Erblanden widersteht noch dem Kaiser und kann unmöglich dessen Macht mit Erfolg trotzen, da von nirgends her Entsatz zu hoffen ist."

„Es handelt sich bei der ferneren Beratung nicht darum," fiel ihm der Graf entschieden ins Wort, „ob Glatz gehalten oder übergeben werden soll; es kann und wird gehalten werden. Was Entsatz anbetrifft, so ist dieser wohl möglich; hier" — auf Papiere vor sich deutend — „habe ich Nachricht, daß Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für den König Friedrich zu den Waffen gegriffen haben; wenn sie siegen, ist es von äußerstem Gewicht, ihnen hier einen Platz von solcher Stärke zu erhalten, und sie werden alles daran setzen, ihm zu Hülfe zu kommen. Auch die jetzt vom Feinde unterworfenen Provinzen werden dann infolge der fürchterlichen Strafen, die der Kaiser verhängt, aufstehen."

„Wenn sie aber nicht siegen, wird diese furchtbare Strafe uns erst recht treffen" — entgegnete Tschetterwang —, „wir haben nutzlos alles geopfert und unser Leben eingesetzt, um dann die ganze Schwere der kaiserlichen Rache zu erfahren."

„Jeder Krieg ist ein Glücksspiel; auch Glatz kann fallen. Aber bedenkt, daß wir für die Freiheit unseres Glaubens streiten, und diese ist des Kampfes wohl wert. Glatz wird dafür bis aufs äußerste verteidigt werden. Und nun, Herr Stadtschreiber" — wandte sich Thurn an diesen —, „teilt mir mit, wie die Bürgerschaft darüber denkt."

„Die Bürgerschaft, Ew. Gnaden, ist geteilter Meinung. Der größere Teil ist treu bereit, für die Vertheidigung von Glatz Gut und Leben einzusetzen, der andere ist bestürzt darüber, daß die Verhandlung mit den Sachsen behufs Unterwerfung unter den Kaiser nicht zum Ziele führen soll, sondern durch Ew. Gnaden Ankunft unterbrochen ist; er hofft auf Gnade des Kaisers und Wiederherstellung der alten Zustände, fürchtet aber das Schlimmste von einem längeren Widerstande. Doch sind auch unter diesem Teil keine Verräter; das hat sich gezeigt, als die Sachsen uns das Ansinnen machten, die

Lohesche Besatzung mit ihrer Hülfe gefangen zu nehmen und ihnen Glatz so in die Hände zu spielen."

„Ich weiß das," sagte der Graf, „Lohe hat es mir berichtet. Doch wie denkt Ihr selbst, Herr Stadtschreiber?"

Dieser richtete sich in seiner ehrwürdigen Gestalt hoch auf und antwortete mit festem Ausdruck:

„Ich bin für die Verteidigung von Glatz aufs äußerste und will für meinen Glauben mein Leben lassen, Hab und Gut hingeben. Den Versprechungen des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen traue ich nicht; wir würden, selbst wenn wir uns jetzt unterwürfen, die frühere Empörung bitter büßen müssen und mit Gewalt bekehrt werden; das einzige Mittel, uns den evangelischen Glauben, dieses kostbarste Gut, zu erhalten, ist, zu kämpfen. So wie wir vor zwei Jahren schon geschworen haben, Gut und Blut für diesen hinzugeben, so wiederhole ich Ew. Gnaden für mich und meine Bürgerschaft diesen Schwur. Wir werden der evangelischen Sache bis in den Tod getreu bleiben."

Mit diesen Worten reichte er dem Grafen zur Bekräftigung die Hand, worauf dieser sich tief vor dem begeistert blickenden Greise verneigte und ihm erwiderte:

„Habt Dank, Herr Stadtschreiber! Ich wußte schon im voraus Eure Entscheidung und habe nur bestätigt gefunden, was Hauptmann Lohe mir über Euren Mut und festen Willen berichtet hat. Nehmt jetzt auch meine Versicherung, daß Eure Sache auch die meine ist, daß ich mit meiner Mannschaft, so lange wir noch eine Waffe führen können, für die Verteidigung dieser Stadt einstehen und das Eigentum der Bürger, so lange es die Belagerung erlaubt, schützen und bewahren werden." —

Bewundernd hatten die Offiziere den Worten des Stadtschreibers gelauscht; staunend hörte sie selbst der Rittmeister von Plato, welcher bisher nur düster vor sich hinzublicken schien; mit Zeichen des Beifalls war auch der größere Teil des Rats ihm gefolgt. Als nun der Graf gesprochen hatte, drängten sich die meisten zu jenem, um, ihm die Hand gebend, ihm auch ihrerseits ihre Zustimmung auszudrücken. Nach einer Pause fuhr Thurn fort:

„Nun, meine Herren, ich freue mich, daß wir beinahe alle darüber einig sind, daß Glatz gehalten werden muß; wir können bei einer solch einmüthigen Gesinnung der Führer der Besatzung und Bürgerschaft das Beste hoffen. Wir wollen nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Beratung, nämlich über Mittel und Art, wie Glatz gehalten werden kann, übergehen."

Dies geschah, und der beiderseitige Wille, das Beste zu leisten, verbunden mit der Klugheit Thurns, förderte diese erste Verhandlung, deren Teilnehmer nach dem Schluß derselben mit dem größten Vertrauen von einander schieden.

Als die Mitglieder den Saal verlassen hatten, sprach der Graf, der zuletzt noch angeordnet hatte, daß am nächsten Morgen die gesamte bewaffnete Bürgerschaft und die Besatzung im Minoritengarten Aufstellung nehmen sollten, um unter seinen Befehl zu treten, zu Lohe:

„Gott sei Dank, daß der Rat von Glatz im allgemeinen mit mir derselben Meinung über die Notwendigkeit, die Stadt zu halten, war. Dies erspart mir die Notwendigkeit, hart mit der Bürgerschaft zu verfahren, sie zur Verteidigung zu zwingen. Kleine Dinge wachsen durch Eintracht."

Lohe hatte längst erkannt, daß den Grafen kein Widerstand abhalten würde, Glatz zu verteidigen; doch auch er sprach demselben seine Freude über die Aussicht auf einmütiges Zusammenwirken mit der Stadt aus und fügte hinzu:

„Ich kenne den Stadtschreiber Kuttner; so lange dieser an der Spitze des Rats steht, haben wir die kräftigste Unterstützung zu erwarten." —

Am andern Morgen hielt der Oberst Graf Thurn, hoch zu Roß, umgeben von seinen Offizieren, inmitten der Besatzung und Bürgerschaft und verkündete ihnen in Worten, denen man die festeste Entschlossenheit anhörte, daß er hiermit den Befehl über

sie übernehmen und Glatz bis aufs äußerste verteidigen werde. Zum Schluß ließ er sie in feierlicher Weise den Eid der Treue gegen die evangelische Sache schwören, was die große Mehrzahl, hingerissen durch die mächtigen Worte des Grafen, mit Begeisterung und nur noch ein kleiner Teil, durch jene eingeschüchtert, mit schwerem Herzen that. Thurns gewaltige Persönlichkeit machte hier zum erstenmale auf die Bürger ihren Einfluß geltend; von diesem Augenblick an waren sie bereit, allen Gefahren zu widerstehen.

III.

Unter der Volksmenge, welche dem Schauspiel der feierlichen Befehlsübernahme durch den Grafen Thurn beigewohnt hatte, stand auch der alte Herr Bernhard von Panwitz auf Raiersdorf, der Vater des Lieutenants, ein vornehmer Edelmann mit einem von weißem Barte umrahmten Gesicht, aus welchem ein fester Wille und augenblicklich hohe Befriedigung sprach. Mit Stolz hatte er auf die stattliche Reitergestalt seines Sohnes geschaut, mit großer Freude die Scharen des Grafen Thurn, dessen Sache ja auch die seine war, betrachtet, und mit einer wachsenden Begeisterung die Ansprache desselben und die Eidesleistung gehört. Ihm, dem festen Manne, waren Thränen in die Augen getreten und tiefbewegt sprach er zu dem neben ihm stehenden Hans von Donig auf Tuntschendorf:

„Wahrhaftig, das ist ein ganzer Mann, den hat uns Gott gesendet! Jetzt wage ich wieder, auf Rettung für uns und unseren Glauben zu hoffen. Doch da stehen unsere Genossen zusammen; kommt! laßt uns hören, was es giebt."

Beide schritten nun auf einen Menschenhaufen los, welcher den Landeshauptmann der Grafschaft: von Tschirnhaus, umstand, geflüchtete Edelleute, die, hingerissen von der allgemeinen Begeisterung, berieten, wie auch sie der evangelischen Sache ihre Dienste widmen könnten. Daß dies geschehen müsse, darüber waren alle einig; die jüngeren unter ihnen erklärten, daß sie sich sofort beim Grafen zum Eintritt in die Besatzung melden wollten; die anderen, welche zum Waffenführen zu alt waren, beschlossen, jenem ihre Dienste anzubieten und ihm zugleich zu überlassen, in welcher Weise er sie verwenden wollte, und wählten den Landeshauptmann und Herrn von Panwitz zu ihren Sprechern.

Der Graf hielt noch in der Mitte seiner Offiziere, als die beiden Abgesandten des Adels an ihn herantraten und um eine Unterredung baten, hörte sie aber sofort mit vollendeter Höflichkeit an und erwiderte ihnen dann mit herzlichem Händedruck:

„Sehr gern werde ich die Dienste der Herren annehmen; es gereicht mir dieses Angebot zur großen Freude. Nur bitte ich um Verzeihung, wenn ich noch keine Entscheidung über die Art jener Fälle treffe, da ich, eben erst hergekommen, mich vorher über alle Verhältnisse unterrichten muß; wenn Ihr, Herr Landeshauptmann und Herr von Panwitz, mir dabei behülflich sein wollt, so werde ich Euch sehr dankbar sein. Im übrigen hoffe ich, die Grafschaft mit Gottes Hülfe bald vom Feinde zu säubern, und werde dann die Herren bei der Verwaltung voll in Anspruch nehmen."

Beide erklärten sich mit Freuden bereit, den Grafen zu unterstützen, und verabredeten mit ihm Zeit und Ort zu weiteren Unterhandlungen, worauf dieser ihnen dankte und dann, sich zu Panwitz wendend, sagte:

„Euch, Herr von Panwitz, kenne ich schon aus den Erzählungen meines Lieutenants, Eures Sohnes. Ihr könnt, wie ich, zufrieden mit ihm sein; er ist ein tapferer Offizier von sehr guten Soldateneigenschaften, ein wackerer Kämpfer für seinen Glauben."

Hoch erfreut sprach der alte Herr dem Grafen seinen Dank für das dem Sohne gespendete Lob aus und zog sich darauf mit dem Landeshauptmann zurück, um einem Trupp von Edelleuten Platz zu machen, Jünglingen von 17 Jahren bis herauf zu Männern von 50 Jahren, welche sich beim Grafen Thurn zum sofortigen Eintritt bei

den Reitern und Dragonern meldeten, was dieser mit großer Bereitwilligkeit annahm und was selbst den alten Panwitz mit Staunen und Genugthuung über seine Landsleute erfüllte. Mit gehobenem Gefühl ging er nach Hause und mit glücklichem Gesichtsausdruck betrat er das Zimmer, in welchem seine Gattin, seine beiden Töchter und die beiden jüngsten Söhne, Wolfram und Hans, im Alter von 14 und 12 Jahren, die das soldatische Schauspiel mit angesehen hatten und nun der Mutter mit leuchtenden Augen berichteten, traulich zusammen saßen.

„Bernhard," rief Frau Sibille erstaunt, „sage, wie siehst du aus! Ein solch glückliches Gesicht haben wir schon lange nicht an dir gesehen!"

„Ja! ich habe auch Grund, mich zu freuen; jetzt haben wir wieder Hoffnung, daß uns unser Glaube erhalten bleibt; dann bin ich auch stolz auf meine Landsleute und stolz auf unseren Konrad, dem der Graf Thurn hohes Lob erteilt hat."

„Also hast du den neuen Oberst gesprochen! Möchte er uns Glück bringen! Ich habe das Hoffen fast verlernt; doch setze dich und erzähle."

Mit Spannung lauschten nun alle seinen Worten; aber wenn Frau Sibille sich auch über die besseren Aussichten für ihre gute Sache freute, seufzte sie doch beim Schlusse derselben: „Mein Gott, Krieg und immer wieder Krieg, und du und Konrad und Robert, schließlich auch wir alle in Gefahr! . . ."

„Mutter!" unterbrach sie da Wolfram, „du mußt mich zu den großen Brüdern zählen; auch ich melde mich noch heute zum Eintritt bei den Reitern."

„Nein, mein Junge," sprach da plötzlich der Lieutenant Konrad von Panwitz, welcher, von den eifrig redenden Seinen unbemerkt, soeben in das Zimmer getreten war, „das geht nicht, dich würde Graf Thurn nicht annehmen; du bist noch zu jung, und der Krieg ist kein Kinderhandwerk."

„Ich bin kein Kind mehr und werde doch eintreten. Wenn ich vor den Grafen trete und ihm zeige, wie ich es meine und wie stark ich bin, dann wird er schon merken, daß ich Mut und Kraft habe!" rief der Knabe erregt aus.

„Ruhig, mein Junge," sprach da der alte Panwitz, nicht ohne Wohlgefallen, „du bist zu jung! Doch sieh, Sibille, die Begeisterung hat auch die Kinder angesteckt."

Nur widerwillig fügte sich Wolfram zur Ruhe; was er aber im Innern dachte, konnten die Seinen nicht bemerken.

„Was soll aber nun aus uns werden?" sprach angstvoll die Mutter, „sollen wir hier die gewiß kommende Belagerung mit durchmachen oder sollen wir fliehen, und wohin?"

Ruhig erwiderte ihr der Hausherr:

„Selbstverständlich könnt ihr hier nicht bleiben; ich schlage vor, daß du mit den Töchtern, Wolfram und Hans zu deinem Bruder nach Scharffeneck gehst; der hat als Schlesier mit dem Kaiser Frieden und genießt auch bei dessen Soldaten als Landeshauptmann von Münsterberg-Frankenstein großes Ansehen, und doch ist er ein treuer Protestant; dort seid ihr sicher."

„Aber du, Bernhard! Um Gottes willen, kaum bist du vom Feinde losgelöst und willst dich schon wieder den größten Gefahren aussetzen! Ohne dich gehe ich nicht weg."

„Du mußt; deine Pflicht ist es, für die Kinder, welche nicht hier bleiben können, zu sorgen. Du weißt, wie leicht der furchtbare Krieg sie dahinrafft. Sollte Scharffeneck nicht mehr sicher sein, so lasse dich durch den Bruder unter gutem Geleit nach Breslau senden; dort seid ihr unbedingt außer Gefahr. Meine Pflicht aber ist es, dem Vaterlande und dem Glauben, wenn auch nicht mit der Waffe, so doch mit meinen Geisteskräften zu dienen. Ich soll dem Grafen und dem Landeshauptmann in der Verwaltung zur Seite stehen und werde es nach bestem Vermögen thun. Außerdem bin ich hier unseren Gütern näher und kann soviel als möglich für deren Bebauung schaffen, und schließlich bin ich vielleicht im stande, von hier aus etwas durch den Grafen bei den Sachsen für Roberts Befreiung zu bewirken."

„Mein Gott! welche furchtbaren Zeiten und Prüfungen stehen uns bevor!“ rief die Hausfrau entsetzt; dann aber setzte sie ruhiger hinzu: „— doch ich will sie hinnehmen als Gottes Willen. Freilich wird es mir schwer werden, sie ohne Murren zu tragen, aber ich werde mich damit zu trösten suchen, daß wir um unseres Glaubens willen leiden.“ — Und die Stärke dieses ihres Glaubens ließ sie bald Trost und festen Entschluß finden; nach kurzem Kampfe beriet sie mit ihrem Gatten und Konrad über Zeit und Art ihrer Abreise, und es wurde beschlossen, daß diese am nächsten Tage stattfinden, Konrad sie geleiten und den Obersten Graf Thurn für morgen um Urlaub und Unterstützung während jener bitten solle.

Während die Eltern noch mit Konrad Verabredungen für die Reise trafen, hatte Wolfram unbemerkt das Zimmer verlassen und schritt den Weg zum Schlosse hinauf.

„Ich gehe nicht mit den Weibern, sondern will hier den Krieg mit durchmachen,“ sagte er trotzig vor sich hin, „ich werde den Grafen bitten, mich hier bei seinen Soldaten zu behalten, und will doch sehen, ob der Vater mich wegschicken wird, wenn dieser mich annimmt.“

Und ohne Zögern ließ er sich durch den erstaunten Diener beim Grafen Thurn melden, der, als er den Namen Panwitz hörte, ihn vorzulassen befahl. Mit hochrotem Gesicht verbeugte sich der Knabe und sprach dann frisch und frei jenem seinen Wunsch aus.

„Ich bin der Bruder des Lieutenants von Panwitz, den Ew. Gnaden heute Morgen so gelobt haben. Was mein Bruder kann, kann ich auch, oder werde es lernen. Ich bitte, mich unter Eure Reiter zu stellen, und werde denen keine Schande machen; freilich“ — fügte er offen hinzu — „will mein Vater nicht die Erlaubnis dazu geben, aber wenn Ew. Gnaden für mich reden, wird er es schon thun.“

Dem Grafen Thurn machte das offene, zuversichtliche Wesen des frischen Knaben viel Freude, doch sagte er:

„Mein Sohn, du bist zu jung, um in den Krieg zu ziehen; es fehlt dir nicht an Mut und gutem Willen, sondern an der nötigen Kraft.“

„Oho,“ fiel Wolfram, sich umblickend, ein, „wenn ich nur etwas hätte, um meine Kraft zu beweisen! Ich reite jedes Pferd und . . . . .“

„Genug, mein Sohn, das hilft dir nichts; die Hauptsache ist die Kraft, Strapazen zu ertragen, und diese fehlt dir noch.“

In diesem Augenblicke wurde zu Wolframs größtem Schrecken sein Bruder, der Lieutenant von Panwitz, gemeldet; lächelnd betrachtete Thurn hierauf das Mienenspiel des bestürzten Knaben, welcher sich jedoch rasch faßte und nun erst recht ein trotziges Ansehen bot, und das über alle Maßen erstaunte Gesicht seines getreuen Offiziers, und sagte dann:

„Eine Ueberraschung, mein lieber Lieutenant! Euer Bruder scheint Euch nicht gerade in sein Vorhaben mir gegenüber eingeweiht zu haben.“

„Nein, Ew. Gnaden!“ rief dieser, sich verbeugend, dann aber, sich zu Wolfram wendend: „Sage, Junge, was willst du hier, wie kannst du dich unterstehen . . . .“

„Ruhig, mein lieber Panwitz!“ unterbrach ihn der Graf, „wir beide hatten eine kleine Unterredung, und wenn Ihr nicht wieder scheltet, könnt Ihr daran teilnehmen.“

„Verzeihen Ew. Gnaden nur die Dreistigkeit dieses Jungen!“

„Panwitz, Panwitz, Ihr sollt nicht schelten, sonst muß ich ja den kleinen Freiwilligen schon deshalb bei mir behalten, damit er nicht für sein Zutrauen zu mir bestraft wird. Also, mein lieber Wolfram, du bist zum Eintritt in die Truppe zu jung; das geht unmöglich. Doch zunächst, was bringt Ihr, Lieutenant? Wenn Euer Bruder es wissen darf, so könnt Ihr es mir vor ihm berichten.“

Konrad brachte nun seine Bitte um Urlaub und Unterstützung vor, dem Grafen ausführlich über das Vorhaben seiner Familie erzählend.

„Gern,“ sagte dieser dann, „werde ich Euch behülflich sein. Wie Ihr wißt, geht noch heute der Hauptmann von Plato mit drei Dragonerfahnen nach Mittelsteine und

Wünschelburg und morgen früh ganz zeitig bis an die Landesgrenze, um den Stand der kaiserlichen Truppen bei Braunau zu erforschen; sucht ihn bald auf und sagt ihm, daß ich ihn bitten lasse, daß er Euch morgen Dragoner entgegenschickt, welche Euch Meldung bringen sollen, ob die Straße frei ist. Und nun noch eins: wenn Ihr selbst die Euren nach Scharffeneck begleitet, so legt alle Abzeichen und Waffen ab und gebt Euch unterwegs nicht zu erkennen. Es könnte den Euren und dem Herrn von Reichenbach in Scharffeneck doch sehr nachteilig werden, wenn die Kaiserlichen erführen, daß sie mit uns Verbindungen haben; ich fürchte überhaupt, daß letztere nicht allzulange mehr die neutrale Stellung jenes Herrn berücksichtigen, die Euren auch dort nicht mehr lange sicher sein werden."

Dann aber rief er lachend, sich zu Wolfram wendend: „Also deshalb hat es der junge Herr so eilig, Soldat zu werden, weil er sonst Glatz verlassen muß!"

„Ja! Ich will nicht meiner Mutter an der Schürze hängen!" antwortete der erregte Knabe, worauf sein Bruder ihn eben wieder schelten wollte, als der Graf ihm zuvorkam:

„Lieutenant von Pauwitz, kommt mit in jene Fensternische; ich möchte mit Euch reden, ohne von Eurem Bruder gehört zu werden."

Lange, für den armen Wolfram qualvoll lange, sprach dort der Graf mit Konrad, und so sehr der Knabe sein Gehör auch anstrengte, um etwas zu erlauschen, es gelang ihm nicht. Endlich rief der Graf:

„Komme her, Wolfram! Wie ich dir schon gesagt habe, kann ich dich als Soldaten noch nicht einstellen; doch ich will dir eine andere Stellung bei mir geben. Ich will mir mehrere Edelknaben halten, die immer um meine Person sind, und die dafür in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet und, wenn sie größer werden, als Junker in meine Truppen eingestellt werden. Willst du einer derselben werden?"

„Ja!" schrie Wolfram überglücklich, des Grafen Hand ergreifend und küssend.

„Nun, so will ich dich als solchen annehmen, vorausgesetzt, daß deine Eltern es erlauben. Dein Bruder wird in meinem Namen sie um ihre Einwilligung bitten und du wirst mir dann noch heute ihren Entscheid bringen und, wenn er dir günstig ist, morgen nach der Abreise der Deinen bei mir in Dienst treten."

Ganz rot vor Glück, dankte Wolfram dem Grafen Thurn immer wieder, bis ihn sein Bruder an der Hand nahm und ihm leise zurief: „Mund halten, Verbeugung." Der Graf, welcher diesen gewaltsamen Eingriff wohl bemerkt hatte und fürchten mochte, daß der Lieutenant jenem draußen schlimme Vorwürfe wegen seiner Dreistigkeit machen könnte, hob lächelnd den Finger:

„Lieutenant, behaltet in Erinnerung, daß Euer Bruder als mein Untergebener meines Schutzes genießt!" Darauf entließ er beide mit Wohlwollen.

Konrad hatte des Grafen Mahnung wohl verstanden und schwieg, als er mit Wolfram das Zimmer verlassen hatte, dem jetzt heftige Vorwürfe, freilich ohne sonderliche Angst erwartenden Bruder gegenüber vollständig. Zu dessen großem Aerger gingen sie nun nicht sofort in das Haus der Eltern, sondern traten im Niederschloß in das Zimmer des Hauptmanns von Plato, mit welchem der Lieutenant über die Anordnungen wegen der Fahrt nach Scharffeneck sprach; als sie dann diesen verließen, bat Wolfram seinen Bruder dringend, bei den Eltern für ihn und die Erfüllung seines Wunsches einzutreten; doch schwieg dieser beharrlich; wenn er auch innerlich desselben Sinnes war und sich freute, den mutigen und frischen Bruder in der Nähe zu behalten, so sollte dieser doch die eine Strafe für sein ungewöhnliches Erscheinen vor dem Grafen haben, daß er so lange als möglich über seine Absichten im Unklaren blieb. Vor den Eltern angekommen, berichtete er ihnen nun Wolframs kühnes Beginnen und des Grafen Auftrag. Mit Spannung suchte der arme Sünder in deren Augen zu lesen und ließ still ihren Tadel im angstvollen Hinblick auf die Entscheidung über sich ergehen, und es sollte lange dauern, bis eine solche erfolgte. Weder der Vater, noch die Mutter wollten zuerst

ihre Einwilligung geben, bis es endlich Konrads Bitten, welcher jetzt entschieden für Wolframs Wünsche und des Grafen Vorschlag eintrat, gelang, dieselbe zu erlangen. Glückstrahlend eilte Wolfram nun aufs Schloß, um dem Grafen zu melden, daß die Eltern die Erlaubnis gegeben hatten. Er war wohl auch der einzige in der Familie, welcher am Abend dieses Tages im Hinblick auf den Abschied nicht schmerzlich bewegt war.

Und schmerzlich war der Abschied, welchen die Glieder der bis vor kurzem so glücklichen Familie am anderen Morgen von einander nahmen; die Aussichten für die Zukunft waren doch gar zu trübe. und eine lange Trennung unter des Krieges Gefahren stand ihnen sicher bevor. Als der Abschied herankam, vereinigten sie sich noch einmal zu einem letzten gemeinsamen Gebet, dann bestiegen die Frauen mit dem jungen Hans den Wagen, Konrad — ohne Waffen und Abzeichen — übernahm seine Leitung, und fort ging es zum Thore der alten Festung hinaus. Kein Feind sollte die Fahrt stören. Zu verschiedenen Malen brachten Dragoner dem Lieutenant die Meldung, daß die Straße sowie die ganze Gegend vom Feinde frei sei; ohne Hindernis führte er die Seinen nach dem zwei Meilen entfernten Scharffeneck.

Der Landeshauptmann von Reichenbach empfing sie freundlich, sagte aber, nachdem er sie begrüßt und den Zweck des Besuches erfahren hatte, sofort zu Frau von Panwitz, seiner Schwester:

„Dein Mann irrt, wenn er euch hier sicher wähnt; ich bin gewarnt worden, daß bei der zunehmenden Zügellosigkeit der kaiserlichen Truppen meine Stellung als Beamter des Kaisers und dessen Schutzbrief mir nicht mehr lange Sicherheit gewähren werde, und daß man auf mein wohl versehenes Schloß schon längst ein begehrliches Auge geworfen hat. Drum will ich morgen alle Frauen und Kinder der Edelleute — und es sind deren viele hier — nach Breslau bringen lassen; noch ist die Straße frei; bis Schweidnitz sollen meine Diener sie geleiten, von dort aus mein bei den Schlesiern stehender Neffe Max von Praedel; er wird dies um so lieber thun, da auch seine Mutter und Schwester unter den Flüchtigen sind. Ich kann dir nur raten, mitzuziehen."

„Mein Gott, so weit von meinem Mann! und doch bleibt ja nichts anderes übrig, wenn du glaubst, daß wir hier nicht sicher sind."

„Ganz bestimmt glaube ich dies, und ich will infolgedessen auch selbst nur so lange hier bleiben, bis wir die hier liegenden Verwundeten, welche meine Martha pflegt, los geworden sind. Meine Tochter geht nicht eher von hier weg, als bis diese genesen oder geborgen sind, und ich kann sie doch nicht allein lassen. Möge Gott uns schützen!"

„Wo ist Martha?" frug da der Lieutenant von Panwitz, welcher der Unterredung beiwohnte, „ich möchte sie begrüßen."

„Sie ist mit der Pflege ihrer Verwundeten beschäftigt; gehe hier unten links in das Zimmer, da wirst du sie finden, und bringe sie mit zu deiner Mutter."

Konrad trat in den bezeichneten Raum, ein großes, gewölbtes Zimmer, in welchem etwa zwanzig Verwundete, Kaiserliche, Sachsen und Glatzer, Freund und Feind, sorgsam gebettet waren, und sah, wie seine Verwandte eben bei einem derselben beschäftigt war. Mit bewundernder Teilnahme betrachtete er ihr Thun, trat dann aber, als sie fertig war, an sie heran und begrüßte sie.

Erfreut über das Wiedersehen gab Martha von Reichenbach, ein achtzehnjähriges Mädchen von mittelgroßer, schlanker Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, denen man eine ruhige Festigkeit und klaren Verstand ansah, ihrem Vetter die Hand:

„Willkommen, lieber Vetter; wo kommst du her?" Als Konrad darauf den Zweck seiner Ankunft und die Anwesenheit seiner Mutter und Schwestern berichtete, gab sie rasch noch einige Befehle an zwei sie bei der Pflege unterstützende Frauen und verließ dann mit Konrad das Zimmer, um dessen Angehörige zu begrüßen. Doch vor der Thür hielt dieser sie an und sprach zu ihr im eindringlichen Ton:

„Martha, ich habe gehört, daß du hier bei den Verwundeten bleiben willst, auch wenn morgen alle Verwandten bis auf deinen Vater Scharffeneck verlassen. Dein Vor-

haben ist edel, aber du kennst nicht die fürchterlichen Gefahren des Krieges, wie ich sie kenne. Laß ab von diesem Entschluß, welcher leicht mit deinem Verderben enden kann. Mich schaudert bei der Erinnerung an furchtbare Dinge, welche ich erlebt habe und die sich hier leicht wiederholen können, wenn verwilderte Truppen Scharffeneck besetzen."

„Du meinst es gut, Konrad, habe Dank! Aber du kannst meinen Entschluß nicht ändern. Ich habe es mir zum Beruf gemacht, mich der Verwundeten und Kranken anzunehmen, und werde diesem nicht untreu; ich bleibe bei ihnen, so lange sie meiner Pflege bedürfen, dann aber will ich Scharffeneck gern verlassen."

„Und wie bringst du es fertig, mit diesen wilden, rohen Gesellen zurecht zu kommen?"

„Sie sind nicht roh in meiner Pflege und, wenn doch einmal einer sich ungebärdig benimmt, bringen ihn die anderen zur Ruhe. Es schläft in jedes Menschen Brust ein Keim zum Guten, möge er auch noch so klein und von Unkraut bedeckt sein; und wenn ich die Leute auch nicht bessern kann, so haben sie doch Vertrauen zu mir und dieses treibt jenen Keim an das Tageslicht. Von ihnen habe ich nichts zu fürchten; vielleicht aber schützt mich der erwählte Beruf auch vor den anderen."

„Martha, dein Vertrauen täuscht dich; ich kenne zwar weniger die Verwundeten in den Lazaretten, aber ich kenne die verwilderten Soldaten mit ihrem noch wilderen Troß. Diese achten deinen Beruf nicht so, daß sie dich in Frieden ließen. Ich beschwöre dich, ziehe mit den anderen!"

„Laß es genug sein, Konrad! Ich bleibe hier," rief Martha, und ein Blick in ihr ernstes, bleiches Gesicht zeigte ihm, daß er hier einer Willensfestigkeit gegenüber stand, welche nicht zu erschüttern war. Den gleichfalls von Natur ernsten, aber leidenschaftlichen Sinn des Lieutenants überkam Betrübnis, dann aber Bewunderung für die Aufopferung der noch so jungen Krankenpflegerin, der verwöhnten Tochter eines der reichsten Adelsgeschlechter; die Vergeblichkeit weiteren Zuredens einsehend, sagte er mit innigem Tone:

„Nun, dann schütze dich Gott! Möge er alle Gefahren gnädig von dir abwenden! Wenn dir Gefahr droht, schicke nach der Pischkowitzer Kirche; von dort wird mir sofort Mitteilung werden. Vielleicht kann ich dir helfen."

Beide gingen hierauf zusammen in die Familienzimmer, in welchen sie eine große Gesellschaft, meist Flüchtlinge aus der Grafschaft, welche hier den Schutz des Herrn von Reichenbach genossen, antrafen. Konrad wurde freundlich begrüßt, vor allem von einem stattlichen Mädchen Ursula von Praedel, oder, wie sie ihre Landsleute nannten, „der Perle der Grafschaft", welchen Beinamen sie ihrer herrlichen Figur, ihren schwarzen Augen und Haaren, ihren ebenmäßig schönen Zügen verdankte; sie war verwöhnt durch die Huldigung der Herren und wußte, daß sie schön war; hier auf dem einsamen Schlosse aber, auf welchem beinahe nur Frauen und Kinder weilten, hatte sie keine Triumphe feiern können, und um so mehr freute sie sich, als sie Konrad von Panwitz, ihren glühendsten Verehrer, eintreten sah, um so mehr erstaunte und zürnte sie aber auch, als dieser nach kurzer, freundlicher Begrüßung sich nicht, wie sonst, ihr ausschließlich widmete, sondern immer wieder an Martha sich wendete. Und sie hatte Grund zu zürnen; denn diese hatte durch ihren Opfermut und ihre edle, selbstlose Gesinnung seine Bewunderung in so hohem Grade erregt und das Herz des ernsten, jungen Mannes derart eingenommen, daß ihm das eitle, siegesgewohnte und oberflächliche Wesen der sonst so hochverehrten, schönen Ursula heute mit Widerwillen erfüllte. Schmollend wandte sie sich endlich von ihm ab, ohne daß er es zu bemerken schien.

Doch nur kurze Zeit noch konnte er sich den Frauen widmen, da es für ihn und die Bewohner von Scharffeneck gefährlich war, wenn er unterwegs als Thurnscher Offizier erkannt würde und da er nicht wußte, wie lange die Straße nach Glatz noch sicher war; bald mußte er Abschied nehmen. Nochmals ließ er sich von Martha das Versprechen geben, daß sie ihn bei drohender Gefahr benachrichtigen würde; nochmals ermahnte ihn seine treue Mutter, ein guter Mensch zu bleiben und sich besonders auch

Mühe zu geben, seinen Hauptfehler, seine maßlose Heftigkeit, immer mehr abzulegen, dann kehrte er dem stolzen Schlosse den Rücken.

Es war nicht die Trennung von den Seinen, welche ihn auf der Rückfahrt am meisten mit Nachdenken erfüllte und ihm die Seele bedrückte, sondern die Gefahren, welche Martha von Reichenbach drohten; erstere wußte er bald in Breslau geborgen, sie aber allen Gräueln des Krieges, möglicherweise der ganzen Rohheit der Soldaten ausgesetzt, und gerade sie, die ihn eben mit solcher Bewunderung erfüllt hatte. Das Stehenbleiben der Pferde und ein lautes Gelächter riß ihn plötzlich aus seinen Sinnen.

„Halloh, alter Freund, du schläfst wohl! Dich könnten die Kaiserlichen nach Braunau schleppen, ohne daß du es merktest!" rief eine kräftige, frische Stimme, und das lachende Gesicht eines Dragoners bog sich auf Konrad herab.

Dieser raffte sich rasch auf und entgegnete:

„Guten Tag, Derfflinger; ich war allerdings halb im Schlafe; doch was machen die Kaiserlichen?"

„Die Kaiserlichen sind weit," antwortete der Dragonerfähnrich von Derfflinger, ein hagerer, langer Offizier von Konrads Alter, „ich bin mit einem Trupp vom alten Plato vorausgesandt, um in Pischkowitz zu bleiben, bis er zurückkommt."

„Und habt Ihr nichts vom Feinde gehört oder gesehen?"

„Der steckt in Braunau und hat sich dort fest verschanzt, weil er sich vor Thurn fürchtet; unser wilder Hauptmann flucht und wettert nur so, daß er ihn nicht an die Klinge bekommen hat; wir hätten den Herren Lichtensteinern gern eins ausgewischt. Doch wird die Gelegenheit schon kommen, der Kaiser wird uns nicht lange in Ruhe lassen."

Lange unterhielten sich die beiden Freunde, Panwitz und Derfflinger, der später so berühmte brandenburgische Feldmarschall, welcher durch sein frisches, lustiges Geplauder jenen bald aus seiner schwermütigen Stimmung herausriß. Allerdings sollte Marthas Bild den treuen Konrad von jetzt ab durch das ganze Leben geleiten, wenn auch die Ereignisse des langen Krieges es oft zurücktreten ließen.

Als sie vor Pischkowitz ankamen, rief Panwitz:

„Nun lebe wohl, Derfflinger, auf Wiedersehen! Es bleibt bei unserm Spruch: Einer für den Andern! Ist hier etwas los, oder kommen die Kaiserlichen nach Scharffeneck, so laß es mich wissen. Ich werde noch heute dem Grafen über die Verhältnisse dort berichten und ihn bitten, daß er mich vorläufig hier nach Pischkowitz legt."

„Nun, wie du willst; lebe wohl! Einer für den Andern, Panwitz für Derfflinger, Derfflinger für Panwitz! Auf Wiedersehen!"

Mit Waffenklirren und Hufklappern ritt Derfflinger dann an der Spitze seiner Leute den steilen Weg zur befestigten Kirche empor.

IV.

Es ist Ende April. Die Ruhe, welche infolge der Versuche der Sachsen, den Grafen Thurn auf friedlichem Wege zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, im Februar und März in der Grafschaft geherrscht hatte, war verschwunden, und von neuem hörte man von Gefechten und Streifzügen. Thurn hatte die Zeit derselben wohl benutzt: er hatte aus den sich zum Eintritt meldenden Edelleuten und Bauern ein viertes Fähnlein Dragoner errichtet, die auf dem Schneeberge geretteten Bauern den Musketieren des Hauptmanns Senitz überwiesen und seine sämtlichen Truppen, ungefähr 1300 Soldaten und 600 Bürger, auf das sorgfältigste ausgerüstet und geschult und dabei unablässig an der Verstärkung der Festung gearbeitet, viele Hunderte von Bauern mußten Schanzen bauen, Felsen sprengen und im Wege liegende Gebäude abtragen; in der Stadt wurden die Schindeldächer von allen Häusern genommen, um die Feuersgefahr

Digitized by Google

zu vermindern, auf den Wällen standen die Geschütze bereit; man sah: die Festung Glatz bereitete sich darauf vor, dem ganzen Ernst einer Belagerung zu widerstehen, der feste Wille, sie aufs äußerste zu verteidigen, herrschte in derselben, und doch hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Graf Thurn auf die Verhandlungen der Sachsen eingehen und ihnen die Stadt übergeben wolle, und große Beunruhigung verursacht.

In der alten Schloßschmiede am böhmischen Thore loderte helle Glut, der Blasebalg pustete auf und nieder, die Hämmer der Gesellen erklangen im Takte, der Meister Paul Keil, ein Mann von prächtiger Hünengestalt im mittleren Alter, war eben in die offene Thür getreten; er hatte den Posten auf dem Turm der Thorwache zurufen hören, daß die Zugbrücke niedergelassen werden solle, und spähte nun, wie öfters in jenen Tagen, nach dem Thore, wer Einlaß in die Feste begehrte. Ueber dem Hemd, welches, da seine Aermel aufgeschlagen waren, die muskelkräftigen Arme sehen ließ, trug er ein Schurzfell; der rauchgeschwärzte Kopf, aus dem ein paar kluge Augen leuchteten, war mit einem Barett bedeckt; in der schwieligen Hand hielt er den schweren Hammer. Als aber das Thor geöffnet wurde, richtete er sich plötzlich hoch empor, zog rasch sein Käppchen und verbeugte sich dann tief. Es war der Graf Thurn selbst, der, mit einem Reitertrupp von einer Besichtigung der Vorposten und Außenwerke zurückkehrend, hier wieder in die Festung einritt.

„Guten Morgen, Meister Schmied! wie geht's?" rief er freundlich grüßend und halten bleibend, dem ihm wohlbekannten Waffenschmied, dem Hauptmann eines der vier Bürgerfähnlein, zu.

„Vielen Dank, Euer Gnaden! immer auf dem Posten, frisch und munter, aber . . ." plötzlich aber stockte er; man sah, daß er sich scheute, weiter zu reden.

„Nun, was aber?" rief der Graf, „wo fehlt's?"

„Ew. Gnaden, das Wort fuhr mir nur so heraus, aber da Ihr nun einmal fragt, ich bin ein offener Mann und halte mit meiner Meinung gegen niemand hinter dem Berge; ich habe Sorge für die Zukunft und das Schicksal dieser Stadt."

„Was," rief der Graf verwundert, indem er nahe an den Schmied heranritt und leise sprach, um von den Umstehenden nicht gehört zu werden, „mein bisher so tapferer Waffenschmied, der eisenfeste Hauptmann Keil, fängt an, sich zu fürchten, da muß ich doch Näheres hören!"

„Herr Graf", sagte der Schmied, sich hoch aufrichtend und dem Grafen kühn ins Auge blickend, „ich habe mich noch nie gefürchtet; ich habe nur Sorge, was aus der Stadt werden soll. Sehen Ew. Gnaden, ich wohne hier am Thore und kann jeden sehen, der hereingeführt wird; nun sehe ich jetzt beinahe Tag für Tag feindliche Unterhändler ein- und ausreiten; muß ich da nicht fürchten, daß Ew. Gnaden und die Besatzung sich mit dem Feinde friedlich einigen und dann uns arme Bürger dem Kaiser und seiner Rache überlassen werden!"

„Hoho! mein lieber Meister, steht es so? so wenig Vertrauen habt Ihr zu mir? Das muß ich sagen: Ihr habt nicht nur Mut im Gefecht, sondern auch Eurer Obrigkeit gegenüber. Doch da Ihr Euch als tapferer evangelischer Mann bewiesen habt und einer der angesehensten Bürger dieser Stadt seid, so will ich Euch auch eine ehrliche Antwort geben, die Ihr weiter verbreiten könnt: Ich werde für Glatz so lange kämpfen, bis wir den Sieg errungen haben oder vollständig kampfunfähig geworden sind, sollte ich auch mein und Euer Aller Leben dafür tausendmal in die Schanze schlagen. Hier habt Ihr meine Hand darauf; seid Ihr nun beruhigt?"

„Gewiß!" — Freudig legte jetzt Meister Keil seine schwere Faust in die feine Hand des Grafen. Dann aber sagte er ernst:

„Sehen Ew. Gnaden mein Haus; ihm fehlt das Dach und so allen Häusern der Stadt; sie haben ihren Schutz verloren, die Bürger aber sehr große Lasten übernommen. Umsonst wollen sie dies doch nicht gethan haben. Nun kommen so viele Unterhändler

in die Mauern; wer kann uns da unsere Befürchtungen verdenken? Nehmt meine Worte nicht ungnädig."

„Nein, mein lieber Meister; doch seid versichert: der Feind wird uns bald andere Dinge in die Stadt senden, nämlich Kugeln und Feuer. Es wird Ernst."

„Na", rief der Schmied mit Selbstgefühl, „das soll uns lieber sein, als jene Kerle; lieber offenes Gefecht, als solches unheimliches Kommen und Gehen. Sehen Ew. Gnaden, mir und meinem Fähnlein ist die Verteidigung des böhmischen Thores hier und der Mauer anvertraut; dort oben ist mein Posten, und auf diesem Posten werde ich jetzt um so fester stehen, da ich weiß, daß Ihr immer zu unserem Schutze da sein werdet."

„So ist es recht, Meister Keil! Ehe es aber zum Kampfe kommt, arbeitet um so fleißiger in Eurer Schmiede. Ihr seid uns ein unentbehrlicher Bundesgenosse; immer schafft Waffen; wir brauchen sie gar nötig."

„Zu Befehl, Ew. Gnaden, an mir soll es nicht fehlen; doch fehlt es mir an Gesellen. Ew. Gnaden haben gewiß noch Schmiede unter der Mannschaft; ich bitte, mir diese zur Aushülfe zu überweisen, bis der Feind angreift; die Schmiede sind dann schnell bei der Hand, schlagfertig sind sie ja immer."

„Gut, Ihr sollt sie haben, Ihr schlagfertiger Meister! Und nun gehabt Euch wohl!"

Freundlich grüßend ritt der Graf weiter, und noch an demselben Tage erhielt der Waffenschmied eine Anzahl tüchtiger Schmiede aus der Besatzung zur Unterstützung.

Als Graf Thurn beim Meister halten geblieben war, da war des letzteren getreue Ehehälfte, die würdige Frau Agnes oder Nese, schleunigst hinter die Thür getreten und hatte dem Gespräch, obwohl es sehr leise geführt worden war, doch so eifrig zugehört, daß ihr kein Wort entgangen war. Nur wurde sie dadurch plötzlich gestört, daß sie zu ihrem Entsetzen das wilde Auge eines alten, verwitterten Kriegers aus Thurns Gefolge, welcher sie entdeckt hatte, spöttisch auf sich gerichtet sah; trotzdem aber blieb sie auf ihrem Posten. Als aber dann der Graf wegritt, trat sie aufgeregt zu ihrem Mann und sagte, ihn mit sich fort in das Wohnzimmer im ersten Stock ziehend, mit großer Zungengeläufigkeit und in starker Erregung:

„Nein, um Himmels willen, Paul! nein, um alles in der Welt! Du wirst dich und alle die Deinen mit deinen dreisten Reden noch an den Galgen oder aufs Rad bringen! Wie habe ich mich erschrocken! Da kommt der Herr Graf und fragt dich freundlich, wie es dir geht, und da sagt der Mensch ihm solche Dinge ins Gesicht, daß ich denke, der Schlag soll mich rühren!" — „Aha, hast du wieder gehorcht!" wollte der Schmied seine Verteidigung beginnen, doch hörte die aufgeregte Meisterin gar nicht darauf, sondern fuhr ununterbrochen fort; so langsam, wie die stattliche Frau sonst in ihrer Körperfülle war, so schnell war sie in ihrer Rede: „nein, man möchte seinen Mann nicht aus den Augen lassen und ihm jedes Wort sagen, was er reden soll; ich denke: nun ist es mit deinem Manne aus; jetzt wird ihn der Graf gleich niederstechen oder gefangen nehmen und hängen lassen, und ich bin eine unglückliche Witwe, weil mein Mann ein solch ungewaschenes Maul gehabt hat!" (Dabei fing sie an, heftig zu weinen.) „Und so ein alter, langer, dürrer Bösewicht, mit einem ganz zerhauenen Gesicht und einem Schnurrbart, wie ein Kater, grinste mich mit einem Auge so an und faßte sich dabei an seinen Hals" — („Aha, der alte Plato," schaltete der Schmied lachend ein) — „als wenn er sagen wollte, nun ist es um deinen frechen Mann geschehen."

„Aber Nese! rede nicht so dummes Zeug!"

„Warum er dich hat laufen lassen und freundlich war, begreife ich nicht; aber du entgehst deinem Geschick doch nicht und wir alle kommen in Jammer und Elend," und nun ergoß sich erst recht unter Thränen ein furchtbarer Redeschwall über den armen Schmied, daß dieser, welcher wußte, daß alle Gegenrede nichts nutzte nnd sein sonst so gutmütiges Weib erst beruhigt war, wenn der Thränenstrom versiegte, nach längerem Stillehalten eben im Begriff war, schweigend das Zimmer zu verlassen, als der Stadt-

Digitized by Google

schreiber Salomon Kuttner und der evangelische Pfarrer von Glatz, Matthias Keil, der Bruder des Waffenschmieds, ein würdiger, älterer Geistlicher von kraftvoller Haltung, hereintraten. Sie hatten mehrere Male geklopft, waren aber wegen Frau Nesens lauter Rede nicht gehört worden.

„Ach, mein Gott!" schrie diese und flüchtete, ihr verweintes Gesicht verbergend, in das daneben liegende Schlafgemach.

„Guten Morgen!" riefen die beiden Gäste, und der Pfarrer fügte hinzu: „Na, wo rennt denn Nese hin? Ihr spracht ja so laut; o! sie hat dir wohl wieder den Standpunkt klar gemacht?"

„Na freilich," erwiderte der Schmied, die Gäste begrüßend und lächelnd, und erzählte ihnen seine Unterhaltung mit Thurn und die Vorwürfe, die er von seiner Frau darob erhalten hatte.

„Gut, daß ich dies erfahre," sagte der Stadtschreiber sinnend, „ich bin gerade auf dem Wege, zum Grafen Thurn zu gehen, um ihm auf Veranlassung der Bürgerschaft deren Befürchtungen wegen der Unterhandlungen mitzuteilen, da traf ich den Herrn Pfarrer und begleitete ihn hierher; im übrigen aber bin ich von der Wahrheit der Versicherungen des Grafen überzeugt; er denkt gar nicht daran, die Stadt dem Feinde zu überlassen, sondern will nur Zeit durch jene gewinnen."

„Um so besser," rief der Schmied, und der Pfarrer fügte hinzu:

„Auch ich halte es für besser, freilich wird die Stadt schwere Prüfungen durchzumachen haben; aber in unserer Lage muß auch ich als Geistlicher für den Kampf stimmen; besser tot im Glauben, als leben im Unglauben!"

„Ja, lieber tot, als wieder katholisch werden!" stimmte der Schmied zu.

Das Gespräch der drei Männer war allmählich ein sehr ernstes geworden, als Frau Nese, mit noch gerötetem Gesicht, aber ganz frischer, weißer Schürze und großer, breitbebänderter Haube, auf einem Brett einen mächtigen Humpen und drei spiegelblanke Becher tragend, ins Zimmer trat und jedem der Gäste, freundlich knixend, einen Trunk des damals so berühmten Glatzer Weizenbiers anbot.

„Nun, Nese," lächelte der Pfarrer, den Becher ergreifend, „hat dich dein böser Mann wieder geärgert?"

„Nein, ich war nur so erschrocken, als mein Paul dem Herrn Grafen solche böse Dinge an den Kopf warf, und noch mehr, als ein alter Bösewicht, der leibhaftige Gottseibeiuns, mich angrinste und dabei nach seinem Halse faßte."

„Ach, Nese," warf ihr Mann neckend ein, „du hast dem alten Plato nur gefallen, und da hat er dich freundlich angesehen und, um sich schön zu machen, seinen Halskragen gerade gerückt."

Alle lachten, nur Frau Nese rief: „Ich danke für das freundliche Gesicht des alten Scheusals!"

„Liebe Frau Gevatterin," sprach jetzt der Stadtschreiber, „macht mir den alten Plato nicht schlecht; er sieht zwar infolge seiner Wunden, die er alle in Ehren erhalten hat, schlimm und grimmig aus, aber er ist einer der tapfersten Offiziere und ein sehr zuverlässiger und gerechter Mann, der niemandem etwas in den Weg legt. Er mag wohl in seinen früheren Jahren schlimme Erfahrungen gemacht haben, die ihn dann zu einem solchen Isegrimm umgewandelt haben."

Nach einem längeren, freundlichen Gespräch, an welchem sich die jetzt wieder ganz beruhigte Frau Meisterin mit gewohnter Lebhaftigkeit beteiligte, nahm der Stadtschreiber Abschied, um zum Grafen auf das Schloß zu gehen, während die beiden Brüder noch lange zusammen blieben und die fleißige Nese wieder zu ihrer Arbeit in die Küche zurückkehrte. Hätte sie freilich gewußt, welch grimmer Weiberfeind der alte Plato war und wie wegwerfend er von ihrem Geschlecht dachte, wäre ihr Abscheu vor ihm noch gestiegen.

Der Graf arbeitete im Saale des Schlosses, von welchem aus man Festung, Stadt und Gegend nach allen Seiten hin übersehen konnte, als ihm der Edelknabe Wolfram

von Panwitz, dem man ansah, daß er in kurzer Zeit eine tüchtige Schulung durchgemacht hatte, den Stadtschreiber Kuttner anmeldete. Dieser trat ein, vom Grafen, welcher seinen Wert immer mehr schätzen gelernt hatte, in der freundlichsten Weise begrüßt:

„Nun, Herr Stadtschreiber, was wünscht Ihr?"

„Herr Graf, ich komme, um Ew. Gnaden um Gewißheit zu bitten; immer mehr verbreitet sich, veranlaßt durch die auf dem Schlosse so häufig vorsprechenden Unterhändler, das Gerücht in der Bürgerschaft, daß Ew. Gnaden Glatz übergeben und uns im Stiche lassen wollen. Die Bürger, welche schon so viele Opfer für die Wehrbarmachung der Stadt gebracht haben, sind von Besorgnis erfaßt und fürchten zum Teil, daß sie dem Feinde auf Gnade und Ungnade übergeben werden. Ich weiß, daß diese Gerüchte keinen Grund haben, aber ich habe ihnen das Versprechen gegeben, Ew. Gnaden um eine bestimmte Erklärung, und besonders darum zu bitten, daß Sie uns nimmermehr verlassen. Die Bürger werden dafür treu zu Euch stehen, wie sie geschworen haben."

„Mein lieber Herr Stadtschreiber," antwortete Thurn, „ich weiß aus allen unseren bisherigen Verhandlungen sehr gut, daß Ihr Vertrauen zu mir habt, und bin überzeugt, daß Ihr nur dem Wunsche der Bürgerschaft folgt, wenn Ihr mir deren Befürchtungen mitteilt; seid Ihr doch gerade der beste Vermittler. Dieselben Zweifel, die Ihr mir eben aussprecht, vernahm ich heute schon von unserem wackeren Schloßschmied und Bürgerhauptmann Keil. Um nun alle Zweifel niederzuschlagen, bitte ich Euch, leset diese beiden Schreiben, welche sofort an die Sachsen und Kaiserlichen abgehen werden; sie enthalten für beide die Ankündigung, daß ich, zum Widerstande entschlossen, nur noch mit dem Degen in der Faust unterhandeln werde. Wie ich Euch schon früher sagte, hatten die bisherigen Unterhandlungen nur den Zweck, Zeit zu gewinnen, Festung und Besatzung zum Kampfe vorzubereiten; jetzt, wo dies erreicht ist, unterhandle ich nicht mehr."

Der Stadtschreiber erwiderte:

„Herr Graf, ich brauche die Briefe nicht zu lesen, ich kenne die Wahrhaftigkeit Eurer Worte," — mußte aber, von Thurn wiederholt gedrängt, von deren Inhalt Kenntnis nehmen. Als er sie dann dem Grafen zurückgab, ließ dieser sie sofort durch Boten an die feindlichen Führer befördern; dann aber ergriff er wieder das Wort:

„Und nun, Herr Stadtschreiber, sind die Brücken abgebrochen; nun gilt es zu kämpfen. Dem Ende der Unterhandlungen wird bald der Anfang des Kampfes folgen; der Kaiser kann hier keinen Stützpunkt seiner Feinde dulden und sammelt, wie ich höre, immer mehr Truppen gegen uns. Klärt die Bürgerschaft darüber auf; wir alle fechten besser, wenn wir wissen, daß es bitterer Ernst ist, und keiner Mißtrauen in den anderen setzt."

„Gott möge mit uns sein, wir wollen dem Kommenden mutig ins Auge sehen," sagte der Stadtschreiber ruhig.

Die Vorhersage des Grafen sollte bald in Erfüllung gehen: wenige Tage später erhielt er vom Lieutenant von Panwitz, welcher den Befehl in Pischkowitz übernommen hatte, die Meldung, daß große Massen kaiserlicher Truppen auf der Braunauer Straße im Anmarsch seien und ihre Ankunft vor der Festung am nächsten Morgen zeitig zu erwarten sei. Rasch waren die Truppen zusammengerufen, rasch die Wälle besetzt. In der Frühe des anderen Morgens kamen die Vorposten, vom Feinde gedrängt, zurück und dicht hinter ihnen her die kaiserlichen Regimenter Lichtenstein und Torquato Conti, welche sofort zum Sturme auf die halbfertigen Werke des Schlosses vorgingen; doch die vorzüglichen Maßregeln des Obersten Thurn und die Tapferkeit seiner Truppen wiesen alle Angriffe zurück, und mit großem Verluste mußte endlich der Gegner weichen. Der Hauptmann von Plato wurde ihm mit seinen Dragonern nachgesandt, um zu erforschen, wohin er sich wenden würde, und namentlich auch, um ihn an der Plünderung und Verwüstung der Dörfer, welche er auf seinem schnellen Vormarsch hatte schonen müssen, zu hindern; an der Pischkowitzer Kirche sollte er Halt machen und von dort aus den Feind nur durch kleinere Streiftrupps im Auge behalten.

Digitized by Google

Der Lieutenant von Panwitz hatte von seinem Posten aus des Feindes Vormarsch gesehen, war aber, da dieser möglichst überraschend vor Glatz erscheinen wollte, weder angegriffen worden, noch hatte er bei der Ueberlegenheit desselben selber angreifen können. Als jener nun vorübergezogen war, rief er seinen treuen Vogt, welchen der Graf auf seine Bitten bei den Reitern eingestellt hatte, und beauftragte ihn, an den Höhen entlang, jedoch verdeckt gegen Scharffeneck vorzureiten, dort an einer verborgenen Stelle, von welcher er das Schloß übersehen könne, zu beobachten, ob der Feind etwas gegen dasselbe unternähme, und ihm dann auf das rascheste Meldung zu machen. Vogt ritt ab, Konrad, dem es bisher gelungen war, immer wieder Nachrichten aus Scharffeneck einzuziehen, blieb in banger Sorge zurück; er hörte den Kanonendonner vom Sturm auf Glatz, sah später den geschlagenen Feind zurückkehren, und endlich kam der Hauptmann von Plato mit seinen Dragonern und machte am Pischkowitzer Posten Halt. Der Tag verging; immer größer wurde Konrads Sorge um Martha; da endlich kam Vogt am späten Abend auf schweißtriefendem Pferde zurück und meldete, daß die Hauptmasse des Feindes am Schlosse vorübergezogen sei, daß aber ein Lichtensteinsches Fähnlein dasselbe, und zwar ohne Sicherheitsmaßregeln zu treffen, besetzt hätte, dort auf das fürchterlichste hause und die Bewohner in der größten Gefahr seien. Entschlossen sprang Panwitz auf, bat Plato, ihn von dem Befehlshaberposten in Pischkowitz abzulösen und schlug ihm vor, mit ihm zusammen nach Scharffeneck zu reiten, um den Feind aufzuheben; freilich verschwieg er ihm seinen Hauptbeweggrund, nämlich die Rettung Marthas, da er den Spott des wilden, alten Junggesellen fürchtete; doch war dieser, welcher in seinem kampfesmutigen Sinne vor Grimm darüber kochte, daß er unthätig in Pischkowitz stehen bleiben sollte, sofort zu dem Unternehmen bereit und löste die Reiter des Lieutenants von Panwitz durch einen Teil seiner Dragoner ab; dann ritten beide mit ihrer Mannschaft in schnellster Gangart in der Richtung auf Scharffeneck in die Nacht hinaus.

Wo die Gebirgsflüsse Steine und Walditz sich vereinigen, liegt in herrlicher Gegend Schloß Scharffeneck, so benannt nach der scharfen Ecke, welche Flüsse und Straßen hier bilden und die unter einem hohen und mit uralten Bäumen gezierten Berge an ihrer Spitze den alten Rittersitz trägt. Das stattliche Schloß mit seinem Turm hebt sich prächtig von dem Hintergrund des dunklen Berges ab, und prächtig ragt es auf der anderen Seite auf mächtigen Mauern und Pfeilern aus dem Flußthale heraus, mit seinen Zinnen, seinen dreifach starken Wänden und vergitterten Fenstern eine kleine Feste; doch herrschte hier tiefer Frieden; niemand wäre auch zu seiner Verteidigung bei der Hand gewesen; denn bisher hatte seine Würde als Landeshauptmann von Schweidnitz-Jauer und ein kaiserlicher Schutzbrief dem Besitzer, Herrn von Reichenbach, genügenden Schutz gewährt; Martha hatte in Ruhe ihre Verwundeten pflegen können, welche jetzt bis auf wenige geheilt entlassen waren, und da auch diese der Genesung nahe waren, stand die Abreise des Schloßherrn und seiner Tochter bevor. Da kamen die Kaiserlichen von Braunau anmarschiert, um zum Sturme auf Glatz zu schreiten, machten aber in der Umgegend von Scharffeneck einen längeren Halt; doch so zügellos auch ihre Scharen waren, so wurde trotzdem das Schloß geschont; die Offiziere allein hatten sich hier einquartiert, duldeten aber nicht die geringste Unordnung oder Gewaltthat. Herr von Reichenbach war froh, als die Truppen weiterzogen, aber auch beruhigt über ihre etwaige Rückkehr.

Und sie kehrten zurück und marschierten ohne Anhalten am Schlosse vorüber, mit ihnen die höheren Offiziere, niedergedrückt von der erlittenen Niederlage. Als aber Reichenbach sich schon sicher wähnte, kam noch ein Fähnlein Lichtensteiner, jene im Volksmunde unter dem Namen Totenköpfe so berüchtigte Truppe, die Nachhut der Kaiserlichen, verstärkt durch Marode und Troß, machte Halt und verlangte Einlaß in das Schloß und Nachtquartier. Beide Höfe wurden sofort von den Dragonern besetzt, welche nun, die höheren Führer weit von Scharffeneck entfernt und sich sicher vor ihnen wissend, Miene machten, Hand an die verschlossene Thür des Herrenhauses zu legen und mit

Gewalt einzudringen. Da trat der Schloßherr von innen an ein vergittertes Fenster und reichte durch dasselbe einem Offizier den kaiserlichen Schutzbrief; doch Hohngelächter antwortete ihm; die Kaiserlichen, über ihre Niederlage erbittert, hungrig und ermüdet von dem weiten Marsche, gierig nach den Schätzen des reichen Hauses, zerrissen den Brief und, als Reichenbach weiter redete, fiel ein Schuß und streckte ihn zu Boden. Mit lautem Aufschrei sprang Martha ihrem sinkenden Vater zu Hülfe, trug ihn, immer ihre klare Besinnung behaltend, unterstützt von zwei Frauen, hoch oben in den Turm, in die sogenannte Paterstube, in welcher früher der Schloßgeistliche gewohnt hatte, bettete ihn dort auf das noch erhaltene Lager und untersuchte, unbekümmert um das Toben unten im Schlosse, seine Wunde. Sie, die so viele gepflegt hatte, erkannte bald, daß keine Rettung möglich sei, versuchte aber trotz ihres namenlosen Schmerzes, den geliebten Verwundeten zu trösten; dieser aber schüttelte den Kopf, sagte noch mit schwacher Stimme: „Gott schütze dich, mein Kind!“ und schlief dann ruhig in ihren Armen für immer ein. —

Während von unten wilder Lärm heraufdrang, herrschte Friede im Turmzimmer; der Tote lag halb aufgerichtet, ein Kreuz in den Händen haltend, in seinem Bett; ein freundlicher Ausdruck verklärte sein ehrwürdiges Gesicht; vor seinem Lager kniete Martha im heißen Gebet für die Seele ihres Vaters. Da that sich, ohne daß sie darauf achtete, die Thür auf, und herein stierten die wilden, bärtigen Gesichter zweier Dragoner; doch sie prallten zurück vor der Majestät des Todes und stiegen wieder hinab zu den Ihren.

Die Kaiserlichen hatten nach Reichenbachs Verwundung sofort die Hausthüre erbrochen, das stolze, reiche Schloß war ihre Beute geworden; ein wüstes Leben herrschte überall; in allen Gemächern hatten die Dragoner und ihre verwilderten Weiber nach Beute gesucht, alle Behältnisse erbrochen. Jetzt war die Plünderung vorüber, die einst so behaglichen Räume waren nicht wiederzuerkennen; eine Gesellschaft hauste in ihnen so toll und roh, wie das Schloß des vornehmen Edelmanns sie nie gesehen: überall floß der Wein des Schloßkellers in Strömen; in einem Zimmer saßen die Offiziere beim Glücksspiel, in anderen sangen oder brüllten Soldaten, um ein Faß gelagert, wieder in anderen wurde um die erbeuteten Sachen gehandelt; überall hörte man Fluchen und rohes Gelächter. Vor allem war wüstes Toben im Saale; hier spielten zwei Spielleute zum Tanze; die Dirnen der Dragoner drehten sich, aufgeputzt mit den geraubten Kleidern, teils betrunken, wie ihre Tänzer, im Kreise; vor Musik, Geschrei, Jauchzen und Tanzen war hier kein Wort zu verstehen; das verworfenste Gesindel hatte hier die Herrschaft ergriffen.

Da verbreitete sich die Nachricht im Saale, daß oben im Turm ein hübsches, junges Mädchen bei einem Toten weile und, wo jene beiden Dragoner scheu zurückgewichen waren, da sollte jetzt der zügellose, verwahrloste Sinn gemeiner Weiber frech Hand anlegen. „Sie muß herunter, sie soll hier getröstet werden,“ schrie eine halbtrunkene Dirne und fand damit rauschenden Beifall bei ihren Genossinnen. „Kommt, wir bringen sie herunter!“

Eine Bande stürzte hinauf nach dem Zimmer des Todes. Martha lag noch immer, im Gebet versunken, auf den Knieen vor der Leiche ihres Vaters; da stürzte jene hinein, ergriff die Erschreckte und zerrte sie mit Gewalt hinunter in den Saal, wo ihr das wüste Treiben erst ins Bewußtsein rief, was mit ihr vorging und daß furchtbare Gefahren ihrer warteten. Mit Jubel und Gelächter wurde sie von den Dragonern und Dirnen empfangen: „Halloh, ein frischer Schatz, sie soll eine Soldatenliebe werden, wie wir!“ riefen die fürchterlichen Weiber der Unglücklichen zu, welche nur zum geringsten den entsetzlichen Sinn jener Worte verstand. Endlich schrie eins der Scheusale:

„Der rote Hans soll sie haben, wir wollen Hochzeit machen,“ und sich zu Martha wendend: „Seine wilde Maika ist ihm davongelaufen, weil er sie zu sehr prügelte; du mußt dich gut mit ihm stellen.“

Der rote Hans, ein Kerl mit einem echten Galgengesicht, erschien, übersah prüfend die Gestalt des ihm zugedachten Mädchens, grinste befriedigt und wollte sie in seinen Arm nehmen.

„Hochzeit! Das Brautpaar soll tanzen," heulte die Menge unter Gelächter, da fiel Martha in Ohnmacht. Doch die Weiber rissen ihr die Kleider auf und besprengten sie mit Wasser; sie kam wieder zu sich, stürzte auf die Kniee und bat um Barmherzigkeit, und als der rote Hans sie trotzdem von neuem umfassen wollte, sprang sie entsetzt in die Höhe und floh nach einem offenstehenden Fenster, um sich hinaus zu stürzen; jener aber holte sie ein, ergriff sie und nahm sie fest in seinen Arm. Martha schien verloren. „Tanzen, tanzen!" heulten die Weiber, „Tanzen, tanzen!" lachten die Männer. Hans, der mit gierigem Blicke auf die Halbbewußtlose herabsah, setzte an, da — fiel ein Schuß, er stürzte getroffen zu Boden und riß Martha mit sich; doch wurde diese von den kräftigen Armen des Lieutenant von Panwitz gehalten und aus dem Getümmel gerettet.

Zugleich mit Panwitz drangen die Glatzer Reiter und Dragoner in alle Zimmer des Schlosses; die überraschten Kaiserlichen setzten sich zur Wehr, während die Weiber kreischend unter die Tische krochen, an die Stelle der Musik trat ein wildes Kampfgetöse, doch bald waren die Glatzer Sieger, die Feinde zusammengehauen oder gefangen.

Unbemerkt waren Plato's Dragoner und Panwitz's Reiter bis an das Schloß gedrungen, da die gesamten kaiserlichen Mannschaften und der Troß innerhalb desselben plünderte und hauste und da der fürchterliche Lärm das zum großen Teil betrunkene Gesindel unfähig machte, etwas von deren Annäherung zu hören. Schloßhof und Schloß waren umstellt worden, durch eine ihm bekannte Pforte war Panwitz vom Flusse aus, ohne den äußeren Hof zu berühren, in letzteres eingedrungen, hatte jeden, der ihm begegnete, niedergestoßen und war dann überraschend in den Saal getreten, noch gerade zur rechten Zeit, um Martha zu retten.

Er übergab nun rasch die Bewußtlose den Händen der beiden Frauen, welche ihr bei der Pflege der Verwundeten geholfen hatten, und trat an die Spitze der Seinen im Kampfe, von namenloser Wut erfüllt; seine ganze, volle Leidenschaftlichkeit sollte aber erst zum Ausbruch kommen, als er nach Ueberwältigung der Kaiserlichen erfuhr, was mit Martha geschehen war, daß die Weiber es gewesen waren, welche sie in solche Gefahr gebracht hatten; er ließ sie zusammentreiben, auf der Stelle peitschen und binden, um sie zur weiteren Bestrafung nach Glatz mitzunehmen.

Der Ueberfall war gelungen, ein längeres Verweilen in der Nähe des stärkeren Feindes gefährlich; Plato befahl daher, daß der Rückmarsch angetreten werde und der Lieutenant von Panwitz die Gefangenen und den Troß geleite. — Bewußtlos schied Martha von dem Schlosse ihres Geschlechts, der Leiche ihres Vaters, sorgsam auf einen Wagen gebettet und der Pflege ihrer beiden Dienerinnen überlassen, während auf anderen Wagen ihre Pfleglinge lagen, dann kam ein Zug Gefangener und Weiber, bewacht von den Reitern von Panwitz, endlich mit großem Abstand Platos Dragoner. Als sie von Scharffeneck abmarschierten, hörten sie von der Grenze her die Lärmsignale des Gegners, welcher Nachricht von dem Ueberfall erhalten hatte. Während Panwitz seinen Marsch beschleunigte, machte Plato leuchtenden Auges Halt; der alte Recke witterte ein neues Gefecht. In die Höhe von Pischkowitz gelangt, hörte ersterer von rückwärts Gewehrfeuer; Plato hatte die Kaiserlichen erwartet, indem er zwei Fähnlein abgesessener Dragoner hinter einer Höhe mit dem schußbereiten Gewehr in der Hand aufstellte, ein drittes berittenes Fähnlein zum Angriff im Rückhalt fertig hielt, und schlug sie nach tapferem Kampfe in die Flucht. Glatz wurde ohne Unfall erreicht.

Panwitz brachte Martha in das Haus des Stadtschreibers Kuttner, wo sie bei dessen Gattin die sorgsamste Pflege fand, sich aber, lange in Todesgefahr schwebend, erst nach vielen, für ihn bitter qualvollen Wochen erholen sollte. Als sie zur Besinnung gekommen war, galt ihre erste Frage der Leiche ihres Vaters, worauf ihr Frau Kuttner

mitteilte, daß dieselbe durch den Lieutenant von Panwitz selbst in Scharffeneck in die Erde gebettet worden sei. —

Da nämlich die Kaiserlichen zwei Tage nach jenem Kampf in Scharffeneck die Stadt Wünschelburg mit fünf Fahnen Lichtensteiner Dragoner besetzt hatten, beschloß Thurn, sie mit seinen Dragonern zu überfallen; während dessen sollte das Reiter-Cornet von Baudiß, bei welchem Panwitz stand, Scharffeneck zur Sicherung gegen Braunau besetzen. Als letzterer das Schloß betrat, fand er es öde und noch ganz in dem Zustand der Verwüstung, in welchem er dasselbe verlassen; noch lag Reichenbachs Leiche auf seinem Lager, lagen die toten Soldaten in den Zimmern umher; mit Bewilligung des Hauptmanns von Baudiß ließ er diese in einem großen Grabe bestatten; seines Oheims Leiche aber wurde an dessen Lieblingsplatz, unter den hohen Bäumen des Parks, zur Erde gesenkt; Panwitz verrichtete am Grabe ein stilles Gebet und verließ dann mit Wehmut das Schloß, die Stätte, an welcher Martha gewirkt hatte und glücklich gewesen war und an welcher auch er so viele frohe Tage verlebt hatte. Doch aber erfaßte ihn dann ein stolzes Gefühl, als er beim Rückmarsch die lange Reihe Gefangener sah, welche der Oberst Graf Thurn sich in Wünschelburg geholt hatte, und als er von dessen glänzendem Siege hörte. —

Gerade gegenüber vom Hause des Stadtschreibers, dem späteren Convikt, lag die ehemalige Comthurei der Johanniter, jetzt mit einem großen Teil ihrer weitläuftigen Gebäude zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten hergerichtet. Hier suchte Martha, als sie genesen war, trotz der Abmahnungen ihres Vetters und seiner Bitte, Glatz mit seinen Gefahren zu verlassen, einen neuen Wirkungskreis, und hier fand sie in angestrengter Thätigkeit Linderung ihres Schmerzes und Ablenkung von trüben Erinnerungen; bald hatte ihr rastloses, kluges Wirken eine solche Anerkennung gefunden, daß Graf Thurn ihr die Oberleitung des Lazaretts übertrug. Panwitz wachte, so viel er konnte, treu für sie und suchte ihr jede Mißhelligkeit fern zu halten; aus seiner Bewunderung für sie war reine Liebe geworden; aber ihre Trauer und andererseits ihre anhaltende Beschäftigung, ferner der furchtbare Ernst der Zeit und Konrads kriegerischer Dienst ließen ihn nicht zu einer Aussprache kommen. —

(Fortsetzung folgt.)

Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71.

(Nach französischen Quellen.)

III.

Prosaischer sind die während der Belagerung von Paris in Empfehlung gebrachten Raketen mit griechischem Feuer. Dieselben waren bei Dorian, einem der Minister der Nationalverteidigung, in Anregung gebracht worden. Bald verbreitete sich das Gerücht, man könne mit ihrer Hülfe das ganze Belagerungsheer lebendig verbrennen. Alle patriotischen Pariser Blätter hielten den Gedanken für bewunderungswert. Einige schüchterne Stimmen suchten von Kriegsgesetzen, von Menschheitsrechten zu sprechen. Ihnen antwortete F. Pyat im Combat[1]): „Kriegsgesetz, was willst du von mir? Völkerrecht, was verlangst du? . . . Als ob die Preußen Menschen wären! Als ob der Krieg ein Gesetz hätte." „Weder Glauben, noch Recht, wie Bismarck . . . Der Feind will den Krieg, er will ihn unbedingt, tötend, raubend, schändend, systematisch brandstiftend. Alle Mittel sind gut, subskribieren wir auf die Raketen!" Der Figaro, maßvoller, schlug vor, nur ein preußisches Regiment zu verbrennen. Millaud, ein Redakteur dieses Blattes, meinte, „man dürfe zwar nicht zögern, die abscheulichsten Mittel, die schrecklichsten Werkzeuge anzuwenden, die der Mensch jemals erfunden hat; aber es sei doch menschlicher, wenn das griechische Feuer die beschriebenen Wirkungen habe, sie nur gegen eine kleine Masse zu gebrauchen; dann einzuhalten." Andere waren damit aber nicht zufrieden gestellt. Im Siècle vom 24. Oktober las man: „Und sollten auch alle Preußen aus Preußen, Württemberg, Bayern, Hessen und Baden nimmer mehr den freudigen Anblick der Würste und des Sauerkrauts von jenseits des Rheins genießen, wir werden uns darob nicht grämen; wenn nur Paris und Frankreich von der Geißel der deutschen Heuschrecken befreit wird." Die „Revolution" vom 5. Dezember 1870, sich der Hoffnung schmeichelnd, das griechische Feuer werde mit seiner verheerenden Macht jeden zukünftigen Krieg unmöglich machen, fügte hinzu: „und dieses glückliche Ergebnis würde nur die Vernichtung einer Vandalenrasse erheischen . . . Weit entfernt, von den civilisierten Völkern ausgestoßen zu werden, würden wir von ihnen gesegnet sein. Zögern wir keinen Augenblick!" — In einem Pariser Frauenklub schlug während der Belagerung Jules Alix seinen Zuhörerinnen vor, ihre Ehre mit Hülfe von Blausäure (acide prussique) zu verteidigen, falls sie von den preußischen Eindringlingen bedroht würden. Der

[1]) 30. November.

Bürger J. Alix wies mit feinem Lächeln darauf hin, wie sonderbarer Weise das acide prussique dazu dienen könne, die Prussiens zu töten. Dann beschrieb er einen Apparat, mit dem es leicht sei, alle in Paris einziehenden Preußen zu töten. Der Erfinder hatte denselben den Finger Gottes (le doigt de Dieu) genannt, aber er, der Bürger J. Alix, zieht vor, ihn „le doigt prussique“ zu nennen. Er besteht in einer Art Fingerhut von Kautschuk, den die Frauen auf den Finger stecken. „Ein Preuße naht; man streckt die Hand aus; man sticht nach ihm, er ist tot. Wenn mehrere Preußen nahen, so würden sonst die Frauen aus ihrer Hand nur wahnsinnig oder tot hervorgehen; die den doigt prussique hat, sticht hin, sie selbst bleibt ruhig und rein, um sie herum ein Kranz von Leichnamen.“ So sprach der Bürger Alix, und die Frauen vergossen Thränen der Rührung, und die Männer wälzten sich vor Lachen. So schließt Sarcey[1]) seinen Bericht. Eines Morgens meldete sich, an gleichem Ort und zur selben Zeit, bei Trochu, dem Kommandanten von Paris, ein Herr, der einen Geleitbrief an König Wilhelm verlangte. Er zeigt eine Weste, deren Inneres mit Flintenläufen besetzt ist, die sich nach Belieben heben und senken lassen; außerdem hat er einen Gürtel von Schießbaumwolle und einen anderen kleineren Sprengapparat. „Wenn ich in Gegenwart des Königs und seines Stabes bin, explodiere ich! — Alle Welt wird getötet und die Regierung ist nicht einmal bloßgestellt, weil der bei mir befindliche Brief bei meiner Explosion mitverbrennt.“ Véron[2]) fügt dieser Schilderung hinzu, sie sei nach der Wirklichkeit stenographiert. Ein andermal findet sich beim Pariser Minister des Innern ein Mann ein, der ein sicheres Mittel zu haben behauptet, das ganze Belagerungsheer zu vernichten. Sein Vorschlag ist folgender: „In den Pariser Hospitälern befinden sich Keime zu allen Krankheiten. Man solle sie in Glasröhren einschließen und damit die Kanonen laden. Die Röhren würden beim Abschießen platzen und sofort die Blattern, den Typhus, die Schwindsucht unter den Belagerern verbreiten. Vierzehn Tage später lägen alle Soldaten Wilhelms zu Bett, und die Franzosen brauchten nur noch die ohne Verteidigung gebliebene feindliche Artillerie zu holen.[3]) Andere schlugen vor, die wilden Tiere aus dem Jardin des Plantes gegen die Deutschen loszulassen, tolle Hunde zu züchten und nach Versailles zu treiben u. a. m.

Die einem überreizten Wut- und Rachegefühl entsprungenen poetischen und prosaischen Aufforderungen zu heimtückischem Mord an den deutschen Kriegern fanden leider auch thatsächliche Ausführung. Die Bewaffnung der bürgerlichen Bevölkerung des Landes jenseits Saargemünds seitens der französischen Regierung[4]), die Teilnahme der Bevölkerung an den Kämpfen bei Bazeilles und Châteaudun sind allgemein bekannt. Die französischen Schriftsteller ergingen sich (und ergehen sich noch gern) in Schilderung von Greuelthaten und Meuchelmorden, die an deutschen Kriegern verübt worden sind. Der Panthertöter Bombonel wurde überall hochgefeiert; er hatte versprochen, täglich einen Preußen (aus dem Hinterhalte) niederzuschießen, und hat, nach den französischen Blättern, sein Versprechen so genau gehalten, daß er vorkommenden Falls sich sogar einen zweiten Schuß versagte. Wenigstens erzählte der Courier de Lyon, daß einmal, nachdem er seinen Tages-Preußen niedergeknallt, er noch zwei andere vor seiner Flinte hatte. „Nein,“ sagte er kalt, „genug für heute.“[5]) Von einem Gascogner Wilddiebe erzählte das Journal de Bordeaux eine abenteuerliche Geschichte, wie er, auf der Lauer stehend, acht Ulanen niederschoß, dem neunten das Bajonett in den Leib stieß, und einen zehnten und letzten am Kragen nahm und gefangen einer Freischar zuführte. „Ich hätte gern das Dutzend voll gehabt,“ meinte er, seinen Chassepot niedersetzend, „aber die Jagd beginnt erst heute. Bald kommt die Fortsetzung.“[6]) Guy de Maupassant[7]) erzählt: „Zwei oder drei Meilen unterhalb Rouens, in der Richtung der Flußströmung, bei

[1]) Siège de Paris, S. 169. [2]) Les coulisses du grand drame. Paris. Lévy. 1882. Nouv. éd. S. 50. [3]) Vei, a. a. O. S. 56 f. [4]) Charivari, 3. Aug. Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, Berlin 1891, S. 69. [5]) Borchardt, S. 44. [6]) Ebenda S. 45. [7]) Soirées de Médan, S. 57 f.

Croisset, Dieppedalle oder Briessart, brachten die Fischer oder Schiffer oft aus dem Grunde des Wassers den Leichnam eines in seiner Uniform angeschwollenen Deutschen heraus, der durch einen Messerstich oder den Schlag mit einem Holzschuh getötet, dem der Kopf von einem Stein zerschmettert oder der von einer Brücke ins Wasser hinabgestoßen worden war. Der Schlamm des Flusses verhüllte diese dunklen, wilden und „berechtigten" Racheakte, diese unbekannten „Heldenthaten", diese stummen Ueberfälle, gefährlicher (?) als die Kämpfe am hellen Tage und ohne Wiederhall des Ruhmes." Sarcey[1]) erzählt die Legende vom Sergeanten Hoff, dem die Preußen in Zabern seinen alten Vater erschossen und der ihnen deshalb Rache geschworen haben sollte „Er mußte alle Tage einen Preußen töten. Des Nachts, fast immer allein, spürte er als Wildschütze, als Parteigänger ihre Verstecke auf; er verfolgte sie, wenn nötig, fünf Stunden auf der Lauer bleibend, still wie eine Rothaut, unvermutet auf seine Beute stürzend, die er, ohne ein Wort zu sprechen, ins Jenseits beförderte. Einmal versteckte er sich im Schilf, blieb bis zur Hälfte des Körpers darin verborgen einen Teil der Nacht und, unversehens auf einen Posten springend, spießte er ihn mit seinem Bajonette auf, zog ihn aus seinem Loch und stellte sich darin selbst auf, auf die Ablösung wartend. Der wachthabende Korporal mit dem neuen Posten kam endlich an. Mit einem Säbelhieb erschlug Hoff den einen, mit einem Kolbenstoß den anderen, und mit schnellen und leisen Schritten machte er sich davon." „Dieser Sergeant Hoff wurde das Pariser Schoßkind. Seine Abenteuer gefielen ihrem romantischen Geiste. Man dekorierte ihn unter dem Beifall des Publikums." Freilich tauchte nachher das böse Gerücht auf, er sei ein preußischer Spion gewesen, dem es leicht sein mußte, Helme vom Feinde zu bringen und die preußischen Linien zu durchschreiten. Nach einer anderen Erzählung[2]) entflohen 50 Ulanen in schnellstem Galopp vor sieben französischen Geniesoldaten durch die Straßen von Epernay. Das Pferd eines der Ulanen stürzte, er wird abgeworfen, beim Fall ist seine Pistole aus der Satteltasche entwichen. Ein zwölfjähriger Knabe ergreift sie und erschießt damit den Gestürzten, während er sich unter dem Pferde hervorzuarbeiten suchte. Aimard in seinem phantastischen Baron Frederick[3]) erzählt von drei Freischützen, die, als Bauern verkleidet und sich als solche aufführend, mit einem Wagen einen Engpaß sperren und so einen Ueberfall und die Hinschlachtung einer durchziehenden Truppe von Bayern ermöglichten. „Der Kampf war furchtbar, verzweifelt; es war nicht mehr der Kampf civilisierter Menschen, sondern eine Orgie von Wilden, die sich mit dem Geheul von Blutgeruch berauschter Bestien gegenseitig zerfleischten. Man schlug immer zu; die Verwundeten erhoben sich auf ihre Kniee, schleppten sich auf den Händen, um einen letzten Schlag zu thun, und stürzten freudig nieder, um zu sterben, nachdem sie einen letzten Gegner aufgeschlitzt hatten. Wie die verhängnisvollen Kreise in Dantes Hölle, verengte sich das Kampffeld immer mehr; die bis an die Hülse roten Bajonette waren verbogen vom maßlosen Eintauchen in Menschenbrüste. Die Bayern unterlagen einer nach dem anderen, stumm und still, als Männer, die das Opfer ihres Lebens gebracht haben und die zu sterben wissen. Plötzlich hörte das Ringen auf, ein unheimliches Schweigen von schreckensvoller Bedeutung entstand. Die ganze Mannschaft war vernichtet, der letzte Gegner mit zerschmettertem Schädel auf den Boden gerollt." Der Verfasser fügt hinzu: „Alle Episoden dieses blutigen Kampfes sind genau der Wirklichkeit entnommen." In einer Kriegsnovelle La Selves[4]), die als wahr gegeben wird, gewährt eine Kellnerin (eine neue Judith) einem preußischen Hauptmann ihre Gunst, um den Leichnam ihres gefallenen Bräutigams zu erhalten, und tötet ihn darauf, in seiner Uniform entfliehend. Die Zahl derartiger Erzählungen läßt sich beliebig vergrößern. Durch alle geht die Anschauung hindurch, daß dem siegreichen Feinde gegenüber jedes Mittel seine Vernichtung erlaubt, daß er als vogelfrei, als ein wildes Tier zu betrachten ist, dessen Vertilgung an und für sich verdienstvoll ist, gleichviel in welcher Weise sie stattfinde.

[1]) Siège de Paris, S. 224. [2]) Courrier de Lyon, 15. Sept. 70. [3]) a. a. O. 4. Teil, S. 32 f.
[4]) Une Lorraine. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris 1880, S. 170 ff.

Aus derselben Stimmung ging die Bildung der französischen Freischaren hervor. Man war fest überzeugt, daß die Deutschen einen abergläubischen Schrecken vor einer allgemeinen Erhebung des französischen Volkes hegen. Darum sollte „in furchtbarem und stolzem Aufschwung" sich das aufgestandene Frankreich plötzlich vor „den eingewanderten Horden" aufrichten und das preußische Heer überwinden.[1]) Ein Guerillakrieg gleich dem der Spanier gegen Napoleon I. sollte gut machen, was die geordneten Heerscharen verdorben, sollte das deutsche Heer in seinem Marsche aufhalten, in seinen Anstrengungen lähmen, Schreck und Furcht in ihm verbreiten, seine Ordnung, seine Manneszucht aufheben. Seine Plänkler sollten getötet, seine Vorräte abgeschnitten werden; jeder Felsen, jeder Baum sollte dem Eindringling eine Gefahr drohen. Der Aufruf zur Bildung von Freischaren fand im französischen Volke ein williges Gehör. Aber nicht in der Weise, wie man es erwartet hatte. Für viele hatten diese Freischaren nur dadurch eine Anziehungskraft, weil sie ein abenteuerliches Leben in Aussicht stellten und keine strenge Manneszucht erheischten. Manchem gewährte sie eine bequeme Gelegenheit, sich der Einreihung in das regelmäßige Heer zu entziehen. Ihre Schöpfung erzeugte auf den Pariser Boulevards „eine Art Carneval der phantastischsten Kostüme. Einige dieser Scharen hatten eine ernste Tracht gewählt; aber andere hatten sich wie die Räuber einer komischen Oper gekleidet. Federn am Hut, vielfarbige Gürtel, Stulpenstiefel, die auffälligsten Raudschnuren und Streifen, Eicheln, Goldbesätze funkelten an den schönen Söhnen, daß sie wie ein Blumenstrauß aussahen. Man dachte nicht daran, das lächerlich zu finden, und sie schienen mit ihrer Person sehr zufrieden zu sein."[2]) „Sie gefielen dem Pariser Publikum, weil sie seine Phantasie reizten. Zu ihnen gehörten die „Batterien der polytechnischen Hochschule", die „Legion der Freiwilligen", die „Freunde Frankreichs", die man wegen ihres kastanienbraunen, ernsten und zugleich geistvoll koketten Anzugs bemerkte, die „Franchetti'schen Plänkler", die „Pariser Scharfschützen", die „Scharfschützen der Seine", die „Pariser Plänkler", die „Plänkler der Nationalgarde" die „Pariser Schützen", die „Reiter der Republik" und so viele andere, daß ihre Nennung die Länge einer homerischen Aufzählung in Anspruch nehmen würde."[3]) Die Provinzialen blieben weder in Tracht noch Namengebung hinter den Parisern zurück. Guy de Maupassant[4]) beschreibt uns einen Zug von Provinzialfreischaren durch Rouen. Die „Rächer der Niederlage", die „Bürger des Grabes", die „Teilhaber des Todes", sämtlich wie Banditen aussehend, flüchteten vor den heranziehenden deutschen Heeressäulen. „Ihre Führer, ehemalige Tuch- oder Getreidehändler, Ex-Verkäufer von Talg und Seife, Gelegenheitskrieger, zu Offizieren ernannt, wegen ihrer Thaler oder der Länge ihres Schnauzers, mit Waffen, Flanell und Goldstickerei bedeckt, sprachen mit schallender Stimme, verhandelten über Schlachtpläne und behaupteten, allein das im Sterben liegende Frankreich auf ihren Bramarbassschultern zu tragen. Manchmal fürchteten sie sich vor ihren eigenen Soldaten, Galgenstricken, Dieben und Wüstlingen." Aubertin[5]) sah in einer Art Verzückung „diese Wölfe des Waldes, vom Reif genährt, vom Instinkt eines unfehlbaren Hasses geleitet, alle diese Verschmitzten und Verschlagenen, welche die Engpässe Burgunds mit Leichen besäet und den Dezemberschnee mit dem Blute der Eindringlinge gerötet hatten (nach Abzug der Deutschen aus Dijon), in Menge von den benachbarten Höhen herabsteigen, um sich mit Lebensmitteln zu versehen und sich in der Stadt zu stärken. Sie eilten von allen Punkten des Horizontes herbei, die „Bären von Nantes und den Pyrenäen", die „Jäger der Isère, der Drome und der Ardèche", die „republikanischen Schützen", die „Freiwilligen der Rhone und des Allier", die „Marseiller Plänkler", die „Verbündeten des Todes", die auffallendsten Gegensätze des Anzugs, des Alters, des Wuchses, des Landes, der Fahne und der Meinung." Der Wirklichkeit abgelauscht ist wohl auch die humoristische Schilderung, die A. Daudet[6])

[1]) Illustration, Bd. 56, S. 163. [2]) Sarcey, S. 187. [3]) Sarcey, S. 188 f. [4]) Soirées de Médan, S. 50. [5]) R. d. d. m., Bd. 92, S. 361. [6]) Contes du lundi. Nouv. éd. Paris 1885, Seite 79.

von den Freischaren Tarascons entwirft. „Dieselben wurden mit wahnsinniger Begeisterung errichtet. „Brüder des Todes", „Schakale des Narbonnais", „Schützen der Rhone"; es gab deren von allen Namen, in allen Farben, wie Flockenblumen in einem Haferfeld; und Helmbüsche, Hahnenfedern, Riesenhüte, Gürtel von einer Breite! . . . Um recht schrecklich auszusehen, ließ jeder Freischütz seinen Kinn- und Backenbart wachsen, so daß man auf dem Spaziergang einander nicht mehr erkannte. Von weitem sah man einen Abruzzenräuber, der mit hackenförmig aufgedrehtem Schnurrbart, mit flammenden Augen, mit Säbelgerassel, Revolver und Yatagan-Geklirr auf einen zukam, und wenn man dann näher kam, da war es der Steuereinnehmer Pégoulade. Andere Male begegnete man auf der Treppe Robinson Crusoe in eigener Person, mit dem spitzen Hute, dem ausgezackten Stutzmesser, einer Flinte auf jeder Schulter, schließlich war's der Messerschmied Costecalde, der von einem Mittagsmahl heimkehrte. Der Teufel! Dadurch, daß sie ein so wildes Wesen annahmen, kamen die Tarasconer schließlich dahin, sich gegenseitig Schreck einzuflößen, und daß niemand mehr wagte auszugehen." Nicht minder scharf spöttelt teilweise der Marquis von Belleval[1]), obgleich er selbst ein Freischarenführer war. Er erwähnt die allgemein angenommene Bezeichnung von francs-tireurs (Drückeberger) für francs-tireurs; er bestätigt wenigstens das Vorhandensein von unwürdigen Schafen unter den Freischaren und erzählt von zwei Schurken aus seiner Gemeinde, die eines schönen Tages sich mit ihren Wilddiebflinten bewaffneten und mit der Erklärung auszogen, sie seien Freischärler. Sie pflanzten sich an einer Heerstraße auf und plünderten die Vorübergehenden aus. Die Ausstaffierung einer Freischar, der er im Wasgengau begegnete, schildert er folgendermaßen: „Sie waren mit Blusen und Beinkleidern aus weißer Leinwand bekleidet, trugen schwarze, breitkrämpige Filzhüte, hatten etwas vom Müller und etwas vom Lastträger der Markthallen, dazu das Benehmen von Räubern in der komischen Oper. Ihr Hauptmann insbesondere, ein großer Lümmel mit fürchterlichem Schnauzbart, mit Medaillen bedeckt und etwas Don Quichotten ähnlich, hätte einen sehr annehmbaren Fra Diavolo abgegeben. Man wäre ihm des Abends, seinem Aussehen nach, nicht gern in einer Waldecke begegnet." Nicht weniger lächerlich erschienen unserem Verfasser die von ihm in Beaune angetroffenen „Rächer des Todes", eine in Marseille gebildete Freischar von überputzten Prahlhänsen. Ihr Führer, ein hübscher, blondbärtiger Pole, hatte sich in Besançon hervorgethan „durch die Sorge um seine Person und durch das gehaltreiche Mahl, das er sich in der besten Wirtschaft der Stadt austragen ließ". Von dem Marquis von Belleval erhalten wir auch eine anschauliche Schilderung von Garibaldi, seinem Stabe und seinen Scharen. „Wenn man Garibaldi seiner legendarischen Tracht (grauem Beinkleid, dunkelrotem Seidenhemd, und einem großen grauen Mantel, den er in kunstvollen Falten um sich legte) entkleidet hätte, so hätte man einen schönen Greis von ehrwürdigem und imponierendem Aeußeren vor sich gehabt, mit weißem Bart und langem Haupthaar, ovalem und regelmäßigem Gesicht und Augen von durchdringender Sanftmut."[2]) „Seine rechte Hand war ein sogenannter Bordone, mit wahrem Namen Bourdon, ein Apotheker aus Avignon, der seinen Namen geändert hatte, um die Aufmerksamkeit von seiner etwas zweifelhaften Vergangenheit abzulenken. In Besançon behauptete man von ihm, daß sein Amt war, die Hinterseite des französischen Heeres zu bewachen." „Nach ihm war der Bemerkenswerteste in der sonderbaren, um Garibaldi vereinten Sammlung ein Delpech, erst Hausknecht in einer Brauerei, dann Lampenhändler, dann am 4. September Unterpräfekt in Aix, und endlich Präfekt des Departements der Rhonemündung. Der Adjutant Garibaldis trug den Papageiennamen Jacquob, den er unverzagt in de Saulcy umgewandelt hatte. Er war ehemals Blechschmied und Arbeiter am Suezkanal. Die ganze Umgebung Garibaldis war eine zusammengewürfelte Gesellschaft von französischen, italienischen, polnischen und ungarischen Abenteurern. Man fand unter ihnen bestrafte

[1]) Souvenirs de guerre. Paris 1888. S. 8, 48, 27. [2]) Ebenda S. 142 ff.

Individuen und Professoren, Fahnenflüchtige und Studenten. Die besten und tapfersten waren die Ungarn, Polen und Italiener; die Franzosen, die sich das rote Hemd angezogen hatten, waren das Blei nicht wert, vor dem sie sich mit großer Sorgfalt hüteten. Es war der Abschaum Frankreichs; nur im Plündern hatten sie nicht ihresgleichen. Nichts war zu schön und zu gut für sie; sie mußten Tücher von der besten Seide haben; sie hätten nicht geduldet, daß ihre Knöpfe und die Besätze ihrer Kleider aus etwas anderem als feinem Silber bestünden. Die Legion Garibaldis ergänzte sich so schwer, daß man folgenden Scherzvorschlag machte: man solle die gefangenen Diebe unter dem Namen des Corps des détenus, die Fahnenflüchtigen und Marodeure unter dem Namen eines Corps des isolés sammeln; die beiden Corps hätten in Garibaldis Heer ihren Platz sehr gut eingenommen."

Weder die Tracht, noch die Namen übten die erwartete Wirkung aus, wenn man nicht etwa die eigenen Berichte mancher Freischützen oder die zahlreichen Novellen und Romane mit ihren Heldenthaten als vollgültige Quellen annimmt. Leroy-Beaulieu[1]) fand einen Irrtum darin, daß man ihnen eine dauernde Wichtigkeit zutraute, statt sie ausschließlich als Hülfstruppen und Späher des Heeres zu betrachten, einen weiteren, daß sie sich in eine unberechenbare Zahl kleinerer Trupps verteilten. Ihre endlose Zersplitterung befriedigte mehr den lokalen Ehrgeiz; ihre ganze Thätigkeit erzeugte mehr Aufregung, als greifbare Ergebnisse. Monod[2]) hielt dafür, daß die französischen Sitten zu wild seien, um einen wirksamen und allgemeinen Parteigänger-Krieg zu ermöglichen. Man finde in Frankreich nur wenig Leute, entschlossen genug, um kalten Blutes zu töten und im voraus ihr Leben zu opfern für den Fall, daß sie gefangen würden. Der Einzelkrieg hätte von auf eigene Kosten bewaffneten Freiwilligen geführt werden müssen, die, an das Waffenhandwerk, an Lauf und Jagd gewöhnt, im eigenen Lande kämpften, wo ihnen alle Pfade und Schlupfwinkel bekannt seien. Statt dessen seien die Freischaren von städtischen Behörden ausgerüstet worden, und, sich selbst überlassen, hätten sie Geld und Ausstattung verschleudert, seien sie in Länder geschickt worden, die sie nicht kannten. Sie hätten zu oft aus Leuten bestanden, die den ernsteren Gefahren, wirklichen Schlachten, dem Lagern im Freien und den Anforderungen der Mannszucht entgehen wollten. Die meisten hätten sich niemals geschlagen. An den Schlachttagen sah man sie auf allen Hauptstraßen umherirren, ihre Genossen suchend, natürlich auf der Seite, wo die Kanonen nicht grollten. Manche Scharen haben sich aus wahren Banditen gebildet, ein Schrecken des Bauern, den sie plünderten, schlugen und nicht verteidigten, dessen Haus oft nach ihrem Abzuge vom Feinde verbrannt wurde.

Nur ausnahmsweise entsprachen die Freischaren einigermaßen den auf sie gesetzten Hoffnungen. Sarcey[3]) rühmt die Thaten der Lafont-Macquart'schen Truppe, die in der Zahl von 960 nach Sedan, und von 167 von da zurück kamen, und die Lipowski-Aronsohn'schen Freischützen, die Châteaudun verteidigten, deren Heldenthaten aber Montarlot[4]), der sie am Werke sah, in viel weniger erbaulichem Lichte erschienen. Nach ihm war von Lipowski selbst der größte Lobredner seiner Thaten und seiner Schar. In seinem Bericht über den Kampf von Châteaudun behauptete derselbe, seinem Bataillon hätten nur einige Freischärler von Nantes beigestanden; seine Truppen hätten den Kampf bis um 11½ nachts ausgehalten, die ganze Stadt sei durch den Feind eingeäschert worden, seine Schützen hätten den Abzug der fliehenden Einwohner gedeckt, am Morgen nach dem Kampfe seien die Vorstadt Saint-Jean und das Dorf Saint-Denis les Ponts von den Deutschen bombardiert worden, obgleich sie nicht verteidigt wurden. Dem gegenüber stellt Montarlot fest, daß der Kampf lange vor 11½ Uhr beendet war, daß nur höchstens ein Drittel der Stadt durch Feuer verheert war, daß Saint-Jean und Saint-Denis les Ponts niemals bombardiert worden sind, und daß niemand den Rückzug der Einwohner gedeckt hat. Im Gegenteil, die Bürger hatten mit ihren alten Kleidern

[1]) R. d. d. m., Bd. 92, S. 148. [2]) a. a. O. S. 107 ff. [3]) a. a. O. S. 187. [4]) a. a. O. S. 112 ff.

die Freischärler bedeckt und ihnen damit die Flucht erleichtert. Auch die Verluste hat B. v. Lipowsky falsch angegeben: nicht zweihundert, sondern 66 Schützen wurden getötet oder verwundet. Wir begegnen hier der Legendenbildung in ihren Anfängen, und der auch von anderen französischen Schriftstellern vielgepriesene Freischarenführer entpuppt sich als ein gewöhnlicher Prahlhans. Aehnlich verhält es sich nach unseren französischen Quellen mit den meisten der sonst noch gefeierten Freischaren. Selbst der patriotische Entz[1]) weiß aus den zahllosen Freischaren, die im Wasgengau hausten, nur die einzige Bretonische Legion zu nennen, die etwas geleistet habe.

Die französische Regierung erkannte zu spät den durch Zulassung von Freischaren begangenen Fehler; vergebens versuchte sie ihnen nachträglich den fehlenden Mut einzuflößen[2]) oder sie den regelmäßigen Heerkörpern einzuverleiben[3]). In Paris bemühte man sich, sie wenigstens bei beabsichtigten Operationen in das Kriegsgeschwader aufzunehmen, hemmte man ihre selbständigen Unternehmungen, oder, wenn man sie ihnen überließ, so geschah dies, ohne daß man allzuviel auf sie zählte. Im ganzen kam man auch in Frankreich zu dem Moltke'schen[4]) Ergebnis, daß das Freischarenwesen nur den Charakter des Krieges verschärfte und die Leiden des Landes steigerte. Nach Monod dürften heute in Frankreich alle ernsthaften Männer anerkennen, daß die von den Freischützen geleisteten „Dienste" mit den von ihnen verursachten Leiden nicht das Gleichgewicht halten können.

An der Berechtigung des Freischarenwesens hat man in Frankreich während des Feldzuges keinen Zweifel gehegt. Vielmehr wird es in der französischen Kriegslitteratur wohl zu hunderten Malen als natürliches Recht des Einzelnen hingestellt, daß jeder kräftige Mann in dem vom Feinde überzogenen Lande zur Flinte greife und, ohne die Befehle eines Generals oder Obersten zu erwarten, dem fremden Eindringling so viel Uebel wie möglich zufüge. Auch das deutsche Heer im Befreiungskriege sei teilweise aus Freischaren gebildet gewesen; Schill, Körner, Friesen seien von den Deutschen hoch gefeiert und bewundert worden. Aber für gewöhnlich wollte man aus dem Hinweis auf die Befreiungskriege nicht auch die Folgerung ziehen, daß der Eroberer das Recht besitze, Unterdrückungsmaßregeln gegen die zur Waffe greifenden Nichtsoldaten vorzunehmen. Vergessen waren die Worte Napoleons an den Prinzen Eugen vom 15. März 1813: „Bei der geringsten Insulte einer preußischen Stadt oder eines Dorfes lassen Sie sie in Brand stecken, und wäre es auch Berlin"[5]); und der vierzehn Tage darauf erfolgte Bericht desselben Prinzen (vom 28. März 1813), worin er nach Mitteilung des Erschießens einiger Hundert Bremenser schrieb: „Ew. Majestät werden ‚mit Vergnügen' sehen, daß man an einem Teil der Aufständischen ein gutes Beispiel gegeben hat." Nur vereinzelte Stimmen erkannten nachträglich die Berechtigung der deutschen Repressalien an. Sarcey[6]) entwickelt den Gedanken: „Ein Regiment ist in einem Dorfe einquartiert; man tötet ihm einige seiner Mannschaften, es steckt zur Strafe das Dorf in Brand. Das ist gewiß abscheulich, aber bis zu einem gewissen Punkte durch die Notwendigkeit zu entschuldigen, für die Sicherheit eines marschierenden Heeres zu sorgen"; und Monod[7]) sagt: „Die Preußen konnten den Freischaren den Charakter als Kriegführende nicht zuerkennen; ihre Sicherheit erforderte die entschlossenste Strenge gegen sie; sie waren im Rechte, sie zu erschießen, wie die Freischärler im Rechte, ihre Gefangenen niederzumachen. Aber die Milde der Kultur widersetzte sich der strengen Ausführung dieser furchtbaren Regel des Parteigängerkrieges. Die Freischaren machten oft Gefangene und wurden zu Gefangenen gemacht. Wenn sie offenen Angesichts und nicht aus dem Hinterhalt kämpften, wandten die Preußen die Strenge des Kriegsgesetzes gewöhnlich nicht gegen sie an." Der Graf von Hérisson[8]) erklärt — und dies sei auch die Meinung

[1]) Delenda Germania. Paris 1871. S. 143. [2]) Vgl. Gambettas Erlaß vom 4. November betreffend die Freischaren, bei Hirth, III., 3117. [3]) S. u. a. den Erlaß vom 8. November, bei Hirth, III., 3148. [4]) a. a. O., S. 69. [5]) Borchardt, S. 77. [6]) a. a. O., S. 267. [7]) a. a. O., S. 106 f. [8]) Journal d'un Officier d'ordonnance, bei de Belleval, S. 46.

aller Militärs, mit denen er im Verkehr gestanden —, wenn er General wäre und in Preußen eindränge, so würde er gerade so wie die Preußen handeln, und alle unregelmäßigen Mannschaften erschießen lassen, die ihm in die Hände fielen. Im allgemeinen wurden aber die Repressivmaßregeln des deutschen Heeres als unbarmherzig, grausam und unmenschlich dargestellt. So trug die der Wut und Rachsucht entstammte Bildung der Freischaren nur dazu bei, dem eigenen Lande Schaden zu stiften und den Ingrimm gegen den schon zuvor grenzenlos geschmähten Sieger noch mehr zu steigern. Die Klagen erhielten durch die rücksichtslose, aber notwendige Härte des einziehenden Heeres eine scheinbar berechtigte Grundlage. Man wollte aber nicht erkennen, daß man durch eigenes Machewerk erst diese Verschärfung des Krieges selbst herbeigeführt, selbst den Soldatenkrieg zu einem mörderischen und heimtückischen, grausamen Völkerkrieg umzuwandeln begonnen hatte.

Aus übertriebener Aengstlichkeit, aus Unwissenheit und Rachsucht ging auch die während des Feldzuges, je länger derselbe dauerte, um so mehr gesteigerte französische Spionensuche hervor. Dieselbe begann, noch ehe der erste Zusammenstoß der feindlichen Heere erfolgt war. So erzählte der Charivari schon am 30. Juli, im Scherze allerdings, aber nicht ohne aufregende Wirkung, von zwei französischen Soldaten, die durstend in Straßburg vor einem Wirtshaus standen, aber nicht eintreten konnten, da es mit ihrer Börse knapp bestellt war. Ein Bauer tritt hinzu, fragt sie nach der besten Bierwirtschaft, und nachdem sie ihm den trikoloren Storch empfohlen, fordert er sie auf, mit ihm zu kommen, damit sie selbst darunter leiden, falls sie ihm eine schlechte Quelle empfohlen haben. Er überwindet ihr Zögern, als er ihnen sagt, er würde sich glücklich schätzen, ein paar wackere Vaterlandsverteidiger bewirten zu können. Er stellt ihnen ein Maß nach dem anderen und kommt dann allmählich auf militärische Angelegenheiten zu sprechen, fragt nach dem Bestande der Jägerbataillone, nach Anführern, Bewaffnung, Mitrailleusen, nach der Angriffsweise der Turkos, und kommt schließlich auf die Bombarden zu reden. Für einen als Bauern verkleideten Spion sehr thöricht, zieht er dabei die Zeichnung einer Bombarde aus der Tasche und verrät sich so. Die beiden braven Soldaten fassen ihn und liefern ihn dem französischen Stabe aus.[1]) In vollem Ernste erzählte am 17. August ein de Forville: „Vor einigen Tagen hatte in Metz Marschall Bazaine seine Familie, von der einige Mitglieder im Heere dienen, bei Tisch vereinigt. Das Mahl wurde von einem Diener aufgetragen, der so gut aussah, daß die Marschallin, darüber erstaunt, nicht umhin konnte, nach Aufhebung der Tafel dieses ihr Staunen zum Ausdruck zu bringen. Der Marschall lachte erst über die Bemerkungen seiner Frau, aber da die Frauen immer noch geriebener sind, als der Geriebenste der Männer, bestand sie auf ihrer Ansicht, bis der Diener verhaftet wurde. Es war ein preußischer Offizier." [2]) Solche und ähnliche Geschichten regten natürlich die Menge auf. Aus zahlreichen Kriegsschilderungen ersieht man, daß zu Anfang des Feldzuges jeder, der nicht unbedingt an die erdichteten französischen Siege glaubte, nicht nur für einen schlechten Patrioten galt, sondern in Gefahr kam, als Spion gefaßt zu werden. Am. Achard[3]) hörte am 2. oder 3. August in Metz von einer falschen Siegesnachricht: Zwanzigtausend Tote, dreißigtausend Gefangene, hundert Geschütze dem Feinde abgenommen. Er wagte schüchtern einige Einwendungen in Bezug auf die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht. Sofort murrte man um ihn her und zeigte flüsternd mit dem Finger auf ihn. Ein Bahnpförtner fragt ihn nach seinen Papieren, mit finsterem Gesicht und zusammengezogenen Augenbrauen. „Ich zeigte meinen Freipaß." „Das beweist nichts; manche Leute unterschreiben alles, was ihnen unter die Finger kommt!" „Ich wurde aufgefordert, das Innere des Bahnhofes zu verlassen. Man hielt mich augenscheinlich für einen Spion!" Wie Achard erging es anderen. Als die erste Nachricht von erlittenen Niederlagen kam, entstand ein förmliches Spionenfieber in Paris und im ganzen Lande. Man fand in der preußischen

[1]) Leroy, L'espion, a. a. O. [2]) Hirth, I., 1186 f. [3]) Une nuit à Saint-Avold in l'Offrande Paris 1873, S. 55.

Spionage eine Erklärung für die erlittenen Mißerfolge. „Während der ersten Tage der Einschließung von Paris war die Jagd nach preußischen Spionen eine der ernstesten Beschäftigungen. Ein bis zwei Wochen lang waren durch diese zur völligen Narrheit ausgeartete Voreingenommenheit alle Köpfe buchstäblich verdreht. Man sah überall Spione." Ein Schriftsteller, der am beständigsten auf der Suche nach den Wandlungen des Pariser Geistes ist, um dieselben zu Zeitungsartikeln zu verwenden, Timothée Trimm, brachte niemand zum Lachen, als er in einem Artikel die öffentliche Besorgnis folgendermaßen zum packenden Ausdruck brachte:

„Man fürchtete ehemals in Venedig die Agenten des Rats der Zehn; man sah sie auf den Lagunen, oder auf Strickleitern, oder hinter den Gittern des Beichtstuhles. Dieser Rat der Zehn war eine Versammlung von Biedermännern im Vergleich zur Kriegspolizei der Preußen . . . Man sieht sie allenthalben, diese Spione, in allen Trachten. Gestern brachte man einen Kutscher und einen Kohlenhändler zur Haft. Kutscher und Kohlenhändler waren Spione; man erkannte den einen daran, daß er beim Fahren nach deutscher Weise die Zügel mit der Linken anfaßte; den anderen daran, daß er zu schwarze Hände hatte. An dem Maillot-Thore, zwei Schritt vom Wall, versammelt man sich um einen Verkäufer von Druckschriften. Er verkauft die Lebensbeschreibung des tapferen General Uhrich, des Kommandanten von Straßburg, und zwar für einen Sou. Kaufen Sie, meine Herren! Eine Frau giebt ihm ein Zehnfrankenstück; er greift in seine Westentasche, aus ihr kommen ein paar Napoleons zum Vorschein, die ihn verraten. Er war ein Spion . . . Heute morgen geht eine Frau am Industriepalast vorbei; anständig und geschmackvoll gekleidet, mit schwarzseidenem Gewande und einem Sammethut, das Gesicht von einem dichten Schleier verhüllt. Ein Neugieriger folgt ihr, bietet ihr seinen Arm an, bedrängt sie, als plötzlich ein unerwarteter Windstoß ihr Gesicht enthüllt und er auf dem Gesicht der Schönen die Spuren des Rasiermessers zu sehen glaubt . . . Es war ein Spion . . ."

Vierzehn Tage hindurch schwebte der Pariser Phantasie beständig dieses Gespenst der Spionage vor. Man verhaftete kreuz und quer die ehrenhaftesten Leute von der Welt, die sich mit großer Mühe der Wut der aufgeregten Menge entzogen. Man führte sie auf den nächstgelegenen Posten, wo sie sich zu erkennen gaben, und man sie mit Entschuldigungen entließ. So wurde unser Kollege Lomon, der das sanftmütigste Gesicht von der Welt hat, auf die Präfektur geschleppt. Sein wohlwollendes Aussehen hatte ihm diesen Streich gespielt. So viel Gutmütigkeit mußte verstellt sein, war verdächtig. Man versichert sogar, daß auch der General Trochu von übereifrigen Nationalgardisten verhaftet wurde und lachte sehr über die Verwechslung. Weh dem, der mit Elsässer Accent sprach! Ich habe einen Freund, ein Kind des patriotischen Elsaß, der sich dazu verurteilt hatte, nicht mehr ein Wort öffentlich zu sprechen. Er war zweimal das Opfer dieses unangenehmen Irrtums gewesen. Der Scherz hatte sich, wie es in Paris immer geschieht, der Sache bemächtigt. Spaßmacher schrieen „ein Preuße" und hielten sich die Seiten, wenn sie das bestürzte Gesicht des armen, am Kragen gefaßten Teufels sahen. Ein Schuldner, auf der Straße von einem unbequemen Schneider oder Schuster bedrängt, bezeichnete ihn mit lauter Stimme als Spion und entfloh, von ganzem Herzen lachend.

„Manchmal sah man abends sich langsam Gruppen bilden, die Nase in der Luft; aus der Gruppe wurde bald ein Auflauf. Was betrachtete man mit so viel Aufmerksamkeit? . . . Ein Licht, das in einem vierten Stockwerk leuchtet und von einem Zimmer ins andere ging. Ein Licht! Um zehn Uhr abends! Oben am Dache eines Hauses! Das mußten Signale sein. Halt! Da, seht ihr den grünen Lichtschein! Und die Deutungen gingen weiter. . . . Ich kenne den Hausmeister, seine Frau ist eine Preußin, sie verbirgt Spione, das ist gewiß . . . sie wollen Paris ausliefern. Die Nationalgarde kam an, eine Abteilung bemächtigte sich des zitternden Pförtners und stieg mit ihm in die Höhe. Dort fand man fast immer eine achtbare Familie, bei der treuen Lampe lesend oder nähend. Aber diese Lichtbewegungen, die von einem Fenster zum

anderen gingen? — Wir haben etwas im anderen Zimmer gesucht. — Und der grüne Lichtschein? — Unsere Tapete hat in der That eine grünliche Färbung. — Eines Tages oder besser eines Abends regte ein außergewöhnlicher Gegenstand, dessen Farbe aus dem Rot ins Blaue und Grüne überging, und den man beim Scheine eines Talglichts sich in beunruhigender Weise bewegen sah, ein ganzes Stadtviertel auf, das sich diese Erscheinung nicht deuten konnte und davon sprach, dieses Observatorium zu plündern und zu verbrennen. Man drang in die Wohnung ein, und hinter dem Fenster fand man auf seiner Stange einen ausgestopften Papagei, auf dem die Strahlen eines sich bewegenden Lichtes spiellen!“ [1])

Wie in der Hauptstadt, so in der Provinz. Montarlot schrieb in Châteaudun unterm 5. Oktober: „Die öffentliche Macht, unter dem Einfluß einer chronischen Hallucination, sieht überall preußische Spione: es war das der Traum des Tages. Wehe den gut aussehenden Fremden, die infolge der Unterbrechung der Eisenbahnen nicht Zeit gehabt hatten, den heimischen Herd aufzusuchen! Wehe den Beschäftigung suchenden Arbeitern, deren schlecht gedrehte Nase einem Freischärler mißfällt. Wehe vor allem den bärtigen Männern, die keine frische Wäsche anhaben und deren abgeschabter Anzug Lücken zeigt. All das wird angesprochen, verhaftet, gebunden, eingesteckt ohne Untersuchung. Eine unbedeutende Bemerkung, ein Stück Zeitung in der Tasche, einige Notizen in einem Taschenbuch, ein unsicherer Schritt, ein längeres Stehenbleiben auf dem Bürgersteig sind für eine Verhaftung genügende Unterlagen. Ich sah sogar die Hand an einen korsischen Rat legen, dem die Offiziere der Mobilgarde bittere Vorwürfe darüber machten, daß er ihnen einen an seine Frau geschriebenen Brief nicht zu lesen gab, dessen sehr vertrauliche Einzelheiten nicht bestimmt erschienen, einer wachhabenden Truppe mitgeteilt zu werden. Ich sah in einem Gasthause den Hauptmann einer benachbarten Nationalgarde gefangen halten, weil sein breitkrempiger Hut die Gendarmerie aufgeregt hätte. . . Heute erst vergnügte sich ein Freischarposten damit, einen durchaus unschädlichen Vagabunden zu mißhandeln und ihn bei den Haaren zu ziehen, unter dem Vorwande, man müsse sich überzeugen, ob er keine Perrücke trage. Auch die Nationalgardisten erregten sich mehr als recht ist. Einer von ihnen, mit dem Bauche eines Mandarinen, sprach gemütlich davon, man solle den Angeklagten auf der Stelle erschießen. Dieses kurze Verfahren nennt man Rechtspflege des Volkes . . . Zwei Stunden später fiel ein guter alter Dienstbote in die Klauen der Kriegsobrigkeit, dessen in Ordnung befindliche gestempelte, unterzeichnete und gegengezeichnete Papiere dem Argwohn des wildesten Inquisitors trotzten. Trotzdem wurde der Unglückliche eingekerkert und eines verdächtigen Benehmens beschuldigt. Ein andermal fiel der Gerichtspräsident der Spionensucht der Nationalgardisten zum Opfer. Klatschschwestern hatten ihn auf der Courtelainer Straße gesehen in dem Augenblicke, wo er ein Buch zumachte, sich zum Schutz gegen den Wind an einem halb entblätterten Weinstocke niederbückte, um eine Cigarette anzuzünden. Sofort wurde der Militärbehörde der Ortschaft Anzeige gemacht. Eine halbe Stunde später drangen vier Mann und ein Unteroffizier in den Park ein und nahmen die Verhaftung des verdächtigen Spaziergängers vor, dessen Spur sie gefolgt waren. Er giebt sich zu erkennen. Thut nichts, es ist ein Befehl vorhanden, und die Nationalgardisten zeigen ihn vor: ein regelrechter Verhaftungsauftrag gegen ein schwarzgekleidetes, mit grauem Filzhut bedecktes Individuum, das eine Brille trägt, ein Notizbuch unterm Arme hat und das die Felder durchstreift, um Bemerkungen einzutragen und Pläne zu zeichnen. Wenn es nicht auf dem Gemeindelande gefunden werden kann, so sollten sie sich rasch nach Douz wenden, dort das bezeichnete Signalement geben, kurz nichts vernachlässigen, um den gefährlichen Spion zu unterdrücken. Man errät, wie die Sache geendet hat.“ [2])

[1]) Sarcey, a. a. O. S. 92 ff. [2]) Vgl. auch Hirth, I., 993.

(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Buch.*)

Von

J. T.

Es ist eigentlich nicht in den Gewohnheiten der Kritik, die Aufmerksamkeit des Publikums auf Werke zu richten, deren Erscheinen schon um ein Vierteljahrhundert zurückliegt, die ihrer Zeit gelesen und kommentiert worden sind und sich jetzt kaum noch in einer Buchhandlung finden. —

Giebt so ein Werk nicht irgend ein Problem zu lösen, gehört es nicht zu den Schöpfungen eines anerkannten Meisters, so darf es keinen Anspruch darauf erheben, in unserer kurzlebigen, in litterarischer Hinsicht so undankbaren Zeit noch ans Licht gezogen zu werden. Es sind in den fünfundzwanzig Jahren, die seit seinem Erscheinen verflossen sind, so viel neue, fesselnde oder nicht fesselnde Sachen auf den Büchermarkt gebracht worden, daß manches Buch, bei dem unsere Eltern geweint haben, ein altes Buch geworden ist, fast so vergessen, als sei es noch auf Pergament gedruckt und in Schweinsleder gebunden gewesen.

Auf die Gefahr hin, recht altmodisch gescholten zu werden, wollen wir es dennoch wagen, unseren Lesern von so einem alten Buche zu reden, hat es uns doch unvergeßliche Stunden bereitet und für Tage unser ganzes Denken erfüllt. Wir unternehmen es auch noch aus einem anderen Grunde, nämlich um den Wünschen derer zu begegnen, die ihr Bedauern darüber aussprechen, daß in der modernen französischen Litteratur so wenig Sachen für die Lektüre in der deutschen Familie geeignet seien. Eine nur allzu begründete Klage! Die schöne Litteratur unserer Nachbarn bietet heute wenig Empfehlenswertes für den Geschmack deutscher Leser. Lebensauffassung, Tendenz und Romanfabel sind nur in den seltensten Fällen denen genehm, die, wie die Wertherſche Lotte in dem Buche, mit dem sie sich „Sonntags so in Eckchen zu setzen lieben", „die hübschen Leute suchen, denen man gern ähnlich sehen möchte".

Für alle die, welche die gelben Bände der Pariser Verleger mit Mißtrauen ansehen, sei darum hier an ein aus der Mode gegangenes Buch erinnert, das jene Bedingungen, wie sie die Wetzlarerin von vor hundert Jahren an eine nützliche Lektüre stellte, reichlich erfüllt.

Die „Erzählung einer Schwester" ist in Frankreich wohlbekannt, wenn auch zwar nur in den Kreisen, in welchen man den realistischen Schöpfungen unserer Zeit grundsätzlich keine Beachtung gewährt. Giebt es doch dort eine ganze Anzahl von Leuten,

*) Récit d'une soeur. Souvenirs de famille recueillis par Mme. Augustus Craven, née la Ferronnays. Paris, Librairie académique Didier & Comp., quai des Augustins 35. 1867.

die in litterarischer Beziehung an den Klassikern ihrer Sprache genug haben, deren Romankenntnis bei „Paul und Virginie" und einigen Uebersetzungen von Walter Scott stehen geblieben ist, und die von den wenigen in der Jugend gelesenen Büchern neuerer Schriftsteller, darunter der „Erzählung einer Schwester", die dankbarste Erinnerung bewahrt haben. Ein glücklicher Zustand von geistiger Genügsamkeit, der fast an das Bibelwort denken läßt, daß „selig ist, wer geistig arm ist".

Ob der Ruf dieses Buches bis Deutschland gedrungen ist, wissen wir nicht zu sagen. Vielleicht, doch dann ist es sicher nur um seiner ultramontanen Tendenz willen auf den Tischen eifriger Katholiken zu sehen gewesen. Denn die „Erzählung einer Schwester" ist hochkatholisch, eine Bekehrungsgeschichte füllt die Hälfte ihrer Seiten aus, klerikale Vorgänge der dreißiger Jahre beleben die Gemüter der Helden. Trotz alledem aber will es uns scheinen, als verdiente sie auch bei uns einen weiteren Leserkreis.

Es ist zwar nicht jedermanns Sache, über eine Tendenz hinwegzulesen, die Freude und den Jubel derer zu teilen, die über eine Seele mehr im Schoße der alleinseligmachenden Kirche frohlocken können. Wer unter unseren Lesern sich also zu streitbaren Geistes fühlt, wer nicht mit Ruhe fremde Auffassungen hören, nicht voll Interesse auf Vorgänge eingehen will, die von unserem protestantischen Gesichtspunkte weit abliegen, dem sei nicht zur Lektüre unseres Werkchens geraten. Er würde es voll Enttäuschung, ja Aerger zuschlagen.

Nur denen, die in der Freude an wahrer und ernster Empfindung über den Parteigeist hinwegdenken können, die den Blick in eine Welt versetzen wollen, in welcher die Begünstigtsten der Gesellschaft zu einer Höhe der Lebensauffassung gelangt sind, wie sie heutzutage nur die Wenigsten zu erreichen suchen — nur denen seien diese Zeilen bestimmt. Sie werden voll Erstaunen in der „Erzählung einer Schwester" die Verherrlichung einer Idee finden, wie sie sonst nur die christlichen Schriftsteller des Mittelalters zu behandeln pflegten. Und das aus der Feder eines Weltkindes im wahren Sinne des Wortes, dem es an Verständnis für die Freuden unseres Daseins durchaus nicht fehlt.

Madame Augustus Craven, geborene Laferronnays, die Tochter des bekannten Diplomaten und Ministers der Restauration, hat unter den zahlreichen Romanen und Biographien, die sie während einer langen litterarischen Laufbahn veröffentlichte, mit keinem ihrer Werke einen so ausschlagenden Erfolg errungen, als mit der in den sechziger Jahren erschienenen „Erzählung einer Schwester", die sie aus Briefen und Erinnerungsblättern der Ihrigen zusammengestellt hat. Wenige Menschen mögen aber auch wie die, deren Geschichte darin enthalten ist, ein gleiches Anrecht auf unser Mitgefühl und unsere Bewunderung verdienen.

Das Haupt dieser hochbegabten, vielgeprüften Familie, der Graf Pierre Louis Auguste de Laferronnays, war, um 1777 geboren, zur Zeit der Revolution mit seinen Eltern ausgewandert, hatte als Adjutant des Herzogs von Berry die Koalitionskriege mitgemacht, dann in schwedischen Diensten gegen die Dänen gefochten und war im Jahre 1812 von dem Grafen von Provence, dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII., mit einer Mission für den Kaiser Alexander von Rußland betraut worden. Er hatte sich im Jahre 1808 mit einer Tochter des Emigranten Grafen Montsereau vermählt, und dieser Ehe waren zehn Kinder entsprossen, von denen sieben noch am Leben zur Zeit, wo die Erzählerin ihre Berichte beginnt. Die Restauration der Bourbonen führte den Grafen Laferronnays nach Frankreich zurück, von wo er als Delegierter an den Fürstenkongressen teilnahm und darauf zum Botschafter in Petersburg ausersehen wurde. Im Jahre 1827 zum Pair von Frankreich ernannt, wurde ihm in dem liberalen Ministerium Martignac das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut. Seine liberalen Gesinnungen erweckten ihm zahlreiche Sympathien in der Deputiertenkammer, zogen ihm jedoch den Angriff der ultra-royalistischen Partei zu. Noch vor dem Sturz des genannten Ministeriums zwang ihn eine Erkrankung, sein Amt niederzulegen. Als dann

König Karl X. ihn im Anfang des Jahres 1830 zum Botschafter in Rom ernannte, als Nachfolger Chateaubriands, machte die Julirevolution seiner diplomatischen Carriere ein Ende.

So viel von der öffentlichen Laufbahn eines Mannes, den wir in der Folge in der Rolle des sorgenden Familienvaters im Kreise der Seinigen kennen lernen werden, als einen der seltenen Menschen, die, einmal ins Privatleben zurückgekehrt, die neuen Verhältnisse ohne Bitterkeit und Schärfe beurteilen und sich in das Ende ihrer ehrgeizigen Hoffnungen gelassen fügen.

Die „Erzählung einer Schwester" hebt gleichzeitig mit dem für den Vater so wichtigen Lebensabschnitte an.

Als nach den Julitagen 1830 der Graf Laferronnays Rom und die glänzende Existenz im Gesandtschaftshotel des Korso verließ, um sich in Neapel mit den Seinen niederzulassen, waren mit Ausnahme des ältesten, schon verheirateten Sohnes die sechs jüngeren Geschwister noch im Elternhause, davon zwei erwachsene Söhne und zwei erwachsene Töchter. Die stürmischen Vorgänge in Paris ließen auf ein zweites Exil der ehemaligen Emigranten schließen. Wir finden darum in den ersten Seiten der Erinnerungen die jugendliche Gesellschaft ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, sich wie ihre Eltern und Großeltern um 1790 mit allerlei nützlichen Talenten durchs Leben zu schlagen. Pauline, die älteste Tochter und Verfasserin des Buches, spricht von Kindererziehung, Eugenie, die zweite, denkt daran, sich mit Musikunterricht fortzuhelfen, und Albert und Hermann, die Brüder, geben an guten Vorsätzen den Schwestern nicht nach. Die Perspektive auf ein Leben voll Entbehrungen, wie sie es aus den Erzählungen der Mutter kennen, erfüllt die jungen Gemüter aber nicht mit Entmutigung, sondern scheint ihnen sogar einen heimlichen Reiz zu besitzen!

Von all diesen Plänen und Ahnungen soll sich aber nichts verwirklichen. Statt der geträumten Schwierigkeiten erwartet sie ein Leben in bewegter, heiterer Gesellschaft in dem paradiesischen Neapel, das um 1830 am Hofe des Königs Ferdinand II. das Rendezvous einer vornehmen internationalen Welt bildete. Bälle und Ausfahrten, Diners und Maskeraden wechseln mit Ausflügen in die entzückende Umgegend. Wir sehen die Erzählerin und ihre jüngere, ihr zärtlich zugethane Schwester Eugenie sich mit jugendlicher Harmlosigkeit den Zerstreuungen hingeben, im Garten der Villa Arton die Blumensträuße für den Abendputz winden und dabei in heiteren oder ernsten Gesprächen ihre Ideen und Lebensanschauungen austauschen.

So leicht sich die Schwestern in das rosige Exil finden, so ernst dringt auf den neunzehnjährigen Sohn Albert die Ueberzeugung ein, daß Scherz und Festlichkeiten kaum das wahre Feld für den Jüngling sind, der mit ernsten Zielen auf das Leben losgeht. Eine zarte Gesundheit, die eine stete Schonung erforderte, hatte Albert schon um die besten Jahre gebracht, in denen sonst der Grund für die Studien zu einem festen Beruf gelegt wird. Nur durch angestrengte Arbeit war das Verlorene eingeholt worden Jetzt bemächtigt sich seiner eine tiefe Melancholie bei der Aussicht, inmitten jener unausgesetzten Folge von weltlichen Vergnügungen, ohne Arbeit oder Kämpfe, zum vornehmen Müßiggänger herabzusinken.

Albert ist reichbegabt, sowohl von Geist wie Gemüt, und die Eltern beschließen, ihn durch eine längere Reise nach Florenz und Rom der zerstreuenden Existenz in Neapel zu entziehen.

Wenn es etwa wunder nehmen sollte, daß eine Reise ohne bestimmte Zwecke oder Ziele als Mittel gewählt werden konnte, um einen jungen Mann mit dem Ernst des Lebens bekannt zu machen, der bedenke, daß wir das Jahr 1831 schreiben, daß wir es hier mit den Kindern der Emigrantengeneration zu thun haben, bei deren Erziehung man noch recht summarisch zu verfahren pflegte. Der Träger eines alten Namens bedurfte noch vor sechzig Jahren in Frankreich keiner allzu tiefgehenden Kenntnisse, um das Baccalaureatsexamen bestehen und nach einer oberflächlichen Prüfung auf dem Gebiete

der Jurisprudenz als Sekretär einer Gesandtschaft attachiert zu werden, oder den Sitz in der Pairskammer einzunehmen. In seinen, leider unvollendet gebliebenen Jugenderinnerungen entrollt uns der Graf Haussonville ein scherzhaftes Bild der feierlichen Ceremonie, die ihm die diplomatische Laufbahn erschlossen. Da konnte die Uebersetzung der Georgica des Virgil mit den Versen des Abbé Delille dem Schüler als Kenntnis der lateinischen Sprache angerechnet werden, da konnte in der Chemie als genügendes Wissen gelten, wenn der Examinand den Schwefel als einfachen Körper zu qualifizieren wußte, stammte auch diese Weisheit nicht aus der Chemiestunde und war sie nur eine Reminiscenz an die Hausapotheke der Großmutter „douairière".

Daß trotz dieses leichten Ballastes an positiven Kenntnissen die Menschen von damals an Geist der heutigen Generation nicht nachstanden, ist nur allzu bekannt. Unter den tausend Beweisen dafür, daß etwas weniger Ueberbürdung des Gedächtnisses und etwas mehr Zeit für die Ausbildung von Herz und Phantasie auf die Entwicklung nicht ungünstig wirken, mögen auch Albert Laferronnays Briefe dienen. Das Experiment der Eltern ist also von den allerbesten Folgen begleitet und muß darum seiner Zeit einen erprobten Wert gehabt haben.

In Florenz begegnet Albert dem Grafen Montalembert und legt den Grund zu einer Freundschaft fürs Leben. In Rom findet er diejenige, die die Heldin der Erzählung einer Schwester werden soll, nämlich Alexandrine Alopäus.

Ehe wir nun auf die Geschichte von Albert und Alexandrine eingehen, müssen wir einen Blick auf die französischen Verhältnisse der dreißiger Jahre werfen. Nur indem wir uns Rechenschaft davon ablegen, welche geistigen Strömungen damals die öffentliche Meinung dort beherrschten, können wir verstehen, wie in den Briefen unserer Helden die religiösen Ideen fast ausschließlich vorherrschen, wie ohne den Schatten einer Affektation der Kampf für die Kirche und die Glaubensgüter einen so breiten Platz in dem Denken und Fühlen der vornehmen Jugend einnehmen konnte. Mit der französischen Revolution hatte jener leidenschaftliche Sturm der Unabhängigkeit, von den Philosophen und Freidenkern angefacht, die Irreligiosität auf ihren Gipfel getrieben. Und doch war diese nur eine willkürliche Lossagung der neuen Ideen gewesen, willkürlich, weil im Grunde die religiösen Doktrinen des Katholizismus nicht mit den socialen Mißbräuchen der Zeit identisch waren. Aber, wie die Sache der Religion eng mit der der Geistlichkeit, und diese wiederum mit der des Adels verschmolzen war, so mußte die Kirche unter den Schlägen fallen, die in Wirklichkeit zuerst nur der allgemeinen Verfassung der französischen Gesellschaft gegolten hatten. Die traditionelle Disziplin der Kirche, ihre auf eine unbestreitbare Autorität gegründete Macht, die Vermischung der Interessen der Geistlichkeit mit denen der Feudalität und der Monarchie waren ebenso viele Bande, die den Katholizismus an die Vergangenheit knüpften. Die Vergangenheit sollte ausgetilgt werden, die Kirche mußte ihr Schicksal teilen.

Wie das abgöttische Vertrauen in die Vernunft und die Verherrlichung der Menschlichkeit von den Thatsachen traurig widerlegt wurden, ist aller Welt bekannt. — Man hatte unbewußt für die Religion gearbeitet, indem man ihr das Bürgerrecht genommen. Einmal auf dem praktischen Höhepunkt des Atheismus angelangt, war es natürlich, daß die Gegenbewegung um so lebhafter und leidenschaftlicher angebohrt wurde. Schon unter Napoleon fing man an, auf die religiöse Wiederbelebung hinzuarbeiten, wenn auch nur aus rein praktischen und staatlichen Gründen. Mit dem Wiedereinzug der Bourbonen in Frankreich, mit der Rückkehr jener Vertreter des „ancien régime" war der Triumph der Kirche und der klerikalen Partei gesichert. Und dieser Triumph war ein so vollkommener, das Uebergewicht der Kirche in allen Fragen der Politik ein so ausschlaggebender, ihre bevorzugte Stellung bei Hof und Regierung so unleugbar, daß die fünfzehn Jahre der Restauration in den Annalen derselben als die glücklichste, fruchtbarste Zeit in diesem Jahrhundert gepriesen werden. Die Litteratur nimmt mit Joseph de

Maistre, Bonald, Chateaubriand das Panier des Christentums auf -- das Kreuz und die bourbonischen Lilien sind die Symbole der herrschenden Partei.

Aber von der feierlichen Krönung zu Reims ist es nur ein Schritt zu den Barrikaden von 1830, zu der Plünderung und Zerstörung des erzbischöflichen Palastes in Paris. So stark der Druck der Priesterherrschaft, ebenso stark der gegen sie gärende Unwille, ebenso heftig und siegreich der Kampf gegen die Anmaßung der Kirche. Mit einem Schlage ist durch den Sturz der Könige „von Gottes Gnaden" auch *ihre* politische Situation eine andere geworden. Die noch eben das Scepter geführt haben, müssen die Rolle der Besiegten übernehmen. Das Heil, ja die Existenzfrage der Kirche scheint davon abzuhängen, ob eine Verschmelzung der neuen liberalen Ideen und Forderungen mit den alten Formen des Katholizismus zu ermöglichen ist.

Dieser Wunsch, dieselben aus dem allgemeinen Umsturz zu ziehen und sicher zu stellen, war es, der in den Tagen der Ungewißheit des kommenden Regiments eine ganze Reihe der Kirche eifrig ergebener, liberal angehauchter junger Köpfe dazu bewog, eine Bewegung anzustreben, welche für kommende Zeiten dieselbe von der Solidarität mit weltlichen Regierungen befreien sollte. — „Trennung von Kirche und Staat" war die Losung der von Montalembert und Lamennais redigierten Zeitung „l'Avenir", die in ihr dargelegten Ideen und Theorien das glühende Tagesinteresse der kirchlich gesinnten, vornehmen Gesellschaft.

Ohne zu bedenken, welchen schädigenden Einfluß die Verbreitung solcher Prinzipien für die weltliche Macht des Papstes in Italien hätte zur Folge haben können, gingen die jugendlichen Redakteure des „Avenir" so weit, nicht allein die Abschaffung des Kultusetats zu predigen, die Ernennung der Bischöfe durch die weltliche Regierung zu bekämpfen, nein, sogar alle politischen Freiheiten des Kultus, des Unterrichts, der Presse als unanfechtbare Menschenrechte zu fordern. Es konnte nicht fehlen, daß dies kühne Unternehmen von weltlicher wie klerikaler Seite einen wahren Sturm hervorrief, so heftig, daß ihm gegenüber die Publikation des „Avenir" suspendiert werden mußte. Montalembert und Lamennais, das vorsichtige Schweigen des Kirchenoberhauptes als Sanktion ihrer Ideen deutend, und weit entfernt, dieselben aufzugeben, entschlossen sich, dem Papste selbst dieselben vorzulegen und eine offene Ermutigung derselben zu erwirken.

Diese Reise nach Rom ist es, die um 1832 die beiden bekannten Publizisten, von denen Montalembert Albert de Laserronnays nur um zwei Jahre im Alter voraus war, mit unserm jungen Helden zusammenführt.

Daß ein Zusammensein mit von so großen Ideen bewegten Gemütern seine Früchte tragen mußte, liegt auf der Hand. Die bedeutenden Probleme und die enthusiastische Hingabe an dieselben, die den zweiundzwanzigjährigen Montalembert erfüllen, finden in Albert einen starken Nachhall. Fortan folgt er mit leidenschaftlichem Interesse allen Phasen der Entwicklung jener Fragen. Seine unwandelbare, innige Freundschaft zu Montalembert wird in Florenz geschlossen und zusammen geht es nach Rom. Während hier das Unternehmen der beiden Journalisten ein kritisches Ende nimmt, das Lamennais aus dem Vorkämpfer zu dem erbitterten Feind der Kirche machen, Montalembert für einige Zeit entmutigt zur Aufgabe des Kampfes bewegen sollte, findet Albert de Laserronnays dort in der Liebe zu einer jungen Russin das Gefühl, das fortan sein Leben ausfüllt.

Unter den Personen der vornehmen Welt, die den Winter 1832 in Rom verbrachten, war die Gräfin Alopäus, geborene von Wenckstern, Witwe des einstigen russischen Gesandten in Berlin, wegen ihrer Liebenswürdigkeit und glänzenden Schönheit bekannt. Ihre einzige, gleich der Mutter an Anmut und Geist ausgezeichnete Tochter Alexandrine macht bei der ersten Begegnung auf Albert einen tiefen und bleibenden Eindruck. Der Geschichte dieser beiden jungen Herzen ist der erste Band der Erinnerungen gewidmet, aus Briefen und Tagebüchern hat sie Alexandrine selbst zusammengestellt, zu einer Zeit, als die vier Jahre, die sie umfaßt, für sie den Inbegriff alles irdischen Glücks und Leids bedeuteten. Es sind Seiten voll Leidenschaft, Tiefe, Schwärmerei, in

denen das religiöse Element stark mitspielt. Alexandrine ist protestantisch, von einem starken, gläubigen Gefühl bewegt, und von dem mystischen Zauber des katholischen Roms lebhaft beeindruckt. Sie begegnet Albert, dessen Schwestern ihr schon bekannt sind, zum erstenmale auf den Stufen der Kirche St. Trinità del Monte. Von einem plötzlichen Vertrauen zu dem jungen Manne erfaßt, sagt sie ihm, wie gerne sie gleich ihm dem Gottesdienst knieend beigewohnt hätte. Alberts Antwort an die ihm beinahe ganz Fremde: „Und warum nicht? Weshalb diese Menschenfurcht?“ bleiben ihr unvergeßlich.

In Rom wie in Neapel lebt die aristokratische Gesellschaft in einem steten Wechsel von Vergnügungen. Alexandrine mitten darin, gefeiert und gesucht. Ihre deutsche Erziehung (die Gräfin Alopäus ist Deutsche von Geburt) mit den mancherlei Freiheiten giebt ihr Gelegenheit, Albert oft zu sehen, mit ihm zu musizieren, ihre Gedanken auszutauschen und sich immer mehr dem Gefühl für ihn hinzugeben.

An einem heiteren Abend schreibt Albert ihr in ein Album die seltsam tiefen Worte: „Welch süße Unsterblichkeit, die hier auf Erden beginnt in den Herzen derer, die uns vermissen“, Worte, die wie die Ahnung eines frühen Todes klingen.

Hier in Rom, an einem kalten Märzmorgen, unternimmt Albert, barfuß im Mönchskleid, die Pilgerfahrt der sieben Basiliken, um Gott für Alexandrinen sein Lebensglück zu opfern, alles, „selbst den Enthusiasmus“, der für den jungen Weltmann von damals den kostbarsten Besitz bedeutete!

Auf die schönen Tage in Rom folgen schönere. Der Sommer 1832 führt Alexandrine mit ihrer Mutter nach Neapel, wo sie in einer Villa als Nachbarin der Familie Laferronnays inmitten einer paradiesischen Natur alles genießt, was Jugend, Glück und Heiterkeit dem Menschen bieten können. Aber die Leidenschaft Alberts für das schöne Mädchen kann den Seinen nicht unentdeckt bleiben. Während die Schwestern, Pauline und Eugenie, von einer Verbindung des geliebten Bruders mit der Freundin träumen und die Neigung der beiden durch allerlei unschuldige Indiskretionen erhöhen, sehen die Eltern mit Besorgnis auf ein Gefühl, dem alle weltlichen Interessen zuwider sind. Alberts Jugend, seine zarte Gesundheit, die Abwesenheit eines festen Berufs bei relativer Vermögenslosigkeit sind ebenso viel Gründe, um eine Verbindung mit der in allem Luxus der vornehmen Welt aufgewachsenen Alexandrine zu bekämpfen.

Ein Exil des jungen Liebenden in Rom, seine schwere, lebensgefährliche Erkrankung, die Rückkehr der Familie Laferronnays nach Frankreich, die der Gräfin Alopäus nach Deutschland scheinen alle Hoffnungen desselben zu vernichten. Der eifrige Briefwechsel, der sich nun zwischen Pauline, Eugenie und Alexandrine entspinnt, legt ein Zeugnis von den Prüfungen ab, welche letztere zu bestehen hat. Schließlich soll aber doch die Tiefe des Gefühls über alle Schwierigkeiten siegen. Von beiden Seiten denken die Eltern daran, den Wunsch der Kinder zu verwirklichen. Alberts Gesundheit kräftigt sich, und wie der Winter 1834 die Freunde wiederum in Neapel vereinigt, wird Alberts und Alexandrinens Ehe beschlossen.

Manchen der Leser, die das Tagebuch Alberts, seine Briefe an Montalembert durchblättern, mag es befremdlich erscheinen, daß so viel Leidenschaft und Exaltation, solche eines Werthers würdige Ergüsse wirklich in gutem Glauben ohne die Ahnung einer Absichtlichkeit von einem jungen Manne der leichtlebigsten Gesellschaft der Welt sollten zu Papier gebracht worden sein. Aber er bedenke, wir sind um 1834, um eine Zeit, in der es noch gang und gäbe war, seine Gefühle einem getreuen Tagebuche anzuvertrauen, um 1834, wo man noch mit dem Bleistift in der Hand der Lektüre oblag und manche Stelle, die dem Geschmack besonders zusagte, in ein Auszugsheft kopierte, wo man zur gewissenhaften Selbstprüfung eines dritten, verschlossen gehaltenen Buches bedurfte, eines stummen Beichtvaters seiner Seelenstimmungen.

Arme, romantiſche Zeit! Deine Gewohnheiten, deine Gefühle, deine Schwärmereien, deine Beſtrebungen ſind mit deinen Liedern, deinen Moden und deinen Idealen längſt zu Grabe gegangen! Wir, die jetzt das „Recht des Lebens“ genießen, wollen eilends die Tage ausnutzen, immer Neues ſehen, Neues umfaſſen, Neues entdecken. Wenn wir an uns die Maxime des heiligen Auguſtin erprobt haben werden, wonach „alles Endliche ſo kurz iſt“ — wer wird dann davon Zeugnis ablegen, daß wir nicht nur in die Weite gingen, nein, auch in die Tiefe ſtiegen? Proben, daß es bei uns an innerer Arbeit nicht gefehlt hat, werden wir einmal herzlich wenige hinterlaſſen.

Und die Briefe und Tagebuchblätter unſerer Freunde bieten uns nicht allein Selbſtprüfungen oder philoſophierende Betrachtungen. Sie führen uns auch in eine ganze, zum Teil aus der Mode gekommene Litteratur ein, die die Herzen ihrer Zeit begeiſterte. Neben Bulwer, Byron, Moore begegnen wir den Namen Silvio Pellico, Nodier, Lamennais, Heinrich Heine; den Koran finden wir neben den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtin, der Nachfolge Chriſti und den Schriften der Kirchenväter. Alle Stunden, die die geſellſchaftlichen Pflichten freilaſſen, ſind der Lektüre gewidmet. Da kann noch ein Buch das ganze Denken und Sinnen für Tage erfüllen, da teilt man brieflich und mündlich den Naheſtehenden ſeine Empfindungen und Urteile über das Geleſene mit, da weiß ein jeder nach eigener Ueberzeugung die Dinge abzuſchätzen, ein Amt, das wir oft nur zu gern dem Zeitungskritiker überlaſſen.

Dies „ernſt nehmen“ des Lebens iſt vielleicht kein Verdienſt, vielleicht ebenfalls nur eine Mode der Zeit, „un genre“, wie der Franzoſe es nennt, ſo gut wie der Kleiderſchnitt, die Lockenfriſur und die Muſik Bellinis. Erſt die Nachwelt wird entſcheiden, welches „genre“, ob jenes, oder das unſere das fruchtbringendere geweſen iſt. Nach unſerer Art von heutzutage ſollte man zwar kaum glauben, daß uns nur ſechzig Jahre von damals trennen, daß unſere Großeltern noch Thränen vergießen konnten, wo es heute mit einem Lächeln abgethan iſt. Der Lauf der Welt iſt von ſonderbaren Erſcheinungen begleitet Die Gefühle und Leidenſchaften, die eine Epoche bewegen, hören auf, in zwei oder drei Generationen verſtanden zu werden. Gäbe es nicht die mündliche Tradition der Erziehung, das geſchriebene Wort könnte uns kaum das Verſtändnis einer Zeit erſchließen, ihrer Größe, ihrer Irrtümer, ihrer Schwächen. Wo aber dieſe mündliche Tradition aufgehört hat, iſt wie ein Abgrund zwiſchen den Epochen gegraben. Nur die kleinen, allgemein menſchlichen Erlebniſſe, die ewig dieſelben bleiben, helfen uns, in den uns faſt fremd ſcheinenden Geſtalten von früher unſere eigenen Erfahrungen und Erlebniſſe wiederzufinden. Die getrockneten Blumen, die Vorahnungen, die Begegnungen, ſtillen Wünſche und Hoffnungen des Mädchenherzens von 1830 gleichen ſo auf ein Haar den Jugendträumen von 1890, daß wir über dem Verſtändlichen das zuerſt Fremdartige mit in den Kauf nehmen und ſchließlich gelten laſſen.

Im April 1834 findet in Neapel die Trauung Alberts und Alexandrinens ſtatt. Doch wie kurz und ſchmerzlich geſtaltet ſich dieſe Ehe, die ſo viel Glück zu verſprechen ſchien. Zehn ſelige Tage in einem Landhauſe in Caſtellamare ſind dem jungen Paare zugezählt, da zeigen ſich die erſten Vorboten des unerbittlichen Uebels, das Alberts Leben bedroht. „Zehn Tage ohne Sorgen, ohne Unruhe, ohne Wolke! Zehn Tage im vollen Beſitz alles auf Erden erträumten Glücks, das war, was einem trotz alledem glücklichen, privilegierten Daſein bewilligt ſein ſollte. Denn ſind ihrer viele auf Erden, die auch nur für einen einzigen Augenblick die vollkommene Verwirklichung aller ihrer Hoffnungen, die Befriedigung aller ihrer Wünſche erlangen?“

Wir übergehen die Schilderung dieſer bald heiteren, bald trüben Tage, die für Alexandrine die Vorbereitung zu dem letzten vernichtenden Schlage ſind, jener Tage, an denen noch meiſt die jugendliche Zuverſicht über die Schatten der Gegenwart Herr wird. Da Alberts Geſundheit Befürchtungen einflößt, raten die Aerzte zu einem

Winteraufenthalt in Pisa. Der frohe Familienkreis löst sich auf. Während Pauline, Madame Craven, dem Gatten nach England folgt, kehrt die Familie Laferronnays nach Frankreich zurück, um sich in der Normandie auf dem Lande niederzulassen. Der Faden der Erzählung ist wieder durch die Briefe der so weit getrennten und innerlich so eng verbundenen Freunde fortgesponnen.

Der Winter 1835, den Albert und Alexandrine in Pisa verbringen, führt auch Montalembert nach Italien, und es fehlt nicht an heiteren Schilderungen der zusammen verlebten Stunden. Montalembert kommt aus Deutschland, wo er die Studien zu seinem „Leben der heiligen Elisabeth" vorbereitet hat. Seine innige Freundschaft für Albert überträgt er auch auf dessen junge Frau. Kann es uns wunder nehmen, daß Alexandrine zwischen zwei so heiß ihrer Glaubenssache ergebenen Gemütern zum erstenmale in ihrer inneren Ueberzeugung wankend wird, daß es ihr vorkommen kann, als stehe zwischen der vollkommenen inneren Einheit mit ihrem Mann ihre Glaubensverschiedenheit wie ein unüberwindliches Hindernis? Aber noch hält sie der Gedanke an den Schmerz, den ihr Uebertritt zur katholischen Kirche ihrer Mutter bereiten würde, von dem entscheidenden Schritte zurück.

Das schlaffe Klima von Pisa hat keine günstigen Folgen für Albert gehabt, eine längere Seereise wird geplant, die über Kleinasien und Konstantinopel bis Odessa gehen soll, von wo aus ein Besuch bei Alexandrinens Mutter nach dem Lande in der Nähe von Kiew leicht ausführbar ist. Als Begleiter bietet sich ein alter Hausfreund der Gräfin Alopäus an, einer jener treuen Stammbesucher ihres Salons, der Alexandrine schon als Kind gekannt hat und ihr eine hingebende Freundschaft bewahrt. Die Reise wird unter heiteren Auspizien angetreten. Aber kaum in Rußland angelangt, wird Albert schwer krank, der Sommer vergeht in einer aufreibenden Folge von Tagen der Angst und Sorge, und als endlich im Herbst die Zeit des Abschieds gekommen ist, zeigt es sich, daß Alberts Gesundheit so schwer erschüttert ist, daß die Aerzte einen zweiten Winter in Italien für notwendig halten und von einer Rückkehr nach Frankreich entschieden abraten. So soll der heiße Wunsch der beiden, mit den Ihrigen vereint zu werden, nicht in Erfüllung gehen. Im Reisewagen unternehmen sie die lange, beschwerliche Fahrt von Kiew nach Venedig.

Was nun folgt, ist das schmerzlichste, ergreifendste, was eine Feder geschrieben, um so ergreifender, weil jede Zeile das Gepräge des wirklich Erlebten an sich trägt, weil alle Seelenqualen, die ein Menschenherz durchmachen kann, uns aus dem Brief Alexandrinens an die Fernen entgegentreten. Die Worte „Ich habe Durst nach Ruhe, wenn das Alter oder der Tod sie mir geben werden, will ich sie segnen" legen Zeugnis von der Stimmung ab, die Alexandrinen bewegt.

Der 17. Januar 1836, ein klarer Wintertag, an dem das unvergleichliche Venedig in der schönsten Beleuchtung strahlt, wird für Albert und Alexandrine ein trauriger Gedenktag. „Sie unternahmen eine Fahrt nach dem Lido und zum letztenmale in dieser Welt genossen sie zusammen einen jener freudigen Augenblicke, die sie nicht mehr kennen sollten, die bisher wie Lichtblicke aus einer besseren Welt in ihr kurzes, aber so oft getrübtes Glück gefallen waren. Albert schien wohler als zuvor."

„Am Lido angekommen", schreibt Alexandrine, „kam mir mein armer Albert vor wie ein Vogel, der seinem Käfig entschlüpft ist, und ich selbst fand es so schön, mit ihm in freier Luft zu sein. Es war ein herrliches Wetter und die Insel so lachend. Ach, es war mein letzter goldiger Spaziergang auf Erden! Seitdem bin ich andere Wege gegangen, auf denen ich dieselbe „goldige, rosige" Empfindung wiedergefunden habe, aber sie waren für eine andere Welt!

Ich bin allein mit Albert in der Gondel zurückgekehrt. Die Stunde war köstlich, allein auf diesem entzückenden Meere, mit meinem Buche in der Hand, aus dem wir

allerlei Stellen auf unsere Liebe anwandten. Eine unter anderen fiel uns auf: Heißt es nicht leiden, daß man für ein Leben allein lieben soll? Hast du nicht ewige Liebe gefühlt?

Einer von uns sollte bald diese ewige Liebe kennen lernen." — —

Albert wird todkrank. In ihrer Herzensangst, allein bei dem Kranken, an der Hoffnung verzweifelnd, faßt Alexandrine den Entschluß, seine letzten Lebensstunden durch das freudige Gefühl zu erleichtern, daß sie mit ihm im Glauben eins ist. „Ich bin katholisch", das sind ihre Worte, als sie von dem Arzt erfährt, daß Alberts Tage gezählt sind.

Sie schreibt an ihre Mutter, an Montalembert, und es scheint ihr, als habe sie Ruhe gefunden. Unterdes ist die Nachricht bei den Eltern in Frankreich angelangt, sie eilen nach Venedig, wo sie Albert zwar noch lebend finden, doch nur von dem Gedanken aufrecht erhalten, auf heimatlichem Boden zu sterben. Dieser Wunsch geht in Erfüllung. Albert wird nach Paris gebracht, und während er hier dem Tode entgegengeht, findet Alexandrine in dem neuen Glauben die Tröstungen für einen Schmerz, den sie nicht zu überleben glaubte. Die letzten Stunden Albert de Laferonnays sind nicht allein für die Seinigen, sondern auch für einen der berühmtesten französischen Kanzelredner, den damaligen Abbé Dupanloup, späteren Bischof von Orleans, ein unvergeßlicher Eindruck fürs Leben geblieben. Die Abendmahlsfeier am Bett des Sterbenden, bei welcher der Priester die Hostie zwischen ihm und Alexandrinen teilt, die Trauer aller der anwesenden Freunde, die letzten Worte des alten Grafen an den Sohn gehören zu den Schilderungen, die als zu herzzerreißend dem Leser hätten erspart bleiben können.

Solche Vorgänge erwecken, zumal in jugendlichen Herzen, eine zu schön gefärbte Vorstellung von dem erhebenden Element, das in einem großen Verluste und Opfer liegen mag. Das Leben, das nur die wenigsten mit einer Glaubensenergie ausstattet, welche der unserer Helden gleichkommt, möchte ihnen zu große Enttäuschungen bringen.

* * *

Und der zweite Band? wird der Leser fragen. Was kann die Verfasserin noch hinzufügen, nachdem die Geschichte von Albert und Alexandrine ein so rasches und tragisches Ende genommen hat.

Wenn wir in dem ersten Teil der Erinnerungen der Geschichte einer leidenschaftlichen, romantischen Jugendliebe, den Erlebnissen einer zahlreichen Gesellschaft lebhafter und bedeutender Menschen mit Spannung gefolgt sind, so finden wir nun in den Briefen und Tagebuchblättern der Fortsetzung die Ausführung und Entwicklung eines Gedankens, den die Herausgeberin in der Einleitung des ersten Bandes ausgesprochen hatte.

„Alexandrinens Leben", schreibt sie, „zerfällt in zwei Teile, der eine, erfüllt von den verschiedensten Begebenheiten und von mannigfachen Folgerungen, — der andere, erfüllt von Gott allein, den sie in der vollkommenen Annahme ihres Opfers gefunden hatte, in einer Annahme, die so ruhig, so ergeben war, daß man auf diesen zweiten Teil eines kurzen, ausgefüllten Lebens mit Recht das Wort „Glück" anwenden kann."

Der Bestätigung dieses gewagt erscheinenden Ausspruchs sind die folgenden Seiten gewidmet und wer der in ihnen dargelegten, tiefernsten Lebensauffassung ein Interesse abgewinnen kann, der wird diesen zweiten Band als den bei weitem bedeutenderen und ergreifenderen von beiden ansehen.

Wir lassen wiederum alles beiseite, was auf Alexandrinens Stellung zu dem katholischen Glauben, zur Geistlichkeit, zum Dogma Bezug hat. In dieser Hinsicht genügt es, zu bedenken, in welcher Mitte Alexandrine lebt, welches die Gedanken und Wünsche sind, die die Ihrigen beleben und welchen Einflüssen sie ausgesetzt ist. Steht doch ihre Bekehrung nicht als ein vereinzelter Fall in der Gesellschaft da, welcher sie angehört, war doch in den dreißiger Jahren gerade in der russischen Aristokratie der Uebertritt zur katholischen Kirche ein überaus oft gesuchter Weg des Heils. Zwar waren es hier nicht die de Maistreschen Schriften und die jesuitische Propaganda, wie sie um einiges früher die griechisch getaufte Madame Swetchine in den Schoß der römischen Kirche geführt hatten. Hier haben wir es mit einer im reinsten, innigsten Protestantismus erzogenen Seele zu thun, deren Ueberzeugung jedoch nicht stark und unanfechtbar genug ist, um einer so leidenschaftlich verfochtenen Glaubenssache wie derjenigen der Familie Laserronnays gegenüber Stich zu halten. Ohne Betrachtungen darüber anzustellen, ob Alexandrine damit das rechte Teil erwählt hat, mag es uns genügen, daß sie in den Zeiten der schwersten Trauer an den Ihrigen, an den Geistlichen, die ihr zur Seite stehen, einen mächtigen Trost gefunden; daß sie aus all den Prüfungen als ein ruhiger, abgeklärter Mensch hervorgehen konnte, der den Wert irdischer Seligkeiten auf das richtige Maß zu schätzen wußte.

Aber noch sind wir nicht bei dieser Epoche angelangt. Noch sehen wir sie in den allerschwersten Stunden das Verlorene betrauern. Und jetzt tritt ein anderes Glied der Familie in den Vordergrund des Interesses, Eugenie, die zweite Schwester Alberts, die auf die selbstloseste, hingebendste Weise Alexandrinens Schmerz zu teilen versteht. Eugenie, deren die Verfasserin schon im ersten Bande mit so viel Liebe gedenkt, ist eigentlich die bedeutendste und eigentümlichste Erscheinung des Buches. Jung, schön, vornehm, talentvoll, von den Ihrigen verwöhnt und geliebt, heiter mit den Heiteren, thätig und umsichtig in der Arbeit für andere, hat sie in ihrem Innern von Jugend auf nur den einen Wunsch und Gedanken, nämlich zu einer so vollkommenen Glaubensgröße zu gelangen, daß ihr der Tod als das größte Glück der Welt erscheinen kann. Und wenige werden diese Natur verstehen, manche über ihre Bekenntnisse den Kopf schütteln und von krankhafter Schwärmerei sprechen. Wer aber dann ihre fröhlichen, harmlosen Briefe an die Schwestern gelesen, wer sie in dem einsamen Schlosse Bourg bei den Eltern in der Arbeit für die Kinder und Armen des Dorfes kennen gelernt hat, der wird Eugenies Geschichte nicht um ein paar exaltierter Seiten willen zuschlagen. Was ist denn Exaltation? Wodurch verletzt sie? — Ist es nicht einzig und allein da, wo wir sie als etwas Falsches, Unnatürliches, Entlehntes betrachten müssen, als eine Maskerade der Seele, welcher das Innere dessen, der sie zur Schau trägt, nicht entspricht. Hier begegnen sich Schwärmerei und Wahrheit der Empfindung in dem Maße, daß wir sie annehmen und bewundern können, auch wenn uns ähnliche Erscheinungen eigentlich unverständlich sind. Und bei dem unendlich traurigen Ende der Erzählung angelangt, wird uns die Wahrhaftigkeit von Eugenies Natur vollkommen klar, — in dem Augenblicke, wo sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Leben großes und reines Glück bieten kann, wo sie alles gegeben hätte, um nur wenige Jahre noch dem Mann und den geliebten Kindern erhalten zu bleiben, gerade in dem Augenblicke muß sie allem entsagen.

Eugenie heiratete im Jahre 1838 einen Grafen Mun, ihr jüngster Sohn, der die Mutter nicht gekannt hat, ist der noch lebende, bekannte und von allen Parteien hochgeachtete Graf Albert de Mun, der Vertreter der christlich-socialen Politik und der Interessen des Arbeiterstandes in Frankreich.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, Seite um Seite den Erlebnissen der Familie Laserronnays zu folgen, wie sie uns Madame Craven in ihrer Familiengeschichte schildert. Sind doch diese Erlebnisse nichts als eine Kette der schwersten Schicksalsschläge, die der

Verfasserin einen geliebten Menschen nach dem andern rauben. Es scheint, als hätte kaum je der Tod eine so reiche Ernte an jungen Geschöpfen gehalten, als unter den Kindern der vornehmen Welt um jene Jahre, zu welchen sie uns zurückführt. Ob hier nicht die Erfahrung zu bestätigen ist, daß die Natur ihr Recht will, daß die Sünden der Väter an den Enkeln heimgesucht werden, daß die Unschuldigen für die leichtsinnig vergeudete Lebenskraft ihrer Ahnen büßen müssen? Ob nicht in dieser Erscheinung eine Erklärung dieser so leidenschaftlich weltabgewandten Richtung jener Menschen liegt?

Und da wollen Stimmen sagen, Frankreich sei nie so recht von der Eitelkeit der Welt überzeugt gewesen, der klare, exakte Sinn der irdischen Dinge sei des Romanen Teil, und er gehe nicht über die Grenzen dieser Welt hinaus. Darauf möchten wir lieber mit dem offenen Bekenntnis antworten, daß „solches über die Welt hinausgehen" überhaupt nicht mehr in die Art und Richtung unserer Zeit gehört, daß auch wir uns nicht rühmen können, im Ernst der Lebensauffassung andere Epochen zu überbieten.

Unter all den traurigen und ergreifenden Vorgängen, denen wir in diesem Buche folgen, ist es aber nicht das Schicksal Eugenies, nicht der Tod der jungen, zwanzigjährigen Olga, nicht die Trauer der alten Gräfin beim Verlust ihres Mannes, die uns am meisten beeindruckt und gerührt haben. Für uns ist es eine kleine Episode aus den letzten Tagen Alexandrinens, ein Gespräch auf einem Spaziergang an einem schönen Sommerabend zwischen ihr und Pauline über irdisches Glück und Unglück, ein Gespräch, das mit den Worten schließt: „Ich habe das Glück der Erde geliebt und ersehnt, ich habe es besessen, verloren und bin der Verzweiflung nahe gewesen und jetzt ist meine Seele so umgewandelt und so von Glück erfüllt, daß alles das, was ich gekannt und geträumt habe, nichts, nichts ist im Vergleiche dazu! . . . . ."

Nur um dieser Worte willen aus dem Munde eines verwöhnten Kindes der großen Welt lohnt es sich, die „Erzählung einer Schwester" zu kennen.

Zum Spieler-Prozeß.

Braunsforth bei Freienwalde i. Pomm.,
den 11. Dezember 1893.

An die Redaktion der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift"
Schwerin i. M.

In der jüngst erschienenen Dezember-Nummer Ihrer geehrten Monatsschrift befindet sich unter „Monatsschau-Kirche" ein Aufsatz, welcher den Hannoverschen Spielerprozeß behandelt. Gestatten Sie mir, der ich erst vor wenigen Jahren aus der aktiven Armee geschieden bin, einige Worte der Ergänzung.

Wohl nirgends haben die Wunden, welche der eben genannte Prozeß bloßlegte, so geschmerzt, wie in den Offizierkreisen selber, aber jeder, der unserer Armee zugethan ist und der die Verhältnisse im Offizier-Corps kennt, wird nach der letzten Rede Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dasselbe aus sich heraus die Kraft besitzt, hervorgetretene Schäden zu heilen, und daß Se. Majestät der Kaiser — unser oberster Gerichtsherr — das Erbe des Hohenzollernhauses, ein ehrenhaftes Offizier-Corps, der Armee erhalten wird.

Der Herr Verfasser stellt nun ferner Behauptungen auf, die kaum aus eigener Anschauung gewonnen sein können, er sagt nämlich: „Der einzelne, besonders der junge Offizier ist oft gar nicht im stande, sich dem Spiel zu entziehen, wenn es zum guten Ton im Regiment gehört, wenn etwa der Rittmeister oder die Frau Oberst das Spiel liebt." Ich bin in meiner kurzen militärischen Laufbahn zu Offizier-Corps aller Waffen kommandiert gewesen, ich habe viel in anderen Regimentern verkehrt und stehe noch mit den mir liebgewordenen Kreisen in Verbindung, aber nirgends ist mir durch eigene Anschauung oder Mitteilung eine Bestätigung des obigen Satzes zu teil geworden. Da ich trotzdem nicht annehmen kann, daß ein Mitarbeiter Ihres geschätzten Blattes Behauptungen aus der Luft greift, um sie tendenziös zu verwerten, so muß er nach meiner Ansicht einen absolut vereinzelten Ausnahmefall verallgemeinert haben. Gerade das Gegenteil ist mir öfters begegnet. Wohl kommt es vor, daß einzelne Offiziere, meist außerhalb ihrer Garnisonen, dem Spiele huldigen, aber jedes Regiment ist schon seines Nachersatzes wegen streng darauf bedacht, den soliden Ruf zu bewahren. Sollte trotzdem eine entgegengesetzte Neigung um sich greifen, so habe ich stets die älteren Kameraden dagegen einschreiten sehen. Die Strafen für Hasardspiel sind außerdem so fest normiert und die Instruktion für die Kommandeure ist eine so scharfe, daß jenes überhaupt gar nicht öffentlich um sich greifen kann, geschweige denn, daß ein Offizier durch eine Nichtbeteiligung an demselben als unkameradschaftlich erscheinen könnte; ja

Digitized by Google

ich wüßte sogar einen Fall anzuführen, daß ein sonst sehr tüchtiger Offizier wegen mehrfachen Hasardspiels den Abschied nehmen mußte, ohne daß irgend ein anderer Grund vorlag. —

Der Herr Verfasser springt nun mit einem unermeßlichen Saltomortale auf ein ihm wohl gänzlich unbekanntes Gebiet — das Duell — über. Im Publikum ist leider vielfach die Ansicht verbreitet, daß dasselbe einer Rauferei mit blanken Waffen gleichkommt, und es wird gewissermaßen als die blutige Fortsetzung eines vorhergegangenen Zwistes oder als persönlicher Racheakt betrachtet; dann allerdings müßte jeder christlich denkende Mensch, sei er Offizier oder nicht, das Duell verurteilen; aber gottlob werden wir vor solchen Ausschreitungen durch die allerhöchste Bestimmung bewahrt, daß jede Forderung dem Ehrenrate angezeigt werden muß, und dieser in den oben angeführten Fällen sein Veto einlegen wird. Das Duell aber ganz abzuschaffen, wird wohl selbst der theologische Herr Verfasser kaum im Ernste wollen, — soll jemand vielleicht den Schänder seiner Ehre nach dem Grundsatz Aug' um Auge auf der Stelle niederstechen oder denselben die ihm angethane Schmach mit 5 Mark Strafe resp. 3 Tage Haft sühnen lassen? Durch welche Maßnahmen kann er es aber besser beweisen, daß die Ausschreitungen seines Gegners seinen und der Allgemeinheit Ansichten von Ehre zuwiderlaufen, als daß er sein Leben für diese in die Schranken setzt?

Nach meiner Ansicht liegt sogar etwas specifisch Christliches darin, daß die Ehre nicht nur mit dem Munde gepriesen wird, sondern jeder bereit sein muß, mit der Aufopferung seines ganzen Ichs für dieselbe einzutreten. Fällt aber diese Auffassung im Offizier-Corps, dann fällt das Offizier-Corps mit ihr.

Gebe Gott der Herr, daß das peinliche Ehrgefühl unserer Väter, gepaart mit christlicher Gesinnung, stets unserem Offizier-Corps als Leitstern diene, dann wird es bleiben, was es war, der Fels, an dem die Wogen des Zeitgeistes und des Philistertums machtlos abprallen. —

B. von Wedel-Braunsforth.

* * *

Ich bin dem Herrn Einsender sehr dankbar für die von ihm ausgesprochenen guten Hoffnungen für unsere Armee, die ich durchaus teile. Auch ist es mir lieb, daß er mir noch einmal Gelegenheit giebt, die Leser daran zu erinnern, daß ich meine Aussagen über die in dem Hannoverschen Prozeß an das Licht getretenen Zustände keineswegs verallgemeinert, sondern von Vorkommnissen gesprochen habe, die nicht wegzuleugnen sind. Ueber den Umfang derselben ist schwer zu streiten, und der Herr Einsender ist mir gegenüber in der glücklichen Lage, Behauptungen aufzustellen, die nur durch Erörterungen widerlegt werden könnten, welchen die Spalten der Konservativen Monatsschrift niemals offen stehen werden. — Ueber das Duell streite ich mit dem Herrn Einsender nicht. Es war mir interessant, daß der ehemalige Militär sofort auf diesen Punkt einging, obgleich ich nicht einmal mein Urteil in der Duellfrage ausgesprochen habe (obgleich ich ein solches habe und glaube, etwas davon zu verstehen — ich müßte eine traurige Gestalt abgeben, wenn ich fast ein Menschenalter als Geistlicher und akademischer Lehrer zugebracht hätte, ohne etwas hiervon zu verstehen). Ich hatte nur exemplifiziert von der Lage des Offiziers, der die Wahl hat zwischen dem Abschied oder einem Vergehen gegen das gemeine Recht. — Endlich bin ich dem Herrn Einsender noch dankbar, daß er meinen Ausführungen nicht grundsätzlich widersprochen hat, meine Klagen also nicht als unberechtigt abweisen wird.

Greifswald. Professor D. M. von Nathusius.

Monatsschau.

Politik.

Der deutsche Reichstag hat sich im verwichenen Monat fast nur mit volkswirtschaftlichen Dingen beschäftigt, mit Steuern, Zöllen und Handelsverträgen.

Das Ende der langen Debatten war die Annahme der sog. „kleinen Handelsverträge", d. h. der neuen Tarifvereinbarungen mit Serbien, Rumänien und Spanien. Der wichtigste unter diesen Verträgen war der rumänische, insofern er mit einem Lande geschlossen werden wird, das wenig Industrie und starken Ackerbau hat, und als Aequivalent für keineswegs sehr erhebliche Zugeständnisse auf industriellem Gebiet die Herabsetzung des deutschen Kornzolls von M. 5 auf M. 3,50 verlangt und bekommt.

Der Vertrag ist in der zweiten Lesung mit 189 gegen 165 Stimmen und in der dritten Lesung mit anscheinend denselben Stimmen, also mit einer Mehrheit von 24, angenommen worden. Die Mehrheit ist klein, aber sie ist vorhanden. Der österreichische Handelsvertrag erzielte freilich noch vor zwei Jahren in der zweiten Lesung 200 gegen 66, also eine Mehrheit von 134 Stimmen, in der dritten Lesung 243 gegen 48, also eine Mehrheit von 195 Stimmen. Es zeigt sich also jetzt das ganz ungewöhnliche Wachstum einer agrarischen Gegnerschaft gegen die Handelsvertragspolitik der Reichsregierung in einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit, und das ist höchst erfreulich und berechtigt immerhin zu der Hoffnung für die Zukunft, daß auch der einseitigen Exportpolitik, welche jetzt noch so viele Staatsmänner hypnotisiert, über kurz oder lang die Totenglocke läuten wird. Für die Gegenwart aber vermag sie den neuen Schlag, der die deutsche Landwirtschaft trifft, nicht abzuwenden, und in der Verstimmung oder auch Verbitterung, welche sich mehr und mehr der deutschen Landwirte bemächtigt, kann sie auch nur einen äußerst geringen Trost gewähren. Nicht einmal die bescheidenste und berechtigtste Forderung der Landwirtschaft — die Berücksichtigung der Währungsverhältnisse beim Tarif — hat bei den Herren von Caprivi und von Marschall die leiseste Beachtung gefunden.

Ueber die Ursache des dennoch in der Wählerschaft vorhandenen Umschwungs hat sich Herr von Manteuffel im Reichstage rückhaltlos ausgesprochen. „Ich bin ganz offen," — so erklärte er — „ich habe sehr bald, nachdem die früheren Zollverträge abgeschlossen waren und in Wirkung traten, eingesehen, daß der Abschluß ein politischer Fehler war und ein Fehler von meinen Freunden und mir, damals dafür zu stimmen. Von diesem Moment ab scheide ich mich von den verbündeten Regierungen, denn ich muß für mich in Anspruch nehmen, daß ich einsichtsvoller gewesen sei, als die verbündeten Regierungen, und daß ich den zweiten Schritt nicht mitmache, während die

verbündeten Regierungen weiter in Konsequenz des ersten Schrittes Fehler zu machen gewillt sind, respektive schon gemacht haben."

Wenn der Reichskanzler und andere Vertreter aus dem Bundesrat und nach deren Muster natürlich auch Redner der Linken den Versuch machten, das Wachsen der agrarischen Mißstimmung aus einer uferlosen Agitation herzuleiten, so wies Herr von Manteuffel diese Versuche mit den folgenden Worten, die den Schluß seiner mit anhaltendem Beifall aufgenommenen Rede bildeten, eindrucksvoll zurück: „Wir brauchen absolut keine Agitation, die „agrarische Strömung" kommt ganz von selbst." Herrn v. Manteuffel sekundierten die Herren Dr. Kropatschek und Graf zu Limburg-Stirum. Dr. Kropatschek, der ausdrücklich sich als „Agrarier", aber als ein solcher „ohne Ar und Halm" einführte, wies auf das nachdrücklichste und oft mit trefflicher Ironie die verschiedenen „Irrtümer" zurück, die im Gange der letzten Debatten den Regierungsvertretern sowohl wie deren „Stützen" untergelaufen waren. „Wir hören ja — so äußerte der genannte konservative Abgeordnete — vom Bundesrathstische aus die liebenswürdigsten und freundlichsten Worte über die Bedeutung der Landwirtschaft, aber das Facit bleibt doch immer dasselbe. Es kann nicht bestritten werden, daß die Handelsverträge, die jetzt abgeschlossen sind und noch abgeschlossen werden können, alle abgeschlossen werden im Interesse der Gewerbe, der Großbetriebe und auf Kosten der Landwirtschaft."

Das ist in der That die Signatur der ganzen neuen Handelsvertragspolitik. Und leider scheint keine Aussicht vorhanden, daß man über kurz oder lang den „neuen Kurs" durch einen neuesten ersetzen wird.

Neu und überraschend in den oft belanglosen Verhandlungen waren mehrfach die Argumente des Kanzlers. Graf Caprivi hat ein ganz absonderliches, für die Agrarier vernichtendes Argument ersonnen: er, der Kanzler, könne, so sagte er, für die deutsche Landwirtschaft nichts thun, denn die Pflege derselben gehöre nicht zu seinem Ressort; nur vom Veterinärwesen sei in der Reichsverfassung die Rede. — Aber die Handelsvertrags- und die Viehseuchen-Politik gehören doch zum Ressort des Kanzlers! Agrikulturtechnische Reformen hat noch niemand vom deutschen Reichskanzler verlangt. Aber gerade und ausschließlich auf dem Gebiet der auswärtigen Agrarpolitik, die er leitet, greift man ihn an. Und mit Recht. Denn auch viele „Agrarier" sind nicht an und für sich gegen Handelsverträge. Was man aber beklagt, sind die stets für die Landwirtschaft ungünstigen Verträge, die Ignorierung der Währungsfragen und vor allem die ungeschickte Preisgebung der ganzen diplomatischen Situation. Wenn Fürst Bismarck Verträge abschließen wollte, so machte er die Welt glauben, daß ihm garnichts am Abschluß derselben gelegen sei. Er ließ das Ausland kommen. Jetzt weiß die ganze Welt, daß die deutsche Regierung um jeden Preis irgend etwas zu stande bringen will, und daher hütet sich die Diplomatie des Auslandes, irgend welche Zugeständnisse zu machen. Schon die inzwischen erfolgte Behandlung des rumänischen Vertrages in Bukarest läßt keinen Zweifel mehr zu, daß derselbe weit günstiger für Rumänien ist, als für uns, und daß, sobald er in Kraft tritt, die Ueberraschungen nicht fehlen werden.

Es ist kein Wunder, wenn unter der Einwirkung so großer sachlicher Gegensätze zwischen den amtlichen Vertretern des Reiches, speciell dem Reichskanzler einerseits und den Konservativen andererseits ein überaus scharfer Ton in Rede und Gegenrede, und sogar von amtlicher Seite in „Maßregeln" sich entwickelt hat. Die Zeitungsdebatten, die den schon erregten parlamentarischen Debatten folgten, lassen wir auf sich beruhen, da sie mit dem Tage kommen und gehen und so schnell vergessen wie geschrieben werden. Von ganz anderer Bedeutung ist es aber, wenn die preußische Regierung, die sich Jahrzehnte lang eine parlamentarische Opposition von liberalen Beamten bis zum Oberpräsidenten hinauf schweigend hat gefallen lassen, nun plötzlich, da sie die Konservativen unnützerweise in die Opposition gedrängt hat, von den eigentlichen Verwaltungsbeamten

auch für die Wahlzeit eine unbedingte Gefolgschaft im Sinne der Regierung verlangt, d. h. mit anderen Worten alle Beamten, welche mit Hülfe des „Bundes der Landwirte" gewählt sind, gewaltsam aus dem Reichstag hinausdrängen will. Denn es ist klar, daß der vielbesprochene Erlaß des Grafen Eulenburg im Grunde die verfassungsmäßige Wählbarkeit der Beamten auf dem Verwaltungswege aufhebt Bleibt der Erlaß bei Bestand, so kann kein konservativer preußischer Verwaltungsbeamter sich noch in die Parlamente wählen lassen. Nun wäre ja die Ersetzung der Beamten im Parlament durch ganz unabhängige Männer an und für sich kein Unglück, und gegen die Wählbarkeit von Beamten überhaupt lassen sich die schwerwiegendsten prinzipiellen Bedenken geltend machen. Aber die Frage bleibt doch, ob es nicht richtiger wäre, gesetzliche Rechte auch auf dem gesetzlichen Wege in aller Form zu beseitigen, statt die Linke zu erfreuen durch anfechtbare Verfügungen ad hoc, die den Charakter der politischen Verfolgungsmaßregel gegen eine bestimmte Partei nur allzu deutlich an der Stirn tragen.

Oder will die Regierung sich dauernd auf Polen, Welfen, Demokraten und Socialdemokraten stützen und diese regierungsfähig machen? Einstweilen scheint doch die Freundschaft noch nicht allzu dauerbar. Denn sobald die politische Diskussion sich auf anderem Gebiete als dem des Freihandels bewegte, zeigte der Reichstag ein völlig verändertes Bild. Ja, bei der Erörterung der durch die Handelsverträge zerrütteten Finanzen verstummte der „Beifall links" bei den offiziellen Reden mit überraschender Plötzlichkeit und fast allen Wünschen und Vorschlägen einer neuen Steuerregulierung im Reiche wurde stets das althergebrachte „Nein" der vereinigten Linken entgegengesetzt. Thatsächlich ist der ganze Finanzplan der verbündeten Regierungen ins Unsichere gerückt und noch keineswegs zu erkennen, woher das Geld für die Armeeverstärkung genommen werden wird. Auch die Börsensteuer fand viel Widerspruch und charakteristischerweise die heftigsten Gegner in der socialdemokratischen Partei, obschon sie doch ganz sicher die „Proletarier" nicht bedrücken würde. Aber die Börse ist eben für die Herren Singer und Genossen ein solches Heiligtum, daß man alle Grundsätze und Parteiprinzipien an den Nagel hängt, wenn es gilt, die gefährdeten Interessen der Großfinanz zu schützen.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit war es übrigens, daß der neue Schatzsekretär, Graf Posadowski, im Reichstage zum Schrecken der Interessenten die Vermutung aussprach, die Börsenenquete-Kommission werde zu dem Standpunkte gelangen, daß es notwendig sei, der Börse gewisse Fesseln anzulegen. Wir stimmten nach den trüben Erfahrungen der Vergangenheit die Hoffnungen freilich nicht allzu hoch. Aber der nunmehr veröffentlichte Bericht jener Kommission übertrifft weit auch die kühnsten Erwartungen. Und wenn auch nur die Hälfte seiner Bestimmungen in Kraft tritt, so ist doch hier auf zunehmende Gesundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse mit leidlicher Sicherheit zu rechnen.

Vom Reichstage ist noch zu berichten, daß er den Jesuiten-Antrag des Centrums nunmehr angenommen hat, und zwar mit einer Mehrheit aus Katholiken und Demokraten gegen die Minderheit der gesamten Rechten. Wir haben unsere Ansicht zu diesem ultramontanen Kampfmittel oftmals dargelegt. Wir halten es sachlich für ziemlich gleichgültig, ob die Jesuiten von außen her oder aus eigenen deutschen Niederlassungen heraus unser Vaterland, wie sie es denn längst thun, persönlich und mit Wort und Schrift überschwemmen. Trotzdem halten wir für richtig, das Gesetz bei Bestand zu halten, in erster Linie aus pädagogischen Gründen dem Centrum gegenüber. Denn das Selbstbewußtsein dieser Partei sollte um keinen Preis noch weiter erhöht werden. Läßt man aber den Orden zu, so scheint uns in der That nicht unbeachtlich, was Herr Richter forderte, nämlich die Abschaffung des § 166 im Strafgesetzbuch, welcher von der „Beschimpfung" kirchlicher Einrichtungen handelt. Wenn man katholischerseits jesuitische Liebhabereien, wie z. B. die Anbetung des bekannten alten Rockes in Trier, freigiebt, so muß auch die Kritik sich mit einiger Freiheit bewegen dürfen. Gewiß ist dabei

Digitized by Google

„Schimpfen" nicht nötig. Aber augenblicklich zeigen manche Richter eine Empfindlichkeit in Hinsicht dieses dehnbaren Wortes, daß ihre Erkenntnisse gelegentlich dem Wunsch der Römer nach Unterdrückung der freien Kritik wesentlich zu Hülfe kommen.

Auf dem socialpolitischen Gebiete schließt das Jahr 1893 mit schlimmen Wetterzeichen ab. Immer dreister erhebt der Anarchismus sein Haupt, immer offener knüpft sich an die rohe Agitation der Socialdemokraten und an ihre sinnlose Erregung aller Leidenschaften, wie es gar nicht anders sein kann, das Verbrechen und die Zerstörungswut an. Bomben-Attentate werden überall versucht, in Barcelona, in Paris und selbst in Berlin. Alle Kulturstaaten sind oder sollten doch einig sein über die Notwendigkeit, gegen die verkommenen Subjekte mit Strenge vorzugehen, und die Presse aller Richtungen giebt dieser Empfindung Ausdruck. Nur Herr Liebknecht in seinem „Vorwärts" nimmt den Bombenwerfer Vaillant in Schutz als einen relativ harmlosen Menschen, der nichts Böses im Schilde geführt habe. Doch steht zu hoffen, daß die universelle Entrüstung aller politisch gesinnten Menschen für diesmal nicht ganz umsonst verpuffen und daß mit den Verbrechern in rücksichtsloser Weise auch in solchen Ländern Ernst gemacht werden wird, in denen sie bisher für Vorbereitung und Ausführung ihrer Schandthaten gesicherte Unterkunft fanden. Leider wird es auch diesmal wohl, wie bei allen Revolutionen, so gehen, daß, während die Verführten die ganze Strenge des Gesetzes auskosten müssen, die Verführer und eigentlich Schuldigen im behaglichen Redaktionssessel ihre Cigarette weiter rauchen werden. Aber das ist ja von Anbeginn die tiefste Melancholie in der Geschichte der Menschheit gewesen, daß die Stimme der Verführung vor allen anderen Stimmen am liebsten gehört und am bereitwilligsten befolgt wird. Das eritis sicut Deus klingt mit immer gleichem Wohllaut und zu immer neuem Verderben unerbittlich durch die Jahrtausende hindurch.

* * *

Vom Auslande sind Ereignisse von Bedeutung nur wenig zu melden. In Oesterreich erfreut sich Fürst Windischgrätz, der neue Ministerpräsident, einstweilen noch einer großen Mehrheit und einer freundlichen Stimmung in der liberalen Presse. Weniger glücklich ist sein Kollege Crispi in Rom. Derselbe ist später aus einer Krisis als leitender Minister hervorgegangen und gerät nun doch schon früher ins Schwanken und in die Gefahr, gestürzt zu werden. Was in Italien alljährlich einer ganzen Reihe von Ministern das politische Genick bricht, sind die total zerrütteten Finanzen, über deren Schwierigkeiten auch die geschicktesten Redensarten nicht mehr hinweghelfen. Hier können nur Thaten helfen, und zwar Thaten der Sparsamkeit. Daß gespart werden solle, darüber sind auch alle einig. Nur will kein Mensch und kein Ressort bei sich selber anfangen.

Kolonialpolitik.

Es wäre schlimm um unsere koloniale Entwicklung bestellt, wenn das Interesse, welches der gebildete und patriotisch denkende Teil unseres Volkes für sie hegt, lediglich Neugierde, Vorliebe für Fremdartiges oder Teilnahme an den sensationellen und aufregenden Ereignissen in unseren Schutzgebieten bedeutete. Man müßte annehmen, daß dieses oberflächliche Interesse versagen würde, wenn andere, die weiten Volkskreise leidenschaftlich bewegende Tagesfragen, wie der heutige Kampf um die Handelsverträge, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wir könnten dann auch mit Recht für diesmal von einer Umschau in den Schutzgebieten Abstand nehmen. Aber wir hegen

die Zuversicht, daß die Bedeutung der Kolonialpolitik, die ja im Jahre 1894 auf eine ganze Reihe von solchen Gedenktagen zurücksieht, welche vor zehn Jahren die Hauptanfänge der praktischen deutschen Kolonialbewegung bezeichneten, im Laufe dieses Zeitraumes den meisten einigermaßen gebildeten Deutschen das geworden ist, was sie nach der Absicht ihrer hervorragendsten Begründer werden sollte: ein Mittel zur Stärkung der politischen Macht und zur Linderung der socialen Not. Behalten wir diese beiden Ziele im Auge, dann halten wir es für ausgeschlossen, daß Parteikämpfe und Zeitungsfehden die Kolonialpolitik auch nur vorübergehend von dem bevorzugten Platz verdrängen, den sie im öffentlichen Interesse einnimmt. Wir glauben es deshalb auch unternehmen zu dürfen, die Leistungen der Nation auf kolonialem Felde in dem scheidenden Jahre nach den erwähnten Gesichtspunkten zu besprechen, ohne dabei die augenblicklich interessanten kolonialen Tagesereignisse in erster Reihe zu berücksichtigen.

Unter normalen Verhältnissen ist die Höhe des Etats für den Wert der verschiedenen Schutzgebiete charakteristisch. Demnach würde Deutsch-Ostafrika die bedeutendsten unserer Kolonien darstellen, ein Resultat, welches vor der Hand und für die nächsten zehn Jahre gültig bleiben wird. Wie sich der Vergleich mit Deutsch-Südwestafrika und Kamerun für die fernere Zukunft stellen mag, hängt davon ab, was die Reichsregierung aus diesen beiden Gebieten machen wird. Vorläufig ist Kamerun hauptsächlich Plantagen-Kolonie, Südwestafrika eine immer noch mit der ersten Entwicklung ringende Auswanderer-Kolonie, Ostafrika aber ist Handelskolonie mit bedeutsamen Ansätzen zur Plantagen-Wirtschaft. Dieser letztgenannte Umstand ist maßgebend für die Entwicklung, denn er bietet dem Kapitalisten Gelegenheit, ohne auf Erträge des in jedem neuen Gebiet neu zu erforschenden Plantagenbaus warten zu müssen, sofort als Konkurrent in Handel und Verkehr aufzutreten und zu verdienen. Daher floriert die „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft". Ihre Faktoreien und anderen Handelsunternehmungen gebrauchten nur weniger Jahre, um Indern und Engländern den Rang abzulaufen, und diese Thatsache macht sich jetzt praktisch in so ertragreicher Weise geltend, daß die Gesellschaft ruhig warten kann, bis ihre Plantagen die langwierigere Periode des Versuchens und des Sammelns eigener Erfahrungen überwunden haben. Es ist bei dieser Sachlage natürlich Aufgabe der Reichsregierung, unter allen Umständen den Handel zu schützen, denn er bildet noch auf Jahre hinaus die Grundlage aller Finanzwirtschaft in Ostafrika. Sobald der Anbau des Landes ihn an Bedeutung überholt, und je eher dies geschieht, desto besser, werden in der Verwaltung höhere Gesichtspunkte vorherrschen, als der Schutz des Handels; bis dahin mögen landeskundige Männer von Einfluß und politischer Vorbildung versuchen, eine Richtschnur für die weitere Zukunftspolitik anzugeben. Vor der Hand erfordert aber die Sicherheit des Verkehrs in dem ausgedehnten Gebiet einen verhältnismäßig hohen Mannschaftsbestand der Schutztruppe. Man kann zwar sagen, daß achtzehnhundert Mann als ausreichender Militärschutz in einem Lande von doppelter Größe wie Deutschland einen recht günstigen Schluß auf die friedsame Gesinnung der Eingeborenen im großen und ganzen zulasse, aber andererseits bestehen die Friedensstörer auch nicht aus einzelnen Individuen oder Rotten, sondern aus Stämmen, die meist in einer Anzahl von mehreren Tausend auftreten, sobald sie etwas gegen die Ruhe und Sicherheit anderer unternehmen wollen. Wenn es auch möglich ist, bestimmte „Herde" dieser Friedensstörungen festzustellen, so bedingt doch der räumliche Umfang dieser Gebiete, wie z. B. Uhehe und Ugogo, die je mindestens den Flächeninhalt des Königreichs Württemberg haben, eine ganze Stationenkette, wenn man sie absperren, oder starke Besatzungen, wenn man sie durch mitten im Lande installierte Garnisonen niederhalten will. Wenn sich also im vergangenen Jahre zum Schaden des Karawanenverkehrs gezeigt hat, daß die Stationsanlagen in Kilossa, Lusolwe und Kisaki nicht ausreichten, um die Wahehe und Mafiti von Raubzügen gegen die Karawanenstraße Tabora-Bagamoyo abzuschrecken, so geht schon hieraus hervor, daß eine Verstärkung der Schutztruppe zur Vermehrung der Sicherheit gegen jene Raubstämme nötig ist. Man kann

selbst annehmen, daß es dem Gouverneur auf seinem jüngst angetretenen Zuge gegen die Wahehe gelingt, sie in einem entscheidenden Schlage niederzuwerfen und zur Fügsamkeit zu zwingen, so würde auch ein solcher Erfolg nur dauernde Wirkung haben, wenn er mit einer Stationsanlage mitten in dem feindlichen Gebiet endet. Daß eine solche Station aber nur aufs beste mit Mannschaften und Material ausgerüstet sein darf, liegt auf der Hand. Ebenso klar ist, daß diese Stationen, die außerhalb des Karawanen- und Postverkehrs dreißig bis vierzig deutsche Meilen von der Küste entfernt liegen, wenigstens durch einen gewissen Komfort den Besatzungen ihre Aufgabe erleichtern müssen. Daß der Gouverneur in dieser Beziehung offen und rückhaltlos berichtet und nicht zu Gunsten des Sparsamkeitsprinzips die traurige und überaus unwohnliche Ausstattung der vorgeschobenen Stationen verschwiegen hat, ist im Interesse der dorthin kommandierten Truppen unbedingt anzuerkennen. Ueberhaupt macht das Auftreten des Gouverneurs von Schele den Eindruck einer glücklichen Verbindung militärischer Sicherheit und des Verständnisses für handelspolitische Fragen, ein gewiß erfreuliches Moment bei Abschluß des Jahres 1893. Auch der neuerliche Zug des Gouverneurs nach Uhehe ist seinem Bericht nach mit berechnet auf eine Wiedererschließung des ganzen Hinterlandes für die Südhäfen Kilwa und Lindi bis zum Nyassa hin. Ob dies Problem in dem gedachten Umfange freilich noch lösbar ist, scheint zweifelhaft; denn die Wege vom Nyassa zur deutschen Südküste beförderten hauptsächlich Elfenbein, weil sie zugleich Sklaventransportwege waren. Heute, bei dem heißhungrigen Handelseifer der Engländer auf dem Wasserwege Sambesi-Schire-Nyassa, wird aus der Nähe dieses Sees kein Elfenbein mehr zur deutschen Küste gelangen. In dieser Hinsicht wird aber hoffentlich bald deutsches Kapital handeltreibend auf dem Nyassa auftreten, um sich rechtzeitig einen Platz bei dem Sambesi-Geschäft zu sichern. Der Wißmann-Dampfer kann als Beförderungsmittel auf dem Nyassa unschätzbare Dienste leisten, da er doch nicht unausgesetzt Sklavenjagden und Dienstfahrten machen kann. Gehen wir nun vom Nyassa noch weiter ins Innere, so taucht die Tanganyikafrage auf, die allerdings am Jahresschluß nur noch einen kleinen Anfang zur Lösung mit einem großen Fragezeichen aufweist. Die Besetzung dieses Sees mit seiner „Westküste von Deutschostafrika" bildet den Abschluß der politischen Besitzergreifung. Politische, humanitäre und Handels-Fragen spielen dabei eine gleich große Rolle. Zunächst würde das Ostufer des Tanganyika zu einer Zufluchtsstätte der Sklavenhändler werden, welche der Kongostaat jetzt aus seinen Grenzen vertreibt — hierin liegt auch das humanitäre Moment —, ferner aber würde der jetzt noch bestehende Elfenbeintransport zur deutschen Küste unwiederbringlich nach Süden in englische Taschen oder nach Westen dem Kongo zufallen, wenn Deutschland noch länger seine Hand vom innersten Teile seiner Kolonie zurückhielte. Endlich würde eine Vereinigung arabischer Elemente am deutschen Ufer eine gefährliche Stütze derjenigen Stammesgenossen in Tabora, Trangi und weiterhin bis Sansibar bilden, die sich jetzt nur widerwillig im Bewußtsein ihrer militärischen Schwäche dem Regiment der Europäer gefügt haben. Die Besetzung des Tanganyika, die ja durch Major von Wißmann sowie die Compagnieführer Sigl und Langheld in Angriff genommen ist, wird aber sicherlich ein bis zwei Compagnien zu 150 Mann absorbieren, also auch dieserhalb thut Vermehrung des Bestandes not. Angesichts dieser Aufgaben wird es keines weiteren Beweises bedürfen, um die im neuen Etat vorgesehene Mehrforderung als berechtigt darzulegen. Daß daneben auch kulturelle Ziele verfolgt werden, dürfte aus der Neueinstellung zweier Instruktoren im Plantagenbau für Eingeborene hervorgehen, eine Neuerung, deren Hauptbefürworter wir wohl in dem Compagnieführer Leue vermuten dürfen, dem zur Zeit ältesten „Afrikaner" an der Küste, der noch aus der Gründungszeit zusammen mit Dr. Peters bekannt sein wird. Daß der letztgenannte nach seiner Rückkehr von Chicago im Verbande des Kolonialamts mit seinem Gehalt als Reichskommissar verbleibt, begrüßen wir als eine sehr erfreuliche Thatsache. Wenn auch seine augenblickliche Aufgabe, auf die einzugehen wir später Gelegenheit nehmen werden, eine direkte Einwirkung auf die

Regierungspolitik in Ostafrika vor der Hand ausschließt, so ist an sich schon der Umstand, daß sich in Berlin mehr und mehr an Ort und Stelle bewährte „Afrikaner" am grünen Tisch zusammenfinden — von Kamerun z. B. der bekannte Hauptmann Morgen — eine Art Garantie, daß dem wenig bewährten Regiment von Tinte und Feder und parlamentarischen Rücksichten ein kräftiges Gegengewicht von praktischen Erfahrungen die Schwebe halten wird.

Im Jahresresultat schließt, wie man aus Obigem ersieht, die ostafrikanische Politik gut ab. Die kriegerischen Ereignisse bei Tabora, Moschi ꝛc. waren Notwendigkeiten, die ihre günstige Wirkung haben werden; die Mehrforderung im neuen Etat ist keine Folge früherer Fehler, sondern die richtige Konsequenz einer Politik, die für die Zukunft baut. Hoffen wir, daß auch in diesem Sinne der deutsche Reichstag votieren wird; ein Jahrzehnt großartiger Leistungen auf politischem und kriegerischem Gebiet und stetiger Fortschritte im Wirtschaftsleben von Deutschostafrika wäre sonst ohne Hoffnung auf gesunde Weiterentwicklung verrauscht und manches zukunftsreiche Menschenleben umsonst geopfert. Könnten wir nur mit so freudig anerkennenden Worten auch der *westafrikanischen* Politik gedenken! Gerne vergäßen wir am Jahresschluß die herben Worte, welche wir dem kleinlich sparsamen Zuge, der unsere *Kamerunpolitik* durchweht, wiederholt gewidmet haben. Aber wir müßten dann doch die Aussicht haben, daß wenigstens in der Folgezeit andere und weiterblickende Prinzipien zur Geltung kommen werden. Leider ist das nicht der Fall. Ueberblickt man den neuen, dem Reichstag vorgelegten Etat auf seine politischen Eigenschaften hin, so gelangt man mit Notwendigkeit zu dem traurigen Schluß, daß diese politischen Qualitäten eigentlich *fehlen*. Das Jahr 1893 hat uns in Kamerun wirtschaftliche Fortschritte gebracht, aber zugleich, und im Gegensatz zu Ostafrika, politische Rückschläge. Die Katastrophe von Balinga, die Aufgabe der nördlichen Hinterlandstationen von Mijimbi bis Baliburg sind Zeichen kriegerischer Ohnmacht, und solche hätten schon um des Reiches Ansehen willen vermieden, jedenfalls aber die Scharten, die einmal erlitten, ausgewetzt werden müssen. Aber nichts läßt auf eine solche Absicht schließen. Die Anlage der Station Batom im Nordgebiet kann politisch ebensowenig helfen, wie die von Lolodorf im Süden. Beide Stationen liegen im Vergleich zu den aufgegebenen weit zurück, sie werden also das gesunkene Prestige im Nordosten und am Sannaga nicht wieder heben. Sollte man aber nicht vermuten, daß wenigstens im neuen Etat die Möglichkeit geboten wäre, in Zukunft mit größeren und besseren Streitkräften im Hinterlande zu erscheinen? Statt dessen ist der Stationsfonds, der schon im Vorjahre nicht entfernt ausgereicht hat, wiederum, und diesmal von 60000 auf 40000 Mark vermindert worden. Kein Afrikaner wird behaupten, daß für 40000 Mark irgend etwas Nennenswertes im Schutze des Handels auf einer Hinterlandstrecke, die von Norden nach Süden doch wenigstens 500 Kilometer lang ist, geleistet werden kann. Man muß also einer solchen Thatsache gegenüber nach Gründen suchen. Wir sind zu unserem Bedauern nur im stande, als Motiv für diese unangebrachte Sparsamkeit den Wunsch anzunehmen, daß auf jeden Fall für Kamerun ein *Reichszuschuß* vermieden werde. Kamerun soll sich eben selbst bezahlt machen und seine sämtlichen Verwaltungskosten, wie bisher, selbst aufbringen. Warum aber in aller Welt ein solches System, welches zur Zeit *keine* Kolonialmacht verfolgt, welches wir selbst in Ostafrika aus gutem Grund verwerfen, in einer Kolonie zur Geltung bringen, die mehr wie alle anderen Schutzgebiete eines kräftigen politischen Auftretens der Regierung bedarf? Wir glauben gerne, daß Graf Caprivi auf die „Renommierkolonie" nicht verzichten möchte, die dem Reiche keine Kosten macht und den großen Hamburger Firmen, die an der Küste arbeiten, reichen Gewinn bringt. Aber dann sollte man die Etats trennen. Wenn man eine wirtschaftliche Hinterlandsphäre mit eigenem Etat konstruierte, so würde jedermann einsehen, daß zur Aufschließung *dieser* Gebiete, die vom Handel nicht im Handumdrehen beherrscht und gewinnbringend ausgenutzt werden können, zumal nicht im Gegensatz zu feindlichen Ein-

Digitized by Google

geborenen, nicht auch noch die Küstenzone die Kosten aufbringen kann, die ihre eigene Verwaltung bezahlen muß. Daß Hinterlandpolitik sich nicht sofort rentieren muß, sondern Zukunftspolitik ist, kann doch keinem Kolonialpolitiker mehr zweifelhaft sein, mag nun die Frist größer oder kleiner sein, bis eine Zone mit niederer Kultur und feindlichen Einwohnern zum wirtschaftlich nutzbringenden Anschluß an ein bereits rentables Gebiet gebracht ist. Sind aber, wie in Kamerun, die Boden- und nach den neuesten Untersuchungen die Fluß-Verkehrs-Bedingungen so günstig, daß nur wenige Jahre hindurch stärkerer militärischer Schutz nötig wäre, um Kulturleben in die feindlichen Gebiete zu tragen und sie für den Durchgangsverkehr mit den weit kultivierteren Sultanaten im Inneren zu eröffnen, so muß man doch sagen, daß Sparsamkeitsrücksichten hier unpolitisch und unwirtschaftlich sind. Nur unter dem herrschenden System konnte es geschehen, daß jetzt englische und französische Kaufleute bis weit in unsere Interessensphäre hineindringen und dort den Handel mit Oel und Elfenbein an sich reißen, weil der Schutz, den ihnen ihre Regierungen in weitestem Umfang zu teil werden lassen, bis in unsere Gebiete hinein sich geltend macht. Was gilt gegenüber diesen handgreiflichen handelspolitischen Erscheinungen, die sich mit fortschreitender Zeit progressiv zu unserem Schaden steigern und späteren Unternehmungen den Boden entziehen, der Moment-Effekt eines im Parlament verwertbaren Arguments? Was gilt eine Rentabiliät von heute, wenn sie durch den Verlust zehnfacher Zukunfts-Chancen erkauft wird? Wenn wir also in diesem Punkte etwas geringere Wertschätzung des Eindruckes, den der Etat bei den Oppositionsparteien hervorrufen mag, gewünscht hätten, so wäre uns auch für die Verhandlungen mit Frankreich über die Hinterlandsphären etwas mehr Selbständigkeit sympathischer gewesen. Wenigstens hätte die Auswahl des Zeitpunktes, in dem man auf die Verhandlungen einging, mehr nach anderen Gesichtspunkten geschehen sollen, als nach dem Wunsche, endlich dem Andringen des französischen Kabinetts nachzugeben, dem begreiflicherweise bei dem Anwachsen des Chauvinismus, auch in dieser Frage, und bei den vertragverletzenden „Erfolgen" de Brazzas am Sangha und in Adamaua unheimlich wurde. Man wird vielleicht im Auswärtigen Amte das Bewußtsein haben, daß schon der Aufschub der Verhandlungen bis zur Heimkehr des Lieutenants von Stetten aus Adamaua eine erfolgreicher Schachzug gegen die Franzosen gewesen sei. Aber man wird auch zugeben müssen, daß der günstige Ausgang der Expedition von Stetten nach einem halben Jahre noch ebenso gewirkt hätte wie jetzt, und dann hätte man doch die Ergebnisse der Expedition von Uechtritz, die erst im September von Jola aus in das Innere, also nach dem Schari und, wenn möglich, nach Baghirmi aufgebrochen ist, mit in die Wagschale werfen können. Man bedenke doch, welch ungünstigen Eindruck es machen wird, wenn just wie anno 1890 in dem verlustreichen Vertrage mit England die Erwerbung von Uganda jetzt diejenigen seitens des Uechtritzschen Zuges bekannt werden, nachdem sie inzwischen an Frankreich abgetreten sind. Derartige Vorfälle erregen im Publikum jedesmal ein Mißtrauen gegen die Leistungen unserer Kolonialleitung, welches gerade in dieser Zeit hätte vermieden werden sollen. Jedenfalls wird man in der Kolonialabteilung nicht auf günstige Beurteilung in der Presse rechnen dürfen, wenn nun von den Zugeständnissen, die England gemacht hat, große Teile an Frankreich abgegeben werden. Man mag nun die Schuld für unsere geringen politischen Erfolge und mangelhaften Aussichten in Kamerun hier oder dort suchen, in der Person des Reichskanzlers, der an seiner ablehnenden Haltung gegen extensive Politik festzuhalten scheint, oder in dem Gouverneur von Kamerun, der mit dieser Richtung offenbar einverstanden ist, zumal wenn er sich im neuen Etat wieder mit nur 28 000 M. (!) für die Schutztruppe von Kamerun begnügen muß, eine Zumutung, die Peters oder Wißmann zweifellos mit dem Abschiedsgesuch beantwortet hätten — wir können zu Beginn des neuen Jahres nur den Wunsch wiederholen, daß es für Westafrika endlich einen Bruch mit dem verfehlten Prinzip der „billigen" Kolonien bringen möchte. Togo ist in diesen Wunsch selbstredend eingeschlossen. Es hat zwar auch eine Polizeitruppe, die nicht einmal ganz so billig ist, wie diejenige von

Digitized by Google

Kamerun, und der ein „Amtsdiener" die nötigen Instruktionen erteilt, aber es hat keinen Expeditions- und Stationsfonds, trotzdem es die einzige deutsche Kolonie ist, die noch freies und wertvolles Hinterland besitzt. Mehr hierüber zu sagen, können wir uns sparen. Was die Kameruner Hinterlandfrage betrifft, gilt auch für Togo.

Und nun zu Deutsch-Südwest-Afrika. Das Jahr 1893 hat durchgreifende militärische Aenderungen gebracht. Eine zweimalige Verstärkung hat den Mannschaftsbestand der Schutztruppe von 50 auf 340 Mann erhöht. Dadurch ist mit dem früher geltenden Prinzip, so wenig wie möglich in das Gebiet hineinzustecken, endgültig gebrochen, und diese Thatsache ist in allen Kolonialkreisen mit freudiger Genugthuung begrüßt worden. Unter diesem Eindruck wollen wir auch nicht näher erörtern, daß jener Umschwung zu spät eingetreten ist und warum nun selbst die vermehrten Mannschaften nicht ausreichen, um Hendrik Witbooy zu unterwerfen. Daß aber diese Ueberzeugung sich auch bei der Reichsregierung Geltung verschaffen wird, bezweifeln wir nicht. Wir hoffen sogar, daß man einen Bericht des soeben nach Südwestafrika gesandten Majors Leutwein nicht abwarten, sondern in Folge der jüngsten, überaus traurigen Ereignisse, wie der Zerstörung der blühenden landwirtschaftlichen Ansiedlung in Kubub und der Vertreibung ihres Gründers, des Landwirtes Hermann, sowie der Unmöglichkeit, den neuangekommenen Ansiedlern ihre Wirkungsstätten anzuweisen, alsbald zu einer weiteren Verstärkung der Schutztruppe, vielleicht vorübergehend, schreiten wird. Man kann das ja um so leichter verantworten, als gerade im letzten Jahre eine Anzahl sachverständiger Untersuchungen des Landes zu den erfreulichsten Resultaten geführt haben. Hierher gehört z. B. die auf fachmännischem Wege gemachte Feststellung des trotz großer Erwartungen überraschend großen Kupfer- und Silbergehalts der Soomey-Lager, welche in der Nähe der schon lange bekannten Otavi-Minen liegen. Nicht minder wichtig ist die nunmehr endgültig festgestellte Brauchbarkeit des Landungsplatzes an der Swakop-Mündung. Wir bemerken dabei als wesentlich, daß die South-West-Africa-Company, diese in Deutschland nicht eben mit Beifall aufgenommene und mit sehr weiten Vorrechten versehene englische Kolonialgesellschaft, offenbar nicht daran denkt, die projektierte Eisenbahn von der englischen Walfischbay aus zu bauen, sondern die deutsche Swakop-Mündung ins Auge gefaßt hat. Auffallend günstig lauten auch die neueren Berichte über die Qualität der Lüderitzbucht als Hafen, sodaß das „Kharaskhoma-Syndicate" — natürlich wieder englisches Kapital — die Ausführung eines Schienenweges von Lüderitzbucht aus in Aussicht nimmt. Allerdings stammt das Lob der Lüderitzbucht aus Interessentenkreisen. Immerhin ist die Wertschätzung des lange verkannten Schutzgebietes in Deutschland neuerdings so erfreulich gestiegen, daß die Reichsregierung ruhigen Mutes auch noch zu größeren Aufwendungen, als im neuen Etat vorgesehen, den Kredit vom Reichstag fordern kann. Möge das neue Jahr endlich militärische Erfolge von nachhaltiger Wirkung bringen!

Ueber Neu-Guinea fassen wir uns kurz. Die Neu-Guinea-Compagnie arbeitet geräuschlos und mit steigendem Erfolge weiter. Die Ergebnisse der Baumwollernte waren im vergangenen Jahre besonders günstig; so lieferte Neupommern allein in den ersten 7 Monaten 86500 Pfund See-Island-Baumwolle, für den Rest des Jahres erwartete man noch weitere 40000 Pfund. Auch die Tabaksernte der Astrolabe-Compagnie scheint günstig auszufallen, wenigstens wurde sie im September auf 180000 Pfund geschätzt. Hierbei möchten wir den Gesellschaften empfehlen, ihre Produkte auch für das Publikum als solche kenntlich zu machen. Eine gute Neu-Guinea-Cigarre bekehrt mehr Kolonialgegner als 10 Zeitungsartikel. Die jüngst gemeldeten Unruhen sind in Ursache und den näheren Umständen noch zu wenig bekannt, um ein zuverlässiges Urteil zu gestatten. Wir wünschen hier, wo keine „Schutztruppe" besteht, natürlich in erhöhtem Grade eine baldige Beendigung der Unruhen. Ueberhaupt sei Friede in allen Schutzgebieten unser erster Wunsch für ihre Weiterentwicklung im Jahre 1894!

Wirtschaftspolitik.

Der Reichstag hat sich im letzten Monat des verflossenen Jahres fast ausschließlich mit wirtschaftlichen Fragen befaßt, und die Interessengegensätze sind dabei so scharf zum Ausdruck gekommen, daß man nur wünschen kann, diese wirtschaftspolitischen Debatten möchten nicht allzubald erneuert werden. Selbst vom Bundesratstische her konnte die Behauptung nicht wiederholt werden, daß die Handelsvertragspolitik der verbündeten Regierungen eine wichtige Kulturaufgabe erfülle. Der Streit dreht sich nachgerade nur noch darum, ob infolge der Verträge die deutsche Industrie einige Aufträge mehr vom Auslande her zu erwarten habe, und ob diesem Gewinn gegenüber das der Landwirtschaft auferlegte Opfer angemessen und der Allgemeinheit nicht allzu schädlich sei. Die Stellung der Parteien zu diesen Streitfragen ist in letzter Linie nicht abhängig von Wahrscheinlichkeits-Schätzungen, sondern von Haß und Gunst, von der Hoffnung auf politische Vorteile oder von der Absicht, politische Nachteile abzuwenden. Nur so erklärt es sich, daß sich für die Regierungsvorlage bei den Handelsverträgen mit Rumänien, Serbien und Spanien eine ganz aus den alten Oppositionsparteien zusammengesetzte Mehrheit fand, die sich ein Vergnügen daraus machte, den Riß zwischen der Regierung und der konservativen Partei zu vergrößern. Abgesehen von einigen freihändlerischen Doktrinären, die eher glauben, zweimal zwei sei gelegentlich auch einmal fünf, als daß sie die Unfehlbarkeit ihres Prinzips in Frage kommen lassen, hält niemand im Reichstage die „kleinen Handelsverträge" für eine wichtige Errungenschaft; die Mehrheit wollte zum Teil nur dem Reichskanzler gefällig sein, und zum anderen Teil der mächtig aufstrebenden agrarischen Partei eine Niederlage bereiten. Wie sich der Reichskanzler später mit diesen Bundesgenossen abfinden will, ist seine Sache. Sehr angenehm mag das Bewußtsein für ihn nicht sein, einer von Herrn Eugen Richter befehligten „Ordnungspartei" zu Dank verpflichtet zu sein und bei allen Konservativen im Reiche für wirtschaftlich liberal zu gelten. Die Verhandlungen über den russischen Handelsvertrag, falls ein solcher wirklich dem Reichstag vorgelegt werden sollte, werden außerdem, so hoffen wir, den Beweis liefern, daß die Regierungs-Stütze, die sich aus Socialisten, Freisinnigen, Polen und demokratischen Ultramontanen gebildet hat, nicht ausreicht, um der deutschen Landwirtschaft vollends das Rückgrat zu zerbrechen.

r

In der Diskussion über die Handelsverträge ist das Verhalten der Getreide-Importeure viel zu wenig beachtet worden. Es muß doch auffallen, daß die Getreidepreise so niedrig sind, obgleich in Deutschland nirgends große Lager bestehen, obgleich die Ernte überall nur mittelmäßig, in Deutschland vielfach noch geringer war, und obgleich die russische Grenze durch die Kampfzölle für den Roggen- und Hafer-Import gesperrt ist. Einen natürlichen Grund für dies niedrige Preisniveau weiß niemand anzugeben. Der Weizen wird allerdings durch den Zusammenbruch der amerikanischen Trusts im Preise gedrückt; für Roggen aber, der noch dazu infolge der Mißernte in Hafer vom Konsum besonders stark herangezogen wird, fehlt es ganz an „verflauenden Momenten" in der allgemeinen Marktlage. Nur wenn man weiß, daß unsere Getreidehändler große Quantitäten Hafer und Roggen in Südrußland angekauft, den heimischen Markt aber ganz und gar vernachlässigt haben, erhält man das rechte Licht in dieser Sache. Diese Spekulation gründet sich auf die deutsch-russischen Handelsvertrags-Verhandlungen. Um der Regierung zu beweisen, daß trotz der Kampfzölle gegen Rußland der Roggenpreis in Deutschland niedrig sei, also durch den Fünfmark-Zoll auch nicht gestützt werden kann, unterließen es die Händler, in Deutschland Ware aufzukaufen. Die großen Mühlen, mit den spekulierenden Händlern im Bunde, nehmen nur eben so viel Roggen auf, als sie für den nächsten Bedarf dringend nötig haben. Die Frühjahrs-

Versorgung wird ganz auf die russischen Vorräte angewiesen. Die Preise sind in Rußland naturgemäß äußerst niedrig, da der Roggen-Export ganz aufgehört hat. Diese billige Ware kann viele Spesen für Lagerung und Zinsen, sowie eine hohe Risikoprämie wohl ertragen. Gelingt es der Spekulation, mit ihrer künstlichen Preisbildung auf Regierung und Reichstag so viel Eindruck zu machen, daß der Handelsvertrag durchgeht, so werden die Preise sofort steigen, da alsdann der vorgekaufte russische Roggen in den Konsum gebracht werden muß. Damit wird dann zugleich der Nachweis geliefert, daß auch bei Ermäßigung des Zolles die Preise steigen können. Die Geheimräte und Professoren werden diese interessante Thatsache registrieren und für späteren Gebrauch in gelehrten Werken und politischen Erörterungen sorgfältig bereit halten. So macht die Börse Geschichte.

Die Verhandlungen des Reichstages über die Novelle zum Stempelsteuergesetze waren nur insofern von allgemeinerer Bedeutung, als sich in ihnen die kaum noch überraschende Thatsache widerspiegelte, daß die eigentliche Spekulationsthätigkeit der Börse im Emissionsgeschäft, im Terminhandel und in der Arbitrage sich des Wohlwollens der Reichs-Regierung erfreut, während die größten Fraktionen des Reichstages eine Beschränkung dieser Thätigkeit auf das notwendige, volkswirtschaftlich nützliche Maß anstreben. Hoffentlich gelingt es den gemeinsamen Bemühungen der Konservativen und Ultramontanen in der Kommission, die neue Börsensteuer so zu gestalten, daß sie die eigentlichen Spielgeschäfte schärfer heranzieht, auf diese Weise, ohne das solide Geschäft zu schädigen, den Ertrag der Steuer erhöht und vielleicht gar die so lästige Quittungs- und Frachtbriefsteuer entbehrlich macht. Wir wollen hier nicht wiederholen, was gelegentlich der Börsensteuer-Debatte in Reden und zahllosen Zeitungsartikeln ausgeführt worden ist; den Kern der Sache erblicken wir darin, daß das Termingeschäft in Aktien, deutschen wie ausländischen, das sich als reines Spiel charakterisiert, den dreifachen Stempel tragen kann, und da diese Geschäfte infolge ihrer sehr hohen Umsatzziffern hohe Steuer-Erträge mit Sicherheit erwarten lassen, so wäre es ein steuertechnischer Fehler, sie mit den Kassa-Geschäften oder den Ultimo-Geschäften in Renten und Valuten gleich zu besteuern. Das einzige Bedenken, das sich vom Standpunkte der Börsenreform dagegen geltend machen läßt, ist dies, daß die höhere Steuer eine neue Veranlassung sein wird zur künstlichen Herbeiführung großer Kursschwankungen oder zum Eingehen umfangreicher Engagements. Dem letzteren wird die gefährliche Spitze abgebrochen werden, wenn der Reichstag sich dazu entschließen wollte, für die Börse ein öffentliches Börsenregister einzuführen, in das sich jeder eintragen lassen muß, der auf irgend einem Marktgebiete rechtsgültige Termingeschäfte abschließt.

Die Börsen-Enquete-Kommission schlägt, wie ihr stellvertretender Vorsitzender, Geh. R. Gamp, mitteilte, ein solches Register nur für die Produktenbörse vor. Hierzu haben die agrarischen Mitglieder jener Kommission die Anregung gegeben. Der Reichstag — von der Regierung erwarten wir auf diesem Gebiete gar wenig mehr — wird aber hoffentlich auch für die Fondsbörse dies Register obligatorisch machen, und zwar mit der Maßgabe, daß jeder Spekulant sich für bestimmte Gattungen von Effekten eintragen lassen muß, so daß seine Ultimo-Engagements in anderen Effekten, als in denen, für die er durch die Eintragung sich hat konzessionieren lassen, unklagbar sein müssen. Auf diese Weise wird für die jetzt so verworrene Rechtsprechung über Differenzgeschäfte ein fester Boden geschaffen, und zugleich wird das Ultimospiel der Privaten in der denkbar wirksamsten Weise eingeschränkt. Bankiers und berufsmäßige Spekulanten werden kein Bedenken haben, sich in die Listen eintragen zu lassen, ebenso wenig Großgrundbesitzer, die ihr Getreide, Mühlen, die ihr Mehl auf Termine verkaufen; wohl aber werden Privatleute, Fabrikanten und Warenhändler, Beamte, Offiziere u. s. w. sich scheuen, in öffentlichen Listen als Börsenspekulanten zu figurieren. Sie haben an der Börse nichts zu suchen, verlieren dort immer, und es ist also ganz in der Ordnung,

Digitized by Google

daß man sie von diesem gefährlichen Spiele fern hält. Merkwürdig ist nur, daß die Börsenleute selbst in dem geplanten Register eine Art Proskriptionsliste erblicken wollen. Jeder Schornsteinfeger geht in seinem Berufskostüme bei hellem Tage über die Straße und schämt sich seines Gewerbes nicht. Die Börsianer aber, die mit so viel Pathos die volkswirtschaftliche Nützlichkeit ihrer Thätigkeit ausschreien, wollen nicht einmal in einer Liste stehen, die sie als Börsianer erkennbar macht. Das ist ein Widersinn. Erklärlich wird das Zetermordio dieser Leute nur dadurch, daß ihr Handwerk den goldenen Boden verliert, sobald sie auf die Geschäfte mit ihresgleichen angewiesen sind. Das ist aber nur ein Grund mehr für die Börsenregister.

Der Effektenmarkt hat sich trotz der Gewißheit über die Börsensteuer-Erhöhung im letzten Monat des vergangenen Jahres freundlichen Hoffnungen hingegeben. Die Angst vor einem Krach in Wien und Pest ist geschwunden, seit in Herrn v. Plener ein ruhig denkender und den Spekulationen abgeneigter Finanzminister auf dem Plan erschienen ist, dem man einige Selbständigkeit gegenüber dem Sanguiniker Wekerle zutraut. Auch hat sich die durch keine exotische Werte geschwächte Kraft des österreichischen Marktes viel widerstandsfähiger erwiesen, als man angenommen hatte. Wichtiger für die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage ist aber die Erfahrung, daß sich mehrere der wichtigsten Industriezweige einer ganz normalen Entwicklung erfreuen und zu lohnenden Preisen gut beschäftigt sind. Selbst der Export hat nicht unbeträchtlich zugenommen, wenn auch gerade die vom Ausland bewilligten Preise vielfach als ganz unzulänglich bezeichnet werden. Den eigentlichen Grund dafür, daß die gegenwärtige Krisis, die von vielen sachverständigen Beobachtern als beendigt angesehen wird, nicht so verheerend hat wirken können, als frühere wirtschaftliche Depressionen, haben wir wohl darin zu erblicken, daß nirgends ein systematischer Lohndruck ausgeübt worden ist. Die Arbeiter sind infolgedessen konsumfähig geblieben und haben ihrerseits die Industrie wieder in Nahrung gesetzt. Das Verhalten der Arbeitgeber, besonders der großen, ist vielleicht eine Folge humanerer Gesinnung; gewiß aber hat noch mehr die allgemein gewordene Einsicht, daß Lohnherabsetzungen und Arbeiterentlassungen die sichersten Mittel sind, um eine wirtschaftliche Krisis zu verschärfen, segensreich gewirkt. Und so kann die jetzt gewonnene Erfahrung wohl als ein Kulturfortschritt angesehen werden, der eine Frucht der Socialpolitik Wilhelms I., sowie der von Freund und Feind gemeinsam erzeugten socialen Aufklärung ist. .

Ohne schlimme Erfahrungen ist aber auch dieser Monat nicht geblieben. Das neue griechische Kabinett Trikupis enthüllt immer schamloser sein System des Raubes und der Gewaltthätigkeit. Nicht genug damit, daß Trikupis das vom Könige unterzeichnete Dekret über die Fundierungs-Anleihe auf dem Verwaltungswege außer Kraft setzte, er ließ für alle äußeren Anleihen gleichmäßig eine Zinsreduktion um 70 Prozent beschließen, und legte sogar seine Hand auf die Monopolgesellschaft, die dazu eingesetzt war, um die für die Monopolanleihe verpfändeten Einkünfte einzukassieren und an die Gläubiger auszuzahlen. Gegen diesen Gewaltakt, der in der Geschichte der Staatsbankerotte ohne Beispiel dasteht, haben die diplomatischen Vertreter der Mächte Protest erhoben, und Trikupis hat sich dem gegenüber herbeigelassen, zu versichern, er denke nicht an eine Benachteiligung der Inhaber der Monopolanleihe; da er aber, während wir dies schreiben, noch nichts gesagt oder gethan hat, was die Beseitigung der in Griechenland verhaßten Monopol-Gesellschaft als ausgeschlossen erscheinen läßt, so haben seine beruhigenden Versicherungen keinen Wert. Endlich kommt nun die Vereinigung aller geschädigten Anleihegläubiger Griechenlands in Fluß. In Deutschland und in England bilden sich Schutzkomitees unter Führung der Emissionsbanken, und an der diplomatischen Unterstützung der Regierungen wird es nicht fehlen. Griechenland darf weder die Monopolgesellschaft aufheben, noch darf es sich länger weigern, seine Finanzen der Kontrolle eines internationalen Gläubiger-Ausschusses zu unterstellen.

Digitized by Google

Bevor nicht ein die Gläubiger zufrieden stellendes Arrangement erzielt ist, müssen auch sämtliche Börsen des Kontinents jeder neuen griechischen Anleihe die Kotierung verweigern. Das ist das sicherste Mittel, um den betrügerischen Bankerott dieses Landes zu verhindern.

Von Mexiko kommen über New-York periodisch günstige Nachrichten, die mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden müssen. Da wird z. B. für die Tehuantepec-Eisenbahn Reklame gemacht, der durch eine neue Anleihe aufgeholfen werden soll. Die im Sommer eingestellten Arbeiten sollen wieder aufgenommen werden, und zwar durch denselben Herrn Stanhope, der zuletzt den Rest der 55 Millionen-Anleihe in dies aussichtslose Unternehmen vergraben hat. Es wird sich, so fürchten wir, zu einem neuen Panama auswachsen. Da aber die neue Anleihe nur in England aufgelegt werden soll (ihre Einführung in Deutschland ist durch das Dazwischentreten des Auswärtigen Amtes verhindert worden), so haben wir keinen Anlaß mehr, dieser Angelegenheit unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die deutschen Besitzer mexikanischer Anleihen, die einer Warnung zugänglich sind, werden die Gelegenheit benutzen, ihr Papier an England abzugeben, sobald der Kurs sich wieder dem Stande von 70 Prozent nähert. Darüber hinaus zu steigen, hat er keine Aussichten. —

Dem neuen Jahre braucht man, wenn Gott uns vor Krieg und Seuchen bewahrt, nicht mit Besorgnissen entgegen zu blicken. Es scheint in wirtschaftlicher Beziehung aufwärts zu gehen. Die deutsche Landwirtschaft hat wieder Mut gefaßt. Sie ist sich ihrer politischen Machtstellung bewußt geworden, und sie hat, seit sie aus der konservativen Partei die unsicheren Elemente entfernt hat, gegründete Aussicht darauf, ihre berechtigten Ansprüche zur Geltung zu bringen. Die Industrie belebt sich wieder. Sie sieht sich gewiß nicht auf den russischen Handelsvertrag angewiesen, von dem selbst freisinnige Börsenblätter offen eingestehen, daß er für unseren Export von geringer Bedeutung sein würde. Der ausbeutenden Thätigkeit der Börse wird, das hoffen wir zuversichtlich, eine Grenze gesetzt werden. Und so gehen wir dem neuen Jahre getrost entgegen. Wenn die Streitfragen um die Wirtschaftspolitik in den Hintergrund treten können, wird wohl auch Raum und Muße für die idealen Aufgaben geschaffen werden; wir verkommen sonst im politischen Materialismus.

Kirche.

Wenn wir die Aufgaben erwägen, welche die evangelische Kirche aus dem alten Jahre in das neue mit hinübernimmt, so kommt es darauf an, daß wir diejenigen, welche eine bestimmte Lösung in der nächsten Zukunft erheischen, unterscheiden von anderen, welche darum eine solche so bald nicht erwarten können, nicht weil sie nicht so wichtig wären wie jene, sondern weil sie viel tiefer greifen. Im Vordergrunde des Interesses steht in der Gegenwart die neue preußische Agende, die in der Generalsynode in wenigen Monaten zur letzten Beratung gestellt und dann eingeführt werden soll. Die Frage ist in ein neues Stadium getreten durch die ernsten Angriffe, welche auf das Agendenwerk unserer Landeskirche nunmehr durch die akademischen Vertreter der Liturgik aus den Reihen der modernen Theologie gemacht sind. Die Professoren Bassermann und Spitta haben sich in eigenen Schriften über den Entwurf ausgesprochen, und besonders des letzteren Schlußwort geht viel durch die Zeitschriften um,

Digitized by Google

daß mit der Annahme der Agende die preußische Landeskirche aus der Reihe der Kirchengemeinschaften austräte, die für die Entwicklung des evangelischen Kultus noch eine Bedeutung haben, denen noch eine Zukunft offen stehe. Wir gehen an dieser Stelle auf diese Opposition nicht ein. Unsere Freunde kennen unsere Stellung zu dem Werke im ganzen; Einzelheiten würden uns zu sehr in theologische Betrachtungen hineinführen. Nur zwei Punkte seien hervorgehoben. Die Opposition Bassermanns richtet sich natürlich hauptsächlich gegen die Stellung, welche das Bekenntnis im gottesdienstlichen Leben einnimmt, sowohl im Hauptgottesdienst, wo die Gemeinde sich durch das Apostolikum zusammenschließt als die Gemeinde derer, welche durch die großen Thaten Gottes das Heil erfahren haben und sich zur Bezeugung dieser Heilsthatsachen an alle Welt verpflichten, als die Gemeinde derer, die hoffend ausblicken auf den, der wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, — als auch bei den kirchlichen Handlungen der Taufe und Konfirmation und der Ordination. Die Generalsynode wird sich durch *diese* Gründe keinen Augenblick bestimmen lassen. Sie würde damit aus der Reihe derjenigen Kirchengemeinschaften treten, die für die Bewahrung des Evangeliums durch die Zeiten, bis daß der HErr kommt, noch eine Bedeutung haben, denen noch eine Zukunft offen steht.

Der andere Grund, der prinzipiell gegen das ganze Agendenwerk geltend gemacht wird, ist die Einführung desselben als eine Kirchenordnung mit bindender Kraft. Hierüber herrschen auch unter den Freunden der Sache noch manche nicht ganz klare Vorstellungen. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß es sich bei der Agende nicht handelt um einen ähnlichen Entwurf, wie bei den neuerdings hergestellten Provinzialgesangbüchern. Diese werden den Gemeinden nur dargeboten, damit diejenige, welche will, ein solches einführen kann; die aber das alte lieber behalten wollen, werden, wenn es sonst gut ist, in dem Besitz desselben nicht gestört. Anders bei der Agende. Sie soll die allgemeine und notwendige Grundlage für die Gottesdienste in *jeder* Gemeinde bieten, wird also als eine Kirchenordnung eingeführt. Nun ist es eine unglückliche Lage, wenn sich die Gegner dieser Neuordnung für ihre ablehnende Haltung gegen eine feste gesetzliche Ordnung in gottesdienstlichen Sachen überhaupt — auf Luther berufen. Luther nahm in dieser Frage, bei der mangelhaften Entwicklung des Toleranzbegriffes im 16. Jahrhundert, keine klare Stellung ein. Einerseits versichert er, daß, wer etwas Besseres habe, als er in seiner Meßordnung biete, das getrost behalten möge, er lege niemandem damit ein Gesetz auf. Andererseits sagt er, daß er die wilden Köpfe, welche ihr Eigenes aufrichten und sich diesem Gemeinsamen nicht anschließen wollten, Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht übergebe, der dann wohl das Rechte mit ihnen anstellen werde. Wir stehen mit Luther auf dem evangelischen Standpunkt, daß die gottesdienstlichen Formen nicht zur Gewissenssache gemacht werden dürfen, und deshalb ist bei ihrer Einführung mit zarter Schonung der Gewissen zu verfahren. Aber andererseits ist es durchaus Luthers Meinung, daß in einer Landeskirche eine Ordnung herrschen müsse. Und gerade der nach Luther benannten evangelischen Christenheit wird es viel leichter als anderen Christen, sich in Formen zu fügen, die dem Einzelnen nicht so zusagen, wie er es wünschte, — weil bei uns die Gleichgültigkeit der Form für den Glauben feststeht, während der Calvinist viel enger darin gebunden ist. Ordnungen also müssen sein, und das ganze Agendenwerk hätte nur unterbleiben können, wenn es nicht darauf abzielte, eine Kirchenordnung zu bringen, an die jede Gemeinde und jeder Pastor gebunden ist. Mit der Einführung einer solchen Ordnung kommt das Kirchenregiment einfach seiner Pflicht nach, dem Glaubensleben in den Gemeinden seines Kirchengebietes Formen zu verschaffen, die es nach menschlichem Ermessen am besten tragen und schützen, erhalten und vertiefen können. Daß dann einerseits Parallelformulare beigegeben und andererseits Instanzen bestimmt werden, welche die privaten Wünsche für einzelne, besonders Anstaltsgemeinden, und Abweichungen erfüllen können, sichert den evangelischen Standpunkt, ohne die Ordnung aufzugeben. Es versteht sich aber

Digitized by Google

von selbst, daß es sich bei solchen privaten Wünschen nicht um das Aufgeben von Hauptsachen handeln kann.

Bei dem Umblick am Jahresschluß steht das Agendenwerk im Vordergrunde, sagte ich. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß es die wichtigste Angelegenheit wäre, welche die Kirche jetzt beschäftigt. Die beiden viel tiefer greifenden Fragen, von deren Entwicklung geradezu der Bestand der evangelischen Landeskirche abhängt, sind die nach dem Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft und zu den socialen Aufgaben der Zeit. Und zu ihnen, als den mehr material bestimmten Fragen, kommt die mehr formale nach der Vervollständigung der Kirche, nach der freieren Bewegung aller ihrer Organe. Ich betone immer wieder, daß für die auf diesen letzteren Punkt ausgehenden Bestrebungen weitaus das Wichtigste ist, daß wir in der Geistlichkeit und den Gemeinden mehr innere Selbständigkeit, mehr kirchliches Bewußtsein, mehr kirchliche Charaktere haben; ohne eine Zunahme in dieser Beziehung werden wir freiere Bewegungsformen nicht erreichen, aber sie würden uns auch nichts nützen. Nun ist wohl kaum eine bessere Gelegenheit, solche Selbständigkeit zu beweisen, als gerade durch das Auftreten christlicher und kirchlicher Männer in den socialen Wirren. Und wir hoffen, uns nicht zu täuschen in der Annahme, daß wir mit Zuversicht auf ein wachsendes Verständnis der socialen Aufgaben in den kirchlichen Kreisen rechnen können. Die alten Einwendungen werden immer seltener. Als eine recht verbrauchte möchte ich hier einmal auf die Verdrehung hinweisen, die man dem Herrnworte: wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über Euch gesetzt? — hat angedeihen lassen. Jesus weist damit eine richterliche Thätigkeit von sich ab und verweist auf die bestehenden Gesetze. Der Volkswirt hat aber nicht Gesetze auszuführen, sondern hat die Naturgesetze des socialen Lebens zu erforschen und die sittlichen Grundsätze aufzustellen, nach denen dasselbe zu regeln ist. Die Theologen, welche jenes Herrnwort gegen eine evangelisch-sociale Thätigkeit anwenden, haben also keine Ahnung von dem Unterschiede des Juristen und des Nationalökonomen, überhaupt wohl keine rechte Ahnung von dem, was Nationalökonomie ist.*) Es ist gewiß die Aufgabe des Volksmannes, und als solchen darf man den Geistlichen seiner Idee nach doch wohl bezeichnen, die Gesetze des socialen Lebens auch an den sittlichen Zuständen in seiner Gemeinde zu studieren und anzuwenden.

Neuerdings hat ein Geistlicher viel von sich reden gemacht durch sein Auftreten in den socialen Fragen, das ihn in Konflikt mit seiner Gemeinde und auch mit seinem Kirchenregiment gebracht hat. Es ist der früher in unseren politischen Berichten schon genannte Pastor Schall in Bahrdorf im Herzogtum Braunschweig. Vor mir liegt die Rede, die er auf Einladung im socialdemokratischen Arbeiterbildungsverein in Magdeburg am 2. November 1893 gehalten hat (Verlag von A Radwitz in Oebisfelde. 0,25 ℳ). Ich glaube nicht, daß eine auch nur ähnliche Rede schon einmal gehalten ist; und daß sie mit angehört ist — ist ein hervorragendes Zeichen der Zeit. Der orthodox gläubige und von Liebe zum Volke und zum deutschen Vaterlande erfüllte Geistliche wirbt hier um die verführten Brüder mit einer Herzlichkeit und Wärme, aber auch mit einer Offenheit und — man kann wohl sagen: Grobheit, die zu bewundern ist. Er redet vor den ca. 2000 Personen immer von seinem Deutschtum, der Schlechtigkeit der Vaterlandslosigkeit, versichert, daß er monarchisch wäre „bis auf die Knochen", obgleich und gerade weil er in Amerika die Republik kennen gelernt hätte, ja er spricht offen seine Ansicht aus, daß der Atheismus der Socialdemokraten nur eine Folge sei der Gottlosigkeit ihrer Führer und der Hetzereien der vielen Juden, die in ihren Reihen das große Wort führen. Daneben bekennt er sich zu ihren wirtschaftlichen Zielen und erkennt die Berechtigung ihrer Bestrebungen an. — Um Pastor Schalls Auftreten zu verstehen, muß man besonders seine „Verteidigungsschrift wegen

*) Ich verweise hier auf die treffliche kleine Broschüre von Pastor Zollmann: Theologie und Nationalökonomie (Leipzig, 1893 H. G. Wallmann. 30 Pf.).

Digitized by Google

einer Anklage über socialdemokratische Agitation" kennen, der er den Titel: Die Socialdemokratie auf dem Lande, ihre Abwehr und sicherste Ausbreitung" gegeben hat (Oebisfelde, Radwitz. 0,50 M.). Sie enthält mehrere Vorworte und einen in seinem Kirchdorfe gehaltenen Vortrag, durch den er die Gründung eines Arbeitervereins einleiten wollte, endlich seine Korrespondenz mit seinen Konsistorien, den Einzelnen seiner Gegner, seine und der Behörde Antworten.

Trotz warmer Sympathien mit den Bestrebungen Schalls kann ich nicht finden, daß er überall mit dem rechten Takte vorgegangen ist. Besonders ist die Gelegenheit der Wahlbewegung, bei der er mit seiner Bekämpfung des satten Interessenliberalismus hervortrat, nicht die für ihn als Geistlichen richtige gewesen. Auch ist früher hier schon ausgesprochen, daß er in seinen volkswirtschaftlichen Anschauungen sich zu einseitig durch den Doktrinär Marx hat beeinflussen lassen, so daß er auch jetzt z. B. von den Arbeitern reden kann als denen, die alle Werte produzieren u. dgl. Aber darum bleibt es doch wahr, daß in diesen Vorgängen in Bahrdorf im kleinen ein Stück Zeitgeschichte zu sehen ist. Es ist durchaus richtig, was Pastor Schall sagt, daß die sittlichen Anschauungen großer Kreise der Besitzenden tiefer stehen, als die der meisten Anhänger der Socialdemokratie. Und es ist an der Zeit, daß die Geistlichen sich los machen von dem Wahne, daß sie vor allem die Wahrer und Hüter des Bestehenden seien. Ich meine, daß es dem treuen Pastor bei seinem himmlischen Vorgesetzten heutzutage unter Umständen nicht geringes Lob einträgt, wenn er von gewissen Vertretern der „Ordnung" auf Erden ein Revolutionär genannt wird.

Als ein Zeichen, daß in Pastorenkreisen sich die Erkenntnis weiter Bahn bricht, daß es beim Anlegen der sittlichen Maßstäbe an die socialen Zustände und das soziale Verhalten mehr Gerechtigkeit zu üben gilt als bisher vielfach geschah, ist auch die in 2. Auflage erschienene Schrift von Superintendent Petrich: Pastor und Arbeiter; ein Kapitel aus der Praxis für die Praxis, mit besonderer Rücksicht auf die ländlichen Verhältnisse des deutschen Ostens und Nordens. (Berlin, Verlag der Stadtmission. 30 Pf.) Ich führe ein Beispiel dieses Gerechtigkeitsstrebers an: „Es ist wahr, manche Arbeiter, sonderlich unter den Sachsengängern, verzetteln ihre höheren Einnahmen in wertlosem Putz und Vergnügungen, statt sie wirtschaftlich nutzbar zu machen. Aber thun sie damit etwas anderes, als viele etwa gleichalterige Studenten, die, nachdem sie auf der Schule zu lange in strenger Unselbständigkeit gehalten waren, nun nicht wissen, wie schnell sie ihres Vaters Thaler an den Mann bringen sollen, nur um sich ihrer Freiheit recht bewußt zu werden? Wir haben kein Recht, den Arbeiterstand, nachdem ihm die staatsbürgerliche Selbständigkeit zugesprochen ist, mit anderem Maße zu messen als irgend einen anderen Stand." — Treffend wird jetzt von vielen Seiten darauf hingewiesen, daß es eine Aufgabe der Vertreter der christlichen Sittlichkeit ist, bei den vielen Klagen über Begehrlichkeit und Unzufriedenheit, Verschwendung und Leichtsinn der Arbeiter, einmal einen Vergleich zu ziehen, etwa zwischen den Wohnungen, welche viele Besitzende ihren Arbeitern jahraus jahrein zumuten, oder wie sie auch in den Städten bewohnt werden, und zwischen den Ansprüchen, die seitens der Gebildeten jetzt an das Leben gestellt werden. Sieht man genauer zu, so ist es lediglich das Beispiel der Höherstehenden, welche jene beklagte Unzufriedenheit hervorruft. „Unsere Schuld!" — so sollten darum die traurigen sittlichen Zustände im Proletariat uns zurufen, wie es eine sorgfältig und eindringlich geschriebene kleine Schrift thut, die unter obigem Titel erschienen ist und schon mehrere Auflagen erlebt hat. (Leipzig, Fr. Richter. 1 M.) Ich kann ihre Lektüre nur dringend allen Lesern der Monatsschrift in Stadt und Land empfehlen.

Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeit, welche darin liegt, daß einerseits die schon so leicht erregbare Begehrlichkeit nach verbotenen Früchten nicht gesteigert und andererseits doch die berechtigten Wünsche der Arbeiter geltend gemacht werden auch an

den Stellen, denen das sehr unbequem ist. Aber noch nie hat die Schwierigkeit einer sittlichen Aufgabe dieselbe weniger zur Aufgabe gemacht. Die Vertreter der Sache der Arbeiter sind übrigens in der glücklichen Lage, daß sie nicht etwa Ansprüche auf Erhöhung des Lohnes zu vertreten haben, sondern vielmehr die Ansprüche auf das, was man mit Recht ein menschenwürdigeres Dasein überhaupt genannt hat: bessere Wohnungen, größeren Schutz der Sittlichkeit, des Familienlebens, Möglichkeit eines Familienlebens mit Familienerziehung, Möglichkeit zur geistigen und gemütlichen Anregung. Das sind die Punkte, auf die es im Kampfe um die „Emancipation des vierten Standes" ankommt. Und bei solchen Forderungen muß die Kirche in ihren amtlichen Organen auf seiten der Arbeiter stehen und darf getrost die Gegner dieser Bestrebungen für die eigentlichen Förderer der Socialdemokratie ansehen.

Mit der Arbeiterbildungsfrage beschäftigen sich auch in der That in der Gegenwart manche kirchlichen Zeitschriften, Konferenzen und Schriften. „Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?" — fragt u. a. Pfarrer Lic. Hummel.*) Er begründet „das Streben des Arbeiterstandes nach Teilnahme am geistigen Besitz der Menschheit" ausführlich vom allgemein menschlichen und christlichen Standpunkte. Und wenn auch die prinzipiellen Erörterungen etwas doktrinärer Art sind — „der Mensch, wie er die Synthese der Bildung als die Synthese des sittlich-religiösen, des intellektuellen und des echt socialen Faktors vollzieht" u. s. w. —, so sind die Forderungen und Vorschläge besonnen, ausführbar und sehr zu beherzigen. Es ist aber auch ein Weg zur volkstümlicheren Gestaltung unseres kirchlichen Lebens und Handelns, ein Ziel, für das ja unsere Zeitschrift seit nunmehr fünfzig Jahren stets warm und entschieden eingetreten ist.

Wir sehen, wie in einer ganzen Reihe von einzelnen Vorkommnissen und Schriftchen die große Aufgabe, welcher der Kirche durch die socialen Schwierigkeiten unserer Zeit gestellt, zum Ausdruck kommt. Nicht nur das beginnende Jahr wird daran zu lösen haben, sondern es wird sich die Aufgabe noch weit in das kommende Jahrhundert hinein erstrecken. Die Bewegung entzieht sich zum großen Teil der Oeffentlichkeit. Wie viel einsame stille Studien mögen gemacht werden, die ihre Wirkungen erst noch äußern sollen, auf wie manchen Zusammenkünften und Versammlungen mögen diese Dinge besprochen werden! Ich nahm selbst erst vor kurzem an einer Versammlung des Pfarrervereins teil, wo mit großem Verständnis und eingehendem Interesse die sociale Frage behandelt wurde. Welche Teilnahme der sociale Kursus in Berlin vom Herbst gefunden hat, ist bekannt. Nahmen doch ca. 300 Geistliche daran teil. Auch hat die Zeit, die dem Kursus gewidmet war, mehrere interessante Berührungen mit der Socialdemokratie gebracht; durch Versammlungen, in denen neben dem Atheisten Voigtherr Leute wie Schall und Naumann einerseits und Egidy andererseits sich hören ließen.**)

Gerade dieses Eintreten des allgemeinen religiösen Idealismus, den Egidy repräsentiert, in die sociale Bewegung, ist ein Zeichen unserer Zeit, auf das wir nicht

*) Heilbronn, E. Salzer, 1893. 126 S. Es ist eine von der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift, die sich als „Aufruf zu einer Organisation der Volksbildung" einführt.

**) Ich nenne hier noch einige in dies Gebiet schlagende Broschüren: Unsere Socialdemokratie im Spiegel der ersten französischen Revolution. Von Hans Blum. München, 1893. C. H. Beck. 60 Pf. — ein sehr guter Nachweis, daß die heutigen Bestrebungen nur die erneute Frucht der Philosophie des 18. Jahrhunderts sind, mit schlagenden Parallelen aus der großen Revolution von vor hundert Jahren. — Sociales aus dem Alten Testament. Vortrag im evangelischen Verein zu Hannover. Von D. Friedr. Düsterdieck, Ober-Konsistorialrat. Hannover, 1893. Schmorl & v. Seefeld. 50 Pf.; immer wieder müssen uns die tiefen Gedanken des Alten Testaments, die alle Humanität des 19. Jahrhunderts noch weit übertreffen, überraschen, wenn sie so eingehend und anziehend dargestellt werden wie hier. — Von katholischer Seite nenne ich den recht geschickten und ernsten Vortrag eines Oberlehrers Dr. E. Huckert: Welche Bedeutung gebührt der Religion in den socialen Kämpfen der Gegenwart? Meißen, 1892. F. Huch. 30 Pf.

Digitized by Google

unterlassen wollen hinzuweisen. Auch sein Mitstreiter Professor Lehmann-Hohenberg, der Herausgeber der „Volksschrift Einiges Christentum" predigt mit Wärme einen christlich-humanistischen Socialismus und hat jüngst in einem besonderen Flugblatt „Zur Religionsbewegung" einen geharnischten Angriff auf die sog. liberale Kieler Zeitung gemacht, welche mit Uebertreibungen und Vertuschungen die Socialdemokratie bekämpfen will. Er redet darin von dem Worte und dem Reiche Gottes mit großem Ernst, — was er freilich beides in einem anderen Sinne versteht, als wir. Er sagt u. a.: „Betet die Kirchengemeinde nicht: Dein Reich komme? Ist das bloße Phrase — hat Christus bei seiner uns gegebenen Verheißung nicht im Ernst gesprochen? Ganz gewiß nicht! Wir haben Verstandeskräfte genug, und die Sonne spendet uns überreiche Mittel, um die Erde in einen Garten Gottes zu verwandeln, in welchem jeder Arbeit und den vollen Lohn seiner Thätigkeit haben kann. Wir müssen nur unsere Selbstsucht überwinden — jeder zunächst bei sich und dann erst bei den anderen — und müssen uns die Hand zu gegenseitigem Eintreten für einander reichen, dann werden die kommenden Geschlechter körperlich und geistig gesund hervorwachsen; auch dann werden die Menschen kämpfen und ringen müssen — aber in edler Menschlichkeit und allumfassender Brüderlichkeit. Körperliches und geistiges Kranksein werden in einer vernünftig gewordenen Welt nur Ausnahmefälle sein, während es jetzt fast die Regel ist."

Uebrigens könnte sich ein Theologe aus der Ritschlschen Schule ganz genau so ausdrücken. Auch ihnen ist ja das Reich Gottes die verwirklichte sittliche Gemeinschaft aller Menschen; auch für sie giebt es kein Hindernis, um diese Welt zu einer vernünftigen Gotteswelt zu machen, während sie die christlichen Lehrstücke von den letzten Dingen als unbrauchbar beiseite stellen. Immerhin ist es interessant, daß der alte Rationalismus in dieser neuen Form so viel praktischer geworden ist. Und wir freuen uns der Gemeinschaft dieser Gegner in der Bekämpfung der Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, wo sie auch immer auftreten. Denn es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Hauptgefahr für die Kulturentwicklung unserer Zeit nicht von der Selbstsucht kommt, die von unten her droht, sondern von derjenigen, die von oben her ihre goldenen Ketten für die Gesellschaft schmiedet.

Bei der Betrachtung der verschiedenen so kämpfenden Parteien wird freilich der Kirche des reinen Gotteswortes die Aufgabe doppelt ernst zu stärken sein, das alte lautere, unverkürzte Evangelium der Welt mit dringenderem Ernste zu verkündigen. Nur in Christo allein ist das Heil — das Heil der Seelen zur Ueberwindung der Selbstsucht, die auch Lehmann-Hohenberg fortwünscht, — und darum allein auch das soziale Heil. Immer dringender ist zu mahnen, daß die Christen auf dem socialen Gebiete die Wissenden und Handelnden werden, und daß auch die Predigt diese Seite des Evangeliums behandle, nach welcher es uns die sittlichen Grundlagen für unser wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben offenbart. Hier sind gewiß noch viele Fragen unbeantwortet und es ist nicht leicht, im einzelnen zu bestimmen, was der Pastor von diesen Dingen auf die Kanzel zu bringen hat. Da wird ein jeder nach seiner Einsicht in die Zustände der Gemeinde handeln müssen. Aber ein Beispiel sei hier genannt, das ich als ein durchweg musterhaftes bezeichne. Es sind die Predigten des deutschen lutherischen Pastors in Genf, Ad. Hoffmann: Der Arbeit Rechte und Pflichten. Christliche Reden über soziale Fragen. (Basel, 1894. R. Reich. 75 Pf.) Es sind sechs wirkliche Predigten über biblische Texte, meist über eine Zusammenstellung von solchen, und die Texte sind auch wirklich sinn- und sachgemäß ausgelegt, dazu oft noch andere biblische Stellen reichlich benutzt. Und dabei sind es wirklich soziale Reden, deren Themata lauten: die Schranken des irdischen Gewinns — die sittliche Aufgabe des Reichtums — die sittliche Weihe der Arbeit — die sittliche Bedeutung der socialen Gliederung — Zwang und Freiheit im socialen Leben — die sittliche Seite des Berufs. Es sind besonders in den ziemlich langen Einleitungen direkte Belehrungen über soziale

Verhältnisse der Gegenwart und ihre geschichtliche Entstehung enthalten, so daß man wohl zuweilen vergißt, daß man unter der Kanzel sitzt; aber desto lichtvoller ist dann die christliche Belehrung darüber und desto eingreifender die Mahnungen. Der Standpunkt ist überall der entschieden christliche. Wenn meine Schrift über die „Mitarbeit an der Lösung der socialen Frage", welche der Verfasser auch nach seiner Aussage im Vorwort gut benutzt hat, solche Früchte trägt, wie diese — im übrigen durchaus originalen — Predigten, so kann ich nur dankbar dafür sein.

Eine ähnliche Aufgabe wie Hoffmann hat sich der ehrwürdige Präses des Centralausschusses für die innere Mission, D. Bernhard Weiß, gesetzt, indem er „zur Begrüßung des 27. Kongresses für innere Mission" vier biblische Ansprachen über Luc. 12, 13—34 unter dem Titel „Vom irdischen Gut" veröffentlicht hat. (Hamburg, 1893. Agentur des Rauhen Hauses.) Es sind diese Ansprachen gehalten zur Eröffnung früherer Kongresse, sehr erbaulich, und enthalten einzelne tiefe und originelle Gedanken (u. a. der Vergleich zwischen dem mittelalterlichen Verzicht auf irdischen Besitz mit dem Thun der heutigen Enthaltsamkeitsvereine u. s. f.). Aber im ganzen vertreten sie den von uns bekämpften Standpunkt, der dem wirtschaftlichen Leben gegenüber sich doch nicht zu helfen weiß. Dazu blickt stellenweise ein Optimismus hindurch, der uns an den „Enthusiasmus" eines Lehmann-Hohenberg und der Ritschlianer erinnert, den ich oben kennzeichnete.

Wir sehen, daß sich die Anschauungen erst noch sehr klären müssen, ehe das Handeln der evangelischen Kirche in Bezug auf die sociale Aufgabe ein einheitliches wird. Aber ich denke doch, daß wir auf gutem Wege dazu sind und der HErr wird jedes aufrichtige Streben segnen, auch wenn die Einsicht erst noch eine wachsende ist.

Greifswald, den 27. Dezember 1893.

M. v. Nathusius.

Nochmals „Trojanisches".

(Wir geben trotz der Schärfe des Tones auch der folgenden Zuschrift Raum, da sie sachliche Ausführungen enthält, erklären indessen ausdrücklich, daß wir in dieser Frage die „Monatsschrift" nur als Sprechsaal ansehen und unsererseits nach keiner Richtung hin Partei ergreifen wollen. D. Red. d. Allg. kons. Monatsschrift.)

Hochgeehrte Redaktion!

Die im letzten Dezemberheft veröffentlichte, so — liebenswürdige Zuschrift des Herrn Prof. Dr. Ernst Maaß läßt mich mit Vergnügen erkennen, wie unaufhaltsam meine Sache dem Siege zueilt. So „empört" sind die Leute immer dann, wenn ihnen die Gründe ausgehen und eine Lieblingsidee ins Wasser fällt.

Zwar behauptet Herr Maaß, seine Empörung sei nicht so sehr durch den Inhalt als die Form des fraglichen Artikels hervorgerufen, und so müsse jeder empfinden, der „die Geschichte der trojanischen Grabungen und ihre Leitung (seit 1882) einigermaßen" kenne. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß derselbe „die Geschichte dieser Grabungen und ihre Leitung" nicht nur „einigermaßen", sondern genau kenne.

So behauptet Herr Maaß, aus der Beschaffenheit der Thongefäße ergebe sich „vorab" für keine der beiden Ansichten etwas Sicheres, die Frage bleibe nur die: sind zweifellose Spuren einer Befestigung nachweisbar oder sind sie es nicht. Herr Maaß scheint nicht zu wissen, welche Rolle meine Abhandlungen über die Gefäße auf dem Pariser Anthropologen-Kongreß 1889 gespielt haben. Der vom Kongreß als Referent über meine Vorlagen bestellte Herr S. Reinach schrieb mir damals: „Vous m'avez convaincu", limitierte aber später unter dem Eindrucke des Lärmes, den die Trojaner mit ihren Befestigungen machten, jene unbedingte Zustimmung dahin: „La force de votre théorie n'est pas dans le détail architectonique, mais dans la nature des découverts (fusaïoles, vases à visages etc.) qui indiquent plutôt une nécropole qu'une acropole. Je continue à considérer cet argument comme très fort." Dies Argument hat die Burgpartei von jeher beiseite geschoben, gerade so wie jetzt Herr Maaß, um ausschließlich die Befestigungsfrage zu erörtern. Sie weiß, jenes Argument bringt der Burgtheorie den Untergang, und sie muß auch wissen, daß, ganz abgesehen von dem Nachweis von lauter Totengerät, die — selbst von ihr unbestrittene — Thatsache, daß Totenbestattung zu Hissarlik stattgefunden hat, die Burg- und Ansiedlungstheorie schon a priori unmöglich macht, weil Totenbestattung innerhalb der Burgen und Städte im Altertum nicht Sitte

Digitized by Google

war, vielmehr von religiösen und abergläubischen Vorstellungen (namentlich im Orient) strengstens perhorresciert wurde. Deshalb machen schon die wenigen Gräber, welche die Burgpartei nicht leugnet, deren Theorie zu nichte, gar nicht davon zu reden, daß einer der ihrigen, Dr. Schuchhardt, die Auffindung einer Menge Urnen mit Asche anerkannt hat. Da haben wir eine Probe von der vorbildlichen Akribie, welche Herr Maaß der Burgpartei nachrühmt.

In der Befestigungsfrage glaubt Herr Maaß mir nun Eins auswischen zu können, indem er auf die Erklärung des Herrn Generals Schröder in der Deutschen Bauzeitung vom 21. Oktober 1893 hinweist. Hätte er mit seinem Briefe vom 3. November noch acht Tage gewartet, so würde er die nachfolgende (unerwidert gebliebene) **Berichtigung** in derselben Zeitung vom 11. November gefunden haben:

In seinem „Allerneuesten über Schliemanns Troja“ (vergl. Dtsch. Bztg. vom 21. Oktober d. J.) wirft Herr General Schröder mir ungerechter Weise vor, ihn unrichtig als Zeugen verwertet zu haben; ich hätte ihm in der Osmanischen Post vom 30. August d. J. das Urteil zugeschrieben: „Die Ruine Hissarlik (der 2. Schicht) könne unmöglich eine Burg, eine Befestigungs-Anlage gewesen sein.“ Das habe er aber nie und nirgends geschrieben oder gesprochen.

Die inkriminierte Stelle in der Osm. P. behauptet aber auch gar nicht, daß der Herr General das in dieser Form gesprochen oder geschrieben habe; sie lautet wörtlich: „der Nachweis des Ingenieur-Generals Schröder, Dörpfelds Troja könne unmöglich eine Befestigung, unmöglich eine Burg sein, verhallte. . . . . .“

Das Urteil darüber, ob dieser Nachweis nicht thatsächlich in den hier in Frage kommenden Abhandlungen des Herrn Generals erbracht ist, kann ich mit Ruhe jedem, der sie liest, überlassen. Wo diese Abhandlungen zu finden sind, habe ich immer gewissenhaft, so auch in der Osm. Post, mitgeteilt und mithin jeden in den Stand gesetzt, meine Aeußerung auf ihre Richtigkeit zu kontrollieren. Herr General Schröder beruft sich freilich jetzt nur auf seinen Aufsatz in der Deutschen Bauzeitung vom Mai 1891. Aber in der Vossischen Zeitung vom 10. Mai desselben Jahres steht eine Abhandlung von ihm, die die Charakterlosigkeit und Unbestimmbarkeit der Ruine darlegt und nachweist, daß ihr die ersten Erfordernisse, Geschlossenheit des Ringes und Türme, fehlen, auch jede Spur von einem (nur hypothetischen) Wehrgang auf der Mauer, und diese Abhandlung schließt mit den Worten: „Wenn sie“ (Schliemanns zehn Zeugen) der Ruine fortifikatorischen Charakter zuerkennen, so haben sie nach Wunsch und Phantasie geurteilt, aber nicht nach der Logik der nüchternen Thatsache.“ Diese nüchterne Thatsache, die Charakterlosigkeit der Ruine, ist dann im „Archiv für Artillerie- und Ingenieur-Offiziere“ 1892, 2 (E. S. Mittler & Sohn) noch ausführlicher und unter Vergleichung mit den in meinem „Hissarlik wie es ist“ (1890) aufgeführten Beispielen altasiatischer und ägyptischer Festungen und ihnen ähnlicher Kultbauten dargethan und die Ruine Hissarlik schließlich wörtlich „vom Verzeichnis der ältesten Denkmäler der Festungs-Baukunst“ gestrichen. Der Herr General wird es also dem Leser, dem ich auch noch die Lektüre der Schröderschen Abhandlung „Böttticher wider Schliemann“ in „Nord und Süd“ 1893 empfehle, überlassen müssen, ob er nicht in

Digitized by Google

allen diesen (nun doch nicht mehr aus der Welt zu schaffenden) Abhandlungen den Nachweis findet, daß diese unbestimmbare Ruine unmöglich eine Burg, unmöglich eine Befestigung sein kann.

Berlin, den 24. Oktober 1893.

Ernst Böttticher, Hauptmann a. D.

Der Herr General hatte also, wie Vergleichung des von ihm sogar mit Gänsefüßchen versehenen Satzes mit dem Text der Osman. Post zeigt (s. o.), die Aussprache meiner persönlichen Ansicht für eine ihm in den Mund gelegte Aeußerung genommen, und diesen Irrtum beuten andere dazu aus, meine Glaubwürdigkeit in versteckter Weise zu verdächtigen. Vergebliche Mühe! Meinen Ruf wissenschaftlicher Ehrlichkeit hat noch niemand antasten können.

Im übrigen scheint Herr Maaß den Begriff „Kriegsbaumeister" auf die Person des Generals Schröder zu beschränken. Es hängt aber offenbar nicht von diesem ab, zu bestimmen, was aus den von ihm festgestellten Thatsachen: Nichtgeschlossenheit des Ringes — keine Spur von Verteidigungseinrichtung der Mauer — Türme nur Strebepfeiler, Thortürme „Phantasiegebilde" — für die sogenannte Burg gefolgert werden muß. Für seine Person mag ja der Herr General „dem wohlwollenden Spiel der Phantasie Raum geben" (Voss. Ztg. v. 10. Mai 1891) und die logische Folgerung aus jenen Thatsachen vermeiden, die Forschung wird sich einfach an die Thatsachen halten und selbständig urteilen. In diesen Thatsachen habe ich nach wie vor die Stimme des Kriegsbaumeisters auf meiner Seite.

Herr Maaß hätte einer Apologie der Burgpartei das Motto setzen müssen: „Dies Kind — kein Engel ist so rein — laßt Eurer Huld empfohlen sein!" Andere Leute sehen allerdings keinen Engel darin. Ein Universitätsprofessor Dr. Th . . ., der sich eingehend mit der Hissarlikfrage beschäftigt hat, schrieb mir schon am 19. Novemb. 1889:

„Die Art, wie man Sie mundtot zu machen gesucht hat, beleuchtet in sehr „unerquicklicherweise die Zustände in unserer deutschen Gelehrtenrepublik oder „richtiger gesagt: in dem Wespennest unserer Gelehrtenoligarchien. Geradezu „beschämend für den Deutschen ist es, zu konstatieren, daß Sie für Ihre sachlichen „Untersuchungen im Vaterlande keinen Boden gefunden haben und schließlich die „Gastfreundschaft des Auslandes in Anspruch nehmen mußten.*) Menschen, die „es verschmähen, ihr Licht von den offiziellen Beleuchtungszentren zu beziehen „und aus eigenen Mitteln zu schaffen trachten, wird das Leben sauer gemacht, „das ist eine nicht weg zu leugnende Thatsache. So stehe ich zum muthigen „Kampfe, den Sie als Einzelner gegen eine Coterie kämpfen, von vornherein als „ein Zuschauer, der Ihnen seine Sympathie entgegenbringt. Aber die Sache „interessiert mich auch um ihrer selbst willen" u. s. w.

So kann ich Hrn. Maaß mit mehr noch aufwarten, z. B. mit der Zuschrift eines hervorragenden Gelehrten Dr. B.... v. 30. Aug. 1890: „Den Berliner Ring kenne ich gründlich. Ich bin sogar der Ansicht, daß Sie die — Herren noch zu glimpflich beurteilen." Diese Zuschrift ist eine von den zahlreichen ehrenden, welche mein Buch „Hissarlik wie es ist" mir brachte. Die geehrte Redaktion wird daraus ersehen, wie wenig motiviert die Empörung des Herrn Maaß ist. Sachlich möchte ich noch bemerken, Herr Maaß ist falsch berichtet, wenn er glaubt, daß die „Burg" noch heute jedem gestatte, sich über den ursprünglichen Zustand der sämmtlichen ausgegrabenen Schichten genau zu unterrichten. Das trifft nicht für eine einzige zu. Und wieder kann ich sachkundiges und

*) Bezieht sich auf die Arbeit La Troie de Schliemann in Le Muséon, einem Organ von Professoren der Belgischen Universität Löwen.

Digitized by Google

unparteiisches Zeugnis beibringen. Dr. jur et phil. M . . . schrieb mir am 16. Oktbr. 1892 über seinen Besuch der Oertlichkeit: „Besonders fiel es mir auf, von den so gewaltigen Brandspuren und sepulkralen Funden an Ort und Stelle fast gar nichts zu sehen.“ Das war auch mir schon im Dezember 1889 aufgefallen. Steinraub, Wind und Wetter hatten, ganz abgesehen von dem stets weiter arbeitenden Spaten, die ursprünglichen Brandspuren ausgelöscht, der Regen hatte sie fortgewaschen, gemeinsam mit der Luft die Asche in Erde umgewandelt (ein jedem Gärtner bekannter Vorgang), kurz, in den zehn Jahren, seit Virchow und Burnouf sie gesehen und so drastisch beschrieben hatten, waren die Brandspuren abgeschwächt, fast verwischt worden. Darnach kann man sich vorstellen, was man heute noch sieht. Die sepulkralen Funde befinden sich, soweit sie erhalten blieben — was leider nicht von dem Inhalt der Aschenurnen gilt — in Museen, sind also dem Besucher der Oertlichkeit nicht sichtbar. Nun pocht Herr Maaß darauf, es seien ja noch viele Teile der Schichten unberührt und diese müßten das ursprüngliche Bild, das der Ausgrabung verloren gegangen, noch aufweisen. Wiederum gefehlt! Die unberührt gewesenen Teile liegen außerhalb der „Burgmauer von 1882“, also außerhalb der Feuernekropolen-Umfriedung, mit Ausnahme eines Schuttblockes G, der zwar innerhalb stehen geblieben war, aber in dem nach Schliemanns eigener Angabe unverbrannten Teil der „Stadt“, vgl. Ilios S. 353: „ihre Südost-Ecke ist von den Flammen nicht erreicht“ (hier lagen nämlich Magazine, z. B. der „Weinkeller“ u. a., natürlich Nekropolenmagazine, darum keine Verbrennungsspuren). Was endlich die östliche kleinere Hälfte des Hügels betrifft, c. 80 m von c 200, so ist dieselbe zwar noch vorhanden, aber — — sie besteht beinahe bis oben hin, bis excl. (?) 5. Schicht, nicht aus successive abgelagerten Schichten, sondern ist eine behufs Erweiterung der 5. (oder 6.) Schicht auf einmal vorgenommene Anschüttung aus der Zeit, als die 4. Schicht (nach Schliemann), vielleicht auch schon die 5., ihre jetzige Höhe erreicht hatte; Schliemann hat das 1882 aus dem schräg abwärts gerichteten Verlauf der Schichtlinien nachgewiesen (Buch Troja S. 22). Natürlich ist der Befund in allen diesen Teilen nicht maßgebend für die nachträgliche Beurteilung der innerhalb der „Burgmauer“ von 1882 bezw. Nekropolen-Umfriedung weggeräumten. So steht es mit dem, was Herrn Maaß „von kompetentester Seite unter Ausschluß jedes Zweifels“ versichert wird. In der That kann nur, „wer will“, die Dinge so sehen wie jene „competenteste“ Person.

Was überhaupt die der Leitung der Ausgrabungen nachgerühmte „vorbildliche Akribie“ angeht, so muß ich fragen, worin die zu bemerken sein soll, beispielsweise etwa in der Darstellung von Türmen mit 9 m Basis anstatt in Wahrheit 3 (cf. Plan VII); massiven Vorlagen, von denen General Schröder in der Deutschen Bau-Zeitung vom 9. Mai 1891 sagte, „man sollte kaum glauben, daß ein Architekt in diesen Vorlagen etwas Anderes sehen könnte als Strebepfeiler“, — oder — ist jene Akribie in der im Buche Troja S. 83/84 in Text und Bild gegebenen Darstellung zu finden, die noch heute die Leute glauben macht, das dort gezeichnete System von Kanälen in Lehmziegelmauern (jetzt als Holzverankerung gedeutet) existiere so, während bei der Besichtigung 1889 selbst Schliemanns Zeugen nur eine einzige und verschiedentlich deutbare Fuge zwischen Steinunterbau und Lehmziegelbau, in die man kaum die Finger zwängen konnte, wahrnahmen*) — oder ist das jene Akribie, daß Dörpfeld die Existenz einer Unterstadt behauptete [z. B. National-Zeitung Nr. 474 (1889): „Zu der Akropolis gehörte eine große Unterstadt, deren Ausdehnung noch nicht genau bestimmt worden ist; die Existenz von Hausmauern wurde konstatiert“], einer Unterstadt, von der bis heute noch keine Reste gefunden sind (vgl. auch Schröder in „Nord und Süd“ Juliheft 1893 S. 59), — oder bekundet sich jene Akribie darin, daß die jedem Kundigen sich auf-

*) Vgl. mein „Hissarlik wie es ist“ S. 21. Ich würde auch diesen Punkt in das Protokoll gebracht haben, wenn Schliemann die Verhandlungen nicht vorzeitig abgebrochen hätte.

Digitized by Google

drängende Frage, ob die diesen Sommer ausgegrabene Burgmauer des neuesten Trojas mit einem der schon 1882 gefundenen Mauerzüge identisch sei (was nämlich notwendigerweise der Fall ist, vergl. m. Aufsatz Finis Trojae-Hissarlik), gar nicht berührt wird, — oder zeugt das von vorbildlicher Akribie, daß die „Megara“ des Trojas von 1882, deren Aehnlichkeit mit denen von Tiryns und Mykenä der Hauptbeweisgrund für ihre Deutung als homerische war, jetzt, da ein anderes Troja das homerische sein soll, nur noch allgemein „Bauten“ genannt und nicht mehr mit jenen verglichen werden, — oder findet sich etwas von solcher Akribie in der Behauptung, auf welche das neueste Troja gestützt ist, daß nämlich mykenische Funde („Bügelkannen“) in der 6 Schicht zu deren Anerkennung als ausschließlich homerische nötigen? Ist denn auf einmal die allbekannte Thatsache ausgelöscht, daß gerade das aufgegebene „homerische Troja“ an mykenischen Typen sehr reich ist, und daß insbesondere eine Reihe von dort gefundenen Goldgeräten kunstwissenschaftlich längst als mykenische (importierte) Ware anerkannt sind? Nun sieht wohl auch Herr Maaß ein, welches Luftgebilde das neueste Troja ist. Und sicher ist es sehr angemessen, darauf „schon jetzt“ hinzuweisen.

Es ist immer unerfreulich, dergleichen Dinge aufzudecken, aber in der Forschung Pflicht. Wenn hier eine „Empörung“ am Platze ist, so doch gewiß nicht gegen den, der dieser Pflicht nachkommt. Alles, was ich gesagt habe, ist unter Beweis gestellt. Will man es nicht gelten lassen so widerlege man mit stichhaltigen Gründen! Phrasen ziehen nicht!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Berlin, den 17. Dezbr. 1893. Ihr

ergebenster

Ernst Böttticher,

königl. Hauptmann a. D.

Am zehnten Jahrestage
meiner ersten Veröffentlichung
gegen Sch.'s Troja („Ausland“ Nr. 51).

Neue Schriften.

1. Politik.

— Der Arbeiterschutz sonst und jetzt, in Deutschland und im Auslande. Von W. Rulemann, Amtsrichter in Braunschweig. Mit Anhang, enthaltend den Text des Gesetzes betr. die Abänderung der Gewerbeordnung vom 1. Juli 1891. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Die socialpolitische Gesetzgebung hat das letzte Jahrzehnt vollständig beherrscht. In der Presse und in Broschüren hat es an neuen Forderungen und an Kritik des Geschehenen und des Bestehenden nicht gefehlt. Trotzdem sind aber Inhalt und Sinn der einzelnen socialpolitischen Gesetze nur wenigen bekannt. Viele Juristen kennen sie nicht, geschweige denn, daß sie der gebildeten Welt im allgemeinen oder gar den Arbeitern, für die sie bestimmt sind, in Fleisch und Blut übergegangen wären. Es liegt zum Teil in der Schwierigkeit der Materie, zum Teil aber in der Langeweile, die die endlos an einander gefügten, in abstrakter Sprache abgefaßten Gesetzesparagraphen einem jeden einflößen, der nicht an solche Kost sich bereits gewöhnt hat. Verfasser ist ein begeisterter Anhänger der in den letzten 25 Jahren mit diesen Gesetzen eingeschlagenen Richtung. An seinem Teil will er mitarbeiten an der Erreichung des Zieles dieser Gesetzgebung, der Anbahnung des socialen Friedens. Zu dem Ende versucht er den Inhalt der socialpolitischen Gesetze durch eine allgemein verständliche Darstellung desselben dem Verständnis zu erschließen und durch eine einfache Darlegung dessen, was durch die angeblich lediglich in den Dienst der herrschenden Klasse gestellte Staatsgewalt zu Gunsten der Arbeiter geschehen ist, das Mißtrauen zu bekämpfen. Den Mittelpunkt derselben bildet die Darstellung des heute gültigen Rechtszustandes auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes. Derselben geht voran ein Ueberblick über die Entwicklung der einschlägigen deutschen Gesetzgebung. Ihr folgt eine Vergleichung mit den Einrichtungen der außerdeutschen Länder. Es ist eine sehr anregende Broschüre. Hoffentlich wird die Zeit dem Optimismus des Verfassers recht geben, und nicht unseren Bedenken, die uns doch zu manchem Fragezeichen veranlaßt haben.

— Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland von Professor Dr. Max Sering. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

Die Bodenverteilung bestimmt mehr als irgend eine andere wirtschaftliche Thatsache die innere Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens der Völker. Der preußische Staat ist im Begriff, durch eine umfassende Kolonisation den mittleren und kleinen Grundbesitz vornehmlich in denjenigen Gebietsteilen zu mehren, wo die Ausbreitung großer Landgüter die Entwicklung des ländlichen Mittelstandes gehemmt und räumlich beschränkt hat. Dies Vorgehen wird nicht nur die Zustände der nächstbeteiligten östlichen Provinzen beeinflussen, sondern mittelbar auch den ganzen nationalen Organismus in den weitesten Verzweigungen. Die Kunst zu kolonisieren ist aber in Preußen im Laufe dieses Jahrhunderts nur vereinzelt bethätigt. Um die Kolonisationsarbeit mit Erfolg zu krönen, muß ein allseitig wohlerwogener Plan sie leiten. Zur Aufstellung eines solchen muß man aber wissen, was auf dem Gebiete der inneren Kolonisation in den letzten Jahrzehnten erstrebt und verfehlt worden ist. Diese Aufgabe löst dies Buch in hervorragender Weise. Der Verfasser hat sich nicht auf ein Studium der vorhandenen Litteratur beschränkt, sondern die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt. Der erste Abschnitt behandelt die allgemeinen Ziele und Voraussetzungen der Kolonisation; der zweite Abschnitt bringt die Arbeiter-Ansiedlungen zur Darstellung. Hierbei geht Verfasser ausführlich auf die umfangreichen Kolonisationen ein, welche vor 30 Jahren im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin vorgenommen sind. Der dritte Abschnitt ist den „Bauernkolonien" gewidmet, den

Domänenparzellierungen in Neuvorpommern, den privaten Parzellierungen im Kreise Kolberg-Köslin, der staatlichen Kolonisation in Posen und Westpreußen, den polnischen Kolonien in Westpreußen. Den Anhang bilden statistische Tabellen, betreffend die sociale Gliederung der landwirtschaftlichen Bevölkerung im östlichen Deutschland, eine Statistik der Bodenbewegung von 1810—1878, ein Pacht- und Arbeitsvertrag mit angesiedelten Gutsleuten, Ansiedlungsplan der Kolonie Sokolniki im Kreise Gnesen und das Statut der Spółka Ziemska (Landkaufsgenossenschaft) in Posen.

Judenfrage.

— Die Judenfrage, eine von Staats wegen zu behandelnde religiöse Frage. Von J. G. A. Walch. (Dessau, P. Baumann.) 1893. 60 Pfg. — Verlangt neben gleichem Straf- und Privatrecht zwischen Juden und Christen Ausschluß der ersteren von den leitenden Stellen, also eine Zurücknahme der staatsrechtlichen Emancipation, gemäß dem Programm der konservativen Partei. Auch die vorangehenden Abhandlungen über Ethik, ihre religiöse Begründung, Toleranz (die drei Ringe, die gar nicht drei sind) u. s. w. sind ernst und klar.

— Wie ist die Judenfrage mit Erfolg zu bekämpfen? Diese kleine Broschüre von Dr. Leopold Auerbach (Berlin, R. Lasser. 1893. Pr. 40 Pf.) sei hier genannt als ein Muster jüdischer Unverfrorenheit. Der Jude verlangt hier nicht weniger als religiöse Einigung der Juden in Preußen, damit der Talmud für eine offizielle Einrichtung der jüdischen Religion erklärt und alle seine Lästerer gerichtlich bestraft werden können, — und ferner eine Verbreitung des Judentums unter den Christen, wozu er gütiger Weise die Beschneidung der erwachsenen Konvertiten abschaffen will. Die zwanzig Seiten, in deutschen Lettern gedruckt, bilden eine Schmach des deutschen Namens.

— Nationale Pflichten zur Lösung der Judenfrage. Von Robert Max. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) 1893. 1 M. — Nachdem Verfasser sich zuerst gegen den Verdacht, ein Stöckerianer zu sein, genügend gewahrt, zieht er dann ganz brav gegen die socialen Verwüstungen der Juden zu Felde, will aber die Uebelstände abstellen durch das bekannte Mittel der nationalen Aufsaugung. In dem Abriß der Geschichte des Judentums (wo er urteilslos Jost folgt) ist manches Brauchbare, wie denn überhaupt die Unbefangenheit und Objektivität vielfach anzuerkennen sind; es fehlt nur an dem genügenden grundsätzlichen Standpunkt.

— Altjüdische Religionsgeheimnisse und neujüdische Praktiken im Lichte christlicher Wahrheit. Eine Kritik des Talmud von Bernardin Freimut. (Münster i. W., A. Russell.) 1893. 2. Aufl. 1 M. — Diese 2. Aufl. ist nach Monatsfrist der ersten gefolgt; es ist ein fanatisch geschriebenes Produkt des katholischen Antisemitismus, das sehr viel geschichtliches und zeitgeschichtliches Material beibringt. Es ist ganz interessant, ihm zu folgen, und unzweifelhaft ist das Meiste wahr. Leider ist die katholische Wissenschaft, die hier sogar noch populärisiert erscheint, zu unzuverlässig, als daß wir diese Schrift zur Aufklärung wirklich empfehlen könnten, — um so mehr, da der Standpunkt der christlichen Mission gänzlich fehlt, was besonders bei einem geistlichen Verfasser unangenehm auffällt.

In demselben Verlage ist erschienen: Alban Stolz und die Juden. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Judenfrage für das deutsche Volk von H. K. Lanz. (60 Pf.) Dies ist sehr lesenswert, und wenn auch die starke Sprache von Alban Stolz nicht abgeschwächt ist, so wird derselbe doch nicht ungerecht; hauptsächlich beschäftigen sich die mitgeteilten Stellen mit dem Judentum im heutigen Volksleben, doch kommen auch Durchblicke vor, die tiefer führen.

— Was sagt Christus von den Juden! Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Festpredigt über Joh. 4, 22 von Pfarrer E. Wagner (früher in London, jetzt in Darmstadt). (Berlin. Deutsche ev. Buch- und Traktatgesellschaft.) 1893. 2. Aufl. 20 Pf. — Eine dringende und warme Empfehlung der Judenmission. Die Art aber, wie Vers. auf die Zeitereignisse und die gegenwärtigen Juden zu sprechen kommt, ist einseitig und unweise, so daß die viele Polemik, die sich um diese Predigt erhoben hat, nicht ohne Berechtigung ist, — wenn auch andererseits die Hervorhebung des Jesuswortes „das Heil kommt von den Juden“ ganz am Platze war. M. v. N.

2. Kirche.

— Die Volkstümlichkeit der Predigt. Auf Grund der beim Antritt des Rektorates gehaltenen Rede dargestellt von Professor D. Hermann Hering. (Halle a. S., Richard Mühlmann.) 1892. 63 S. 1 M.

Eine Rektoratsrede, welche die Volkstümlichkeit der Predigt zum Thema hat, ist wahrscheinlich hier zum erstenmale gehalten, und wir begrüßen es als ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit, daß der auf der Höhe des akademischen Katheders stehende Lehrer mit so klarem Blick auf das in der Praxis des Lebens Nötigste sieht, es in seinem Wesen erfaßt und mit überzeugender Klarheit und Wärme seinen Hörern und Lesern vorführt. Die im Thema liegende Forderung halte ich für eine der wichtigsten, die an die evangelische Predigt zu stellen, und da ist es eine besondere Freude, dies in so geistvoller Weise bewiesen zu sehen. Zuerst fragt der Verfasser, ob in der Gegenwart, wo die Notwendigkeit, mit der Predigt mehr an das Herz des Volkes heranzukommen, allgemein anerkannt ist, auch vielleicht neue Wege dazu gesucht werden müßten, ob Straßenpredigt, ob Missionspredigt nach Art der Jesuiten, ob Laienpredigt solche seien. Als der Eigenart unserer Volksverhältnisse nicht entsprechend werden diese Wege abgewiesen. Es bleibt bei der For-

Digitized by Google

derung: mehr volkstümliche Predigt! Im zweiten Abschnitt folgt eine nähere Bestimmung des Begriffes Volkstümlichkeit im Unterschiede von Popularität und Gemeinfaßlichkeit. Dies führt zu einer tiefgehenden Erörterung über die Beziehungen zwischen Evangelium und Volkstum. Dann werden als Merkmale deutsch-volkstümlicher Rede hervorgehoben: Gemütstou, herzhafte Kraft des Affektes, Lehrhaftigkeit in anschaulicher Bildrede; alles wird illustriert durch einzelne Züge des Volkscharakters. Beachtenswert ist hier der Hinweis, daß unsere Gewöhnung, eine Disposition zu geben, sich in richtiger Beobachtung eines geistigen Bedürfnisses des Volkes bisher behauptet habe. Der folgende Abschnitt ist der Frage gewidmet, wie man zu der Erfüllung obiger Forderungen gelange. Mit Recht wird geantwortet, daß nicht methodische und erst recht nicht mechanische Anweisung hier helfen könne. Die Vorbildlichkeit der großen Meister volkstümlicher Rede, wie Berthold von Regensburg, Luther, Ahlfeld, wird gewürdigt. Die Hauptsache aber wird getroffen, wenn es heißt S. 52: „Nur in der Seelsorgertreue wird eine rechte Kenntnis dessen, was das Volk besitzt und entbehrt, seiner Tugenden und seiner Sünden gelernt. Seelsorgersinn duldet es nicht, daß der Pastor ein bloßer Sittenprediger wird, daß er überwiegend „Zeitpredigten" hält, oder daß er schwere und wichtige Fragen des Volkslebens so bespricht, als hätte er ein Publikum vor sich, welches für Ratschläge zur Genesung des Volkslebens gewonnen werden soll. Das ist der rechte Volksprediger, welcher dem Einzelnen die Wahrheit sagt, indem er sie dem Ganzen sagt." In unserer Zeit, wo man bei dem lauten Rufen nach „socialen Predigten" fast zu vergessen scheint, daß die Arbeit des evangelischen Predigers zuerst und zumeist das Seelenheil seiner Gemeinde im Auge haben soll, ist es sehr wohlthuend, einmal eine so deutliche Stimme der Warnung zu vernehmen. Die Schrift D. Herings ist ein Wort geredet zu seiner Zeit, möge es viele Hörer und Thäter finden. —

Im Anschluß an das Vorstehende sei auf eine neuerschienene Predigtsammlung hingewiesen, welche der Forderung der Volkstümlichkeit entspricht. Es ist dies die „Evangelische Hauspostille". Predigten über die Evangelien und Episteln des Kirchenjahres. Von Dr. theol. Christian Seybold, † königl. Oberkonsistorialrat in München. Erster Band. Evangelien-Predigten. (München, C. H. Beck.) 1893. 371 S. 3 M. 50 Pf. Dekan Beck in Würzburg hat sie aus dem Nachlaß des Verfassers zusammengestellt, der Oberkonsistorialpräsident v. Stählin mit einem Vorwort versehen. Wie darin zu lesen, hat der letztere über Seybold geurteilt: ernst und anfassend, lieblich und herzgewinnend floß das Wort von seinen Lippen; klar spiegelte sich in seiner Rede das bunte Farbenspiel des wirklichen Lebens, die Menschenseele mit all ihrem Anliegen, Bedürfnis und Weh. Das hat freilich einer geschrieben, der dem Verfasser persönlich sehr nahe stand, und für einen solchen lesen sich die Predigten dann auch anders als für einen Fremden. Aber auch der Unbekannte vernimmt hier die Stimme eines Mannes, der, aus dem Volke stammend, in Liebe zu des Volkes Eigenart ihm das Evangelium nahe zu bringen weiß. Ich mache nur darauf aufmerksam, wie z. B. die Disposition meist klar gefaßt, die einzelnen Abschnitte genau markiert sind. Auch die Länge der einzelnen Predigten geht nicht über das gebührende Maß hinaus. Alles in allem: ein gutes Predigtbuch, evangelischen Christen wohl zu empfehlen. Wt.

— Das Schriftzeugnis von Jesus dem Sohne Gottes kurz dargelegt von Adolf Kinzler, theol. Lehrer am Missionshaus in Basel. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1893. 60 S. Preis 40 Pfg.

Das vorliegende Buch wird es sich vielleicht gefallen lassen müssen, daß die gelehrte Theologie es übersieht, wiewohl es eine theologische Schrift ist. Griechische Citate sind vermieden und gelehrter Ballast weggelassen. Es ist eine ruhige und klare Darstellung der neutestamentlichen Schriftlehre von der Gottheit Christi im Gegensatz zu altem und neuem Rationalismus. Wer gegenüber den Unklarheiten und beabsichtigten und unbeabsichtigten Verhüllungen, durch welche die Theologie des Tages so viel Verwirrung stiftet, eine deutliche und zugleich ansprechende Stimme hören möchte, lese diese anspruchslosen Blätter. Er wird dem Verfasser für seine sachlichen und überzeugenden Darlegungen Dank wissen und mit mir wünschen, daß es demselben gefallen möchte, die ganze Glaubenslehre, aus welcher dies Heft ein Abdruck ist (an einzelnen Stellen verrät sich dies auch durch Hinweise auf andere Stellen, welche nicht vorliegen, z. B. S. 59), herauszugeben. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß bei aller Bestimmtheit des Standpunktes hier doch die manchen Theologen hüben und drüben eigene Unbescheidenheit in der Aufstellung von Behauptungen nicht gefunden wird. Wt.

— Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther. Von Lic. Dr. F. R. Albert, Pfarrer zu St. Petri in Dresden. I. Teil: Die Zeit vor Karls des Großen Tod. 600—814. II. Teil: Lateinische Predigten von Verfassern deutscher Herkunft. 814—1100. (Gütersloh, C. Bertelsmann. 1892/93. 174 und 192 S.) — Eine auf gründlichen Studien beruhende gelehrte Geschichte, nur für Theologen, für diese aber auch sehr interessant. Der durch die ganze Arbeit sich hindurchziehende rote Faden ist die Absicht, nachzuweisen, daß gegenüber neueren Versuchen die ältere Annahme im wesentlichen richtig sei, nach welcher bis zum 12. Jahrhundert eine Volks- und Gemeindepredigt nicht existiert hat. Die ganze Periode ist dunkel, um welche es sich handelt, die vorhandenen Urkunden gering an Zahl; dazu kommen allerlei Hypothesen, z. B. daß die lateinisch vorhandenen Predigten doch eigentlich deutsch gehalten seien. Es wird zu einigermaßen gesicherten Resolutionen nur zu gelangen sein durch sorgfältige Untersuchungen des Materials im einzelnen. Lic. Albert hat diesen Weg in

Digitized by Google

vorsichtigem und gründlichem Verfahren eingeschlagen. Der 1. Teil behandelt die vorhandenen Schriften von Columba und Gallun, Bonifacius, Burghard von Würzburg, Pirmin und Martin v. Bracara, wobei es allerlei kritischer Vorarbeiten bedurfte, um festzustellen, was davon wirklich von den Verfassern herrühre und was Predigt oder nur Instruktion sei; hier wird dann noch die Predigt im Lichte der Gesetzgebung Karls des Großen betrachtet. (Wie unsicher unsere Annahmen hier sind, geht aus der einen Thatsache hervor, daß das betreffende Gesetz lautet ut — evangelium praedicat; so heißt es: daß er das Evangelium aufsage, also eine Lektion halte; allgemein aber hatte man einen Druckfehler anzunehmen sich gewöhnt, so daß es heißen sollte praedicet, und daraus leitete man ab: Karl d. Gr. hat befohlen zu predigen. Albert macht diese Annahme zweifelhaft.) Im 2. Teil behandelt er Alduin, Rhabanus Maurus, Haymo, Walafrid Strabo u. s. w. Von Interesse ist sein Nachweis, daß der erste Ersatz der Predigt in der Muttersprache das christliche Gedicht gewesen sei: der Heliand, Otfrieds Christ u. s. w. — In Bezug auf die Beurteilung der Predigten stellt er den Maßstab der hl. Schrift auf und fragt nach ihrem Inhalt. Gewiß ist dies richtig; nur muß die Geschichte der Predigt auch nach der Form fragen und wird gerade auch an dieser die Zeit oft treffend charakterisieren können.

Nach diesem Blick in die Vergangenheit wenden wir uns der allerneuesten Blüte der modernen Homiletik zu. Es sind die „Religiösen Reden" von Prof. Lic. theol. Bornemann, die er „Zu Freiheit und Frieden" betitelt. (Magdeburg, 1893. Creutzsche Verlagshandlung. 244 S.) Herr Lic. Bornemann wird mir vielleicht zugestehen, daß ich zur unbefangenen Beurteilung seiner Predigten insofern nicht ungeeignet bin, als ich seinem Unterricht im Christentum eine Anerkennung gezollt habe, die so weit geht, wie er sie aus unseren Reihen sonst wohl nicht erfahren hat. Nun muß ich aber offen bekennen, daß ich durch diese religiösen Reden sehr enttäuscht bin. Ich hatte einen durchgehenden heiligen Ernst und schwungvollen Idealismus erwartet. Nun fehlt es zwar auch an beiden keineswegs. Aber ich hatte nicht gedacht, daß die Armseligkeit des theologischen Standpunktes sich so hervordrängen, und daß die Polemik sich in einer Weise breit machen würde, die ich nicht anders denn als unweise und unreif bezeichnen kann. Es muß schon von vornherein bedenklich machen, daß Reden, die zur Erbauung gehörten und gelesen werden, schon an ihrer Stirn die Tendenz aufgeprägt bekommen, zur Rechtfertigung der modernen Theologie veröffentlicht zu sein. Aber auch wenn wir diesen Zweck anerkennen, müssen wir jene Rechtfertigung für gänzlich mißlungen erachten. Die Anklagen gegen das, was Bornemann meint, wenn er sagt „wir Anhänger der neueren Theologie", müssen sich auf Grund dieser Predigten noch erheblich verschärfen. Man bekommt überall den Eindruck, daß es dem Verfasser gar nicht darauf ankommt, ob die biblischen Offenbarungsthatsachen wahr sind, sondern nur darauf, daß gewisse sittliche Ideen daraus folgen, die für uns von Wichtigkeit sind. Was wir selbst inwendig erleben können, das ist das Kriterium der göttlichen Offenbarung. „Ob Jesus eine göttliche und menschliche Natur gehabt, diese Lehre können wir in unserem eigenen Leben nicht prüfen und erproben", — folglich hat sie keinen religiösen Wert. Ob es einen Teufel giebt oder nicht, lassen wir ganz dahingestellt, aber wir bekämpfen den Hochmutsteufel, den Witzteufel u. a. Der Wissenschaft überläßt er es, Theorien aufzustellen über die „Notwendigkeit des Todes Jesu", — zur evangelischen Verkündigung gehören solche Urteile nicht. (Er könnte also auch zufällig gestorben sein?) — Erwähnt ist schon die durchgehende Polemik gegen das, was nach des Verfassers Ansicht nicht gemeint und gefordert sein könne, die Polemik gegen Dogmatismus, Philosophie, Theologie u. s. w. Uebrigens bezieht sich diese Abwehr gelegentlich auch auf den Apostel Paulus, dem man bekanntlich auf jener Seite Einmischung von theologischen Spekulationen in das einfache Evangelium vorwirft, wenn er z. B. von der Präexistenz Christi redet; auch diese kann man ja in ihrem Inneren nicht erproben und erfahren. Bornemann weiß sich von Paulus wegen dessen „jüdisch-rabbinischer Art der Anschauung" geschieden (S. 133). Man merkt, man hat es hier mit einem „echten" Lutheraner zu thun. — Die Sprache verläßt oft entschieden die Würde der Predigtsprache. „Man redet so leichthin (I wer? — natürlich die orthodoxen Gegner) von der göttlichen Offenbarung, als wenn Gottes Wort zu einer Fünfzig-Pfennigsware geworden wäre." Es ließen sich aus den religiösen Reden des Herrn Lic. Bornemann sehr viele Stellen nachweisen, wo er sehr „leichthin" über Dinge spricht, die vor seiner Schulgemeinde wohl auf eine andere Behandlung Anspruch hätten.

Neben dieser unserer Zurückweisung eines solchen „Evangeliums", das nicht im stande sein würde, die christliche Religion auch nur durch zwei Generationen fortzusetzen, soll ausdrücklich noch einmal hervorgehoben werden, daß sich sehr viel schöner Idealismus in dem Buche findet, auch sittlich ergreifende Stellen, und daß es besonders auch an Anklagen und Verurteilungen des sündlichen Herzens gar nicht fehlt. Wir könnten es in vielen Partien als eine schöne Propädeutik des christlichen Glaubens bezeichnen, wenn nur nicht überall die Polemik gegen den Thatsachen-Glauben hinderlich einträte.

Zur Form bemerke ich, daß ich mich wundere, daß ein so energischer Reformer wie Bornemann sich durchgehends an die traditionelle Dispositionsweise hält, welche — wie das bei ihm handgreiflich hervortritt — die Einheitlichkeit des Predigtgedankens erheblich beeinträchtigt. Die Auffassung des Textes ist oft sehr gesucht; ich finde z. B., daß die Rede des Hauptmanns Matth. 8, 9 absolut nichts mit der Knappheit einer „militärischen Meldung" zu thun hat.

— Nun liegt uns heute noch eine ganze Reihe von Hülfsmitteln für die Predigt vor, über die ich mich an dieser Stelle kurz fassen muß, um

Digitized by Google

die Leser der Allg. kons. Monatsschrift nicht mit Dingen zu langweilen, die eigentlich hinter die Kulissen gehören. Auch darum möchte ich auf Einzelheiten in der Kritik nicht eingehen, weil die trefflichen Männer, denen es ein solcher Ernst ist um die Predigt des göttlichen Wortes, daß sie auch anderen darin Handweisung thun wollen, sich leichter verletzt fühlen müssen als andere, wenn gerade an dem Formellen ihrer Werke getadelt wird. Andererseits kann ich unmöglich dieser wohlmeinenden Theologen wegen mein Urteil abändern, daß die Predigtweise unserer Zeit ein Haupthindernis ist für die Wirksamkeit des Evangeliums an unserem Volke. Keins der vorliegenden Werke aber will an dieser Predigtweise etwas ändern, sondern sie tragen alle den Stempel der Zeit deutlich an sich. Die Hauptklage, die ich zu führen habe, sind die viel zu allgemein gefaßten Themata, die eine einheitlich wirkende Predigt mit konkretem Zielpunkt ganz unmöglich machen, und die meist viel zu umfangreichen Teilungen, deren Teile oft nicht einmal in logischer Beziehung zu einander stehen. Die alte Forderung, daß in der Predigt ein bestimmter Gedanke durchgeführt werde, ist preisgegeben, und die Kanzel wird zu dem berüchtigten „Plauderkasten", von dem aus eine halbe oder dreiviertel Stunden lang Allerlei geredet wird, was erbaulich wirken könnte, wenn es anders gesagt würde.

Doch gehen wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu unseren Hülfsmitteln. Zuerst bietet sich uns eine neue „homiletische Zeitschrift" an „mit besonderer Berücksichtigung der „Kasualrede". Sie heißt „Dienet einander" und wird unter Mitwirkung von D. H. Jacoby in Königsberg, Dr. H. Rocholl in Hannover, W. Thiel in Weisel, W. Winner in Worms u. a. herausgegeben von Dr. W. Rathmann in Schönebeck. (Leipzig, 1892. G. Strübig. 10 Hefte zu 3 M.) Bei einer neuen Zeitschrift fragt man zuerst immer nach dem Bedürfnis. Und da muß ich scharf scheiden zwischen dem Bedürfnis, das ein Verlagsbuchhändler empfindet, durch eine Zeitschrift die Bekanntschaft seiner übrigen Verlagsartikel zu vermehren, und dem Bedürfnis der christlichen oder theologischen Welt nach einem Mittelpunkt ihrer Orientierung. Neben den Sachsischen, Bassermannschen und Leonhardischen pastoraltheologischen Zeitschriften kann ich aber das Bedürfnis nach einer neuen nicht entdecken. Doch sie ist nun einmal da und man freut sich, so trefflichen Namen darin zu begegnen, wie dem kenntnisreichen und sorgfältigen Herausgeber, dem edlen Volksredner Rocholl u. a.; auch vom † General-Superintendent Jaspis ist eine eingreifende Beichtrede im 4. Heft abgedruckt, und vom Hofprediger Faber ist eine Eröffnungspredigt für den Reichstag in demselben Hefte, die sehr konkret gestaltet ist und doch sich von den etwas gesuchten Wendungen, mit denen Fabers Reden früher oft überladen waren, frei hält. — Nach einer ganzen Reihe von „Entwürfen" enthält jedes Heft noch „Themata zu Kasualreden nach den altkirchlichen Evangelien", und „Dispositionen zu den altkirchlichen Evangelien" von angesehenen Predigern der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. — Fortsetzungen bringen: Paul Fr. Schattenmann, Kirchenrat und erster Pfarrer in Schweinfurt: Die altkirchlichen apostolischen Perikopen in Predigtentwürfen erläutert (Erlangen, 1893. Fr. Junge. 3,60 M.) — und: Entwürfe und Dispositionen zu Evangelien-Predigten von J. Remmers. Heft 3: 1. bis 27. Sonntag nach Trin. (Norden und Leipzig, 1892. Diedr. Soltau. 316 S.) — In beiden haben mir die Vorreden sehr gut gefallen und auch in den Büchern selbst sind viel treffliche Gedanken und auch manche brauchbare Einteilungen. Im allgemeinen würde mehr Anleitung zum Predigen gerade auch den Anfängern durch Vertiefung in das Einzelne des Textes gegeben als durch Vorbilder von möglichst umfassenden Schablonen zur Behandlung des Ganzen; natürlich ist auch in den vorliegenden Werken für das Verständnis des Textes im einzelnen manch guter Wink gegeben.

Eine Sammlung von ausgeführten Kasualreden bietet uns Herr Archidiakonus Lic. Dr. L. E. Suppe in Leipzig; es ist bereits die dritte, die er ausgehen läßt, und er hat ihr den Titel: „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle" gegeben. (Leipzig. 1892. Th. Rother.) Die 6 Hefte enthalten: Tauf- und Bescherungsreden, Konfirmationsreden, Beicht- und Abendmahlsreden, Traureden, Leichenreden und Einweisungsreden. Ich tadele an ihm eine gewisse Breite, die besonders in den Eingängen auffällt; aber um die Wirkung derselben, besonders aber auch der Innigkeit und Gemütlichkeit zu beurteilen, welche die Reden durchweg an sich tragen, muß man die Persönlichkeit des Redenden in Betracht ziehen; es kann einem oft dasselbe gedrückt, zu innig und gemütlich erscheinen, was in der gesprochenen Rede wohlthuend berührt. Der Herr Archidiakonus Suppe macht den Eindruck, daß er mit seiner Gemeinde wirklich lebt; sehr konkret und individuell behandelt er die einzelnen Fälle, nach meinem Urteil nehmen die natürlichen Beziehungen (der Freude, des Schmerzes u. s. w.) einen zu breiten Raum ein. Die Reden an die Jugend (Bescherung, Konfirmation) würde ich einfacher und kürzer halten.

Obgleich es eigentlich nicht zur Predigtlitteratur gehört, füge ich hier noch an: Die christlichen Perikopen nach den Grundsätzen bisher unbekannter Anordnung erklärt und für den Unterricht bearbeitet von E. Wächter. (Leipzig, 1892. Dörffling & Franke. 133 S.) Der Verfasser will der Behandlung der Perikopen im Schulunterricht dienen und glaubt dazu beizutragen, wenn er einen systematischen Gedanken durch unser Perikopensystem durchgehend nachweist. Der Versuch scheint mir mißlungen. An sich sind die organisch-systematischen Gedanken ganz gut, aber den einzelnen Perikopen wird, um sie hineinzupassen, Gewalt angethan. Der Unterricht wird durch Weckung des Verständnisses des einzelnen Abschnittes gefördert; die Einsicht in die Systematik kann recht wohl entbehrt werden. Es versteht

Digitized by Google

sich, daß bei Durchnahme der einzelnen Perikopen unser Verfasser viel Beiträge zu einem tieferen Verständnis bringt, und besonders das Verfahren der gegenseitigen Beziehungen auf einander kann fruchtbar verwertet werden.

M. v. N.

– Evangelische Missionslehre von D. G. Warneck. Zweite Abteilung. (Gotha, F. A. Perthes.) 4 M.

Mit großer Freude habe ich das Erscheinen dieser zweiten Abteilung der Warneckschen Missionstheorie begrüßt. Dieselbe behandelt die Organe der Sendung. Mission ist Sendung. Wer sendet? ist darum die erste Frage. Demgemäß handelt dieser erste Abschnitt von den Sendenden. An deren Spitze steht der Herr selbst mit dem Missionsbefehl Matth. XXVIII, 20, denn dieser Befehl begründet die Sendung als eine Reichsordnung bis ans Ende dieser Weltzeit. Mit Recht wird die Meinung zurückgewiesen, als sei der Sendungsbefehl nur den Aposteln erteilt; mit gleichem Recht, als gelte er nur der Epoche der Parusie, als habe nur diese erst die Weltmission auszurichten; es handelt sich um eine bleibende Ordnung für die Kirche. Durch die Berufung des Paulus zum Heidenapostel, und durch das Apostelkonzil, welches diese Berufung amtlich anerkennt, wird die Heidenmission als zu Recht bestehend in die Kirche eingegliedert. Von dem an hat es in der Kirche autoritative Berufung und Bestellung zum Dienst der Mission gegeben. Die Gestaltung war freilich in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Jesus Christus ist das Subjekt der Sendung. Aber er gebraucht menschliche Organe. Um diese fragt es sich. In der römischen Mission sendet die Kirche, oder, da der Papst die Kirche ist, der Papst. Das Centralorgan der Sendung ist die congregatio de propaganda fide. Schwieriger ist die Frage auf evangelischer Seite. Hier tritt uns der Verein. die freigesellschaftliche Veranstaltung entgegen, Warneck versucht den Nachweis, daß die freie Association der Gläubigen als die der Gemeine Jesu Christi einigermaßen sich nähernde Repräsentation das Sendungsrecht besitze. Diesen Beweis habe ich mir nicht aneignen können. Er setzt doch zuletzt den Verein an die Stelle der Gemeine, der Kirche. Das ist allerdings ein Zug der Zeit, aber nach meiner Meinung ein ungesunder. Von diesem Punkt aus entwickeln sich dann freilich weitere Differenzen, die ich an dieser Stelle nicht verfolgen kann, und die ich auch nicht zu verfolgen brauche, da ja auch Warneck der Mission ihren kirchlichen Charakter, wenn auch unter gewissen Modifikationen, gewahrt haben will. Die Mission bedarf notwendig einer Leitung. Die Bestellung derselben, die Aufgaben in der Heimat und auf dem Missionsgebiet, die Vertretung der Missionsgemeine bei der Leitung werden eingehend erörtert. Von besonderer Wichtigkeit ist der Abschnitt, welcher die Pflege des heimatlichen Missionslebens bespricht. Ich empfehle denselben allen Pastoren. Er enthält eine reiche goldene Praxis, aus der man viel lernen kann. Die zweite Frage betrifft die Gesandten. Das Evangelium will ja mündlich verkündigt sein. Gewiß ist auch Uebersetzung und Verbreitung der Schrift ein wichtiges Missionsmittel, aber dies Mittel kommt erst später in Betracht. Die Mission fordert Predigt, die Predigt Boten. Die Ansprüche an die Boten sind sehr hohe, und darum bedürfen diese der sorglichsten Prüfung. Abgesehen von der körperlichen Qualifikation muß der Missionar eine allgemein geistliche und eine persönlich naturanlagliche und charismatische Eignung für seinen Beruf mitbringen. Diese Eignung wird ja der Hauptsache nach derjenigen gleichen, die für den Dienst in der Landeskirche nötig ist, sie wird aber in manchem Betracht noch über dieselbe hinaus gehen müssen. Die Hauptsache bleibt hier wie dort das was man den inneren Beruf nennt, den Glauben an, die Liebe zum Herrn. Dann werden besonders die Gaben der Lehrhaftigkeit und der Regierung, der Leitung gefordert. Aber es bedarf auch einer sorglichen Ausbildung. Man soll eine solche nicht zu hoch anschlagen, aber auch nicht unterschätzen. Die Bekehrung allein thut es nicht. Der Seminarkursus — Warneck hält den sechsjährigen für normal — ist nicht zu entbehren. Richtet derselbe sich voran auf die Theologie, so doch auch auf die Sprachen, wobei es allerdings strittig ist, ob die Eingebornensprache, in welcher der Missionar predigen soll, schon in der Heimat gelernt werden soll, zumal da hier auch noch Griechisch, Lateinisch und Hebräisch gelernt werden muß; zur Ergänzung dient eine musikalische und eine medizinische Ausrüstung. Aber auch der Unterhalt der Missionare ist zu bedenken. Man hat sich freilich auf die erste Sendungsinstruktion berufen und eine sogenannte Glaubensmission als das Ideal hingestellt, aber praktisch hat sich das nicht bewährt. Die Missionare müssen versorgt werden. Sollen sie verheiratet sein? Weder der Cölibat noch die Ehe können zum Gesetz für die Missionare gemacht werden. Eine richtige Missionsfrau ist aber eine unschätzbare Gehülfin für den Mann. Der Missionar aber bedarf noch anderer Helfer, er bedarf Handwerker, Landwirte, Lehrer, Aerzte, auch mögen weibliche Kräfte sich in hohem Grade nützlich erzeigen, wenn sie glücklich gewählt sind, denn die mannigfaltigsten Gaben können auf dem Missionsgebiet verwendet werden. Es ist ungemein erquickend, ein Buch zu lesen. wo der Verfasser so aus der reichsten Fülle dargiebt und so den Stoff beherrscht, wie Warneck es thut. Ich glaube kaum, daß Fragen von irgend welcher Bedeutung übergangen sind. Nüchtern und sachlich wird überall das Für und Wider erwogen, das Ungesunde, Auswüchsige abgewiesen. das Richtige empfohlen. Die Stimmen der Völker, welche an der Mission arbeiten, kommen in ihren bedeutendsten Vertretern zur Geltung. Die letzte Entscheidung giebt überall, wo es möglich ist, die Schrift. Ein gesegnetes Buch, diese Missionslehre, von der Ströme des Segens ausgehen können. Möge es dem verehrten Verfasser bald verstattet sein, mit der dritten Abteilung das Werk zu vollenden.

D.

Digitized by Google

3. Geschichte.

— Im Verlage der Heinrichshofenschen Buchhandlung zu Magdeburg erscheinen seit einiger Zeit „Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins", von denen eine Anzahl von Heften uns vorliegt. Leider ist darunter nicht das im Buchhandel ganz vergriffene erste Heft, welches eine Einleitung zu den Geschichtsblättern enthielt. Was diese Publikationen sollen, ergiebt sich indessen aus den im Heft 7 wiederholten Statuten des Vereins. Danach ist vor allem Zweck des Hugenottenvereins „Förderung der hugenottischen Geschichte in Deutschland", und daß dieser Zweck der Arbeit und Mühe wert ist, wird jeder Geschichtsfreund zugeben, auch wenn er für seine Person nicht reformierter Konfession ist. Mit drei verschiedenen Schichten der Einwanderung reformierter Fremdgemeinden beschäftigen sich die uns vorliegenden Hefte. Zuerst kamen die durch Philipp II. aus den Niederlanden vertriebenen Wallonen. Sie fanden Aufnahme besonders in der Pfalz, deren Regenten sich ja bald vom Luthertum zum reformierten Bekenntnisse gewandt hatten. Die Geschichte der noch bestehenden wallonischen Gemeinden in Emden, Magdeburg, Otterberg, Bremen, Aunweiler und St. Lambrecht-Grevenhausen kommt hier zur Darstellung. Dann folgten Waldenser, von deren 1689 gegründeten Gemeinde Walldorf in Hessen berichtet wird, und dann die infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes geflüchteten Französisch-Reformierten. Die Geschichte ihrer Gemeinde in Magdeburg, Berlin, Erlangen, Karlshafen und Ziethen in der Mark Brandenburg wird erzählt. Dazu bringt Heft 10 eine deutsche Uebersetzung der „discipline des églises réformées de France" vom 7. Dezember 1689. — Wenn der Lutheraner auch manche geschichtliche Ereignisse anders beurteilt als der Hugenotte, so wird doch auch er Respekt haben vor dem Leidensmute und der Bekenntnistreue der hugenottischen Väter und er wird wünschen, daß durch die Darstellung der Geschichte dieser Gemeinde erreicht werde, was die Statuten erstreben: „Pflege des Geistes, welcher die Väter beseelte, das christliche Leben biblisch zu vertiefen und in Werken der Barmherzigkeit zu verkörpern." J. P.

— Huß und seine Richter. Eine konfessionell unbefangene geschichtliche Studie von H. Krüger, Prediger der Brüdergemeinde in Gnadenfrei, Schlesien. (Reichenbach i. Schles., Kommissionsverlag von R. Höfer.) Preis 40 Pf.

Nach dem Glauben der großen Menge ist Huß in Constanz als Opfer pfäffischer Unduldsamkeit und als Märtyrer für das Evangelium gestorben, während die Wissenschaft längst erkannt hat, daß der persönlich makellose, ehrenhafte und christlich gesinnte Böhme nicht ohne eigene Schuld an seinem Geschick war und mit seinem Tode das Unrecht sühnte, das er durch seine auf den Umsturz der kirchlichen Ordnung hinzielenden Bestrebungen auf sich geladen hatte. Dieser geschichtlichen Wahrheit giebt die vorliegende Schrift kräftigen und beredten Ausdruck. Auf ihren Inhalt brauchen wir nicht einzugehen, weil er sich so ziemlich mit dem deckt, was Professor Leo 1847 an Herrn v. Rappard über dieselbe Sache geschrieben hat und den Lesern der Monatsschrift aus dem Septemberheft 1893 bekannt ist. Der Vortrag hat es verdient, gedruckt zu werden, auch als schönes Beispiel, daß evangelische Geistliche unparteiisch und gerecht urteilen und schreiben können. Wir dürfen die kleine Schrift in jeder Beziehung empfehlen. v. H.

4. Litteraturgeschichte.

— Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 3. Band. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. s. w.) 560 S. Lieferung 23 bis 34. — 3 M.

Das rüstig fortschreitende Werk umfaßt im vorliegenden Band die Briefe Schillers vom 3. Januar 1790 bis zum 31. August 1794. — Das Betreiben der Hochzeit, die am 22. Februar 1790 in Wenigen-Jena „in aller Stille", d. h. ohne daß außer den nächsten Angehörigen irgend jemand etwas davon wußte, erfolgte Trauung, die Ernennung Schillers zum Hofrat von Meiningen aus, schwere Krankheitsstürme, die über den Dichter wiederholt hereinbrachen, finanzielle Bedrängnis — und als Retter in der Not der hochherzige Prinz Friedrich Christian von Augustenburg mit dem dreimaligen Jahresgeschenk von tausend Thalern, allerlei litterarische Pläne, von denen die „Horen" verwirklicht werden, die Reise nach Schwaben, die Geburt des ersten Kindes in Ludwigsburg, in den Tagen relativen Wohlseins philosophisch-ästhetische Arbeiten Schillers, deren bedeutendstes Ergebnis in den ausführlichen Briefen an den erwähnten Prinzen (den Urgroßvater der Kaiserin Augusta Viktoria) zu Papier gebracht werden, — das ist der Hauptinhalt des an Freud und Leid reichen Lebens in der angegebenen Zeit. Am 13. Jan. 1790 schreibt Schiller seinem Vater: „Der Herzog von Meiningen hat mir mit dem Hofraths-Caracter ein Geschenk gemacht, so daß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe, und das, was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dieß konnte mir nicht ganz gleichgültig seyn, wenn auch meine Frau und ihre Verwandten sich nicht darum bekümmern." — Seinem Freunde Körner schreibt er drei Monate nach der Hochzeit: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterischen Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Das academische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualificiren, aber dazu hat mich die Vorsehung auch nicht bestimmt. Erwarte also von mir wenig Compendien, aber desto gewisser etwas anders." Des Gegensatzes wegen sei

Digitized by Google

hierher gesetzt, was Schiller in demselben Jahre (1. Nov.) Körnern über Goethe schreibt: „Er fängt an, alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet." Es hat sechzehn Jahre gedauert, bis Goethe, nach der Schlacht bei Jena, seine wilde Ehe beendigt hat. — Ergreifend sind die Stellen in Schillers Briefen, in denen er über seine körperlichen Leiden sich ausspricht. „Ich muß also den Winter ebenso sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine saudre Alternatife gesetzt, und jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das Beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht." (An Körner 25. Jan. 1793.) — Als ein Kind seiner Zeit ist Schiller Kants Schüler geworden, obschon die rationalistische Theorie dieses Philosophen nicht selten den Forderungen des Lebens weichen muß. Seinem Verleger Göschen schreibt er am 12. Septbr. 1790: „Ich würde Gebete für Sie und Ihre Unternehmung zum Himmel schicken, wenn ich mit dem Himmel auf diesem Fuße stünde." Noch übler klingt die Stelle in dem am 5. Oktober 1790 an die Schwestern Lotte und Caroline geschriebenen Briefe, in dem er erst von der Katze jener und dann von dem Hunde dieser berichtet: „Cri schließe ich in mein Gebet ein und werde es Herrn Oemlern [Superintendent in Jena] wissen lassen, in der Kirche für seine Genesung zu bitten, und wenn Gott nicht helfen will, so muß es der Schinder." Dagegen schreibt er, wie es scheint — ernsthaft, seinem Freunde F. Huber am 13. Januar 1790 mit Bezug auf den Hochzeitstag: „Ich hoffe, Du wirst mich in Dein Gebet einschließen, wenn Du glaubst, daß der entscheidende Tag sein wird." —

Mit welch großer Sorgfalt der Herausgeber die Lesarten und Anmerkungen zusammengestellt hat, ergiebt sich beispielsweise aus dem Umstande, daß er die an den Cottaschen Verlag gerichteten, längst gedruckten Briefe nochmals mit den Originalen vergleichen wollte, worauf sich aber die Besitzer der Briefe ohne Angabe von Gründen nicht eingelassen haben. Die Gründe sind übrigens leicht zu erraten, denn jene Vergleichung hätte wohl nur eine Reihe von Abschreibfehlern festgestellt, was der Briefsammlung nicht zur Empfehlung gereicht haben würde. —

Der Herausgeber liefert diplomatisch genauen Text, auch Texte mit orthographischen Fehlern. Auf Seite 116 findet sich auffallender Weise zweimal das Wort Debüt statt des allein richtigen Debit und auf derselben Seite die Worte charte planche.

Dem vorliegenden 3. Bande sind folgende Bilder beigegeben: 1) Schiller nach dem Gemälde von W. Schmidt, 2) Dalberg, 3) Prinz F. Chr. von Augustenburg, 4) Graf Schimmelmann. — Eine sehr dankenswerte Beigabe ist ein Lesezeichen, das zugleich beim Vergleichen des Textes mit den Anmerkungen als Zeilenmesser des Textes dient.

O. K.

5. Litteraturwissenschaft.

— Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Professor Dr. Friedrich Kirchner. (Wien und Leipzig, Kirchner & Schmidt.) XIX und 246 S. 5 M.

Friedrich Kirchner in Berlin, der von 1876 bis 1893 nicht weniger als dreizehn Bücher meist philosophischen Inhalts veröffentlicht hat, war mir bisher unbekannt. Der Titel seines neusten Buches aber zog mich an. „Gründeutschland" klang verheißungsvoll. Ich dachte an die „grüne Jugend", an unreifes grünes Obst, an die „Grünlinge" K. Bleibtreus. Aber schon das Vorwort brachte mir eine Enttäuschung, denn Kirchner verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß in dem Titel „Gründeutschland" eine Ironie liege, es liege vielmehr die Anerkennung darin, „daß die deutsche Poesie durch die Jungdeutschen grüne, d. h. frisch und fröhlich treibe. Hat doch jedes Neue an sich schon etwas Herzerfreuendes u. s. w." Wer aber nun der Meinung wäre, der Verf. habe es auf eine Verherrlichung der Modernen abgesehen, würde sich wiederum getäuscht sehen, denn der Verf. ist im großen Ganzen ein entschiedener Gegner der Naturalisten. Das deutet schon das Motto an:

Mag die Welt vom Einfach-Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,
Nicht gelingt's ihr auf die Dauer,
Schnöder Unnatur zu fröhnen.

E. Geibel ist der Dichter dieser Verse, ein Dichter, den Conrad zu den „guten alten Schafen" zählt, während er sich ohne Zweifel zu den „jungen Löwen" rechnet. Bleibtreu, der Verfasser des „Größenwahns", der Richter über tote und lebende Dichter, nennt gar den berühmten Sohn Lübecks, dessen Lieder noch gesungen werden, wenn die Namen der Grünen längst verklungen sind, „das wohlschmeckende Brechpulver für Backfische", ein rechts und links hinkendes Bild, obendrein eine grobe Unwahrheit. —

Im ersten Abschnitt bespricht der Verfasser „die Vertreter Gründeutschlands" nach drei modernen Sammelwerken: „Modernes Leben" (1891 von Anna Croissant-Rust herausgegeben) Seite 3—15, „Moderne Dichtercharaktere" (1885, von Wilhelm Arent, erst Schauspieler, dann Dichter, veröffentlicht; in der Monatsschrift 1886 in dem Aufsatze „Epigonen-Trotz" an den Pranger gestellt) S. 15—27 und „Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893" (herausgegeben von O. Jul. Bierbaum) S. 35—46. Ich kenne vom Inhalt dieses Musenalmanachs nur die Erzählung Conrads „Das Weib am Brunnen". Kirchner nennt sonderbarer Weise dieses völlig geistlose Machwerk

Digitized by Google

„geistvoll", sagt aber von der Sammlung Conradscher Modernisierungen evangelischer Erzählungen im allgemeinen, daß sie abstoßend wirken.

Der zweite Abschnitt „Wesen und Ursprung des Naturalismus" (S. 47—76) handelt von dem auf dem Boden Schopenhauers, Hartmanns und Nietzsches ruhenden „Pantheismus" — richtiger Satanismus —, sowie von dem auf Darwin ruhenden „Naturalismus" der Modernen. Dieser Naturalismus nimmt nach der Lehre des schon vor seiner Aufnahme ins Irrenhaus verrückt gewesenen Propheten Nietzsche mehr die Gestalt des Bestialismus an. Von den Modernen sagt der Verf.: sie „führen uns in die Brutstätten viehischer Laster, in Alkoholkneipen und Bordelle, zu den banalsten Beschäftigungen und schildern mit Behagen die scheußlichsten Verbrechen, um sie durch Zurückführung auf die Vererbung zu verteidigen! Alles, was den Menschen veredelt: Familienleben, sittliche Grundsätze, Pietät gegen Eltern und Lehrer, Ehr- und Pflichtgefühl — alles wird zur Gesellschaftslüge gestempelt". Weil dies alles in ihrem — der Modernen — Leben Lüge ist, soll es überhaupt Lüge sein. „Weil die Natur auch Krankheit, Mißgeburt, Elend und Laster hervorbringt, halten sie diese allein für Natur." — Gelernt haben diese Modernen nicht viel, am wenigsten vielleicht in den Naturwissenschaften, um so lecker bedienen sie sich, wie ihr Meister Zola, der naturwissenschaftlichen Phrase, eine Zeitkrankheit, die bis in die Kreise der Socialdemokraten sich ausgebreitet hat. „Vererbung", „Determinismus", „Zuchtwahl", „Kampf ums Dasein" — das sind die Hauptredensarten, deren sich die Knechte des Verderbens bedienen. Sittliche Verantwortlichkeit giebt es nicht im Narrenreich der Modernen, sie laden alle „Schuld" auf die Verhältnisse, die Eltern, die Gesellschaft ab. „Wie sehr diese Bestien-Philosophie auf die Beförderung des krassen Naturalismus von Einfluß sein muß, erhellt daraus, daß Nietzsche lehrt, nur dann sei der Mensch frei, wenn es keine Grenzen mehr für seine Willkür gäbe, und er die höchste Macht über ein anderes Wesen habe, ›es zu zertreten, zu vernichten, grausam zu quälen, es stück-, zollweise sterben zu lassen‹. Je mehr er andere leiden sehe, desto wollüstiger empfinde er sein eigenes Leben. Wer dagegen andere liebe, sich für sie mühe, quäle, aufopfere, sie ehre und bewundere, der vernichte sich selbst, der huldige dem Nihilismus. — — Nun stelle man sich vor, welcher Jubel von allen Materialisten strenger Observanz, von allen Geistesproletariern und ›freien Geistern‹ angestimmt werden mußte, als ihre innerste Meinung von einem Philosophie-Professor als die Wahrheit und Sittlichkeit nachgewiesen wurde! Als sie hörten, daß nichts mehr göttlich sei, als Frechheit, Lüge, Bestialität." Mit diesen kräftigen Auslassungen stimmen leider die Beurteilungen einzelner Werke der Naturalisten oft nicht überein. Im Bestreben, gerecht zu urteilen, hat sich der Verf. nicht selten verführen lassen, mattherzig zu werden, nichtssagende Bemerkungen zu machen. Detlev v. Liliencron ist ihm „eine der angenehmsten Erscheinungen in der jüngstdeutschen Litteratur" und doch betont auch dieser die Vererbungstheorie und „Finden, Genießen, Verlassen scheinen ihm selbstverständliche Phasen der Liebe zu sein". — Der Jude Sittenfeld (Conrad Alberti) hat, wie sich der Verf. ausdrückt, „eine recht niedrige Ansicht vom weiblichen Geschlecht", aber wenn er auch dasselbe Urteil — ich scheue mich, die Schamlosigkeit hierher zu setzen — schon bei manchem Jüngstdeutschen gelesen hat, kann er „ihm doch nicht beipflichten". Ist das alles? Dieser Sittenfeld hätte behandelt werden müssen, wie G. Oe. in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" das Opus des früheren Corpsstudenten und jetzigen Schriftstellers O. J. Bierbaum „Studentenbeichten" behandelt hat. Was soll es heißen, wenn der Verfasser „das Lob der freien Liebe" „als zu modern beanstandet", wenn er den Sudermann, einen Schüler Nietzsches, einen „ernsten, von sittlichen Idealen beseelten Mann" nennt, wenn er in Sudermanns schandbarem Buch „Iolanthes Hochzeit" nur „eine Schnurre im burschikosen Tone" sieht, wenn er gar den Wunsch ausspricht, K. Bleibtreu möchte seinen entsetzlichen von Un- und Blödsinn strotzenden Roman „Die Propaganda der That" zu einem Drama umarbeiten, oder wenn er die S. 228 und 229 abgedruckte jüdisch-zudringliche „Ansprache an das Publikum" des Juden Herzfeld „ganz reizend" nennt.

Den hervorragendsten Produkten der Naturalisten sind die Abschnitte „Der Naturalismus und die Liebe" (S. 77—116) und „Die sociale Dichtung und der Naturalismus" (S. 117—238) gewidmet. In dem Schlußabschnitt „Prinzipien der neuen Richtung" (S. 239—246) wird summarisch das genannt, was Kirchner bei Säuberung des Augiasstalles der „Jüngstdeutschen" entdeckt hat. Zuletzt meint er, daß die socialen Dichtungen Gründeutschlands „für unser deutsches Volk mehr oder weniger ganz ungeeignet seien". Wenn aber etwas ganz ungeeignet ist, kann man doch, aus Furcht, zu übertreiben, nicht sagen, daß es mehr oder weniger ungeeignet ist. Noch mattherziger ist der Satz, „daß die Schriften Gründeutschlands für unser deutsches Volk wenig wahrhaft erziehlichen Wert haben". Solche Vorsichtsmeierei erinnert mich an einen katholischen Nassauer, der im Juni 1866 von Tag zu Tag auf österreichische Siege wartete und auf die Mitteilung der Nachricht, die Preußen hätten 500 Oesterreicher in eine Höhle getrieben und durch Rauch erstickt, die Bemerkung machte: „O, das war doch nicht verständig." —

Die „Revolution der Litteratur" scheint dem Verf. „weder nötig, noch nützlich", „dennoch wird auch diese Richtung Nutzen stiften" — durch die „wirklich trefflichen Werke, die sie der Nation geschenkt hat (welche sind das?) und durch die Anregung, über Ethik und Aesthetik tiefere Einsicht gewonnen zu haben".

Welche Einsicht damit gemeint ist, ergiebt sich aus Kirchners Erörterungen nicht. Er sagt nirgends, daß die „Jüngstdeutschen" ohne Ausnahme gottlos und darum sittenlos sind. Ja er sagt nicht einmal, daß sie als Nachahmer Zolas nicht das Recht haben, sich als deutsche Denker und Dichter aufzuspielen. O. K.

Digitized by Google

— Der Sprachwart. Sprachregeln und Sprachsünden als Beiträge zur deutschen Grammatik und Stilistik von Theodor von Sosnosky. (Breslau, Ed. Trewendt.) XII u. 231 S. 3 M.

Als Dr. Wustmann 1891 sein Buch „Allerhand Sprachdummheiten" veröffentlichte, hat er in ein Wespennest gegriffen. Der Stuttgarter Professor Dr. Erde hat „Randbemerkungen" zu den „Sprachdummheiten" veröffentlicht, der Berliner Privatdozent Dr. Kärger hat mit der Streitschrift „In Tyrannuneulos!" die deutsche Sprachfreiheit verteidigt, „eine höfliche Entgegnung" hat J. Minor unter dem Titel „Allerhand Sprachgrobheiten" gegeben und „kritische Keile auf Wustmannsche Klötze" hat der Anonymus Dr. X*** mit der Schrift „Allerhand Sprachverstand" gesetzt. Die Gegner mögen in Manchem recht haben, im großen Ganzen stand und steht Wustmann fest bei seinem Griff ins Wespennest. Das ergiebt sich auch aus dem auf österreichischem Boden auftretenden „Sprachwart". Diesen Boden verraten verschiedene Ausdrücke des Verf. Statt: dies ist am Platze sagt Sosnosky auf dem Platze, statt nach Analogie durch Analogie, statt etwas vergessen darauf vergessen.

Im Gegensatz zu Wustmann befleißigt sich der Verf. eines ruhigen Schultones. Für zweifelhafte Fälle empfiehlt er dem Sprachfehler rügenden Grammatiker den Gebrauch des Konjunktivs statt des Imperativs. — Sosnosky hat eine Fülle von fehlerhaftem Deutsch aus den Büchern der heutzutage am meisten gelesenen Unterhaltungsschriftsteller beigebracht, so von Rosegger, Heiberg, Spielhagen, Dahn, Jensen, Gottfried Keller, Detlev v. Liliencron, Wilbrandt, C. F. Meyer, Ebers, O. Schubin, G. Samarow, R. Byr, K. Bleibtreu. Unwissenheit, Oberflächlichkeit, Ueberstürzung im Fertigmachen von Büchern sind die Ursachen des nachlässigen deutschen Stils dieser Schriftsteller. Am schlimmsten steht es natürlich bei den Verächtern aller Autorität, bei den Naturalisten, bei „jener pöbelhaft lärmenden Schar moderner Stürmer und Dränger". Was der zum Glück früh gestorbene Hermann Conradi, der unsinnige Hermann Bahr und andere „Moderne" an scheußlichem Deutsch leisten, übersteigt alle Erwartung. — Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. dadurch erworben, daß er auch den Kritikern und Recensenten auf den Leib rückt. „Für die Kritik darf es meiner Ansicht nach kein „noli me tangere" geben. Wenn sie den einen Schriftsteller nur darum nicht anzutasten wagt, weil er berühmt, den anderen aber unbarmherzig zerreißt, weil er es nicht ist, so macht sie sich damit erbärmlicher, feiger Liebedienerei schuldig." Nicht das Sprichwort: Quod licet Jovi, non licet bovi ist hier am Platze, sondern das andere: Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Im Vorwort teilt uns der Verf. ausdrücklich mit, daß er „auf eine ungewöhnlich reichhaltige Fundgrube für Sprachsünden aller Art", nämlich auf W. Jordans Roman „Zwei Wiegen" habe verzichten müssen; das Buch sei ihm nicht mehr in die Hände gekommen und wenn man so viele unerquickliche Bücher lesen müsse wie der Verf., so habe man keine Lust, etwas derartiges zu seiner Privatlektüre zu machen, zumal wenn es, wie Jordans Buch, zwei dicke Bände habe. —

Seiner Aufgabe wird der Verfasser in den drei Hauptabteilungen: Formenlehre, Syntax und Stillehre, gerecht. In der Stillehre erörtert er die grammatischen und logischen Beziehungen der Sätze, die Wortstellung, die Zweideutigkeit, die Ueberladung, den Pleonasmus und die Bilder. Die Bildersammlung der in den Tag hineinschreibenden Schriftsteller findet sich in fünf Abteilungen: Matte Bilder (z. B: „Bald hebt sich die Decke aufstrebend, dann hinschwebend wie ein Elfentraum über die Flut"), Unwahre Bilder (z. B.: „Er war wie eine vereiste Flamme"; „ein düsterer Strahl"; „ein dunkeles Licht"), Schwülstige Bilder (z. B.: „Sie verzehrte Eugen mit den Augen und verschlang ihn mit den Ohren". Das hat der Dichterwahnsinn A. Wilbrandts für möglich gehalten), Rohe Bilder (z. B.: „Die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenserails herum"). Endlich kommen die Bilder des „jüngsten Deutschland", vor denen am besten der Vorhang fällt. Wer wird nach einigen Jahren noch nach diesen grünen Jungen fragen?

O. K.

6. Philosophie.

— Die Berührungspunkte zwischen Moses und Plato: das ist zwischen Altem Testamente und Platonischer Philosophie, zum Teil nach Philo. Von Lic. Dr. E. Höhne. (Leipzig, G. Wigand.) 1893. 39 S.

Der Verf. will geschichtlich objektiv referieren, Spekulation, apologetisches und dogmatisches Interesse liegen ihm fern. Die „Berührungspunkte" will er aufzeigen; auch wenn sie zahlreich sind, ergeben sie selbstverständlich noch keine Gleichheit, sie setzen die weitgehende Verschiedenheit der streng religiösen und der rein philosophischen Weltauffassung voraus; wo der Ausdruck gleichlautet, bleibt oft der Inhalt der Begriffe verschieden. Nachdem der Verfasser mit Fleiß den Thatbestand erhoben hat, wendet er sich am Schluß der Frage zu, wie die vorhandenen Berührungspunkte zu erklären seien. Philo, dem der Märtyrer Justinus folgt, war der Meinung, Plato habe das alte Testament gekannt und benutzt. Der Verfasser weist nach, daß diese Auffassung an der Geschichte scheitert, Plato kann Mosis Schriften nicht gekannt haben. Er selbst erklärt das Problem, wie es schon die meisten Kirchenväter erklärt haben, etwa wie Klemens von Alexandrien sagt: „Die heidnische Philosophie ist als ein Werk der göttlichen Vorsehung darzustellen; sie ist den Griechen als besonderes Testament gegeben, als Grundlage für die christliche Philosophie; sie erzog das griechische Volk wie das Gesetz die Hebräer auf Christum hin, sie bahnt den Weg für die, so durch Christus vollendet sind; der Urheber aber alles Guten ist Gott." Die Lösung des Problems liegt demnach in dem λόγος σπερματικός, über den die philosophisch gerichteten Väter so gerne gesonnen haben.

J. P.

7. Länder- und Völkerkunde.

— Sibirische Briefe. Von O. O. Eingeführt von P. von Kügelgen. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.) 1891. Preis 5 M. 60 Pf.

Diese 19 Briefe aus den Jahren 1888—92 sind zuerst im Feuilleton der St. Petersburger Zeitung veröffentlicht; die vorliegende deutsche Uebersetzung in Buchform wird von Herrn v. Kügelgen mit warmer Empfehlung eingeleitet. Der Verfasser, wissenschaftlich geschulter Geologe, wohnte im Auftrage der Regierung 4 Jahre in Sibirien, hielt sich im Winter in Irkutsk auf und machte während der kurzen Sommerzeit (Mai-September) Forschungsreisen; während der letzteren lernte er Land und Leute von Baikal-See und im Stromgebiet der Lena gut kennen, gewiß weit besser, wie viele andere, Sibirien besuchende Europäer. In den an die Mutter des Verfassers gerichteten Briefen hält er sich frei von wissenschaftlichen Angaben, Zahlenreihen u. s. w., schildert die Sibirier und ihre Sitten, berührt aber den Verkehr und das Leben der russischen Beamten, Offiziere u. s. w. so gut wie gar nicht — eine Lücke, die uns freilich bei der Stellung des Verfassers erklärlich dünkt, aber für deutsche Leser immerhin ein Fehler ist, dem nur dadurch abgeholfen wird, daß man hier und da zwischen den Zeilen lesen kann. Besonders lesenswert sind die Schilderungen des Lebens des Jakutenvolkes, ferner die sich auf das Treiben in den Goldwäschereien bezirhenden Briefe. Wer die letzteren gelesen hat, dem wird gewiß jede Lust vergehen, in Sibirien Gold zu graben, überhaupt dorthin auszuwandern. Der Verfasser sagt freilich: „Sibirien ist ein schönes und reiches Land", aber wie schwer ist in der Wirklichkeit der Genuß der Schönheiten des Gebiets, die Hebung seiner Schätze zu erreichen! Von der großen sibirischen Zukunftsbahn verspricht sich der Verfasser viel, und wir wollen die hohe Bedeutung derselben für die Erschließung des Landes gewiß nicht in Abrede stellen. Aber wenn man auch in diesen Briefen, trotz recht vorsichtiger Ausdrucksweise des Verfassers, liest, wie schändlich die russischen Industriellen ihre Arbeiter in den Goldwäschereien behandeln, wie furchtbar noch heute das Los der nach Sibirien geschleppten Strafgefangenen ist, wie niedrig der Bildungsstand der Bevölkerung auf dem Lande sich darstellt, wie wenig die russische Geistlichkeit ihrer Aufgabe gewachsen ist, und doch glaubt, alles gethan zu haben, wenn sie den toten Buchstaben der Berufspflicht erfüllt — dann wird man auch hier wieder den Eindruck bekommen, daß nicht allein die Eisenbahn noch fehlt, um Sibirien civilisieren zu können, sondern daß das russische Volk zur Zeit selbst nicht hoch genug steht, um diese Aufgabe erfüllen zu können. Die Briefe, unter ihnen einige von der mutigen Gemahlin des Verfassers, sind unterhaltend und lehrreich, ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis Sibiriens und der Russen. Die Uebersetzung ist wohl gelungen. v. H.

8. Biographie.

— Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Mit 3 Porträts und 2 Facsimiles. (Basel, A. Geering.) 279 S. 4 M.

Niels Gade, geb. 22. Februar 1817, gestorben 21. Dezbr. 1891, der bekannte dänische Komponist, hat seine Lebensgeschichte im August 1885 zu schreiben begonnen, kam aber — nach dem S. 1 bis 5 abgedruckten Anfang muß man sagen leider — nicht über die früheste Jugend hinaus. Die Herausgeberin, seine Tochter, hat aus den Briefen, die Gade erst an die frommen Eltern, dann an seine zweite Frau von seinen Reisen aus schrieb, mit Zuhülfenahme über- und fortleitender kurzer Notizen, das mitgeteilt, was genügen kann, um sich ein Lebensbild des vortrefflichen Mannes zu entwerfen. Außer zwei Bildern aus der Jugend Gades ist es das einer Photographie nachgebildete, dem Buche vorgesetzte Bildnis des Komponisten, das auf den Beschauer den Eindruck eines offenen, bescheidenen, mit einer reichen Gabe Humor ausgestatteten Mannes macht. Denselben Eindruck machen die Briefe. Gade war eine echtgermanische Natur, die mit inniger Liebe an den Eltern, an Frau und Kindern und den Freunden hing, gerne Reisen unternahm, in der Ferne aber stets sehnsüchtig der Heimat gedachte. — Ursprünglich zur Nachfolge im väterlichen Geschäft der Instrumentenfabrikation bestimmt, brach sein musikalisches Genie bald durch. In seinem 25. Jahre komponierte er seine erste, Mendelssohn gewidmete Symphonie. Daran schloß sich seine erste Reise nach Leipzig, wo er von 1844 bis 1848 als Musikdirektor thätig war und im Verkehr mit dem genannten Meister, mit Robert und Klara Schumann, mit Riez, Joachim u. a. sein großes Talent weiter ausbildete. Gade war übrigens kein einseitiger Mann, dir bildenden Künste und die schöne Litteratur waren von Jugend an Gebiete, in denen er seltene Kenntnisse besaß. — 1858 wurde er Organist an der Holmenskirche in Kopenhagen, ein Amt, dem er bis zu seinem Todestag oblag. Dem 1867 ins Leben gerufenen Konservatorium der dänischen Hauptstadt gehörte er als Musikdirektor von Anbeginn an. — Gade war zweimal verheiratet, 1852 wurde Sophie Hartmann, die Tochter des Kopenhagener Komponisten, seine erste Frau; nach deren frühem Tode 1855 trat er zwei Jahre später mit Mathilde Stäger in die zweite Ehe. —

Musikfreunde werden sich gerne mit dem Leben des liebenswürdigen, eitler Ehre niemals geizigen Künstlers bekannt machen. O. K.

9. Poesie.

— Lindenblüten. Gedichte von Rudolf Braune. (Frankenhausen [Kyffh.], Selbstverlag von Rudolf Braune.) 100 S.

Ursprünglich war Viktor Ottmann in Leipzig auf dem Titelblatte als Verleger angegeben. Ein

glücklicher Stern hat aber Herrn Ottmann vor den Brauneschen Dichtungen bewahrt; die Leipziger Firma ist mit dem bedenklichen, finanziell äußerst bedenklichen Selbstverlag in der Gestalt eines aufgeklebten Zettels unterdrückt worden. — Ein hervorragender dichterischer Genius scheint mir in Rudolf Braune der deutschen Nation nicht zu teil geworden zu sein, hervorragend ist aber des neuen Lyrikers und Selbstverlegers Bescheidenheit und Offenheit. Im Vorwort gesteht er, daß seine Lieder „kunstlos ausgedacht" seien. Nicht jeder liebt Lindenblüten als Thee oder als Gedichte, aber die Freunde der farbenbunten tropischen Blütenpracht werden gebeten, zu „tadeln nicht zu herb, wenn sie meine Lieder lesen; und ich bin zufrieden schon, wenn auch nur ein Teil gefällt". R. Braune muß übrigens schon unangenehme Erfahrungen mit seinen Versen gemacht haben, denn er gesteht uns S. 62, daß er „der Lieder tiefe Quelle" schon „verschüttet" aber, wie es in der 2. Strophe minder poetisch ausgedrückt wird, daß er „der Lieder weite Gratte" schon „vernagelt" hatte, als er plötzlich den Entschluß gefaßt habe, „die Riegel" — der jedenfalls hölzernen Pforte — „zu lösen", um die in Paaren lachenden, scherzenden und tanzenden Liederscharen auf das Publikum loszulassen. Nemo ultra posse obligatur: „Ich kann sie nicht mehr zügeln der Lieder frohe Haufen, drum mögen sie nun toben; ich laß sie fröhlich laufen." Für das lesende Publikum gestaltet sich freilich die Sache minder heiter. Wir begleiten zwar Braune gern in den Wald, wo „die Gedanken gar oft entfliehen, entrücken", wo der Dichter in leisem Rauschen, und zwar bald in stumpfen, bald in klingenden Reimen, viererlei hört: 1) „Kirchenglockenton", 2) „frommer Christen ernst Gesang", 3) „den Schwur deutscher Treue im Männerchore am Throne des Kaisers" und 4) „süßes Lachen von Liebchens rotem Munde". Ich bin der Ansicht, daß man mit diesem vierfachen Inhalt des Waldrauschens sich befriedigt erklären kann. Aber was sagt uns der Dichter zum Schluß? „Ich starrt empor zum Himmel und dacht an dies und das; ich wußt, daß mir was fehlte, und wußte doch nicht: was?" Mit dieser Stimmung, die eigentlich vor jeder Empfänguis eines Brauneschen Gedankens am Platze ist, hat das poetische Genie Frankenhausens seine Leser einigermaßen gesoppt. Doch versöhnt uns der gefühlvolle Dichter mit seiner Muse gleich im nächsten Gedicht „Vögleins Klage", worin er den Schnee nicht blaß Felder und Wälder, sondern auch „manches Vögleins Gebein" bedecken und die befiederten Sänger nicht bloß hungern, sondern auch trotz Winterfedern frieren läßt, um die Leute zum Futterstreuen zu veranlassen. — Eine gleichfalls trübe Stimmung herrscht in dem Gedicht „Sein Testament". „Ein Assistent von einer Eisenbahn" macht, von Todesahnungen erfüllt, rasch sein Testament, aber auch hier fühlt sich der teilnehmende Leser am Schlusse einigermaßen gesoppt, denn es „lebt noch heut der Assistent trotz Blitz und Wirbelwind, trotz Todesgrauen und Testament, die längst vergessen sind". Ueberhaupt sind die Schlüsse bei R. Braune eine merkwürdige Sache. Nachdem ein Amerikamüder in drei Strophen geschildert ist, sagt er zuletzt: „Ja, ich fahre nun nach Haus!" — offenbar eine höchst überraschende Wendung. — Ein todkrank aus der Türkei nach Hause zurückkehrender Reisender hört aus des besten Freundes Mund den herzstärkenden Trost: „Habe Hoffnung auf Genesen, mancher Kränkre ward geheilt!" — Der Dichter war einmal im Traum in den Himmel gekommen, als er aber erwachte, sah er sich um „ganz sachte" und lag „an eines Teiches Rand". Doch hängt dieser Schluß mit einer zweiten Eigenschaft Braunes zusammen, er ist nicht nur ein vermeintlich dichterisches, sondern auch ein thatsächliches Kneip-Genie. Er lobt nicht nur adjektiv das deutsche Bier „so klar und goldig" und „den deutschen Zecher ohne Tadel" (S. 12), er hat nicht nur das vierstrophige Trinklied „Stoßt fröhlich an" (S. 24) gedichtet, das nur an dem einen Hauptfehler leidet, daß die Schlußzeilen nicht logisch geordnet sind, statt 1) Schnell trinkt aus, 2) Stoßt fröhlich an, 3) Leert euer Glas, 4) Staßt fröhlich an, müßte es an der 2. Stelle heißen: Füllet aufs neu und 3 und 4 müßten umgestellt werden. Indessen läßt sich zu Gunsten des Dichters geltend machen, daß den Trinkern die Logik auszugehen pflegt. — Nah ist das Lied: „Dies Glas kamm ich den Zechern" und gehaltlos trotz vieler Kraft-Meierei das Bayerlied S. 27 mit dem Schlusse: „Denn besser ist der Riesenmut, als Furcht vor Windeswehn". Wer hat je daran gezweifelt? — Recht ordinär klingt das Gedicht: „Das ist der Zecher Sitte". — Das „Streben nach der Menschheit Höh'n" (S. 19), das Gerede von „Idealen" (S. 36) erscheint sowohl nach dem Trinker-Enthusiasmus, als auch nach zahlreichen Liebesliedern des Hans Liederlich nicht recht glaubhaft. — Die Beziehungen des Dichters zur Dichtkunst sind bis jetzt nicht die innigsten. Reime wie später, Wetter — Mädchens, Gretchens — Seele, Hölle — Schwäch(e), Zech(e) — zechen, Degen — Kredit, Lied — Pfennige, wenige —, die Sorglosigkeit, von Trochäen zu Jamben, von klingenden zu stumpfen Reimen überzugehen, Ausdrücke plattester Prosa zu verwenden, all das spricht dafür, daß der Dichter Rudolf Braune gut thun wird, noch mancherlei in der Verskunst zu lernen, ehe er eine zweite Sammlung Gedichte — hoffentlich ebenfalls im Verlage von Rudolf Braune — herauszugeben den Mut haben wird. O. K.

— Engelbert der Reichsverweser von Fritz Stassel. (Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung.) 1893. 127 S. 2 M., geb. 3 M.

Das tragische, schon mehrfach besungene Schicksal des edlen Reichsverwesers, den die verräterische Hand des Isenburgers ermordete, wird uns hier in recht gefälliger, ansprechender Weise dargestellt. Der Dichter hat es verstanden, vermöge seiner genauen Kenntnis der Zeitverhältnisse ein anschauliches Bild der von ihm geschilderten Vorgänge zu entwerfen. Nur würde der Eindruck seiner Erzählung wesentlich einheitlicher sein, wenn er die Neuzeit am Anfange des zweiten Gesanges,

Digitized by Google

das Dampfroß, den großkarierten Sohn Albions und ähnliche Scherze, wie den Schutzmann mit der Pickelhaube, weggelassen hätte. Gelegentlich nimmt der Dichter den Mund etwas voll. So wenn er die Wogen des Rheins ihren „Gischt bis an die Zinnen" der Stadtmauern spritzen läßt, oder er vergreift sich im Ausdruck, wenn er den Bratenduft sich würzig vermengen läßt mit dem Brodem abgestandenen Weines. Das Zeitwort schütteln verlangt notwendigerweise ein Objekt:

„Leuchtend blickt der Reichsverweser
Seinen Marschall an; der schüttelt
Ob der ungeahnten Reue."

Wie unklar ist die Wendung:

— „Der Bruder Franziskaner
Hat des Fasses lieblich Locken
Auf den Vespertrunk vertröstet."

Die Erzählung des Hergangs der Ermordung, besonders S. 114 und 115, dürfte ebenfalls etwas deutlicher sein.

Der Preis von 2 Mark für die Dichtung ist gerade nicht billig zu nennen. Dafür erhält man heutzutage mehr. Sch.-K.

— Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen von Karl Friedrich Jordan. (Berlin, Verlag von Rehtwisch & Langewort.) 75 S.

Von dem Wuste jener Dichtungen, die ihre Daseinsberechtigung allein schon mit dem dürftigen Umstande, daß sie sich für modern ausgeben, glauben nachgewiesen zu haben, heben sich diese Lieder eines Antimodernen aufs vorteilhafteste ab.

„Handel, Börse, Industrie,
Kulturelles Streben,
Geld-Erraffen, Lotterie
Und — in Freuden leben,
All dies feiert, preist man laut,
Mit Bombast und Phrasen,
Und die Redner haben — schaut! —
Meistens krumme Nasen.

Aber nicht nur die Redner, auch die Dichter und ganz besonders die Kritiker unserer Tagesblätter gehören zum großen Teile dem Stamme Israel an. Der Dichter wird sich daher bei seiner Weltkenntnis wohl einerseits über den äußeren Erfolg seiner Dichtungen in den großen Reklameblättern der liberalen Presse keiner Täuschung hingeben, er wird sich aber andererseits ermutigt fühlen, wenn er sieht, wie sich für seine, der edelsten Begeisterung entstammenden Lieder immer noch ein Kreis, hoffentlich ein immer wachsender Kreis von Lesern findet, die seinem mutvollen, idealen Streben den verdienten Beifall zollen. Besonders die ernsteren Dichtungen unter der Aufschrift „Zu Gott" und „Himmel und Hölle" sind von großer Schönheit und gewaltigem Inhalte, weniger ansprechend sind die „Reine Liebe" überschriebenen. Sollte die Zahl der Männer in Deutschland nicht immer größer werden, die in die Klage des Dichters einstimmen:

„Gemüt und Glaube, deutsche Phantasie,
Wo seid ihr hin aus lang' versunk'ner Zeit?
Du deutsche Volksseele — schläfst!
Man hält
Gefangen dich in des Verstandes Banden,
Es herrscht der Kaltsinn der Berechnungssucht,
Die uns verkörpert zeigt ein fremdes Volk.
Hier ist dein Feind. Er drücket dich darnieder.
Auf! Sammle deine Kräfte!" —

Sollten solche Worte dem Dichter nicht auch aus unserem Leserkreise Freunde werben?

Sch.-K.

— Rothes und Blaues Blut von Heinrich von Reder. Mit einer Illustration. (Verlag von Dr. E. Albert & Co., München.) 113 S. 2 M., geb. 3 M.

Selten haben wir einen so grundmäßig verfehlten Titel für zwei zufällig nebeneinander gestellte lyrisch-epische Dichtungen gelesen, wie den obigen. In dem roten Blut „Werner, der Falkonier" singt uns der Dichter die Liebe des dienenden Jägers zum Burgfräulein. Wie hat es ein wahrer, großer Dichter, Mörike, verstanden, in den wenigen Strophen Schön-Rothtrauts diese Liebe poetisch zu verklären, und wie matt und farblos erscheinen dagegen die zahlreichen Variationen von Reders Rotem Blut, trotzdem noch Eifersucht und getäuschte Liebe hier zugegeben sind. Die Menge allein thuts doch nicht. Einige Lieder sind zwar recht hübsch empfunden, vielleicht ganz sangbar — eines derselben ist, wie in einer Anmerkung mitgeteilt wird, sogar in Musik gesetzt und der Königin Marie von Bayern gewidmet —, aber im ganzen sind die verschiedenen Dichtungen von sehr ungleichem Werte. Etwas mehr Kritik bei Auswahl derselben würde der Sammlung zum Vorteil gereicht haben. Mit Gedichten wie denjenigen auf S. 30 und S. 63 füllt man keine Seite. S. 55 ist gereimte Prosa.

Das blaue Blut, die Fischerrosl, fällt arg auseinander. Es erzählt zwei Liebesverhältnisse, die zeitlich auf einander folgen, die Liebe Rosls zu ihrem Hans, der im Accusativ Hansen heißt, und die Liebe des Sängers zu Rosl, deren leichtfertigen Hansen ein anderer Bursche, um die Ehre seiner Schwester zu rächen, erschossen hat. Einige recht matte Lieder auf den Tod König Ludwigs, der Hansen begnadigt hatte, als dieser im Streit einen anderen zusammengestochen, sind eingeflochten. Eines dieses Lieder lautet mit Auslassung der Mittelstrophe:

„Wenn der letzte Vogel sänge
Auf dem letzten Baum im Parke.
Und der letzte Frosch verquackte
In des Teiches trocknem Quarke —

Wenn am wunderschönen Würmsee
Ringsum herrschte nur Vernichtung,
Bleibt ein Name doch erhalten,
Unvergänglich durch die Dichtung."

Der erste Vers klingt doch etwas stark an den berühmten Sang an: „Wenn der Hund mit der

Digitized by Google

Wurst ꝛc.“ Sehr wenig am Platze ist die Erwähnung des Crucifixes bei der lächerlichen Situation auf S. 80. Die Wörter „Staudenhachte“ S. 17 und „Tutosel“ S. 84 sind wohl nicht überall verständlich, wir würden sie als Titel vorgeschlagen haben, denn sie sind immer noch besser, als „Rotes und Blaues Blut“.

Sch.-K.

10. Unterhaltungslitteratur.

— Haneicka, das Chodenmädchen. Ein Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einem Vorwort von Dr. Max Oberbreyer. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) XV und 308 Seiten. 5 M., geb. 5 M. 75 Pf.

Das Vorwort enthält kurze biographische und litterarische Notizen über Maximilian Schmidt. „Schmidts Schriften umfassen einen großen Reichtum an socialen und kulturellen Motiven, wie ihn eben seine vollständige Kenntnis und geistige Beherrschung des Wesens und Lebens der bayrischen Gebirgler, der sittlichen und sinnigen Eigenart, der wirtschaftlichen Tätigkeit, wie der Gebräuche, Sprüche, Sitten, Sagen und Lieder der Menschen jener Gebiete gewährt.“ Auch die Erzählung „Haneicka“ (Anna) hat ihren Hauptwert im kulturgeschichtlichen, wozu ich auch den stark ins Kraut geschossenen römischen Katholizismus rechne. — Die Choden, d. i. Grenzbegeher, sind die Nachkommen von Slaven, die im elften Jahrhundert aus Polen an die böhmisch-deutsche Grenze versetzt worden sind, ein konservatives Völkchen, das man an der Hand eines so angenehmen Erzählers, wie Maximilian Schmidt ist, gern kennen lernt. — Von den bis jetzt erschienenen sechzehn Bänden des Vereins der Bücherfreunde habe ich neun gelesen; neben Balduin Grollers „Töte sie“ halte ich Schmidts Haneicka für das Beste, was die Bücherfreunde bisher veröffentlicht haben, Heibergs „Todsünden“ dagegen für das Schwächste. — Einen besonderen Vorzug erblicke ich darin, daß Schmidt den Dialekt der Grenzbewohner, die freilich zu seinen Landsleuten im engeren Sinne gehören, völlig beherrscht und das ganze Buch hindurch verwendet. — Die Geschichte der Haneicka und des Franzl enthält mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, auf die einzugehen zu weit führen würde. Aufgefallen ist mir, daß diese Erzählung Schmidts mehr als andere an formellen Gebrechen leidet. S. 20 steht das vom Erzähler, nicht von einer der auftretenden Personen gebrauchte unmögliche Wort Debitat für Deputat. Ueber den Genitiv des Wortes Bauer — agricola — ist der Verf. im Unklaren, denn er schreibt bald falsch des Bauers (Genitiv von Bauer = Vogelbauer), bald richtig des Bauern. „Auf etwas vergessen“, wie man in Oesterreich sich falsch ausdrückt, mag Schmidt wohl aus dem Dialekt ins Hochdeutsche herübergenommen haben, während die Inversion nach und ein rein hochdeutscher Fehler ist. S. 23 schließt ein Satz mit den Worten: „in welchem der Wagen, nachdem er ein äußerst liebliches waldgrünes Thal, in dem die Häuser des Dorfes und ein kleiner See liegen, durchfahren hatte, anlangte.“ Das erinnert stark an die Bekanntmachung: „Derjenige, welcher den Thäter, der den Pfahl, der an dem Wege, der nach Worms führt, steht, umgeworfen hat, anzeigt, erhält 5 Mark Belohnung.“ — Schwerfällig klingt auch: „nationale Weisen zum Vortrag bringen“ statt vortragen, oder noch besser statt spielen; Privilegien, die ihnen zu eigen waren — dieser Zusatz ist völlig nichtssagend; linkerseits statt links; „Nebst vielen anderen Wallfahrern trugen hier auch die Choden ihren religiösen Gefühlen Rechnung.“ So können sich etwa Polizeibeamte ausdrücken, deutsche Schriftsteller müssen aber derartiges ebenso vermeiden, wie den Pluralis Harmonikas, Burgfräuleins oder das Fremdwort Train für Bahnzug. Darbilden S. 95 ist vielleicht nur ein Druckfehler für darbieten.

O. K.

— Villa Möhl und mehr. Von Gustav und Ina von Buchwald. (Strelitz i. M., Druck und Verlag von E. Lupelow.) 1893.

Drei Novellen, von denen die erste und letzte „Villa Möhl“ und „Die Kaiserurkunde von Lachsbeck“ den Lesern der Monatsschrift aus früheren Jahrgängen schon bekannt sind. Beide Erzählungen sind harmlos, frisch und unterhaltend geschrieben; man erfreut sich an den netten, liebenswürdigen Menschen, die man in ihnen kennen lernt, an dem ungekünstelten Humor, der leise hier und da sein Wesen treibt, an den hübschen Schilderungen der mecklenburgischen Heimat des Verfasserpaares. Leider ist die zweite, bisher, soweit uns bekannt, noch nicht veröffentlichte Novelle „Der Klausner von Stappensels“ weniger gelungen. Im Gegensatz zu der klaren, übersichtlichen Handlung der beiden anderen Erzählungen treten hier eine Menge Personen auf; mehrere Erzähler wechseln ab, verworrene Verwandtschaftsverhältnisse bilden den Hintergrund, die Charakterzeichnung ist nicht immer lebenswahr, und so macht dieser „Klausner von Stappensels“ alles in allem den Eindruck einer Erstlingsarbeit, in der sich die Verfasser noch dazu im Stoff vergriffen haben. Uns scheint die norddeutsche Ebene mit ihren Bewohnern der Boden zu sein, auf dem sich das Erzählertalent des Verfasserpaares entfalten kann; dem Herrn v. Buchwald mögen die „Urkundenreisen“, die er an den Gestaden der Ostsee und in den heimatlichen Buchenwaldungen unternimmt, auch ferner für die Thätigkeit als Novellendichter neue Fundgruben öffnen.

v. H.

— Die kleine Miß. (That Lass O'Lowries.) Erzählung von Frances Hodyson Burnett. Ins Deutsche übertragen von Charlotte Dannenberg. 4. Auflage. (Frankfurt a. O., Hugo Andres & Co.) 268 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Ein gut geschriebenes Buch aus dem Leben englischer Arbeiter. Die Charakterzeichnung ist scharf und dem Leben entnommen, bis auf die Heldin. Johanna Lowrie, die Tochter eines dem Trunke

Digitized by Google

ergebenen, zu jedem Verbrechen fähigen Bergmanns, ist in so vollständiger Verwahrlosung aufgewachsen, daß sie nur ungewisse dunkle Reden über die Geschichte eines Menschensohnes gehört, keinerlei weibliche Arbeiten gelernt, ja nicht einmal gesungen hat, aber trotzdem ein Mädchen geworden ist, das man das Ideal einer christlichen Jungfrau nennen kann. Daß sie daneben eine junonische Schönheit ist, versteht sich von selbst. — Ein Werkmeister, der mit dem vortrefflichen jungen Hülfsgeistlichen innig befreundet ist, erkennt den von Schmutz umgebenen Edelstein. Johanna erwidert bescheiden und demütig die Neigung des „Ingenieurs" und ist am Ende fast erschrocken darüber, daß sie an der Seite des geliebten Mannes eine „Dame" werden soll. Mit vollendeter Meisterschaft ist der Pfarrer und seine vorzügliche kleine Tochter gezeichnet. Ein Mißgriff ist es aber, die deutsche Uebersetzung nach dieser kleinen Miß zu benennen, anstatt das Lowriemädchen als die eigentliche Heldin des Ganzen auf dem Titelblatt — wie im Original — zu bezeichnen. Auch Sammy Craddock, der alte Kannegießer, ist ein Meisterstück der Charakterzeichnung. — Der Uebersetzung ist nachzurühmen, daß sie, subjektiv betrachtet, mit Sorgfalt und Fleiß zu stande gekommen ist. Wenn trotzdem eine nicht geringe Anzahl Fehler zu verzeichnen ist, so liegt dies an mangelnder Vertrautheit mit der deutschen Sprache. Wie den meisten deutschen Romanschreibern, ist der Uebersetzerin der richtige Gebrauch von „entlang" bis jetzt ein Geheimnis geblieben, es ist dies um so auffallender, als der richtige Gebrauch an einzelnen Stellen bei ihr zum Durchbruch gekommen ist. — Statt Pfarrershaus, Sommerswind, Herbstesmond sagt man im Deutschen Pfarrhaus, Sommerwind, Herbstmond. — Bange ist kein Substantiv, das Substantiv heißt Bangigkeit. — Für stapfen („fest auftretend einherschreiten" Weigand) sagt die Uebersetzerin wiederholt stampfen, was doch eine Bewegung am Orte, nicht vom Orte weg bezeichnet. — Was „begriffsstutzige" Mädchen sind, habe ich nicht erraten können. Sollten es Mädchen sein, die vor Begriffsbestimmungen zurückscheuen, stutzig werden? — Statt Phintias S. 152 müßte es Pythias und statt das Phaetyn müßte es S. 131 der Phaeton heißen. — Einen judendeutschen Eindruck machen ferner zahlreiche fehlerhafte Wortstellungen, sowie die Ausdrücke „Neigung für — statt zu — jemand"; „nachgiebig mit ihr" statt gegen sie; „gut zu mir" statt gegen mich; über jemand zu einem statt bei einem witzeln. — Ob man heraus oder hinaus, herein oder hinein sagen muß, kann nie zweifelhaft sein, wenn man überlegt, von welcher Stelle aus der Sprechende oder der Verfasser selbst redet. Die Uebersetzerin verwechselt diese Dinge fortwährend. — Der junge Geistliche wird oft mit seinem Taufnamen und dem Zusatz Ehrwürden genannt. Das ist nicht deutsch und wohl eine unglückliche Uebersetzung von Reverend, was besser herübergenommen, am besten weggelassen worden wäre. — Statt Bergwerker sagt man Bergmann, ein Wort, das die Uebersetzerin gar nicht kennt. — Was man sich unter „grinsendem Gemäuer" vorstellen soll, ist mir ganz unklar geblieben. — Die dunklen Mädchenaugen der Johanna Lowrie sollen „eine Art von animalischer Schönheit" gezeigt haben. Die Verfasserin hätte bei der Schilderung schöner Mädchenaugen keinen ärgeren Mißgriff machen können. Welche Sorte animalische Augen sind denn gemeint? Warum solch vage Redensart?

O. K.

— Welke Blätter. Novellen von Franz Wolff. Mit Randzeichnungen von Leopold Bürger. (Leipzig, Oswald Mutze.) 1893. 183 S.

Welken Blättern gleicht „das Menschenleben im Strome des gewaltigen Schicksals". Dies sollen fünf Novellen zeigen, von denen jede den Namen eines Blattes als Ueberschrift trägt. Ein elegischer Ton klingt durch alles hindurch, und Dahinwelken infolge eines tragischen Geschickes ist das Thema. Den Geschichten haftet somit etwas von der Schicksalstragödie an, und das ist für eine Novelle wohl gerade keine Empfehlung. In dem unseres Erachtens schwächsten Stück „Hollunderblatt" ruft ein Priester durch ein Gebet auf das Haus seines Freundes, dessen von ihm heimlich geliebte Tochter er soeben getraut hat, einen Blitz herab. Und was für ein Gebet ist das? „Herr mein Gott, hilf mir von der Macht, die du ja selbst bist, rette mich vor der Natur! Mein Gott, sende deinen Blitz!" Im übrigen mag es ja in der Gegenwart als ein Lob gelten, wenn man die Erzählungen von Realismus freisprechen kann, dafür herrscht hier aber oft eine überschwengliche Sentimentalität. Daß jemand, und zwar kein Verliebter, einen Baum streichelt, ist doch etwas reichlich; es heißt aber noch an einer zweiten Stelle: „Elisabeth fuhr mit den Händen liebkosend über die Blätter des Hollunders." Der Ausdruck „die unsagbar schönen Kompositionen Schumanns" sollte doch dem schwärmenden Backfischalter überlassen bleiben. Auch in der Charakteristik der Personen ist manches nicht ganz lebenswahr. Der Käufer des Buches muß 20 Seiten Empfehlungen anderer Schriften Wolffs mit in den Kauf nehmen. Soll diese Zugabe die vorhandenen Mängel ersetzen? — Die Bilder sind wertlos.

Wt.

11. Verschiedenes.

— Gütersloher Jahrbuch für Freunde und frühere Schüler herausgegeben zum Besten des Evangelischen Gymnasiums zu Gütersloh. Dritter Jahrgang 1893/94. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Geb. 5 M. 50 Pf.

Das Inhaltsverzeichnis nennt zuerst zwei Gedichte des greisen Julius Sturm: „Dem Allweisen" und „Nach dem Lesen der Odyssee". — Professor Dr. Dondorf konnte sich von Wilhelm von Kaulbachs Wandbildern im Treppenhaus des Berliner Museums zu kunstvollen Strophen (S. 166—192) begeistern lassen, während Oberlehrer Hartert vor Raffaels Sixtina sich nicht bloß zu „Meditationen",

Digitized by Google

sondern zum Glück auch zu nüchternen Bemerkungen ästhetischer Art veranlaßt fand. — Kirchengeschichtlichen Inhalts sind die Beiträge von P. Philipps „Johannes Chrysostomus“ und der Vortrag von P. O. Funcke „Wer ist ein Pietist“. — In die Zeiten des Anfangs führen den Leser die Aufsätze: „Eva und Maria“ von P. Richter, „Die christliche Urgemeinde“ von dem seligen Paul Krebs und „Der Sieg des Christentums über die griechisch-römische Kulturwelt von Professor Dr. Mirbt. — „Erinnerungen aus meinem Missionsleben“ teilt P. Th. Jellinghaus mit. — Dr. Cartellieri schildert in allgemeinen Zügen „Deutschlands geistige Erhebung gegen Napoleon I.“ — Die drei bedeutendsten Beiträge sind neben dem vortrefflichen Aufsatz „Charles Kingsley in seiner Bedeutung für die Gegenwart“ von P. Lic. theol. Cremer, die biographische Mitteilung über den Gütersloher Mitgründer Wilhelm Bartels, dem der Titel „Kommerzienrat“ als eine „unverdiente und deshalb wenig erfreuliche Ehre“ erschien, wie es im Tagebuch vom 24. April 1874 heißt, und das letzte Stück „In die sonnige Pfalz“, eine Erinnerung aus der Karlsruher Jugendzeit Emil Frommels. — Hätte dieser Meister im Erzählen doch statt 22 Seiten dreimal so großen Raum verbrauchen müssen! Und daran knüpft sich das Bedauern: wäre „die Bubenreise“ doch nicht gar so früh in die Brüche gegangen.

O. K.

— Socialdemokratie und Volksschule. Von Fr. Harbort, Rektor in Wittmund. (Hannover, Verlag von C. Meyer [Gustav Prior].) 1891. Preis 90 Pf.

Die Schrift ist der Redaktion erst 1893, zwei Jahre nach ihrem Erscheinen, zugesendet. Der im Beginn stehende Satz: die Idee des Volksstaates und die der Schulreform beherrschten die Gegenwart, ist für 1893 nur teilweise zutreffend; trotzdem aber kann die von einem Fachmann mit Ernst und Sachkenntnis geschriebene Arbeit auch jetzt noch auf Interesse rechnen, weil die augenblicklich ruhende Volksschulfrage immer wieder auftauchen wird. Der Verfasser meint mit Recht, daß die Volksschule nicht unmittelbar den Kampf mit den Lehren der Socialdemokratie aufnehmen darf, daß vielmehr ihre Arbeit darauf hinausgehen muß, das Reich Gottes auf Erden zu bauen, die Achtung vor der Autorität in den Kinderherzen zu pflegen, den Sinn der Schüler dem Idealen zuzulenken u. dgl. m. Die Fortbildungsschule soll, so meint der Verfasser, das Werk der Volksschule fortsetzen. Ob der Wunsch des Verfassers, daß die Volksschule alle Kinder, reich und arm, vornehm oder gering, bis zu einem gewissen (?) Alter aufnehmen soll, die Zustimmung der „oberen Zehntausend“ finden wird, bezweifeln wir, namentlich in dem Gedanken an die Bevölkerung der großen Städte. Wir glauben, daß für den Erfolg des Kampfes der Volksschule gegen die Socialdemokratie die Persönlichkeit der Lehrer von allergrößter Bedeutung ist. Ist der Lehrer ein überzeugter Christ, ein Vorbild im Wandel für seine Umgebung, gehorsam seinem Gott und seinen Vorgesetzten, ohne die Sucht, mehr scheinen zu wollen, als er ist, dann wird er auch gut auf Herz und Sinn der Kinder wirken. Hierzu gehört Selstbescheidung — möge sie der Mehrzahl der Volksschullehrer nicht fehlen. v. H.

— Stimmen der Griechen am Grabe. Von J. Geffcken. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) 50 S. 1 M.

Der „philosophische Anhang“ S. 43–50 bietet die zahlreichen Belegstellen zu den durchaus objektiven Erörterungen dessen, was die alten Griechen vom Leben und vom Tod gehalten haben. Gegen des Vers. Ausführungen wird sich schwerlich etwas einwenden lassen. Wie das Thema mit unseren Klassikern in Verbindung gebracht wird, geht aus folgenden Sätzen (S. 41) hervor: „Seit Lessing den Genius mit der umgestürzten Fackel in seiner Weise gedeutet, glaubt man noch viel zu allgemein, daß die Griechen in so lieblicher Weise den Tod zu verklären suchten. Gegen die Lessingsche Ansicht hat schon Herder gemäßigten Einspruch erhoben, und vor der Ueberschätzung des Bildes überhaupt hat Schiller in dem denkwürdigen Distichon gewarnt:

„Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht!“

In wie weit die Gedanken unserer Zeitgenossen über den Tod mit den Gedanken der alten Griechen übereinstimmen oder abweichen, ergiebt sich beim Lesen dieser schön geschriebenen Broschüre von selbst. Auf unseren Friedhöfen sieht man neben dem Kreuz der Christen altheidnische Symbole und die ins antike Heidentum zurücksinkenden Knechte des Stoffes errichten Krematorien in der Form griechischer Tempel. Daß auch ihnen der zweite Psalm gilt, daran denken diese Thoren nicht. O. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

Otto Kraus.

VII.

Mit dem „geschichtlichen Monatsbericht für den August 1849" ist Leo wieder in die regelmäßige Mitarbeit am Volksblatt für Stadt und Land Mitte September jenes Jahres eingetreten.

„Bis er im März 1848 zurücktrat, durfte man die deutschen Angelegenheiten (was auch später im entgegengesetzten Sinne darüber geredet und geschrieen sein mag) im ganzen in bester Ordnung und Entwickelung betrachten, so daß nur ab und zu eine Rücksichtnahme auf besonders auffallende Ereignisse in Deutschland notwendig schien, und die Reise durch die Monate des Jahres von statten ging, wie eine gute Reise es überhaupt soll, daß nämlich der Reisende ungehindert seine Augen über die fernere Umgegend schweifen lassen konnte, ohne durch Gefahren und Gebrechlichkeiten jeden Augenblick an die Lokomotive erinnert zu werden, mit der er selbst fuhr und die seine nächste Umgebung bildete." In einer Anmerkung verwahrt sich übrigens Leo ausdrücklich dagegen, daß das „so viel heißen solle, als man habe jetzt nichts Besseres zu thun, als die sog. vormärzlichen Zustände zu restauriren. Das Restauriren ist einmal in der Politik überhaupt unmöglich, und sodann ruhte die beste Ordnung und Entwickelung der vormärzlichen Zeit allerdings auf einer hohlen Annahme, auf der Annahme nämlich, daß im Allgemeinen in Deutschland Eidesheiligkeit, Ehrfurcht vor der Obrigkeit und Gewissenhaftigkeit zu Hause wären; man durfte sich damals der Täuschung dieser Annahme hingeben, denn noch war die Annahme nicht zu Schanden geworden — im März 1848 aber ist sie's — und, daß ohne die Voraussetzung dieser Tugenden die vormärzlichen Zustände zum Unglück führen mußten, wie sie geführt haben, versteht sich von selbst."

„Jetzt ist die Sache umgekehrt," fährt Leo im Augustbericht 1849 fort, „der Verf. würde bei seinen Lesern schon eine ganz ungemeine Geistesstärke voraussetzen müssen, wenn er annehmen sollte, sie vermöchten sich vorkommenden Falles an schönen oder doch interessanten Fernsichten zu freuen, während sie auf den Kohlen der aufgerührten, eigenen Interessen sitzen. Demnach wird es sich von selbst ergeben, daß, wenn wir früher die deutschen Angelegenheiten bei diesen Monatsberichten fast ganz aus dem Spiele lassen konnten, nunmehr ohne diese deutschen Angelegenheiten heranzuziehen, sondern breit in den Vordergrund zu zeichnen — die fremden hingegen als dünner Hintergrund in alter

Verblassung einer weit hinausgehenden Luftperspektive anzugeben sind. Nur nach einer Seite hin erwarte der geneigte Leser nicht, daß der Verfasser dieser Berichte die neuen Sitten mitmachen sollte; nämlich denen wird er nicht nachahmen, die ihren Patriotismus vor Allem in einem fleischkräftigen, rothweinblutigen Rühmen und Preisen alles dessen, was eine deutsche Etiquette an der Außenseite hat, zeigen zu müssen glauben. Vielmehr ist Verf. fortwährend ein Verehrer jener wahrhaft deutschen Demuth und Bescheidenheit, die am allerwenigsten an Selbstlob und breites Vorplatzen denkt, gern dergleichen bestialisches Wesen anderen hocheivilisirten Nachbarnationen überläßt, und sich, statt an die eitle persönliche Geltendmachung eines erst recht zu gebärenden deutschen Volkes zu denken, lieber an die Sachen hält; er glaubt damit gerade sich als ein recht guter Deutscher zu bewähren — freilich nach altem Stil."

Was die deutsche Frage angeht, so entwickelt der Verfasser zunächst, daß „ein Volk nur dann wahrhaft besteht, wenn es auf einer sittlichen Grundlage erwächst, ohne diese Grundlage ist es kein Volk, sondern ein Menschenhaufe, der etwa durch gleiche Sprache oder etwas der Art zusammenhängt. Gemeinsame Grundlagen ihres sittlichen Lebens hatten nun ehemals die Bewohner Deutschlands unleugbar, einmal hatte der Sieg der Germanen ihnen, wie ihren Nachbarn, den Engländern, Franzosen und Italienern, gewisse gemeinsame Formen und darin ausgedrückte Gedanken des Staates gebracht, die sie strenger als ihre romanischen Nachbarn weiter entfalteten, die Treue z. B. gegen den Dienst- und Brodherrn, die Treue gegen Geschlechts-, Zunft- und andere Genossen, die Ehre in Behauptung angestammten oder verdienten Erbes und Rechtes — und diese Gedanken der Treue und Ehre, welche den germanischen Staat erfüllten und mit ihm auf Deutschland übergingen, hatten noch ein tieferes, herrlicheres Fundament erhalten an der christlichen Kirche und an deren Heils- und Gnadenlehren, welche der Treue ihr Siegel aufdrückten und die trotzigen Forderungen der Rechtsehre durch das sanfte Oel der göttlichen Gerechtigkeit fügsamer und eigentlich erst menschlich brauchbar machten. — — Innerhalb dieses ehemaligen Rahmens des heiligen, weil kirchlichen deutschen Reiches hat sich aus hundert germanischen, keltischen, slawischen, römischen und romanischen Einflüssen und Mundarten die hochdeutsche Gesammtsprache, hat sich, aus hundert verschiedenen Quellen sittlicher, höherer Bildung befruchtet, eine eigenthümliche Volksart entwickelt. — Die Entwicklung der Sprache ist auch nach der Kirchentrennung fort-, die der Volksart aber seitdem zurückgegangen — was uns aus beiden Titeln als gemeinsames Erbe zu Anfang des Jahres 1848 übrig war, bestund in einer herrlich und reich ausgebildeten Sprache und in dem Glauben noch an eine deutsche Sittlichkeit. Da ist die nach Freiheit und Einheit schreiende Bewegung in Deutschland gekommen und hat angefangen mit einem halben oder ganzen Beiseitewerfen aller den rechtmäßigen Obrigkeiten geschworenen Treueide von der einen Seite, und mit einem Vergessen aller an Pflichten der Rechtsvertheidigung gebundenen Rechtsehre (um nur ja von irdischer Habe so viel als möglich zu retten) von der anderen Seite. Diesem Mitfüßentreten der alten germanischen Grundlagen deutscher Sittlichkeit (der Treue und Rechtsehre nämlich) ist dann das Beiseitewerfen der christlichen Religion unmittelbar gefolgt, denn diese sollte nur noch die Einzelnen allenfalls als Einzelne, nicht mehr das Volk als Volk etwas angehen, und der Entleerung deutschen Wesens von allem seinem wahren Inhalte ist das Aufblühen einer ohne Mandat in Frankfurt zusammengelaufenen Gesellschaft des Vorparlamentes und dann doch auch die öffentliche Anerkennung der Schöpfungen dieser Rottirer gefolgt — und nur allmählich, allmählich hat sich hier und da von dem alten sittlichen deutschen Wesen etwas gerührt. — Nur ein Theil des Volkes ist unbesudelt geblieben von all diesem treu- und ehrlosen Getreibe — das sind die norddeutschen und die österreichischen Heere. Wer uns nun fragt: was verstehst du unter dem deutschen Volke? dem antworten wir getrost: nicht jenen haltlosen Haufen, der den verschiedentlich bald in Frankfurt, bald in Gotha, bald anderwärts auftauchenden Götzen des Tages nachläuft und den die Meisten darunter verstehen,

sondern die norddeutschen und die österreichischen Heere und Alles, was diesen in Deutschland Ehre bietet und weitere Siege wünscht. Alles Andere ist nicht ein Volk, sondern nur eine Sprache, deren Einheit einem Volke wünschenswerth, doch nicht nothwendig ist, und die dagegen allein nie und nimmermehr einen Menschenhaufen zum Volke macht; alles Andere also ist kein sittlich verbundenes Volk, ist folglich gerade herausgesagt Gesindel und steht uns moralisch so fern wie die Chinesen. Und fragt uns nun weiter Jemand: was glaubst du, das aus jenem deinem deutschen Volke werden wird? so antworten wir: es wird zuletzt oben bleiben und gewiß so weit Eins bleiben, als die Einheit eben dazu nothwendig ist, um oben zu bleiben." Leo wünschte Herstellung des deutschen Bundes unter Einbeziehung aller österreichischen Länder und innerhalb dieses großen Bundes einen engeren politischen Verein oder Bundesstaat der norddeutschen Länder unter Preußens Führung, dagegen verwarf er entschieden Radowitzens „einigermaßen vom ärgsten demokratischen Ungeziefer gereinigte Frankfurter Reichsverfassung". Ueber die Bestrebungen und Erfolge der Gegner ärgerte er sich nicht. „Kein Mensch wird knall und fall nüchtern; von der Kaisertrunkenheit des Jahres 1848 bis zu der Nüchternheit der Sinne, welche die Wirklichkeit wieder sieht, wie sie wirklich ist, ist ein weiter Weg, den wir kaum erst seit einiger Zeit angetreten haben, und so wird man sich in gewissem Sinne freuen müssen, daß noch so allerhand Nachhall des früheren Traum-Jubels die Reisegesellschaft unterhält, bei welcher mancher Schwache, der sonst zurück- und am Wege liegen bleiben würde, nun durch die Nachklänge fortgezogen, bei Wege erhalten und dahin gebracht wird, daß er am Ende doch auch noch mit Vergnügen die wirklichen Abendglocken des wirklichen Heimath-Ortes läuten hört, wenn die Reise vorüber ist."

Zu dem Antrag des Abgeordneten Camphausen auf Anerkennung der in Vorbereitung begriffenen deutschen Reichsverfassung und zu der Ansicht Radowitzens, daß mit dieser Reichsverfassung die österreichische Verfassung nicht in Einklang zu bringen sei, bemerkte Leo: „Auf die Dauer sind nur Realitäten maßgebend, und Verfassungen macht man nicht dadurch zu Realitäten, daß man sie, sei es auch im besten Glauben, als Gesetze bekanntgiebt. — — Warten wir vertrauensvoll die weitere Entwickelung ab in dem Glauben, daß auch im Jahre 1850 des Heiles Seifenblasen noch Seifenblasen, Kanonenkugeln aber Kanonenkugeln sein werden, wenn auch inzwischen ein Reich construirt werden sollte, dessen Verfassung in einem ausdrücklichen Paragraphen die Armee anwiese, mit Seifenblasen zu feuern, und die Kinder anwiese, Kanonenkugeln spielsweise in die Luft steigen zu lassen — und wenn auch niemand befugt sein sollte, eine solche feierliche Regierungshandlung, wie dergleichen Erklärung wäre, einer willkürlichen Konjecturalkritik zu unterwerfen." —

„In Baden geht die Bestrafung der verbrecherischen Revolutionäre ihren gesetzlichen Weg — der Eindruck aber, den diese Dinge hervorbringen, läßt einen tiefen Blick thun in den sittlichen Verfall Deutschlands. In weitem Umfange werden die hingerichteten oder sonst bestraften Rebellen selbst von solchen bedauert und geehrt, die das Schmachvolle und Verbrecherische einer Revolution zuzugeben gern bereit sind. Das gewöhnliche Raisonnement, was man bei dieser Gelegenheit hört, ist in der That schaudererregend, man sagt nämlich: Dieser Rebellen Ueberzeugung sei es nun einmal gewesen, daß die Monarchie nichts tauge und daß eine Republik herzustellen ihre Pflicht sei, und weil es demnach ihre Ueberzeugung gewesen, in der sie gehandelt, sei es von ihnen heldenmüthig und groß, daß sie dafür stürben, und dagegen von der Obrigkeit barbarisch und zur Rache herausfordernd, daß dieselbe mit so harten Strafen vorgehe. Also diesem Raisonnement zur Folge hängt alle sittliche Ehrenhaftigkeit einer That lediglich von der persönlichen Ueberzeugung ab, und folglich, sobald Jemand die persönliche Ueberzeugung hat, er müsse Eide brechen, Andere ihres Vermögens, ihres Lebens, ihrer Ruhe berauben um irgend eines Zweckes willen, darf er es vermöge des Anspruches, den Ueberzeugungstreue auf sittliche Achtung hat, ohne daß ihm eine Obrigkeit etwas thun darf, wenn sie

Digitized by Google

nicht den Vorwurf der Barbarei auf sich laden will. — Nun giebt es zwar eine sehr einfache Art, dies elende, bubenhafte Raisonnement, dem zu Folge nichts in der Welt unbedroht bestehen könnte, sobald es irgend einem Elenden nicht gefiele, demselben in seiner Ueberzeugung Billigung zu schenken, zu stürzen, denn was dem Einen recht ist, ist doch wohl dem Andern billig, und wenn die Einen um der Ueberzeugungstreue willen Rebellion anstiften, und, sobald sie die Gewalt dazu haben, morden, brennen, rauben und vergewaltigen dürfen, wird es den Andern (den Obrigkeiten nämlich) doch wohl um dieser selben Ueberzeugungstreue willen gestattet sein, ihrerseits jene Verbrechen nach ihrer Ansicht den Gesetzen, die sie heilig halten, gemäß zu strafen, so bald sie und nicht jene die Gewalt in Händen haben. Allein, dabei bliebe man nur bei der rohen Gewalt als dem Entscheidenden über alle sittlichen Verhältnisse stehen. In der That aber beruht alles sittliche Leben dieser Welt, und zwar von Erschaffung der Welt an, lediglich auf der Zucht des göttlichen Wortes, wie es sich theils in natürlicher, bei dem Schöpfungsact gegebener Offenbarung, theils in der directen Offenbarung Gottes aufgeschlossen hat. Mit der Zucht fängt die menschliche Bildung an; mit Verachtung der Zucht, d. h. mit Rebellion und Revolution, hört sie auf und fängt die Barbarei an. Daß das durchaus so sich verhält, hat die neueste Zeit nach allen Seiten bewährt, und daß z. B. die Kriegsheere die Säulen und Retter unserer Bildung, unseres ganzen sittlichen Lebens geworden sind, hat eben keinen anderen Grund, als daß sie noch die einzigen, aber auch durchaus kräftigen Bewahrer der Zucht waren. Wo, wie in Baden und in Theilen der baierischen und württembergischen Armee, die Zucht aus ihnen wich, waren sie so gut Leiter und Träger gemeinsler Rohheit, wie anderes zuchtloses Gesindel. Die Zucht — und zwar alle Zucht —, also auch alle menschliche Bildung, beruht aber darin, daß der Einzelne seine persönliche Ueberzeugung den sein Leben und Dasein in Kirche, Staat, Stand und Familie bedingenden und umgebenden Gedanken, d. h. seinen Pflichten unterordne und beuge. Dieses Unterordnen und Beugen kann einen schweren Kampf des einzelnen Gemüthes verlangen, ja einzelne Gemüther können in diesem Kampfe gebrochen werden, aber dieser Kampf der Pflicht gegen den Eigenwillen, dieser Kampf des Allgemeinen, des Gedankeninhaltes der Verhältnisse gegen das subjective Meinen und Belieben ist und bleibt darum doch erste Grundbedingung und Forderung aller Bildung, alles Rechtsbestandes, alles geordneten menschlichen Lebens; aus diesem von Gott seit der Schöpfung und zugleich in ihr geordneten Verhältnisse und nicht aus der bloßen Uebergewalt zieht die Obrigkeit ihr Recht zur Strafe, und dies Recht würde sie behalten, selbst wenn ihr die Gewalt entwunden würde, es geltend zu machen. — — Jene Ansicht aber, daß von allem sittlichen Inhalte losgerissene Ueberzeugungstreue nicht selbst ein Verbrechen, sondern im Gegentheil allein schon etwas Großes, Heroisches, Verehrungswürdiges sei, liegt in unserer Zeit nicht bloß einem großen Theile bewußt nichtswürdiger Zeitungsartikel, sondern selbst vielen schwachen Leistungen in besseren Blättern zu Grunde, und ist hundertfach in dem vom Staate der Jugend gewährten Geschichtsunterricht das tägliche Futter; da wundere sich noch Jemand, wenn das Verbrechen in unserer Zeit gleich üppigen Saaten emporwächst, wenn man es so mit vollen Händen und nach allen Seiten bei Jung und Alt geflissentlich aussäet! — Was sonst noch insbesondere bei einzelnen der bestraften badischen Rebellen zu ihrer Verherrlichung gesagt wird: wie hochgebildet, wie gutgeartet im übrigen Lebensgange, wie tadellos in ihren Familienverhältnissen sie seien u. s. w., dient alles in der That nur zu ihrer tieferen Herabsetzung, denn wenn ein roher, in seiner Erziehung verwahrloster Mensch die Linie des Verbrechens überschreitet, das ist zu entschuldigen; nicht aber, wenn es ein Hochgebildeter thut; wenn ein roher, wilden Leidenschaften überhaupt unterthäniger Mensch dasselbe thut, das ist begreiflich; daß ein Gutgearteter aber es sich zu Schulden kommen läßt, ist gewissermaßen zugleich ein Verbrechen wider die Natur. Daß Jemand, der von den Furien eines zerstörten Familienlebens gepeitscht wird, in Wüstheit und

Unordnung aller Art hineintaumelt, hat noch eine logische Folge; daß aber Jemand, der im Hause den Frieden wohlgeordneten, allgemein-sittlichen Verhaltens kennt und achtet, diesen selben Frieden im Staate mit Füßen tritt, ist scheußlich, ist verabscheuungswürdig doppelt und dreifach! und dies Gerede von den hochgebildeten, gutgearteten, familientreuen Revolutionärs ist nur ein Zeichen, daß man seine Form und reiche Kenntniß mit Bildung, daß man eine scheinbare Gutgeartetheit, die eigentlich nur persönliche Biegsamkeit ist, mit einer wirklichen Gutgeartetheit, die auf klarer, sittlich geschulter Charakterfestigkeit ruht, daß man endlich Familienglück, was auf zufälliger Neigung und behaglicher Umgebung seinen Grundbau hat, mit der wahren Familientreue, die auf Gottesfurcht gegründet ist, verwechselt und nicht einsieht, daß jene gepriesene hohe Bildung, gute Art und jenes Familienglück in eben dem Grade schwache, sittlich wertlose Zufälligkeiten sind, als diese wahre Bildung, charakterfeste gute Art und Familientreue unschätzbare, nur dem frommen Herzen gewährte Güter sind." —

Im „Geschichtlichen Monatsbericht" vom September 1849 kommt Leo darauf zu reden, daß bei den Schwurgerichten Verbrecher gegen Privatleute in der Regel streng bestraft werden, Verbrecher gegen den Staat dagegen leicht davonkommen. „Wie schwierig solche richterliche Thätigkeiten sind, zeigt das Urtheil des Standgerichts über den ehemaligen Professor Kinkel, der trotz der entsetzlichsten hochverrätherischen Schriften, die er hat ausgehen lassen, trotz seiner Betheiligung bei Acten des Aufruhrs in Preußen, und trotzdem, daß er, mit den Waffen in der Hand gegen das Heer seines Königs fechtend, gefangen worden ist, vom Standgericht nicht zum Tode verurtheilt ward. General von Hirschfeld war so überzeugt, daß hier nicht richtiges Recht geschöpft worden sei, daß er das Urtheil zur Begutachtung an das Oberauditoriat in Berlin gehen ließ, welches auch seinerseits auf den Tod erkannt hat. Se. Majestät jedoch hat unter diesen Umständen das Urtheil erster Instanz aus Gnaden bestätigt, und Kinkel ist auf Lebenszeit auf's Zuchthaus abgeführt worden. Aeußerlich mag Manchem diese Strafe neben der vielfach an unbedeutenderen Subjecten vollzogenen Todesstrafe als eine Ungerechtigkeit erscheinen, innerlich und in der That aber müssen wir hier das Walten der göttlichen Gerechtigkeit erkennen, denn eine Zuchthausstrafe und besonders, falls er wieder begnadigt werden sollte, das Heraustreten des Verurtheilten wieder aus dem Zuchthaus in einer späteren Zeit, wo hoffentlich die Leidenschaften und Parteien des Jahres 1848 nicht mehr mächtig sind und man in dem entlassenen Züchtling nur den wegen grober Verbrechen bestraften Delinquenten sieht, ist für einen Mann wie Kinkel weit härter als der Tod, der höchstens einen kurzen Seelenkampf erheischt."

Zu der „Chimäre" des allgemeinen Friedenskongresses in Paris bemerkt Leo: „Wir sagen „eine Chimäre" bloß anbetrachtlich der Eigenschaft „verschrobener Köpfe", welche wir für die Versammelten glauben in Anspruch nehmen zu müssen, denn glaubten wir an das gesunde klare Urtheil dieser Menschen, so würden wir die Sache nicht als Chimäre, sondern als verbrecherisches Vorhaben bezeichnen müssen, da die Sünde plötzlich auszurotten unmöglich ist, der Obrigkeit aber das Schwert nehmen, ehe die Sünde ausgerottet ist, so viel heißt, als: Der Sünde das Schwert und den Sieg in die Hände geben. Eben stand Europa noch am Abgrunde, an einem Abgrunde, der noch gähnt, an einem Abgrunde, den nichts als die von der Kette gebrochene Sünde bereitet und aus dessen Gefahr uns nichts gerettet hat als das Vorhandensein der stehenden Heere, dieser Stützen und Träger der Bildung und wahren Menschlichkeit, im Gegensatz der feigen, verrätherischen oder milchblutigen Friedensschreier, die Frieden rufen, wo keiner ist und sein kann: und trotzdem betreiben diese Narren die Aufhebung eben dieser Heere und wollen neben dem Unglück, welches allerdings als nothwendige Folge der Sünde alle Zeit im Geleite des Krieges geht, das weit größere Glück nicht sehen, was frische Kriege begleitet, da gerade Unglück die Liebe weckt, Gefahren die Schranken einschlagen, durch welche Menschenherzen von

Digitized by Google

Menschenherzen getrennt werden, Charaktere und Kräfte der Menschen im Kriege auf ihr richtiges Maß gebracht und alle schönen und männlichen Tugenden im Kriege genährt und groß gezogen werden. Frieden zu schreien, wo keiner ist, angesichts des Wuthgebrülls der Sünde die Mittel vernichten zu der Sünde äußerer und dadurch auch innerer Beschränkung, ist nur entweder Schwachsinnigkeit oder Verrath, ist Einfältigkeit oder Abfall von Gott, der es klar ausgesprochen hat, daß auch das Schwert von ihm sei. Die Obrigkeit, der es anvertraut ist, und die es dummer oder feiger Weise aus der Hand giebt, verräth ihre Pflicht. Wer sie zu diesem Verrath zu bereden sucht, ist ein Narr oder selbst ein Verräther."

Zur Thätigkeit der preußischen Kammern im September 1849, die auf Revision der Verfassung gerichtet war, hat Leo bemerkt:

„Wenn man den Einfluß eines so armseligen Buches, wie das Delolmes (eines Genfers, 1787, bemerkt die Red. erläuternd) über die englische Verfassung bedenkt und weiter bedenkt, wie wenige unter den Hunderten, welche das preußische Volk als seine politisch Erleuchtetsten ausgewählt hat, sind, die in ihrem Leben eines eigenen ursprünglichen Gedankens fähig zu sein scheinen (es ist überhaupt seltener als man glaubt, daß ein Mensch selbstständig denken kann), wie sich in ihren Köpfen nicht etwa ein Decoct Delolmes, sondern ein Decoct von einem im hundertsten Gliede vorgenommenen Decoct Delolmes als politisches Evangelium festgesetzt hat und nun ein ganzes, sonst so herrlich gebildetes und versehenes Land an diese geistige Armseligkeit mitglauben muß, dann überkömmt einen zuweilen eine unendliche Verachtung vor den Menschen überhaupt; man bildet sich dann zuweilen ein, daß sie alle, wie ihre Leithammel, über einen und denselben Stock springen, es überkömmt einen dann eine Verachtung, die nur ausgewogen und verscheucht wird durch das Mitleid und den Jammer über den theueren Preis, mit dem armselige Leute ihre Gedankenarmuth büßen, aber leider auch ihre mehr oder weniger unschuldigen Mitbürger mitbüßen lassen. Nur da, wo man keinen Springstock eines Leithammel Delolme oder Rotteck-Welcker oder wie er sonst heißen mag, vor sich hat, wo man die ureigenen Schöpfungen der letzten Zeit, diese mißgeschaffenen Wesen, die weder gehen noch ruhen können, vor sich hat, urtheilt man in der Regel auch mehr aus den Sachen selbst heraus und wird denselben also gerechter. Hingegen, wo eine, wenn auch noch so schiefe Parallele mit der englischen Verfassung in ausländischer Auffassung (d. h. also mit der englischen Verfassung, wie sie eigentlich nicht ist) in den Köpfen sitzt, da bleiben die Pferde stehen, wie die alten Fleischergäule vor den Häusern der Kälberverkäufer, man mag ihnen die Sporen geben wie man will."

Auch Pio Nono hatte 1846 mit seinen liberalen Maßregeln den üblichen Hammelsprung gemacht, aber es bekam ihm schlecht, die Revolution griff so ungescheut nach der Gewalt, bedrohte so unverhohlen den Papst, „daß dieser endlich sich zu dem höchsten Grade des Muthes, dessen in dieser letzten Revolution viele Fürsten fähig gewesen zu sein scheinen, auch erhob und mit Hülfe des Grafen Spaur aus Rom und nach Gaeta entfloh."

Im Oktoberbericht 1849 hält es Leo für einen unberechenbaren Gewinn, daß in der ersten Kammer „mehrere vortreffliche Redner, wie Stahl, von Gerlach, Walter und andere Gelegenheit genommen haben, den verderblichen Lehren der schalen Doctrin des französischen, abstracten Constitutionalismus mit einer geistigen Macht entgegenzutreten, der unsere Doctrinäre sich in keiner Hinsicht gewachsen zeigen. Saaten einer gesunden Ansicht vom Staate und von den Aufgaben desselben sind dadurch in reicher Fülle über das ganze Land ausgestreut worden, die nicht ermangeln werden, zu keimen und mit der Zeit reiche Früchte zu tragen. — — Zu erwähnen ist übrigens als ein Zeichen der Zeit, daß die Rede eines Herrn von Canitz, welche dazu bestimmt schien, den Adel lächerlich zu machen, ziemlich überall im Lande ebenso große Indignation als die Gegenrede des Herrn von Bismarck, die der Ausdruck eines lebendigen Standesgefühles ohne leeren Hochmuth war, Beifall erregt hat. Wie man jetzt einen Deutschen,

Digitized by Google

der in Paris seine Nation schmäht, obwohl man auch in Deutschland der deutschen Nation Gebrechen kennt, doch für einen niedrig gesinnten Menschen hält, und verlangt, daß Jeder Fremden gegenüber für seine Nation eintrete, hat sich, Gott sei Dank! auch das organische Standesgefühl in Deutschland hinlänglich belebt, um den Hohn eines Edelmannes auf den Adel für nicht in der Ordnung zu halten, und dagegen, wo der Adel angegriffen wird, und ein Edelmann dessen wirkliche Thaten, Verdienste und dessen vernünftige Aufgaben im Völkerleben als schützenden Schild vorhält, Jedermann gern so tüchtiger Standesgesinnung seine Anerkennung abtragen zu lassen."

Auf die konservativen Führer kommt Leo noch einmal im Novemberbericht (1849) zurück. Mit den kürzer werdenden Tagen werden auch die Monatsberichte „aus Mangel an bedeutenderen Ereignissen" kürzer, „nur dann und wann funkelt einmal durch die bereiften Büsche, über die eisbezackten Bäume, durch die schneebedeckten Auen eine prachtvolle Wintermorgensonne, die sich von dem milchgrauen Schneewolkenhorizont des ordinären Piepmeierhausens durch alle Abstufungen des Rosen-, Purpur- und Goldrothes bis zum herrlichsten, klarsten Glanze durch und in die Höhe arbeitet und Licht und Tag nach allen Seiten strahlt — etwa wenn Stahl einmal oder von Gerlach von der überall gottdurchleuchteten, innersten Natur des Staates, von den Segnungen, die an dessen richtige Erkenntniß, von den Strafen, die an dessen Verkenntniß und Fehlkenntniß geknüpft sind, redet, und die unsicher auf und nieder und durcheinander schwankenden, wechselnden Fahnenzeichen der Gegner einmal zu ordentlichem Stehen zu bringen sucht — oder wenn von Bismarck oder von Kleist und Andere Zeugniß ablegen, daß die alte gute preußische Art dem Adel der alten Provinzen noch nicht abhanden gekommen ist, wie viel ihm auch an äußeren Gütern und Rechten entzogen werden mochte. — „Die Art sie sollen lassen stan und kein'n Dank dazu han!" Ja! Ihr prächtigen Männer alle, deren Mund Zeugniß ablegt jetzt zwischen einem Geschlecht, was mit der Suppe verwaschener, längst abgenutzter Humanität und mit den verschimmelten Brocken französischen Staatstaselabhubes bettelpöbelweise aufgefüttert worden, was an die ungewaschenen Formen salbadernden Denkens von Kindesbeinen an gewöhnt ist und den wüsten Geruch verabredeten Zeitungsruhmes und andere unsaubere Ausströmungen dieser Art als Räucherkerzen des elterlichen Wohnhauses lieb gewonnen hat — Ihr! werdet nur nicht müde in diesem Werke! Ihr seid nicht bloß Repräsentanten von so und so viel Köpfen, die die Majorität euerer Wahlkreise bildeten, sondern Repräsentanten des geistigen Kerns der ganzen preußischen Nation — ihr seid Missionare aus diesem Kreise an die Barbarei in dieser Nation, welche Barbaren sind, nicht weil sie von naiver Unbildung ausgehen, sondern weil eine ehemals vorhandene Bildung als abgenützter Trödel in ihre unverständigen Geister übergegangen ist — und es wird euch gehen wie anderen, wie vielen anderen Missionaren. Es giebt einer wohl viele Jahre lang Zeugniß von der fröhlichen Botschaft Gottes und alle Herzen bleiben mit Eis umrindet, aber unmerklich, unsichtbar in den stillen, tiefen Proceessen, die des Herrn Auge allein verfolgen kann, da greift doch von der einen oder von der anderen Seite das Wort des Zeugnisses ein, und sowie es haftet, entsteht Unruhe und Zweifel und in der Bewegung Wärme, und in der Wärme fangen die ausgestreuten Kerne an zu keimen, und noch sieht das gewöhnliche Auge des Beobachters äußerlich nur die Rinde von Eis, bis sie an einem schönen Tage springt und abfluthet und die fröhliche Saat frei ihre grünen Spitzen zum Himmel streckt und in herrlichem Responsorium dem Zeugensolo einen Zeugenchor entgegensprengt! — Deshalb, nochmals, werdet nicht müde in eurem Worte, laßt euch Widerspruch, Hohn und scheinbare Gleichgültigkeit nicht niederschlagen! Der Herr ist mit euch und auch das Gebet aller guten preußischen Herzen, die an das Evangelium der alten, guten, christlichen und preußischen Art unseres Landes noch glauben! Und dies Gebet muß eure Arme stärken, daß sie aushalten in der Höhe, wie die des Moses. — Daß der Herr Sieg geben kann auch ohne alle Menge, haben wir schon mit Augen gesehen und mit Händen gegriffen. Wie lange haben jene Maulhelden vom

Digitized by Google

vereinigten Landtage und dann die Fortsetzung dieses Gewächses in Frankfurt schier das ganze deutsche Volk an einer langen Nase von nebelhaften Phrasen hinter sich dreingezogen, bis endlich die Fäden dieser Phrasen zu dünn wurden, um die innerliche Hohlheit und Faulheit des Bindezeugs länger bedecken zu können und dann die niederträchtige Kronenschacherkomödie von Frankfurt die lang angestrengte Nase frei ließ! — Der bisher Genasführte ist freilich dieser jetzigen Freiheit so ungewohnt, daß er nicht weiß, wie er ohne das Seil, an dem er ging, weiter kommen soll, aber doch am erkannten Narrenseile mag er auch nicht weiter gehen, und so beschaut er mit glitzerndem, unsicherem Blicke die Gothaer Wurst, und wer weiß wie viel gäbe er darum, genau zu wissen, ob sie mit reinem Fleische oder wie Bologneser Mordadella mit Eselsschinken gestopft sei. — Die Scheu vor der Eselsmöglichkeit wird's aber zu allerletzt wohl davontragen.

Manche gute Wirkung so ehrenwerther Scheu unseres ehrlichen, wenigstens wissentlich der Eselsfleischnahrung den Vorzug nicht einräumenden Michels zeigt sich schon jetzt auf vielen Seiten, zeigt sich auch in Kammerverhandlungen, wo, wenn man auch noch um Vieles zu piepmeierisch ist, um Gott und der Wahrheit ganz die Ehre zu geben, und einfach anzuerkennen, womit sich regieren läßt und womit nicht (nämlich mit solchen Kammern, wie die meisten in Deutschland sind, nun für einmal gewiß nicht), man doch auch Bedenken trägt, manche Themata, die in Frankfurt keck zusammengehauen und mit dem kolossalen Metzgerwiegemesser zu Wurstfleisch verarbeitet und in den großen Darm der Verfassung des phantasiegeborenen und phantasiezerronnenen unheiligen Reiches deutscher Nation eingestopft wurden, ebenso keck zusammenzuhauen, und wo man also jetzt lieber a male informato ad melius informandum appellirt. In diese Kategorie z. B. gehört der Beschluß der 2. preußischen Kammer vom 15. November, welcher besagt: „Die Einführung der Civilehe erfolgt nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes, was auch die Führung der Civilstandsregister regelt." Ein Beschluß, der wohl hinreichend ist, die alten Provinzen, soweit sie nicht dem Reformjudenthum, Reformchristenthum und speciellen Freikirchenthum (auch ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, denn eine Kirche ist eben ihrem Begriffe nach mit der Freiheit des Sperlings auf dem Dache, welche die freien Kirchen ansprechen, nicht beungnadet) verfallen sind, für immer davor zu behüten, daß die kirchliche Eingehung der Ehe zu einer bloßen wohlgemeinten Einsegnung (wie die der ihren Kirchgang haltenden Wöchnerinnen) werde und so die Ehe fast den letzten Rest der religiösen, die ihr die tief zu beklagende Alteration des Sakramentsbegriffes durch die Reformation ohnehin schon viel zu viel entzogen hat, verliere. Katholiken, denen die eheliche Verbindung überhaupt (consensu, non concubitu matrimonium existit) schon als Sakrament gilt, können ruhiger solchen wälschen Experimenten, wie diese Civilehe ist, zusehen. Auch darin hat diese 2. Kammer heuer einen besseren Takt bewährt, als früher die große Wurstfleischfabrikation in Frankfurt, daß sie doch wenigstens zu der Religionslosigkeit des Staates einen Zusatz gemacht und bestimmt hat: „die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religion in Zusammenhang stehen, unbeschadet der in Artikel 11 gewährleisteten Religionsfreiheit, zum Grunde gelegt" — d. h. der Staat ist nicht mehr religionslos, sondern überall, wo er in seinem Leben auf ein religiöses Princip zurückgehen muß, ist er christlich und übt nur im weitesten Maße im Uebrigen christliche Toleranz, ist also auch da christlich, wo er sich um Religion nicht zu kümmern scheint."

„Das constitutionelle Regierungssystem hängt in der Luft, rathlos in der Luft, wenn das Volk nicht die Güte hat, feste und festdisciplinirte Parteien zu bilden, soweit disciplinirte Parteien zu bilden, daß sich mit ihnen durch ihre Organe unterhandeln, daß sich auf das Wort der Parteiführer etwas bauen läßt." So Leo im Oktoberbericht (1849) im Anschluß an eine Rede L. v. Gerlachs in der ersten Kammer über feste Parteibildung, die aus Anlaß des Ministerwechsels in Holland gehalten worden ist. „Das frühere Ministerium in Holland ist abgetreten, weil es die Majorität in der Kammer nicht mehr hatte — das war gut buchstabirt, mein Junge! nach dem

Abcbuch der constitutionellen Doctrin. — Was folgt nun nach dieser Buchstabirübung? Es folgt, daß ein Ministerium in's Amt treten muß, welches die Majorität hat. Sehr schön! Wenn nun aber überhaupt keine Majorität da ist? wie dann? wenn sie nicht da ist, weil sich die Deputirten in so viel kleine Fractiönchen getheilt haben, daß keines derselben ein Ministerium zu stützen vermag? und wenn Parteisinn und Parteidisciplin so wenig ausgebildet sind, daß auch nicht einmal die kleinen Parteien einen Bestand haben, daß, falls man auch durch Unterhandlung aus ihnen für anderthalb Stunden eine Majorität zusammenbrächte, etwa indem man ein Coalitionsministerium aufstellte, kein Verlaß auf sie ist, wie lange die Einzelnen sich diesen Parteiabmachungen unterwerfen werden? wenn mit einem Worte wechselndes Interesse, Willkür und momentanes Vermeinen besserer Ansicht aus den Stimmen der Deputirten eine Art herumgetriebenen Flugsandes machen, auf den sich nichts bauen läßt, was nicht anderen Tages einfällt? — Ja, in solchem Falle hat das Abcbuch der constitutionellen Doctrin ein Ende, und die Kuh steht, wie das Sprichwort zu sagen pflegt, vor dem neuen Hofthor. Also eine feste, wohlorganisirte Parteibildung ist die allererste Bedingung constitutioneller Staatsmaschinerie; durch diese Parteibildung erst wird diese Maschinerie wieder zu etwas Lebenskräftigem, was Organe entwickelt und eines wahren Lebens fähig ist. Jenes ganze Gerede von der Heillosigkeit des Parteilebens und von dem sogenannten Stehen über den Parteien ist ein Streusand, den man uns in die Augen zu werfen suchte, so lange die doctrinäre Partei noch nicht bloß die Hoffnung, sondern die zweifelsfreie Einbildung hegte, sie könne als alleinige (selbst über allen anderen Parteien dem Gerede nach stehende) Partei Deutschland regieren."

Die „Erfurter Versammlung" und ihre Beschickung durch Preußen giebt Leo Anlaß, sich über das auszusprechen, was eine Nation ausmacht. „Wir Preußen sind eine Nation. Die Deutschen aber sind für den Moment keine Nation, sondern sollen es erst allmählich wieder werden. — — In Erfurt wird sich Alles darum drehen: soll die preußische Nation — — in den Auflösungsproceß hereingerissen, soll sie um ihre eigene sittliche Kraft, um ihre eigenthümlichen Ehren, um ihren sittlichen preußischen Glauben gebracht werden, oder soll sie mit ihren sittlichen Gütern als Fahne aufgerichtet bleiben, um die sich die Kleineren sammeln, unter der sie Schutz finden? Zu letzterem ist durchaus nothwendig, daß sie in die Gemeinschaft der sittlichen Güter Preußens eintreten, was nicht geschehen kann, wenn diese sittlichen Güter selbst bezweifelt, geschwächt, vermittelt, alterirt werden. Dazu ist aber vor allen Dingen nöthig, daß wir Preußen nur solche Deputirte nach Erfurt schicken, die selbst von dem sittlichen Glauben an Preußen durchdrungen sind, die wissen, daß wir Preußen eine Nation, und daß die Deutschen keine Nation, sondern nur noch der Schatten einer Nation, eine Sprache, sind." (Volksblatt 1850, S. 54.) „Wollt ihr ehrlich eine Einheit, so macht euch doch vor Allem klar, worin sie bestehen kann. Kein Mensch ist in allen Dingen einem anderen gleich. Die Einheit keiner Nation, die bis jetzt auf Erden bestanden hat, hat noch alle Sphären und Seiten des Lebens umfaßt, überall gab es einen Theil des Lebens, der von dieser Einheit freigelassen war. Wollt ihr also eine einige deutsche Nation, so fragt und prüft euch zuerst, worin diese Nation, die ihr die deutsche nennt, noch einig sein kann, und verlangt nicht Weintrauben von den Schlehenbüschen und Rosen von den Eichen zu pflücken. Rechnet nicht in abstracto mit Buchstaben, wo bestimmte, benannte Größen vorliegen und ihr Recht fordern. Der deutsche Bund hat auch 33 Jahre lang eine Einheit gewährt, die allerdings dünn, aber in ihrer Art vollkommen war, weil sie nur da versucht ward, wo sie wirklich Grund und Boden hatte; ihr verwerft ihn, weil euch diese Einheit zu dünn war, und sofort seid ihr mit eurer Einheit aus dem Gebiete des lebendigen Wuchses in das der Gewalt gekommen. Ihr verlangt merkantile Einheit, militärische Einheit, polizeiliche Einheit, soweit die Polizei mit Verkehr und Rechtsschutze zusammenhängt — aber ihr könnt die Gegensätze der Freihandelsleute und der Schutz-

Digitized by Google

zöllner, der historischen Erinnerungen eurer Armeen und ihrer Kriegsherren, der schlaffen oder matten Ausführung polizeilicher Maßregeln nicht mit euren Majoritäten tilgen. Wollt ihr mit einer durch Chimären dick gefütterten Einheit einer Revolution nach der anderen den Weg bahnen? **Wacht doch endlich auf** aus eurem Traume, der euer fiebergeschütteltes Haupt durch die Wolken fliegen läßt, während ihr nicht auf den Beinen stehen könnt. Die Einheit Deutschlands in eurem Sinne, im Sinne des Jahres 1848 ist nur auf *zwei* Wegen denkbar und möglich, entweder auf dem, daß ihr *wirklich* Buße thut, keine bloße Maulbuße, daß ihr also **ehrlich** eine Einheit der Kirche herstellt und, soweit es ohne Gefährdung der Militärkräfte des Reiches geschehen kann, auf den Raub des Reichsdeputationshauptschlusses verzichtet und die deutsche Prälatur herstellt. [Vorher war „die deutsche Nation eine Schöpfung der deutschen Kirche genannt worden.] — Könnt ihr das nicht — und in der That könnt ihr das nicht, die Sünde [vorher war der Reichsdeputationshauptschluß „die schmählichste, gottvergessenste Sünde, die es giebt" genannt worden] hat euch zu solcher Kraftthat schon viel zu schlottrige Knochen gemacht — so ist eine andere, eine dickere Einheit, als die der deutsche Bund von 1815 bot, nur durch *wirkliche* Gewalt, durch *dicke, arms-* und *beinsdicke* Gewalt, Gewalt — durch einen Weltkrieg, durch Blut und Brand herzustellen. — — Dem Monatsberichtler, dem auch die Einheit einer großen Nation etwas werth ist, wäre freilich am liebsten, der Weltkrieg mit seinem Blut und Brand bräche an als eine grimmige Lohe, wie das Feuer des Goldschmiedes, in der unser Gold geprüft und wir von unseren alten Sünden reingebrannt würden, die wir in derselben gehörig würden — und nicht bloß mit dem Maule — büßen müssen; es ginge vielleicht ein ganz anderes Volk heraus als herein, und wenn gar keins herauskäme, so wäre eben unsere Sündelast voll gewesen, aber zu alle dem wird's auch nicht kommen. Das ist Micheln zu stark. Er will reiten und das Pferdchen soll so gehen, daß er darauf schlafen und doch am Ziele ankommen kann. Schnitz dir eins, guter Michel, und setz es auf Kufen, wundere dich aber nicht, wenn dich alten Kerl Nachbarskinder in deiner Nachtmütze auf dem hölzernen Hottochen auslachen.

Mein Rath wäre, lieber Michel, du wärest zunächst gar nicht unzufrieden mit deinen Regierungen, die du unzuverlässig schiltst, denn sie sind in der That noch viel, viel zu gut für dich untröstbaren Burschen, du sorgtest lieber dafür, daß deine *Ansprüche auf Einheit* auf das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt würden — — wenn du hübsch artig bist, kannst du auch ohne Weltkrieg dein Stückchen Einheit, freilich ein dünnes, zu Braun- oder Weißbier mit Butterbrod verzehren, und die Garnisonsmusik bläst dir die Trompete dazu, ohne daß Kugeln pfeifen" (Volksblatt 1850, S. 470).

Recht friedlich gedachte das Frankfurter Parlament zur deutschen Einheit zu gelangen: wir wählen einen deutschen Kaiser. Leo erinnert im März 1850 daran, daß ein Jahr zuvor „eine Deputation des deutschen Reichsparlaments nach Berlin kam, um Seiner Majestät die Krone Karls des Großen in goldpapierner Auflage anzubieten. Man muß es *erwähnen*, damit es nicht ganz vergessen wird; es klingt heute schon, als stünde es in einer braungewordenen Pergamenthandschrift, und außer denen, die selbst im Zuge waren, wird es Niemandem mehr zu Muthe sein, als habe er es erlebt. Dem Monatsberichtler ist es, als habe er auf einem winterlichen Spaziergang durch ein blätterloses, struppiges Erlicht, über gefrorenen Sumpf mit offenen Augen davon geträumt und den gespenstigen Zug wie Erlkönigs Hofstaat im Nebel des Schneetreibens durch die dürren Büsche hinwehen sehen, aber Niemanden im Zuge erkennen können, weil der Wind den Gestalten zu viel tote Erlenblätter gegen die Gesichter getrieben. Der Vater hat diesmal seinen Knaben wohl behütet, und er ist dem *Gespenste* nicht zur Beute worden" (Volksblatt 1850, S. 482.)

„Wer waren denn die Menschen, die damals sich für das Volk ausgaben und *allein* das Wort führten, weil sie, allein längst organisirt, als Partei auch fast allein

die Organe der öffentlichen Meinung in Händen hatten, wer waren diese Menschen? und mit welchen Mitteln und Persönlichkeiten haben sie jene Verheißungen erpreßt? Und endlich welches Recht haben unsere Fürsten gehabt, so bloß mit zwei Worten, mit bloßen Zusagen die rechtliche Stellung des ganzen Volkes und aller seiner Stände zu ändern? Sind wir anderen denn so völlig rechtlos, wir, die gerade Eid und Treue gehalten haben, sind wir so völlig rechtlos, daß den Fürsten, denen man sonst jeden Zollbreit rechtlich ihnen zustehendes Terrain streitig macht, doch sobald sie von jener schwarzrothgoldenen Schaar und deren Pöbelhaufen terrorisirt werden, zusteht, mit in der Verlegenheit gegebenen Worten ohne Weiteres allen Rechtsboden unter den Füßen zu zerschlagen? uns für unsere ganze Lebenszeit Wahlagitationen und Geschworenen-Beschwerden, parlamentarisches deutsches Reichsgewäsch u. s. w. über den Hals zu bringen, während sie ohne diese schwarzrothgoldenen Herren keinen frechen Zeitungsjungen scheel ansehen dürfen, ohne daß durch ganz Deutschland ein Mordspektakel sich erhebt? — Die Fürsten haben zu jenen s. g. und viel berufenen Verheißungen kein Recht gehabt, das wahre Volk hat deren Inhalt nie verlangt und bricht bei jeder Beseitigung eines Stückes derselben immer von Neuem in beifallenden Jubel aus, und da kommen diese Herren mit dem alten Weibergewäsch von parlamentarischen Institutionen, für ganz Deutschland sogar noch Angesichts der Dresdener Conferenzen! Ist es nicht völlig, wenn wir uns dergleichen gefallen lassen, wie mit jenem Truthahn, dem man mit Kreide einen Strich über Kopf und Schnabel auf den Tisch gemacht hat und der sich nun unter dem eingebildeten Balken nicht zu rühren wagt? Der Strich das ist das Schandjahr und das dumme Vieh von Truthahn sind wir, wenn wir uns das ganze Gespenst der Kuhblume auch fernerhin noch so imponiren lassen, daß wir nur einen Blick darauf werfen" (Volksblatt 1851, S. 101).

Als konservativer Preuße mußte Leo die im Juli 1852 mehrere Tage fortgesetzte polizeiliche Beschlagnahme der Kreuzzeitung mit dem ganzen Zorne eines allem Bureaukraten-Absolutismus abholden Mannes empfinden. „Um diese Dinge vom richtigen Standpunkte aus zu betrachten, ist es nothwendig, daß sich unsere Leser den Zustand unserer Presse wieder vergegenwärtigen, wie er 1847 war. Man hatte es damals mit lauter halben und schiefen Maßregeln dahin gebracht, daß die ganze Tagespresse in den Händen der verschiedenen revolutionären Parteien war, d. h. diejenigen Blätter, deren Redactionen nicht eigentlich revolutionär gesinnt waren, aber die Sache als Gewerbsgegenstand behandelten, waren bei dem Chorus, den die übrigen wirklich revolutionären Blätter machten, und bei dem Beifalle, welchen pikantes Raisonniren und Verhöhnen allgemein fand, fast in denselben revolutionären Ton herein- oder wenigstens auf eine Linie hingezogen worden, wo sie unwillkürlich der Revolution tagtäglich dienten. Alles, was die Regierung gethan hatte, im Gegensatze von dieser revolutionären Tagespresse eine antirevolutionäre zu schaffen, war im Grunde vergebene Mühe, denn fast alle diese Versuche litten unter dem Vorwurfe, daß die betreffenden Versuche nicht unabhängig seien, und daß sie auch wirklich nicht unabhängig waren — mit einziger Ausnahme unseres Volksblattes, was zwar auch auf Anstoß der Regierung gegründet war, aber von Anfang an sich eine selbstständige Stellung gab und deshalb auch allein im Wachsen gewesen war, vor der Revolution von 1848 an dritthalbtausend Abonnenten, nach derselben zunächst, und bis die Neue Preußische Zeitung mächtig eintrat, noch mehr Abonnenten hatte. Aber dies Volksblatt war kein Tageblatt und führte die Politik nur nebenbei auch mit unter seinen Aufgaben. Es war und blieb nach der politischen Seite wenn auch das einzige, doch ein im Ganzen ohnmächtiges Blatt. Die Neue Preußische Zeitung ist das erste größere Tageblatt, welches dem Gewühl der revolutionären Tagespresse mit Macht entgegengetreten ist. Das war nur möglich dadurch: 1. daß dies Blatt von Anfang an die Stellung gehabt hat, die englische Blätter fast immer, deutsche conservative fast nie haben — nämlich Organ und Ausdruck einer vorhandenen von der Regierung unabhängigen Partei zu sein; 2. daß dies

Blatt einen Redacteur hatte, der einen unabhängigen, durch Furcht oder Eigennutz unbeweglichen Charakter besitzt — und 3. daß dies Blatt zu einer Zeit [1. Juli 1848] begann, wo das bloße Beginnen desselben seine Unabhängigkeit, sowie die Furchtlosigkeit und Uneigennützigkeit des Redacteurs außer allen Zweifel stellte. Wer berechnen wollte, wie viel die neue Feststellung unserer Verhältnisse, wie viel Herr von Manteuffel und Herr von Hinkeldey diesem Blatte zu danken haben, ihm durch sein bloßes Dasein zu danken haben, würde zu keinem Ende kommen. Ein Ministerium Brandenburg wäre vielleicht auch ohne die Neue Preußische Zeitung, aber ein unblutiges Ministerium Brandenburg wäre nie ohne dieselbe möglich geworden, folglich auch kein Ministerium Manteuffel wie es jetzt steht — oder will man dies etwa gering anschlagen, daß wir die Möglichkeit gewonnen haben, der Revolution mit geistigen Waffen allein zu Leibe zu gehen? während uns die bloße Behauptung Berlins auf blutigem Wege doch nothwendig in ein ähnliches bloß äußerliches Behandeln der Revolution geworfen hätte, als in welchem wir Oesterreich sich bis auf den heutigen Tag abmühen sehen. Die geistige Besiegung der Revolution in Preußen ist allein durch die Neue Preußische Zeitung möglich geworden, ohne sie hätte sich der große indifferentere oder schafsmüthigere Hause der Philister nie überzeugen lassen, daß eine so mächtige, ansehnliche Partei im Lande sei, die ihre Kniee nicht vor dem Götzen der Revolution beugte, und ohne das Vorhandensein dieser festen Kniee und ohne den Glauben an diese festen Kniee von Seiten der Philister wäre niemals das revolutionäre Häufchen so vor dem Grafen Brandenburg erschrocken, daß es den Beschluß des passiven Widerstandes gefaßt hätte. Ohne die Neue Preußische Zeitung wäre die Revolution zwar wahrscheinlich auch, aber nur äußerlich wie in Oesterreich, vielleicht nur mit Hülfe von Ausländern, wie in Oesterreich, besiegt worden; der geistige, friedliche, der eigentliche Sieg in der Revolution wurzelt in der Neuen Preußischen Zeitung, die, von einigen Häuptern der conservativen Partei gegründet, der Mittelpunkt und die Fahne geworden ist, durch die auch das vereinzeltste und verkommenste Glied der conservativen Partei seine Richtung erhalten hat. — Man sollte meinen, schon die einfache Pflicht menschlicher Dankbarkeit legte gegen dieses Blatt einige Rücksicht auf! — Oder sollen menschliche Beziehungen in der Politik gar nichts gelten?

Doch wir wollen nicht an so nebelhafte, unfaßbare Dinge appelliren, wie in vielen Fällen die Treue in der Dankbarkeit eines sein mag, wir wollen nur an die einfache politische Klugheit, an den gemeinen Verstand wollen wir appelliren. Daß Niemand Lust hat, ein mühevolles Amt, wie die Redaction einer Zeitung ist, sich durch fortgesetzte Frictionen, die man der Erfüllung desselben in den Weg wirft, zur lebenverzehrenden Marter machen zu lassen, daß alle Opferfreudigkeit doch eine Grenze hat, daß also ein rücksichtsloseres Behandeln der Neuen Preußischen Zeitung auch ein Zurücktreten des Redacteurs von der Redaction, der Partei von der Zeitung zur Folge haben kann, sollte man sich doch auch sagen, oder wenn das nicht geschähe, sondern sich der Redakteur in Allem nur ganz nach dem Athemzug der verschiedenen höchsten Verwaltungsträger richtete, überall accommodirte, und obwohl in seiner Seele unabhängig, doch wie ein ganz Abhängiger nur mit dem Schwänzchen wedelte, und auch die Partei das zufrieden wäre, glaubt man, daß dann auch die Zeitung noch Macht, Einfluß und Werth behielte? Und glaubt man, wenn man die Zeitung zu Grunde richtet oder werthlos macht, daß sich erforderlichen Falles, wo man diese Dinge wieder gern sähe oder bedürfte, vielleicht bitter bedürfte, Redacteur, Zeitung und Partei so ohne Weiteres aus der Erde stampfen lassen? Glaubt Jemand vielleicht einen Zauberstab zu besitzen, durch welchen er einen demokratischen Gelbschnabel von 1848 oder irgend ein anderes nicht besser beleumdetes Subjekt plötzlich in einen Assessor Wagener von 1853 verwandeln könnte? — Man denke nur an die vielen, vielen Tausend Thaler, und den vielen, vielen guten Willen, und an die vielen, vielen sehnsüchtigen Wünsche, die sich

Digitized by Google

alle das Ministerium Eichhorn hat kosten lassen, um eine conservative Presse zu gründen, und deren vergeblichem Hingange dasselbe Ministerium Jahr für Jahr nachschauen mußte, wie die betrübten Lohgerber den fortgeschwemmten Fellen, und man wird sich leicht überzeugen, daß wir eben keine Zauberer sind, daß wir auf den Pappelbäumen einmal keine Kirschen sammeln können, und daß, wenn wir das Glück haben, unter anderen Bäumen auch einen Kirschbaum zu besitzen, wir ihn nicht behandeln sollen wie einen Pappelbaum und ihm, etwa um einiger Garben Reisig willen, bei jeder Gelegenheit die Zweige abhauen. Der Baum ist mehr werth!" (Volksblatt 1852, S. 1089—1091.) Als Wagener 1853 von der Redaktion zurücktrat, hat ihm Leo im Eingange seines Juliberichts einen Nachruf gewidmet, wie er keinem Minister jener Jahre gewidmet worden ist. Es muß viel auf diesen Mann eingestürmt sein, um ihn endlich müde zu machen. —

Bei den Landtagswahlen 1852 wurde in mehreren Bezirken „auf das seichte und phantastische Machwerk „Briefe über Staatskunst" verwiesen, die sich allerdings zu preußischen Verhältnissen stellen wie die Faust aufs Auge, und den Leuten gesagt, solch Zeug, wie darin stünde, beabsichtige die Kreuzzeitungspartei, man müsse solche Absichten vereiteln und dem Ministerium beispringen; und um glaubhaft zu machen, daß dies Buch die Ansicht der Kreuzzeitungspartei darstelle, wurde gelogen, Professor Leo habe es gemacht, und dann, um die Lüge zu decken, wurde sie auch in Zeitungen verbreitet." (Volksblatt 1852, S. 1466.) Die „Briefe über Staatskunst" (Berlin 1853) erregten zur Zeit viel Aufsehen, wurden aber um ihres Inhaltes willen bald dem öffentlichen Verkehr entzogen. Der unbekannte Verfasser behauptete, „der Eid, wodurch ein Fürst sich verpflichtet hat, eine constitutionelle Verfassung aufrecht zu erhalten, dürfe nicht bloß, er müsse gebrochen werden; der Verfasser wollte, daß Geistliche bei dem Akte der Entbindung der Monarchen von dem Eide gegenwärtig und thätig sein sollen." Hengstenberg bekämpfte die Theorie des Briefschreibers sehr nachdrücklich in der Ev. K.-Z., wie sich aus dem 3. Bande seines Lebens S. 268 und 269 ergiebt. Leo, der über seine angebliche Verfasserschaft selbstverständlich in hohem Grade ungehalten war, machte seinem Unmut in einem Briefe an Philipp Nathusius vom 17. Nov. 1852 Luft:

„Sie haben ganz richtig gesehen, daß ich die Briefe über Staatskunst nicht geschrieben haben kann. Von der Verlagshandlung scheint aber absichtlich der Schein auf mich geworfen zu werden, was mit der Bestimmung des Buches mehr zusammenhängen mag, als die Handlung selbst weiß. Es rührt von einem Manne, den Sie wahrscheinlich auch näher kennen, der aber seit 1849 ganz in österreichischen Händen, von Oesterreich geadelt und ein nächster Vertrauter Hassenpflugs ist, her. Geschrieben mag das Buch im Ganzen ohne arrière-pensée sein, denn der Verfasser ist wohl ein phantastisches Haus und eitles Männchen, was eine Harfe am Bücherbrett lehnend hat, doch sonst ein gutes Kerlchen, nur daß er seit Herbst 1850 von Preußenhaß fast birst. Er mag das Buch aber auch im Ganzen noch so harmlos zusammengemalt haben, so wird es nun offenbar in malitiösester Weise benutzt. Scheinbar stellt er sich auf den Boden der Kreuzzeitungspartei, hat aber gleich am Eingange einen phantastischen Schwanz, der niederträchtig ist, sobald er im Gedanken an die doch wesentlich anders sundirten preußischen Verhältnisse geschrieben ist; diesen Eingang so wirken, die Kreuzzeitungspartei und in specie mich Sr. Majestät lächerlich und zum Abscheu werden zu lassen und mit mir meine Protektoren in der Nähe des Königs, scheint die eine Seite der Intrigue, die andere ist, das Buch dazu dienen zu lassen, daß unsere Partei bei den eben im Gange seienden Wahlen verhaßt und lächerlich werde und von ihr möglichst wenige in die Kammern kommen. Ich soll jetzt den Buckel herhalten, um die Last des öffentlichen Geschimpses, was von der Augsburgerin anfängt und bei der Nationalzeitung aufhört, zu tragen. Wenn das Schimpfen vorüber ist, wird der Verfasser mit lächelndem Poetengesicht, den Diplomatenlorbeer um das österreichische Ritterschwert geschlungen, sich dann

melden. Ich bin erst durch das Geschimpf, was zu viel System zeigte in der Allg. Augsburger Zeitung, um nicht abgekartetes Spiel zu sein, auf das Buch aufmerksam geworden und habe Se. Hochwohlgeboren Herrn Geh. Rath von * auf jeder Seite wiedergefunden. Es thut mir leid, daß Wagener sich hat düpiren lassen. Ich habe ihm vorgestern erst geschrieben und ihn gebeten, von meiner Seite dem Gerüchte ein energisches Dementi zu geben. Das fehlte noch, daß uns der Kasseler Seiltänzer auslachte!

Wie Sie auf Sch. kommen? Ja, wenn die Zunge eine Feder wäre und sich Bücher schwatzen statt schreiben ließen! Wie können Sie ihm die Assiduität zutrauen, 30 Druckbogen in einem Fluß und Geiste herzustellen und sich in eine solche fingirte Briefform „zu zwängen". — —

Eine die „Briefe über Staatskunst" beurteilende Anzeige von Philipp Nathusius im Volksblatt von 1852 Nr. 100 (S. 1556—1558) schließt mit dem Gesamteindruck: „daß wir selten soviel Anziehendes und Abstoßendes in einem Buche vereinigt gefunden haben." Wie immer, so macht auch hier das Urteil des Volksblatt-Redakteurs den Eindruck der Unparteilichkeit. —

Zur Staatskunst gehört u. a. auch das Bestreben, „die Charte zur Wahrheit zu machen", eine liberale, abgedroschene Redensart. „Was unter solcher Redensart zu verstehen sei, kann man nie im voraus wissen, denn die ganze Möglichkeit solcher Redensarten ruht auf der Beschränktheit der Sprachmittel, die uns zu Gebote stehen, wenn wir ein sittliches Ganzes in der Rede abbilden wollen. Das Königreich Preußen ist ein solches sittliches Ganzes, und dessen Charte ist der Versuch einer Umreißung seines Bildes. Während der abzubildende Gegenstand ein Ganzes ist, muß die Abbildung bruchstückweise zusammengebracht werden, wie auch jeder Künstler in seiner Phantasie das Ganze hat, ehe er zur sinnlichen Darstellung desselben nach Theilen kömmt. Bei Menschenschöpfungen ist es immer so, daß vorher das Ganze und dann erst der Theil da ist; nur bei Gottes Thun, bei der großen Schöpfung war, bei ihrer täglichen Fortsetzung und Erneuerung ist das Ganze mit allen seinen Theilen zugleich, die Pflanze ist heute, wie am ersten Schöpfungstage, eine ganze, alles zu ihr Gehörige ist in ihr vollständig präformirt vorhanden, selbst wenn sie erst keimt; bei unserem Thun aber ist das höchstens in der vorläufigen Phantasie und Vorstellung der Fall, in der Wirklichkeit ist all unser Wissen und Thun Stückwerk, und so auch die preußische Charte. Die Ganzheit unserer Werke liegt jedesmal jenseits der Wirklichkeit und die bruchstückliche Form, in der wir sie zu Stande bringen, wird ein geistiges Ganzes nur wieder, wenn wir die Bruchstücke aus dem vorher dagewesenen zu erläutern verstehen, davon aber haben gewöhnlich die Leute, welche Charten zu Wahrheiten machen wollen, die geringste Einsicht und sie schlagen in der Regel den umgekehrten Weg ein, d. h. sie hängen sich an eines der Bruchstücke, welches ihren übrigen Vorstellungen gerade am meisten entspricht, und versuchen es von diesem (in ihrer Auffassung als Princip aufgestellten) Bruchstücke aus, ein Ganzes herbeizuzaubern, indem sie die Erläuterung alles Uebrigen nach ihrer Auffassung des einen Bruchstückes hin umbiegen. Das nennen sie Wahrheit. Daß die Wahrheit mit solchen Gegenständen überhaupt nichts, sondern daß nur die Richtigkeit damit etwas zu thun hat, und daß die Richtigkeit hier in garnichts anderem bestehen kann, als in dem Zutreffen des Abbildes mit dem Urbilde, als in dem Zutreffen der Paragraphen-Bestimmungen über Preußens Verhältnisse mit den vorhandenen Realitäten des preußischen Lebens, das sind diesen Geistern freilich völlig verschlossene Thore. Kurz! wir glaubten nicht ohne alle Besorgniß einem Landtage, von dem alle Welt sagte, er werde die Charte zur Wahrheit machen, entgegensehen zu dürfen. — Von welchen verschiedenen abgerissenen Punkten aus ließ sich nicht der Inhalt der Charte drehen, wenn man einmal das Bruchstück zum Gebieter und nicht die längst schon lebende Realität des Königreiches Preußen zum Interpreten der Verfassung machen wollte!"

Digitized by Google

So Leo im April- und Maibericht 1859, also zur Zeit der neuen Aera.

Den in dasselbe Jahr fallenden Krieg Frankreichs mit Oesterreich, vom französischen Kaiser bereits bei der Neujahrscour in Aussicht gestellt, sah Leo als „unsere eigene Landesangelegenheit" an, „denn das Steigen oder Sinken einer deutschen Großmacht auf der Wagschale der europäischen Mächte trifft nothwendig die andere mit. Es giebt freilich fortwährend einige Leute, welche taub sind für diese Wahrheit und fortwährend daran erinnern, daß Oesterreich zu aller Zeit Preußen hemmend in Deutschland in den Weg getreten sei, aber abgesehen davon, daß man in Oesterreich dasselbe ohngefähr mit ebensoviel Recht oder Unrecht von Preußen wird sagen können, und daß man den Vorwürfen, die preußischerseits von neuestem Datum in dieser Hinsicht gegen Oesterreich artikulirt werden, die Politik des Radowitz'schen Einflusses und nicht erst nachmärzlichen und ministeriellen, sondern auch vormärzlichen Andenkens entgegensetzen kann (wunderbarer Weise sind diese Dinge aber in Preußen selbst sehr wenig gekannt), so braucht man nur an 1805 und 1806 zu erinnern. Ist etwa Preußens Gewicht durch Oesterreichs Niederlagen von 1805 oder Oesterreichs Gewicht durch Preußens Niederlagen von 1806 gewachsen? Zwei Brüder mögen sich über innere Angelegenheiten des Hauses noch so hart streiten, und jeder mag noch so viel Grund zu haben glauben, sich über den anderen zu beklagen; welcher von ihnen säumt, sich des anderen gegen einen dritten fremden Menschen anzunehmen, ist doch ein Thor. Und was will man denn mit der Rede: „Oesterreich wird es uns nicht danken!" Seit wann hilft denn ein Bruder dem anderen um Dankes und nicht vielmehr um Gottes willen? Und was mit der anderen: „Oesterreich wird, wenn wir unsere Kräfte daran gesetzt haben, ihm zu helfen, dann unsere Schwäche nutzen!" — Wer sich in der Hülfe stark zeigt, der zeigt damit eben, daß er nicht schwach ist. — Wenn Preußen aber gar nichts Entschlossenes, Tapferes für Oesterreich thut, wird es das Zutrauen in ganz Deutschland verlieren und dürfte von Deutschland in Zukunft angesehen werden, wie Egypten von dem Propheten, der es einem Stabe vergleicht, der breche, wenn sich Jemand darauf stützen wolle, und der dem in die Hand steche, der sich darauf stütze. — — Wenn irgend einmal ein Interesse für Deutschland vorhanden war, einen Krieg zu führen, so ist es diesmal, für Oesterreich sich auf Frankreich zu werfen — aber mit aller Macht, damit Oesterreich zugleich wahrnehme, Deutschland sei eine Macht, und Preußen sei die militärisch und moralisch stärkste Macht wiederum in Deutschland. Wie man wohl gesagt hat, am 19. März des Morgens habe Deutschlands Königskrone in Berlin auf dem Straßenpflaster gelegen, man habe sie nur zu nehmen gebraucht, statt vor den Barrikaden das Feld zu räumen, so liegt jetzt Deutschlands Ehrenkrone, die moralische Führerschaft Deutschlands, auf dem Kalkboden der lausigen Champagne, man braucht nur hinzuziehen, sie zu holen."

Hier ist ein Brief Leos an den General von Gerlach vom 28. April 1859 einzuschalten, der die preußischen Verhältnisse und den drohenden italienischen Krieg bespricht:

„Ew. Excellenz haben mich durch Geheimrath Pernice wissen lassen, daß es Ihnen nicht unangenehm wäre, gelegentlich etwas von mir zu hören, und ich will wünschen, daß Sie meine Sehnsucht darnach, Ihnen zu schreiben, im voraus richtig taxirt haben und nun nicht durch eine hereinbrechende Last überrascht werden.

In so wunderbarer Stimmung wie diesmal habe ich Ew. Excellenz noch nie geschrieben. Ich habe öfter von Scheintodten gehört, die aller ihrer Sinne mächtig gleichwohl kein Glied zu rühren vermochten, während sie die Gespräche derer anhörten, die sie für todt hielten. So etwa ist mir zu Muthe, nur daß mich keine Angst vor Lebendigbegraben- oder Lebendigsecirtwerden beschleicht. Im Gegentheil ist es mir ganz behaglich wie einem, der, nachdem er plötzlich die Ueberzeugung bekommen, sein Laufen helfe doch nichts als zum Documentiren seines guten Willens, nun auch alle Sorge um

Digitized by Google

das Ziel verloren hat und nur den guten Willen im Auge behält in festestem Glauben, daß das, was in dem guten Willen seine Wurzeln in die Ewigkeit schlägt, doch sein Ziel erreicht, wenn auch das Laufen ganz umsonst ist. Gott hat uns den Beweis führen wollen, daß er im Regimente sitzt, daß mit unserer Macht nichts gethan ist; er wird uns nun auch den Beweis führen, daß wir durch ihn das Ziel dennoch erreichen werden — nur in ganz anderer und viel schönerer Weise, obwohl uns unsere Kräfte versagen — und wahrhaftig, er läßt sich nicht unbezeugt, ich wittere Frühlingsluft in ganz anderer Weise als die Jubilanten des Völkerfrühlings. Alle Freunde in meinem Gesichtskreise sind munter und voll frisches Muthes. Der hingeschleuderte Vorwurf der Heuchelei hat nicht nur wie ein Zauberwort alle Füße bei Male gehalten, Bethmanns geniale Exeurse haben uns bis in die untersten Schichten weitgreifende Sympathien erweckt. Vor einigen Jahren erwartete ich von einer geeigneten Besetzung unserer Oberbürgermeisterstelle eine große magnetische Wirkung, diese ist ausgeblieben. Die conservative Partei zerkrümelte sich wirklich in ihre Bestandtheile, eine Winterdecke schien sich über die ganze Saat zu legen, aber schon das Halloh des Völkerfrühlings wirkte zauberhaft, ein grüner Fleck nach dem andern kam wieder zum Vorschein, die genialen Eröffnungen Pücklers, Bethmanns, Flottwells und Bonins aber haben endlich die ganze Schneedecke verzehrt und siehe die Saat hat sich bestockt und wächst so fröhlich wie in diesem Jahre auf unseren Feldern. Einsicht und guter Wille nicht nur, sondern auch eine persönliche Selbstständigkeit, wie sie, wenn Se. Majestät selbst an der Spitze stände, schwerlich sich eingestellt hätte, die aber nun wie eine Art Pflicht gegen Se. Majestät geübt wird, wachsen auf allen Seiten. Nie ist meiner Erinnerung nach die Sehnsucht nach der Kirche und die Liebe zu ihr in größeren Kreisen vorhanden gewesen als jetzt, und offenbar ist das doch erst ein Anfang. Nebenbei bitte ich noch zu Gott, daß die genialen Leute ihre Genialität nicht allzu weit treiben; sie könnten dadurch, während sie die seitherige Opposition zu beschwichtigen meinen, aber in der That fett mästen, eine neue Opposition bis auf einen Punkt erziehen, den ich für Preußens Zucht doch nicht ganz heilsam fände. Die Leute, welche unter Civilisation im Grunde die ausgebreitetste und wohlfeilste Kattundruckerei verstehen, bringen uns, wenn unsere Beine und Lungen versagen, die Kränze, die wir erst am Ziele zu finden hofften, freundlich entgegen, während sie meinen, sie uns zu entwenden. Der alte Gott lebt noch!

Hoffentlich lebt er auch noch im Kriege! Zuerst werden die Oesterreicher sehr schlechte Geschäfte machen trotz aller Tapferkeit und Manneszucht. Die sardinische Regierung hat allen Städten und Dörfern die Weisung zugehen lassen, sich widerstandslos zu unterwerfen, hat, um dies sicher zu erreichen, die Nationalgarden entwaffnen und die Gewehre nach Alessandria bringen lassen; die Leute sollen den Oesterreichern gewähren, was sie verlangen. Die Truppen gehen, soweit sie nicht in Alessandria und in den kleinen Vesten an den Alpen-Ausgängen untergebracht sind, mit dem Könige nach der genuesischen Küste. Die Oesterreicher werden also säuberlich verfahren müssen, wollen sie nicht als Kannibalen ausgeschrieen werden, und nun braucht man nur die Karte anzusehen! Eine Front in Piemont gegen die Alpen bietet Alessandria und der genuesischen Küste den Rücken, eine Front gegen Genua bietet Alessandria und den über die Alpen kommenden Franzosen den Rücken; eine Hakenstellung mit nur Alessandria im Rücken wird auf allen Seiten zu dünn und verwickelt von Neuem in die unvermeidlichen Niederlagen der Cordonaufstellungen in den neunziger Jahren. Es hilft nichts, die Oesterreicher müssen an den Tessin zurück. Dann aber drängen die französischen Corps auf die Stellungen am Tessin, während die sardinischen und französischen Truppen von der Küste in das Parmesanische vorgehen und, sobald hier und in Toscana die Revolution ausgebrochen ist, die afrikanischen Truppen in Ajaccio nach Livorno kommen und durch den Appenin nach der Romagna gehen. Ein Haken, der wieder den ganzen Tessin und Po bis nach Mantua decken soll, wird wieder zu schwach, es hilft nichts, die Oesterreicher müssen hinter die Linie Verona, Mantua, Ferrara zurück, natürlich nicht

ohne vorher der militärischen Ehre namhafte Opfer gebracht, nicht ohne vorher in allen haltbaren Punkten der Lombardei Besatzungen gelassen zu haben. Aber im Wesentlichen wird der Kampf doch erst am Mincio zum Stehen kommen und auf einzelnen Punkten wird wohl auch diese Linie durchbrochen und die Springfluth schäumt temporär nach dem Friaul herein. Ich will wünschen, daß das militärische Ehrgefühl des Kaisers von Oesterreich lebhaft genug ist, um nicht dann, wenn seine Armee auf den Mincio zurückgedrängt, sein ready cast ausgegeben ist, einen ihm ohne Zweifel gebotenen, nach Umständen vortheilhaften und lockenden Frieden anzunehmen. Denn thut er das, so folgt wie bei Rußland nach dem Frieden inniges Einverständniß und wir sind völlig isolirt, kein deutscher Fürst wagt es, sich auf uns zu stützen, die Zeiten des Rheinbundes kommen wieder. Gott wird das Herz des Oesterreichers lenken, daß er am Mincio keinen Frieden schließt [Villa franca liegt zwischen Mincio und Verona!], daß der Mann des Schicksals in Frankreich die Erkenntniß gewinnt, in Italien sei Oesterreich nicht zu bezwingen, und sich auf das südliche Deutschland wirft. Daß wir früher etwas Erkleckliches thun sollten, hoffe ich nicht, mein Hoffnungsfaden ist viel zu dünn dazu — die Förderung der Kattundruckerei ist ja viel wichtiger. Aber dann, wenn ein französisches Heer vor Rastatt, wie die Teutonen vor Marius Lager in der Provence, vorübergezogen ist, den Schwarzwald überschreitet oder tournirt hat und gegen den Lech und Ulm drängt — dann wird ein Tag für uns kommen, ein Tag, der uns größer machen kann als die Freiheitskriege.

Wäre ich Herr, ich bräche, sobald die Oesterreicher wieder an den Tessin zurück sind, ohne alle vorgängige Kriegserklärung, mit aller Macht, mit Linie und Landwehr gerade gegen Paris vor und jagte das Kaisergespenst zum Teufel, von dem ich, wie von allen Gespenstern, die Ueberzeugung habe, daß es in Luft zergeht, wenn man nur die Courage hat, fest nach ihm zu greifen.

Hoffentlich, wenn Ihnen mein Brief eine Last war, haben Sie sich doch daran amüsirt, wie prächtig geckenhaft ich den Kriegsminister spiele! Ein Körnlein Wahrheit steckt aber doch in meinem Raisonnement."

Ein Nachklang dieses Briefes findet sich in Gerlachs Aufzeichnung vom 7. Mai: — — „Manchmal glaube ich, es kommt nicht zum Kriege, L. Napoleon ist vielleicht zu miserabel dazu und verschwindet, wie Leo sagt, wie ein Qualm."

In einem kürzeren Brief an Philipp Nathusius läßt sich Leo über den Krieg in Italien folgendermaßen aus:

„Der Louis wird's zu weit nicht mehr treiben. Daß er im Rücken des Festungsviereckes das Venetianische noch occupirt, darauf bin ich gefaßt, aber wenn nicht in Friaul, dann innerhalb des Festungsvierecks bekömmt er Prügel — und einmal ordentliche Prügel, dann wird man den Unterschied zwischen Oesterreichern und Franzosen sehen. Ich rechne darauf, daß die Oesterreicher bis nächstes Ostern die Lombardei wieder haben; für uns, wenn wir auch vielleicht im September schon im vollen Kampfe sein sollten, wird aber gegen Ostern der Tanz erst recht losgehen. Gott halte uns gnädiglich in seinen Händen!"

Im Juni- und Juliberichte heißt es, nachdem die Schlacht von Solferino erzählt ist, daß Oesterreich in sichtbarer Gefahr gewesen sei, nicht bloß in Italien sein Terrän, sondern auch in Deutschland seinen Einfluß zu verlieren, wenn die Absichten der Gothaischen Partei, die, ohne decidiert und öffentlich desavouiert zu werden, sich an Preußens Aktion anzuschmieren suchte, auch nur zur Hälfte geglückt wären. „Wollte Preußen Deutschland wirklich moralisch erobern, so mußte es diese Partei weit entschiedener zurückweisen, und was es in möglichst ungehemmter Weise thun wollte, allein thun: es hätte, wie die Stimmung damals war, Deutschland mit fortgerissen, ohne des Bundes unverantwortlicher Bundesmarschall zu heißen — es wäre es faktisch gewesen. Aber mit dem Bunde und doch mit Beiseitesetzung der den Bund sichernden

Digitized by Google

Gesetzgebung und mit diesen sich anzuhängen suchenden Gothaer Parteimännern an den Fersen — das ging nicht! Das mußte die Stimmung vergiften und auf der Stelle den schnödesten Verdacht rege machen. — — Es gehört zu den schwersten Täuschungen, denen sich in Deutschland Jemand hingeben kann, welcher sich Staatsmann nennt, wenn er nicht einsieht, daß Oesterreich ebenso sehr Deutschlands, als Deutschland Oesterreichs bedarf. Oesterreich darf Deutschland nicht fahren lassen, denn nur durch den Zusammenhang mit Deutschland gewinnt es die Möglichkeit, ein Reich und eine Armee, die aus den verschiedensten Nationen besteht, doch als deutsche Macht zu erhalten — das deutsche Element ist das Einheitsband Oesterreichs; läßt Oesterreich Deutschland fahren, so wird dies Einheitsband so dünn, daß Oesterreich in bisheriger Weise nicht zu halten ist. Auf der anderen Seite braucht man noch gar nicht an die Möglichkeit der Eseamotage deutscher Fürstenselbstständigkeit, deutscher Stammesindividualität und der reichen, freien Differenzirung deutscher Freiheit und deutschen Geisteslebens durch die abstracte, graue, aufgewärmte Suppe eines kleindeutschen Volksparlaments zu glauben, und muß sich doch überzeugen, daß alle eben erwähnten Güter und mit ihnen alles substantielle deutsche Recht, alle substantielle Freiheit und Geistesmacht sich nur erhalten lassen durch die Erhaltung der beiden deutschen Großmächte als einander bedingende Gegengewichte. Deutsche Fürsten müßten geradezu von Gott verlassen und aller Pflichten gegen die Nation vergessen sein, wenn sie sich in Kleindeutschland fügten. Sobald es einmal geschieht, dann schreiben wir: finis Germaniae, initium Gerviniae. [Sieben Jahre später war Leo Kleindeutscher, Gervinus Großdeutscher, und man hätte schreiben können initium Germaniae finis Gerviniae!] — — Im Uebrigen müssen wir gestehen, daß wir allmählich auch an eine göttliche Mission des Kaisers Napoleon glauben. Wer große Fischhaltereien kennt, wird wissen, daß die Karpfen leicht Krankheiten preisgegeben sind, wenn sie gar zu faul im Schlamme liegen. Da pflegt man dann nach Bedürfniß Hechte in den Karpfenteich zu setzen, um die Karpfen munter zu erhalten, und da nun einmal Europa zu dem stillen Wasser eines Civilisationskarpfenteiches ausgebildet worden ist und unser Herrgott noch nicht Zeit zu haben scheint zum jüngsten Tage, hat er einstweilen einen Hauptheckt in den Teich gesetzt. Gott erhalte ihn uns zur Gesundheit!" (Volksblatt 1859, S. 1094 und 1096.)

„Der Hecht im Karpfenteich" ist seit diesem Monatsbericht ein vielgebrauchtes, „geflügeltes Wort" geworden. Der Kladderadatsch hat in seinen Nummern vom 4. und 11. September 1859 den treffenden Vergleich Leos „mit wenig Witz und viel Behagen" ausgebeutet. Das „Ein Ehrengeschenk für Herrn Leo in Halle" überschriebene Bild stellt die Weltkugel als Fischglas dar, worin viele Fische herumschwimmen, einer hat eine Pickelhaube auf, der große Hecht einen Napoleonshut. Im Hintergrund Halle, im Vordergrund ein Löwe mit der Unterschrift „gut gebrüllt". Das Eingangsgedicht der Nr. 2 des Kladderadatsch von 1860 ist betitelt: „Der Leneuritt" (frei nach Freiligrath). Die erste Strophe lautet:

„Fastnachtskönig ist der Leo. Will er sein Gebiet durchfliegen,
Bleibt er einen ganzen Monat auf des Anstands Lauer liegen.
Harrend, daß des Mondes Schattenseite sich zur Erde wende,
Und in Neumonds dunkeln Nächten er den Wüstenritt vollende."

Nach acht Strophen, in denen Leos Kraftworte citiert werden, folgen zum Schluß die Verse:

„Endlich an dem Karpfenteiche dankt er grüßend ab die Knechte,
Bettet sich in Schlamm, zu träumen von dem „gottgesandten Hechte".
An der Saale grünen Ufern sieht man rothes Frühlicht glänzen,
So durchsprengt er jeden Monat einmal seines Reiches Gränzen."

Von den deutschen Kleinstaaten nehmen von 1850 an Holstein und Kurhessen ein besonderes Interesse in Anspruch. Das Recht Holsteins wurde von dem unter dem

Einfluß des Kopenhagener Pöbels stehenden König von Dänemark mißachtet, was andererseits die Holsteiner antrieb, aus der berechtigten Rebellion zur unberechtigten Revolution fortzuschreiten (Volksblatt 1850, S. 628, 1041). Von wesentlichem Einfluß dabei war, daß die Entscheidung gerade in den „Völkerfrühling", d. h. in die Aera der Revolution fiel. Der von Preußen namens des deutschen Bundes abgeschlossene Friede mit Dänemark hatte zur Folge, daß Holstein mit Schleswig auf eigene Faust den Krieg begann, der mit der für die Deutschen unglücklichen Schlacht bei Idstedt und mit der bewaffneten Intervention des Bundes in Holstein zu Ende ging.

Die Holsteinische Sache hat Leo in einem Briefe an Herrn von Rappard vom 14. August 1850 berührt:

— — „Die Holsteiner sind meiner Meinung nach in berechtigter Rebellion für den Landesherrn, wie ihn ihr Recht verlangt gegen den Landesherrn, wie ihn die Natur bestellt hat. Mein nächster Monatsbericht bespricht die Sache ausführlicher. Ich halte das aber immer für ein sehr unglückliches Verhältniß, besonders des magnetischen Zuges zu unberechtigter Rebellion wegen. So haben die Leute in dem Versuche, Schleswig zu Deutschland zu ziehen, schon weit über alles Recht hinaus gegriffen, und alles revolutionäre Volk in Deutschland sieht ihre Sache als die seine an. Dadurch werden diese Dinge verdorben, und man kehrt sich zuletzt mit Ekel von Sachen ab, die man eigentlich unterstützen müßte. — — Zunächst will ich nun nach Norden und sehen, wie meine Tochter und Schwiegersohn, Professor Budde, in ihrer neuen Heimath Rostock einlogirt sind. Machen nicht unvorhergesehene Ereignisse (wie man allerdings in dieser wankenden, cholerareichen Zeit weniger noch als sonst wissen kann) meine Intentionen zu nichte, so sage ich Ihnen in Kurzem selbst, wie ich mich Ihrer Freundschaft freue."

Nochmals bespricht Leo die Sache Holsteins in einem nach Pinne gesandten Briefe vom 18. Februar 1851, „als am Tage Sanctae Concordiae":

„Ich hätte Ihnen längst geantwortet, hätte ich nicht täglich gehofft, Antwort von Nathusius wegen des Abdrucks Ihres Aufsatzes [„Beitrag zur Beantwortung der Frage ‚was ist Wahrheit'", abgedruckt in Nr. 47 und 48 des Volksblattes von 1851, 11./14. Juni] zu bekommen, an dem ich nichts zu ändern gefunden habe als etwa zwei Worte, wo ein ganz kleines Versehen war. Noch hat mir aber Nathusius nicht geantwortet, und nun wird mir das Warten doch zu lang.

Für unseren Briefwechsel ist es eigentlich recht betrübt, daß wir in so gar vielen Dingen vollkommen einig sind; es pflegt in einer Correspondenz, bei der man sich fortwährend in den Haaren liegt, ein weit flinkerer Trieb zu sein. So kann ich z. B. Allem, was Sie über das Verhältniß von Dänemark und Holstein sagen in Ihrem letzten Briefe, nur beistimmen, und habe das auch schon öffentlich in einem Artikel, der vor einigen Wochen in der Neuen Preußischen Zeitung abgedruckt wurde, gethan. Was die Bergpredigt anbetrifft, so scheint mir in ihr unser HErr die Menschen nur in ihrer singulären Persönlichkeit vor Augen zu haben, nicht in ihrer obrigkeitlichen oder unterthanlichen, welche, wie wir wohl auch einig sind, schon in der Stellung des Familiengliedes und Eigenthümers von solchen Gütern, auf welche Andere, z. B. die Familie, einen Rechtsanspruch haben, anfängt. Ich kann dem, der mich auf die eine Backe schlägt, die andere reichen, und soll sie ihm reichen, es sei denn, es sei in mir auch ein Stück Obrigkeit, eine Stellung, die eigentlich mehr ist als meine Person, mit geschlagen worden, in welchem Falle ich doch das Schlagen der Obrigkeit nicht durch das Darreichen des anderen Backens sanctioniren, im Gegentheil dafür sorgen muß, daß auch das Schlagen des ersten Backens seine Strafe finde. Ein Vermögen, was ich ererbt habe und irgendwie in dem Sinne ererbt habe, es meiner Familie zu erhalten, muß ich doch, wenn es auch juristisch nicht dafür erklärt ist, für eine Art Fideicommiß halten und mich als den jeweiligen Träger desselben, so daß mir das Verschenken des Mantels und Rockes eben nur so weit zukömmt, wie es einem Nutznießer zusteht. Und so sind

Digitized by Google

auch die jetzigen Holsteiner in fideicommissarischem Besitze ihrer Landesrechte und Landesfreiheiten, die sie den Nachkommen nach Kräften erhalten müssen. Daß sie sich wehrten, hat mir nie mißfallen, aber daß sie bei gerechter Gegenwehr eine Schwindelsprache anstimmten und die Sympathie aller Schwindler in Deutschland sich gefallen ließen, das war mir das Widerliche. Ich bin jetzt sehr begierig, wie sich die Regierungen aus dieser Sache herausbeißen werden — wenn sie klug sind, mit Ehren, denn es kann nicht leicht eine bessere Gelegenheit kommen, sich Vertrauen und Achtung bei allen Theilen des Volkes zu gewinnen, als diese.

Was Ihren Aufsatz anbetrifft, so machte mir die Ueberschrift zuerst noch Hoffnung auf etwas Anderes. Ich plage mich schon seit geraumer Zeit in meinem Inneren mit der Feststellung des Unterschiedes von Richtigkeit und Wahrheit herum, und bilde mir ein, wer dies Räthsel recht klar und populär löste, der hätte den Schlüssel gefunden zu allen anderen Räthseln unserer Zeit. Die Mathematik und Logik hat es nirgends mit Wahrheit, sondern überall mit Richtigkeit zu thun, d. h. Alles läuft bei ihnen darauf hinaus, daß A = A ist, aber das A selbst ist ein selbstgeschaffenes und hat mit der Wahrheit nichts zu thun. Wenn ich sage zweimal zwei ist vier, so heißt das nur: vier Einheiten können auch so geordnet werden, daß je zwei von ihnen eine Einheit bilden, und auch so, daß alle vier eine Einheit bilden. Der Kern des Satzes ist immer: eins ist eins; was aber das eins ist, ein Apfel oder ein Korb Aepfel, ein Mann oder ein Kriegsheer, davon erfahre ich nichts, und alle Einheiten, sobald sie abstract, d. h. als Glieder eines mathematischen Exempels auftreten, sind Schöpfungen des abstrahirenden Verstandes. Wenn ich sage: alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich ist er sterblich, so erfahre ich eigentlich auch nur, daß Cajus als Erfahrungsgegenstand, wie ihn mir mein abstrahirender Verstand darlegt, eben dieser Erfahrungsgegenstand ist, A = A. Alle logischen Kategorien laufen mit ihrer Richtigkeit auf denselben Quark hinaus und ist in alledem auch nicht ein Fünklein Wahrheit. Dagegen wenn ich sage: Gott ist zugleich ein Geist und doch in drei Personen, deren jede wahrer Gott, also das Ganze ist, so ist das, wie man zugeben muß, sowohl mathematisch als logisch nicht bloß unrichtig, sondern sogar Unsinn, und doch enthält es die tiefste Wahrheit; nur ist hier die Zahl nicht als Produkt des abstrahirenden Verstandes, nicht als Rechnungsmittel gebraucht, sondern das Zahlenhafte in dem Ausdruck bezeichnet ein organisches Gliederungsverhältniß und erklärt also vom Standpunkte der höheren Wahrheit und des organischen Denkens aus zugleich die Richtigkeit der Mathematik und Logik für eine taube Nuß, für etwas ganz anderes als Wahrheit. Die meisten Menschen wissen das aber gar nicht zu unterscheiden und halten deshalb die Wahrheit für ein todt-richtiges Verhältniß, was sie wie einen todten Stein in die Tasche stecken und nach zehn Jahren ganz unversehrt, ja nach tausend Jahren noch ebengültig aus der Tasche ziehen können. Daß wahr wahr bleibt, ist nun wohl richtig, aber nicht wie zweimal zwei vier bleibt es, sondern wie ein organisches Gewächs, die Eichel und der Eichbaum sind dasselbe, nur mathematisch nicht. Wenn ich heute bekenne: ich glaube an Gott, so ist das wahr; aber wenn ich dasselbe Bekenntniß noch für etwas Wahres halte und ausspreche, nachdem ich durch meine Sünden diesen Glauben in seiner Substanz verwüstet habe, so ist es eine Lüge. Ebenso ist es mit: Gott ist ein Geist; es kömmt darauf an, was Geist mir giebt, darin liegt die Wahrheit. Mit den Gliedern der Wahrheit kann man nicht rechnen, man muß sie leben. Der Satz, Cajus ist unsterblich, kann eine Wahrheit enthalten, wogegen der Satz, Cajus ist sterblich, ebenso richtig als eine große Lüge ist. Die Wahrheit ist ein Proceß, ist Leben, organisches Leben, das gerade Entgegengesetzte von Mathematik und Logik, und das Mittel, sie zu fassen, ist das lebendige Leben des Geistes, ist der Glaube, was man auch so ausgedrückt hat: credo quia absurdum est; diese Fassung ist nun wohl falsch, weil sie zu viel sagen würde, und ein Kriterium, was der Unsinn nicht bloß vom Standpunkt der Richtigkeit, sondern auch vom Standpunkt der Wahrheit mit der

Digitized by Google

Wahrheit gemein hat, nämlich die mathematische und logische Unfaßbarkeit zum Kriterium der Wahrheit selbst macht, aber etwas Richtiges, ein Bedürfniß liegt dem Ausspruche zu Grunde. Die meisten Menschen wissen aber auch nicht, was Glaube ist, und meinen, man glaube das, was zwar mathematisch und logisch richtig sei, dessen Richtigkeitsvermittelung man aber nur im Gefühl und noch nicht im Verstande habe, während dieses doch nur ein Meinen und Annehmen, nicht ein Glauben, und der Glaube vielmehr eine Kraft, eine lebendige Kraft der Wahrheit gerade ist, die bis auf einen gewissen Grad auch die Heiden hatten, und die dagegen durch Sünden aller Art einem sehr orthodoxen Christenmenschen vollständig abhanden kommen kann."

Endlich kommt Leo noch einmal, ein Jahr später, in einem Briefe vom 30. März 1852 an Rappard auf Holstein zu reden:

„Von Schleswig-Holstein werden Sie im Volksblatte wenig gefunden haben. Es ist eine trübe Geschichte. Ihr Aufstand war eigentlich bis auf einen gewissen Grad berechtigt, nur schoß er über. Die Forderung der Landesdeputirten im Frühjahr 48 war zu grob, was ihnen auch der Graf Reventlow-Preetz voraussagte, als er sie himmelhoch bat, nicht solche Botschaft nach Kopenhagen zu schicken, aber Herr Klausen und Herr Olshausen, die sich nun in Amerika die Hände reiben, setzten es durch, und der brave Reventlow, als er es nicht mehr hindern konnte, blieb dann doch auf Seite seiner Heimath, ließ sich, um nicht Alles der Revolution preiszugeben, selbst mit zum Statthalter machen, und hat nun zum Lohn für seine Anhänglichkeit an das Land, daß er nicht mehr in demselben leben darf. Man darf aber den Leuten noch nicht die reine Wahrheit sagen, noch sind sie zu wund, und man muß sie nur dahin bringen, daß sie ruhig und kalt die natürlichen Consequenzen ihrer Lage auch als natürliche Folgen, nicht als unnatürliches, an Gott irre machendes Unglück und Ungerechtigkeit betrachten."

Die kurhessische Sache ist im Februar 1850 durch die Ernennung Hassenpflugs zum Präsidenten des Ministeriums in ein anderes Fahrwasser gekommen. „Dies Ministerium ist für die Urtheilskraft der liberalen Blätter ein sehr gefährlicher Stein geworden; eine ganze Partei ist schon darüber gepurzelt. Statt Hassenpflugs ganzes Leben in einem Gesammtbilde zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß ihn vor allem ein strenger, fast abstrakter, fast romanischer Rechtssinn charakterisirt, daß er dem formellen Rechte die größten Opfer gebracht und gerade dadurch sich früher so mannigfach Haß zugezogen hat, nehmen sie vielmehr einzelne Bestrebungen in ihrer Einzelheit und suchen sie sich aus einer eigensinnigen, volksverachtenden persönlichen Neigung zu erklären, von der gewiß Niemand freier ist als Hassenpflug. Wenn er unter jetzigen Umständen ein Ministerium in Hessen annimmt, so dürfen sie versichert sein, daß er auch jedem Härchen von Recht in diesen Zuständen die gewissenhafteste Rechnung trägt und nur der Rechtsbeugung und rabulistischer Ausbeutung des bestehenden Rechtes entgegentritt. Meinen sie es ehrlich mit dem bestehenden Recht, so kann ihnen im Gegentheil kein kräftigerer Schützer desselben geschenkt werden als Hassenpflug — freilich! wenn sie selbst es unehrlich meinen und einen Minister wollen, der trotz des bestehenden Rechtes den Staat immer tiefer in die Fluthen der Revolution hineinreitet, dann ist Hassenpflug kein Mann für sie — aber dann sollen sie auch nicht Anhänglichkeit an das bestehende Recht heucheln und dem neuen Minister die Verleumdung, als bedrohe er es, nachreden." (V.-Bl. 1850, S. 342.) In Hessen sieht der Septemberbericht ein wahres Musterbild echtdeutscher Stänkerei. „Das Ausbeuten formellen Rechts für kleine Zwecke von oben und von unten hat in diesem armen Lande endlich zu einer in der That verzweifelten Krisis geführt, — — man wird am Ende durch eine gewaltsame Lösung von der einen oder anderen Seite den aktuellen Störungen ein Ende machen, aber nimmermehr die nun großgezogene Anlage und den an ihr hängenden Eigensinn, das an ihr hängende Vertrauen, die von ihr erzeugte sittliche Lähmung beseitigen können." In Preußen steht es zwar besser, „aber nehmen wir nun auch

ein Beispiel, denn die Anlage zu dieser deutschen Krankheit der Nörgelei und Stänkerei sitzt uns so gut in den Gliedern wie den Hessen, und wenn wir uns in Beziehung auf diese echtdeutsche Krankheit nicht zu einer ganz besonders strengen, prophylaktischen Diät entschließen, bricht sie über lang oder kurz doch wieder mit aller Macht hervor. Ueber den Thüren aller Regierungsgebäude sollte mit großen Buchstaben geschrieben stehen: Nörgelei ist der Tod aller wahren Macht — und über den Thüren aller Ständehäuser: Stänkerei ist der Tod alles politischen Lebens, und notabene nicht bloß über den Thüren sollte das geschrieben stehen, sondern auch in den Herzen der in diesen Häusern aus- und eingehenden Leute." Die Stände wollten „die Budgetbewilligung zu einem Hebel machen, um mit einem Schlage das Kurfürstenthum aus der Monarchie in eine Beamtenrepublik zu verwandeln." Die Stände verlangten Entlassung der Minister und verweigerten die direkten und die Ueberantwortung der indirekten Steuern. „Dieser Beschluß überschritt alle Ständen vernünftiger Weise zustehenden Rechte, denn nimmermehr kann diesen die Macht zustehen, das ganze Staatsleben zu sistiren, sondern ihr Steuerbewilligungsrecht beschränkt sich auf Prüfung der einzelnen Ansätze der Staatsbedürfnisse und der Mittel der Deckung derselben. Ein notorisch bestehendes Staatsbedürfniß zu leugnen oder die zur Deckung derselben erforderlichen Mittel zu verweigern, kann ihnen in keiner Weise zustehen, selbst den Verfassungen zufolge, die überall den Fürsten als Monarchen bezeichneten, während er, sobald die Stände ein ähnliches Recht hätten, wie es die hessischen sich herausgenommen haben, selbst nur zum Staatsbeamteten und zwar zu einem sehr überzähligen herabgesetzt und der Staat in eine Republik verwandelt würde, in eine Republik noch dazu, die lediglich von den zufälligen Majoritäten abhinge." Statt Messer oder glühende Eisen der Rebellion der Stände gegenüber anzuwenden, versuchte man es mit Salben. „Die Halbheit ist in solchen Fällen die wahre Nahrungsquelle sich ausbreitender Stänkerei, und ihr durch energische, nicht durch ihre halbe Kühnheit aufregende und provocirende, sondern durch ganze Kühnheit erschreckende Schritte ein Ende zu machen, ist in solchen Tagen die erste und vornehmste Aufgabe. Solche Schritte aber kann Niemand unternehmen, der selbst noch eine Deckung braucht für seine Person, kann kein Minister unternehmen, sondern höchstens ein Fürst selbst." Endlich, als auch die oberen Verwaltungs- und Finanzbehörden sich für die Stände erklärten, erfolgte die Erklärung des Kriegszustandes, aber auch diese Maßregel wurde nur halb ausgeführt. Dann folgte die Anrufung des von Oesterreich geführten Bundes um Hülfe, das Einrücken der Straßbaiern im Süden, der Einmarsch preußischer Truppen im Norden, womit der deutsche Bürgerkrieg in nächster Aussicht stand.

In dieser Zeit dringendster Kriegsgefahr hat Leo am 18. November 1850, also kurz vor der Verständigung in Olmütz, an General von Gerlach geschrieben:

„Ew. Excellenz würde ich schon in diesen Tagen von selbst geschrieben haben, so trieb es mich dazu, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Ihnen in unnützer Weise lästig zu werden. Unnütz wird mein Brief freilich auch jetzt sein, da Sie mir so ziemlich genau dasselbe schreiben, was ich Ihnen geschrieben haben würde, nur allerdings sehe ich nicht ganz so schwarz. Allerdings ist es sonnenklar, daß die Gothaische Partei verschworen ist, die Regierung in äußerste Verachtung zu bringen, wenn sie den Krieg unterläßt, und die Geldverlegenheiten der Regierung während des Krieges auszubeuten, wenn sie ihn unternimmt. Gegen diese Verschwörung hat aber die Regierung zwei directe und dann noch viele indirecte Mittel in Händen. Unser König ist — und keineswegs bloß etwa durch das Kriegsbedürfniß der Gothaer — gegenwärtig noch der populärste Mann in ganz Deutschland. In einer solchen Stellung liegen, wenn sie halbweg geschickt benutzt werden, unendliche Hülfsmittel. Was aber die directen Mittel anbetrifft, so sind sie dieselben, wie sie die Gothaer zwar auch haben, nämlich Zeitungen und Zungen,

Digitized by Google

aber die Gothaer sind doch eine halbverachtete Partei und das muß man ausbeuten, vollständig ausbeuten. Die Neue Preußische Zeitung muß also den übrigen wohlgesinnten Zeitungen energisch vorangehen und die Absichten der Gothaer *im voraus* besprechen, die Artikel der Kölner Zeitung und die ebenso elenden des unter den Auspicien des Dr. Schwetschke herauskommenden Hallischen Couriers (der sich in 5000 Exemplaren über die ganze Provinz Sachsen verbreitet), welcher von einem Sondershäuser Lumpenjungen, einem Dr. *, der nie ein Staatsexamen irgendwo gemacht hat und im Frühjahr 1848 einmal den Planen die Eisenbahnschienen abzureißen gar nicht so fremd gewesen sein soll, redigirt wird, geben der Neuen Preußischen allen erwünschten Stoff, und die Gothaischen Stimmen auf allen Bierbänken sind nicht zu übersehen. Dies *Voraus*besprechen, directe Schuldgeben hat eine ungeheure Wirkung. Auch müssen die guten Vereine einen Anstoß erhalten. Sobald die Neue Preußische vorangeht, werden hoffentlich die anderen folgen, hier in Sachsen also z. B. der Magdeburger Correspondent und die Neue Hallische. Die letztere mit ihren 700 Abonnenten laborirt zwar immer ein bischen an Geldverlegenheit, denn unser sächsischer Adel- und Capitalistenstand ist kein pommerscher oder märkischer, und die lumpigen paar hundert Thaler Zuschüsse, die sie braucht, machen ihr oft große Noth, aber bis jetzt hat sie noch immer energisch sich gehalten und ist dem Courier ein Pfahl im Fleische. Auf den Magdeburger Correspondent hat vielleicht Niebuhr noch Einfluß, wenn nicht direct, doch durch Magdeburger Freunde, und wie es bei uns in Sachsen ist, wird es überall sein. Das Volk liest zwar mehr die schlechten Blätter, aber die guten haben, weil sie bisher immer recht behalten haben, doch größeres Ansehen. Der einäugige Grüneberger Bürgermeisterssohn (er ist nicht, wie die Neue Preußische fälschlich angab, aus Mansfeld) Herr Haym mit seiner Constitutionellen wird doch auch noch zu zähmen sein. — Ich würde schon Wagener selbst einen Artikel in dieser Richtung geschickt haben, nehme aber an, daß er das weit unterrichteter und eindringender, ernster machen kann, als ich in meiner Isolirtheit, denn mir schweben nur die hiesigen, nur immer komisch-lumpigen Repräsentanten der Gothaer Partei, der dickwanstige Herr Schwetschke und der allzumal häricht ums Maul gestaltete politische Bummler und Musterreiter Herr Professor Duncker, vor Augen, so daß ich unwillkürlich in Skurrilitäten gerathe, sowie ich mich mit diesen Leuten beschäftige. Wagener übersieht die Partei mehr in ihrer Gemeinschädlichkeit und hat zunächst würdigere, d. h. ein tragisches Pathos heraussordernde Leute vor Augen. — Schlägt er aber in Berlin den Ton ordentlich an, so wollen wir wenigstens in unserem kleinen Kreise secundiren.

Doch dieses Geschwätzes mag genug sein, an den Gothaern sterben wir noch nicht, aber vielleicht an dem, was diesen erst Macht giebt. Meinen Beobachtungen zufolge ist die Kriegsbereitwilligkeit des Volkes hauptsächlich ein natürlicher Drang. Wir leiden an Turgescenz, an einer Vollblütigkeit, die uns schon einmal im März 1848 einen Schlaganfall zugezogen hat, und die eine Entlastung dringend verlangt. Daß ein Krieg mit Oesterreich *ein Unglück* wäre, ist auch meine feste Meinung, aber ich glaube daneben, daß wir *einen Krieg haben müssen*, wenn wir nicht zu Grunde gehen sollen auf lang oder kurz. Will sich Se. Majestät durchaus auf die Moral eines Einsiedlers, eines christlichen Anachoreten setzen, so müssen wir freilich mit ihm dabei zuletzt, wenn's nicht anders ist, in aller Treue auch zu Grunde gehen, aber eine Königssittlichkeit und die eines Anachoreten ist der Natur nach verschieden, er ist verantwortlich dafür vor Gottes Thron, daß er diese sittliche Gestalt, das preußische Volk, dessen Krone er geerbt und angenommen hat, auch erhalte und anderen Erben überlasse. Ich denke mir aber, daß ein ganz anderes Geblüt in die Verhältnisse zu Oesterreich käme, wenn man diesem in den Unterhandlungen durchblicken ließe: „einen Krieg müssen wir haben, unser Volk zwingt uns dazu durch die Rücksicht, die uns seine Stimmung auflegt, ihr habt nun die Wahl, ob ihr den Krieg gegen euch haben wollt, oder mit uns gegen einen Dritten.“ Dieser Dritte würde sich leicht finden, wenn man gemeinschaftlich Deutschland

maßregelte und Italien, denn Krieg mit Baiern und Würtemberg, mit Sardinien, mit Frankreich wäre das größte Glück, was wir haben könnten.

Was ich nun aber hauptſächlich ſagen wollte, und was mich am meiſten trieb, Ew. Excellenz ſchreiben zu wollen, iſt dies: Entläßt man jetzt die mobiliſirte Armee ohne großes Reſultat, ohne ein Reſultat, was jedem in die Augen ſchlägt, ſo iſt alles Anſehen, alles perſönliche Anſehen, deſſen Se. Majeſtät in dieſem Augenblicke genießt, in vollem Maße genießt, wie mit dem Schwamme hinweggewiſcht und kann, wenn je, dann gewiß erſt nach langer, langer Zeit wieder erlangt werden. Wir ſind dann als Preußen in den Skat gelegt und jeder fremden Anmaßung preisgegeben, Unruhen und Verwirrungen aller Art im Inneren preisgegeben; das herrliche Gewölbe, was uns jetzt noch deckt, ſtürzt in einzelnen Trümmerſteinen über uns zuſammen. Alſo was Ew. Excellenz nur vermögen: ſuchen Sie Krieg mit Oeſterreich zu verhüten, aber — um Gotteswillen — einen Krieg zu ſchaffen, irgend einen anderen. Unſere alten deutſchen Vorfahren ſahen es geradezu als einen Makel einer Königsregierung an, wenn während derſelben kein Krieg geführt worden war — darin liegt eine tiefe, inſtinktive politiſche Weisheit, ein Volk von dem Umfange wie das deutſche, wie jetzt das preußiſche kann nicht über ein Menſchenalter beſtehen ohne Krieg, es erſtickt ſonſt im eigenen Blute, das iſt auch ein Stück der göttlichen Ordnung."

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Erster Teil. Glatz.

V.

Der Herr der Grafschaft Glatz konnte von seinem Schlosse aus die Grenzen seines kleinen Landes auf allen Seiten überblicken, denn überall bezeichneten hohe Gebirgszüge in der Ferne dieselben und umschlossen als hoher lebendiger Zaun den Garten, welchen hier die Natur viel schöner, als Menschen es vermögen, angelegt hat, mit seinen Silberbändern der Neiße und anderer Flüsse, seinem üppigen, fruchtbaren Boden, seinen herrlichen Bäumen und seiner würzigen, starken Gebirgsluft. Nach allen Seiten sieht man vom Schloß weit hinaus über blühende Fluren, bis endlich Blick und Land zugleich durch das Gebirge begrenzt wird, und von den äußersten Grenzen aus erblickt man das Schloß, die hohe Warte des Landes; wie kein anderer Platz zur Beherrscherin der Grafschaft geeignet, alle umliegenden Städte und Dörfer weit überragend, lag es auf einem Felsen hoch über dem Neißethal und sperrte alle Straßen. Und wie seine Lage, so machte es auch sein stolzer Bau und seine Geschichte zur Königin aller Gebäude, mit dem kein anderer sich messen konnte. — Ja, das Schloß war die Stätte einer stolzen Geschichte, gleichzeitig umwoben vom Zauber der Sage und Poesie. Noch in der heidnischen Zeit erbaut, lag es einst einsam im Bergwalde, ein viel umstrittener, wichtiger Sperrpunkt der Grenze zwischen Polen und (seinem Vaterlande) Böhmen; nur wenige Häuser boten den Handwerkern, die den im Neißethale am Bergesfuße gelegenen Marktflecken bewohnten, Schutz, nur wenige Dörfer den Schloßbewohnern Nahrung. Aus der Heidenzeit war zur Zeit unserer Geschichte noch der heidnische Turm und das heidnische Kirchlein erhalten; noch wurde in letzterem das lange, blonde Haar der „heidnischen Jungfrau", einer sagenhaften, wunderschönen Fürstentochter, welche viele Freier an sich lockte, um sie zu töten, schließlich aber aus unerwiderter Liebe sich selbst das Leben nahm, — und im großen Saale des Schlosses ihr Bild gezeigt; ja noch jetzt in unserer Zeit ist an einer Mauer ihr Steinbild zu sehen.

Als dann Schlesien sich als Zwischenland zwischen den kämpfenden Nachbarn, Polen und Böhmen, einschob, kamen friedlichere Zeiten und mit ihnen die Deutschen in das Land; Glatz wurde zur starkbewehrten Stadt; in allen Flußthälern entstanden neue Dörfer, kleine Städte; aus dem undurchdringlichen Urwalde wurde ein fruchtbares Land;

Digitized by Google

und mit der Kultur des Landes wuchs wieder die Wichtigkeit des Schlosses, als des Sitzes der Regierung, und mit ihr dieses selbst in seinen Bauten; immer aber lag sein Hauptwert in seiner Stärke als uneinnehmbare Festung; vor ihren Mauern machten einst die Massen der wilden Tartaren Halt; machtlos prallten an ihnen die Wogen der Hussiten ab. Als dann das Glatzer Land in den Besitz des Tschechenfürsten, König Georg Podiebrad, kam, da baute dieser jenes zu einer stolzen Königsburg aus, auf der er selbst und seine Söhne, die Grafen von Glatz, dann Hof hielten, wo Gesandte aus aller Herren Länder sich trafen, Landtage abgehalten und prachtvolle Feste gefeiert wurden. Aber lauter als Festesjubel klang doch immer noch der Ruf zu den Waffen; von hier zogen die Heere zum Kriege, zum Einfall in die Nachbarländer aus; nie aber wagte in jener Zeit ein Feind die starke Felsenburg selbst anzugreifen, deren Name weit hinaus gefürchtet war. Vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts an herrschte Friede; andere Besitzer, welche alle das Schloß erweiterten und verschönten, kamen, bis die in dieser Erzählung berührten Kämpfe des dreißigjährigen Krieges dasselbe in Trümmer sinken ließen. Freilich wurde es wieder aufgebaut und sollte noch manchen harten Strauß um und unter seinen Mauern sehen, doch nur als Festung; eine Fürstenburg wurde es nie wieder. Die Stadt teilte das Geschick des Schlosses, wie der Sohn das des Vaters; auch sie wuchs mit der Kultur und wurde bald die Wohnstätte einer kräftig aufstrebenden Bürgerschaft, voll regen Handels- und Geschäftslebens und dabei bewehrt mit starken, turmgekrönten Mauern, uneinnehmbar bald und uneingenommen, bis die evangelisch gewordenen Bürger, fortgerissen von den Wellen der Empörung gegen den katholischen Kaiser, dessen Macht nach furchtbar hartem Kampfe unterlagen, ihren Reichtum, ihre Selbständigkeit und ihr Bestes, ihren Glauben, verloren und die Stadt zum großen Teil zu Schutt und Asche wurde. —

Das Schloß lag hoch oben über der Stadt auf einem bis in das Herz derselben hineinragenden Felsen und über der dicht an dessen Ostabhang vorüberfließenden Neiße; die eigentliche Stadt war gezwungen, sich im Ost und Süd dicht an den Schloßberg zwischen ihn und den Fluß mit seinen Nebenarmen zu schmiegen und an dem Berge in die Höhe zu klettern. Nach Nord und West lag das Schloß, durch einen Felsengraben geschützt, und sie weit überragend, über Feldern, Wäldern und Gärten, nach denen nur ein einziges Thor führte. Vor diesem Thore hatte einst die prachtvolle Wenzelskirche gestanden; jetzt wurde sie eben eingerissen, um einer Schanze zu seinem Schutze Platz zu machen. — Die Mauern des Schlosses waren so dick, daß keine Geschützkugel sie durchdringen konnte. Durch diese dicken Mauern, seine Höhe und seine tiefen Gräben war es ein furchtbares Gefängnis zu allen Zeiten bis auf die Gegenwart, das von manchem gefangenen Fürsten, manchem Verzweifelnden und mancher Grausamkeit erzählen konnte, von dessen Fenstern so mancher in die wunderbar schöne Welt hinausblickte, welcher sie nie mehr wieder betreten sollte. Noch wenige Jahre vor dem Beginne dieser Erzählung, 1603, hatte der Landeshauptmann zwei Edelleute und viele evangelische Bauern, die ihren katholischen Pfarrer vertrieben hatten, in den Schloßturm werfen und zum großen Teil unmenschlicher Weise verhungern lassen. Infolge dieser düsteren Seite seiner Geschichte war das Schloß die Stätte vieler Gespensterſagen und Schauergeschichten.

Auf dem Felsengipfel lag der älteste Teil des Schlosses, das Oberschloß, nach der Stadt zu sich neigend das jüngere Niederschloß. In dem mit drei Höfen versehenen ersteren Gebäude waren die Prunkgemächer aus König Georgs Zeit, reich ausgeschmückt mit Gemälden, Waffen und Trophäen, im obersten Stockwerk der mächtige Bankettsaal, in welchem gar oft die Fürsten und Herren beim schäumenden Becher gesessen hatten und von dem aus gar oft der Schall der Festklänge in das Thal heruntergeklungen war.

Das Schloß war mit der Stadtbefestigung durch Mauern und Gräben bildende Anschlußlinien verbunden, aber wie jene zur selbständigen Verteidigung eingerichtet, jedes eine Feste für sich; überall sah man Geschützstände und Schießscharten, schwere Thore und Zugbrücken schlossen die einzelnen Teile von einander ab. Und doch war

der Eindruck, welchen das Schloß auf den Beschauer machte, durchaus nicht ein hervorragend kriegerischer, sondern vier Gotteshäuser gaben ihm zugleich ein kirchliches Gepräge: in dem Schlosse selbst standen die Schloßkirche und die heidnische Kirche, außerhalb desselben auf der Feldseite die Wenzelskirche und auf der halben Höhe des Schloßberges, zwischen Stadt und Schloß, das schönste Bauwerk von Glatz, ein von dem ersten Minister Kaiser Karls IV., dem Erzbischof Ernst von Pardubitz, erbautes Augustinerkloster, der Dom genannt, welches jetzt allerdings schon seit Jahrzehnten in die Hände der die Gegenreformation betreibenden Jesuiten gelangt und das, einst eine Schule der Wissenschaften, dann die Ausgangsstätte religiöser Kämpfe, gleich beim Beginn der Empörung dem Hasse der Evangelischen gegen seine Bewohner zum Opfer gefallen war. So wie in das Feld hinaus, so führte vom Schlosse auch nur ein Thor nach der Stadt. Ging man von dieser aus den steilen Felsenweg nach letzterem hinauf, so kam man durch verschiedene Befestigungen beim Dom vorüber an das Thor des Niederschlosses und mußte dieses durchschreiten, um in das Oberschloß über einen beide Teile trennenden Graben mit Zugbrücke zu gelangen; wenn man zur Zeit der Belagerung durch das Feldthor die Schloßgebäude wieder verließ, stieß man auf die Wenzelsschanze. —

Die eigentliche innere Stadt lag dicht zusammengedrängt innerhalb der Mauern und Befestigungen; doch schon lange hatte sich mit dem Wachstum der Bürgerschaft und ihres Reichtums der Mauergürtel als zu eng erwiesen und nach allen Seiten waren bedeutende, sich weit ausdehnende Vorstädte entstanden; das Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege war ja eine Zeit hoher Kultur und großer Wohlhabenheit, die evangelische Zeit ist die der größten Blüte für die Stadt und Grafschaft.

Diese Vorstädte, die nicht befestigt waren, sollten bald der Zerstörung anheimfallen, die durch das Schloß und die Neiße mit ihrem Nebenarm, dem Mühlgraben, geschützte Stadt aber war durch ihre natürliche Lage, durch ihre Stärke und die Tapferkeit ihrer tüchtigen Bürgerschaft zum äußersten Widerstand befähigt. —

Wenn man auf den im Süden von Glatz gelegenen Höhen stand, hatte man ein herrliches, stufenförmig aufsteigendes Bild vor sich: zu Füßen das Silberband der Neiße mit den großen Vorstädten, darüber die vielgetürmte, starkbewehrte Stadt und wieder höher in deren Halbkreis den Dom und das himmelanstrebende Schloß, alle Teile umgeben von herrlich grünenden Wäldern, Feldern und Gärten, — als Rahmen darum die duftigen, blauen Berge. —

Eines Nachmittags im Mai kamen die beiden Edelknaben, Wolfram von Panwitz und Otto von Donig, von einer Uebung im Pistolenschießen, welche unter eines Lieutenants Aufsicht stattgefunden hatte, zurück; sie waren immer lustig und guter Dinge, aber heute in besonders übermütiger Stimmung, da jener sie ihres guten Schießens wegen gelobt hatte; schon öfter hatten die beiden Junker einen nach ihrer Meinung sehr lustigen Streich ausgeführt und waren bisher nie ertappt worden; heute bedurfte es nur des geringsten Anlasses zu einem solchen, um ihn sofort zu versuchen, und dieser sollte sich bald finden. Als sie in das Niederschloß eintreten wollten, hörten sie durch die offenstehenden Fenster ein fürchterliches Schnarchen in einem Zimmer desselben; staunend und lachend blieben sie stehen; endlich sagte Wolfram: „Höre nur, wie der wilde Plato schnarcht; das ganze Schloß wackelt; wir wollen ihn wecken!“ Otto Donig war schnell bereit und stimmte seinem Freunde freudig zu, als dieser den sinnigen Vorschlag machte, einen blinden Schuß in das Zimmer abzugeben. Rasch lud Wolfram seine Pistole, und der Schuß knallte durchs Fenster; die beiden Sünder rissen schleunigst durch das offene Schloßthor aus und warteten von weitem ab, was Plato thun würde; als sie dann aber hörten, wie der aus seinem Schlafe aufgeweckte Hauptmann fürchterlich zum Fenster hinauswetterte, schlichen sie sich, um besser zu verstehen, an die Thür seines Zimmers und lauschten, zur Flucht bereit, mit Vergnügen den Donnerworten desselben, hatten aber nicht acht genug auf das, was um sie herum vorging, bis sie ganz plötzlich am Kragen gepackt und ohne weiteres in das Zimmer des Gestrengen

Digitized by Google

geschoben wurden. Platos Wachtmeister, welcher die beiden ergriffen hatte, meldete darauf seinem Vorgesetzten, daß er sie horchend und lachend an dessen Zimmerthür getroffen, und da er vermute, daß sie irgend einen Streich vollführt hätten, mit hineingebracht habe. Wie arme Sünder standen nun die beiden vor dem durch sie so arg gestörten, grimmen Plato, der mit seiner langen, hageren Gestalt, seinem verwitterten, zerhauenen Gesicht, dem langen Schnurrbart und den drohend blitzenden Augen ihnen fürchterlich vorkam.

„Also, ihr Galgenvögel, ihr habt hier geschossen?" donnerte der Schreckliche. Keine Antwort erfolgte. „Sprich, Donig, wer ist es gewesen?" — „Wir sind es nicht gewesen," sagte zitternd der Knabe. — „Pauwitz, wer hat hier geschossen?" Wolfram hatte zwar eine entsetzliche Angst vor dem Hauptmann, aber nie in seinem Leben bisher eine Lüge gesagt und hätte, auch wenn ihm die schlimmsten Strafen drohten, auch jetzt nicht gelogen. Schüchtern gestand er: „Ich habe geschossen." — „Und warum?" — „Ich habe schnarchen hören und wollte den Schläfer wecken." — „Wußtest du, daß ich es war, der schnarchte?" fragte nun in ernstem Tone der Hauptmann. Das war eine sehr kitzliche Frage, auf welche zu antworten Wolfram schwer fiel; doch er bezwang sich und sagte fest, mochte kommen, was da wolle: „Ja, Herr Hauptmann," indem er erwartete, daß nun der ganze Zorn des Gefürchteten sich auf ihn entladen würde. Merkwürdigerweise blieb aber der sonst so wilde Plato vollständig ruhig, sah dem aufgeregten Knaben lange ins Gesicht und sagte dann zu dessen größter Ueberraschung:

„Ihr habt einen dummen Streich gemacht, wie Jungen in eurem Alter es thun, und verdientet besonders deshalb, weil er gegen euern Vorgesetzten gerichtet war, Strafe; aber dein offenes Bekenntnis, Wolfram, soll dich davor bewahren, und um deinetwillen auch deinen weniger mutigen Kumpan; laßt mich aber ein anderes Mal aus dem Spiele! versprich mir dies, Wolfram, und ferner, daß du durch dein ganzes Leben so fest an Wahrhaftigkeit halten wirst."

Erleichtert, ja freudig gab Wolfram dem Hauptmann die Hand darauf und wurde dann mit Otto entlassen. Der alte Wachtmeister brummte freilich:

„Was Donnerwetter! Wenn die Bengel bei mir geschossen hätten, ich hätte sie ordentlich verhauen!"

Plato mußte aber doch das Richtige getroffen haben, denn er hatte von jetzt ab keinen glühenderen Verehrer als Wolfram, während dieser sich an ihm einen väterlichen Beschützer erworben hatte. In dem wilden, alten Soldaten steckte trotz des von ihm zur Schau getragenen Unglaubens doch ein ausgezeichneter Kern; dies hatte längst der Graf Thurn erkannt, welcher ihn trotz seiner Absonderlichkeit ganz besonders hochschätzte.

Zu derselben Zeit, als Wolfram sich den alten Plato zum Freunde erwarb, saß eines Morgens eine heitere Gesellschaft junger Offiziere in der Taberne, dem alten Schenkhause der Bergstadt Glatz, beim Weine; von dem in einer Fensternische stehenden Tische aus übersah man die alte prächtige Neißebrücke mit ihren Spitzbögen und Erkern, das äußere Brückenthor mit dem zur Verteidigung eingerichteten Minoritenkloster und dann die herrliche Landschaft mit dem Gebirge im Hintergrunde; es war ein prächtiger Platz mit der wundervollen Aussicht in die Grafschaft und dem Blicke auf die immer belebte Brücke, einer der besten des weiten Gemachs, welches mit seinem Schenktisch, seiner langen Reihe zinnerner Kannen, sowie dem festen, eichenen Gerät einen gar behaglichen Eindruck machte, und dieser Eindruck wurde noch erhöht durch die emsige Sorge des Wirtes und die Aufmerksamkeit der hübschen Schenkmädchen. Nur ein Platz lief jenem entschieden den Rang ab; das war der Tisch des gestrengen Rats mit seinen Zieraten, dem Stadtwappen über den auf hohen Aufsätzen stehenden stolzen Krügen und Geschirren; niemand mit Ausnahme der Ratsmitglieder und ihrer Gäste durften an ihm sich niederlassen, heute war er unbesetzt, da jene noch auf dem Rathause versammelt waren. An anderen Tischen saßen Bürger, Flüchtlinge und Soldaten durcheinander;

Digitized by Google

die aufregenden Zeiten trieben viele ins Wirtshaus, welche sonst zu Hause blieben; jeder wollte doch gern das Neueste über den Krieg wissen, der alle so nahe berührte.

Die Offiziere waren im eifrigen Gespräch, welches sich namentlich um die sächsischen Truppen handelte, die eben die Grafschaft verlassen hatten, da ihr eigenes Vaterland von dem Heere des Herzogs Christian von Braunschweig bedroht war. —

„Es ist ein wahres Glück, daß die Sachsen abgezogen sind, denn einmal verheerten sie das Land, verkrochen sich aber dann, wenn wir uns näherten, in kleine Städte; die Kaiserlichen und Schlesier werden uns mehr zu schaffen machen; da haben wir wenigstens frische Gefechte in Aussicht," sagte der Lieutenant Filitz vom Fußvolk.

„Nun, wenn es uns Reitern an solchen bisher auch nicht gefehlt hat," nahm der Fähnrich von Banditz, ein Bruder des Hauptmanns, das Wort, „so wird es jetzt doch noch viel besser kommen. Meine Herren, auf einen frischen Krieg!"

Laut jubelnd, zum Entsetzen einzelner Bürger, welche die Worte gehört hatten, stießen die jungen, übermütigen Soldaten mit einander an; nur einer verhielt sich stiller als die anderen, der Lieutenant von Panwitz, der, an und für sich ernst, bei jenem Gespräch an das Schicksal seines von den Sachsen weggeführten Bruders Robert gedachte.

„Wie es heißt," rief Lieutenant Filitz, „hat der Oberst Thurn die Kaiserlichen in Neurode auffordern lassen, die Stadt zu räumen, damit er nicht genötigt werde, sie mit Gewalt zu nehmen und dadurch großem Schaden auszusetzen; doch haben jene es verweigert, und nun munkelt man, daß es bald zu einem Handstreich auf die Stadt kommen wird."

„Nur zu!" lachte da der Fähnrich von Derfflinger, „wenn wir nur dabei sein können! Nicht wahr, Panwitz?"

Der Angeredete wachte aus seinem Sinnen auf: „Verzeihe, Derfflinger; ich weiß nicht, wovon die Rede ist."

„Hoho, alter Freund! Warum schliefst du?" schrie der Dragonerfähnrich.

„Er ist verliebt!" ein anderer; „er soll beichten!"

„Laßt mich in Ruh!" bat Panwitz; „mir gehen andere Dinge durch den Kopf."

„Damit kommst du nicht los," fiel Derfflinger ein, „ich weiß auch, wer deine Liebe ist."

„Derfflinger, sei still," bat Panwitz; doch der lustige Dragonerfähnrich, der dessen wahre Beziehungen zu Martha gar nicht kannte und eigentlich nur auf den Strauch schlug, sonst Panwitz' bester Freund, setzte, durch den Wein erhitzt, seine Neckerei fort und traf damit, ohne zu wollen, seine wundeste Stelle:

„Es ist jene Dame, welche er in Scharffeneck aus den Armen eines Kaiserlichen gerettet hat, als dieser sich im Kreise der Dragoner ohne Priester mit ihr trauen lassen wollte."

Da brauste die ganze Heftigkeit Konrad von Panwitz' in ihrer vollen Stärke auf; in rasender Wut sprang er empor und schrie, das Schwert ziehend:

„Halt den Mund, Schneidergeselle, oder!"

Sofort griff auch Derfflinger, welcher seiner langen, hageren Gestalt wegen den Spitznamen „Schneidergeselle" führte und deshalb schon manchen Strauß gehabt hatte, zu hellem Zorn über die Beleidigung entflammt, zum Schwerte und rief:

„Der Schneidergeselle wird Euch mit seiner Elle zu einer Binde Maß nehmen, die Euch gewiß nicht lieb sein wird."

Ehe aber die beiden bisherigen guten Freunde noch handgemein werden konnten, fielen die anderen Offiziere ihnen in den Arm:

„Um Himmels willen, Ruhe! Versöhnt Euch!"

Beide aber waren von ihrer Leidenschaft so hingerissen, daß, wenn sie auch jetzt, von den anderen gezwungen, von einander ablassen mußten, doch an eine Versöhnung nicht zu denken war; sie drangen vielmehr auf Genugthuung im baldigen Zweikampf,

und es wurde beschlossen, daß sie sich mit ihren Sekundanten in einer Stunde auf dem Eichberge treffen sollten, um dort nach Reitersitte ihren Streit zu Pferde auszufechten. Ernst verließen sodann die Offiziere das Weinhaus; beruhigt, aber kopfschüttelnd über deren wilde Tollheit, setzten sich die aufgeschreckten Bürger wieder bei ihrem Biere nieder. —

Da, wo jetzt im Norden der Festung die Werke des „Kranichs" liegen, stand einst hoch oben über dem Neißethal auf dem Eichberge ein Wald von uralten Eichen, der natürliche Park des Schlosses. Mitten in demselben war ein herrlicher Platz, viel besucht in ruhigen Zeiten, jetzt aber, infolge des Krieges, verlassen, um bald darauf, noch vor der Belagerung, seines Schmuckes, der herrlichen Bäume, welche die Vertheidigung hinderten, beraubt zu werden. Hier, unter der Eichen frischem Grün, trafen sich zur festgesetzten Stunde die einstigen Freunde, jetzt unsagbar grollenden Gegner Panwitz und Derfflinger, begleitet von mehreren Offizieren, alle zu Pferde. Noch einmal suchten die Begleiter sie zu versöhnen, aber vergeblich; dann ritten die beiden Gegner auf verschiedene Seiten des Platzes und von dort aus auf ein gegebenes Zeichen zum Angriff gegen einander los. Es war ein herrliches Bild: die jungen, kräftigen Offiziere im Zweikampf zu Pferde, ihre sicheren Bewegungen, ihre schneidige, gewandte Säbelführung, die scharf blitzenden Augen; man sah ihnen den festen Willen an, die empfangenen Beleidigungen an dem Gegner zu rächen, doch keiner schien dem anderen überlegen; ohne Entscheidung waren zwei Gänge verlaufen; als aber der dritte kaum begonnen hatte, entfiel dem Lieutenant von Panwitz der Säbel; ein Hieb des ruhigeren Derfflinger hatte den Arm seines immer leidenschaftlicher werdenden Gegners getroffen. Die Sekundanten ritten zwischen die Kämpfer; der Zweikampf war entschieden; nach alter Rittersitte reichten sich die Gegner die Hand; dann wurde Panwitz, dem rasch ein Notverband angelegt worden war, in seine Wohnung geführt. Da die Wunde nicht gefährlich war, heilte sie rasch; die Freundschaft der beiden Kämpfer aber schien einen Riß für immer erhalten zu haben. Der Zweikampf sollte außerdem noch ein ernstes Nachspiel für sie haben, namentlich für Panwitz, welchen dies mehr schmerzte, als seine Wunde. Einige Tage später mußten sie vor dem Obersten Graf Thurn erscheinen, welcher den beiden sonst so verdienten Soldaten in Gegenwart aller Offiziere der Garnison den herbsten Tadel aussprach:

„Die Offiziere der Besatzung haben nicht das Recht, ihr Leben im Zweikampf aufs Spiel zu setzen; so lange der Krieg dauert, gehört dasselbe nur der von uns verfochtenen, heiligen Sache an; mögen sich die Herren später schlagen, soviel sie wollen; wer es jetzt thut, frevelt an jener. Wir müssen Alles, Ehre, Gut und Leben, allein auf den Sieg unseres Glaubens setzen und zur Erreichung dieses Ziels in Eintracht zusammenwirken; wer sie stört, wer seine Person in solcher Zeit in den Vordergrund stellt, der ist sich seiner Pflichten nicht bewußt, und wird auf der Stelle von mir entlassen werden."

Die ernsten Worte des Grafen drangen tief in die Herzen seiner Offiziere, namentlich der Schuldigen, welche sich durch dieselben schwer gedemütigt fühlten. Als er die anderen dann entließ, behielt er Panwitz zurück und sagte dem Zerknirschten im schärfsten Tone: „Ihr seid trotz meiner Ermahnungen und Eures Versprechens wieder in Euren alten Fehler der maßlosen Heftigkeit gefallen; Derfflinger hat Euch zwar geneckt, doch keinen Grund zu solcher Beleidigung gegeben. Ich bin unzufrieden mit Euch und verlange entschieden, daß Ihr Euch ändert; sonst kommt Ihr bei meinen Truppen nicht vorwärts, sondern stürzt Euch ins Unglück. Ihr seid zwar ein guter Soldat, aber Ihr müßt auch ein Mann sein. Ich danke Euch."

Mit diesen Worten entließ er Konrad, ihm durch den kurzen Abschied zugleich jede Erwiderung, jedes Versprechen abschneidend; er wollte auf diesen, der sonst sein besonderes Wohlwollen besaß, den tiefsten Eindruck machen und er erreichte seinen Zweck. Panwitz verließ das Zimmer, niedergeschmettert durch die strengen Vorwürfe des von ihm so heiß verehrten Führers, mit neuen, festen Vorsätzen, seiner Leidenschaft Herr zu

Digitized by Google

werden. Und noch etwas anderes bestärkte ihn dann in diesen: das waren die Ermahnungen Marthas, für welche er sich geschlagen hatte und die von dem Zweikampf, freilich nicht von dessen wirklicher Ursache gehört hatte. —

Der dritte der Brüder Panwitz, Robert, war ein kräftiger, hübscher Mensch von 18 Jahren, wie zum Soldaten geboren, geübt in allen ritterlichen Künsten, ausdauernd und mutig, aber leichten schwankenden Sinnes, weit entfernt von der ernsten Richtung Konrads, lange nicht so wahrhaft und zuverlässig, wie Wolfram; ein flotter, lustiger Junge, wollte er das Leben genießen — waffengewandt und abenteuerlichen Sinnes, in den Krieg ziehen, welcher ihm ein zusagendes, wildes Leben und rasches Emporkommen bot. Schon seit Jahren hatte er seinen Vater gebeten, ihn Soldat werden zu lassen; doch kannte dieser seinen Leichtsinn und wollte ihn erst mehr Festigkeit gewinnen lassen, ehe er die Erlaubnis dazu gab. Da wurden beide im Januar von den Sachsen zu Raiersdorf nach tapferer Gegenwehr gefangen. Der Vater brachte durch schwere Opfer die Mittel auf, sich selbst aus der Gefangenschaft zu lösen, seinen Sohn aber mußte er in den Händen der Sachsen lassen; freilich hoffte der alte Herr nun immer, durch Vermittlung Thurns oder durch Austausch von Gefangenen jenen in Freiheit gesetzt zu sehen; doch ehe dies möglich war, verließen die Sachsen die Grafschaft und nahmen ihn mit sich weit weg in ihre Heimat. Hier wiederholten sie dem Junker, dessen soldatische Eigenschaften ihnen gefielen, immer wieder den Vorschlag, in das sächsische Heer zu treten; dieser aber hörte lange nichts von den Seinen, weil die Sachsen ihm keinen Brief, keine Nachricht zukommen ließen, war erbittert darüber, daß man ihn so ganz im Stich ließ und neigte den Lockungen jener immer mehr sein Ohr. Als er nun gar sah, daß sehr viele Evangelische in die Heere katholischer Fürsten, und umgekehrt, traten, da tröstete er sich damit, daß ja die Sachsen seine Glaubensgenossen seien, vergaß ganz das Unheil, welches gerade sie über die Seinen und seine Heimat gebracht hatten und trat, scheinbar von den Seinen verlassen, mächtig angezogen durch den Zauber des Soldatenlebens, in sächsische Dienste, so alle Bande leichtsinnig durchschneidend, welche ihn an das Elternhaus fesselten.

VI.

Mit dem Abmarsch der Sachsen begann der Krieg um Glatz lebhafter zu werden; die Kaiserlichen besetzten an ihrer Stelle die kleinen Städte und unternahmen wiederholt Züge gegen die Festung, um sie womöglich überraschend zu nehmen oder doch die Besatzung einzuschüchtern. Doch wie wenig kannten sie den Grafen und seine Leute! Anstatt sich auf die Verteidigung zu beschränken, suchten die Glatzer den Feind auf, und bald ist dieser in den kleinen Städten der Bedrängte; Graf Thurn nimmt Neurode, wie vorher Wünschelburg; es schien, als wenn er bald Herr der ganzen Grafschaft sein würde; doch der mächtige Kaiser hatte die Unterwerfung von Glatz beschlossen und sandte immer mehr Truppen, darunter wieder Glaubensgenossen der Glatzer, Schlesier, gegen die widerspenstige Festung; Thurn mußte es infolgedessen allmählich aufgeben, die Grafschaft vom Feinde zu säubern, aber noch lange sollte es dauern, ehe er selbst so fest umklammert war, daß er die Festung nicht verlassen konnte. — Noch waren jetzt die Kaiserlichen auf die kleinen Städte beschränkt und die ihnen zu Hülfe eilenden Truppen unterwegs, furchtbar litten die Dörfer um jene, namentlich um Habelschwerdt, durch die schrecklichen Plünderungen der Totenköpfe, welche in solcher Masse in der befestigten kleinen Stadt lagen, daß Thurn ihnen nichts anhaben konnte. Da wurde Anfang Juni eines Tages dem Grafen der Freirichter Hans Wolf von Langenau gemeldet. — Ein stattlicher, schwerbewaffneter Mann, dessen Gesicht viel Selbstbewußtsein und Verstand zeigte, in die Tracht der Bürger gekleidet, trat ins Zimmer und verbeugte sich vor dem Grafen; er war einer jener Freirichter der Grafschaft, welche als freie Herren auf ihren

Digitized by Google

sehr bedeutenden Gütern saßen und deren Stand seit uralten Zeiten vollständig unabhängig vom Landadel war, hochangesehen wegen seines Reichtums und des starken Verbandes, in welchem seine Glieder zu ihrem Schutze standen, von großem Einfluß auf das Landvolk durch sein Richteramt und fest an alten Rechten und Ueberlieferungen haltend. Mit lebhaftem Auge betrachtete der Graf den ihm schon durch die Mitteilungen seiner Umgebung als einflußreich, mutig und treu bekannten Mann, mit Spannung horchte er dann seiner Rede, und immer lebhafter wurde seine Anteilnahme, je weiter Hans Wolf, hoch erhobenen Hauptes, sich über den Grund seines Kommens aussprach:

Die kaiserliche Besatzung von Habelschwerdt plündere und verheere die Dörfer um diese Stadt auf das furchtbarste, alles Vieh und Getreide würde weggeführt, der Bauern Habe gestohlen und diese in schrecklicher Weise gequält; die Dörfer wüßten, daß Thurn ihnen nicht helfen könne, da die Besatzung von Glatz nicht stark genug sei, um Habelschwerdt zu nehmen oder die dort liegenden Lichtensteiner an der Plünderung der jenseits der Stadt gelegenen Orte zu hindern; die Bauern hätten deshalb in ihrer verzweifelten Lage einen Bund zur Vernichtung der Feinde geschlossen; einige Tausende von ihnen wären bereit, sich zusammen zu scharen, vor Habelschwerdt zu ziehen und die Besatzung einzuschließen und auszuhungern; er selbst, Hans Wolf, sei zum Befehlshaber, die Freirichter zu Führern der Bauern ihres Dorfes ausersehen. „Herr Graf," schloß der Freirichter, „ich bin gekommen, Ew. Gnaden als dem rechtmäßigen Verwalter der Grafschaft unsern Plan vorzulegen, um Genehmigung desselben und um Unterstützung zu bitten. Vor allem fehlt es uns an Waffen. Ich denke, daß es Euch nur lieb sein kann, wenn wir den Feind auf dieser Seite beschäftigen, womöglich vernichten, helft Ihr uns nicht nur um unsertwillen, sondern auch um der Feste Glatz, unseres Vaterlands und unseres Glaubens willen!"

Als er geendet hatte, sagte ihm der Graf:

„Gewiß bin ich freudig bereit, Euch beizustehen, so viel ich kann; Ihr sollt alles, was ich an Waffen übrig habe, erhalten und, wenn es möglich ist, werde ich Euch auch bei ernsteren Gefechten zu Hülfe kommen. Aber Ihr wißt, daß ich an den Grenzen rings vom Feinde umgeben bin, also an der Einschließung von Habelschwerdt nicht teilnehmen kann; ich kann Euch hauptsächlich nur in der Art unterstützen, daß ich diesen hindere, Euch in den Rücken zu kommen. Wenn freilich größere Truppenmassen ins Land dringen, werde ich auch dazu nicht im stande sein. Doch hier habt Ihr meine Hand darauf: so lange es möglich ist, werde ich Euer gefährliches Unternehmen gern und mit allen Kräften fördern."

„Nehmen Ew. Gnaden meinen besten Dank; gewiß ist unser Unternehmen gefährlich, wir spielen ein gewagtes Spiel; aber es ist doch unsere einzige Rettung und immer besser, aufs Aeußerste für unsere Habe zu kämpfen, als diese ohne weiteres dem Verderben preiszugeben. Ew. Gnaden halten ja auch die Festung im Hinblick auf eine günstige Wendung des Krieges; warum sollten wir verzweifeln? Unsere Bauern hängen treu an ihrem Glauben, und woran der Glatzer Bauer hängt, das hält er fest; so bin ich der Ueberzeugung: Verzweiflung und Glaubenstreue machen sie zu einem fürchterlichen Gegner der Kaiserlichen."

„Dessen bin ich sicher; es steckt ein guter Kern, ein zäher, fester Wille in den Bewohnern der Grafschaft; ich habe ihn kennen gelernt, denn auch in meiner Truppe sind Bauern aus derselben und sie sind recht gute Soldaten geworden."

Der Graf ließ sich nun den Plan zur Einschließung von Habelschwerdt und Aufstellung der Bauern näher entwickeln und staunte immer mehr über den außerordentlich klaren Verstand des Freirichters und die so wohl durchdachten Anordnungen für jene, sodaß er endlich bewundernd ausrief:

„Bei Gott! Wenn nicht große Truppenmassen von außen in die Grafschaft dringen und Euch stören, sind die Totenköpfe in Habelschwerdt verloren. Noch heute sollt Ihr die Waffen haben, Ihr könnt sie bald mitnehmen."

Digitized by Google

Als dann, nachdem alle nötigen Verabredungen getroffen waren, der Freirichter sich verabschiedete, reichte Thurn ihm mit den Worten die Hand:

„Lebt wohl! Ihr seid ein tüchtiger Mann; meine besten Wünsche und meine volle Achtung geleiten Euch. Ich werde in kurzer Zeit zu Euch kommen und Eure Aufstellung besichtigen."

Am Morgen des dritten Tages nachher, bei Tagesanbruch, erstaunten die Lichtensteiner zu Habelschwerdt nicht wenig, als sie die ganze Stadt umstellt und alle nach derselben führenden Straßen durch Verhaue gesperrt sahen. Als sie aber hörten, daß es die Bauern der Umgegend seien, welche sie eingeschlossen hätten, griffen sie, ihren Gegner mißachtend, ihn sofort an, wurden jedoch mit namhaften Verlusten geschlagen und konnten auch in allen ferneren Ausfällen deren Ring nicht sprengen; sie mußten sich bald überzeugen, daß ihnen ohne Hülfe von außen kein Entrinnen möglich war und daß von den verzweifelten, erbitterten Bauern ihnen eine fürchterliche Rache in Aussicht stand.

In einer einzigen Nacht hatten die Bauern unter des Freirichters Hans Wolf Leitung sich gesammelt, Habelschwerdt vollständig eingeschlossen und ihre Aufstellung zur Verteidigung eingerichtet.

Auf dem stattlichen Wirtschaftshofe des Freirichters Wolf in Langenau herrscht ein ungewöhnliches, reges Leben: in den Ställen und Scheunen stehen Dragonerpferde, in und vor dem Hause sieht man Soldaten mit ihren Waffen und Geschirren beschäftigt, oder Karten und Würfel spielen, hört Lieder und Gelächter erschallen; doch ist überall strenge Ordnung, denn es waren Freunde, welche hier auf den Bauerndörfern lagen, ein Dragonerfähnlein, gesandt vom Grafen Thurn, um die Habelschwerdt einschließenden Bauern im Rücken zu decken, da er erfahren hatte, daß die Kaiserlichen etwas gegen diese im Schilde führten. Noch hat es nichts für die Dragoner zu thun gegeben, außer daß kleinere Streifrupps fortwährend weite Ritte auf den Straßen nach der Grenze machen mußten; der Führer, Lieutenant Marx, mußte mit dem Rest seiner Leute im Quartier bleiben, um zu jeder Zeit beim Erscheinen des Feindes bereit zu sein Da hatte er so recht Zeit gehabt, seine ganze Aufmerksamkeit seiner Wirtin Barbara, der Tochter des Freirichters, einem bildhübschen, wohlerzogenen Mädchen, zu widmen, das jetzt, da der Vater fast immer im Felde lag, für das Wohl der Gäste mit Hülfe einer alten Verwandten allein sorgen mußte. Und der gute Lieutenant hatte ihr derart seine Aufmerksamkeit zugewendet, daß er bald sein Herz verloren hatte, was freilich die ihren Geschäften eifrig sich hingebende Barbara nicht zu bemerken schien. Der Lieutenant Marx meinte es ernst mit seiner Liebe, die nicht nur eine plötzlich auflodernde, bald vorübergehende Neigung war; das Schicksal, welches das Mädchen zu erwarten hatte, wenn das Unternehmen der Bauern nicht glückte, wenn die Grafschaft in die Hände der Kaiserlichen fiel, machte ihm daher große Sorge und der Gedanke daran quälte ihn fortwährend. Wie es den Lieutenant von Panwitz getrieben hatte, seine Verwandte Martha von Reichenbach zu warnen, so fühlte auch er sich veranlaßt, Barbara gegenüber seine Befürchtungen für sie auszusprechen. Eines Tages, als er noch mit ihr beim Mittagsmahl saß, während die anderen Teilnehmer sich schon erhoben hatten, sagte er infolgedessen zu ihr:

„Der Krieg bringt furchtbares Unheil und ich denke mit Schrecken daran, was aus Euch werden soll, wenn der Feind jetzt, wo Ihr Euch widersetzt habt, siegen sollte."

„Nun, noch sind wir nicht so weit und kommen auch, so Gott will, nicht dahin," erwiderte das Mädchen ruhig.

„Aber, wenn der Feind nun doch bei Euch erscheint, was soll dann werden?"

„Dann flüchten wir dahin, wo wir schon öfter bei feindlichen Einfällen gewesen sind," antwortete Barbara, auf den hohen Gebirgskamm im Westen zeigend, „wir haben auf der Höhe des Heidelberges Zufluchtsstätten, wohin niemand uns zu folgen wagt, und wo uns niemand erreicht."

Digitized by Google

„Aber dort könnt Ihr doch im Winter nicht bleiben!“

„Bis dahin ist noch lange Zeit und unter den Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben, kann der Mensch nicht weit vorausdenken; im Uebrigen vertraue ich auf Gottes Schutz.“

„Aber wißt Barbara, daß ich große Sorge um Euch habe. Ihr seid mir lieb geworden,“ sagte Marx warm werdend, „lieber, als ich Euch sagen kann und . . . .“

„Herr Lieutenant,“ unterbrach ihn diese, errötend, rasch, aber doch nicht unfreundlich, „auch an solche Dinge zu denken, sind die Umstände nicht angethan; schlagt Euch Gedanken und Sorge um mich aus dem Kopfe; die meinen richten sich jetzt nur auf den Krieg und die Pflichten, die dieser mir auferlegt, und so muß ich auch jetzt wieder an die Arbeit“

Mit diesen Worten und dem festen Vorsatz, sich nicht wieder der Gefahr einer derartigen Unterredung auszusetzen, verließ sie das Zimmer und den Lieutenant, diesen, der sich doch bewußt war, daß er es ehrlich meine, und der gar nicht einmal dazu gekommen war, ihr seine ganze, große Liebe auszusprechen, in trüber, unbefriedigter Stimmung zurücklassend. Doch sollte er derselben rasch entrissen werden; ein Streiftrupp brachte zwei berittene Bauern aus der Gegend von Reinerz, welche ihm mitteilten, daß eine feindliche Reitermasse in dieser Stadt angelangt sei und noch heute die Aufstellung um Habelschwerdt sprengen wollte. Schnell waren die Liebesgedanken zurückgedrängt, das Dragonerfähnlein gesammelt, und vorwärts ging es zum Dorfe hinaus, an dem Bauernring vorbei, dem Feinde entgegen. Barbaras Herz klopfte doch gewaltig, als sie den stattlichen, kampfeslustigen Reiter aus dem Thore hinaus ins Gefecht reiten sah. War auch er ihr lieb geworden?

Auf dem Siegritz, einer Höhe, von welcher man einen weiten Ausblick hatte, hielt der Freirichter Hans Wolf, der Bauernfeldherr, zu Pferde, mit einer goldenen Kette um den Hals als Zeichen seiner Würde; die Höhe selbst war mit Wall und Graben umgeben und von wild und entschlossen aussehenden Bauern besetzt. Als Wolf die Dragoner unter Marx in die Nähe kommen sah, sprengte er ihm entgegen, um die nötigen Maßregeln mit ihm zu besprechen.

Unterdessen trabte auf der Straße nach Habelschwerdt Graf Thurn mit beiden Reitercornets und zwei Dragonerfähnlein in flotter Gangart heran; auch er hatte durch Spione und Bauern Meldung von dem Anschlag der Kaiserlichen auf den Bauernring erhalten und war sofort aufgebrochen, ihnen zu Hülfe zu eilen. Hoch flatterten die Fahnen und Standarten im Winde, lustig wieherten die Rosse, mutig sahen die schneidigen Reiter dem Feinde entgegen; bald hörte man Gewehrfeuer von den Linien her; als Thurn nun mit den Lieutenants von Panwitz und von Bock, so rasch die Pferde laufen konnten, vorausritt, um einen Einblick in den Stand des Gefechtes zu gewinnen, da sah er, wie der Haupttrupp des Dragonerfähnleins Marx von mehreren feindlichen Reitercornets gegen die Aufstellung der Bauern zurückgedrängt wurde und ein kleinerer Trupp Dragoner, vom Feinde umzingelt, in der größten Gefahr war, überwältigt zu werden.

„Lieutenants von Panwitz, der Hauptmann Baudiß kommt dort dem kleinen Trupp zu Hülfe. Ihr, Bock, holt die übrige Truppe mir entgegen zum Angriff auf des Feindes Hauptmasse!“

Wie flog da des Lieutenant von Panwitz edler Rappe Sturm über das Feld! Baudiß empfing den Befehl mit leuchtendem Auge, die Schwerter rasselten aus der Scheide, immer schneller wurde der Ritt und mit lautem Ruf: „Hie Glatz“ stürzte die Schar auf den überraschten Feind; es war die höchste Zeit, nur wenige Dragoner wehrten sich noch gegen die Uebermacht, an ihrer Spitze der Führer des Zuges, Fähnrich von Derfflinger, der jede Aufforderung, sich zu ergeben, mit einem Hiebe erwiderte und allein mit einer ganzen Anzahl Reiter zu thun hatte; ein wohlgezielter Schwertschlag trieb ihm die Eisenkappe ins Gesicht, und schon schien er verloren; da hörte er,

Digitized by Google

halb betäubt, den Ruf: „Panwitz für Derfflinger, Derfflinger für Panwitz!“ ein scharfes Waffenklirren; er war gerettet. Dankend reichte er seinem Retter die Hand: „Panwitz, das vergesse ich dir nie!“ — und die alte Freundschaft zwischen beiden, welche durch die Vorgänge in der Taberne und den Zweikampf einen unheilbaren Riß erhalten zu haben schien, war hier auf dem Felde der Ehre wieder hergestellt, um von nun an für das ganze Leben unzerreißbar zu bleiben.

Nachdem die kaiserlichen Reiter mit großem Verluste geschlagen und die beiden Dragonerfahnen ihnen zur Verfolgung bis über Reinerz hinaus nachgesandt waren, ritt Thurn auf den Siegritz zum Anführer der Bauern, welche eben einen verzweifelten Ausfall der Totenköpfe siegreich abgewehrt hatten, und wurde hier mit großem Jubel begrüßt. Der Freirichter Hans Wolf dankte ihm bewegt für die geleistete Hülfe und sagte ihm auf seine Frage:

„Nur noch wenige Tage können sich die Habelschwerdter halten; sie sind dem Verhungern nahe.“

„Nun, wir wollen das Beste hoffen; aber seid vorsichtig; der Feind kann innerhalb vierundzwanzig Stunden hier sein; wenn es nötig und nur möglich ist, werde ich gewiß immer zur rechten Zeit Euch zu Hülfe kommen; jetzt aber muß ich leider das Fähnlein des Lieutenants Marx nach Glatz mitnehmen, es hat heute doch tüchtig gelitten und bedarf der Ruhe und Ergänzung. Viel Glück, lebt wohl!“

Als er abritt, schallte ihm aus den Kehlen der treuen Bauern ein lebhaftes „Hoch dem Grafen“ nach; ohne Besorgnis vor der Zukunft sahen sie ihn nach dem heutigen Siege, bei welchem er so rasch zu ihrer Unterstützung zur Stelle war, scheiden, nicht ahnend, welches entsetzliche Schicksal ihnen in wenigen Tagen bevorstand.

Graf Thurn gönnte seinen Truppen einige Stunden Ruhe, während er selbst, nur von dem Zuge des Lieutenants von Panwitz geleitet, vorausritt; unterwegs ließ er sich von diesem, den er seit dem Zweikampf mit großer Kälte behandelt hatte, seine Erlebnisse im Gefecht berichten; als er nun aber vernahm, wie Panwitz seinen ehemaligen Gegner Derfflinger gerettet hatte, da gab er ihm, während das alte Wohlwollen aus seinen Zügen leuchtete, die Hand und sagte:

„So möge denn dieser unglückliche Zwist vergessen sein, bringt ihn mir nie durch Rückfälle in Erinnerung.“ Hochbeglückt über die wiedergewonnene Huld dankte ihm der Lieutenant, das Beste für die Zukunft versprechend. —

Wenige Stunden nach dem Grafen traten auch seine Truppen den Rückmarsch an, mit ihnen der Lieutenant Marx in tiefer Betrübnis über das Scheiden ohne Abschied von Barbara Wolf, bei der er sein Herz zurückließ.“ —

Von den höchsten Bergen zwischen Landeck und Reichenstein stiegen am Morgen des 8. Juli mächtige Rauchwolken in die Höhe, Zeichen, daß von dieser Seite Feinde in die Grafschaft drangen; sofort ließ Graf Thurn die Besatzung von Glatz zusammenrufen. Schon vorher hatte er durch seine Spione erfahren, daß der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers und Bischof von Breslau-Neiße, den Entsatz von Habelschwerdt ins Werk setzen wolle; er war daher vorbereitet auf den Einfall des Feindes und hatte auch den Bauernbund davor gewarnt. Rasch waren die Truppen bereit, und eben wollte er mit seinen sämtlichen Reitern und Dragonern jenen zu Hülfe eilen, als auf dem Pischkowitzer Kirchturm, als Nachricht, daß auch von dieser — gerade entgegengesetzten Seite Gefahr drohe, eine rote Fahne in die Höhe ging und bald auch die Meldung kam, daß die Kaiserlichen in großen Massen von Wünschelburg und Scharffeneck heranzogen. Thurn wurde dadurch zu seinem großen Bedauern genötigt, die Bauern sich selbst und ihrem Schicksal zu überlassen.

Die Bauern um und die Lichtensteiner in Habelschwerdt sahen das Ende der Einschließung herankommen; die Lebensmittel in der Stadt waren verzehrt; der Freirichter

Digitized by Google

Hans Wolf hielt, da er vom Obersten Thurn Nachricht von den Plänen des Erzherzogs erhalten hatte, auf die festeste Absperrung des unglücklichen Ortes bis zu seinem bald zu erwartenden Falle. Da meldeten die Feuerzeichen den Anmarsch des Feindes; doch die Bauern, welche keine Ahnung von seiner furchtbaren Stärke hatten und auf Hülfe von Glatz mit Zuversicht rechneten, sahen ihm mit Kampfeslust, ja mit einer fanatischen Freude entgegen und machten sich zum kräftigsten Widerstande bereit; die ersten Flüchtlinge kamen und riefen: „Um Himmels willen, rettet euch; ein ganzes Heer kommt hinter uns." Hans Wolf aber, sich auf sein Schwert stützend, lachte der Drohung: „Wir wollen mit diesem Heere wohl fertig werden, nur Ruhe!"

Dann kamen die auf Kundschaft gesandten, berittenen Bauern zurück und meldeten, zum Rückzug ratend, dasselbe; doch der Bauernfeldherr blieb ruhig und traf, selbst als er erfuhr, daß der Gegner in zwei großen Haufen gegen zwei Seiten des Ringes vorging, noch immer auf Hülfe von Glatz vertrauend, in besonnener Weise seine Maßregeln. Da aber erhielt er durch Thurnsche Reiter die Nachricht, daß er keine Unterstützung zu erwarten habe, und den Rat, sich ins Gebirge zurückzuziehen; er sah mit schmerzlicher Erkenntnis ein, daß dies das Beste sei, und gab die entsprechenden Befehle; aber die Bauern glaubten nicht an die ganze Größe der Gefahr und wollten sich in ihrer Zähigkeit das Ziel nicht entgehen lassen, dessen Erreichung sie so nahe waren, die Rache an den Totenköpfen; so viel auch Hans Wolf bat und vorstellte, er konnte bei der wilden Kampfeslust der Seinen nichts ausrichten; dem drohenden Geschick trotzend, blieben sie stehen und bald wurde der Bauernring von weit überlegener Macht angegriffen und nach fürchterlichem Kampfe, bei welchem sich dessen Leute in rasender Wut aufs äußerste wehrten, gesprengt. Die Feinde hieben alles zusammen, was ihnen vor die Klinge kam, 500 Bauern büßten den Kampf für ihre Habe und ihren Glauben mit dem Tode; den anderen gelang es, geführt vom tapferen Wolf, sich in blutigem Ringen ins Gebirge zu werfen. Die wilden Feinde folgten ihnen, soweit die Dörfer reichten, dann aber machten sie Halt und verteilten sich zu deren völliger Plünderung und Vernichtung. Es waren keine wirklichen Truppen des Kaisers oder seiner Verbündeten, welche die Bauern besiegt hatten, sondern eine Masse von 6000 sogenannten Kosaken, polnischen Freibeutern, welche, ohne daß Polen und Deutsche im Kriege gegen einander standen, auf eigene Faust in das unglückliche deutsche Reich zogen, um zu rauben und zu morden und ihre Hülfe jedem, der sie gut genug bezahlte, zu leihen; der Bruder des Kaisers, der hohe Kirchenfürst, hatte mit diesem Gesindel einen Pakt geschlossen, um den Bauernbund vor Habelschwerdt zu sprengen, und so große Teile der Grafschaft dem Verderben überantwortet. Die Kosaken erfüllten ihren Auftrag in grausam vollkommener Weise und zogen dann weiter ins Reich; als sie aber das Glatzer Land verlassen hatten, war rechts und links von dem Wege, den sie genommen hatten, meilenweit keine Stätte mehr bewohnt; brennende Gebäude, erschlagene Bauern, Weiber und Kinder zeigten, wo sie gehaust und in wilder Plünderungsgier und tierischer Zerstörungssucht alles vernichtet hatten. Selbst die so rohen kaiserlichen Truppen waren entsetzt über diese Verheerungen; als ein Teil der Kosaken zurückkam und ihnen seine Dienste anbot, wurde er mit Verachtung abgewiesen und mit Gewalt nach Polen zurückgebracht. —

Während jener für die Bauern so unheilvollen Ereignisse stand auch der Oberst Graf Thurn im heißen, bei aller Tapferkeit doch erfolglosen Gefecht. Die kaiserlichen Regimenter Torquato Conti und Waldstein hatten in großer Uebermacht vor den Dörfern um Pischkowitz, welche bisher durch des letzteren Besatzung geschützt waren, Aufstellung genommen und ließen dieselben ausplündern, und es war den wenigen im freien Felde verwendbaren Truppen der Glatzer bei aller Aufopferung nicht möglich, sie aus diesen herauszuwerfen, namentlich da sie, nur aus Reitern und Dragonern bestehend, eine große Masse kaiserlichen Fußvolks sich gegenüber hatten; erst am Abend verließ der Feind die Gegend von Pischkowitz, nachdem er den doppelten Zweck, die Dörfer zu

Digitized by Google

plündern und vor allem Thurn abzuhalten, dem Bauernbund zu Hülfe zu kommen, erreicht hatte.

Der heutige Tag war ein Unglückstag für die Glatzer und ihre Anhänger; noch am späten Abend sollten sie einen schmerzlichen Verlust erleiden. Als der Feind abgezogen war, kehrte auch Graf Thurn mit seinen Truppen, nur das Reitercornet Baudiß bei Pischkowitz lassend, nach Glatz zurück; Tageshelle lag trotz der späten Abendstunde über der Grafschaft; von den Reichensteiner Bergen an bis an die westlichen und südlichen Grenzen derselben standen die Dörfer in Flammen, meist von den Kosaken, bei Pischkowitz von den Kaiserlichen angezündet. Der zurückgebliebene Hauptmann Baudiß mit seinen Reitern suchte im Verein mit den Einwohnern in der Gegend des letzteren zu retten, was zu retten war, und war eben in dem nahen Roschwitz beschäftigt, mit dem Lieutenant von Panwitz zusammen Maßregeln zum Löschen zu treffen, wobei sie in ihrem Eifer unvorsichtiger Weise die Sicherung gegen den Feind außer Auge gelassen hatten, als von allen Seiten feindliche Reiter in das Dorf drangen und die tapferen Offiziere mit 20 ihrer Leute, die sich nicht wehren konnten, gefangen nahmen.

Aufs schwerste durch seine Gefangennahme niedergedrückt, folgte Panwitz mit den anderen dem Feinde nach Scharffeneck. Als sie dort anlangten, war es so dunkel, daß nicht das Mindeste vom Schlosse oder Hofe zu sehen war; nur aus dem öfteren Anrufen der Posten und dem Oeffnen von Barrikaden konnte man annehmen, daß sie stark vom Feinde besetzt waren; überall schien Ordnung zu herrschen. Ein Offizier wies Baudiß und Panwitz ein Zimmer an, dasselbe, in welchem letzterer in früheren Jahren so oft übernachtet hatte, ließ ihnen Wein und Speise bringen und schloß sie ein. Als Konrad am anderen Morgen erwachte und sich im Zimmer umsah, mußte er sich erst die Lage klar machen, in welche er so rasch gekommen war, dachte lange an Martha und die Gefahr, in welcher sie sich einst hier befunden hatte und staunte endlich, indem er sich die Verwüstungen durch die Lichtensteiner zurückrief, über die Ordnung und Reichhaltigkeit der Zimmer-Ausstattung, welche damals doch ganz in Trümmern gelegen hatte; und als ein Offizier das Zimmer aufschloß und ihnen ankündigte, daß sie im Schlosse frei verkehren könnten und Panwitz von dieser Erlaubnis Gebrauch machte, fand er jene Ordnung und Fülle dann überall in demselben, die Trümmer verschwunden, Ueberfluß an Vorräten und Wein. Das Regiment Torquato Conti, aus geworbenen Franzosen bestehend, hatte hier sein Hauptquartier aufgeschlagen, und was diesem an Einrichtung, Lebensmitteln u. s. w. fehlte, aus den benachbarten Städten und Herrenhöfen herbeigebracht. Zugleich sah er das schon durch seine Anlage feste Schloß zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet; die Thore waren verrammelt, der Hof war mit Schanzen und Pallisaden umgeben, Kanonen bestrichen die Straßen. —

Im großen Saale des Schlosses, in welchem er so oft in friedlichen Zeiten getanzt und vor kurzem seine geliebte Martha gerettet und ein so furchtbares Blutbad angerichtet hatte, war große Abendtafel, zu welcher auch die beiden gefangenen Offiziere geladen waren. Sie wurden mit ritterlicher Höflichkeit behandelt, ja die Feinde zeigten dem Hauptmann Baudiß, welcher schon damals ein wegen seiner Tapferkeit hoch angesehener Offizier war, eine ganz besondere Achtung. Drei höhere schlesische Offiziere, welche vom Erzherzog Karl abgesandt waren, um die Kaiserlichen zu veranlassen, während des gestrigen Vorgehens der Kosaken gegen den Bauernbund die Glatzer abzuhalten, diesem zu Hülfe zu kommen, was nur zu gut gelungen war, nahmen am Mahle teil. Baudiß und Panwitz folgten mit Spannung der Unterhaltung, die immer lebhafter wurde, je mehr die anderen dem Weine zusprachen; diese hielten es in ihrer angeregten Stimmung wohl gar nicht für möglich, daß die Gefangenen ihnen schaden könnten, und sprachen offen darüber, daß jene schlesischen Offiziere über Habelschwerdt und Landeck nach Neiße zurückkehren und am 12. Juli die schlesische Grenze wieder überschreiten wollten, hatten auch ihre Unterhaltung ganz vergessen, als dann am 10. Juli die Gefangenen zu ihrer freudigen Ueberraschung ausgewechselt wurden.

Digitized by Google

Panwitz stieg vor ihrer Rückkehr noch herunter in den Schloßpark, um am Grabe von Marthas Vater zu beten und einen Strauß für sie zu pflücken, und marschierte dann, glücklich über die wiedererlangte Freiheit, nach Glatz zurück.

Der Edelknabe Wolfram von Panwitz war im Vorzimmer des Grafen Thurn beschäftigt, als er Baudiß und seinen Bruder eintreten sah; vergnügt sprang er in die Höhe und hätte wohl vor Freude über des letzteren Rückkehr aus der Gefangenschaft laut gejubelt, wenn ihm nicht die Rücksicht auf Thurns Nähe Ruhe auferlegt hätte:

„Gott sei Dank, Konrad, daß du wieder da bist, der Vater und ich haben viel Angst um dich ausgestanden!"

„Ja, Gott sei Dank, mein Junge!"

Graf Thurn empfing die beiden Offiziere freundlich und tröstete sie über das ihnen widerfahrene Mißgeschick. Baudiß aber sagte ihm, daß es seine Absicht sei, sich für die Gefangenschaft zu rächen, und legte ihm einen darauf bezüglichen Plan vor, den der Graf mit Freuden bestätigte. —

Zwei Tage nachher ritten die drei hohen schlesischen Offiziere, welche von Scharffeneck nach Neiße zurückkehrten, zu ihrem Schutze von einem Trupp Lichtensteiner geleitet, von Landeck aus den prachtvollen Weg durch den Krautenwalder Paß hinauf. Trotz des heißen Sommertages war es angenehm kühl im Schatten des Waldes; Stille herrschte auf der Straße und Stille unter den sie umgebenden herrlichen Bäumen, nur unterbrochen durch den Gesang der Vögel und die Stimmen der in eifriger Unterhaltung sich befindenden Offiziere.

„Hier endlich, wo keine Dörfer mehr sind, sieht es friedlich aus, hier wenigstens sieht man nichts von den schrecklichen Verwüstungen der Kosaken," sagte der eine, ein stattlicher Reiteroffizier. — „Bei Gott, sie haben in einer Weise gehaust, wie ich in meiner langen Soldatenlaufbahn, selbst in den Türkenkriegen, es nie gesehen habe. Ich verdenke es den Lichtensteinern nicht, daß sie so undankbar waren, ihre Retter nicht in die Stadt Habelschwerdt hineinzulassen. Es wäre doch besser gewesen, wenn der Erzherzog unsere schlesischen Truppen gegen den Bauernbund gesandt hätte."

„Er mochte wohl fürchten, daß unsere evangelischen Soldaten nicht gründlich genug unter ihren Glaubensgenossen aufräumen würden; außerdem sind sie ja noch im Sammeln begriffen," ließ sich ein anderer Reiter, ein Oberst vom Fußvolk, vernehmen.

„Ach was, der Krieg ist Sache der Soldaten, und wenn der Bauer ihnen ins Handwerk pfuscht, muß er dafür büßen," rief ein dritter, worauf der erste Reiter erwiderte:

„Wer kann es den Glatzer Bauern verargen, daß sie ihre Habe und Familie verteidigen? Ich bedauere die armen Leute, welche, zur Verzweiflung getrieben, nur dieses gethan haben, und über welche dafür dieses polnische Räubergesindel gekommen ist. Ihr könnt doch auch nicht behaupten, daß jenes polnische Gesindel Soldaten sind."

„Um die Bauern zu züchtigen, ist es gut genug."

„Nun," sagte der Oberst vom Fußvolk, „die Kosaken haben es im Bistum Neiße, dem Lande des Erzbischofs, welcher sie doch geworben hatte, nicht viel besser gemacht; auch hier sollen sie alles verwüstet haben. Im übrigen ist es sicher, daß uns das Niedermetzeln der Bauern noch lange nicht die Grafschaft in die Hand giebt; Graf Thurn wird uns die Unterdrückung des Aufstandes sehr schwer machen; er ist ein außerordentlich tüchtiger Führer und von wilder Entschlossenheit; seine Truppen sind sehr tapfer und von festem Guß und lassen uns so bald nicht nach Glatz hinein!"

„Hie Glatz!" erscholl es in diesem Augenblick von allen Seiten, gleichsam zur Bestätigung der letzten Worte, und hervor brach aus dem Dunkel des Waldes das Reitercornet von Baudiß und stürzte sich auf die Offiziere und deren Begleitung, welche — im tiefen Paß ohne Ausweg, ohne sich recht zur Wehr setzen zu können — gefangen genommen wurden. Während des Kampfes erkannte Panwitz das nicht zu verwechselnde Gesicht des roten Hans, aus dessen Arm er einst in Scharffeneck Martha befreit hatte

und den er getötet zu haben glaubte. Mit neu erwachendem Zorne stürzte er sich auf den Dragoner, schlug ihm den Säbel aus der Hand und wollte den Wehrlosen, trotzdem er „Pardon“ rief, zusammenhauen; doch da fielen ihm sein Vorsatz, sich zu zügeln, und Marthas Vorstellungen ein; er senkte die erhobene Waffe und drehte sich kurz weg. — Der Dragoner war durch jenen Schuß zu Scharffeneck zwar verwundet worden, jetzt aber völlig geheilt.

Als das Reitercornet Baudiß mit seinen Gefangenen den Rückweg angetreten hatte, freute sich Panwitz über die Genugthuung für seine eigene Gefangennahme, noch mehr aber über seinen Sieg über sich selbst beim Anblick des roten Hans. —

Vor dem Grafen Thurn stand zu dessen Ueberraschung der Freirichter Hans Wolf.

„Welche Freude, Hans Wolf! Ihr seid gerettet! Wie sehr habe ich doch Euer Schicksal und die Verhältnisse, welche mich Euch nicht zu Hülfe kommen ließen, beklagt, wie oft daran gedacht, ob Ihr wohl noch am Leben sein mögt! Gott sei Dank, Ihr steht gesund und rüstig vor mir! Doch nun setzt Euch und erzählt, wie Ihr Euch gerettet habt und wo Ihr Euch aufhaltet.“

Der Freirichter berichtete getreulich die schrecklichen Erlebnisse und sagte zum Schluß: „Und so ist der Bauernbund gesprengt; die Ueberlebenden haben sich in unzugängliche Schluchten am Schneeberge, oder wie ich mit etwa 1200 Bauern, Weibern und Kindern auf den Heidelberg gerettet. Niemand kann in sein Dorf zurückkehren, da die Totenköpfe umherstreifen und jeden erschlagen, den sie treffen; freilich ist auch jeder von ihnen, den wir erwischen, ein Kind des Todes. Wir haben uns zwar geflüchtet, aber keine Lebensmittel, und bald wird es dahin kommen, daß die Bauern über die nahe Grenze gehen und mit Gewalt nehmen, was sie brauchen. So lange es geht, will ich dies zu verhindern suchen und sehen, daß ich sie mehr über das Hochgebirge verteile, damit es ihnen leichter wird, sich durch Jagd, Wegnahme von Getreide, Abfangen von Transporten u. s. w. zu ernähren. Ew. Gnaden aber bitte ich, uns jetzt bald einige Lebensmittel zukommen zu lassen, damit meine Leute wieder zu Kräften kommen und sehen, daß sie nicht ganz verlassen sind.“

„Ich habe binnen kurzem die Belagerung von Glatz zu erwarten und muß für diese an Lebensmitteln zusammenbringen, was ich irgend erlangen kann. Doch aber sollt Ihr und Eure Bauern sehen, daß ich die größte Teilnahme für Euch fühle und, wenn es irgend möglich ist, stets zur Hülfe bereit bin. Ich werde Euch daher Lebensmittel anweisen. Wie aber sollen sie bei den Lichtensteinern vorbei zu Euch gebracht werden?“

„Die Straße von Glatz nach Reinerz ist jetzt frei vom Feinde; von ihr aus können wir sofort das Gebirge erreichen, und in diesem finden uns die Totenköpfe nicht, noch viel weniger werden sie uns dort angreifen.“

„Es wird doch besser sein,“ sagte der Graf, „wenn ich Euch zu Euerem Schutze eine Fahne Dragoner mitgebe; Euer Bekannter, Lieutenant Marx, soll Euch geleiten. Ihr sollt hauptsächlich Vieh erhalten, da dieses am besten von allen Lebensmitteln ins Hochgebirge gebracht werden kann.“

„Vielen Dank für die meinen Bauern gewährte Hülfe. Wenn die Lebensmittel verzehrt sind, möge Gott uns weiter helfen! Ich sehe voraus, daß jene dann gezwungen sind, Räuber zu werden, und kann sie nicht davon abhalten. Möge Gottes Strafe die treffen, welche das friedliche Volk zur Verzweiflung getrieben haben!“

„Hoffentlich kommen bald bessere Zeiten. Aber was wird aus Euch und den Euren?“ fragte Thurn.

„So lange ich den Bauern nützen kann, bleibe ich bei ihnen; dann werde ich schon dafür sorgen, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Es ist ja immer noch zu hoffen, daß unsere Sache siegt und die Grafschaft vom Feinde befreit wird.“

„Das gebe Gott,“ rief Thurn, „aber die Euren?“

Digitized by Google

„Ich habe nur eine Tochter; sie ist bei mir auf dem Heidelberge; ich will sie aber dort nicht lassen, sondern hier ein Unterkommen für sie suchen," antwortete der Freirichter.

„Wenn Ihr sie hier unterbringen wollt, so sprecht mit der Oberin des Lazaretts, Martha von Reichenbach; dort findet sie sicheren Schutz, soweit es eben in einer belagerten Stadt möglich ist, und wenn sie sich nicht der Krankenpflege widmen will, andere hinreichende Beschäftigung. Mein Edelknabe, der Vetter der Oberin, mag Euch hinführen. Einer weiteren Empfehlung bedürft Ihr und Eure Tochter nicht."

Dankend und von den besten Wünschen desselben geleitet, verließ der Freirichter den Grafen. —

In der darauf folgenden Nacht ging unter dem Schutze der Dragonerfahne des Lieutenant Marx eine große Masse von Vieh und anderen Lebensmitteln, geführt vom Freirichter Wolf, nach dem Heidelberge ab; auf steilen, beinahe ungangbaren Gebirgswegen, meilenweit im Walde marschierend, gelangten sie endlich am nächsten Vormittag an eine breite, tiefe Schlucht; ein lautes Halt tönte ihnen entgegen und mehrere bewaffnete Bauern sprangen, ihre Piken ausstreckend, hervor; Hans Wolf gab ein Zeichen, worauf diese zurücktraten und den Zug vorbeiließen; immer wilder und öder wurde die Gegend, immer öfter kamen sie an wachehaltenden Bauern vorbei, bis sie endlich oben auf dem Berge auf ein großes Lager stießen.

„Bringt Ihr Lebensmittel?" schrie ein großer Haufe Volk dem Freirichter entgegen und brach in lauten Jubel bei dessen bejahender Antwort aus.

Trotz der herrlichen Waldesnatur bot sich den Dragonern ein entsetzliches Bild: verwilderte Bauern, halbnackte Weiber und Kinder, welche auf der Flucht vor den Kosaken nichts als das Leben gerettet hatten, lagerten vor notdürftig aus Laub hergestellten Hütten, zerlumpt, verhungert, viele mit einem Ausdruck von Stumpfsinn in den bleichen Zügen, welche sich freilich, als die Leute hörten, daß ihnen Nahrungsmittel zugebracht wurden, bei allen freudig belebten; quälte sie doch ganz besonders der Hunger! Einst wohlhabende Leute in blühenden Dörfern, waren sie jetzt flüchtige Bettler, welche hier im Gebirge ihre letzte Zuflucht gefunden hatten, viele elend oder schwer krank, viele Männer verwundet.

Vor einer der Hütten saß Barbara Wolf, wie alle anderen flüchtig und hungernd, sprang aber, als sie ihren Vater erblickte, ihm rasch entgegen und begrüßte ihn freudig; als sie nun den Lieutenant Marx bemerkte, errötete sie, sah beschämt an ihrem zerzausten Anzug herunter und gab ihm dann freundlich die Hand. Mit Freude und Trauer zugleich schritt Marx auf das Mädchen zu, welchem die Spuren der Leiden der letzten Zeit im Gesicht zu lesen waren, und sagte warm:

„Seid gegrüßt, Barbara! Was habt Ihr Arme durchmachen müssen, seit wir uns das letzte Mal sahen! Doch entschuldigt mich vorläufig; ich will rasch die Geschäfte erledigen."

Die Dragoner saßen ab, überlieferten dem Freirichter und seinen Leuten die Nahrungsmittel und sahen dann mit Staunen, wie unter dessen Leitung in geradezu soldatischer Ordnung den Bauern Fleisch und Brot verteilt wurden. Das Beste erhielten eine Anzahl evangelischer Geistlicher mit ihren Familien, welche gleichfalls hatten flüchten müssen und hier mit ihren Pfarrkindern alle Gefahren und Strapazen teilten. Bald prasselten überall mächtige Feuer, umstanden und unterhalten von Bauern und Weibern, welche, halb verhungert, das Garwerden des Essens kaum erwarten konnten. Die Aussicht auf dasselbe hatte Leben und Freude in die vorher so stumpfsinnige Menge gebracht. —

Nachdem Hans Wolf seine Geschäfte erledigt hatte, trat er mit seiner Tochter in die Hütte, um ihr seinen Willen, daß sie nach Glatz gehen solle, mitzuteilen; lange weigerte sich das Mädchen entschieden, ihren geliebten Vater zu verlassen, und nur der

bestimmte Befehl desselben konnte die an Gehorsam gewöhnte Tochter endlich dazu bewegen, sich zu fügen. Ehe sie sich aber entschloß, teilte sie ihrem Vater, von welchem sie nicht mit einem Geheimnis scheiden wollte, mit, wie Marx einst ihr gesagt, daß sie ihm nicht gleichgültig wäre und daß sie die Wiederholung solcher Geständnisse voraussähe. Erschreckt fuhr der Freirichter auf, überlegte aber dann, welches Vertrauen zu Martha von Reichenbach er durch seine Unterredung mit ihr gewonnen und daß Barbara bei ihr den besten Schutz finden würde, und blieb bei seinem Entschlusse. Mit qualvoller Spannung hatte der Lieutenant der Entscheidung entgegen gesehen; endlich trat Hans Wolf mit seiner Tochter, deren Augen voll Thränen standen, aus der Hütte und sagte ihm:

„Meine Tochter wird mit Eurer Erlaubnis Euch nach Glatz begleiten; schützt sie während des Rückmarsches. Sie hat mir von der Unterredung Mitteilung gemacht, welche Ihr einst in meinem Hause mit ihr gehabt habt. Ich dürfte sie deshalb eigentlich nicht mit Euch ziehen lassen, doch die Not zwingt mich dazu, und ich habe Euch als Ehrenmann kennen gelernt, sodaß ich Euch vertraue. Versprecht mir auf Euer Gewissen, daß Ihr sie achten und schützen werdet, wie sie als tugendhaftes Mädchen verdient."

Marx leistete freudig dieses Versprechen. Nach furchtbar schwerem Abschied riß sich Barbara von ihrem Vater los und erreichte dann, wie eine Fürstin von den Dragonern geleitet, nach langem Ritte ohne Unfall die Feste Glatz.

VII.

Durch die fortgesetzten Plünderungen und Raubzüge lagen die Dörfer der Grafschaft verwüstet und verlassen, und nur um Glatz herum war noch ein breiter Gürtel bewohnter Dörfer und bebauten Landes; freilich hatte auch hier schon eine große Zahl der Bewohner aus Angst vor der Belagerung und namentlich nach jenem Kosakenzuge die Flucht ergriffen. Graf Thurn hatte es bis jetzt verstanden, den Gürtel, besonders durch vorgeschobene Posten, wie zu Pischkowitz und Ober-Hansdorf, zu sichern. Nun wurde es Zeit, die Ernte einzuholen, umsomehr da die Belagerung von Glatz immer näher rückte.

Thurn arbeitete mit dem Landeshauptmann von Tschirnhaus, Bernhard von Panwitz und mehreren anderen Edelleuten; Tschirnhaus leitete die gesamte Verwaltung des Landes, während Panwitz die Landwirtschaft unter sich hatte. Auf des letzteren Rat hatte der Graf das gesamte bebaute Land des von ihm geschützten Teils der Grafschaft in Bezirke geteilt und an deren Spitze Edelleute gestellt, welche den Betrieb der Landwirtschaft überwachten. Eine gute Ernte stand bevor und es war die beste Aussicht vorhanden, durch dieselbe auch für eine längere Belagerung die Lebensmittel zu erhalten. Der Graf war über diese, welche ihm der alte Panwitz in einem längeren Vortrage darlegte, hocherfreut und sprach:

„Also dann vorwärts an die Ernte! Es ist Zeit, sonst kommen uns die Feinde zuvor; ich bin mit Euren Maßregeln vollständig einverstanden; es muß also sofort begonnen werden."

„Wir werden," erwiderte Panwitz, „sehr viel Getreide einbringen, sodaß die Baulichkeiten innerhalb der Thore und im Schlosse selbst nicht ausreichen; ein großer Teil wird bis zum Dreschen im Freien aufgespeichert werden müssen, aber wo?"

„Ich schlage vor, daß wir dasselbe im großen Wallgraben zwischen Ober- und Niederschloß unterbringen," antwortete Thurn, „wir müssen uns dann soviel als möglich mit dem Dreschen beeilen, denn wir können uns nicht verhehlen, daß durch die Aufspeicherung solcher Massen von Getreide die Feuersgefahr erheblich vermehrt wird. Das Stroh mag in den erhaltenen Räumen des Doms untergebracht und, was dort keinen Platz findet, auf freiem Felde verbrannt werden."

Digitized by Google

Nach längerer Beratung stimmten Panwitz und die anderen Räte dem Vorschlage bei, der leider später für die Belagerten verhängnisvoll werden sollte.

Jetzt begann ein reges Leben: wer nur irgend Hand anlegen konnte, mußte mit hinausziehen aufs Feld, Bürger, Bauern, Weiber und Kinder; ein Teil der Soldaten schützte die Arbeit, die übrigen halfen; bald war die Ernte, vom Feinde unbelästigt, eingebracht. Als dies geschehen war, veranstaltete Thurn ein großes Erntefest vor dem Schlosse Glatz.

Drohend blickten die Mündungen der Kanonen vom Schlosse und seinen Befestigungen in das Land hinaus, spanische Reiter und Pallisaden schlossen den Eingang; auf den Mauern und Wällen schritten die Posten hin und her; auf den entfernten Höhen sah man die Feldwachen stehen, einzelne Reiter und Streifrupps jagten vorüber, ein echtes Bild des eisernen Krieges, und doch herrschte heute zwischen jenen Vorposten und dem Schlosse munteres, friedliches Leben, wogte hier ein geputztes, fröhliches Volk von Stadt und Umgegend; auf dem großen Platze vor dem Schlosse wurde, freilich der Belagerung wegen früher als in anderen Jahren, das Erntefest gefeiert. Wer hätte den Tausenden von Menschen, die sich hier tummelten und dem jetzt so selten gewordenen Vergnügen an Tanz, Spiel und Musik hingaben, anmerken können, daß rings um sie her der Feind lauerte, daß jeden Augenblick ihr Fest gestört werden konnte! Sie schienen es nicht zu ahnen, daß die Hand schon erhoben war, die Glück und Wohlstand der Stadt erbarmungslos zerschmettern sollte.

Es war Abend geworden, die Fahnen auf dem Schlosse rauschten leise im Winde; der große Erntekranz war von einer Schaar bildhübscher Bürger- und Bauermädchen längst dem Ernteherrn, dem Grafen Thurn, überreicht worden; die bis dahin zahlreichen herumspringenden Kinder, zu deren Freude und Ergötzen der Graf die verschiedensten Spiele, wie Stangenklettern, Wettrennen, Ringen, Wurstgreifen, Sackhüpfen, Topfschlagen u. s. w. veranstaltet hatte, waren — nach ihrer Meinung viel zu früh — nach Hause gesandt oder gebracht worden; um eine ganze Anzahl Feuer, welche das alte Schloß in hellem Licht erscheinen ließen, tanzten Bürger, Bauern und Soldaten mit ihren Frauen und Mädchen, oder wurde gesungen, darunter die schwermütigen Lieder der in Thurns Truppe dienenden Böhmen; alte, ergraute Soldaten mit immer durstigen Kehlen lagerten um ein Faß Bier und erzählten einander, sich gegenseitig überbietend, ihre grausigen Kriegsthaten; heute hatten sie freies Zechen, Graf Thurn ließ immer wieder frische Fässer heranfahren; doch aber herrschte überall Ordnung; denn der gestrenge Herr Profoß der Truppen ging mit seinen Steckenknechten in ernster Würde auf und ab und hielt die sonst so übermütigen, begehrlichen Soldaten durch sein Erscheinen allein im Zaume; sie wußten, daß sie nichts Gutes zu erwarten hatten, wenn sie in seine Fänge geriethen; noch mehr aber wirkte die Anwesenheit des so beliebten und so gefürchteten Grafen Thurn.

An der hervorragendsten, durch Flaggen gekennzeichneten Stelle des großen Platzes waren in einer kleinen Entfernung von einander zwei große Tische aufgestellt; unter dem sternenhellen Himmel saßen an dem einen um den Grafen seine Offiziere, der Rat der Stadt und eine Anzahl Edelleute; an dem anderen die Frauen und Töchter derselben; zwischen den beiden Tischen brannte ebenfalls ein Feuer, um welches die dort versammelte Gesellschaft nach der besten Musik tanzte und auf dessen Lichtkreis die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war; die jüngeren Leute standen, wenn sie nicht tanzten, in einzelnen Gruppen umher und lachten und schwatzten munter durcheinander, während die älteren Herren hinter einer Batterie von Flaschen meist über Krieg und Frieden verhandelten und, namentlich wenn Graf Thurn seinen Platz verlassen hatte, um zu tanzen, den ernsten Reden des alten Lohe und Platos, der beiden vielerfahrenen, alten Haudegen, oder den lustigen Aufschneidereien eines dicken Bürgerhauptmanns lauschten; aber auch sie, die älteren Herren, standen mitunter auf, um zu tanzen, darin dem Beispiel ihres unermüdlichen Festgebers folgend, sogar der alte, eisbärtige Lohe, der sich doch nur

Digitized by Google

ungern von der Flasche trennte, hatte sich mit der Frau Bürgermeisterin im Kreise gedreht, und ebenso hatte der ehrwürdige Pfarrer mit einem seiner Schäfchen langsam einmal den Weg um das Feuer gemacht; nur der alte Plato rührte sich nicht vom Fleck und warf keinen Blick nach dem Weibertisch. Graf Thurn war eben von einem Tanze zurückgekehrt, hatte sich durch seinen Edelknaben Wolfram einen frischen Becher bringen lassen und hörte Platos Bemerkungen über den Nutzen der Dragoner, welcher damals vielfach behauptet und bestritten wurde, zu, als dieser plötzlich dadurch in seiner Rede unterbrochen wurde, daß eine Abordnung aus dem anderen Lager sich vor ihm aufpflanzte, drei bildhübsche Mädchen, von einigen Herren geführt, und ihn im Namen sämtlicher anwesenden Glieder des weiblichen Geschlechtes bat, nicht ganz allein sie zu verschmähen, sondern wenigstens ein Mal zu tanzen.

Ganz verblüfft stand der Hauptmann auf und sagte, nachdem er sich erst umgesehen und vergewissert hatte, daß er selbst auch wirklich gemeint sei, während seine Umgebung lächelnd auf ihn blickte, den abgesandten Mädchen mit verbissenem Aerger, aber höflich:

„Vielen Dank für die Ehre, aber Ihr müßt mich entschuldigen. Seit 30 Jahren tanze ich nicht mehr; dazu bin ich zu lahm und zu steif; nehmt einen Jüngeren als meinen Vertreter."

„Verzeiht," sagte das eine der Mädchen schalkhaft, „aber ich habe immer gehört: ein echter Ritter kann einer Dame nichts abschlagen, und Ihr seid ja bekannt als ein echter, tapferer Ritter." — Und die anderen Mädchen baten und die Herren, namentlich Thurn, den der Vorgang höchlich belustigte, redeten so unausgesetzt zu, daß der in die Enge getriebene alte Plato endlich, nur um Ruhe zu haben, sagte:

„Nun gut, aber dieser Tanz ist mir zu rasch; wenn Ihr dann einen anderen langsameren spielen laßt, werde ich Eurer Aufforderung nachkommen."

Triumphierend entfernten sich die Mädchen, von denen jede im Innern wohl froh war, daß der alte Grimmbart nicht gleich eine von ihnen zum Tanze geführt hatte; der Hauptmann Baudiß aber sagte zum Hauptmann Senitz:

„Aha, er will sich drücken, der tanzt nimmermehr."

Als aber dann der neue Tanz begann, stand Plato, wie es schien, mit einem gewaltsamen Ruck auf, legte den Säbel ab und schritt gerade auf den Tisch der Frauen los. Alle, die ihn sahen, waren nun auf das höchste gespannt, wen er zum Tanze auffordern würde. Frau Nese aber, des Waffenschmieds stattliche Hausfrau, hatte nichts von den Vorgängen bemerkt; sie war gerade mit ihrer Nachbarin in tiefernstem Gespräch darüber her, auf eine neue Art Gurken zu kochen, als sich plötzlich ein Schatten zwischen sie und das Feuer drängte und sie, aufblickend, in Platos ihr so sehr mißfallendes, durch die Beleuchtung um so schrecklicheres, zu ihr niedergebeugtes Gesicht sah.

„Ach, alle guten Geister!" schrie die Entsetzte, in die Höhe fahrend, auf und wollte sich zur Flucht wenden, was aber, da sie rechts und links Nachbarinnen, vor sich den Hauptmann hatte, nicht möglich war.

„Nun, nun," sagte dieser ruhig, „es thut mir leid, daß ich Euch aus tiefer Unterhaltung aufgeschreckt habe. Doch wollte ich Euch bitten, diesen Tanz mit mir zu tanzen."

Höchst erstaunt und doch dadurch, daß jener nur wie ein gewöhnlicher Mensch einen Tanz von ihr erbat, beruhigt, vergaß sie ganz, ihrer sonst gewohnten Art gemäß sich zu zieren und trat mit ihrem Herrn in den Kreis der tanzenden Paare; ja sie fühlte sich noch durch die Auszeichnung, daß der hohe Offizier gerade mit ihr tanze, geschmeichelt, wozu sie freilich keinen Grund hatte; denn dieser, dem es ganz gleichgültig war, mit wem er den erzwungenen Pflichttanz unternähme, war gerade auf den Tisch losgegangen und hatte die aufgefordert, auf welche er zufällig traf, und dies war Frau Nese. Als

Digitized by Google

sie dann zwei Mal um den Feuerkreis tanzten, hörten alle anderen auf sich zu drehen und sahen mit offenbarem Vergnügen dem Weiberfeind und seinem Opfer zu, und doch mußten sie sagen, daß er sowohl, dem ja die Aufmerksamkeit galt, wie Frau Nese sehr gut und sogar gewandt tanzten. Der Waffenschmied Keil, welcher zuerst nicht wenig staunte, seine Eheliebste gerade in Platos Arm zu sehen, war ordentlich stolz auf seine Gattin und die ihr widerfahrene Ehre; Baudiß aber sagte: „Nun sehe Einer den Plato, den Schwerenöter; der tanzt besser, wie wir alle; ich sage Euch Kinder: dessen Jugend war lustiger, wie sein Alter; er will nur nicht beichten."

Als Plato aufhörte zu tanzen, führte er Frau Nese auf ihren Platz, dankte ihr kalt, aber höflich und mit echt vornehmer Verbeugung und schritt dann, ohne jemand zu beachten, an seinen Tisch zurück, wo er einen vollen Becher herunterstürzte und vor sich hinbrummte: „Verdammtes Weibervolk!"

Frau Nese aber hielt von jetzt ab den Hauptmann für einen ganz erträglichen Menschen und hatte ihre Scheu vor seinem grimmen Gesicht verloren; als ihr Mann sie neckte, daß jener solch Gefallen an ihr fände, sagte sie ihm: „Na, eifersüchtig brauchst du nicht zu werden; aber er ist ein sehr guter Tänzer und führte mich sehr sicher; auch sucht er sich lieber eine ehrbare Frau, als einen Schmetterling von 17 Jahren aus."

Als Graf Thurn sich dann mit den Herren am Tische in ein Gespräch vertieft hatte, sprangen seine beiden Edelknaben zum Feuer und tanzten nun lustig unter den anderen; ihnen und allen erschien es noch viel zu zeitig, als plötzlich vom Schlosse ein Kanonenschuß fiel, zum Zeichen, daß in einer halben Stunde die Festungsthore geschlossen würden und der Platz geräumt sein müsse; bald sollte die Ruhe in der Festung wieder hergestellt sein; denn wer konnte wissen, was der kommende Morgen bringen würde! Der alten Sitte gemäß schlossen jetzt auf jedem Tanzplatz die Frauen und Mädchen einen Kreis um das Feuer, um lachend und spottend zuzusehen, wie die Männer — einer nach dem andern — durch dasselbe sprangen. Diesen Gebrauch mitzumachen, weigerte sich der alte Plato entschieden, während die beiden Edelknaben Panwitz und Donig ihm auf das ausgelassenste huldigten; dann versammelte sich das ganze Volk um den Platz des Grafen Thurn und brachte ihm seinen Dank durch den dreimaligen Ruf: „Vivat Comes Bernhardus, es lebe Graf Thurn!" aus; das Landvolk ging darauf nach seinen Dörfern zurück, die Städter mit ihren Frauen und die Besatzung zogen unter dem Spiel der Musik durch das Schloß hernieder auf den Markt der Stadt und beendeten hier mit einem frommen Liede das Fest, das letzte, welches die evangelische Bevölkerung in ihrer altersgrauen Heimat feiern sollte.

Die Feinde hatten sich im August auf vier volle Regimenter vermehrt und waren schon jetzt den Belagerten um das Dreifache überlegen, wagten es aber doch nicht, vor Glatz zu ziehen, sondern beschränkten sich noch immer auf die Besetzung einzelner fester Punkte innerhalb und in der Nähe der Grafschaft und Streifzüge in größeren Massen. Noch waren sie nicht Herren des Landes; vielmehr war es Graf Thurn, dessen Mannschaft überall auftauchte, der sie durch rasche Züge und Ueberfälle in die Verteidigung zurückdrängte und immerdar in Athem hielt. Als selbständiger Herr des Landes, nur Gott über sich erkennend, schaltete er in der Grafschaft; ununterbrochen waren seine Reiter und Dragoner, sei es unter seiner eigenen oder seiner tapferen Hauptleute verwegener Führung, im Sattel, freudig bereit zu jedem Wagnis; nimmer hatte der Feind Ruhe und keine Bewegung desselben blieb ihm verborgen. Und wie er es, besser als einst sein Vater, verstand, Unzufriedenheit der Soldaten über Mangel an Sold, Lebensmittel und über schwächliche Führung zu vermeiden, im Gegenteil durch Freigebigkeit, gute Behandlung und Entschlossenheit sie an sich kettete, durch persönliche hervorragende Tapferkeit und frischen Sinn sie mit sich fortriß, so hingen ihm auch die Bauern an. Hinauf geflüchtet in das Hochgebirge, dem Elend preisgegeben, sahen sie doch in Thurn

Digitized by Google

den unverzagten Vertreter ihrer Sache, zu der sie mit eiserner Treue und im unerschütterlichen Glauben an ihren Sieg hielten, wirkten sie in wildem Fanatismus gegen ihre Feinde. Hoch am Schneeberg, auf dem Heidelberg und auf der Heuscheuer brannten ihre Lagefeuer; aber überall, wo der Feind war, in Städten oder auf den Dörfern, im Walde und freien Felde, umlauerten ihn die Bauern, schlugen den Einzelnen erbarmungslos nieder, ja vernichteten einzelne Trupps und gaben dem Grafen Thurn Kunde von jeder seiner Bewegungen. Infolgedessen wußte dieser von jedem feindlichen Marsch, jedem Geleit von Lebensmitteln u. s. w. und rasch waren seine flinken Truppen bei der Hand. Heute erbeuteten sie bei Mittelwalde eine große Masse Wein, morgen bei Habelschwerdt einen für die dortige Besatzung bestimmten Zug mit Vieh, ein anderes Mal eine Anzahl Geschütze, Kugeln u. s. w. Auf 7—8 Meilen gingen im Juli und August ihre Streifzüge, nach Böhmen, Mähren, Schlesien, unter den Augen der Kaiserlichen nahmen sie aus den Dörfern, was sie brauchten, stets bereit zum Schlagen, wenn jene sie störten; immer kehrten sie siegreich und mit Beute beladen zurück.

Als eines Nachts anfangs August der Oberst Graf Thurn mit seinen Reiter-Cornets zu einem Streifzuge durch die Berge in die Gegend zwischen Wartha und Frankenberg ausgeritten war, ließ er den Hauptmann Baudiß und den Lieutenant von Panwitz zu sich an die Spitze kommen.

„Nun, Panwitz, wie steht Ihr jetzt mit Derfflinger?" frug er lächelnd den erstaunten Offizier, welcher ihm mit fragendem Blicke erwiderte:

„Recht gut, unsere alte Freundschaft ist wiederhergestellt."

„Nun das ist mir lieb zu hören; denn, wenn Ihr den Posten ausfüllen wollt, welchen ich Euch beiden zugedacht habe, müßt Ihr Euch vertragen. Also hört! Die Belagerung rückt immer näher, und ich bedarf für dieselbe zweier Adjutanten, welche meine Befehle weiterzugeben haben; dazu habe ich Euch beide ausersehen. Wollt Ihr den Posten, wenn Hauptmann von Baudiß nichts dagegen hat, annehmen?"

Vor Freude über diese Auszeichnung hoch erröthend und doch schwankend, sagte der Gefragte:

„Ew. Gnaden wissen, daß ich mit Leib und Seele Soldat bin und wie gern ich Ihnen diene; ich werde jeden mir aufgetragenen Posten gern annehmen; doch aber fürchte ich, daß ich dann bei der Belagerung nicht so häufig ins Gefecht komme, als wenn ich bei der Truppe bliebe."

„Ach was, mein lieber Lieutenant, ich dächte, Ihr hättet Euren Obersten noch immer da gesehen, wo der Feind ist. Deshalb braucht Euch nicht zu bangen."

„Ew. Gnaden verzeihen, so war es nicht gemeint; ich fürchte nur selbst weniger zum Fechten, als zum Befehleüberbringen zu kommen; aber ich nehme mit tausend Freuden die ehrenvolle Stellung an, wenn der Herr Hauptmann von Baudiß, zu dessen Cornet ich geschworen habe, seine Genehmigung dazu giebt."

„Die sollt Ihr haben," stimmte dieser zu.

„Ihr könnt ja, mein lieber Baudiß, für Panwitz den tapferen Junker von Mosch, einen unserer besten Reiter, zum Lieutenant machen," sprach der Graf. „Im Uebrigen glaube ich, daß die Tage, in welchen die Reiter vor allen anderen ihre Tapferkeit zeigen konnten, gezählt sind. Den neuesten Nachrichten zufolge haben wir binnen drei Wochen an 20000 Mann Feinde vor der Festung zu erwarten, und dann dürfte ein so dichter Ring um Glatz gelegt werden, daß Eure Pferde lange Ruhe haben."

„Nun, dann werden meine Reiter zu Fuß fechten und ihre Tapferkeit zeigen."

„Daß die Reiter von Baudiß unter ihrem bewährten Hauptmann immer tapfere Helden sind, das weiß ich, mein alter Freund und Kriegsgefährte; doch aber wünsche ich, daß sie bald wieder auf ihr Element, das Pferd, steigen können, daß wir bald Entsatz bekommen."

Digitized by Google

Die Truppe erreichte in der Morgendämmerung das Dorf Frankenberg, welches von 3 schlesischen Fähnlein besetzt war, überfiel dieselben glücklich im Schlafe und trat sofort, siegreich, wie immer und mit vielen Gefangenen, erbeuteten Pferden und Lebensmitteln, den Rückmarsch an; doch der gerade Weg nach Glatz durch den Warthapaß war unterdeß vom Feinde besetzt; Graf Thurn befahl daher, das Gebirge auf einem Umwege zu überschreiten und sandte die Beute mit dem Reiter-Cornet Doebitz voraus, während er selbst mit dem Cornet des Hauptmanns von Baudiß den Rückmarsch deckte; wiederholt durch feindliche Truppen, welche sich immerfort vermehrten, angegriffen, hatte der verwegene Oberst Graf Thurn selbst den Säbel gezogen und durch sein Beispiel die Mannschaften zum unwiderstehlichen Einhauen angefeuert; da sah er, wie sein neuer Adjutant von Panwitz nicht weit von ihm, von mehreren feindlichen Reitern umringt, im Sattel wankte; rasch sprengte er zu ihm, hieb den sich ihm entgegenwerfenden Offizier vom Pferde und rettete, bald von seinen Leuten unterstützt, jenen vor Tod oder Gefangenschaft.

Panwitz war durch einen langen Hieb über die rechte Backe betäubt, sein treuer Vogt half ihm vom Pferde, wusch ihm das Gesicht am nahen Bache und legte ihm einen Notverband an; als der Lieutenant dann, wieder zu sich gekommen, sich umsah, hatte Thurn mit den Reitern eben die Feinde völlig in die Flucht getrieben und kam langsam herangeritten. Er trat an ihn heran, um ihm für seine Rettung zu danken, doch unterbrach ihn der Graf lächelnd, indem er sein Schwert in die Scheide steckte:

„Ich werde doch meinen Adjutanten nicht verlassen. Ihr seht, daß auch in meiner Nähe Euch der Kampf blühen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71.

(Nach französischen Quellen.)

IV.

Nicht alle der Spionenriecherei zum Opfer gefallenen Franzosen kamen billigen Kaufs davon. Maret[1]) erzählt von einem unvorsichtigen Hausmeister, der sich auf dem Omnibus vermaß, von den Gefahren des Landes zu sprechen. Männer stürzten sich auf ihn, bedeckten ihn mit Schlägen, zwangen ihn zum Absteigen, Schutzleute packten ihn und brachten ihn mit Faustthieben und Fußtritten auf den Posten, wo er drei Tage verbleiben mußte. „Einem Kaufmann von der St. Denisstraße wurde sein Laden ausgeplündert, weil ein Witzbold vorn an sein Haus geschrieben hatte, ‚hier beherbergt man Preußen'.[2]) Es war alle Kaltblütigkeit des Polizeikommissarius nötig, um den Angeschuldigten zu retten, der der Menge zu unterliegen drohte. Auf dem Wege nach der Präfektur wäre der Unglückliche trotz des Schutzes einer Abteilung von Stadtsergeanten und Pariser Garden beinahe ins Wasser geworfen worden. Der Mann war ein echter Pariser, Lieutenant der Nationalgarde.“[3]) „Ein schlecht gehörtes oder gedeutetes Wort wurde auf dem Boulevard am Eingang der Richelieustraße an der Schwelle des Wechslerhauses von Dreher und Léon gesprochen; sofort bringt dasselbe, das man den Preußen günstig glaubte, alle Gruppen in Aufregung. Nieder mit den Preußen! ruft man, und Steine, dicht wie Hagel, werden gegen das Haus geworfen. Das Geschäft wird geschlossen, die Scheiben sind zerbrochen und auf die Fensterläden schreibt ein Bürger mit Kreide: ‚Geschlossen wegen Beleidigung Frankreichs! Geschlossen bis zur Einnahme Berlins! Volksbefehl!' Dieselbe Kundgebung gegen das Haus Hirsch, Gold- und Silberwarenhändler, Richelieustraße 97. Eine Hand schreibt auf die Läden: ‚Tod den Preußen. Artikel 77 des Strafgesetzbuches. Tod den Verrätern.'“[4]) Ein armer Junge einer Châteaudun benachbarten Gemeinde hatte am 13. November 1870 den unglücklichen und unschuldigen Gedanken, sich vorbeiziehende Truppen anzusehen. Dies Verfahren ist verdächtig erschienen; der Neugierige wird gefaßt, am 15. November unter Anklage der Spionage vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, am 16. erschossen.[5]) Am unglücklichsten erging es einem Herrn von Marey d'Ordières,

[1]) Charivari, 22. Aug. 1870. [2]) Cozic in Illustration, 27. Aug. 1870. [3]) Parfait im Charivari vom 15. Aug. [4]) Cozic in Illustration vom 13. Aug. Vergl. auch Hirth, I, S. 662 f. [5]) Montarlot S. 137, a. a. O.

Digitized by Google

Besitzer des Schlosses Bretauges, einer der angesehensten Persönlichkeiten der Dordogne. Auf dem Marktplatze von Hautesage bei Nantron wurde derselbe von einer Gruppe junger, aufgeregter Leute angeredet. Er antwortet, und aus seiner Antwort glaubt man herauszuhören, er habe gerufen: „Es lebe Preußen". Nach einer anderen Quelle soll nur laut behauptet worden sein, er ließe Geld nach Preußen gehen. Sofort wird Herr von Marey geschlagen, zerrissen, mit Füßen getreten, auf den Straßen bis zum Platz des Jahrmarkts geschleift, wo die Rasenden ihn quälen, ihn unter einem Haufen grünen Holzes verbrennen. Da das grüne Holz sich nur schwer entzündet, so schürten die Elenden die Flammen an, indem sie Stroh hineinwarfen! — Ihr Opfer war ein offener und zuverlässiger Patriot! [1])

Bei solchem Treiben kamen schließlich auch die Blätter zur Einsicht, die mit am meisten zur Aufregung der Menge beigetragen hatten. Als charakteristisch geben wir nur einen Protest aus demselben Charivari, dem wir unsere erste Spionengeschichte entnahmen. Parsait schrieb darin am 12. August: „Manche Zeitungen singen uns mit solcher Leidenschaft immer dasselbe Lied vom preußischen Golde, daß wir um Gnade bitten müssen. Wenn man diesen pessimistischen Blättern glauben müßte, so gäbe es in Frankreich nur Spione und Verkaufte. Jemand spricht zu einem anderen in diesem nicht genehmer Weise: Das preußische Gold läßt ihn sprechen. Ein anderer sagt nichts: Das preußische Gold schließt ihm den Mund. Eine falsche Nachricht ist im Umlauf: Heraus, preußisches Gold! Ein Ruf wird gehört: nur das preußische Gold hat ihn veranlaßt. Etwas Unangenehmes geschieht: schnell das preußische Gold, immer das preußische Gold! Das wird schließlich ekelhaft. Zum Glück quälen sich dieselben Zeitungen täglich mit Wiederholung der Behauptung ab, daß Preußen nicht einen Sou in seinem Koffer hat. Woher nehmen sie denn dann das preußische Gold?"

Diese Erkenntnis ist aber niemals allgemein durchgedrungen. Die vielen lächerlichen Verhaftungen während und nach dem Kriege haben nicht verhindert, daß sich in Bezug auf die deutsche Spionage ein in allen Einzelheiten ausgeführter Mythus bildete und sich eine ganze Litteratur über dieses Thema entwickelte. Man kam schließlich zu dem Ergebnis, daß jeder Deutsche ein geborener Spion sei. Diese wunderbare Annahme findet ihre natürliche Erklärung darin, daß jeder gebildete Deutsche es sich angelegen sein läßt, auch im fremden Lande möglichst genau Bescheid zu wissen, während selbst der gebildete Franzose durchschnittlich ein solches Bedürfnis nicht empfindet. Ihm erscheint es darum verdächtig, wenn man sich um die Angelegenheiten seines Landes bekümmert, und da er den Bildungs- und Lerntrieb des Deutschen nicht begreift, so argwöhnt er Spionage. Brotneid und thörichte Rachgier tragen das Ihre dazu bei, um diesen Argwohn zu befördern und nicht einschlafen zu lassen.

Mit dem Glauben an Spionage ging Hand in Hand während des Feldzuges der Ruf wegen Verrats, der gleich nach der Schlacht bei Wörth zu hören war. Das Pariser Journal vom 12. August enthielt das Geständnis: „Der einfache Soldat begreift schlechterdings nichts von dem, was geschieht: er antwortet (nach einer Niederlage) ohne Widerruf: Wir sind verraten! — Für den französischen Soldaten heißt ‚nicht Sieger sein' verraten sein." Trochu sagte in der Nationalversammlung vom 29. Mai 1871: Nach einem Mißerfolge erklärt jedermann die Generäle für unfähig. Die Menge hat in Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungen für die Generäle ein einziges Mittel, ihren Zorn auszudrücken: sie erklärt sie für Verräter und für verkauft, denn man will in Frankreich keine anderen Ursachen einer Niederlage anerkennen, als Unfähigkeit und Verrat. Als die Schlacht bei Sedan verloren war, war Napoleon der „große Verräter", und alle Blätter wußten sich an Schmähungen desselben nicht genug zu thun. Als Bazaine in Metz kapitulierte, gab Gambetta das Signal für das Verrats-

[1]) Montarlot, 27. Aug., und Guillemot in Charivari, 23. Aug.

Digitized by Google

geschrei[1]), das später zu dem Bazaine-Prozeß führte. Als man in Paris bemerkte, daß die Preußen immer wußten, wo ein Ausfall der Besatzung stattfinden würde, und sich immer auf der Hut befanden, so war für viele Pariser klar, daß sie aus der Umgebung Trochus selbst Nachricht erhielten, wo man allein die beabsichtigten Unternehmungen wissen konnte.[2]) Ein Redner im Klub Favié im Belleviller Stadtviertel zu Paris wußte auch genau, wie die Dinge vor sich gehen: „Trochu war von Ignoranten und Jesuiten umgeben. Unter dem Vorwande, die Verwundeten aufzulesen und die Toten zu bestatten, näherten sich diese Leute den preußischen Vorposten, geschützt durch das Genfer Kreuz, und machten ihnen Enthüllungen über unsere militärischen Unternehmungen.“[3]) Als die Kommunisten in Paris die provisorische Regierung bedrängten, so wurde ihnen von dieser Einverständnis mit dem Landesfeinde vorgeworfen, und glaubte man in der That vielfach, sie seien von Bismarck besoldet gewesen. Die Quelle für diesen Verratsglauben lag wiederum in der nationalen Eitelkeit, die eine Niederlage durch eigenes Verschulden so lange zu glauben verweigert, bis die offenkundigen Thatsachen es schlechterdings unmöglich machen, noch länger einen Verrat anzunehmen.

Wie dem Ertrinkenden jeder Strohhalm als ein Rettungsmittel erscheint, so klammert sich der Besiegte an jeden schwachen Hoffnungsschimmer, um so eher, je mehr er sich seiner Ueberlegenheit sicher dünkt. Wie der Hungrige sich gern an lukullischen Freuden ergeht, so träumt der Ueberwundene gern von unzweideutigen, ungeheuren Massenerfolgen und läßt er sich seiner Phantasie vorspiegeln, was ihm die traurige Wirklichkeit versagt. So ergeht es dem Einzelnen, so den Völkern. Es kann daher nicht verwundern, wenn während des ganzen Feldzuges in Frankreich fabelhafte Gerüchte von deutschen Niederlagen im Umlauf waren und überall williges Gehör fanden.

Entz[4]) u. a. stellen sich, als ob sie glaubten, daß die falschen Siegesnachrichten von deutschen Agenten ausgegangen wären. Dieselben hätten durch den raschen Uebergang, von der Begeisterung zur Niedergeschlagenheit, von der Freude zur Verzweiflung, die Wirkung der Niederlage verzehnfachen, den einen den Mut benehmen, bei den anderen den Gedanken an Widerstand lähmen, und so das Land mit gebundenen Füßen und Händen dem Feinde überliefern wollen. Es erscheint unmöglich, anzunehmen, daß jemand in Frankreich diese Behauptung in wirklichem Glauben ausgesprochen und sie für ernsthaft genommen hat. Wir hörten ja, daß gerade diejenigen für preußische Spione angesehen wurden, die, besonnener, einen Zweifel an den eingegangenen Siegeskunden zu äußern wagten. Gambetta selbst wäre einer der eifrigsten preußischen Agenten gewesen. Zu hunderten Malen ist in der französischen Kriegslitteratur beklagt worden, daß er und die Delegierten in Tours immer günstige, immer glorreiche Thaten anmeldeten, indem sie ohne Zweifel glaubten, so die Kampflust aufrecht zu erhalten.[5])

Verständiger sind daher die Erklärungen Sarceys.[6]) Nach ihm hatte sich die gesamte französische Presse zur Verbreitung von Unwahrheiten gewissermaßen verschworen, um damit der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln. Als man die Fortschritte des Feindes nur noch mit Mühe leugnen konnte, erfand man wenigstens Entschuldigungen. „Die Niederlagen wurden rühmlicher als Siege, und man behauptete, daß der Tag von Wörth ein triumphierendes Unglück war. Man exaltierte den Ruhm der Rückzüge und den Heroismus der Soldaten, die sie einschlugen.“ In Ermangelung wirklicher Siege erfand man falsche. „Einer meiner Freunde,“ erzählt derselbe Schriftsteller, „ein Mann von vielem Geist, etwas skeptisch angelegt, hatte das Privileg, unerhörte, unwahrscheinliche Kriegsgeschichten zu erfinden, die es ihm Vergnügen machte, von der leichtgläubigen Menge hinunterschlucken zu sehen. Er hat deren etwa ein halbes Dutzend in Umlauf

[1]) Den Wortlaut seiner Proklamationen s. Hirth, I, 3044, 3076. Vgl. daselbst auch das Citat aus dem Moniteur, I, 3046. [2]) Sarcey, S. 276. Vgl. auch die Abwehr Trochus gegen derartige Verdächtigungen im Pariser Amtsblatt vom 11. Januar 1871; bei Hirth III, 4670. [3]) Hirth III, 4188. [4]) Delenda Germania, S. 114. [5]) D'Herisson, La Légende de Metz, 1888, S. 273; siehe auch Moltke, a. a. O. S. 267, 330, 335, 351, 356. [6]) a. a. O. S. 10, 13.

Digitized by Google

gesetzt. Als ich eines Tages, nachdem ich ihn mit der ernstesten Miene von der Welt eine seiner gewöhnlichen Flausen hatte erzählen hören, ihn befragte, welches Vergnügen er daran fände, sagte er: Ich, keines; ich handle nur aus Menschenfreundlichkeit. Die Leute werden nun mit lachenden Gedanken zu Bett gehen und die angenehmsten Träume von der Welt haben; sie sind glücklich bis morgen. Ist denn das nichts wert? Das Erstaunlichste ist, daß ich ihn zwanzigmal die Leichtgläubigkeit der Pariser auf die härtesten Proben stellen sah, ohne sie je zu ermüden. Derart ist ihre Neigung, sich an Nachrichten zu freuen, die ihnen schmeicheln." Charakteristisch ist ferner die Schilderung Sarceys über die Empfindungen der Pariser nach der Schlacht bei Sedan und der Erklärung der Republik, als die Deutschen sich auf dem Anmarsch nach der französischen Hauptstadt befanden. „Im Grunde aller Herzen regte sich die geheime Hoffnung, daß die Preußen unterwegs bleiben würden. Worauf gründete man diese sonderbaren Illusionen? Auf alles und nichts. Wilhelm hatte erklärt, daß er nur gegen den Kaiser Napoleon Krieg führen würde. Wohlan, sagte man, der Kaiser ist gestürzt, warum sollte der König von Preußen den Feldzug gegen ein Volk fortsetzen, das ihm nichts gethan hat? Er wird, so fügte man hinzu, sich vor der französischen Republik, vor der Propaganda der demokratischen Ideen in seinem Heere fürchten. Thatsache ist, daß alle Pariser Demokraten lange Anschläge an die feindlichen Soldaten richteten, die sie „unsere deutschen Brüder" nannten, und an alle Pariser Mauern anklebten. . . . Man rechnete auch auf das Dazwischentreten Europas. Rußland werde Preußen nicht erlauben, Eroberungen fortzusetzen, die für die Sicherheit Europas beunruhigend sein könnten. England werde einsehen, daß, wenn Frankreich besiegt und zerstückelt ist, Wilhelm die Hand auf Holland legen und die Herrschaft auf dem Meere beanspruchen werde. Alle Tage las man in den Zeitungen Notizen, in denen man uns mit den schönsten Hoffnungen auf eine demnächstige Intervention köderte. . . . Was aber vor allem den unsinnigen Traum des Pariser Publikums nährte, war die unheilbare Eitelkeit, die den Grundzug unseres Nationalcharakters bildet. Die Einnahme von Paris erschien uns als ein ungeheures Sakrileg, als ein so erschreckliches Attentat gegen alle göttlichen und menschlichen Rechte, daß es in unseren Vorstellungskreis nicht hinein wollte, ein solches Unternehmen könnte wirklich zur Vollendung gelangen. Eher würde sich die Erde öffnen und die Verfluchten verschlingen, die es wagen sollten, die Hand an die heilige Arche zu legen." Die Enttäuschung der Pariser, als der Ring um ihre Stadt nun dennoch geschlossen war, kennzeichnet Sarcey folgendermaßen: „Wir hatten in der Idee gelebt, daß ohne zwölfhunderttausend Mann eine vollständige Einschließung der großen Stadt vollkommen unmöglich sei, und wir wußten, daß der Feind weit entfernt davon war, über eine so ungeheure Truppenmasse zu verfügen." „Wir waren sehr überrascht und außer Fassung gebracht. Das von den Feinden verfolgte und erreichte Ergebnis übertraf alles, was wir vorausgesehen. Zu allererst litt unsere Eigenliebe darunter. Wir hatten so oft in allen Tonarten behauptet und wiederholt, Paris sei die große Triebfeder des menschlichen Geistes, daß, wenn es aufhörte, Gedanken und Empfindungen auszudrücken, die Maschine des Weltalls stehen bleiben, daß dies eine lange Vernichtung der Civilisation sein würde. Man mußte erkennen, daß, wenn wir auch wirklich einen wichtigen Platz in der Welt einnahmen, wir doch nicht so sehr ihr Herz bildeten, und daß, obgleich Paris von den Nationen abgeschnitten war, die Erde um nichts weniger ihren gewöhnlichen Lauf um die Sonne fortsetzte. Die Menschheit fuhr fort zu denken und zu handeln, sie marschierte in gleichem Gang gegen einen ewigen Fortschritt. Unangenehme Entdeckung! Bittere Enttäuschung! Europa und Amerika konnten, streng genommen, unserer entbehren, und uns fehlte alle Welt!"

Die Sarceysche Schilderung der Pariser Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit findet ein ergänzendes Seitenstück in der Darstellung Rambeaus [1]) von den Stimmungen

[1]) R. d. d. m. 1871, Bd. 93, S. 47.

und Gerüchten, welche die Bewohner von Nanzig während des Krieges in Aufregung versetzte. Nach ihm fanden auch dort die unwahrscheinlichsten Märchen wenig Ungläubige. „Phantastische, ungewöhnlich stilisirte Depeschen wurden gierig gelesen. Man erzählte, daß der Prinz Albrecht und der Oberst von Hartmann im Walde von Tail getötet worden waren, und eine unzählige Menge belagerte lange das Hotel de France, wohin die Leichname gebracht sein sollten. Der König Wilhelm wäre bei Pont à Mousson beinahe gefangen genommen worden; man verwünschte den Verräter, der den Anschlag zum Scheitern gebracht hatte." . . „Einer der für den sonderbaren, fast pathologischen Gemütszustand der Bewohner charakteristischen Züge war die Leichtgläubigkeit, mit der man eingebildete Kanonenschüsse hörte. Ein schwerfällig vorbeifahrender Wagen, eine zu Boden geworfene Tonne genügte, um die ganze Stadt oder ein ganzes Stadtviertel in Aufregung zu versetzen." Wie viel Mal ging man von der glühendsten Hoffnung zur tiefsten Niedergeschlagenheit über! „In den ersten Septembertagen sah man mit schlecht verhehlter Freude die Preußen ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, die Posten verdoppeln, Ansammlungen verbieten, die Auslieferung der Waffen verlangen. In der Luft lagen Siegesgerüchte. Zwei Tage darauf sah man, ohne daran glauben zu wollen, die Depesche von Sedan angeheftet. Im Oktober erfuhr man, daß der General Cambriels soeben sein Hauptquartier in Epinal aufgeschlagen habe, und sich vorbereitete, gegen Nanzig zu marschieren. Die Deutschen verbargen ebenso wenig ihren Schreck, wie die Franzosen ihre Hoffnung. Plötzlich erfuhr man die Uebergabe von Straßburg, den Vormarsch Werders und den Verlust der Vogesen. Am Ende desselben Monats versicherten aus nördlichen Dörfern gekommene Bauern, Späher Bazaines gesehen zu haben; wenige Tage verflossen, und unendliche Züge von Gefangenen, mit Generälen gefüllte Eisenbahnwagen rollten mit Gekrach auf der deutschen Linie, inmitten des Schmerzes, des Zornes und des Wutgeschreies der Bevölkerung. Am 16. Januar stiegen in den der Illusion niemals müden Herzen Hoffnung und Angst auf den höchsten Gipfel. Bourbaki, versicherte man, marschierte gegen Lothringen mit 200000 Mann, zahlreiche Freischaren überschwemmten die Vogesen. Am 15. erschien wirklich eine Abteilung derselben in Flavigny, zwölf Kilometer von Nanzig und besetzte die Moselbrücke. Die deutschen Verwaltungen packten ihre Archive ein, hohe Beamte verschafften sich große und starke Wagen zum Umzug, man verteilte insgeheim Waffen an die deutschen Beamten und Handelsleute zum Schutze ihrer persönlichen Sicherheit. Ach, man sollte die Niederlage Bourbakis, die Uebergabe von Metz erfahren, und der zähe Deutsche faßte Lothringen noch stärker an der Kehle!"

Aehnliche Schilderungen liegen fast aus allen Gebietsteilen Frankreichs vor Es ist unmöglich, alle während des Feldzuges in Frankreich verbreiteten und geglaubten falschen Siegesnachrichten zu buchen. Nur einige der auffälligsten oder am meisten verbreiteten derselben mögen Auszählung finden.

Am 19. August, nach der Schlacht bei Gravelotte, war ganz Frankreich auf Grund eingegangener Depeschen überzeugt, daß Bazaine einen ungeheuren Sieg über das deutsche Heer erfochten habe. Véron schrieb am 20. August im Charivari: „Mit antiker Einfachheit hat der Sieger (Bazaine) die Verhältnisse der Schlacht und die Ergebnisse, die sie herbeiführen kann, eher vermindert als vergrößert. Das Heer des Prinzen Friedrich Karl und des Marschall Steinmetz scheinen so schrecklich gelitten zu haben, daß ihre Niederlage vollständig die Sachlage ändern und uns erlauben könnte, daraufhin zum Angriffskrieg überzugehen." Am selben Tage verkündete der Kriegsminister in der Sitzung des Corps Législatif, daß nach glaubwürdigen Erkundigungen der Marschall Bazaine am 18. August drei preußische Corps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen hatte. Von dieser phantastischen Episode lebte die Pariser Presse während eines ganzen Monats.[1]) Die Presse erzählte: „Ein Chirurg, der diesem Kampfe beiwohnte, teilt uns darüber die

[1]) Den phantastischen Bericht der Patrie s. b. Hirth, I, 1280 f.

Digitized by Google

bewegendsten Einzelheiten mit: Der Angriff unserer Kavallerie war unwiderstehlich. Zuerst jagte sie den Feind aus den Wäldern, welche jene Schluchten umgeben; dann, an diese Grenze gelangt, warf sie ihn in das ungeheure klaffende Loch, das fast ein ganzes Heer verschlungen hat. Die Mannschaften fielen unter und über einander in entsetzlicher Verwirrung. Ein Lanzenreiterregiment verschwand vollständig in dem Abgrunde. Es gab ein schreckliches Durcheinander von Lanzen, Waffen und Pferden. Reihe stürzte auf Reihe und in dem Sturz töteten die Soldaten einander, da sie auf die Waffen ihrer Gefährten geschleudert wurden." Der Figaro schloß daran folgende Betrachtung: „Hat man auch an die verhängnisschweren Folgen gedacht, welche diese Anhäufung faulender Leichen für die öffentliche Gesundheit in den angesteckten Gegenden haben kann? Man hat davon gesprochen, die Steinbrüche zu vermauern. Ist das ein wirksames und genügendes Schutzmittel? Einige Tonnen Petroleum, in diese pestilenzialen Abgründe gegossen, würde eine unmittelbarere und radikalere Wirkung haben."[1]) Später brachten französische Berichte die Kunde, daß es Steinbrüche von Jaumont überhaupt nicht giebt. Von derselben Schlacht wußte man auch zu erzählen, daß in ihr die Bismarckkürassiere bis auf den letzten Mann ihren Untergang gefunden haben. Dieselben hatten eine durch Infanterie leicht bedeckte Batterie angegriffen. Ihr erster Vorstoß wurde durch Infanteriefeuer zurückgewiesen. Die deckende Infanterie zog sich zurück, ein zweiter Angriff erfolgte. Diesmal nötigte die französische Artillerie den Feind zum Zurückweichen. Von der ersten Schwadron blieb kein Mann aufrecht. Die übrigen machten rechts um kehrt, um sich in der Ferne neu zu ordnen. Derselbe Vorgang bei einem dritten und vierten Angriff. Bei dem letzten Angriff ging auch die letzte Schwadron zu Grunde.[2]) Einem französischen Korrespondenten wurden später dieselben Kürassiere, die allerdings stark gelitten hatten, nach der Sedanschlacht in bestem Wohlsein vorgestellt. Am 2. September gab der Gaulois von der Sedanschlacht folgenden Bericht: „Die Schlacht beginnt wieder um 5 Uhr früh. Die Preußen gehen angriffsweise vor. Das ganze Corps des Prinzen Friedrich Karl und ein Teil des Corps des Kronprinzen werfen sich auf das französische Heer. Wir weichen zurück, indem wir eine Art schon in der Nacht begonnenen Dreiecks beenden, von dem ein Winkel in Donchéry, ein zweiter in Rémilly und der Scheitel in Sedan liegt. Der vom Preußenheere schon bei Metz begangene Fehler wird bei Sedan ein zweites Mal begangen. Der Feind wird unter das Feuer der Wälle gezogen und ungeheure Lücken entstehen in seinen Reihen. Um 12 Uhr Mittags beginnt die Flucht. Unser Heer verfolgt kräftig die Corps des Prinzen Karl und des Kronprinzen. Das Blutbad ist schrecklich auf beiden Seiten. Um den Ausdruck einer gestern Abend angekommenen Depesche zu gebrauchen: Das Gelände ist ein Blutmeer geworden. Während in diesem Augenblicke die Preußen nach Süden zurückweichen, faßt sie das von Vinoy befehligte Armeecorps von der Seite und bringt die feindlichen Reihen vollends in Verwirrung. Eine von der belgischen Grenze abgesandte Depesche stellt fest, daß um 4 Uhr die Schlacht noch fortdauerte. Es ist augenscheinlich, daß der bis zu dieser Stunde an der belgischen Grenze gehörte Kanonendonner von der letzten Verteidigung des preußischen Heeres herrührt, das seinen Rückzug deckt."[3]) Und noch am 4. September, drei Tage nach der Sedanschlacht, veröffentlichte der Figaro folgenden Artikel: „Nach Erkundigungen, die uns aus besonderer Quelle zugehen, aber auf die wir volles Vertrauen setzen, hätten ernste Ereignisse am 1. September stattgefunden, den unser Korrespondent als dritten Schlachttag bezeichnet. Der Marschall Mac Mahon, durch das Corps des General Vinoy verstärkt, hat einen Kampf geliefert, in welchem unsere Waffen einen glänzenden Erfolg davongetragen hätten. Die Preußen wären besiegt, in die Flucht gejagt und dreißig Kanonen wären erbeutet worden. Kurz, wenn der eingegangene Bericht genau ist, so wäre der Ausdruck „Niedermetzelung", auf das preußische Heer angewandt, kein

[1]) Borchardt, l. c. S. 43 f. [2]) Leroy, Les cuirassiers blancs de Bismarck, Charivari vom 25 Aug. [3]) Em. Leclercq, a. a. O. S. 163 f.

übertriebener.“ [1]) Die Metzer erhielten am 11. Oktober die Kunde von drei Siegen unterhalb Paris; 100000 Preußen seien kampfunfähig gemacht. Das deutsche Heer im Rückzug auf Chalons. Freischaren aus den Vogesen, 30000 Mann, haben Luneville wiedergenommen und marschieren gen Nanzig.[2]) Die Liberté meldete am 16. Januar, daß Nanzig bedroht, Belfort befreit, Baden besetzt und Hamburg im Begriffe sei, beschossen zu werden.[3]) Nach Châteaudun gelangte am 17. Januar die Nachricht, Trochu wäre in Melun, Versailles blockiert, Friedrich Karl auf dem Rückzuge, Albert tödlich verwundet, Bourbaki in Mühlhausen, Garibaldi siegreich in Dijon, ein Heer von 70000 Mann in Auxerre. Bei einem Ausfall aus Paris seien 40000 Preußen zwischen Clamort und Meudon niedergemacht worden.[4]) Monod[5]) erzählte einmal sein Wirt, daß 40000 Preußen bei dem Mont Valérien getötet worden seien. Er habe es von einem Freunde, der sie gesehen hat. Die Sache sei so zugegangen. Auf dem Mont Valérien befanden sich drei Generäle, die sich Bismarck verkauft hatten. Am Tage, wo alles bereit war, das Fort auszuliefern, übergab einer von ihnen einem Ordonnanzoffizier einen Brief an Bismarck. Dieser faßte Argwohn und trug ihn zu Trochu. Der Pariser Gouverneur las ihn und sagte zu dem Boten: „Erwarten Sie mich hier.“ Er eilte auf den Mont Valérien, ließ die drei Generäle erschießen, kam dann zu dem Offizier zurück und übergab ihm den Brief mit den Worten: „Bringen Sie ihn an seine Adresse.“ Bismarck ließ Truppen vorrücken. Man demaskierte Mitrailleusen. Es blieben 40000 Mann auf dem Felde. Es wäre ein gräßlicher Anblick gewesen. Die Nachricht davon, daß die Preußen unter dem Mont Valérien niedergemacht worden seien, gelangte am 31 Januar auch nach Châteaudun; dort wußte man gleichzeitig auch, daß Garibaldi und Bourbaki in Deutschland waren.[6]) Wie das zugegangen war, wurde Monod[7]) von einem Modewarenhändler in den Einzelheiten erzählt. In Deutschland sei ein großer Berg. Bourbaki hat Garibaldi nach rechts geschickt, er selbst hat die Linke genommen, wobei er im Vorbeigehen Metz und Straßburg entsetzte. „Er ist dann über Maubeuge nach Deutschland gezogen und die beiden Heere sind bei Berlin, am anderen Bergende, zusammengestoßen.“ Nach Pariser Erzählungen war auch die gesamte preußische Flotte im Jahdebusen erbeutet worden, zwei französische Fregatten hätten sich geopfert, über die Torpedos, die den Eingang sperrten, hinwegfahrend, hätten sie sich in die Luft sprengen lassen. Dennoch hätte das Geschwader gefahrlos die Einfahrt passiert und den Vogel im Netze gefangen.[8]) Und dergl. mehr.

---

[1]) Em. Leclercq, a. a. O. S. 172. [2]) Souvenirs et Journal d'un officier. Paris, 1873. S. 60. [3]) Hirth, III, 4826. [4]) Montarlot, a. a. O. S. 219. [5]) a. a. O. S. 134 f. [6]) Montarlot, a. a. O. S. 225. [7]) a. a. O. S. 133 f. [8]) Sarcey, a. a. O. S. 199 f.

(Schluß folgt.)

Kulturgeschichtliche Studien in Kairo.

Von

Dr. **Stern.**

Arabische Mystiker und Machdis*).

Mit der Uebersiedlung der abassidischen Kalifen nach Bagdad, der neugegründeten Residenz im Zweistromlande, wurde auch äußerlich eine für die Entwicklung arabischen Wesens folgenschwere Thatsache dokumentiert, nämlich der Einfluß des überwundenen Persertums auf die junge arabische Kultur. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß alles Freisinnige, alles von der starren Orthodoxie des sogenannten sunnitischen Islams Abweichende in der Religion des Propheten auf persischen Einfluß zurückzuführen ist. Hierhin gehört vor allem die in Persien selbst durchaus vorherrschende sogenannte schiitische Glaubensrichtung, welche die Korantradition in vielen Punkten verwirft, um durchaus willkürliche Sätze, die Nachfolge des Propheten betreffend, an ihre Stelle zu setzen. Ferner entstanden in Persien etwa im neunten Jahrhundert jene mystischen Vereinigungen der Sufis, d. h. der „Wolletragenden", welche nach dem Spruche des Propheten leben: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, Ihr würdet wenig lachen und viel weinen." Diese vielfach mit Mönchsorden verglichenen, aber besser als Sekten zu bezeichnenden Vereinigungen sind unter dem Namen der Derwischorden bekannt. Manches an ihnen erinnert stark an indische Vorbilder, so die pantheistische und pessimistische Grundlage ihrer Lehre. Schon äußerlich mahnt so ein umherziehender „Fakir" mit Bettelstab und Topf sofort an Buddha, wie er die königliche Pracht von sich geworfen hat und bettelnd, mit Stab und Topf ausgerüstet, durch die Lande zieht.

Während die bisher bewiesene Unüberwindlichkeit des Islams zum größten Teile der Starrheit der herrschenden Orthodoxie zuzuschreiben ist, liegt in dem Einfluß, den die Sufis auf das Volk ausüben, geradezu eine Gefahr für die Civilisation. In ihrem Mystizismus liegen Ideen, welche noch heute die Kraft haben, die Volksmassen zu fanatisieren und zu blutigen Erhebungen fortzureißen, wie die Erfolge des Derwisches Mohammed Achmed, des sogenannten Machdi, noch kürzlich bewiesen haben. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, sich diese sonderbaren Heiligen und die historische Entwicklung ihrer mystischen Ideen näher anzusehen.

---

*) Man schreibt gewöhnlich Mahdi. Ich schreibe die arabischen Namen möglichst, wie sie in Kairo gesprochen werden. Nur die durch Jahrhunderte langen Gebrauch übliche Schreibweise Mohammed behalte ich bei. (Man spricht Mochámmed.) Geschichtliche Quellen: Müller, Der Islam im Abend- und Morgenlande; Ohrwalder, Aufstand und Reich des Mahdi u. a.

Digitized by Google

Man kann in den Straßen Kairos, besonders in der Umgebung der Universität el azhar, der berühmtesten Quelle islamitischen Wissens, oft zerlumpte Gestalten sehen, bei deren Anblick man zunächst zweifelhaft ist, ob man es mit Bettlern oder Irrsinnigen zu thun hat. In Wahrheit sind es Fakirs, von dem Volke als „Heilige" betrachtet. Sie verdienen ihren Unterhalt durch Betteln und selten wird die Gabe verweigert, da ein Gemisch von verächtlichem Mitleid und abergläubischer Furcht dem Muselmann verbietet, den Heiligen abzuweisen. Die Heiligkeit dieser Leute besteht in ihrer Armut, einem möglichst großen Gedächtnisschatz von Koranversen und der Kraft, Wunder zu thun. Insbesondere verwandeln sich die theologischen Kenntnisse bei dem Fakir in Heilmittel für allerlei Krankheiten und Gebrechen. Er schreibt nämlich seine Koranverse auf eine Blechtafel und löscht die Schrift dann mit Wasser wieder aus. Das auf diese Weise mit Koransprüchen durchdrungene Wasser, die Koranlösung sozusagen, ist ein Allheilmittel, das besonders von Frauen in schweren Stunden sehr gesucht ist. Eine solche Blechtafel und das im Gürtel getragene Tintenzeug aus Messing gehören daher fast immer zur Ausrüstung des wandernden Theologen. Auch Amulette verfertigt derselbe und nimmt auch für seinen Segen, der glückliche Reise verbürgt, von begegnenden Karawanen manches ein. So zieht er in Elend und Dürftigkeit durch die Welt und tritt gelegentlich, besonders in Innerafrika, als Missionar auf. Sein Ansehen in Aegypten ist ungemein groß. Zur Erhöhung desselben trägt es noch wesentlich bei, wenn er — mit Recht oder Unrecht — den grünen Turban der Aliden, der Nachkommen des Propheten, trägt. Auch die übertriebene Zerlumptheit des Gewandes wird als ein wichtiges Attribut der Heiligkeit mit großer Koketterie zur Schau getragen. Vielfach haben diese heiligen Bettler Röcke, welche aus vielen Hunderten möglichst verschiedenfarbigen Stücken zusammengesetzt sind.

Das persönliche Ziel dieser Sufis ist dasjenige, welches auch Buddha und die ägyptischen Einsiedler der Heidenzeit verfolgten, nämlich durch Askese die Vereinigung mit dem Weltgeiste zu erlangen. Viele von ihnen gehören den Derwischorden an und sind sonach innerhalb des Islams als Freigeister zu betrachten. Freilich ist die Grundlage dieser „Freigeisterei" nichts weniger als rationalistisch, sie ist vielmehr abergläubisch-mystisch. Die Derwische suchen, jeder Orden auf seine besondere Weise, durch irgend eine äußerliche That in einen Zustand der Verzückung zu geraten, den sie als eine Vorstufe der wirklichen, definitiven Vereinigung mit dem Weltgeiste ansehen.

In Kairo sind es besonders zwei Derwischorden, deren Andachtsübungen, Sikrs genannt, den Fremden zugänglich sind. Das sind die Mewlewi oder tanzenden Derwische, deren Orden um 1273 von dem Dichter Dschellal eddin Mewlâna gegründet wurde, und die Rufâi oder heulenden Derwische, um 1182 von Sejid Achmed Rufâi ins Leben gerufen. Erstere suchen durch Tanzen, letztere durch Singen sich in Verzückung zu versetzen. Es giebt noch andere Derwische in Kairo, z. B. diejenigen, welche sich am Geburtstage des Propheten von ihrem Schech (Vorsteher) überreiten lassen. Das kann man natürlich nur einmal im Jahre sehen. Die Mewlewi haben ihre Uebungen zur Zeit wegen Krankheit ihres Schechs eingestellt, man sieht jedoch einzelne von ihnen an den Sikrs der Rufai, welche jeden Freitag Mittag stattfinden, teilnehmen. An Fremdenbesuch sind die Derwische gewöhnt und halten sogar Stühle für Zuschauer bereit. Man zahlt dafür zwei Piaster (40 Pfg.). Es wäre jedoch sehr ungerecht, schließen zu wollen, daß die Derwische ihre Uebungen als Geschäft ansehen. Ihre „Klöster" sind so reich dotiert, daß davon keine Rede sein kann.

Wir können also ungehindert in das Heiligtum, eine kleine Moschee bei dem Hospital Kasr el Ain in Kairo, eintreten und in aller Bequemlichkeit unsere Beobachtungen machen.

Diese Moschee ist eine der wenigen, welche nicht an der Mekka abgewandten Seite offen, sondern allseitig geschlossen ist. Es ist ein ziemlich kleiner, von einer hohen Kuppel überwölbter, nur mit etlichen Koransprüchen und einer grünen Fahne links

Digitized by Google

neben der Kibla (Gebetsnische) geschmückter Raum, in welchem wir uns befinden. Der Fußboden ist mit einer Strohmatte bedeckt, auf welcher in weitem nach der Kibla offenen Halbkreise Tierfelle liegen. Vor der Kibla, das Antlitz ihr zugewandt, die Arme rechtwinklig gebeugt und die Hände nach oben zum Geber aller guten Gabe geöffnet, steht mit apathisch-melancholischem Gesichtsausdruck ein junger betender Derwisch. Nach kurzem Gebete läßt er sich vor der Kibla, ihr nunmehr den Rücken zuwendend, nieder und blickt mit kokett frommem Ausdruck sinnend vor sich hin. Indessen treten etwa 20 Derwische ein und lassen sich im Kreise auf den Fellen nieder, sodaß alle den ersten ansehen. Dieser spricht ein paar Worte. Einige langgezogene Gesangstöne antworten ihm. Dann singt der Schech — diese Würde bekleidet der Mann vor der Kibla trotz seiner Jugend — wieder ein paar Worte. Diesmal begleiten die ihm antwortenden Derwische ihren Gesang mit leisem Wiegen des Körpers. Dazwischen ertönt in hohen klagenden Tönen eine Flöte. Anfangs macht das ganze einen recht feierlichen Eindruck. Der Gesang wiederholt immer nur die Worte allahu akbaru „Gott ist groß," und der Ausdruck der Andacht in diesen verwitterten Gesichtern ist unbeschreiblich. Aber das Tempo des Gesanges wird immer schneller, das Vorwärts- und Seitwärtsneigen des Körpers wird heftiger, und mit einem unvermittelten Abbruch endet plötzlich der Gesang. Dann erhebt sich der Vorsänger, e n dicker Alter mit süßlichem Lächeln, und beginnt mit näselnder Stimme und in den höchsten Fisteltönen, immer begleitet von der melancholischen Flöte, Koranverse und Klagen um den Tod Hussseins, des Enkels des Propheten, vorzusingen. Hie und da wiederholt der Chor der Derwische murmelnd einige Worte. Dann brechen sie plötzlich in einen langen schauerlichen Klageruf aus, der hu lautet und „Er" d. h. Gott bedeutet. Dieser Ruf wird mit Seitwärtsbewegungen des Kopfes unendlich oft und immer schneller wiederholt. Dazwischen hört man immer den Gesang des Alten und die Flöte. Auf einen Wink des Schechs wird alles still. Die Derwische, die bisher auf den Fellen saßen, erheben sich, und der Schech wendet sich der Kibla zu und betet. Inzwischen legen die Derwische ihre Kaftans und Mützen ab. Das lange Haar, welches vorher in der Mütze verborgen war, wallt nun manchem bis fast auf die Hüften herab. Auf ein Zeichen des Schechs beginnt dann wieder ein getragener Gesang, wobei die nunmehr stehenden Sänger die Oberkörper rhythmisch tief nach vorn neigen und wieder erheben. Einer aus dem Kreise, dieser aber ganz bekleidet und an der hohen lichtbraunen Mütze als Jünger Mewlanas kenntlich, beginnt mit geschlossenen Augen und ausgestreckten Armen, die linke Handfläche nach unten, die rechte nach oben geöffnet, sich wie ein Kreisel um sich selbst und um den in der Mitte stehenden Schech zu drehen. Der Gesang ist wieder in den Ruf hu, hu übergegangen, die Körperbewegungen werden immer wilder, die Haare fliegen um die erhitzten schweißtriefenden Gesichter. Immer schneller wird das Tempo, immer schneller dreht sich auch der zu unserem Staunen unermüdliche Tänzer. Dazwischen einige rasende Schreie der in Ekstase geratenden Derwische und der helle feierliche Gesang des Alten und die Flötentöne. Auf einen Wink des Schechs erklingen plötzlich noch Topftrommeln, Tamburins und Becken, welche letzteren er selbst zur Hand nimmt. Und in einem rasenden Tempo, welches diese Instrumente angeben und je länger je mehr beschleunigen, neigt und dreht sich die schreiende und röchelnde Masse der Derwische, bis einige das Bewußtsein verlieren, mit rollenden Augen sinnlos im Raume umherlaufen, mit heiserer Stimme hu schreiend, oder Schaum vor dem Munde in hysterischen Krämpfen zusammenbrechen. Dann giebt der Schech, der alles dies nur in gemäßigtem Grade angedeutet und daher auch seine volle Besinnung bewahrt hat, das Zeichen, auf welches hin der Lärm verstummt und diejenigen Derwische, die noch nicht „verzückt" sind, Gesang und Tanz beendigen. Sie bemühen sich, die röchelnden und zuckenden Mitbrüder ihrer „Vereinigung mit dem Weltgeiste" wieder zu entreißen, küssen dem Schech die Hand und verlassen die Moschee in dem Bewußtsein, was sie gethan, zur Ehre Gottes gethan zu haben.

Digitized by Google

Mit einem Gemisch von Mitleid, Ekel und Grauen verlassen auch wir die Stelle dieses seltsamen Gottesdienstes.

Soviel ist gewiß, wir würden den christlichen Mönchen vom Monte Cassino oder in den Sachsenwäldern des frühen Mittelalters trotz mancher Aehnlichkeit bitter Unrecht thun, wenn wir sie auf eine Stufe mit diesen Derwischen setzen wollten. Wir haben es auch garnicht mit einer Gemeinschaft zu thun, deren Lebenszweck der Islam ist, wie den Mönchen ein vielleicht mißverstandenes, aber den Lehren ihrer Kirche nicht widersprechendes Christentum Lebenszweck ist. Die Derwische pflegen vielmehr einen der herrschenden Lehre geradezu entgegengesetzten Mystizismus. Sie sind als Sektirer zu betrachten, wie sie in gleicher Unvernunft zu unserer Beschämung auch im protestantischen Christenthum, im hellsten Lichte der Kultur, vorgekommen sind. In Wales nämlich kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die mystische Sekte der Jumper oder Schaker auf, welche bei ihrem Gottesdienst ein allgemeines wirres Tanzen oder vielmehr Zappeln veranstalteten, und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, weil Johannes im Mutterleibe bei der Annäherung des ungeborenen Christus gehüpft habe. (Lukas 1,41.)

Dergleichen mystische Sonderbarkeiten haben aber irgend welche Bedeutung im Abendlande kaum erlangt. Anders im Morgenlande. Wenn jene Derwische aus ihrer klösterlichen Stille nicht in die Welt hinausträten, oder jene wandernden Fakirs sich auf Betteln und Krankenheilungen beschränkten, so würden alle diese Heiligen keine besondere Beachtung verdienen. Aber von Zeit zu Zeit sehen wir unter diesem religiösen Proletariat Männer auftreten, welche lüstern nach der angeblich verachteten Herrlichkeit der Welt das Volk für ihre Zwecke revolutionieren, Reiche stürzen und für sich das höchste Ziel — eine Krone — gewinnen. Unsagbar ist das Elend, welches diese Heiligen über die Länder des Islam gebracht haben, und nicht gering die Gefahr, welche für benachbarte Kulturnationen, insbesondere für die Kulturarbeit in Afrika, in dieser fanatisierenden Macht der arabischen Mystiker liegt. Alle diese „heiligen" Eroberer knüpften an eine bestimmte religiöse Idee an, welche von der Orthodoxie verworfen ist, sich aber bisher als unsterblich und noch neuerdings als zündend und begeisternd bewiesen hat. Das ist die Idee der Machdia, deren Bedeutung, Entstehung und Entwicklung wir im Folgenden an der Hand der Geschichte prüfen wollen.

Bekanntlich starb der Prophet Mohammed, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Seine nächsten Nachfolger, die Kalifen (d. h. Stellvertreter) Abu Bekr, Omár und Osman wurden durch eine Art Gemeindewahl in Medina gewählt. Zu Osmans Zeiten nun lehrte in Aegypten ein gewisser Abdúllah ibu Sfába, der Prophet werde wiederkommen, inzwischen aber habe sein Gehülfe und Schwiegersohn Ali ihn zu vertreten. „Siehe, der dir den Koran verordnet hat, ist der dich bringt zu dem Orte der Rückkehr" lautet eine Koranstelle. Gemeint ist nach ibu Sfába nicht die bereits zu dessen Lebzeiten geschehene Rückkehr des Propheten nach Mekka, sondern eine noch zu erwartende Wiederkehr, wie sie auch Christus von sich prophezeit habe. Man ging bald weiter und sagte, auch Christus werde wiederkehren. Dessen Wiedererscheinen sei aber das Zeichen des Weltgerichtes. Das Wort des Korans „Christus ist die Erkenntnis der Stunde" wurde in diesem Sinne gedeutet.

Wirklich wurde übrigens Ali Osmans Nachfolger. Er wurde jedoch nicht allgemein anerkannt. Moáwija, Statthalter von Syrien trat als Gegenkalife auf und ihm, dem ersten Omaijádenkalifen, fiel nach Alis Ermordung das ganze Reich zu. Dieser Ali nun, Gemahl der Fatime, Tochter des Propheten, scheint ein ebenso sympathischer wie unglücklicher Mann gewesen zu sein. Wenigstens wird er im Orient als das Ideal eines Helden, Weisen und Dichters verehrt, besonders von den Schiiten, welche im Gegensatze zu den Sunniten das legitime Recht des Kalifates auf Grund gefälschter Korantradition für Ali und seine Nachkommen behaupten. Schon zu Alis Lebzeiten waren diese Schiiten seine einzigen treuen Anhänger. Außer den Freunden des mächtigen

Digitized by Google

Moáwija hatte er sich auch die puritanische Partei der Charidschiten, der Verfechter der absoluten Gemeindesouveränität, welche also von Alls legitimem Rechte nichts wissen wollten, zu Gegnern gemacht. Nach seinem Tode ließ sein Sohn Häffan sich durch Moáwija für Geld und gute Worte zum Verzicht bewegen. Dessen Bruder Hussein dagegen entzog sich der Huldigung durch die Flucht in das unverletzliche Gebiet von Mekka, und als dann Moáwija starb und dessen Sohn Jesíd Kalife wurde, riefen die Schiiten in Kúfa den Hussein auf, jenem das Kalifat streitig zu machen. Hussein zog wirklich mit nur 200 Anhängern nach Kúfa. Alle Schonung, die Jesíd dem Enkel des Propheten anbot, scheiterte an dessen Starrsinn, sodaß er endlich bei Kerbela im Kampfe mit den Truppen des Statthalters von Kúfa getötet wurde. Der Aufstand in Kúfa selbst war schon vorher im Keime erstickt worden. Damit war vorläufig die Hoffnung der Schiiten zu Grabe getragen. Kerbela wurde ihr Wallfahrtsort. Zum Grabe ihres Märtyrers Hussein zu pilgern galt für mindestens so verdienstvoll wie die Wallfahrt nach Mekka.

Aber tot war damit die Idee der Legitimität nicht. Ali hatte ja dank der Polygamie noch zahlreiche andere Kinder und Hassan ebenfalls sehr viele. Um einen legitimen Nachfolger Alis konnte man also nie verlegen sein. Irgendwo, dessen war man sicher, lebte in der Verborgenheit, wahrscheinlich in Kerbela, derjenige Enkel oder Urenkel Alis, der eines Tags als „el Machdi" d. h. „der (von Gott) geleitete" das Reich Gottes auf Erden gründen werde. Bis dahin galt es, möglichst viele für den wahren Glauben, d. h. für den Glauben an Ali und den Machdi zu gewinnen. An die Stelle der Wiederkehr des Propheten war in der Hoffnung der persischen Schiiten das Erscheinen des Machdi getreten. Dieser werde das Werk des Propheten vollenden. Jedes Zeitalter glaubte den Machdi in der Verborgenheit lebend. Manche wollten ihn kennen. Hie und da wurde eine bestimmte Person genannt, die dann später, wenn sie bei ihren Lebzeiten die Hoffnung der Gläubigen nicht erfüllt hatte, nicht als gestorben, sondern als unsterblich in der Verborgenheit weiterlebend gedacht wurde. Gewissermaßen wurde so der Machdi der Barbarossa der Orientalen, der des verfallenden Reiches Herrlichkeit wieder heraufführen sollte, und auf den alle Elenden und Unzufriedenen sehnsüchtig warteten.

Zunächst war es des Abbas, Oheim des Propheten, Nachkomme Mohammed, der diese im Volke lebenden Ideen mittels einer geschickten Fälschung für sich und sein Haus nutzbar machte. Er verbündete sich mit den Aliden, und man gab gemeinschaftlich die Parole aus: „Die Herrschaft für die Haschimiten", d. h. für das Haus des Propheten. Die Aliden meinten damit natürlich sich und die Abassiden meinten sich ebenfalls. Schließlich behauptete Mohammed, ein Alide habe ihm feierlich das Imamat (d. h. die religiöse Herrschaft über die Gläubigen, eigentlich das Vorleseramt) übertragen. Jedenfalls gelang es seinen Söhnen Abul Abbas und Schaffach (Mansur d. i. „der Siegreiche" genannt), dem Omaijadenkalifen das Kalifat zu entreißen. Ueberaus merkwürdig ist der Aufruf, den sie bei ihrem Regierungsantritt erließen: „Das Kalifat ist kraft göttlichen Ratschlusses unserem Hause vorbehalten und wird für und für bei demselben bleiben, bis wir es niederlegen in die Hände Jesu Christi, des Sohnes der Maria." Für die Länder des Islam folgte nun jene Zeit höchsten Glanzes unter den Abassidenkalifen in Bagdad, deren Höhepunkt die Regierung Harun el Raschids bezeichnet.

Aber die getäuschten Aliden erkannten die Usurpation der Abassiden keineswegs an. Der erhoffte Machdi war ja nicht erschienen, das Reich Gottes auf Erden nicht gegründet. Vielmehr stieg mit der steigenden Ueppigkeit und Verschwendung der Machthaber die Zahl der Unzufriedenen fortwährend. Es bildeten sich unter den Aliden nunmehr zwei Parteien. Zunächst die der Ismaeliten, welche behaupteten, ein gewisser Ismael Dschaáfar, oder — wie man später sagte — dessen Sohn Mohammed sei der erwartete Machdi. Ein persischer Augenarzt, Abdallah ibn Meimun, war der Begründer des Ismaelitismus, den er nach Art unseres Freimaurerbundes organisierte. Der

Digitized by Google

Geheimbund, dessen Großmeister natürlich ibn Meimun selbst war, hatte vier Grade und fünf Hochgrade. In den vier niederen Graden wurde folgendes System der Machdia gelehrt:

Gott ist unerkennbar, aber er hat sich offenbart durch 7 Natiks oder Propheten. Jeder Natik hat einen Imam (Vorleser) als Gehülfen. Aber im ganzen kommen auf die 7 Natiks 7mal 7 Imame, denn jeder Imam hat bis zum Erscheinen eines neuen Natik noch 6 Nachfolger. Die 6 bisher erschienenen Natiks (der 7. ist noch verborgen) sind Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed, deren Imame: Seth, Sem, Ismail, Aaron, Petrus und Ali. Ali, der Imam des Natiks Mohammed, ist also der erste Imam des Islam. Er hat bisher 5 legitime Nachfolger gehabt. Der zweite Imam des Islam ist nämlich Hassan, ältester Sohn des Ali, der dritte ist Hussein, dann folgen ein gewisser Ali, Mohammed und Ismail. Der siebente wäre also Mohammed des Ismail Sohn. Dieser aber ist der Machdi, der siebente Natik, der ersehnte Messias, der „Herr der Zeit." Sein Imam ist der Großmeister. Der Machdi ist nur scheinbar gestorben, in Wahrheit ist er nur unsichtbar geworden, bis die Stunde seiner Wiederkehr schlägt. Das war die Lehre, welche etwa seit 765 zahlreiche Daïs, d. h. Berufer, die in allen Ländern des Islam umherzogen und große Verehrung als Heilige genossen, unter das Volk trugen und zwar besonders in den arabischen Ländern.

Unter den persischen Schiiten kam etwa 100 Jahre später eine nur wenig abweichende Lehre, die der sogenannten Zwölfer, auf. Diese behaupten, der Machdi sei der 12. Imam, Mohammed ibn Hassan, der um 870 lebte. Er sei in einer Höhle zu Ssamarra (15 Meilen stromauf von Bagdad) in früher Jugend verschwunden, habe sich nachmals hin und wieder seinen Gläubigen gezeigt, werde aber nun erst am Ende der Tage wiederkommen.

Der Ismaelitismus hatte, wie schon gesagt, 5 Hochgrade für Leute, denen man mehr anvertrauen konnte, als der Masse des Volkes. Leider ist über ihren Inhalt nur wenig bekannt und dieses Wenige nur aus gegnerischen orthodoxen Schriftstellern. Einige ihrer Grundsätze, welche Müller in seiner Geschichte des Islam mitteilt und für nihilistisch hält (worüber man jedoch anderer Meinung sein kann), seien im Folgenden angeführt.

Im 5. und 6. Grade scheint man gelehrt zu haben, der Koran und die religiösen Pflichten seien nur symbolisch, nicht wörtlich zu nehmen. Wenn man die „Pflichten" des Islam, welche auf peinliches Formelwesen hinauslaufen, kennt, so erscheint diese Deutung als die einzig mögliche für den denkenden Geist. Im 7. und 8. Grade wurde das Wesen Gottes erörtert. Man sagte, den Dingen liege etwas Namenloses, Eigenschaftsloses, absolut Unerkennbares zu Grunde. Was wir davon erkennen können, sei zweierlei, der Stoff und das Prinzip der Formengebung. Letzteres wird gemeinhin der Weltschöpfer, Demiurg, genannt, der sonach gewissermaßen unter dem höchsten Wesen stehe. Das erinnert an gnostische Ideen. Das Verhältnis des Menschen zu Gott wurde in pantheistischer Weise so aufgefaßt, daß jeder Mensch durch Einsicht und Thatkraft vom Daï aus zum Imam und Natik, ja selbst zum Gott werden könne. Im 9. Grade soll dann plötzlich gelehrt worden sein, das gesuchte höchste Wesen sei die Ewigkeit der Materie. Das ist ein völliger Widerspruch und ein unerklärlicher Rückschritt gegenüber der Lehre des 8. Grades. Vielleicht liegt hier ein Mißverständnis der sunnitischen Schriftsteller vor. Ganz folgerichtig ist es dagegen, daß im 9. Grade alle religiösen Begriffe als unzulängliche Bilder erklärt werden, so daß auch alle Lehren der niederen Grade nun allegorisch gedeutet werden. So bedeute die Wiederkehr des Machdi nichts als den Sieg seiner Lehre, welche die Menschheit einigen und beglücken solle. Die Propheten seien fehlbare Menschen, ihre Lehren nur insofern göttliche Offenbarungen, als sie die höchste geistige Leistung ihrer Zeit darstellen.

Das war aber alles nicht für die große Masse bestimmt. Diese drang nur vor bis zum 4. Grade, in welchem der Großmeister als Imam des geheimnisvollen Machdi

Digitized by Google

erscheint. Ganz gewiß verfolgte der schlaue Perser von Anfang an politische Ziele. Aber er und sein Sohn und Nachfolger Achmed kamen nicht dazu, eine politische Rolle zu spielen. Zu des letzteren Zeiten gründete ein Dai, der den Beinamen Karmat, d. h. „der mit dem häßlichen Gesicht", hatte, die ismaelitische Sekte der Karmaten, die sich, wenn man den sunnitischen Schriftstellern glauben darf, durch Rauben, Morden und Gemeinschaft der Güter und Weiber auszeichnete. Achmed übergab seine Würde an seinen Neffen Ssaid, und dieser verstand es, mit Hülfe des Ismaelitismus sich einen mächtigen Thron zu erschwindeln.

Um das Jahr 885 war es, als ein paar Dais nach Afrika gingen, und schon im Jahre 902 brachte der Dai Abu Abdallah esch Schii (d. d. der Schiite) die Berber zum Aufstande gegen die in Nordafrika herrschende, in Keirowan residierende Statthalterdynastie der Aglabiden. Man kämpfte gegen die Ausbeutung durch die weltlichen Machthaber für den nahe geglaubten Messias. Der Großmeister Ssaid begab sich, um den Ereignissen nahe zu sein, nach Fostât (jetzt Alt-Kairo) unter der Maske eines Kaufmanns. Er nahm den Namen Obeidallah an und gab vor, er sei der Sohn Mohammeds des Aliden, der Nachkomme des Machdi, der ihm Geist und Beruf vererbt habe, mit einem Wort der Machdi selbst. Im Jahre 910 sind wirklich durch esch Schiis Thatkraft die Aglabiden vertrieben, der Machdi hält seinen feierlichen Einzug in Rakkada und gründet (915) die neue Residenz el Machdija, die Machdistadt, von welcher aus die Eroberung der Welt vor sich gehen wird. Zu gleicher Zeit erregten die schon genannten Karmaten in Syrien und in Arabien selbst Aufstände, welche zwar keine dauernden Erfolge erzielten, aber doch dem Großmeister Obeidallah insofern willkommen waren, als sie ihm die Macht der Abassidenkalifen vom Halse hielten. Selbst Bagdad bedrohten diese plündernden Scharen. Je näher Obeidallah seinem Ziele in Afrika kam, desto mehr ließen diese Angriffe der Karmaten nach. So weit ging damals der Uebermut der Karmaten und die Schwäche des Kalifates, daß erstere sogar Mekka überfallen und den schwarzen Stein, das größte Heiligtum des Islams, rauben konnten. Der Großmeister befahl zwar Ehren halber, den Stein zurückzubringen. Das geschah aber erst viel später.

Sobald übrigens Obeidallah seinen afrikanischen Thron inne hatte, ließ er seinen treuen Dai und Vorkämpfer esch Schii ermorden und sandte an die Dais im Osten folgende Botschaft: „Ihr wißt, welche Stelle im Islam Abu Abdallah (esch Schii) und sein Bruder Abul Abbâs eingenommen haben. Aber Satan hat sie zu Falle gebracht, und ich habe sie durch das Schwert entsündigt." Als einer der Empfänger sich empört von der Sache dieses tückischen Großmeisters abwandte, wurde auch er „entsündigt".

Im Jahre 934 starb Obeidallah. Weder war das Reich Gottes auf Erden gegründet, noch die Welt dem Islam erobert. Es war also klar, Obeidallah hatte gelogen, er war nicht der Machdi. Sofort trat in Tripolis ein Gegenmachdi auf, und der Bürgerkrieg war die Folge der Enttäuschung. Dennoch gelang es der Dynastie des Obeidallah, sich zu behaupten. Seine Nachkommen nannten sich Fatimiden-Kalifen nach Fatime, der Tochter des Propheten, ihrer angeblichen Stammmutter. Sie gaben zu, der eigentliche Machdi sei noch zu erwarten. Später behauptete der Kalife Hakim, der von 996 bis 1021 und zwar in Kairo — denn die Fatimiden hatten inzwischen Aegypten erobert — regierte, er sei der Machdi. Dieser sonderbare „Gottmensch" suchte auf alle mögliche Weise das fromme dem Ismaelitismus durchaus abgeneigte Volk von Kairo davon zu überzeugen, daß er der Machdi, ja daß er die Fleischwerdung Gottes sei. Er hatte damit wenig Glück. Das von ihm im Jahre 1004 gegründete „Haus des Wissens", in welchem die vier unteren Grade des Ismaelitismus gelehrt wurden, hatte der orthodoxen Universität gegenüber keinen Erfolg. Als ein gewisser Darasi in der Moschee el azhar (der Universität) eine Schrift vorlas, des Inhalts, Adams Seele sei auf Ali und Hakim übergegangen, warf man ihn hinaus. Hakim versah ihn mit

Geld, damit er sich vor der Wut des Volkes nach Syrien retten könne. Dort stiftete er die noch bestehende Sekte der Drusen. Als zwei andere Prediger der Lehre Hakims dasselbe Los fanden, wurde der Kalife wütend und rächte sich an der ungläubigen Bevölkerung, indem er die Stadt der Plünderung durch die Garnison preisgab. Er selbst aber verschwand spurlos. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auf einem seiner einsamen nächtlichen Streifzüge auf dem Mokattam, der Felsenwüste östlich von Kairo, ermordet wurde, denn wenn das Volk auch vor dem Manne, dessen Aeußeres als „furchtbar, wie eines Löwen" und dessen Blick als „unerträglich" geschildert wird, große Furcht hatte, so mag doch in dem Elend, welches nun über die Stadt hereinbrach, jemand den Mut gefunden haben, den Urheber aller Not verdientermaßen totzuschlagen. Sehr verbreitet ist auch die Ansicht, er habe seine Rolle als unsterblicher Machdi durchführen wollen und sich in die Verborgenheit zurückgezogen. Noch heute glauben die Drusen, daß „unser Herr Hakim", den sie als Gott verehren, wiederkehren werde.

Ein anderer Machdi, diesmal anscheinend ein echter Alide, hatte sich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf der Burg Alamut („Adlernest") in den Bergen des Elbursgebirges festgesetzt. Aber es gelang ihm nicht, seine Macht weiter auszudehnen. Vielmehr wurde er im Jahre 1090 von einem abenteuernden asketischen Heiligen, dem Sufi und ismaelitischen Dai Hassan, aus seiner Burg verjagt. Dieser Hassan, genannt der „Alte vom Berge", war der Begründer jener scheußlichen Sekte der Assassinen, die viele hundert Jahre lang durch Meuchelmord die Länder des Islams in Schrecken und Botmäßigkeit hielt. Für jeden Machthaber, der sich dem Einflusse des auf Alamut hausenden Großmeisters zu entziehen suchte, fand sich durch ein meisterhaft gehandhabtes System der Verführung alsbald ein Mörder, der freudig die Todesstrafe auf sich nahm. Das geschah so: das auserlesene Werkzeug, meist ein in dürftigen Verhältnissen lebender Mann, fiel eines Tages in Bewußtlosigkeit und erwachte in einem Raume, in welchem berauschender Luxus, guter Wein und wunderschöne Sklavinnen ihm die Sinne verwirrten. Nach einer neuen Ohnmacht, die wie die erste durch Opium erzeugt war, erwachte dann der Bethörte in seinen alten ärmlichen Verhältnissen. Man ließ ihn wissen, er habe einen Blick in das Paradies gethan, und es stehe bei ihm, sofort dahin zurückzukehren. Zu dem Ende habe er nur die vom Großmeister bezeichnete Person zu ermorden und sich hinrichten zu lassen. Selten verfehlte der so vorbereitete Schlag sein Ziel. Erst 1256 gelang es dem Mongolen Hulagu, die Burg Alamut zu zerstören, aber schon seit 1102 hausten die Assassinen auch auf dem Libanon, und hier gelang es erst dem Mamelukensultan Beibars von Aegypten, sie zu unterwerfen (um 1270). Von da ab wurde die Sekte je länger je harmloser.

In Asien ist dann noch einmal ein Machdi aufgetreten, nämlich 1322 Timurtasch, Verwalter Kleinasiens. Er war der Sohn Tschobans, des mongolischen Statthalters von Chorasan, und empörte sich gegen seinen Vater unter der Fahne der Machdia. Als aber der erzürnte Vater gegen ihn zog, unterwarf er sich.

Es scheint, als ob nur in Afrika die Machdia berufen ist, Dynastien zu gründen. Wir sahen, daß es in Nordafrika dem Obeidallah gelungen war, als Machdi der Stammvater der Fatimidenkalifen zu werden. 200 Jahre später trat unter den Maßmuda, einem berberischen Volksstamme am westlichen Atlas, ein neuer Machdi auf. Mohammed ibn Tumart, der „Lichtfreund", war Legitimist, wenn auch im übrigen orthodox. Nach Vollendung seiner Studien in Bagdad und Kairo trat er zunächst als wandernder Theologe auf, wobei er für sich selbst das Feld vorbereitete. Dann erschien er plötzlich (1121) in dem Gebirge seiner Heimat als Machdi. Er that allerhand Wunder und hatte sehr bald großen Zulauf. Seine Eroberungszüge waren gegen das Reich der Almoraviden in Fez, Marokko und Spanien gerichtet, und trotz der Enttäuschung, welche auch hier der anfangs verheimlichte Tod des Machdi den Gläubigen

Digitized by Google

bereitete, gelang es doch seinen Nachfolgern, den sogenannten almohadischen Kalifen, das Reich der Almoraviden zu erobern und noch zu vergrößern. Aber schon 1275 war das Reich der Almohaven wieder zerfallen, und sie selbst, deren Schicksale uns im einzelnen hier nicht interessieren, im Atlas, woher sie gekommen, vernichtet.

Ein um 1140 im westlichen Spanien erstandener Machdi fand nur in wenigen Städten Anerkennung. Derartige im Keime erstickte Versuche, sich als Machdi aufzuspielen, die vielleicht schon innerhalb einer Gemeinde ihr Ende fanden, mögen noch oft stattgefunden haben. Von größeren Erfolgen dieser „Heiligen" wird es nun für lange Zeit still.

Aber in allerneuester Zeit hat noch einmal ein Machdi die ganze civilisierte Welt in Schrecken gesetzt und ein Reich gegründet, welches als eine stete Mahnung an die Aufgaben der Civilisation noch heute in Innerafrika alles Leben darniederhält. Der jüngst der Gefangenschaft dieser neuesten Machdia entflohene Pater Ohrwalder hat seine Erlebnisse daselbst beschrieben. Dieser einzigen Geschichtsquelle folgen wir in unserer Darstellung.

Im Jahre 1881 erging an die ägyptischen Behörden des Sudan eine Aufforderung des Derwisches Mohammed Achmed, ihm als Machdi zu huldigen und in den Krieg zur Herstellung des Gottesreiches zu folgen. Schon seit Jahren hatte dieser Derwisch, ein zum Stamme der Danagla (der Leute von Dongola) gehöriger, im Rufe großer Heiligkeit stehender Mann, von sich reden gemacht. Er war anscheinend durchaus ungebildet und man muß wohl bezweifeln, ob er das System des Ismaelitismus kannte Ohrwalder berichtet darüber nichts. Der Derwisch war Großmeister und Dai in eigener Person und machte Propaganda für sich selbst, wie einst ibn Tumart. Früher hatte er auf der Nilinsel Aba ein frommes Einsiedlerleben geführt und die vorüberziehenden Schiffe gegen kleine Geschenke gesegnet. Dann fing er eines Tages an umherzuziehen und zu predigen, durch die Schuld der Europäer und Türken sei der Islam in Verfall geraten, er sei berufen, ihn wiederherzustellen. Bei den Gebildeteren fand er zwar durchaus keinen Glauben, allein er wußte ihnen doch so viel religiöse Furcht einzujagen, daß sie den ihnen auferlegten Eid der Verschwiegenheit hielten. Im übrigen lehrte er, noch zu seinen, des Machdi, Lebzeiten werde Seiedna Isa d. h. „Herr Jesus" kommen, alle Welt zum Islam bekehren und das Weltgericht abhalten.

Die Antwort der Behörden auf obige Aufforderung war naturgemäß der Versuch, den Derwisch zu verhaften. Aber schon hatte dieser auf Aba so viele Anhänger um sich versammelt, daß sie zwei gegen den Machdi ausgesandte ägyptische Compagnien mit Stöcken tot schlugen. Man kämpfte nämlich anfangs nur mit Stöcken und Pfeilen, angeblich weil auch Mohammeds Siege ohne Schießgewehre erfochten seien. Nunmehr zog der Derwisch, die Energie der Behörden wohl überschätzend, sich nach dem Berge Gabir zurück, besiegte in den Jahren 1881 und 82 noch zwei ganz unzulängliche ägyptische Expeditionen und sammelte immer mehr Gesindel, Sklaven und Sklavenjäger um sich. Aber allmählich wurde infolge seiner Siege und angeblichen Wunderthaten der Glaube an ihn allgemeiner. Die Menge der Machdisten, die sich Ende 82 gegen die Stadt el Obeid heranwälzte, zählte bereits nach Hunderttausenden (mit Weibern u. s. w.). Nach vergeblichem Sturm, bei welchem der Machdi aus sicherer Ferne tausende opferte, wurde die Stadt ausgehungert und mußte sich am 14. Januar 1883 ergeben. Damit schwand jeder Zweifel an der göttlichen Sendung des Unwiderstehlichen. Er ergab sich übrigens nun mit seinen 3 „Kalifen" einer unglaublichen Schwelgerei und legte sich einen wohlbesetzten zahlreichen Harem zu, während er den Gläubigen jeden Luxus, ja beinahe jeden Genuß verbot. Uebrigens folgte auch weiter Sieg auf Sieg. Im November 1883 wurde die Expedition des Generals Hicks völlig vernichtet. Das Jahr 1884 brachte die Belagerung Chartums und der 25. Januar 1885 die Ueberrumpelung dieser Stadt und Gordons Ermordung. Während die zum Entsatz herbeigeeilten Engländer

am 28. Januar auf einem Nildampfer vor Chartum eintrafen und angesichts der vom Machdi eroberten Stadt wieder umkehrten, hauste dieser wie ein Würgengel unter der Bevölkerung und überließ sich dann wieder der alten wollüstigen Schlemmerei. Ein halbes Jahr später starb er, nach Ohrwalders Meinung an Herzverfettung.

Wiederum waren die Hoffnungen der Gläubigen getäuscht worden. Der Machdi war tot, und weder war Jesus erschienen, noch die Welt dem Islam unterworfen. Die Enttäuschten empörten sich, aber der Kalife Abdullah riß mit starker Hand die Herrschaft an sich mit der Behauptung, ihm sei es beschieden, das Werk des Machdi weiter zu führen. Die Empörungen wurden blutig unterdrückt. Es fehlte übrigens nicht an einem Gegenmachdi. Abu Gemesa, ein Mann vom Stamme der Massalit, trat im Westen des Reiches als Machdi auf. Es gelang ihm, die Truppen des Statthalters (der Machdia) von Darfur zu schlagen. Als er die Stadt Fascher eingeschlossen hatte, starb er an den Blattern. Sein Kalife wurde beim Sturm auf Fascher geschlagen, und damit hatte die durch den Tod Abu Gemesas schon erschütterte Bewegung ihr Ende erreicht.

Mit despotischer Strenge hält der Kalife Abdullah seine Herrschaft aufrecht, obwohl er weder in Abessinien noch in Aegypten diejenigen Erfolge errang, welche dem Schwerte Gottes eigentlich zukommen, und welche die Reichtümer Kairos sehr wünschenswert erscheinen lassen. Denn der Sudan ist verarmt, sein Handel vernichtet, seine Felder liegen brach, da jedermann den Pflug mit dem Schwerte vertauscht hatte. Es lohnte ja nicht, sein Feld zu bestellen, denn das Himmelreich war nahe herbeigekommen und bis zu dem nahe bevorstehenden Weltende reichte wohl die Kriegsbeute aus. Der Machdi hatte geboten, ihm zu folgen, Hunderttausende hatten ihre Heimat verlassen und mit Weib und Kind das Heerlager des Machdi vergrößert. So kam es, daß das Land entvölkert wurde, und vor Chartum, bei dem Grabe des Machdi, eine ungeheuer große aber nach Aufzehrung der Beute ärmliche Stadt entstand, die neue Residenz Omdurman. Die Theuerung nahm immer mehr zu und erreichte ihren Höhepunkt in einer gräßlichen Hungersnot 1889 bis 90, deren Schrecken das Blut erstarren machen. Ohrwalder erzählt, daß Mütter ihre Kinder gegessen hätten. Nimmt man hinzu die Korruption einer willkürlichen und grausamen Verwaltung, das überaus traurige Los der Sklaven und die grenzenloseste Unsittlichkeit, so kann man sich ein Bild von dem Elend machen, in welches die Machdia den einst blühenden Sudan gestürzt hat.

Noch heute also vermag die Idee der Machdia ihre schreckliche Wirksamkeit zu entfalten. Wir haben Ursache, die oben geschilderten „Heiligen", die wir gern bemitleiden möchten, vielmehr zu fürchten. Nach den Mitteilungen von Maltzans (Westermanns Monatshefte Bd. 36, S. 80 ff.) scheint es, als ob der Ismaelitismus und die Scheußlichkeiten der Assassinen noch in gewissen theosophischen Geheimlehren des modernen Arabiens fortlebten. Der Araber scheint noch heute das Talent zu besitzen, mit einer scheinbar sittlich reinen Philosophie die Raubtiergelüste eines Tigers in Einklang zu bringen.

Wenn man mit Unrecht von dem Stillstande der chinesischen Kultur gesprochen hat, so scheint man auf die arabische Kultur oder Unkultur diesen Satz mit um so größerem Rechte anwenden zu dürfen. Beachtet man den Zustand, in welchem der Islam das Volk gelassen hat, so wird man zweifelhaft, ob ihm überhaupt der Charakter eines entwicklungsfähigen Kulturelementes zukommt. Er hat in einer mehr als 1000jährigen Geschichte bewiesen, daß er auf die Dauer den Völkern nur die Ruhe des Kirchhofs zu geben vermag. Man hat dem Islam das Verdienst zugesprochen, das Los der Sklaven freundlich gestaltet zu haben. Die Scheußlichkeiten christlicher Sklavenhalter waren in der That in den Ländern des Propheten nicht üblich. Allzu rosig darf man sich das Schicksal der orientalischen Sklaven aber nicht denken, von der sittlichen Entwürdigung der Sklavin ganz abgesehen. Das lehren die blutigen Sklavenaufstände in der Blütezeit der Kalifenmacht im Zweistromlande. Zudem waren zur Deckung des

Digitized by Google

Bedarfes immer Sklavenjagden und Sklavenhandel notwendig. Mag daher immerhin der Segen christlicher Mission, des „Seelenrettens" unter den Naturvölkern, besonders nach ihrer sittlichen Wirkung, hie und da Zweifeln begegnen, das wenigstens kann nicht bezweifelt werden, der in Afrika vordringenden islamitischen Barbarei gegenüber ist heute das Kreuz überall das Zeichen der Freiheit und Erlösung.

Das morgenländische Christentum freilich befindet sich ganz in demselben Zustande der Erstarrung wie der Islam. So stehen — um von Aegypten zu reden — die Kopten etwa auf dem Standpunkte des 5. Jahrhunderts. Die Versuche, dieser Kirche durch Hebung der geistlichen Bildung neues Leben zu geben, sind gescheitert. Man hatte von englischer Seite in Kairo ein Institut gegründet, in welchem junge koptische Geistliche eine höhere geistige (und gesellschaftliche) Bildung erhalten sollten. Nach kurzer Zeit jedoch legte sich der Patriarch ins Mittel. Er wünsche diese Bildung nicht, so wie sie seien, seien seine Geistlichen recht. Sie sind geistig und social Proletarier, nicht viel besser als die Derwische. Helfen kann dem Morgenlande und dem unter dem Drucke islamitischer Tyrannei seufzenden Innerafrika nur eins, der mit den Waffen in der Hand erzwungene Fortschritt der abendländischen Civilisation. Zum ersten Male seit jahrtausendlanger Bedrückung athmet der ägyptische Fellah unter englischer Verwaltung auf. Wenn die den Nil und den Kongo hinauf vordringenden Europäer die Macht der Araber vernichtet haben und auf den Trümmern der Machdia sich die Hand reichend das Kreuz aufpflanzen werden, dann erst wird neues Leben in diesen von der Natur reich gesegneten Gefilden erblühen.

Ein Rivale des Großen Kurfürsten.

Von

Dr. **Hugo Landwehr.**

Nicht nur die Thaten großer Männer auf dem Gebiete der Politik oder dem Felde der Ehre interessieren den Geschichtsforscher, noch lieber wirft er einen Blick in ihr Gemütsleben, um sie als Menschen zu erkennen und mit ihnen zu fühlen. So richtet sich denn der Spürsinn des Gelehrten nicht allein auf die großen Staatsvorgänge mit ihren geheimnisvollen Verhandlungen, sondern er geht auch gern dem alltäglichen Leben nach, und dies reizt um so mehr, da gerade hier unsere Unkenntnis oft größer ist, als man glauben sollte. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß Männer, die sich einen Namen erworben, über die Alltäglichkeiten ihres Jugendlebens den Schleier zu decken gesucht haben. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat niemals davon etwas verlauten lassen, daß seine erste Gemahlin Luise Henriette ihm nur gezwungen die Hand zum Ehebunde reichte, sie ihr Herz eigentlich einem anderen geschenkt hatte, der dem werbenden Kurfürsten ein gefährlicher Rivale war. Auch die oranische Familie, der Luise Henriette entsprossen war, scheint den Willen gehabt zu haben, diese Herzensgeschichte der Nachwelt vorzuenthalten, denn als der Kurfürst nach dem Tode seiner Gemahlin im Haag um Nachrichten über ihre Jugendschicksale bitten ließ, erwiderte man, es sei darüber nichts Näheres bekannt. So kam es denn, daß die auf Veranlassung des Kurfürsten geschriebene Biographie Luise Henriettens, die sich heute als Handschrift im königlichen Hausarchiv zu Berlin befindet, nichts von diesem Liebesroman erzählt. Unter diesen Umständen säumte denn Frau Fama nicht, zu berichten, Friedrich Wilhelms Ehebund mit Luise von Oranien (so nannte sie die Mitwelt schlechthin) sei einer schon früh entflammten Herzensneigung entsprungen. Alles wäre gut gegangen, die Tradition wäre gefälscht, wenn nur der Dritte im Bunde geschwiegen hätte. Er war so indiskret, in den seinen Kindern hinterlassenen Memoiren die ganze Liebesgeschichte zu erzählen. Vor mehr als hundert Jahren wurden diese gedruckt, aber hier lag der Fund lange Zeit ungehoben, bis sie durch brandenburgische Akten eine besondere Beleuchtung erhielten.

Henri Charles de la Trémoille, Prinz von Tarent, nannte sich derjenige, welcher dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm das Herz der Oranierin streitig machte. Seine Familie gehörte zu den ersten Frankreichs, rühmte sich, von dem königlichen Hause abzustammen, stand dem königlichen Throne ebenso nahe, wie in Deutschland eine mit dem Kurhut geschmückte. Alles das wußte Henri Charles sehr wohl, legte aber auch auf die eigene Person einen nicht zu unterschätzenden Wert. Tapfer genug, hatte er schon in jungen Jahren mancherlei Lebensstürme zu bestehen gehabt, da die Verfolgungen der

Hugenotten ihre Schatten auch in seine Familie geworfen hatten. Sein Vater hatte bei der Eroberung von La Rochelle, dem letzten Bollwerke der Hugenotten, seinen evangelischen Glauben in die Hände des Herzogs von Richelieu abgeschworen, während die Mutter ihrem Bekenntnisse treu geblieben war. Der junge Henri Charles ward damals einer Jesuitenschule übergeben, damit er dort Einsicht in die Gnadenmittel der katholischen Kirche gewinnen sollte. Allein der Knabe besaß schon so viel Glaubenstreue, daß er nach einigen Jahren dem Zwang der frommen Väter entfloh, um fern von seiner Heimat sein Glück zu suchen. Auf den mancherlei Fahrten, die er mutig unternahm, war schnell aus dem Knaben ein Jüngling geworden, und als solcher stand er in voller Blüte, als er im Jahre 1643 den holländischen Boden betrat.

Es waren verschiedene Ursachen, die ihn gerade diesem Lande zuführten. Viele seiner Landsleute, die ebenfalls am hugenottischen Glauben standhaft festhielten, waren dorthin geflohen, und hatten liebevolle Aufnahme gefunden. Zu diesem Grunde allgemeiner Natur traten aber bestimmend mancherlei Beziehungen, die seine Familie mit dem Hause Oranien verknüpften. In der Hoffnung, der Republik Holland bald eine angesehene Stellung zu verdanken, sollte sich Trémoille nicht getäuscht sehen. Prinz Friedrich Heinrich von Oranien nahm ihn freundlich auf und fand Gefallen an dem Jüngling, von dessen kühnen Streichen, namentlich seinem Duell mit dem Prinzen von Rohan, er schon mannigfache Kunde vernommen hatte. An Gelegenheit sich auszuzeichnen fehlte es nicht, da die Generalstaaten im Kampfe mit Spanien lagen und jeden tapferen Degen gern für sich gewannen. Wenn es auch nicht zu großen, entscheidenden Schlachten kam, so wußte Henri Charles doch das Feldherrnauge des Oraniers auf sich zu lenken, und die Folge davon war, daß der junge Held zum Chef eines Reiterregiments ernannt wurde. Dies war nach den Verhältnissen der damaligen Zeit nicht nur eine Ehrenbezeugung, sondern vielmehr eine Sinekure, die mit bedeutenden finanziellen Einnahmen verknüpft war und nicht geringen Einfluß mit sich brachte.

Allein die Gunst des Oraniers beschränkte sich nicht nur darauf, die Existenz des jungen Prinzen von Tarent sicher zu stellen, sie brachte ihm noch ein größeres Zeichen des Wohlwollens, indem sie ihn in den Kreis der oranischen Familie zog. Hier lernte er die älteste Tochter seines Gönners, Luise, kennen. Diese war damals gerade siebzehn Jahre alt und bezauberte durch ihre Schönheit und Anmut jeden, der zu ihr in Beziehung trat. Alle Zeitgenossen, welche die Prinzessin sahen, wissen nicht genug Rühmens von ihrem lieblichen Wesen zu machen. Wenn andere sie bewunderten, so schloß sich ihnen der Prinz von Tarent um so lieber an, da bald sein Herz für sie schlug. Sobald er bei der Prinzessin Gegenliebe fand, machte er aus seiner Neigung kein Hehl vor ihr. Bei einem der heiteren Feste, die Prinz Friedrich Heinrich auf einem nahe bei dem Haag gelegenen Landsitze zu veranstalten pflegte, mag wohl Henri Charles einen günstigen Augenblick, in dem er sich unbeobachtet wähnte, benutzt haben, um Luise seine Liebe zu gestehen. Wenn diese ihm nun auch mit ihrem ganzen Herzen zugethan war und die Werbung mehr ermunterte, als zurückstieß, so war sie sich doch der Schwierigkeiten, welche sich ihrem Herzensbunde entgegenstellten, voll bewußt. Sie machte auch dem jungen Franzosen gleich Mitteilung von ihren Befürchtungen. Als vor zwei Jahren der kurbrandenburgische Kriegsrat Friedrich Franz von Blumenthal betreffs politischer Fragen Verhandlungen im Haag geführt hatte, war bereits eine verwandtschaftliche Verbindung der Häuser Oranien und Hohenzollern in Erwägung gezogen. Wenn nun auch dafür ein Beweis fehlt, daß Friedrich Wilhelm um diesen Heiratsvorschlag wußte, so verdient doch die Thatsache Erwähnung, daß die oranische Familie sofort darauf einging. Für den Prinzen von Tarent konnte diese Gegnerschaft die Hand Luisens nur wertvoller machen, sie war ihm eine Anfeuerung mehr zum Kampf. Einstweilen schwuren sich die Liebenden einander ewige Treue und beschlossen, daß der Prinz erst dann mit seiner Werbung vorgehen sollte, wenn er die Gunst des Oraniers ganz zu besitzen glaubte.

So verkehrten sie denn eine geraume Zeit heimlich miteinander, und dies konnte ungezwungen geschehen, da dem Prinzen von dem Oranier bereits eine intime Stellung in seinem Hause eingeräumt war. Wochen und Monate vergingen, ohne daß dieser erste Liebesfrühling, der durch die Heimlichkeit einen besonderen Reiz empfangen hatte, durch irgend etwas getrübt wurde. Da kam plötzlich ein Ungewitter von einer Seite heraufgezogen, woher man es am wenigsten erwartet hatte. Im Frühjahr 1645 erschien im Haag eine Gesandtschaft Karls I. von England, welche dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder Luisens, den Hosenbandorden feierlich überbrachte. Allein diese Ordensverleihung war nur Mittel zum Zweck, denn die eigentliche Aufgabe der Engländer war, um die Hand der jungen, schönen Oranierin zu werben. Die Gefahr für die Liebenden ging schneller vorüber, als sie erwartet hatten. Wenn auch dem Oranier dieser Heiratsantrag schmeichelte, und er nicht abgeneigt war, darauf einzugehen, so ließ ihn doch die damalige Lage der englischen Zustände nicht zu einem unbedingten Jawort kommen, denn er konnte sich nicht entschließen, das Schicksal seiner Tochter einer so unsicheren Zukunft anzuvertrauen. Deshalb dankte er für die ihm erwiesene Ehre und verschob seine Zusage auf ruhigere Tage, wenn es dem Königtum gelungen war, die Revolution niederzuwerfen.

Wenn nun die Liebenden schon froh erleichtert aufatmeten, als die englische Gesandtschaft Holland den Rücken kehrte, so sollte doch bald eine neue, ernstlichere Bedrohung sich zeigen. Die Mutter Luisens, eine geborene Prinzessin von Solms-Braunfels, war eine sehr energische Dame, die ihren Gatten auch in Fragen der Politik völlig beherrschte. Obwohl sie einem kleinen deutschen Fürstenhause entsprossen war, trug sie sich doch stets mit hochfliegenden Plänen. Da sie nun vorausfah, daß die Heirat ihrer Tochter mit dem Prinzen von Wales bei den in England herrschenden Wirren ziemlich aussichtlos war, so kam sie auf den früher bereits einmal angeregten Plan zurück, Luise mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu vermählen. Sie fand bald die Gelegenheit, nach dieser Richtung hin anzuknüpfen. Als sie nämlich den im Haag residierenden brandenburgischen Agenten Winand Rodt eines Tages empfing, brachte sie das Gespräch schnell auf die Heiratspläne Friedrich Wilhelms und betonte dabei, daß der Kurfürst, auf dessen Augen allein eigentlich das Kurhaus ruhe, es seinen Landen schuldig sei, sich möglichst bald zu verheiraten. Nachdem sie hierbei nicht undeutlich ihr Interesse an der Verehelichung des Brandenburgers kundgegeben hatte, suchte sie noch weiteres zu erforschen, was ihr zu wissen von Wichtigkeit war. Sie fragte darnach, wer denn auf den jungen Fürsten den größten Einfluß hätte. Als nun Rodt Conrad von Burgsdorff nannte, sprach sie offen den Wunsch aus, diesen für das Interesse des Hauses Oranien zu gewinnen. Rodt teilte nun den Inhalt dieses Gespräches wortgetreu dem brandenburgischen Obersten von Burgsdorff mit, und dieser ging auch gleich zur Partei der Oranierin über, wenn er seinen Herrn von dem ihm Berichteten in Kenntnis setzte.

Luise war nicht im Unklaren darüber geblieben, welche Pläne ihre Mutter verfolgte. Angsterfüllt machte sie den Geliebten mit dem ihnen drohenden Verhängnis bekannt. Sie berieten dann ernstlich, wie sie der Gefahr vorbeugen sollten. Der Prinz von Tarent war schnell entschlossen, energisch vorzugehen, und erachtete es für das Richtigste, daß er seine Eltern veranlaßte, für ihn bei dem Oranier um die Hand seiner ältesten Tochter zu werben. Die Antwort, welche darauf erfolgte, war ohne Zweifel von der Gattin Oraniens verfaßt, denn sie zeigte völlig deren Hochmut. Die Hand Luisens, hieß es, sei für einen Königssohn oder mindestens einen Kurfürsten bestimmt. So wenig nun auch in diesen Worten eine Aussicht auf bessere Zeiten lag, immerhin beschlossen die Liebenden, doch treu aneinander festzuhalten.

Dieser Antrag des Vaters des Prinzen von Tarent führte aber die Oranierin auf die Spur, welche sie jetzt zunächst zu verfolgen hatte. Es galt vor allem, dafür Sorge zu tragen, daß das Liebesverhältnis keine tieferen Wurzeln schlüge. Deshalb traf sie Vorkehrungen, daß der Prinz ihre Tochter niemals mehr allein traf. Die

Digitized by Google

Ueberwachung war eine so scharfe, daß die Liebenden sich gezwungen sahen, ihre Herzensergüsse fortan nur schriftlich auszutauschen. So entspann sich denn zwischen ihnen ein sehr reger Briefwechsel, den aufrecht zu erhalten es ihnen mit mancherlei List gelang.

Bei allen Liebesschwüren des Prinzen fehlte nie die Ehrerbietung, die gegen die Tochter eines erlauchten Hauses zu üben ihm Ritterpflicht war. Immer und immer wieder beteuerte er, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, sobald als möglich den Ehebund mit Luise zu schließen. Um schneller ans Ziel zu gelangen, forderte er die Geliebte auf, ihrem Vater ihr Herz zu offenbaren. Dann wieder sprach er die Hoffnung aus, den Prinzen Wilhelm, den Bruder seiner Auserwählten, für seine Pläne zu gewinnen. In anderen Briefen beklagte er sich zwar bitter über die Härte, mit der die alte Oranierin ihre Absperrungsmaßregeln traf, aber dabei wies er doch nicht die Hoffnung von der Hand, daß das Mutterherz Einsicht gewinnen und von den hochfliegenden Plänen Abstand nehmen würde. Fast in jedem Briefe aber bat er die Geliebte, seine Briefe zu verbrennen. Allein Luise konnte sich nicht entschließen, die Zeilen, welche ihr so oft in ihrer Einsamkeit Trost gespendet hatten, den Flammen zu übergeben. Das dünkte ihr grausam. Doch gar schnell sollte sie die Folgen ihrer Weichherzigkeit zu spüren haben.

Ihre Mutter schöpfte Verdacht, daß ihr Verhältnis zu dem Prinzen von Tarent doch einen ernsteren Charakter angenommen hatte. Da ihr nun hinterbracht wurde, daß ihre Tochter stets ängstlich eine Kassette hütete, so entschloß sie sich, auf jeden Fall den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Als nun Luise eines Tages nach einem nahe gelegenen Landgute sich begab, machte ihre Mutter sich dies zu Nutzen, ließ die Kassette durch einen schleunig herbeigerufenen Schlosser öffnen und entnahm derselben die Briefe. Nachdem sie diese nun gelesen hatte, entschloß sie sich, für ihre Intrigue erst noch ihren Sohn zu gewinnen; da sie nun nicht wünschte, daß er wüßte, daß und wie sie in den Besitz der Briefe gelangt sei, so übergab sie dieselben einer Hofdame, die sie dem Prinzen Wilhelm vorlegen sollte mit der Frage, was denn mit den Schriftstücken zu geschehen sei. Prinz Wilhelm nahm die Briefe ruhig an sich und behielt sie, ohne darauf eine Antwort zu erteilen. Spät abends ging er vielmehr zu seiner Schwester und bat sie, ihm Vertrauen zu schenken und ihm ihr Herz zu offenbaren. Da nun die Prinzessin noch keine Ahnung hatte, in welch schamloser Weise sie bestohlen war, denn die Kassette war nach der Beraubung wieder sorgfältig verschlossen, so kam sie ihrem Bruder auch dann nicht entgegen, als er wiederholt in sie drang und versicherte, er wüßte mehr, als sie vermutete. Alle Bitten um Aufrichtigkeit blieben erfolglos, weil eben Luise ihr Geheimnis wohl bewahrt hielt, und so ließ sie sich selbst durch das Versprechen von Unterstützung bei dem Vater nicht verlocken, die Wahrheit zu sagen. Das Gespräch beider wurde immer hitziger, so daß sich die Geschwister schließlich im Zorn trennten. Beim Verlassen des Zimmers zog der Prinz aber einen Brief aus seiner Tasche hervor und zeigte ihn von ferne. Luise erschrak heftig, sie hatte an einem äußeren Zeichen einen Brief ihres Geliebten an sie erkannt. Zu spät sah sie ihren Irrtum ein, eiligst sandte sie ihre Kammerfrau zu ihrem Bruder, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Umsonst — er kam nicht wieder, sondern war schon zu seiner Mutter geeilt, um diese in Kenntnis des gemachten Fundes zu setzen.

Die Oranierin hatte nun erreicht, was sie wollte; sie stand ihrem Sohne gegenüber in keiner Beziehung zu dem Briefdiebstahl. Um ihn aber völlig sicher zu machen, gab sie sich den Anschein, als ob sie von der Liebeskorrespondenz keine Ahnung hatte. Auf die ihr gemachten Eröffnungen hin erachtete sie es in erster Linie für notwendig, daß ihr Gemahl davon in Kenntnis gesetzt werde. Bei einem Ausfluge auf das Land stellten beide ihm nun das Verhältnis des Prinzen von Tarent zu seiner Tochter im allerhäßlichsten Lichte dar, als eine durch nichts zu entschuldigende, strafbare Intrigue. Um dies zu bekräftigen, lasen sie ihm eine ganze Reihe von Stellen aus den Briefen

Digitized by Google

vor, die häufig mit Absicht aus dem Zusammenhang herausgerissen waren, um ein vollkommen verzerrtes Bild von dem Liebesverhältnis zu geben. Um aber den alten Oranier noch mehr in Zorn zu bringen, scheuten sie sich nicht, eine ganze Reihe unehrerbietiger Ausdrücke, die gar nicht in den Briefen standen, hinzuzufügen. Der Erfolg dieses Treibens sollte sich schnell offenbaren.

Inzwischen hatte Luise in ihrem Unglück Trost bei dem Geliebten gesucht, dem sie die Vorfälle sogleich schrieb. Wenn nun dieser sie auch wegen ihrer Unvorsichtigkeit tadelte, so war er doch darauf bedacht, den hell gegen ihn entflammten Zorn der oranischen Familie zu besänftigen und hielt seine zeitweilige Entfernung vom Haag für das beste Linderungsmittel. Er begab sich nach Berghes angeblich wegen einer Truppenbesichtigung. Damit aber seine plötzliche Abreise nicht als Flucht gedeutet würde, nahm er von dem Oranier förmlich Abschied.

Allein der Oranierin war nicht mit dieser freiwilligen Entfernung allein gedient, sie wollte vielmehr den ihr unbequemen Bewerber ein für alle Male unschädlich machen. Zu diesem Zweck setzte sie bei ihrem Gemahl durch, daß der Prinz von Tarent den Befehl erhielt, bis zum Beginn des Feldzuges bei seinem Regiment in Berghes zu bleiben. Sobald nun Henri Charles hiervon Kunde empfing, erkannte er auch gleich die dahinter steckende Intrigue. Da er nun nicht willens war, sich ohne weiteres gutwillig zu fügen, so nahm er zu der Notlüge seine Zuflucht, den Befehl erst bei seiner Rückkehr nach dem Haag in Rotterdam erhalten zu haben, und trat eines Morgens ohne vorangegangene Meldung, wie es ihm gestattet war, bei dem Oranier ein, um seine Angelegenheit persönlich zu führen. In wohlgesetzter Rede suchte er sich nun vor seinem Kriegsherrn zu rechtfertigen und gab allein seine glühende Liebe für die Prinzessin als den Grund an, der ihn bewogen habe, auch nach der Absage, die seinen Eltern gegeben war, auf seinen Plänen zu bestehen. Wenn er sich dann dabei erkühnt habe, einige Briefe an die Dame seines Herzens zu schreiben, so sei dies wohl in gleicher Weise zu entschuldigen.

„Gerade diese Briefe," versetzte der Oranier voll Zorn, „sind es, die mich erschreckten, denn sie waren in einem Tone gehalten, wie er einer Dame von so hoher Stellung gegenüber nicht angemessen ist." Dabei teilte er zwei bis drei jener aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen mit, wie man sie ihm vorgelesen hatte. Sofort durchschaute der Prinz von Tarent das ganze Truggewebe und, um es zu zerreißen, wünschte er die Briefe vorgelegt zu erhalten, damit er aus denselben seine Unschuld erweisen könnte. Darauf gestand der Oranier zu, daß er nicht im Besitz derselben sei, sie überhaupt nur durch Vorlesen kenne, sie sich aber geben lassen wollte. Dabei sprach er dann den Wunsch aus, der junge Prinz möge sich nicht widersetzen, wenn sich eine für das oranische Haus günstigere Heiratsaussicht böte.

„Ich werde mich allem fügen," erwiderte dieser, „sobald es Eures Hauses Vorteil erheischt, und stets soll Eurer Hoheit Interesse dem meinigen vorangehen, aber ich bitte Euch, meine Anhänglichkeit an Eure Familie und meine Liebe für die Prinzessin zu bedenken und dabei auch den Umstand zu erwägen, daß es stets mein Bestreben sein soll, durch eigenes Verdienst zu ersetzen, was andere durch die Geburt etwa voraus haben." Diese Freimütigkeit schien dem Oranier zu gefallen, und so schieden beide im besten Einvernehmen von einander.

Der Oranier begab sich nun noch am Vormittag desselben Tages zu seiner Gemahlin, um von ihr die Auslieferung der betreffenden Briefe zu verlangen. Da diese sich nun nicht selbst beschuldigen wollte, so gab sie vor, die Schriftstücke bereits verbrannt zu haben. Doch diese Ausrede bestärkte den Oranier in seinem Verdacht, daß dem Bewerber seiner Tochter unrecht geschehen sei, und er machte daraus auch kein Hehl. Durch seine Parteinahme für den Prinzen von Tarent versetzte er aber seine Gemahlin in hellen Zorn, die auf jede Weise nun doch eine Heirat mit dem französischen Edelmann verhindern wollte. Als nun am Nachmittag ihr der Prinz seinen Besuch

Digitized by Google

machte, ließ sie ihn ihren Unwillen deutlich fühlen und schenkte ihm nicht ein freundliches Wort. Wenn nun jener auch die Absicht gehabt hatte, sich mit der Mutter seiner Geliebten auszusprechen und auszusöhnen, so war ihm dies durch ein solches Benehmen unmöglich gemacht. In gleicher Weise mißglückte ihm eine Annäherung, die er bei dem Prinzen Wilhelm versuchte. Dieser ließ es zu keiner Erörterung des fraglichen Punktes kommen, indem er jedesmal, wenn sich die Unterhaltung seiner Schwester Luise näherte, dieselbe abbrach. So blieb denn dem Prinzen von Tarent nur allein die Hoffnung auf die Gunst des Oraniers.

Während es nun den Anschein gewann, als ob der Bund der Liebenden doch durch den Vater Luisens begünstigt würde, trat in Brandenburg eine Wendung ein, die alle Hoffnung vernichten sollte. Kurfürst Friedrich Wilhelm hörte von seinem Getreuen Burgsdorff gern, daß man seiner Werbung in Holland entgegensähe, und nahm diesen Gedanken gerade jetzt gern auf, da er einen anderen lange verfolgten Plan endgültig aufgab. Bereits als Knabe war er von Gustav Adolf von Schweden als Schwiegersohn ausersehen; auch Christine hatte, als sie mündig geworden, diesem Heiratsvorschlag zugestimmt, nur war ihr das Werben des jungen Kurfürsten nicht feurig genug. Dann waren auch allerhand politische Verwicklungen hinzugetreten, welche noch mehr zu einer Erkaltung zwischen Brandenburg und Schweden führten. So hatte denn im Frühjahr 1646 Friedrich Wilhelm der Schwedenkönigin für alle Zeit den Rücken gewandt. Die oranische Prinzessin mußte ihm nun um deswillen auch als eine geeignete Gemahlin erscheinen, weil er durch diese Heirat eine politische Verbindung von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu gewinnen hoffte.

Sobald nun dieser Gedanke bei dem Kurfürsten festere Gestaltung annahm, war es natürlich, daß er daran dachte, Burgsdorff als Vermittler nach dem Haag zu senden. Dieser reiste nun im Herbst 1646 nach Holland, um offiziell für seinen Herrn zu werben. Durch Winand Rodts Berichte war er genügend darüber aufgeklärt, von wem er zunächst eine Begünstigung seines Antrages zu erwarten hatte. Deshalb bat er zuerst bei der alten Oranierin um eine Audienz. Hier wurde er sehr huldvoll empfangen und erhielt von ihr die Zusicherung, daß sie ihren ganzen Einfluß für diesen Heiratsplan einsetzen würde. Gestützt auf diese Zusage trug Burgsdorff die Werbung seines Herrn Luisen vor. Kaum hatte er jedoch damit begonnen, ihr die Ehre, welche ihr zu teil wurde, zu eröffnen, so wies sie ihn auch mit schroffen Worten zurück und gab in jeder Weise ihre Abneigung gegen diese Verbindung kund.

Burgsdorff ließ sich durch diese Weigerung nicht abschrecken, für ihn war es ja nach den Eröffnungen, die er seinem Landesherrn gemacht hatte, Ehrensache, mit einer Zusage heimzukehren. Zudem wußte er auch ganz genau, daß in der Hand Luisens nicht allein die Entscheidung in dieser Frage lag. Er wandte sich nun zunächst an seine Bundesgenossin, die Oranierin, welche ihn darüber tröstete und ihm die sichere Aussicht auf eine baldige günstigere Antwort stellte. Sie hatte nun nicht erwartet, daß ihre Tochter auf ihrem Kopfe bestände, sondern sich in das Unvermeidliche fügte, wenn die brandenburgische Werbung an sie herantrat, zumal sie doch wußte, daß aus der Heirat mit dem Prinzen von Tarent doch nichts werden würde. Da es nun aber der Oranierin nicht verborgen sein konnte, daß Luise bei ihrem hartnäckigen Widerstand hauptsächlich in dem Prinzen von Tarent ihre Stütze fand, so war sie schnell dazu entschlossen, diesen zu entfernen. Sie veranlaßte deshalb einen Befehl, durch den das Reiterregiment desselben sofort nach Dortrecht beordert wurde. Allein der Prinz von Tarent erkannte nur zu leicht, von wem diese Anordnung ausging, und faßte den Entschluß, durch eine persönliche Rücksprache mit dem Oranier sich die nötige Klarheit zu verschaffen. Wie er vermutet hatte, so verhielt es sich auch. Sein Kriegsherr wußte von der Anordnung gar nichts und erklärte sie für ungültig, da sie ohne sein Wissen geschehen sei. So war dem Prinzen von Tarent die Möglichkeit gegeben, auch ferner seiner Geliebten nahe zu sein, denn auf sein Anerbieten, Luisens Nähe auf ausdrücklichen Befehl des Vaters zu

meiden, hatte dieser ablehnend geantwortet und ihm als Beweis seiner fortdauernden Gunst sogar den Gouverneurposten von Mastricht in Aussicht gestellt.

Waren nun die Liebenden wieder froher Hoffnung, doch noch an das ersehnte Ziel zu gelangen, so flammte der Zorn in der Oranierin hell auf, da sie einen ihrer Anschläge nach dem anderen scheitern sah. Sie war aber zu klug, um etwa ihrem Gemahl offen Opposition zu machen. Deshalb fügte sie sich scheinbar in das Unvermeidliche, den Prinzen von Tarent fortgesetzt in ihre Umgebung zu sehen, aber sie ließ ihre Tochter doppelt scharf überwachen, damit sie keine Gelegenheit hätte, ihren Geliebten ungestört zu sprechen. Im Geheimen arbeitete sie aber an der Durchführung ihres Planes ruhig weiter. Da sie nun wußte, daß sie im entscheidenden Augenblick doch den nötigen Einfluß auf ihren Gatten hatte, um ihn zu dem, was sie wollte, zu zwingen, so veranlaßte sie Burgsdorff, seinen Herrn, der in Cleve auf die Entscheidung wartete, einzuladen, um im Haag persönlich seine Werbung vorzutragen.

Die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kurfürsten versetzte die beiden Liebenden in begreifliche Aufregung. Henri Charles ermahnte die Geliebte fortgesetzt zum treuen Ausharren, indem er sich immer noch der Hoffnung hingab, vom Oranier das Jawort zu erhalten Wenn nun dieser auch dem jungen Franzosen wohlgesinnt war, so reizte es ihn doch, die Hand seiner Tochter einem so angesehenen Fürsten zu geben. Schon früher hatte er deshalb dem Prinzen gegenüber sich dahin ausgesprochen, daß er die Werbung des Kurfürsten nicht zurückweisen würde. Nach der Herzensneigung seiner Tochter hatte er dabei wenig gefragt, Fürstentöchter mußten sich aber einfach fügen, wenn das Interesse des Hauses oder der Politik es erforderte. Wenn deshalb Luise auch entschlossen war, auf ihrer Weigerung bis zum Aeußersten zu verharren und sie selbst dem Kurfürsten ins Gesicht zu schleudern, so war sie doch machtlos geworden, wenn ihre Eltern Friedrich Wilhelm das Jawort erteilten. Um nun die Prinzessin gleichsam wehrlos zu machen, teilte der Kurfürst im Beisein des Oraniers und dessen Sohnes den versammelten Generalstaaten seine Verlobung mit und knüpfte daran gleich den Wunsch, mit Holland bald auch durch ein politisches Band verknüpft zu sein.

Der Prinz von Tarent war beim Empfang dieser Nachricht tief erschüttert, wenn er auch den Hereinbruch der Katastrophe, der er machtlos gegenüber stand, vorausgesehen hatte und ihn nur die Loyalität des Oraniers von unüberlegten Schritten zurückhielt. Schweren Herzens fügte er sich in das Unvermeidliche, ja suchte Luise noch in ihrem Kummer zu trösten und bat sie persönlich, sich durch ein Demschmerzhingeben das Schicksal nicht noch schwerer zu machen, als es schon war. Ueber die Prinzessin hatte sich das Ungewitter mit schnellen Schlägen entladen. Im November 1646 war sie wider ihren Willen Braut geworden, bereits am 7. Dezember 1646 a. St. legte der Geistliche segnend ihre Hand in die des Kurfürsten. Da die Kränklichkeit ihres Vaters immer bedenklicher wurde, war die Hochzeitsfeierlichkeit beschleunigt. Aus dem gleichen Grunde blieb aber Luise auch nach ihrer Vermählung im Haag zurück, während ihr Gatte vorübergehend in seine Heimat eilte, um dort für den Empfang alles vorzubereiten. Solange die Geliebte noch auf holländischem Boden weilte, blieb auch der Prinz von Tarent dort und suchte sie zu trösten. Als dann im Frühjahr 1647 der Oranier starb, und Luise nach der Mark zog, kehrte auch er dem holländischen Dienste den Rücken. Nach einiger Zeit heiratete er eine hessische Prinzessin, mit der er noch lange am französischen Hofe lebte. Der große Kurfürst aber trat zu der Familie des Prinzen nochmals in Beziehung, als er zur Zeit der Glaubensverfolgungen in Frankreich für die Witwe desselben Glaubensfreiheit von Ludwig XIV. energisch forderte.

Auch Luise vergaß als Gattin des Großen Kurfürsten ihren ersten Liebesschmerz. Der Gemahl überschüttete sie in ihrer neuen Heimat so mit Aufmerksamkeit und Liebe, daß sie sich mit ihrem Schicksal aussöhnte und eine treue Lebensgefährtin wurde, von deren Aufopferung die Geschichte viel zu erzählen weiß.

Digitized by Google

Der Prädikant von Dörscheid

oder

Hirtentreue.

Ein Sang vom Rhein

von

August Fuchs.

Von Dörscheid nenn' ich dich — zu Laub
Hast du dies flücht'ge Pilgerleben
Für deinen Herrn, dem Feind zum Raub
Im Kirchendienste hingegeben.
Wer weiß noch heut', wie das geschah?
Der Treue Flamm' auch zu entzünden,
Laßt mich bewegten Herzens künden,
Was einst in jenes Krieges Tagen,
Der unser Volk so hart geschlagen,
Dort die Gemeind' ergriffen sah.

Schön war der Sommertag am Rhein
Voll Rebenduft und Sonnenschein,
So recht ein Tag von Gott gemacht,
Sich zu erfreu'n der Erdenpracht.
Das hatt' auch uns zum Rhein gezogen;
Im alten Laub nun saßen wir,
Ein frohes Volk, im Freien hier
Und sah'n hinaus ins Spiel der Wogen,
Die zahllos, eine nach der andern,
Auftauchten, um vorbei zu wandern.
Den Strom verschönt ein buntes Leben;
Es zieh'n die Schiff' im Sonnenstrahl,
Nur dienstbar friedlichem Verkehr,
Von Land zu Land bis weit ans Meer:
Hier dampft's bergan, dort treibt's zu Thal,
Bis alle in der Fern' entschweben;
Und Ruhe liegt geheimnisvoll,
Wo jüngst des Schiffers Ruf erscholl.
Nur sonder Rast mit sanftem Schwellen
Vorbei dem Auge zieh'n die Wellen;
Jetzt siehst du eine deutlich hier —
Und zuckt dein Aug', entschwand sie dir.
Da denkt man wohl der alten Zeit;
Liegt sie uns heut' zurück auch weit,
So sieht man träumend doch Gestalten
Sich vor dem innern Aug' entfalten;
Und schau: wie meine Blicke nun
Wie suchend auf dem Notgang ruh'n,
Der sich die Häuserreih' entlang
Dem lieben Gotteshaus entgegen,
Inmitten fast der Stadt gelegen,
Dort hoch hinzieht, ein Rettungsgang,
Wenn in die Stadt die Wasser dringen,
Voll Gier die Straßen zu verschlingen:
Da ahnt der Fremd, der manches Blatt
Aus der Geschichte dieser Stadt
Bei Lampenschein durchstöbert hat,
Was mich im Geiste tief bewegt,
Und spricht, voll Ernst die Hand erhoben,
Nach einer Stell' hinzeigend oben:
Dort war's; dort hat er angelegt
Und schoß ihn auf der Kanzel nieder;
Laut rollt den Schuß das Echo wieder.

Wen schoß man auf der Kanzel nieder?
Wann ist's geschehn? wer hat's gethan?
So hebt man rings zu fragen an,

So tönt's im Kreiſe hin und wieder.
Und alle drängen zum Erzählen;
Das hört der Freund — er kann nicht wählen
Und ſpricht: Wohlan, es ſoll geſcheh'n;
Wer könnt' euch lange widerſteh'n?
Ich will mich eurem Wunſch bequemen:
Was einſt ich las — ihr ſollt's vernehmen.

Der Kriegsſturm tobt' im deutſchen Land;
Wo er ſich heulend hingewandt,
Erbebten Herzen, zuckten Glieder,
Denn alles riß er um ſich nieder.
Zerſtampft die Au'n, die Städt' in Brand,
Daß man es leuchten ſah durch's Land;
Bei Frau'n und Männern Wehgeſchrei,
Als ob das End' erſchienen ſei.
Wen noch die Füße trugen, floh
Und war um eigner Rettung froh,
Mocht' auch des Krieges blut'ger Graus
Verſchlungen haben Hof und Haus.

Wie ſtand's ſo traurig da in Laub!
Manch Haus zerſtört in Schutt und Staub.
Der Spanier wütet fürchterlich;
Wem's noch vergönnt iſt, rettet ſich:
Gen Sauerthal, nach Weiſel zu
Steigt heut' man nicht bergan in Ruh';
Nein, alles ſtrebt in eil'gem Lauf
Schier atemlos den Berg hinauf,
Beſorgt, dem Greuel zu entweichen,
Geſchützte Dörfer zu erreichen.
Und mit der Herde ſinnverwirrt
Floh aus dem Städtchen auch der Hirt;
Nicht ſeiner Pflicht gedenkend, blind
Verläßt er Laub mit Weib und Kind.

Zu Dörſcheid nur — dort unter Laub
Auf freier Höhe iſt's gelegen,
Erſteigbar nur auf felſ'gen Wegen,
Doch jedem Feind ein offner Raub —
Zu Dörſcheid nur der Prädikant
Hat ſeine Hirtenpflicht erkannt.
Wie nah ihm auch das Kriegsgeſchrei;
Ob zagen Geiſt's die eigne Herde —
Zu tragen ſeines Amts Beſchwerde,
Macht ihn der Herr von Schwachheit frei.
In alle Häuſer hin und her
Trägt er den Fuß, zu jeder Pforte
Bringt Troſt und Stärkung nach Begehr,
Flicht Mahnung ein und ernſte Worte.
Und als er ſo die lieben Seinen
Mit aller Labung wohl verſeh'n:
Im guten Geiſt beſtärkt den einen
Und den gemahnt, zum Herrn zu fleh'n,
Da ſteigt er, weil er trauernd hört
Vom Bruder, den die Furcht bethört,
Von ſeiner felſ'gen Höhe nieder
In die vom Feind bedrückte Stadt,
Die ſchwach der Hirt verlaſſen hat,
Beſucht die Gläub'gen hin und wieder,
Die trotz des Greuels nicht geflohn
Und nun ſo lang ſich ängſten ſchon:
Die Kranken, Schwachen, Frauen, Alten,
Und läßt durch nichts zurück ſich halten.
Wie mancher hat ihm da beglückt
Beim Scheiden warm die Hand gedrückt!
Erſt als die Nacht erſchienen war,
Kehrt' er von blutgetränkter Erde
Bergan zurück zum eignen Herde
Voll tiefen Ernſt's, doch wunderbar
Geſtärkt ob treu erfüllter Pflicht:
Verließ doch heut' der Herr ihn nicht.

Mild zog in ſeiner ſchönſten Pracht
Voll heil'ger Ruh und Sonnenſchein
Herauf am rebumkränzten Rhein
Der Tag, den ſich der Herr gemacht.
Es war, als hätte die Natur
Sich feſtlich in beſond'rer Weiſe
Geſchmückt zu ihres Schöpfers Preiſe:
So glänzte die betaute Flur.
In Dörſcheid war's ſo feierlich;
Das ganze Dorf verſammelt ſich
Bei Glockenruf im Haus des Herrn;
Heut' bleibt fürwahr nicht einer fern.
Groß iſt der Hunger nach dem Wort;
Der Sämann kann mit vollen Händen,
Was ſeines heil'gen Amtes, ſpenden;
Heut' nimmt kein Feind den Samen fort.
Der Acker iſt in ſolcher Zeit
Durch Gott gepflügt und wohlbereit.
Doch als der Gottesdienſt geendet,
Hat fromm ſich unſer Prädikant,
Das Wort in ſeiner Sämannshand,
Auch der Gemeinde zugewendet,
Die ſehnſuchtsvoll auf einen Strahl
Des Lichtes drunten harrt im Thal.
Wohl zeigt ſein Weib verhalt'nen Schmerz,
Doch gottergeben bleibt ihr Herz;
Und weil Gedanken ernſt ſich regen,
Giebt erſt dem Sohn er ſeinen Segen.

Digitized by Google

Zu Caub auf hoher Kanzel ſtand
Im Amtsgewand der Prädikant;
Voll Andacht ganz, doch klein die Schar,
Die um ihn her verſammelt war:
Die Frauen hier, die Männer dort,
Die wen'gen Jungen, Siechen, Alten,
Die keine Furcht zurückgehalten,
Vernehmen gläubig Gottes Wort.
Da kracht ein Schuß, das Fenſter klirrt,
Und vor den Augen der Gemeinde,
Das Herz durchbohrt vom Haß der Feinde,
Zuſammenbricht der gute Hirt.
Ein Schrei der Gläub'gen — voll Entſetzen
Springt alles auf von ſeinen Plätzen,
Doch niemand drängt zur Thüre hin:
Flucht liegt in keines Herz und Sinn.
Zur Kanzel ſtreben ſie hinauf,
Der eine ernſt und der im Lauf:
Da liegt der Zeug' — entſeelt die Glieder,
Man trägt ihn ſanft — er regt ſich nicht,
Ihn riß der Tod aus ſeiner Pflicht;
Dort am Altar legt man ihn nieder.

Das war ein feierlicher Zug,
Als man den Hirten der Gemeinde,
Zu Tod gehaßt vom Glaubensfeinde,
Auf Dörſcheids Höh zur Ruhe trug.
Ein trauernd Weib, doch ſtill gefaßt,
Mit Gott zu tragen ihre Laſt;
Ein Waiſenkind, doch gottergeben,
Schon weiß es ja: wir werden leben;
Von Caub die kleine treue Schar,
Die teilnahmsvoll erſchienen war;
Von Dörſcheid die Gemeinde ganz —
Ein ehrenvoller Trauerkranz,
Umſtanden ſie des Tapfern Grab,
Dem hier man das Geleite gab.
Da bricht aus ſchwarzem Wolkenſchleier,
In den der Himmel ſich gehüllt,
Als ſei auch er heut' ſchmerzerfüllt,
Hellleuchtend auf die ernſte Feier
Von oben her mit einem Mal
Ein voller goldner Sonnenſtrahl;
Und wie er auf dem Sarg des Toten,
Auf Kind und Mutter freundlich ruht,
Da ſcheint's ein Gruß, von Gott entboten:
Getroſt! ihr ſteht in meiner Hut —
Ein milder Gnadenſchein, der allen
Verheißt des Heilands Wohlgefallen.

Längſt ſchwieg der Freund. Die Wogen rollten
Zu unſern Füßen wie im Traum;
Im Licht der Sommerſonne golden
Erglänzt der Rhein — wir ſah'n es kaum.
Noch keiner, der das Schweigen bricht;
Was wir gefühlt — wer ahnt es nicht?
Verſunken ſtrebt der Blick ins Weite,
Bis ſuchend er gefeſſelt wird
Von felſ'ger Höh', wo das Geleite
Ein Held empfing: der gute Hirt.
Sei dir, du frommer Prädikant,
Ein ſtiller Gruß hinaufgeſandt!
Verweht iſt deines Grabes Spur:
Genug iſt's, lebt dein Zeugengeiſt,
Der ſterbend ſeine Treu erweiſt,
In unſer aller Herzen nur.

Monatsschau.

Politik.

Der Reichstag hat im neuen Jahre seine Sitzungen wieder aufgenommen und gleich eine Fülle bedeutender Sachen zu erledigen gehabt. Zunächst hat er nach eingehenden Beratungen auf Grund eines Antrages der konservativen Fraktion beschlossen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, baldmöglichst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen das Gesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung, dahin abgeändert wird, daß eine Vereinfachung desselben, insbesondere durch Beseitigung der Mißstände, welche eine notwendige Folge des Markensystems sind, herbeigeführt werde. Die Regierung wollte zwar zunächst von diesem Vorschlag nichts wissen; doch ist wohl nicht ausgeschlossen, daß das Votum des Reichstages einigen Eindruck macht. Aus den Debatten ergab sich übrigens eine erfreuliche Thatsache, daß nämlich die Gegner des Gesetzes sich vermindern und zum Teil mit der bestehenden Einrichtung aussöhnen. Gewisse Mängel und Lücken werden zwar durchweg zugegeben; aber der Wunsch nach Beseitigung des ganzen Gesetzes wagt sich kaum noch hervor. Unversöhnlich blieb im Grunde nur der Freisinn, und geberdete sich diese Partei, als ob das Gesetz ein nationales Unglück sei. So gab der Antrag Herrn Rickert Veranlassung zu der ganz verfehlten Behauptung, die Konservativen suchten die Verantwortung für das Gesetz, welchem sie ihrerseits mit zur Verabschiedung geholfen hätten, von sich abzulehnen. Herr von Manteuffel konnte darauf erwidern, daß das absolut unrichtig sei, und daß die Konservativen sich auch heute noch zu den Grundsätzen bekennten, auf denen die Versicherung aufgebaut sei. Daß unglückliche Bestimmungen in dem Gesetze seien, könne nicht geleugnet werden, desgleichen, daß es sehr schwierig sein werde, das Markensystem zu beseitigen. Aber die Schwierigkeit der Aufgabe dürfe nicht davon abhalten, sie in Angriff zu nehmen. Auch mit den Wortführern der Socialdemokratie rechnete der genannte konservative Abgeordnete ab. Herr Singer hatte wieder einmal die Arbeiterversicherung als ein Verdienst seiner Partei in Anspruch genommen, in demselben Atem aber erklärt, diese Gesetze seien nur „angeblich" für die Arbeiter gemacht. Mit Recht fragte Herr von Manteuffel, für wen denn alsdann die Versicherungsgesetze seien, wenn nicht für die Arbeiter. Für die Arbeitgeber, denen ganz erhebliche Opfer dadurch auferlegt worden sind, doch sicherlich nicht. „Die Socialdemokraten", so führte der konservative Führer treffend aus, „sind immer stolz auf die guten Früchte, an denen man ihre Arbeit erkennen könne. Dabei stimmen sie stets gegen alle Gesetze, die zum Besten

Digitized by Google

der Arbeiter gemacht sind, und nachher prahlen sie im Lande damit, daß die Arbeiterschaft, wenn etwas Gutes geschehen sei, dies lediglich der Thätigkeit der Socialdemokraten zu verdanken habe." Leider ist nicht daran zu denken, daß diese von Herrn von Manteuffel wiederum treffend gekennzeichnete Falschmünzerei von denen endlich erkannt werde, die immer wieder dadurch getäuscht werden. Allerdings müßte zunächst von seiten der besitzenden Klassen sehr vieles geschehen, was nicht geschieht, wenn die Nichtbesitzenden endlich eine größere Bereitwilligkeit finden sollen, sich nicht mehr von denen täuschen zu lassen, die das Interesse der Proletarier, wenn nicht wirklich vertreten, doch zu vertreten vorgeben.

Die weiteren großen Beratungsgegenstände, welche nicht nur im Reichstag, sondern auch in den anderen parlamentarischen Körperschaften immer wieder behandelt worden sind, waren die Finanznot und die Notlage der Landwirtschaft. Auch die Thronrede, mit welcher der Kaiser den preußischen Landtag eröffnete, behandelt in der Hauptsache diese beiden Gegenstände. Bei der Finanznot, welche im Reich und durch das Reich in allen Bundesstaaten herrscht, handelt es sich um die unerläßliche Ausfindigmachung neuer Steuerquellen, welche so ausgiebig fließen, daß man mit ihnen die neueste Armeereform bezahlen und das gefährdete Gleichgewicht in den Etats wieder herstellen kann. Und bei der Notlage der Landwirtschaft steht im Vordergrund und Hintergrund die Frage nach dem russischen Handelsvertrag, nach seiner Nützlichkeit oder Schädlichkeit, Annahme oder Ablehnung.

Was zunächst die Steuerprojekte betrifft, so haben bekanntlich die Finanzminister der Bundesstaaten sich nicht nur über die zu treffenden Objekte, sondern auch über eine im großen Stil gedachte und dem praktischen Bedürfnis entsprechende Reform verständigt, welche das Verhältnis des Reiches zu den Bundesstaaten den bisherigen außerordentlichen Schwankungen entheben und beiden Teilen eine solide Finanzgebahrung ermöglichen soll. Die zu besteuernden Objekte sollten Tabak, Wein und Stempel sein.

Leider hat nun aber in Steuerangelegenheiten das Centrum eine entscheidende Stimme im Reichstag, und diese Partei stemmt sich in demokratischer Popularitätshascherei mit aller Gewalt gegen die wohlüberlegten Pläne der Regierung, um aus kleinlichen und nichtigen Gründen die groß gedachte Reform durch kümmerliches Flickwerk zu ersetzen. Es sollen im Reich aus den verschiedensten Winkeln je ein paar Millionen zusammengescharrt und der dann immer noch fehlende Rest auf die Bundesstaaten abgewälzt und die Finanzen derselben noch weiter zerrüttet werden — eine politisch und finanziell gleich verkehrte und unzweckmäßige Maßregel. Neben der generellen Reform werden auch einzelne Steuern abgelehnt, die Tabaksteuer, die Weinsteuer, die Quittungssteuer — und nur die Börsensteuer findet Gnade vor der ultramontanen Kritik, obschon gar nicht daran zu denken ist, daß ihre Erträge auch nur annähernd das liefern werden, was man wirklich braucht.

Nicht erheblich besser als mit der Reichsfinanzreform steht es um die Forderungen der Landwirtschaft, speciell um das Programm der Bimetallisten. Wohl hat die preußische Regierung für Preußen einen Gesetzentwurf eingebracht, durch welchen Landwirtschaftskammern organisiert werden sollen. Ob aber diese Kammern Aussicht haben, mehr zu werden, als eine neue bureaukratische Instanz zu vielen anderen, kann nur die Zukunft lehren. Organe mit ständischer Unabhängigkeit passen eben in das moderne Verfassungsleben schlechterdings nicht hinein.

Wohl hat nun der preußische Landwirtschaftsminister, Herr v. Heyden, im Herrenhause eine Erklärung abgegeben, wonach man in leitenden Kreisen endlich den Börsen-Standpunkt der Unversöhnlichkeit in der Währungsfrage verläßt, die schweren Schädigungen des Nationalwohlstandes durch die Silberentwertung zugiebt und sich internationalen Vereinbarungen nicht mehr so abgeneigt zeigt, wie bisher. Aber trotz alledem wird mit immer gleicher rücksichtsloser Zähigkeit am russischen Handelsvertrag

festgehalten und hier das Interesse der Landwirtschaft in so freigebiger Weise preisgegeben, daß man den Eindruck nicht verliert, es werden Konzessionen gemacht, nicht um der Landwirtschaft zu helfen, sondern um Stimmen zu kaufen für den Vertrag mit St. Petersburg.

Hätten wir nun eine völlig unabhängige Rechte, etwa so wie sie in England besteht, so würde auch die Festigkeit und Entschlossenheit vorhanden sein, dennoch den für die Landwirte verderblichen Vertrag unter allen Umständen abzulehnen. Eine Zeit lang schien es auch fast, als wolle man hart werden. Aber neuerlich deuten alle Wetterzeichen darauf hin, daß man auf Grund von einigen mehr oder minder nennenswerthen Zugeständnissen sich wiederum fügen wird. Graf Mirbach erklärte bereits, daß er die Garantie dafür übernehmen wolle, daß die konservative Partei gern dem Vertrage ihre Zustimmung erteilen würde, wenn eine internationale Regelung der Silberfrage gewährleistet sei. Freilich könne man sich mit bloßen Zusagen nicht begnügen, sondern müsse Kautelen dafür schaffen Als solche brachte der Redner die Aufnahme einer sich an den Stand der russischen Valuta anlehnende Skala bei dem Import aus Rußland nach Deutschland in den Handelsvertrag in Vorschlag. Ohne diese Kautele sei der Vertrag völlig unannehmbar. Ob aber diese und die noch viel weiter gehenden Zugeständnisse des Grafen Kanitz nicht doch noch schließlich zu einem Kompromiß führen werden, das auch für die russischen Unterhändler annehmbar wird — dafür möchten wir eine Bürgschaft doch nur ungern übernehmen. Ueberdies wird jetzt schon in sehr wirksamer Weise mit der Behauptung operiert, daß Rußland es als bewußte Feindseligkeit empfinden müsse, wenn man ihm verweigern wollte, was man Rumänien und Serbien zugestanden habe.

Außer mit den großen aktualen Fragen der Steuerdeckung und der Handelsverträge hat sich der Reichstag auch mit einer Angelegenheit beschäftigt, die zwar nur nebensächlich *scheint*, mit dem Kapitel der *Konsumvereine*, die aber trotzdem in die socialpolitische Lage der Gegenwart tief hineinführt. Es ist eine Thatsache, die nicht wegzuleugnen ist, daß in den kleinen und mittleren Städten sich die kleineren Konsumvereine und in den Großstädten die Riesen-Vereine für ganze Berufsstände immer weiter ausbreiten. Die Offiziere und die Beamten haben bereits ihre Waarenhäuser, in denen sie alles haben können, was der Mensch bedarf. Jetzt ist nun auch die Gründung eines Warenhauses für *Aerzte* bereits soweit gediehen, daß es nächstens eröffnet werden kann. Ein Berliner Blatt berichtet darüber folgendes:

„Der zur Begründung eines solchen eingesetzte Ausschuß, bestehend aus den Herren Doktoren Becher, Hartmann und Küster, setzte sich nunmehr mit dem hiesigen Bankhause Anhalt und Wagner Nachf. behufs Finanzierung des Unternehmens in Verbindung. Hunderttausend Mark sind bisher auf privatem Wege von Aerzten gezeichnet, die ihre Mitgliedschaft bereits erklärt hatten. Weitere hunderttausend Mark werden den noch nicht beigetretenen Aerzten von dem genannten Bankhause als Zeichnungskapital überlassen. Das Grundkapital wird durch Aktien, welche auf den Inhaber lauten, zu je 1000 Mark gebildet. Der Reingewinn aus dem Unternehmen soll in folgender Weise vertheilt werden: 30 Prozent fließen dem Reservefonds zu; 10 Prozent werden dem Darlehnsfonds überwiesen, und von den verbleibenden 60 Prozent wird den Aktien eine Dividende bis zu fünf vom Hundert gewährt. Vorerst werden 25 Prozent der gezeichneten Beträge eingefordert. Das Warenhaus selbst soll in der nächsten Zeit eröffnet werden."

Interessant ist es nun zu beobachten, welche Stellung die verschiedenen Parteien und ihre Presse zu dieser wirtschaftlichen Entwicklung einnehmen. Ein konservatives Blatt fordert die Regierungen zu polizeilichem Einschreiten auf. „Da können" — bemerkt dasselbe — „unsere Kaufleute nun bald einpacken: denn wenn man Beamte, Offiziere und Aerzte vom Publikum der Städte abzieht, was bleibt da noch für die Kaufleute übrig? Das ist eine durch und durch ungesunde sociale Entwicklung, welche direkt der Socialdemokratie in die Hände arbeitet. Wann wird man das einsehen und dieser Entwicklung entgegentreten?" — Umgekehrt urteilt der socialdemokratische „Vorwärts", der die Notiz unter der Spitzmarke „Das Hineinwachsen in den Socialismus"

wiedergiebt und dann bemerkt: „Wir können uns über diese „großen Konsumvereine" nur freuen; sie sind zwar nicht socialistisch, aber sie zerstören einerseits eine Anzahl von Existenzen, die in der kapitalistischen Gesellschaft überflüssig sind; und anderenteils vereinfachen sie die gesellschaftliche Maschinerie, indem der Konsument direkter mit dem Produzenten in Verkehr tritt, und die Arbeit der Warenverteilung rationeller gestaltet wird. Die Zwischenhändler, die durch diese großen Konsumvereine beseitigt oder ausgemerzt werden, gehören nun aber den sogenannten „Mittelständen" an; und es kennzeichnet so recht die Unehrlichkeit und Heuchelei der konservativen Socialdemagogen, daß gerade sie, die den „dummen Bauern" sich als Erhalter des „Mittelstandes" vorstellen und anpreisen, die Hauptförderer dieser Konsumvereine sind — gerade wie weiland Schulze-Delitzsch, der auch für den „Mittelstand" schwärmte."

Wir unsererseits können auch dieser Entwicklung nur mit der oft von uns bekundeten Ansicht gegenübertreten, daß es nicht wohlgethan ist, sich großen elementaren Bewegungen hemmend in den Weg zu stellen, oder wenn es geschieht, darf es unseres Erachtens nur mit dem Wunsch geschehen, zu verlangsamen, nicht aber zu hindern, was sich doch nicht hindern läßt. Ja, wie gerne würde jeder Konservative den Mittelstand der Vergangenheit erhalten, wenn er sich nur erhalten ließe! Aber der Kapitalismus drängt überall auf den Großbetrieb hin, und wo der Vorteil winkt, setzt sich schließlich auch die Auffaugung der Kleinen durch die — Großen durch — und dann als naturgemäße Reaktion dagegen ein Stück Socialismus nach dem anderen.

Nun liegt gewiß kein Grund vor, dieser Entwicklung, weil sie doch unausbleiblich sei, etwa noch nachhelfen zu wollen durch beschleunigte Zerstörung der alten Mittelstände. Im einzelnen wird es auf der Basis derselben immer noch glückliche Existenzen geben und sie mögen dauern, so lange es dauert. Aber ebenso zwecklos ist es, Vogelstraußenpolitik zu treiben und Illusionen zu nähren von der doch nur im bescheidensten Umfange möglichen Rettbarkeit des alten Mittelstandes. Zumal wird, fürchten wir, die Polizei sehr wenig oder gar nichts ausrichten, desgleichen können gesetzliche Bestimmungen, wie sie der Reichstag plante, nur allzuleicht umgangen werden. Neben dem bestehenden sollte man daher vor allen Dingen die allmähliche Schaffung eines Mittelstandes der Zukunft ins Auge fassen und unaufhaltsame Bewegungen des politischen und ökonomischen Lebens nicht zu hemmen, sondern in rechte Wege zu leiten suchen. Der rechte führt aber in staatssocialistischer Richtung.

Dabei ist nun freilich mit schmerzlichem Bedauern nur zu konstatieren, daß weder der Kanzler noch der Staatssekretär jemals irgend eine Initiative auf dem ihnen völlig fremden Gebiet der socialen Frage ergreifen werden. Einer Anregung von maßgebender Stelle würde der militärisch geschulte Kanzler ja wohl folgen. Aber seit den Tagen der internationalen Arbeiterkonferenz und der „Kaiserdelegirten" ist es so völlig still geworden von aller socialpolitischen Anregung, daß man kaum zu hoffen wagt, es werde das im Sande verronnene Bächlein noch ein Mal wieder zu dem Strome werden, zu dem es werden müßte, wenn auf den Trümmern des alten ein neues Zeitalter anbrechen soll.

Zu allen anderen Konflikten hat es auch noch eine formal-politische Sache zwischen dem Bundesrat und dem Königreich Württemberg gegeben. Bei der Beratung der Weinsteuer erbat der württembergische Ministerpräsident von Mittnacht das Wort, um in ziemlich scharfen Worten gegen die Vorlage zu sprechen. Man habe hinsichtlich der Weinsteuer den Württembergern im Jahre 1870 zwar nicht gerade rechtlich bindende, aber doch ziemlich bündige Zusagen gemacht, daß der Wein als Steuerobjekt nicht herangezogen werden könne und solle; diese Zusage sei jetzt mißachtet worden.

Das Auftreten des bundesstaatlichen Ministers gegen den Weinsteuergesetzentwurf hat erklärlicher Weise das größte Aufsehen erregt. Eine so scharfe Bekämpfung eines vom Bundesrat genehmigten Gesetzentwurfes war noch niemals vorgekommen, ein

Präzedenzfall überhaupt liegt wohl nur insoweit vor, als einmal das majorisierte Preußen gegen die vom Bundesrat beschlossene Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig im Reichstage sprechen ließ. Damals wie heute haben die dissentierenden Staaten nur von einem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch gemacht, denn Artikel IX der Reichsverfassung lautet: „Jedes Mitglied des Bundesrates hat das Recht, im Reichstage zu erscheinen, und muß daselbst auf Verlangen jeder Zeit gehört werden, um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten, auch dann, wenn dieselben von der Majorität des Bundesrates nicht adoptiert worden sind." Wenn durch Vertagungsantrag des Herrn von Kardorff, welcher von der schwach besetzten Rechten unterstützt wurde, die Ausübung dieses Rechtes hätte getadelt werden sollen, so würden wir das Verhalten der Rechten für einen großen politischen Fehler und für einen Widerspruch gegen den föderativen Gedanken des Reiches gehalten haben. Im übrigen wäre es wohl politisch richtiger gewesen, eine Steuervorlage, die ohnehin nicht viel bringt, unter dem Widerspruch eines Staates, der sich in seinem Rechtsbewußtsein dadurch gekränkt fühlt, fallen zu lassen. Wenn das Reich erst anfängt, die Bundesstaaten gleichzeitig in ihrem Empfinden zu kränken und in ihren Finanzen zu zerrütten, so braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Partikularismus wachsen wird. Der unberechtigte Partikularismus ist aber ein so böser Erbfeind der Deutschen, daß er es an Gefährlichkeit und destruktiver Stärke mit unserem anderen Erbfeinde, mit den Franzosen, ebenbürtig aufnimmt. Die Politik „von der Hand in den Mund" ist ja heutzutage sehr populär und auch Graf Caprivi hat sich in dieser Hinsicht als Schüler des Fürsten Bismarck bekannt. Aber sie verführt nur allzuleicht, statt von den Zinsen vom Kapital zu leben. Momentane Erfolge stellen sich ja ein. Aber das Defizit wird sich gerade dann am empfindlichsten fühlbar machen, wenn es sich in kritischer Zeit um die höchsten Güter handelt.

* * *

Unter den europäischen Staaten ist leider das Königreich Italien in einer stark revolutionären Gärung.

Zunächst begann eine Reihe von Revolten auf der Insel Sizilien, dann aber pflanzte sich der Aufstand auch auf das Festland fort, oder richtiger brach in der Provinz Massa-Carrara neu und ursprünglich aus. An beiden Stellen hat die Regierung fest und energisch eingegriffen und mit Hülfe von Militär-Diktatur und Belagerungszustand die öffentliche Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt.

Ueber die Gründe der Bewegung völlig klar zu werden, ist nicht leicht, und um so schwerer, als die Urteile in Italien selbst weit auseinandergehen und bald französische Agenten, bald deutsche Socialisten als die Anstifter hingestellt, auch die Aufstände in Sizilien und in Massa auf ganz verschiedene Motive zurückgeführt werden. Immerhin ist so viel klar, daß der internationale Socialismus an beiden Stellen seine Hand im Spiel hat. In Sizilien mag etwas mehr als auf dem Festlande die naive Unzufriedenheit der Bauern mit den drückenden Steuern gewirkt haben — auch hier indeß haben die Socialisten unter dem Abgeordneten Defelice Proklamationen erlassen, die ebensowohl von den Herren Bebel und Liebknecht hätten verfaßt sein können, insofern sie allerlei kollektivistische Forderungen aufstellen, dabei übrigens in geschickter Weise an die Hauptbeschwerden der Bevölkerung anknüpfen, an die hohen Verbrauchssteuern und an die unerhörte Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft in den Schwefelbergwerken der Ostküste. Der Aufstand in Massa ist ein rein modern-industrieller, ein Streik, der im kälteren Norden sich ziemlich schweigend vollzogen haben würde, der aber im heißblütigen Italien sofort den Charakter der Revolution annimmt.

Wenn nun die italienische Regierung die Ruhe und Ordnung mit fester Hand wieder hergestellt hat, so ist das nach Lage der Dinge alles, was sie Ersprießliches thun

konnte. Zu ernsthafter Socialreform fehlen das Verständnis und die Machtmittel, ganz besonders auch das Verständnis im Volk. Was einzelne jetzt als Wohlthat verlangen, würden unzählige andere als Gewaltthat empfinden. Und was alle verstehen und dankbar annehmen würden, nämlich Brot und Arbeit, so gehören diese Dinge leider zu den unerreichbaren Idealen, an welche schon aus Gründen der Finanzkalamität nicht ein Mal von Weitem gedacht werden kann.

* * *

In Frankreich fand der Prozeß gegen den Anarchisten Vaillant, der bekanntlich das Bombenattentat in der Deputiertenkammer begangen hatte, statt. Vaillant wurde nach längeren Verhandlungen zum Tode verurteilt. In Frankreich freut sich die bessere Presse dieses Urteils. In Deutschland tritt als Fürsprecher für den Bombenwerfer mutig und unbefangen der „Vorwärts" auf. Zwar wagt das socialdemokratische Centralorgan nicht, für gänzliche Freisprechung des anarchistischen Gesinnungsgenossen zu plädieren; aber als Mörder will es ihn nicht behandelt, sondern nach den zukunftsstaatlichen Prinzipien in eine Irrenanstalt gebracht wissen. Ob die Franzosen nun auch wirklich die Energie haben werden, den Verurteilten hinzurichten, muß die Zukunft lehren. Manche Symptone deuten schon darauf hin, daß es wohl nicht der Fall sein und daß dieselbe Korruption, die den Kornelius Herz gerettet hat, allem Anschein nach auch dem Vaillant zu statten kommen und ihn über kurz oder lang entwischen oder doch begnadigen lassen wird.

Wirtschaftspolitik.

Man hatte für den Anfang des Jahres große Finanzoperationen erwartet, die sich an die französische Renten-Konversion anschließen würden. Das Konversionsgesetz sieht aber keine Beteiligung der Banken vor. Die 6790 Millionen Francs 4½prozentiger Rente sollen einfach in 3½prozentige umgewandelt werden, und da kaum ein Besitzer die Konversion verweigern und damit den Kursverlust bei einer Rückzahlung al pari übernehmen wird, so dürfte die ganze ungeheure Operation keinen nennenswerten Betrag an barem Gelde in Bewegung setzen. Die Pariser Börse sieht sich deshalb enttäuscht, und auch in Wien, wo man im Kielwasser der französischen Finanzoperationen einen beträchtlichen Fortschritt mit der Emission von Kronenrente machen zu können hoffte, dürfte eine Ernüchterung nicht ausbleiben.

In der Presse und im Parlament ist jetzt viel davon die Rede, daß die Berliner Börse ihre führende Stellung ganz an die Pariser Börse abgegeben habe, und daß dies eine schwere Schädigung Deutschlands bedeute. Selbst vom Regierungstische aus wird diese Auffassung vertreten. Es bedarf aber doch wohl keiner allzu weit zurückreichenden Erinnerung, um die Schiefheit dieser Auffassung zu erkennen. Wodurch hat die Berliner Börse ihre „führende Stellung" erworben? Einmal durch den gewaltigen Aufschwung der deutschen Industrie, den die Börse weder begünstigen, noch verhindern kann, dem sie einfach zu dienen hat. Sodann aber durch die Beteiligung unserer Emissionsbanken an allen ausländischen Anleihen, und diese waren in den letzten Jahren von der Art, daß England, Holland, Belgien und Frankreich das Risiko entweder gar nicht, oder doch nur zum Teil übernehmen wollten. Von dem ehemals so reich

gedeckten Tisch ist uns nur der Abhub zugefallen. Und auch mit diesem ist es nun zu Ende. Man nenne uns doch einmal den fremden Staat, mit dessen Anleihen der deutsche Markt noch beglückt werden könnte. Mit Rußland können wir in absehbarer Zeit keine Finanzgeschäfte mehr machen. Griechenland scheidet für die nächsten Jahre aus der Reihe der kreditfähigen Staaten aus. Serbien, Rumänien und Bulgarien haben ihren Kredit im Auslande erschöpft; jeder weitere Groschen wäre dort zum mindesten sehr unsicher angelegt. Italien muß die gefährliche Praxis, seine Zinsen mit neuen Kapitalschulden zu begleichen, endlich aufgeben. Spanien steht vor dem Bankerott, Portugal ist bankerott. Alle anderen europäischen Staaten bedürfen keines ausländischen Kredits mehr. Nach Amerika eine neue Kapitalausfuhr vorzunehmen, verbietet sich zunächst von selbst. Woher also sollte die Berliner Börse die Geschäfte nehmen, um sich mit ihren Umsätzen auf der bisherigen Höhe zu behaupten? — Paris befindet sich in gleicher Lage. Dort sind im vorigen Jahre die Emissionen ebenso hinter den früheren Ziffern zurückgeblieben, wie bei uns. Wenn auf den Erfolg der französischen Spekulation in der Italiener-Baisse als auf einen Beweis für die Ueberlegenheit der Pariser Börse hingewiesen wird, so ist das ganz unzutreffend. An dieser Baisse haben sich die italienischen und die deutschen Spekulanten mit den französischen um die Wette beteiligt, und bisher hat die italienische Regierung noch nichts gethan, um dieser verderblichen Bewegung durch Beseitigung der Ursachen ein Ende zu bereiten.

Die Ereignisse schreiten jetzt so schnell, daß es dem Berichterstatter einer Monatsschrift sehr schwer wird, auf Thatsachen zu verweisen; sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach längst überholt sein, wenn der Bericht in die Hände der Leser kommt. Und doch müssen wir an dieser Stelle auf die italienische Krisis eingehen. Sie droht sich zu einem Unglück für Deutschland auszuwachsen, gegen das die Katastrophen von Argentinien, Portugal und Griechenland ganz unbedeutende Vorkommnisse sein würden. Wohl ist nicht daran zu zweifeln, daß die jetzige Regierung große Anstrengungen machen wird, um die Zahlungsfähigkeit und damit die Großmachtstellung Italiens aufrecht zu erhalten. Das Parlament aber bietet für die nötigste Reform, die Entlastung der unteren Steuerstufen und die Einführung einer vernünftigen Einkommensteuer keine Majorität, und wir vermissen bis jetzt (20. Januar) sogar eine bindende Erklärung Crispis, daß er auf diese Reformen hinzielt. Er redet von sehr problematischen agrarischen Reformen, mit denen er dem Unheil in Sizilien beikommen will, und befolgt im Uebrigen gleich seinen Vorgängern die Taktik, vor dem Auslande die Revolution in Sizilien und Carrara als unbedeutende socialistische Zettelungen hinzustellen. Im Auslande aber kennt man den Zündstoff zu einer erbitterten socialen Revolution, der sich in Italien angehäuft hat, genau genug, um sich durch solche Beruhigungsversuche nicht täuschen zu lassen. Inzwischen verkracht eines der großen, dem Handel dienenden Kredit-Institute nach dem anderen. Der Zusammenbruch des Credito mobiliare riß nun auch die Banca generale ins Verderben. Selbst wenn man sie durch ein Moratorium und eine Hülfsaktion der Privatbanken und des Staates vor dem Aeußersten bewahrt, ist doch nun das Vertrauen aus dem inländischen und dem ausländischen Handelsverkehr Italiens gewichen, und es wird langen, sorgsamen Aufbauens bedürfen, bis die Folge dieses verhängnisvollen Zusammenbruches ausgeglichen sind. Der einmal eingerissene Pessimismus aber sieht vielmehr das Schlimmste voraus, und so viel läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß gar viel nicht mehr fehlt, um Italien zu einer Notstandsmaßregel zu zwingen. Sucht man nach jemand, den man für diese finanzielle Mißwirtschaft Italiens verantwortlich machen könnte, so ist es unmöglich, an Crispi vorbeizugehen. Er hat mit Kreditschwierigkeiten nie zu kämpfen gehabt und demgemäß denn auch aus dem Vollen gewirtschaftet. Seine Nachfolger fanden enorme Verpflichtungen vor und den Kredit erschöpft. Daß das Parlament ihn jetzt zurückverlangt hat, ist nur zu erklärlich; bedeutet doch seine Vergangenheit die „glänzendste" Periode in Italiens Finanzwirtschaft. Man klammert sich deshalb an seine Person, als ob er nur die Wünschelrute wieder

spielen zu lassen brauchte, um den alten Ueberfluß zurückzuzaubern und das Gespenst einer antiplutokratischen Steuerreform zu bannen. Wir fürchten, die Enttäuschung wird nicht ausbleiben. Selbst der engere Anschluß an England kann ihm keinen neuen Anleihe-Kredit verschaffen, wenn er nicht durch rationellere Verteilung der Steuerlasten die Leistungsfähigkeit Italiens erhöht. Es ist ganz müßig, zu untersuchen, wie viel französischer Chauvinismus zum Kurssturz der italienischen Rente beigetragen hat. Wäre diese Kursbewegung nicht innerlich begründet, so hätte es weder in Deutschland, noch in England an Abnehmern gefehlt. Wenn Vertreter der deutschen Regierung die Meinung aussprechen, die Londoner und die Berliner Börse hätten den Kurssturz aufhalten können, so eignen sie sich nur ein Argument an, mit dem unsere großen Banken gegen die angebliche „Knebelung" der Börse durch hohe Abgaben und einschneidende Reformen Stimmung zu machen versuchen.

Gegen die Börsenreform wird nun bei uns auf der ganzen Linie mobil gemacht. Die Börse wird vor sehr gewagten Mitteln nicht zurückschrecken. So weit wird sie wohl nicht gehen, wie einzelne Vertreter großer Banken in einer geheimen Versammlung vorschlugen, daß sie sich einige Zeit aller Ultimogeschäfte enthält oder gar die Börsenversammlungen unbesucht läßt. Damit würde sie unseres Erachtens nur einmal den Beweis liefern, daß es im Notfall auch ohne sie geht. Augenblicklich ist das Geschäft der Privatkapitalisten an der Börse äußerst gering. Dividendenpapiere sind mit wenigen Ausnahmen fast unverkäuflich, und wer nicht muß, hütet sich auch, jetzt zu verkaufen. Käufer sind fast nur für solide Anlagewerte vorhanden, und die lassen sich eine Zeit lang auch ohne Börse beschaffen. Während wir dies schreiben, rächt sich die Börse an der Regierung durch eine Baisse in dreiprozentigen Fonds. Sie will damit sagen, daß die Banken die zu erwartenden neuen dreiprozentigen Anleihen Preußens und des Reiches einfach unter den Tisch fallen lassen werden, wenn man ihnen an Reformen zu viel zumutet. Es käme auf einen Versuch an, ob ihnen dies gelingt. Doch scheint die Regierung vor dieser Eventualität, die allerdings Ausnahme-Maßregeln nötig machen würde, etwas zurückzuscheuen. Der Reichsschatzsekretär konnte nicht einmal in Aussicht stellen, daß dem Bericht der Börsen-Enquete-Kommission irgend eine gesetzgeberische Folge gegeben werde, und bestimmt auftretende Gerüchte wollten wissen, im Reichsamt des Innern sei eine sehr starke Strömung für eine Vertagung der Angelegenheit aufs unbestimmte hinaus. Wir verkennen nicht, daß eine Regierung, die es mit keiner Partei ganz verderben darf, wenn sie ihr wirtschaftliches Programm durchführen will, in dieser Frage schwer zu einem Entschluß kommen kann. Der Fehler liegt eben am Programm, das die auf anderen Gebieten als dem agrarischen stets nachgiebige konservative Partei zur grundsätzlichen Gegnerin haben muß.

Die Vorschläge der Börsen-Enquete-Kommission finden die Zustimmung der konservativen Presse zunächst noch nicht. Wir vermissen jede Schutzmaßregel gegen die Uebermacht der großen Banken. Wenn auch für die nächste Zukunft an eine rege Emissionsthätigkeit auf dem Gebiet der fremden Anleihen und der Aktiengründungen nicht zu denken ist, muß doch bei dieser nicht wiederkehrenden Gelegenheit das Nötige geschehen, um der Erzeugung einer verheerenden Spekulations-Epidemie vorzubeugen. Hierzu ist es unerläßlich, daß die Bestimmungen über ein Börsenregister, die von der Kommission lediglich für Termingeschäfte in Waren vorgeschlagen werden, auch auf die Fondsbörse ausgedehnt werden. Diese Bestimmungen sind das Wertvollste in dem ganzen Bericht. Daß die Vertreter der Großfinanz in der Kommission ihnen für die Produktenbörse zugestimmt haben, erklärt sich daraus, daß hier die outsiders in den meisten Fällen dem Großhandel nur hinderlich sind, während an der Fondsbörse das „Privatpublikum" mit seinen Ultimospekulationen fast unentbehrlich für den Erfolg der Emissionen ist.

Wir haben unsere Stellung zu diesen Fragen wiederholt dargelegt und wollen unsere Leser nicht eher wieder damit behelligen, bis die Reichs-Regierung mit einem

Gesetzesvorschlag hervortritt. Daß sie dies thun wird, hat der Reichsbankpräsident nunmehr in bestimmte Aussicht gestellt. Wir haben wohl in Zukunft nicht mit einer Börse zu rechnen, die wie bisher Führerin und Verführerin auf allen wirtschaftlichen Gebieten ist. Daß es mit den Emissionen ausländischer Werte vorläufig zu Ende ist, haben wir oben dargelegt. Auf industriellem Gebiete laufen die Gesellschaften mit beschränkter Haftung den Aktiengesellschaften immer mehr den Rang ab. In den 1¾ Jahren, die das Gesetz über diese Gesellschaftsform nunmehr besteht, sind in Deutschland 225 Gesellschaften m. b. H. gegründet worden mit einem Gesellschaftskapital von 100 Millionen Mark. Dies Kapital ist der Börse entzogen, und daher erklärt sich die wütende Gegnerschaft der Bank- und Börsenkreise gegen die ganze Institution. Wir verkennen die Gefahr nicht, daß auch mit dieser neuen Einrichtung ein böser Schwindel getrieben werden kann. Die beschränkte Haftung kann und wird zu gewagten Unternehmungen, die unterbleiben würden, wenn die Teilnehmer mit ihrem ganzen Vermögen haften müßten, Veranlassung geben. Aber diese Möglichkeit teilen die neuen Gesellschaften mit den alten Aktiengesellschaften. Die Erfahrung muß lehren, welche Kautelen getroffen werden können, um dem Schwindel vorzubeugen. Einstweilen überwiegen die Vorteile der billigeren Gründung und der Unabhängigkeit von der Börsenspekulation sehr zu Gunsten der Gesellschaften m. b. H.

Die von der Thronrede des Königs von Preußen und dem preußischen Landwirtschafts-Minister in Aussicht gestellte Agrar-Reform bedroht die Börse auf dem wichtigen Gebiete des Hypotheken-Bankgeschäftes. Noch sind die Andeutungen über diese Reform so dunkel, daß sich bestimmte Erwartungen nicht daran knüpfen lassen. Ob nun aber eine Art Verstaatlichung des Grundkredits oder eine obligatorische genossenschaftliche Organisation desselben beschlossen werden wird, so viel ist sicher, daß die freie Bewegung des Handels mit Kapital sehr eingeschränkt werden würde.

Das hat auch seine sehr bedenklichen Seiten. Der Staat kann, wie er heute ist, nicht zugleich das ganze Verkehrswesen und die agrarische Kreditwirtschaft auf seine Schultern nehmen. Dazu ist der staatssocialistische Gedanke noch nicht genug Gemeingut der politischen Faktoren geworden. Für die Uebergangszeit würde es sich daher wohl empfehlen, wenigstens den Ausbau des Eisenbahn- und Kanalnetzes, die dringend notwendige Vermehrung der Häfen und Umschlagsplätze an der durch den Nordostsee-Kanal aufgeschlossenen Ostseeküste der privaten oder kommunalen Initiative zu überlassen. Man kann alle diese Unternehmungen, die der Allgemeinheit zu dienen bestimmt sind, sehr wohl auch so gestalten, daß sie sich rentieren, also eines Staatszuschusses à fonds perdu nicht bedürfen. Die enormen, in den Bankinstituten angesammelten Kapitalien fänden dabei eine vorteilhafte Verwendungsgelegenheit.

Was die finanziellen Beziehungen zum Auslande betrifft, so werden wir uns nun wohl endlich die Praxis der Engländer und Niederländer aneignen müssen, die mit ihrem überschüssigen Kapital im Auslande arbeiten, ohne es aus der Hand zu geben. Bei uns haben sich die Banken meist damit begnügt, Aktien und Obligationen ausländischer Gesellschaften zu emittieren, und wenn diese Gesellschaften, die meist so zweifelhafter Qualität waren, daß sie in ihrem Heimatlande keinen Kredit genossen, auf Abwege gerieten, so blieb den deutschen Aktien- und Bondsinhabern nichts übrig, als dem Verlust ihres Geldes thatenlos nachzublicken. Nur einige im Auslande arbeitende Eisenbahngesellschaften haben in Deutschland ihr Domizil, sind also dem deutschen Aktionär nach deutschen Gesetzen verantwortlich, beschäftigen auch deutsche Ingenieure und verwenden deutsches Material. Das sind Ausnahmen, die zur Regel werden müssen.

Wir glauben nicht, daß in der nächsten Zukunft großer Mangel an Verwendungszwecken im Inland viel deutsches Kapital zur Auswanderung zwingen wird. Solche Zeiten können und werden aber eintreten. Ja, wer die Tendenz der Entwicklung unserer kapitalistischen Produktion ohne Voreingenommenheit beobachtet, der wird zugeben, daß sie sich mit zunehmender Geschwindigkeit ihren äußersten Grenzen nähert,

Digitized by Google

und je mehr die Erkenntnis dieser Entwicklung sich verbreitet, desto allgemeiner wird die Ueberzeugung werden, daß es Zeit wird, neue Formen der Produktionsweise sich einleben und bewähren zu lassen. Worüber heute die Theoretiker sich streiten und wofür die socialistischen Parteien sich erhitzen, das wird vielleicht in der Praxis fast unmerklich zur Thatsache werden, — anders wohl, als sich irgend jemand heute vorstellen kann, aber doch wie eine aus dem geheimnisvollen Wachstum der menschlichen Erkenntnis organisch erzeugte Frucht. Auch die gegenwärtige wirtschaftliche und legislatorische Krisis wird sich dann als eine Periode des fortschreitenden Wachstums dieser Frucht erkennen lassen. Die wir es mit erleben, empfinden nur den Schmerz und das Unbehagen, durch das alles Werdende den absterbenden Organismus erfüllt. Aber wir werden nicht umsonst gelitten und gekämpft haben.

Berlin, den 20. Januar 1894.

Dr. Th. Müller-Fürer.

Kolonialpolitik.

Selten hat die koloniale Lage ein so verworrenes und unruhiges Bild gezeigt, wie zu Anfang dieses Jahres. In Südwestafrika die völlige Ohnmacht der deutschen Schutztruppe, ohne daß man von Verstärkungen oder sonst durchgreifenden Maßregeln der Reichsregierung hört, in Kamerun die Meuterei der Polizeitruppe, deren eine Hälfte mit ihren Weibern das Gouvernement stürmt und den deutschen Richter ermordet, in Ostafrika tiefgehende Differenzen des Reichskommissars von Wißmann mit dem Gouvernement und dem Antisklavereikomitee. — Das ergiebt einen Gesammteindruck, um den wir das Auswärtige Amt in Berlin nicht beneiden, zumal auch die Verhandlungen mit den französischen Delegierten über die Kamerun-Hinterlandfrage wenig Hoffnung auf einen baldigen Abschluß bieten. Nun sind zwar von Kamerun weitere ungünstige Nachrichten nicht zu erwarten, außer den Detailberichten über die Meuterei, auch wird vorläufig die Anwesenheit der ausgesandten Seesoldaten das Ihrige zur Beruhigung des Zustandes beitragen; aber die Bedeutung der letzten peinlichen Vorgänge liegt auch nicht in der Situation, die sie geschaffen haben, sondern in dem Rückschluß, den man vom kolonialpolitischen Standpunkt aus auf die Anschauungen unserer kolonialen Behörden ziehen muß. Es ist in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig, wann und in welchem Grade in Kamerun und in Südwestafrika eine Besserung eintritt, sobald man nur sieht, daß man an maßgebender Stelle in Berlin diejenigen Prinzipien fallen läßt, deren Verkehrtheit nun nicht ernsthaft mehr geleugnet werden kann. Inwiefern das aber der Fall ist, wollen wir, soweit eine Beurteilung möglich, erörtern.

Man hatte in Kamerun eine Polizeitruppe, die nach der hierin gutunterrichteten Köln. Ztg. zuletzt 137 Mann zählte, gebildet. Unter Führung des in Kamerun als sehr energisch bekannten Gerichts-Assessors Wehlau hatte diese Truppe noch im Jahre 1893 sich als kriegsbrauchbar bewährt, indem sie eine technisch sehr schwierige Unternehmung gegen die aufständischen Bakokos unter gefährlichen „Buschgefechten" mit Erfolg durchführte. Unter dem Eindruck dieses Erfolges mochte der Gouverneur Zimmerer das Zutrauen hegen, daß die Polizeitruppe auch fernerhin die Sicherheit im Kameruner Schutzgebiet garantiere. Diese Zuversicht hat sich als falsch erwiesen. Pr.-Lieutenant Haering, der zuletzt das Kommando der Schutztruppe führte, war durch Krankheit verhindert, die hier doppelt wichtige Disziplin aufrecht zu erhalten. Und so kam denn Mitte Dezember eine Gährung zu blutigem Durchbruch, die in ihren Ursachen nicht genügend berücksichtigt zu haben der verantwortliche Gouverneur Zimmerer allerdings

beschuldigt werden muß. Wir verwahren uns, wenn wir einen solchen Vorwurf erheben, nachdrücklich dagegen, etwa mit dem bekannten „Vertrauensmann" Eugen Wolf auf eine Stufe gestellt zu werden. Wir schwärmen weder für eine flotte Militärwirtschaft mit „civilem kaufmännischen Beirat", noch hegen wir persönlichen Haß oder irgendwelche Abneigung gegen das Kameruner Gouvernement. Aber wir müssen es als einen schwerwiegenden Fehler bezeichnen, wenn einer Anzahl freigekaufter Sklaven mehrere Jahre hindurch zugemutet wird, den beschwerlichen Militärdienst zu leisten und mit bloßer Verpflegung oder doch mit einem minimalen Solde — 5 Mark pro Monat! — zufrieden zu sein, weil sie den Preis, für den sie losgekauft sind, durch jahrelangen Dienst „abverdienen" sollen. Das bedeutet nicht nur eine Verkennung des Negernaturells, bei dem die Befreiung vom Sklavendienst sehr gering wertet, wenn die Folge dieser Befreiung Strapazen und Gefahren mit geringem Solde sind, sondern das läßt auf eine gründliche Unterschätzung jenes psychologischen Moments schließen, das bei allen Truppen, weißen und schwarzen, unentbehrlich ist für die Zuverlässigkeit des Soldaten, nämlich eine gewisse Zufriedenheit mit seinem Lose. Daß diese Vorbedingung nicht erfüllt wurde, wenn die 50 bis 60 Losgekauften nun schon im dritten Jahre pro Tag 17 Pfennige erhielten, während die frei Angeworbenen 1 Mark bis 1,25 Mark bekommen, das mußte der Gouverneur berücksichtigen. Er hätte den bisherigen Zustand dulden können, wenn die 137 Mann in einem größeren Verbande, wie etwa die 1500 Mann Schutztruppe von Ostafrika, gestanden hätten; aber dieser Polizeitruppe die Sicherheit der ganzen Kamerunkolonie zu überlassen, das ist entweder ein gefährlicher Mangel an militärischer Einsicht oder an Gewissenhaftigkeit — eine Alternative, die wir gar nicht zu entscheiden brauchen, um sie mit der hohen Verantwortlichkeit des Gouverneurpostens als unvereinbar zu erachten. Dazu kommt noch eins: der Wunsch nach Kostenersparnis. Wir können nicht entscheiden, ob dieser nicht vielleicht im Auswärtigen Amt zu Berlin seine Heimat hat; wir vermuten es aber, weil wir wissen, wie gern Graf Caprivi die Angriffe der Linken auf eine kostspielige Kolonialpolitik vermeidet und weil ihm vielleicht auch Kamerun eben insofern sympatisch war, weil es bis vor Kurzem wenig hochpolitische Fragen zu bergen und als Kolonie ohne Reichszuschuß den Angriffen der Kolonialgegner keinen Ansatzpunkt zu bieten schien. Das sollte denn wohl auch so bleiben; daher der Militäretat von 28000 Mark pro Jahr und der Expeditions- und Stationsfonds von 60000 Mark, die im neuen Etat sogar auf 40000 Mark verringert sind, trotzdem der Gouverneur sich sagen mußte, daß die bisherigen Mißerfolge im Hinterland bei noch geringeren Mitteln im künftigen Etatjahr sich wiederholen werden. Wenn man sich aber fragen muß, wie der Gouverneur die militärischen Verhältnisse verantworten und wie er den neuen noch unzulänglicheren Etat mit gutem Gewissen vorschlagen konnte, dann meinen wir, läßt sich die Ueberzeugung nicht mehr von der Hand weisen, daß Gouverneur Zimmerer nicht an seinem Platze ist. Mochte er glauben, der in Berlin sicherlich vorherrschenden Tendenz, keinen Reichszuschuß für Kamerun zu verlangen, nachgeben zu sollen oder nicht, die Verantwortung ruht allein auf seinem Verhalten; kann ein höherer Beamter nicht die nötigen Mittel für die ihm anvertraute Behörde erhalten, so nimmt er seinen Abschied — oder er nimmt die Folgen auf sich. Setzen wir aber den Fall, ein Gouverneur von politischer Anlage wie Emin Pascha oder Dr. Peters hätte an der Spitze der Kamerunkolonie gestanden, so zweifeln wir nicht, daß sie ihren ganzen Einfluß aufgeboten hätten, um eine leistungsfähige Schutztruppe bilden und besolden zu können, daß sie vor allen Dingen die für die Zukunft Kameruns entscheidende Hinterlandsfrage durch selbstgeführte Expeditionen zu lösen versucht und sich unter keinen Umständen mit den Rückschlägen im Hinterlande und der wahrhaft kläglichen Position, welche dort die deutsche Nation den Erfolgen der Engländer und Franzosen gegenüber einnehmen muß, zufrieden gegeben hätten. Sobald die Nachricht von dem Vordringen der Franzosen in das deutsche Schutzgebiet am oberen Sangha eintraf, mußte eine deutsche Regierungsexpedition unter Führung des Gouverneurs den

Thatbestand und die geographische Lage der Schauplätze der stattgehabten Grenzverletzungen feststellen, längst schon hätte der Gouverneur mit einer mehrere Hundert Mann zählenden Begleitung auf dem Landwege und dem Mbamfluß entlang die künftige Handelsstraße nach Ngaundere und nach Jola, der Hauptstadt Adamauas, eröffnen müssen, kurz er mußte um jeden Preis die hervorragende politische Lage Kameruns benutzen, um für die Zukunft den deutschen Einfluß im Hinterlande sicherzustellen. Hätte sich Kamerun in französischen oder englischen Händen befunden, so würde heute keine Verhandlung über die politische Zugehörigkeit von Adamaua und Bagirmi möglich sein, man hätte eben einige Millionen geopfert und sich die Oberherrschaft im Hinterlande und in den Ländern des Tschadsees und Schari gesichert.

Jetzt besteht die einzige Hoffnung einer halbwegs befriedigenden Lösung der Hinterlandverhandlungen mit Frankreich in der Aussicht, daß die Verhandlungen abgebrochen werden; was bisher von den französischen Forderungen bekannt geworden ist, kann eigentlich kaum anders als eine Beleidigung der deutschen Nation aufgefaßt werden. Dahin hat die billige Passivpolitik Zimmerer-Caprivi geführt.

Hoffen wir nur, daß die Katastrophe an der Küste, die fraglos nun doch endlich einen Reichszuschuß für die jetzt im Gange befindlichen Neuanwerbungen erforderlich macht und so das unselige bisherige Prinzip durchbricht, auch die verhängnisvolle Abneigung gegen größere Aufwendungen für militärische Entfaltung im Hinterlande aufhebt. Das wäre doch wenigstens das Gute, welches jene Blamage des Polizei-Aufstandes haben kann. Dann wird sich auch von selbst das Kapital finden, um den Hinterlandhandel von Kamerun nach Adamaua und Bagirmi in die Hand zu nehmen. Die neugegründete Kamerun-Hinterland-Gesellschaft kann in dieser Hinsicht eine hochbedeutsame und gewinnbringende Unternehmung werden; Sache der Regierung wird es sein, den Handelskarawanen wenigstens soweit Schutz zu gewähren, daß sie ungefährdet die Küstenregion passieren, das Hochland, am besten dem Flußlauf des Mbam entlang, erreichen können, um von dort aus unter dem Schutz des Sultanats Adamaua weiter vorzudringen. Ob eine solche Sicherung des deutschen Handels in das neue Aktionsprogramm aufgenommen ist, muß sich in wenigen Monaten zeigen; viel Zutrauen hegen wir nicht, wird auch Hauptmann Morgen Schutztruppen-Kommandeur, was wir mit Freude begrüßen — Herr Zimmerer ist geblieben.

Wenn sich in Kamerun die Situation schon vor dem Eintreffen der Seesoldaten soweit beruhigt hat, daß von einer Gefahr für die Europäer keine Rede mehr sein kann, falls nicht unerwartete Zwischenfälle eintreten, hat sich die Lage in Deutschsüdwestafrika nicht verbessert. Zwar meldet ein Telegramm des Reichskommissars von einem Erfolge über die Witbooyschen am Gansberge, wobei 40 Pferde und auch Vieh von der Schutztruppe erbeutet ist, aber es ist nicht einmal bekannt, ob Hendrik Witbooy selbst bei diesem Kampfe beteiligt gewesen ist, geschweige daß seine Gefangennahme gelungen wäre. Nun ist es ja auch hier möglich, daß endlich der langersehnte Umschwung zu Gunsten des deutschen Einflusses eintritt, wenn es nämlich gelingt, des Führers des Aufstandes sich zu bemächtigen, aber man muß gefaßt sein auf eine noch längere Ausdehnung des Krieges. Gerade die letzten Nachrichten, wie der Brief eines im südlichen Schutzgebiete angesiedelten Deutschen an das Zwickauer Wochenblatt, ist geeignet, die ganze Misère der deutschen „Herrschaft" klar zu legen. Auch dieser Briefschreiber ist von seiner Ansiedlung, „seinem kleinen Paradiese", vertrieben und befindet sich jetzt auf englischem Gebiet am Oranjefluß. Ueberdies wird auch berichtet, daß die Swakopmündung, der vielbesprochene „Zukunftshafen", preisgegeben sei – alles Vorgänge, die schon wie die Zerstörung von Kubub beweisen, daß nicht nur einzelne Bezirke, sondern das ganze Schutzgebiet sich im Zustand der Anarchie befindet. Wir wissen nicht, welche Instruktionen Major Leutwein in Berlin erhalten hat; hoffentlich aber braucht er keine Ersparnisse im Telegraphieren zu machen. Sollte sich die Ungewißheit, ob Major von François zur Bewältigung seiner Aufgabe fähig ist oder nicht, noch längere Wochen, etwa bis

zum Eintreffen „ausführlicher" Briefe Leutweins, hinziehen, so müssen wir gestehen, daß solch ein Zustand für jeden Deutschen mit einigem Nationalstolz kaum erträglich ist. Wir meinen, wo die Verhöhnung der deutschen Herrschaft im eigenen Schutzgebiet offen und dreist gewagt wird und wo nur das Vertrauen auf die Ohnmacht des deutschen Militärs Gräuel und Zerstörung über die Stätten jahrelangen Fleißes und bewunderungswürdiger Ausdauer deutscher Bauern und Missionare bringt, da wäre ein Zuwarten nicht mehr am Platz. Wenn die schnelle Aussendung des Seebataillons nach Kamerun und die Absendung des Hauptmanns Morgen zur Anwerbung zuverlässigen Truppenmaterials die Aussicht eröffnen, daß man endlich sich zu Ausgaben entschließt, die eine Besserung herbeiführen sollen, so meinen wir nicht zu weit zu gehen, wenn wir nicht minder durchgreifende Maßregeln fordern, wo es gilt, keine leichtgebauten Faktoreien und schnell ersetzbare Pflanzungen, sondern deutsche Bauernhöfe vor der Vernichtung zu bewahren. Daß im übrigen auch die Erörterung der Frage nach Ursache und Verschulden dieser Mißstände im Mutterlande nicht verschwinden wird, dafür scheint die Kolonialgesellschaft für Deutschsüdwestafrika sorgen zu wollen, indem sie ihre Verluste in Kubub von der Reichsregierung wegen zugesagten und nicht gewährten Schutzes geltend machen will. Wenn wir diesem Vorgehen auch keinen Erfolg in rechtlicher Hinsicht beimessen, so glauben wir allerdings, daß eine genauere und öffentlichere Untersuchung der „Schuldfrage" die Folge sein, insofern auch eine gründlichere Besserung eintreten könnte. Freilich ist der Prozeß noch nicht angestrengt, und deshalb empfiehlt es sich, nicht zu viel davon zu erwarten.

Heftige Vorwürfe des Reichskommissars von Wißmann gegen das Antisklavereikomitee haben neuerdings die Presse beschäftigt. Wißmann beklagt sich über die Vorenthaltung der nötigsten Mittel zum Schluß seiner Expedition, so daß er Privatmittel habe aufwenden müssen, um seine Sudanesen abzulöhnen. Auf der anderen Seite wird ihm ziemlich unverblümt Verschwendung und auch sein Zug nach dem Tanganyika als auftragwidrig vorgeworfen. Entscheiden läßt sich der Streit erst, wenn die Zwecke bekannt sein werden, zu denen die allerdings hohen Summen beim Dampfertransport verbraucht sind. Unerquicklich wird dieser Zwist sicherlich werden, um so mehr, wenn in der That zu „flotte Wirtschaft" auf seiten Wißmanns nachgewiesen werden sollte. Jede Post aus Afrika zeigt, daß trotz den großen Kulturfortschritten in unseren Schutzgebieten die Militärfrage die wichtigste bleibt. Treten Kräfte wie Wißmann zurück, so ist das in jedem Falle ein Verlust für die deutsche Kolonialpolitik. Hoffentlich bleibt wenigstens Dr. Peters bei der Fahne, Männer von solcher Energie garantieren am ersten Erfolge; ihre Verwendung ist Sache und Pflicht der Regierung.

Der kirchliche Monatsbericht fällt diesmal aus.

Noch einmal der Spieler-Prozeß.

(Eingesandt.)

In der Konservativen Monatsschrift vom Dezember ist unter „Kirche" im Anschluß an den Hannoverschen Prozeß einiges gesagt, was nicht ganz zutreffend erscheint und unseren Offizierstand m. E. in ein falsches Licht rückt. Schreiber dieses hat 18 Jahre in einem Garde-Kavallerie-Regiment gestanden, war auch auf Reitschule in Hannover

Digitized by Google

und ist so gewissermaßen Sachverständiger. Das Spiel (es ist natürlich nur vom Hasardspiel die Rede) hat, so weit es innerhalb des Offiziercorps betrieben wird, nicht zu-, sondern erheblich abgenommen. Unsere Väter und Großväter haben innerhalb der Offiziercorps weit mehr gespielt, als die jetzige Generation. Früher gehörte das Spiel zum guten Ton, jetzt ist das Gegenteil der Fall. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß heute in den Offiziercorps (Ausnahmen natürlich zugegeben) nicht mehr gespielt wird, und wo dies dennoch geschieht, geschieht es nur von Einzelnen, und von diesen heimlich. Außerhalb der Offiziercorps hat das Spiel dagegen unstreitig zugenommen, aber wird hier naturgemäß nur von Wenigen ausgeübt. Die Offiziercorps in ihrer Gesamtheit bleiben hiervon unberührt. Daß außerhalb der Offiziercorps mehr als sonst gespielt wird, liegt daran, daß aus den Gesellschaftskreisen, in denen die Offiziere zum Teil verkehren, der solide Ton mehr geschwunden ist, und daß die Offiziere leider weniger wählerisch in der Auswahl der Gesellschaftskreise geworden sind, dann aber zum großen Teil an der Ausartung der Rennen. Dies näher zu beleuchten, würde zu weit führen; ich will nur erwähnen, daß sich schon oft Stimmen aus Offizierkreisen gegen diese „Renn- und Völkerfeste", wie sie heute beliebt werden, erhoben haben. Der „olle ehrliche Seemann" und Konsorten warfen schon lange ihre unheimlichen Schatten voraus, bis sie endlich in Hannover, aller Welt sichtbar, die Opfer in den Krallen hatten. Auf der Reitschule besteht kein fest geschlossenes Offiziercorps; der Corpsgeist und der Sinn für die Verantwortung, welche jeder einzelne Offizier für sein Offiziercorps sonst fühlt, ist hier nicht vorhanden. Auf der Reitschule wird jetzt aber auch durchaus nicht mehr gespielt als früher, nur haben die Wucherer und Falschspieler dort mehr ihre Zelte aufgeschlagen; dadurch sind die verlorenen Summen zum Teil größer und der Schmutz, der an ihnen klebt, ist viel schmutziger geworden.

In dem Artikel der Kons. Monatsschrift heißt es nun wörtlich: „Der einzelne, bes. der junge Offizier ist oft gar nicht im Stande, sich dem Spiele zu entziehen, wenn es zum guten Tone im Regiment gehört, wenn etwa der Rittmeister oder die Frau Oberst das Spiel liebt und es demgemäß in den Gesellschaften getrieben wird. Das sind zunächst nicht immer gesetzlich verbotene Dinge, aber man weiß ja, wie leicht da die Grenze überschritten wird. Nun befindet sich der junge Offizier in der eigentümlichen Lage, daß er schon auf einem anderen Gebiete durch die in den Offizierkreisen herrschenden Ansichten zu gesetzwidrigen Handlungen gezwungen wird, — ich meine das Duell. Er muß den Abschied nehmen, wenn er sich nicht schießt, und schießt er sich, so bekommt er Festungsstrafe. In eine ganz ähnliche Lage aber kann man kommen durch seine Verweigerung der Beteiligung am Spiel; er begeht entweder eine strafbare Handlung, die seine Existenz ruiniert, oder er verweigert dieselbe und wird dadurch unkameradschaftlich und ein Spielverderber. Ist es ihm wirklich sehr zu verargen, wenn er dann die Parallele mit dem Duell zieht und die gesetzlich strafbare Handlung vorzieht?"

Der Herr Verfasser hat hier bei seinen Ausführungen ein einzelnes Offiziercorps, welches mir auch bekannt ist, im Auge gehabt. Hier sind seine Ausführungen in der That nicht ganz unzutreffend, wenn auch m. E. zu weit gehend. Ich kann versichern, daß wir es hier mit einer Ausnahme zu thun hatten, wie sie ja leider mal vorkommen kann. Es würde aber ganz irrtümlich sein, wollte man von diesem auf das Allgemeine schließen.

Dem Schaden ist übrigens jetzt auch in dem in Rede stehenden Offiziercorps gründlich und schnell abgeholfen worden. Die nun zwischen Spiel und Duell gezogene Parallele ist keinesfalls, auch nicht in dem eben genannten Falle, zutreffend. Eine Herausforderung zum Duell zu verweigern, gilt als unehrenhaft; durch die Verweigerung am Spiel wird aber niemals ein Offizier unkameradschaftlich. Das wäre ja entsetzlich, wenn unsere Offiziere moralisch so herunter gekommen wären. Das sind sie aber, Gott sei Dank, nicht im Entferntesten; jeder Offizier weiß und richtet sich heute mehr als je darnach, daß das Spiel innerhalb der Offiziercorps der Ruin der Kameradschaft ist,

sodaß der Offizier, der dennoch hier spielt, viel eher als unkameradschaftlich gilt und mit mißtrauischen Augen angesehen wird.

Ich glaube der guten Sache und damit auch der Kons. Monatsschrift zu dienen, wenn ich mir in Vorstehendem erlaubt habe, einigen Ausführungen des Artikels auf Grund meiner Kenntnisse entgegen zu treten. Der auch von mir hochverehrte Herr Verfasser des besprochenen Artikels wird mir dies gewiß auch nicht übel nehmen.

H. v. R.

Kirchliche Litteratur.

Der „lutherische Bücherverein", welcher seit 1890 besteht, hat es sich unter Leitung des Pastors Dr. Schmidt in Elberfeld zur Aufgabe gemacht, „für Verbreitung guter Schriften zu sorgen, welche geeignet sind, das Recht der evangelisch-lutherischen Kirche wider allerlei falsches Kirchentum zu verantworten, mit ihrer Lehre und Geschichte bekannt zu machen und ihre Glieder in der kirchlichen Treue zu bestärken." Ref. hat im Januarhefte die „Blätter des Hugenottenvereins" mit empfehlenden Worten angezeigt, obwohl er selbst den Standpunkt der Hugenotten keineswegs teilt, so will er denn auch diesem litterarischen Unternehmen der separierten Lutheraner (Breslauer) ein warmes Wort reden, obwohl er nicht zu ihnen gehört, noch auch je äußerliche Beziehungen zu ihnen gehabt hat, wenn es ihm auch an innerlicher Sympathie für sie nie gefehlt hat. Zwei Publikationen des Vereins habe ich schon früher zur Anzeige gebracht, nämlich: 1) „Der Unionskampf des Pastors Julius Nagel", zu welcher Anzeige allerdings die Redaktion ihren abweichenden Standpunkt betont hat; und 2) „Fest zur Fahne" von Rocholl. Inzwischen sind nun wieder zwei größere Schriften erschienen, nämlich das „Leben Eduard Kellners" von Froböß und „Edle Frauen." Acht Frauenbilder mit Vorwort von Rocholl. Das Buch von Froböß wirft auf Kellner und auf die traurigen Vorgänge in Hönigern allerdings ein ganz anderes Licht, als man es aus dem bekannten Una Sancta von Wangemann empfängt. Ref. glaubt indessen dem Pastor Froböß mehr als dem Missionsdirektor Wangemann, und er wird es sich nicht nehmen lassen, von einer „Verfolgung" der Lutheraner in Preußen ums Jahr 1834 zu reden. Wie damals in schweren Jahren edle Frauen den verfolgten Lutheranern gedient haben, was sie auch noch später, als den „Breslauern" wenigstens staatliche Duldung durch Friedrich Wilhelm IV. gewährt war, den kleinen und oft armen Gemeinden gewesen sind, erzählt das andere liebliche Büchlein, welches zwar nicht ganz von Rocholl geschrieben ist, in welchem man aber allenthalben seinen feinen Sinn bemerkt. Verschiedenen preußischen Provinzen gehörten diese Frauen an, eins waren sie darin, daß sie den Heiland lieb hatten und ihm dienen wollten. Nach Schlesien führen uns die Lebensbilder von Auguste Kellner geb. Preuß (1805—1841), Eleonore von Henkel-Donnersmark († 1857); Ferdinande von Richthofen, geb. von Kulisch (1807—1885); Ferdinande von Prittwitz (1819—1886); Sophie von Löbbecke geb. von Schwarz (1802—1891). An das geistliche Wachsen und Kämpfen am pommerschen Ostseestrande erinnern die Lebensbilder von Emilie von Puttkamer, geb. von Below (1796—1879) und Emilie von Zitzewitz, geb. von Zanthier († 1862). Das letzte Lebensbild unseres Buches, das von Amalie Focke, geb. Jakobi (1802—1872), führt in die Rheinlande. Rocholl schließt seine Vorrede mit den Worten: „und nun gehe das Buch hinaus, um in kleinen, um auch in größeren Kreisen, wie Gott will, um überall dort zu dienen, wo man im Stande und geneigt ist, Geschichte vorurteilsfrei auf sich wirken zu lassen." Das sei auch mein Wunsch für das hübsche Büchlein.

J. P.

Digitized by Google

Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

Berlin, Ende Januar 1894.

„Passiert" ist ja so mancherlei schon im neuen Jahre, und speciell in Berlin fehlt es nie an Ereignissen und Neuigkeiten. Der tiefere Betrachter freilich kann in diesen Neuigkeiten nur in seltenen Fällen noch das neue Moment entdecken. Das Leben der großen Städte wickelt sich vielleicht noch mechanischer, „uhrwerksmäßiger" ab, als das der kleinen. Diese kennen noch große, ungewöhnliche Ereignisse. Ein berühmter Gast, der im Stadttheater auftritt, eine berühmte Sängerin, ein Mord oder gar Selbstmord — all das und vieles andere versetzt die Bewohner kleiner Städte in hochgradige Aufregung, wird Tage, Wochen, Monate lang eifrig besprochen. In den großen Centren dagegen erwecken eigentlich nur noch bedeutsame politische Ereignisse tiefer gehendes Interesse, und diese sind doch nicht lokaler Natur, gehen vielmehr die ganze Nation an Das Leben der Großstädte ist dem Chronos vergleichbar: es verzehrt seine eigenen Ausgeburten.

Wenn ich an die Versammlung der Arbeitslosen erinnere, die hier kürzlich stattgefunden und den „Blauen" Gelegenheit gegeben hat, „einmal gründlich loszuhauen", was ist denn neues dabei? Das wiederholt sich seit Jahren hier mit trostloser Regelmäßigkeit. Oder wenn ich auf das Duell im Grunewald anspiele, in welchem der eine der Duellanten, ein Arzt, sein Leben eingebüßt hat, — welchen Berliner hat dieser Fall auch nur einigermaßen erregt, namentlich, nachdem es bekannt geworden, daß der Streit um schöner Augen willen entbrannt ist? Oder wenn ich den Ueberfall des Malers Max Klinger in der Redaktion des „Berliner Tageblatts" erwähne, jenen Ueberfall, der um so roher ist, als er sich gegen einen völlig Unschuldigen richtete und ohne allen menschlich-triftigen Grund ausgeführt wurde, — wem fiele da nicht gleich eine ganze Reihe ähnlicher „berühmter Fälle" ein, der „Fall" Lilly Lehmann-Davidsohn, der „Fall" Barnay-Klaußner u. s. w.? Es ist nicht meine Absicht, heute auf die Chronique scandaleuse Berlins näher einzugehen, es ist überhaupt kein Vergnügen, sich damit zu befassen. Aus dem Pflichtgefühl des Chronisten heraus habe ich alle diese Ereignisse nur kurz erwähnt, dann aber auch, um an einigen Beispielen meine Behauptung zu erweisen, daß das Leben der Großstädte keineswegs so furchtbar „sensationell" ist, wie man es in Feuilletons und dergleichen darzustellen liebt

„Sensationell“ ist es nur für den Außenstehenden. Den Berliner selbst wird auch der ungewöhnlichste Fall nicht zehn Minuten lang von seinem geliebten Skat abhalten — es sei denn, daß es etwas mit eigenen Augen zu *sehen* giebt. Und da freilich ist ihm das Geringste nicht unbedeutend genug. Welcher Ausländer hat sich nicht schon darüber gewundert, Hunderte von Menschen um einen auf dem Asphalt ausgeglittenen Droschkengaul versammelt und so lange darum mit standhafter Geduld aushalten zu sehen, bis es den vereinten Bemühungen des Kutschers und eines etwa anwesenden Polizisten gelungen ist, den unglücklichen Gaul wieder auf die Beine zu bringen? Keine Auffahrt findet statt, die nicht Hunderte von Personen Stunden lang auf das Straßenpflaster heftet, keine größere Hochzeit, die nicht wieder Hunderte um den Eingang einer Kirche schart. Wer Beobachter ist, wird öfter Gelegenheit gehabt haben, noch ein anderes interessantes Moment wahrzunehmen: das stundenlange, oft halbe Tage lange Hinausschauen aus den Fenstern. Alles das läßt darauf schließen, daß man sich in dem „sensationellen“ Berlin ganz fürchterlich langweilt, mehr vielleicht, als in kleinen Städten, und daß das „Drängen“ und „Hasten“ der Großstädte wohl auch in erster Linie auf einer oberflächlichen Beobachtung beruht. Wer um seine Existenz redlich kämpft, wer ein zeitraubendes Amt oder Geschäft vertritt, der pflegt auch anderswo und nicht nur in der Großstadt lange Schritte zu machen. Im allgemeinen aber ist der beschauliche Müßiggang nirgends so zu Hause, wie gerade in den Großstädten. Auf den durch die *Masse* der Passanten immer schwarz wimmelnden Straßen weiß man häufig gar nicht, wie wenig eilig es viele Einzelne haben; wie sorglos behaglich sie dahinschlendern; mit welcher Muße sie bald vor diesem, bald vor jenem Schaufenster stehen bleiben, um dann vielleicht als Fortsetzung dieser außerordentlich anstrengenden Thätigkeit in eine gerade am Wege liegende Kneipe einzukehren und dort gemütlich einen Schoppen nach dem anderen in den unteren Regionen ihres irdischen Menschen verschwinden zu lassen.

Der freundliche Leser findet vielleicht, daß ich mich heute in einer etwas skeptischen Stimmung befinde, in einer „Ben Akiba-Stimmung“, wenn ich mich so ausdrücken darf. Er hat mit dieser Annahme vielleicht nicht ganz unrecht. Wäre es denn auch so wunderbar, wenn jemand, der gezwungen ist, jahraus jahrein das Pflaster einer Stadt wie Berlin zu treten, von Zeit zu Zeit von dem Gefühle einer gewissen „Wurschtigkeit“ gegen das ganze großstädtische Getriebe — fast hätte ich gesagt: den ganzen großstädtischen „Krempel“ — erfüllt würde? Das sind Augenblicke, Stimmungen; wir müssen einmal mit dem großen „Wasserkopf“, den wir uns aufgesetzt haben, aufsetzen mußten, rechnen. Wir müssen ihn sorgfältig beobachten und studieren — sein Weinen, sein Lachen — sein Gähnen. Wir müssen ihm möglichst gerecht zu werden suchen. Aber müssen wir ihn auch *lieben*? „*Müssen* müßten“ wir vielleicht schon. Aber ob wir ihn auch lieben *können*?

Teurer Leser, der du mich schon so oft mit hingebungsvoller Geduld durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt begleitet hast — ich weiß nicht, ob du immer die Ansichten, die ich dir bei diesen Wanderungen zum Besten gab, geteilt hast. Ich weiß nicht, ob du nicht manchmal ärgerlich zur Seite geblickt und im Stillen zu dir gesagt hast: „Nein, das wird doch aber zu toll! Dieser Johannes, Siegbalt mit Namen, hat aber auch zuviel Unangenehmes zu sagen. Ist denn Berlin nicht die glänzende Hauptstadt des herrlich auferstandenen deutschen Reichs? Ist es nicht groß an Leuchten der Politik, der Wissenschaft und Kunst? Richten sich nicht die Blicke der ganzen civilisierten Welt auf diese Stadt?“ Freilich, freilich, lieber Leser, Berlin ist nun einmal unsere Hauptstadt und richtet in der That die Blicke der ganzen „civilisierten Welt“ auf sich — das that beiläufig das alte Rom der Cäsarenzeit auch. Ich aber kann mir nicht helfen: ich bete zu Gott, daß das deutsche Wesen, an welchem ja noch einmal „die Welt genesen“ soll, nicht noch mehr vom Berliner Geiste infiziert werde, als es schon

Digitized by Google

geschehen ist; daß unsere kleinen Residenzen sich wacker gegen den Koloß an der Spree behaupten. Nie werde die politische Hauptstadt Deutschlands auch die Hauptstadt seines Geistes und Gemüts. Alle Achtung vor den tüchtigen, braven Seiten des Berlinertums, möge es blühen und gedeihen. Möge ihm Alldeutschland höflich und achtungsvoll seine Visitenkarte in den Briefkasten stecken. Aber keine Sentimentalitäten, kein Kokettieren mit Berliner Geist, mit all den feinen Geistesblüten, die sich in den Feuilletons der jüdischen Presse so glänzend und vornehm, so allem anderen Deutschtum überlegen ausnehmen. Berlin ist eine schöne, saubere, tüchtige Stadt und ganz besonders als Stadt verdient sie alle Anerkennung. Nirgends herrscht eine so musterhafte Ordnung, nirgends fungieren alle Organe der städtischen Verwaltung so prompt und geräuschlos, nirgends trinkt man so gutes Bier und nimmt — mit so schlechtem Essen vorlieb. Aber Berlin hat vor allem anderen für uns Deutsche einen großen, unverbesserlichen Fehler: es ist keine deutsche Stadt. Ich will nicht gerade behaupten, daß es eine jüdische Stadt ist, obwohl so ziemlich aller liegende Grund sich zu einem Teile in jüdischem Besitz befindet, zum anderen von jüdischen Hypothekargläubigern beherrscht wird. Ich will auch nicht die sattsam bekannten Thatsachen über die Entstehung der Berliner Bevölkerung wiederholen; ich will nur den Geist Berlins ins Gefecht führen, jenen Geist, der sich doch wohl nirgends besser beobachten läßt, als eben im geistigen Leben.

Dieses geistige Leben — wo finden wir es? In der Presse, im akademischen Lehrkörper, in den Vertretern der Kunst, Wissenschaft und Litteratur, im Bühnenwesen. Ueber den Geist der Berliner Presse Worte zu verlieren, ist wohl mehr als überflüssig. „Lokalanzeiger" und „Tageblatt" sind ihre wahren Repräsentanten. In der übrigen „Geisteraristokratie" aber lassen sich scharf zwei Richtungen unterscheiden: der Byzantinismus sans phrase und die blau-rot-goldene Internationale. Nur beiläufig sei daran erinnert, daß eine „Leuchte", ein berufener Vertreter der Berliner Wissenschaft, Professor Dubois-Reymond, die Berliner Universität als das „geistige Leibregiment der Hohenzollern" charakterisiert hat. Kann es einen bezeichnenderen Ausspruch geben? Die Wissenschaft, die stolze, freie Dame, sie, die angeblich keine anderen Götter anerkennt, als einzig und allein die Wahrheit — das „Leibregiment" eines Fürstenhauses, das einfach „Ordre zu parieren" hat, auf „Kommando" seine Schlachten schlägt, gleichviel gegen wen, ob für oder gegen die „Wahrheit." Eine nette Wissenschaft, das muß man sagen! Es sei ferner erinnert an die typischen Erscheinungen unseres Kunstlebens Ernst von Wildenbruch in der Dichtung und Anton von Werner in der Malerei. Ich will aber nicht bei „Bekanntem" und „Antiquiertem" verweilen, sondern ganz „aktuell" sein und „Byzantinismus" und „Internationale" an den neuesten Berliner Kunstprodukten beleuchten.

Die Lorbeern des Herrn von Wildenbruch haben einem anderen Dichter die kostbare Nachtruhe geraubt. Der Vorsitzende des „Vereins Berliner Presse", Herr Ernst Wichert, hat in seinen Papieren ein altes, abgelegtes Drama gefunden, das er gewiß schon einmal in richtiger Selbsterkenntnis — ad acta gelegt hatte, was sich ein — Kammergerichtsrat schon erlauben darf. Dieses alte, abgelegte Drama betitelt sich „Aus eigenem Recht" und ist, nachdem es von der Generalintendanz der Königlichen Theater ebenfalls abgelegt worden, im Berliner Theater des Herrn Barnay mit großem Erfolge über die Bretter gegangen. Das Stück ist natürlich ein Hohenzollerndrama. Es schildert den großen Kurfürsten, wie er die Königsberger Bürgerschaft zum Gehorsam, zur Unterwerfung zwingt. Der große Kurfürst war ein so großer Mann, hat sich um Preußen so verdient gemacht, daß man gar nicht begreift, warum er fortgesetzt in schlechten Dramen mißhandelt wird. Aber — „über den Geschmack läßt sich nicht streiten", sagt ein bekanntes Sprichwort, das so falsch ist, wie viele andere, fast so falsch, wie die Charakterzeichnung im Wichertschen Stücke. Der Dichter bekommt es fertig

den Bürgermeister von Königsberg, der sich gegen den Kurfürsten aufgelehnt hat und von ihm ins Gefängnis gesteckt worden ist, soviel Geschmack an diesem Aufenthalte gewinnen zu lassen, daß er die Freiheit ausschlägt, trotzdem sie ihm vom Kurfürsten bedingungslos und in der denkbar gütigsten Weise angeboten wird. Das ist natürlich — psychologisch — barer Unsinn und ließe sich nur erklären, wenn man annähme, daß der alte Herr inzwischen verrückt geworden ist.

Wenn S. Majestät der Kaiser an dem Stücke so großes Gefallen gefunden, daß er den Verfasser mit einem Orden dekoriert hat, so läßt sich das wohl durch seinen Familiensinn, seine Pietät gegen den großen Ahn erklären. Vom künstlerischen Standpunkte aus kann man das Drama besten Falls nur mittelmäßig nennen, und, genau genommen, haben alle diese Geschehnisse — ich rechne darunter auch das Stück selbst — mit der Kunst nichts zu thun. Aber das Beispiel ist charakteristisch. Wenn sich ein älterer Schriftsteller, wie Ernst Wichert, der im Roman und in der Novelle ganz Vortreffliches geleistet hat, auf seine „alten Tage“ verleiten läßt, den Lorbeer der Hofgunst zu pflücken und Stücke in die Welt zu senden, die er doch selbst für verfehlt halten muß, die zum mindesten die „Absicht“ ebenso deutlich merken lassen, als sie ebendeshalb auf jeden, der es mit der Kunst ehrlich meint, „verstimmend“ wirken müssen, — wenn dergleichen am alten Holze geschieht, was soll da erst am grünen geschehen? Zu Gunsten des Verfassers will ich annehmen, daß es sich wirklich um eine ältere Arbeit handelt und daß man Herrn Wichert nur vorwerfen kann, die günstige Gelegenheit zur Fruktifizierung eines geschmacklosen Opus wahrgenommen zu haben, statt daß man ihm sonst vorwerfen müßte, einer unschönen Strömung des öffentlichen Lebens gefolgt zu sein.

Wie dem nun auch sein möge, die „Kunstwerke“, die mit einem frommen Blicke — „nach oben“ geschaffen werden, fangen an, sich bedenklich zu mehren. Leider findet diese Art „Kunst“ nur in einer Strömung ihr Gegengewicht, die ebenso wenig deutsch ist, wie sie selbst. Da hat zum Beispiel Max Halbe ein Schauspiel „Jugend“ geschrieben, das im Residenztheater eine unendliche Reihe von Aufführungen erlebt hat. Gerade dieses Stück hat man ganz besonders „deutsch“ gefunden, hat die Berliner Kritik für eine Dichtung erklärt, die für das deutsche Drama der Zukunft vorbildlich sein werde. Und was ist, in dürren Worten ausgedrückt, die Handlung in diesem Stücke? Eine Verführungsgeschichte in einem Pfarrhause und eine wie begründete dazu! Ein junger Mensch verführt seine noch jüngere Cousine. Zur Rede gestellt, „wie er so etwas thun könne“, antwortet er ruhig: „Ich bin ihr ja so furchtbar gut!“ Einer der immer seltener werdenden wirklich deutsch empfindenden Schriftsteller hat diese Stelle sehr treffend gekennzeichnet: „Also darum! Weil er sie liebt, muß er sie verderben! Wir Deutschen achten, was wir lieben; wir schirmen und schützen es, wir halten die Hände über einem teuren Haupte, daß ihm kein Schade geschieht. Dem Jungen Halbes sind das veraltete Vorurteile: Ich liebe sie, ergo muß ich sie haben! Eine höchst einfache und bequeme Moral, und eine so „natürliche“, denn im Tierreich gilt sie unbestritten, genau so handelt der brünstige Eber.“

Es wurde seiner Zeit davon gesprochen, daß die Stellung des Grafen Hochberg als Generalintendant der königlichen Theater erschüttert sei, weil er das „patriotische“ Wichertsche Drama abgelehnt, dagegen ein anderes angenommen habe, das dem Geiste der königlichen Bühnen in keiner Weise entspreche, ja, demselben direkt feindlich sei. Dieses Stück hat inzwischen zahllose Beurteilungen gefunden, seinen Verfasser zu einer wirklichen Berühmtheit gemacht und ist mit wechselndem Erfolge auch an einer Reihe anderer großer Bühnen zur Aufführung gelangt. Es ist „Hannele“, Traumdichtung in zwei Teilen von Gerhart Hauptmann, das inzwischen auch mit — jedenfalls charakteristischen — Bildern von Julius Exter versehen, in einer glänzend ausgestatteten

Digitized by Google

Buch-Ausgabe bei S. Fischer in Berlin erschienen ist. Gerhart Hauptmann hat sich in der litterarischen Welt mit einem ganz unmöglichen Machwerk „Vor Sonnenaufgang" eingeführt, einem Stücke, das für die fernere Entwicklung seines Verfassers wenig Gutes versprach, ja, das wirklich poetisches Talent nur in einzelnen dürftigen Spuren verriet. Nun, Hauptmann hat nunmehr allerdings bewiesen, daß er Dichter ist, und die Generalintendanz wohl gewußt, was sie that, als sie sein „Hannele" zur Aufführung annahm. Nicht, als ob sich der Verfasser mit diesem Stücke von seinem früheren Programm losgesagt habe, wie einzelne gute Seelen annehmen. Aber was sind Programme in der Kunst! Wenn irgendwo, so gilt wohl auf diesem Gebiete das Wort: hic Rhodus, hic salta! Liefere mir Schönes, Tiefes, Ergreifendes, und ich frage den Kuckuck nach allen deinen „Programmen"! Teilweise hat Hauptmann in seinem „Hannele" diesen Forderungen entsprochen.

Das Stück spielt im Armenhause eines Gebirgsdorfes. Irgend etwas Faules, Krankes, Zerlumptes, Gemeines muß schon dabei sein, unter dem machen es die Herren „Naturalisten" nicht. In der That fehlt es auch diesem Werke nicht an Ekelhaftem und Rohem. Ekelhaft sind die Gespräche der Armenhäusler, ihr ganzes gemeines Gebahren, schon ihr schlesischer Dialekt, an dessen anmutigen Klängen sich Herr Hauptmann mit besonderer Vorliebe berauscht. In diese verkommene Gesellschaft bringt der Lehrer Gottwald auf seinen Armen ein abgezehrtes, krankes, halbtotes Kind, das man soeben aus dem Teiche hervorgezogen. Hannele ist in Sünde gezeugt, ihre Mutter längst tot, ihr Vater, der Maurer Mattern, ein wüster Trunkenbold, der das arme Kind in der scheußlichsten Weise gemißhandelt hat. Krank und siebernd vor Elend, hat Hannele die Stimme des Herrn Jesus aus dem Teiche zu hören geglaubt, als ob der Herr sie zu sich rufe. Da hielt es sie nicht länger, da ist sie in das Wasser gegangen. Nun sorgen der Lehrer Gottwald und eine barmherzige Schwester um die dem Tode Entrissene. Das ohnehin schon aufs äußerste erschöpfte Kind geht nach dieser letzten furchtbaren Katastrophe seiner Auflösung entgegen. Es schüttelt sich in Fieberdelirien und der Inhalt dieser Fieberdelirien bildet auch den eigentlichen Inhalt des Stückes. Aber man muß dieses selbst gesehen, oder gelesen haben, um der großen Kunst gerecht zu werden, die hier in der That entfaltet wird. Grausige und liebliche Bilder erscheinen der Sterbenden, alle aber in feiner psychologischer Beziehung zu ihrem jungen, so früh geknickten Dasein, zu den Vorstellungs- und Gefühlskreisen ihres Alters und ihrer Sphäre. Die barmherzige Schwester hat sich einen Augenblick vom Lager der Kranken entfernt, da erscheint dieser die Gestalt des Vaters, der sie mit Drohungen zu sich ruft. Hannele erhebt sich, bricht aber am Ofen ohnmächtig zusammen und wird von der Pflegerin wieder ins Bett getragen. — Sehr bezeichnend für Hauptmann und „die um ihn" ist das Aeußere des Maurers Mattern geschildert: „Ein versoffenes, wüstes Gesicht, rote, struppige Haare, worauf eine abgetragene Militärmütze ohne Schild sitzt." — Dann wieder ist es die Mutter, die dem Hannele erscheint und, nachdem sie verschwunden, wird es von drei lieblichen Engelsgestalten umgaukelt und in wunderschönen Versen angesprochen. Dazwischen spielen die Instinkte aufkeimender Pubertät, die sich in naiven, zärtlichen Gefühlen für den Lehrer Gottwald äußern. Im zweiten Teile tritt auch die unschuldige Eitelkeit des Kindes hervor. Es sieht sich, vom gräflichen Schneiderlein mit köstlichen Gewändern bekleidet, in einem gläsernen Sarge liegen und alle bewundern sie, und ihre Spielkameraden aus dem Dorf bitten ihr auf die Mahnung des Lehrers Gottwald alles Unrecht ab, das sie ihr jemals zugefügt. Dann wieder kommen finstere, schreckliche Bilder — abermals erscheint ihr der Vater, abermals peinigt er sie, aber siehe da! ein Fremdling im Gewande des Herrn straft ihn mit zürnenden Worten, und verzweifelnd stürzt Mattern von dannen. Der hehre Fremde fragt sie, ob sie ihn kenne, sie aber stammelt nur: „Heilig! Heilig!" Und er nimmt alle Niedrigkeit von ihr und befiehlt sie den himmlischen Heerscharen. Der Glanz und die Herrlichkeit verschwinden,

Digitized by Google

wir sind wieder im Armenhause, wo ein krankes, gequältes Menschenkind seinen letzten Seufzer aushaucht. Der Arzt beugt sich über das Bett. „Sie haben recht", spricht er traurig zur Schwester, — „tot!"

Die Dichtung ist stellenweise tief ergreifend und von wunderholder Poesie erfüllt. Ich kann mir nicht versagen, hier die Strophen der Engel anzuführen, der Einfachheit wegen ohne verteilte Rollen:

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Das goldene Brot auf den Aeckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen;
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Die Blumen und Blüten der Erde,
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

* * *

Wir bringen ein erstes Grüßen,
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unseren Lippen
Die erste Röte des Tags.

Es leuchtet von unseren Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt!

Das ist so zarte, holde Lyrik, wie sie nur je von Dichterlippen erklungen ist. Und derartige Stellen sind nicht vereinzelt. Dazwischen freilich schreit, grunzt und quiekt in grellen Dissonanzen das Volk der Armenhäusler, verkommenes, wüstes Gesindel. Man darf aber nicht ungerecht sein und behaupten, daß es lediglich die Luft am Häßlichen ist, was den Verfasser zu diesen widerwärtigen Schilderungen — denn als Handlung darf man das nicht bezeichnen — veranlaßt hat. Er wollte eben durch Kontraste wirken, und das ist sein gutes künstlerisches Recht. Aber auch Kontraste sind in jedem guten Gemälde abgetönt, auch Kontraste dürfen nicht grell, nicht schreiend sein. Man muß sie empfinden, stark, nachhaltig empfinden, aber man darf nicht durch sie beleidigt werden. Das wird man aber in „Hannele". So sicher wir die lieblichen Stellen um so tiefer und ergriffener empfinden, je mehr sie sich von den aufgerollten Nachtbildern abheben, so sicher geht diese Wirkung über das künstlerische Maß hinaus. Und Maßhalten ist es, was Gerhart Hauptmann noch zu lernen hat. Es ist nicht notwendig, daß er alle gemeinen Redensarten, die in einem Armenhause gesprochen werden können, mit breitem Behagen in seine Dichtung überträgt; es ist nicht notwendig, daß seine Personen den scheußlichen Dialekt mit allen Variationen sprechen; es ist nicht notwendig, daß das ästhetische Gefühl des Zuschauers oder Lesers im Tiefsten verletzt wird, damit er später das Schöne mit Wärme empfindet. Das Gefühl physischen

Ekels gehört unter keinen Umständen zu den Wirkungen, die durch das Kunstwerk hervorgebracht werden sollen. Andere sind die Gesetze des lyrischen, andere die des dramatischen Kunstwerks. Wo jenes auf goldenen Sohlen über Abgründe und düster brauenden Nebel hinwegzugehen vermag, da muß sich der dramatische Dichter mit beiden Füßen fest auf die wohlgegründete Erde stellen, und wenn auch der Schlamm um ihn emporspritzt. Aber dem Zuschauer ins Gesicht spritzen, das darf der Schlamm nicht!

Die lieben, guten Menschen, die „Hannele" für eine — „idealistische" oder gar religiöse Dichtung halten! Man vergesse doch nicht, daß es Träume, — weniger und mehr als Träume: Fieberdelirien sind, in denen dem kranken Kinde alle die schönen, himmlischen Erscheinungen kommen. Was der Dichter nach dieser Richtung hin darstellt, das sind von seinem Standpunkte aus, vom Standpunkte, der uns durch die Handlung selbst gegeben ist, physiologische Vorgänge in einem kranken Gehirn. Das letzte Wort behält — der Arzt!

Mit der alten Misere, mit der das Stück anhebt, schließt es auch — Elend, Verkommenheit, Armenhaus. Irgend ein wirklicher Lichtblick, ein Zeichen neuen, frischen Lebens ist nur in der Phantasie des kranken Kindes, nicht aber in der Dichtung selbst zu finden. Man täuscht sich also nicht darüber, daß des Dichters Weltanschauung immer noch die alte ist. Aber einen großen künstlerischen Fortschritt hat er mit „Hannele" ohne Zweifel gemacht, indem er darin positive und hohe dichterische Schönheiten niedergelegt hat.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte Deutschlands von 1871 bis 1890. Von Dr. Hans Blum. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) 705 S. In Kalbleder gebunden 7,50 M.

Der Verfasser hat die Geschichte des deutschen Reiches von 1871 bis 1890 geschrieben, die bisher noch nie im Zusammenhange zur Darstellung gekommen ist, und bietet damit eine fleißige, gründliche Chronik der zwei Jahrzehnte, da Fürst Bismarck der deutschen Politik die Richtung gab. Der Verfasser ist bestrebt gewesen, die Ereignisse und Zustände, welche er darstellt, wo immer möglich nur nach amtlichen Quellen zu entwickeln. In der That fließen auch schon die amtlichen, diplomatischen Quellen über diese zwei Jahrzehnte, dank der großen Offenheit Bismarcks während seiner Amtsführung, reichlicher, als irgend einem früheren Geschlecht zur Zeit seiner Lebenstage beschieden war. Aber die Bedeutung des Buches ist eine andere. „Fürst Bismarck" — so sagt das Vorwort — „gestattete dem Verfasser mündliche Fragen über Ereignisse und Verhältnisse des in diesem Werke dargestellten Zeitraumes und gab darauf persönlich und mündlich eingehende Antworten und Erläuterungen. Das hohe Vertrauen, welches der Fürst dem Verfasser durch diese Mitteilungen bewies, verbot selbstverständlich, in dem Werke irgendwie und irgendwo auf diese Eröffnungen direkt Bezug zu nehmen und dadurch den Fürsten gleichsam in eine unfreiwillige Mitarbeiterschaft zu versetzen, oder ihm etwa Aeußerungen beizumessen, für welche, bei dem Mangel stenographischer und protokollarischer Niederschriften, eine Gewähr nicht hätte übernommen werden können. Doch sind diese in den Jahren 1892 und 1893 erfolgten mündlichen Mitteilungen sowohl für die thatsächliche Darstellung, wie für die geschichtliche Beurteilung vieler der nachstehend erzählten Ereignisse von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen, zumal da der Verfasser naturgemäß seine Fragen vorzugsweise auf solche Geschehnisse richtete, deren Verlauf oder Beurteilung durch die bis jetzt bekannten amtlichen Quellen noch nicht vollkommen klargestellt war. Selbstverständlich drang keine dieser Fragen über die Grenzen, welche behütet sind von dem amtlichen Geheimnis im Interesse des Reiches und der staatlichen Ordnung. Gleichwohl wird gerade der genaue Kenner unserer jüngsten Geschichte, unserer nationalen Entwicklung und unserer internationalen Beziehungen in dem vorliegenden Werke viele neue und wichtige Aufschlüsse finden."

Es entsteht nun natürlich die Frage: wie weit ist der Inhalt des Buches auf Inspiration und Angaben des Fürsten, und wie weit ist er lediglich auf Studien des Verfassers zurückzuführen? Ganz klar wird das wohl niemals entschieden werden. Immerhin wird man sagen dürfen, daß Dr. Blum mit großem Geschick die Geschichte der letzten 23 Jahre, so aufgefaßt und dargestellt hat, wie Fürst Bismarck sie aufgefaßt und dargestellt zu sehen wünscht. So ziemlich alles könnte wirklich vom Fürsten selbst geschrieben sein; einige Kapitel aber sind, wenn nicht einfach diktiert oder geschrieben, doch mindestens so genau inspiriert, daß man für ihren Inhalt mit Fug und Recht den Inspirator verantwortlich machen kann. Das ist denn auch bereits geschehen, z. B. vom Sohne des Grafen Harry Arnim, dessen Vater allerdings in durchaus unzulässiger Weise angegriffen wird, ohne daß für die unglaublichsten Anschuldigungen irgend ein Beweisstück beigebracht worden wäre. Ebenso bestimmt wie diese persönlichen Invektiven gegen Arnim trägt das ganze Kapitel von der Entlassung des Fürsten den Stempel einseitiger Darstellung. Wir erfahren, wie sich in der Erinnerung des Fürsten die Dinge spiegeln, wir erfahren aber naturgemäß nichts von den schweren und geradezu unerträglichen Mißständen, die in der letzten Periode des Ministeriums Bismarck

Digitized by Google

dadurch entstanden waren, daß der Fürst fern von Berlin sich aufhielt und wichtige Dinge nicht nur nicht selbst erledigte, sondern auch zu hindern suchte, daß andere sie erledigten, bez. daß er sich eine Stellvertretung schaffte, welche den großen Aufgaben schlechterdings nicht gewachsen war.

Wenn wir nach alledem zu dem Resultat kommen, daß das Buch des Dr. Blum eine einseitig zu Gunsten des Fürsten Bismarck gemachte Darstellung der Geschichte des jungen Reiches ist, so kommt es nicht darauf an, ob es subjektiv Lob oder Tadel verdient, Geschichte mit so bestimmter Absicht zu schreiben. Objektiv angesehen, beruhen Wert und Bedeutung des Buches auf seiner Inspiration und damit seiner Tendenz. Der Historiker der Zukunft, der nicht nur einen, sondern alle Zeugen abhört, wird kaum irgend etwas ohne Kritik sich aneignen, aber er wird in diesem formell sehr gut gearbeiteten und mit großem Fleiß zusammengestellten Buch das klassische Zeugnis der Partei Bismarck, also eine Geschichtsquelle ersten Ranges, vor sich haben. Wenn dann freilich durch Vergleich mit entgegengesetzten Quellen manche Thatsachen in ganz anderem Lichte erscheinen werden, als sie hier geschildert sind, so wird die historische Feststellung nur bestätigen, was man auch heute schon weiß, daß nämlich niemand in eigener Sache sich zum unparteiischen Richter eignet, am wenigsten eine elementare und gewaltthätige Kraftnatur, wie die des Fürsten Bismarck. Im Blumschen Buche ist viel Leidenschaft. Leidenschaft aber eignet sich nicht gut zu objektiver Historik. Indessen mag Herr Blum sich mit Goethe trösten. „Ich kann versprechen" — sagt dieser einmal — „aufrichtig zu sein — unparteiisch zu sein, nicht." D. v. O.

— Offener Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Trier, Herrn D. Korum, von Willibald Beyschlag, Professor. Allen wahrheitliebenden Katholiken und Protestanten zur Prüfung vorgelegt. (Leipzig, Carl Braun.) 1893. 45 S. 30 Pf.

Offene Antwort an Herrn Willibald Beyschlag, Doktor und Professor der evangelischen Theologie, auf seinen Offenen Brief. Von Dr. P. Einig, Professor am bischöflichen Priesterseminar zu Trier. (Trier, Paulinusdruckerei.) 1893. 40 S. 70 Pf.

In eine Streitfrage zwischen dem evangelischen Presbyterium in Trier und dem dortigen römischen Bischof Korum hat Professor Beyschlag in Halle als vormaliger Pastor der Trierer Gemeinde mit seinem offenen Briefe eingegriffen. Dagegen ist an sich nichts zu erinnern, auch dagegen nicht, daß Beyschlag vom besonderen Fall auf die allgemeinen Unterschiede der Kirchen kommt. Aber zu bedauern sind die über das zulässige Maß hinausgehenden persönlichen Invektiven, und zu bedauern ist ganz besonders, daß Prof. Beyschlag zu der Mittelpartei gehört, die nicht darüber hinauskommt, fortwährend den Eiertanz zwischen positivem Bekenntnis und protestantenvereinlicher Leugnung auszuführen. Natürlich macht sich diesen letzteren Umstand Beyschlags Gegner Einig, der überdies dem Hallenser Professor an Geschicklichkeit der Dialektik weit überlegen ist, nach Möglichkeit zu nutze. Und als evangelischer Christ kann man diese Stellen der römischen Streitschrift nicht ohne Beklemmung lesen. Denn das volltönende christliche credo erschallt hier aus dem Munde des Papisten, während der Protestant mit Recht einer Ja- und Nein-Theologie geziehen werden kann. Wenn es möglich wäre, den römischen Katholizismus mit malitiösen Nadelstichen zu töten, so möchte Herr Beyschlag ihn wohl schon zur Strecke gebracht haben. Leider kommt bei dem Aussprechen von Sottisen sehr wenig heraus, und von den historischen Streitfragen, welche beide Schriften behandeln, werden zweifellos viele immer offene bleiben. Es ist ein Verhängnis, daß Beyschlag hier einen Gegner gefunden, der ihm gerade in formaler Hinsicht „über" ist. Einen Dienst hat er mit seiner Streitschrift den Trierer Protestanten so wenig geleistet, wie den Evangelischen überhaupt.

— Alban Stolz und die Juden. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Judenfrage für das deutsche Volk von H. K. Lenz. (Münster i. W., Adolf Russell.) 80 S. 60 Pf.

Luther und die Juden. Ein Beitrag zu der Frage: „Hat die Reformation gegen Juda Toleranz geübt?" Von Georg Rösel. (Daselbst.) 40 S. 50 Pf.

Der Verleger „des Talmudjuden" von Professor Dr. Rohling (6. Auflage, 1 M.) unterstützt in dankenswerter Weise von katholischer Seite aus das täglich stärker werdende Bestreben, die Judenkalamität einzudämmen. Alban Stolz hat aus seiner starken Abneigung gegen das Wuchervolk unten und gegen die „Herrenjuden" oben in seinem ganzen Leben kein Hehl gemacht. Auch gegen die „Litteraturjuden" hat er sich gelegentlich scharf ausgelassen. „Am allerschlimmsten aber sind die Herrenjuden, welche in Frankfurt, Berlin und Wien die verteufelten Zeitungen schreiben und mit ihren Bankgeschäften geldsett werden bis zum Zerspringen. Darum halt dir alles vom Leib und auch von der Seele, was vom Jud kommt; es sind Katzenhaare daran." Von Heine sagt Alban Stolz: „Heine kommt mir mit seiner wundersamen Poesie und seiner Ruchlosigkeit vor wie eine Mistlache, worin die Sonne glitzert. Die Sonne ist das Genie, die Mistlache das verdorbene Herz."

Was es mit den jüdischen Blutegeln auf sich hat, war dem Volksmanne des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit" sattsam bekannt. Er hat in seinem 1854er Kalender die Judenfrage in 22 Spatten besprochen und in einem auch in der vorliegenden Broschüre auf S. 14 — 22 benutzten Auszug aus einer Elsässer Schrift „Hülfsbüchlein gegen viele Wucherjuden und etwelche Wucherchristen" Hunderttausenden zu Gemüt geführt.

Der Zweck der Röselschen Schrift ist, nachzuweisen, daß Luther nur in seinen jüngeren Jahren sich zu Gunsten der Juden aussprach, daß er aber

im Alter die Juden aufs schärfste bekämpfte. Diese Bekämpfung erfolgte in den beiden dem Jahre 1543 angehörenden Schriften: „Vom Schem, Hamphoras und vom Geschlecht Christi“ und „Von den Juden und ihren Lügen“ (Erlanger Ausgabe, Bd. 32, S. 99 und S. 275).

Wenn der Verfasser zum Schlusse sagt: „Die Reformation hat die Judenfrage weder friedlich gelöst, noch feindlich ausrotten können. In beiden Beziehungen hat sie sich als ohnmächtig erwiesen“, so frage ich zum Schlusse: „hat sich denn die römische Kirche in der friedlichen oder gewaltsamen Lösung der Judenfrage mächtig erwiesen“?

O. K.

2. Kirche.

— Die geschichtlichen Thatsachen des Neuen Testaments untersucht nach ihrer Gewißheit und religiösen Bedeutung von Robert Falke. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1893. 112 S.

Was würde aus dem Christentum werden, wenn die Thatsächlichkeit der in der Bibel berichteten Geschichte nicht ferner festgehalten werden könnte? oder wenn jener anderer Satz wahr wäre, daß der geschichtliche Jesus ein Problem sei, ein Problem aber nicht Gegenstand des Glaubens und Vorbild des Lebens sein könne? Diese Frage legt sich der Verfasser im Anfange seines Buches vor und giebt die Antwort, daß in dem Falle den Konsequenzen von Strauß nicht auszuweichen sei: finis ecclesiae! Dagegen hilft denn auch nicht die „moderne“ Theologie, welche zwar von einem ungeheuren Eindruck weiß, den Jesus auf die Jünger gemacht hat, aber nicht zu sagen vermag, ob überhaupt Thatsachen und welche hinter diesen Eindrücken gestanden haben. Dem gegenüber stellt der Verfasser die These auf: „ohne den historischen Christus ist der Christus des Glaubens ein wirkungsloses Phantom und es ist unmöglich, ohne Annahme der Geschichtlichkeit der historischen Thatsachen zum Heilsglauben aufzuwachsen.“ Viele sind in einer Selbsttäuschung befangen. Sie meinen, den Heilsglauben ohne den historischen Glauben haben zu können, während sie unbewußt doch nur von dem letzteren zehren. Wollten wir auf Generationen unseren Gemeinden den historischen Christus nehmen, wie bald würde das ganze Gebäude einstürzen. „Es ist eine tragische Selbsttäuschung vieler ernster Männer, zu glauben, daß ihr Christentum, welches ihnen in den beiden Sätzen gipfelt: Gott ist die Liebe, und wir Menschen müssen unsere Seligkeit in der Arbeit für das Reich Gottes suchen, — auf die Dauer lebensfähig sei ohne Bestand der historischen Thatsachen.“ Um über diese Fragen zur Klarheit zu kommen, wendet sich der Verfasser zu der Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Evangelien. Weil die neuere Kritik am meisten noch dem Markus günstig ist, so will er das Christusbild dieser historischen Urkunde für seine Betrachtung grundlegend machen. Als historischen Kern der evangelischen Berichte treten drei Punkte heraus: 1) das Wunder der Persönlichkeit Jesu; 2) Jesu Wunderthaten; 3) seine leibliche Auferstehung. Wir folgen dem Verfasser nicht mehr in das Einzelne, sondern wollen uns auf eine allgemeine Bemerkung beschränken. Der Verfasser spricht schön und ernst von der Person Jesu als einem in die Geschichte von Gott hineingewirkten, aus natürlichen Voraussetzungen nicht erklärlichen Wunder, er weiß sich sowohl spekulativ wie auch religiös mit seinen Gegnern auseinander zu setzen. Dennoch aber vermissen wir eins, nämlich ein einfaches und klares Bekenntnis zu der wahren Gottheit unseres Heilandes im Sinne des zweiten Artikels. Das hat aber seine Gründe. Denn bei allem Ernste, den der Verfasser anwendet, geschichtlich festzuhalten, wer Jesus war und was Jesus gethan hat, und bei aller religiösen Wärme, mit der er Jesus gegenübersteht, teilt er doch noch einen Grundschaden der modernen Theologie. Diese giebt keine rechte Antwort auf die Frage, was wollte Jesus und was hat er uns erworben? Während die ältere Theologie in das Centrum stellte die stellvertretende Genugthuung, die Sühnung der Sündenschuld, die Stillung des Gotteszorns, ist es bei der neueren Theologie darauf abgesehen, daß Christus neues göttliches Leben gebracht hat. Es ist die alte Verwechslung zwischen Rechtfertigung und Heiligung. So brauchte denn auch die alte Theologie den wahren Gottmenschen, weil nur, wenn Gott in der Wagschale liegt, unsere so schwere Sünde gesühnt sein kann, während die neuere Theologie nur den wunderbar in die Geschichte hineingewirkten Menschen, den Anfänger einer neuen sittlichen religiösen Entwicklung gebraucht. Wie sehr der Verfasser hier noch in den Banden der neueren Theologie sich befindet, zeigt das Kapitel über die Auferstehung Jesu. Kurz, aber vortrefflich hat er die Thatsächlichkeit derselben erwiesen, dann aber wendet er sich zu ihrer religiösen Bedeutung. Bestätigt ist durch Jesu Auferstehung aufs neue das Dasein Gottes und einer sittlichen Weltordnung, sie ist das göttliche Siegel der Beglaubigung unter Jesu Leben, eine Stütze für den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sie versichert uns, daß wir einen lebendigen Heiland haben: „nur ein solcher Heiland, der frei ist von menschlichen Schranken und Schwächen, kann uns anziehen, uns durchdringen, uns von der Sünde erlösen durch die Gabe seines eigenen himmlischen Lebens.“ Wie anders hat da die ältere Theologie argumentiert! Ich denke, es muß immer mehr klar werden, daß der Grundschade der modernen Theologie in allen ihren Schattierungen in der Verkennung der Tiefe und Schwere der menschlichen Sünde und Schuld besteht. Aus der Erkenntnis der Sünde und aus der Buße ist die Reformation geboren und kann auch nur unsere jetzige Theologie neu geboren werden.

J. P.

— Das Evangelium von der Vergebung der Sünden. Ein Jahrgang Predigten von Konrad Beckhaus, weiland Superintendent und Pfarrer in Höxter. Aus seinem Nachlaß heraus-

Digitized by Google

gegeben und mit einem Lebensbild versehen von W. Burgbacher, Pfarrer in Dorfifeld. Zweite vermehrte Ausgabe.

Die erfte ftarke Ausgabe dieſer Predigten iſt ſchnell vergriffen und wir danken es dem Herausgeber und der Verlagshandlung, daß ſie dieſelben zum zweiten — wie wir hoffen, nicht zum letzten Male — ausſenden. Die Predigten des ſel. Beckhaus ſind jedenfalls höchſt bedeutende und werden ſich einen immer weiteren Leſerkreis erobern. Pfarrer Burgbacher teilt in der Vorrede mit, daß auch eine Ueberſetzung derſelben ins Däniſche und Italieniſche in nächſter Zeit erſcheinen wird. Fragen nun aber die Leſer, was ſie vor allem auszeichnet, ſo iſt es der kräftige, entſchiedene Glaube an das ganze Evangelium. Beckhaus verkündigt den ganzen Rat Gottes zu unſerer Seligkeit. Und dann die gründliche Kenntnis des menſchlichen Herzens, der menſchlichen Sünde und des menſchlichen Elends, dazu des in allen Herzen wohnenden Verlangens nach Frieden und Erlöſung. Ich habe viele Predigten gehört und geleſen. Aber wenige verſtanden es, ſo das Herz zu faſſen und zu feſſeln, wie er.

Ahrensburg. Hachtmann.

— Von den letzten Dingen. Von Henry Varley in London. Autoriſierte deutſche Ueberſetzung von Dr. R. Zwingmann in London. (Hannover, Meyer.) 1894. 96 S. 1 Mk.

Dies nach Art der Drummondſchen Schriften ausgeſtattete Büchlein zeichnet ſich durch Billigkeit aus. Für eine Mark ein elegantes Buch der Geſchenklitteratur. Ob man es ſonſt empfehlen darf? Wenn es ſich nur um den erſten der beiden darin enthaltenen Traktate handelte, gewiß. Dieſer beantwortet auf Grund der Geſchichte vom reichen Mann und armen Lazarus mit heiligem Ernſte die Frage: Was wird aus uns nach dem Tode? Daß es ſich wirklich um eine in dieſem Leben zu treffende Entſcheidung für das, was mit dem Tode eintreten ſoll, daß es ſich um ewiges Leben oder ewige Verdammnis handelt, wird gegenüber manchen, gerade in England im Schwange gehenden Irrtümern bezeugt. Die Schriften z. B. von Kingsley haben auch in Deutſchland vielfach verwirrend gewirkt. Wenn ſchließlich doch alle ſelig werden, wenn es ſich eigentlich nur um ein Früher oder Spätrr handelt, wozu denn noch Ernſt der Bekehrung und Heiligungsſtreben? Dem Irrtum von der ſchließlichen Wiederbringung aller Dinge, aber auch dem andrren Irrtum von der ewigen Vernichtung der Gottloſen wird in dieſem Traktate mit leſenswerter Entſchiedenheit entgegentreten. Aber wie für dieſen Traktat, ſo möchten wir uns ganz beſtimmt gegen den anderen Traktat erklären, der ſich mit der Frage beſchäftigt: iſt Chriſti Kommen bevorſtrhend? Durch eine wirklich haarſträubende Schriftauslegung ſoll hier bewieſen werden, daß um das Jahr 1915 der Herr wiederkommen wird zur Wiederaufrichtung des nationalen Judenreiches, deſſen König er tauſend Jahre ſein wird. Um einen Begriff von der Schwärmerei zu geben, führe ich nur den eigentlichen Nerv des Beweiſes an. Jeſus ſagt Luc. 21,24: Jeruſalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllt wird. Welches iſt nun die Zeit der Heiden? Das lernen wir aus einer Vergleichung von Daniel 9 mit 3. Moſis 26. Daniel ſagt nämlich, daß mit dem, was damals über Israel gekommen war, die Drohung bei Moſes ſich rrfüllt habe. Moſes aber drohte dem Volke, wenn es ſich nicht bekehrte, ſiebenmal härtrre Strafen und dieſer Ausdruck weiſt verſchleiert auf die langen Perioden der „Zeit drr Heiden“ hin. Jedes „Mal“ iſt = einem prophetiſchen Jahr, d. h. 360 Jahre, ſieben Male ſind alſo $7 \times 360 = 2520$ Jahre, ſolange alſo dauert die Zeit der Heiden. Kennen wir nun nur noch den Anfangstermin, von welchem Daniel rechnet, ſo iſt das Lur. 21 gemeinte Ende der Zertretung Jeruſalems leicht zu beſtimmen. Daniel meint offenbar das Jahr 605, in welchem mit der Wegſchleppung Jojakims nach Babylon der Anfaug des Exils eintrat, und es ergiebt ſich ſomit durch einfache Subtraktion das Jahr 1915 als Beginn der Wiederaufrichtung des Reiches Israel durch den wiederkommenden Chriſtus. — Q. e. d.

J. P.

— David, der Erwählte Gottes. Ein Zeit- und Lebensbild von F. Pfriſſer. (Anklam, Schmidt.) 1893. 142 S. 2 Mk.

Achtundzwanzig kurze Predigten über das Leben Davids. Jede Zeit hat ihre beſondere Art auch in der Predigt. Unſere Alten ſuchten allenthalben in der Bibel Chriſtum als den Sünderheiland und zeigten, wie die einzelne Seele durch Buße und Glauben zum Heiland kommen und ſelig werden köune. Das alte Teſtament wurde ganz in das Licht des neuen geſtellt, alles was im alten Teſtamente geſchehen, wurde als Typus auf Chriſtum betrachtet. Unſere Zeit giebt der Geſchichte ein größeres Recht, die altteſtamentlichen Thatſachen werden auch in der Predigt zunächſt aus ſich ſelbſt gewertet und dann ſuchen wir die großen Geſichtspunkte, die wir da gewonnen haben, nicht bloß für unſer perſönliches Chriſtenleben, ſondern auch für das große politiſche und vornehmlich ſoziale Zeitleben zu verwerten. Das geſchieht auch in dem vorliegenden Buche. Für die alten Homileten war David ſowohl Typus auf Chriſtus wie auch Typus der Heilsordnung, dem heutigen Prediger ſtellt ſich die Aufgabe ſo, daß er aus den Führungen Davids zeigen will, wie Gott nicht bloß die einzelne Seele, ſondern auch die Völker führt, er zeichnet in David ein Zeit- und Lebensbild. Wenn die vorliegenden Predigten gehalten ſind, ſo ſind ſie ohne Zweifel von der Kanzel aus weiter ausgeführt; wie ſie vorliegen, machen ſie mehr den Eindruck, als wären ſie nur jene kurze Predigtentwürfe, mit denen ſich geübte Prediger ja meiſt zur Vorbereitung begnügen. Mögen ſie auch ſo manchem Leſer zur Erbauung dienen und ihn vor allem zu fleißigem Studium des alten Teſtamentes veranlaſſen.

J. P.

Digitized by Google

— Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart dargestellt von Hermann Karsten. Erster Teil. (Güstrow, Opitz.) 1893. 443 S. 5 Mark.

Was man lieb haben und wofür man arbeiten soll, das muß man kennen. Der Satz gilt auch von der Mission. Wer mit lebendigem Interesse für sie eintreten soll, der muß sie kennen, sowohl die Not der Heidenvölker, wie auch die Arbeit, die dort gethan wird, wie endlich die Prinzipien, nach welchen gearbeitet wird. Das wird durch fortlaufende Lektüre der Missions-Blätter geschehen müssen, aber wenn dann eine Mission erst eine längere Geschichte hinter sich hat, so verliert man auch bei treuem Lesen der Berichte doch allmählich die Uebersicht und man hat das Verlangen, daß ein Geschichtsschreiber kommen möge, der nicht bloß die einzelnen Thatsachen registriert, sondern der zugleich den leitenden prinzipiellen Gedanken uns zeigt, der durch die lange Entwicklung hindurchgeht. Die lutherischen Landeskirchen Deutschlands, Schwedens und der russischen Ostseeprovinzen, dazu die separierten Lutheraner, die „Breslauer" haben seit Jahren von Leipzig aus gemeinsam Mission getrieben. Nach festen, kirchlichen Grundsätzen, unter Leitung hochbegabter Männer hat man von Leipzig aus unter den indischen Tamulen missioniert und dabei nicht bloß die Gewinnung einzelner Seelen, sondern die Gründung einer tamulischen Volkskirche fest ins Auge gefaßt. Missionsbestrebungen unter den Australnegern und unter den Indianern in Michigan sind ziemlich resultatlos verlaufen, aber was die Leipziger als Erben der alten hallisch-dänischen Mission seit 1840 im Tamulenlande gewirkt und erreicht haben, gehört ja zu den achtungsvollsten Erfolgen, die unser Missionsjahrhundert überhaupt aufzuweisen hat. Nun ist Leipzig aber gerade jetzt daran, in eine neue Arbeit zu treten, die ersten Missionare sind für Ostafrika abgeordnet und damit beginnt eine neue Periode in der Geschichte dieser Missionsgesellschaft. Gewiß war es also jetzt an der Zeit, daß einmal zusammenhängend dargestellt wurde, was diese Gesellschaft, seit sie sich im Jahre 1836 in Dresden von Basel getrennt hatte, gewollt und erreicht hat. Die Arbeit des Pastors Karsten ist eine sehr gründliche, auf fleißigen Studien beruhende. Der vorliegende starke, erste Band behandelt in drei Abschnitten 1) die Entstehung der evangelisch-lutherischen Mission bis zur selbständigen Konstituierung der Gesellschaft in Dresden 1836; 2) die grundlegenden Arbeiten sowohl in der Heimat wie auf den Missionsgebieten bis 1847, und 3) die allseitige Klarstellung und Festlegung der Prinzipien bis 1860. Daß ein Geschichtswerk umfänglich und ausführlich ist, ist oft mehr ein Lob als ein Tadel. Es muß doch eben auch Bücher geben, in denen man alles einschlagende Material beisammen findet, Bücher, die nicht bloß flüchtig einmal gelesen werden wollen, sondern die als Repertorium dem Forscher wie dem praktischen Arbeiter zur Hand sein müssen. So ein Buch ist das Karstensche, es macht den Eindruck der Vollständigkeit und der Zuverlässigkeit. Sollte gekürzt werden, so hätten wohl die §§ 18—20 fehlen können, man sucht in diesem Buche nicht eigentlich eine so detaillirte Darstellung des Volkscharakters und des Religionswesens der Tamulen, zumal Karsten hier nur oft Gesagtes hat wiederholen können. Noch unnötiger scheint mir die Schilderung der Australneger § 10 und der Indianer § 50. Es haben da immer nur anderweitig bekannte Bücher exzerpiert werden können. Hiervon abgesehen aber möchten wir den Verfasser bitten, im noch ausstehenden zweiten Bande mit gleicher Gründlichkeit verfahren zu wollen. Allerdings wenn es sich um Ostafrika handelt, so möge er nicht zu viel von „Land und Leuten" erzählen, wirklich Gründliches kann er ja doch da nicht geben. Dagegen die Frage, warum Leipzig, wo man ja nach festen Prinzipien zu verfahren pflegt, so lange dem Drängen vieler, in Afrika zu missionieren, Widerstand geleistet hat und warum es jetzt doch in diese Arbeit eingetreten ist, diese und überhaupt die prinzipiellen, missions-theoretischen Fragen können uns garnicht eingehend genug dargestellt werden. J. P.

— Innere Mission. Es ist leider schon lange her, daß einige der Schriftchen, die hier gemeinsam zur Sprache gebracht werden sollen, bei uns eingegangen sind. Die Einzelbesprechung ist aber hier nicht angethan, wo es sich zum Teil um Heftchen von nur wenigen Seiten handelt, während sie doch im Zusammenhang der ganzen Arbeit ihre Bedeutung haben. So kann denn jetzt diese Litteraturbesprechung zugleich als Umschau auf dem ganzen Arbeitsgebiete dienen. Voran sei ein Buch gestellt, das zu den kleinen Schriftchen nicht gerechnet werden darf. Es ist die neue Folge von Praktisches Christentum. Vorträge aus der inneren Mission von Theod. Schäfer P., Vorsteher der Diakonissenanstalt in Altona. (Gütersloh, 1892. C. Bertelsmann. 200 S.) Ich pflege, wenn ich vor dem Mittagsessen einige Minuten ruhe, den Bericht irgend eines Vereins oder einer Anstalt zur Hand zu nehmen (einem Rate Spurgeons folgend), der seine einschläfernde Wirkung selten verfehlt. Unglücklicher Weise lag heute zu oberst des Bücherstoßes auf meinem Tische Schäfers Praktisches Christentum — und vorbei war es mit dem Schlafen. Eine, wohin man blickt und liest, anziehende Lektüre ist es, zum herzlichen Beifall, eingehendem Nachdenken, wohl auch zweifelndem Widerspruch reizend; aus der Fülle der Anschauungen und Kenntnisse eines Mannes heraus geschrieben, der sein Gebiet vollständig beherrscht und frei ist von — jeder? wollte ich schreiben — nein ich sage zunächst: frei ist von Einseitigkeit. Die Bedeutung der Persönlichkeit in der inneren Mission — zur Charakteristik der inneren Mission in der Gegenwart — was hat die innere Mission aus den Beurteilungen offener Feinde und bedenklicher Freunde zu lernen? — das sind beispielsweise die Themata der ersten drei von den neun trefflichen Vorträgen. Mehrere andere beschäftigen sich unter verschiedenen Titeln mit der wichtigen Zeitfrage nach dem Verhältnis des freien Vereins zur kirchlichen Gemeinde; und

Digitized by Google

hier liegt der Grund zu meiner obigen Einschränkung der Anerkennung des Fehlens der Einseitigkeit. Der Kirchenbegriff, der im 6. Vortrag nicht entwickelt, aber angedeutet ist, erscheint mir nämlich einseitig. Aber da ich gerade ein Buch schreibe, in dem ich diese Einseitigkeit zu widerlegen suche, so kann ich nicht in einer Recension darauf eingehen. Für die Praxis würde ohnehin jene Differenz wahrscheinlich wenig austragen. Daß die innere Mission in der Gegenwart in nüchternen, gesunden, kirchlichen Bahnen einhergeht, und daß vielen Trägen immer weniger Entschuldigung bleibt für ihr Fernbleiben von der Arbeit, — ist zum guten Teile mit ein Verdienst von P. Schäfer. Möchte, was er in Versammlungen durch mündliche Rede gewirkt hat, durch diese gedruckten Vorträge noch in immer weitere Kreise dringen.

Gehen wir zu Einzelarbeiten, so beginnen wir billig mit einem Hefte, das sich mit dem eigentlichen Ausgangspunkte der inneren Missionsarbeiten in unserer Zeit beschäftigt: D. J. H. Wichern und die Brüderanstalt des Rauhen Hauses. Ein Beitrag zur Geschichte der inneren Mission innerhalb der einzelnen Landesgebiete Deutschlands und des Auslandes. Den Brüdern, Freunden und Wohlthätern des Rauhen Hauses überreicht von J. Wichern. (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1892.) Es ist eine klare, übersichtliche Darstellung, die in kurzer Weise das Wissenswerte giebt, was zur Mitarbeit Lust macht. — Mit großer Energie ist die öffentliche Unsittlichkeit in Angriff genommen. Die deutschen Sittlichkeitsvereine haben einen Verlag begründet (Berlin SW., Oranienstraße 105), in dem u. a. ein Broschürencyklus erscheint, der auch von uns hier schon genannt ist: Streitfragen. Wissenschaftliches Fachorgan der deutschen Sittlichkeitsvereine; früher von P. Philipps, dann von P. Patzschke redigiert (das Heft 50 Pf., im Abonnement 25 Pf.). Es arbeiten die Geistlichen und Laien, Aerzte, Juristen u. s. w. gemeinsam. Themata, die behandelt werden, sind u. a.: Moralstatistik — die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbsmäßigen Unzucht — die Sittlichkeit eine Forderung der Gesundheitspflege — die Novelle zum Strafgesetzbuch u. s. w. — In demselben Verlage sind einzelne Vorträge erschienen: Wie erhalten wir die Jugend unseres Volkes rein und stark gegen die Unzucht? Von M. Vorberg, Superintendent — und: Wird die Sittlichkeitsbewegung siegen? Von P. Keller. Wenn ich dieselben angelegentlich empfehle, so liegt darin nicht Zustimmung zu allem Einzelnen (z. B. nicht zu Vorbergs Vorschlag betr. die Aufklärung im Schulunterricht). Aber es müssen der Welt die Augen geöffnet werden über diese Sündenmacht und muß mit allen Mitteln zur Mitarbeit dagegen aufgefordert werden. — Zur Frage der staatlichen Regulierung der Prostitution. Eine Ansprache von Prof. Dr. A. Forel. (Bremerhaven, 1892. Chr. G. Tienken. Nr. 1 der „Tages- und Lebensfragen" von Dr. W. Bode. 50 Pf.) Der Vortrag des Schweizers ist in Stockholm gehalten und ist nicht nur durch seine sachkundige Polemik, sondern auch durch Mitteilung der auf einem medizinischen Kongreß von einem Professor Kaposi aus Wien gestellten ausführlichen Thesen interessant, die in Bezug auf Anerkennung des Lasters und Forderung einer staatlichen Regulierung das Unglaubliche leisten.

Wir kommen zu verwandten Gebieten. Einen trefflichen „Wegweiser für Kellnerinnen und solche, die es werden wollen" bietet Fr. Hahn in seinem Dienstbüchlein für Gastwirtsgehülfinnen (Baden, Geresbach); es giebt ein vollständiges Verzeichnis aller Herbergen und Zufluchtsorte für alleinstehende Mädchen in der ganzen Welt, und vorn einige praktische Mahnungen. Ausführlicher wird die Sache dargelegt von demselben Verf. in „Wie steht es mit den Kellnerinnen in sozialer und christlicher Beziehung?" (ebenda, 22 S.); die Verhältnisse, aus denen die Mädchen kommen, in denen sie leben, wie ihnen zu helfen, werden hier eingehend erwogen. — Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß in Berlin eine Deutsche Mädchenzeitung erscheint (Berlin, Rehtwisch & Langewort, 1 M. im Jahr), herausgegeben von P. Burkhardt, die sehr zu empfehlen ist für Jungfrauenvereine oder auch einzelne Dienst-, Fabrik- und andere Mädchen. — Aus den Jünglingsvereinen grüßt uns ein „Jahrbuch des ostdeutschen Jünglingsbundes" (Verlag des Bundes, Berlin NW., Neue Wilhelmstraße 8 b). Das von 1891/92 enthält eine Festpredigt von Döblin, einen Aufsatz von Hoffmann-Genf über die internationale Seite des Jünglingswerkes und viele Mitteilungen. — Kellnerleben. Ein Wort für die Mission unter den Angestellten des Gastwirtsbetriebes von Ernst Evers (Berlin, Stadtmission. SW. Johannestisch 6. 20 S.), enthält Mitteilungen über die Notstände und die Hülfsmittel — sehr eingehend und beherzigenswert.

Eine der interessantesten Schriften von denen, welche gegen einzelne bestimmte Laster vorgehen, ist wohl die in Basel (bei A. Geering, 1892) erschienene: Wider unseren Erbfeind. Aussprüche derer, die ihn erkannt haben. Gesammelt von Hermann Blocher. (80 Pf.) Sie enthält ohne jedes eigene Urteil oder Darlegung auf 110 Seiten von ca. 200 Männern aller Zeiten, Völker und Stellungen Aussprüche über die nach allen Seiten hin schädlichen Wirkungen des Bieres und Branntweins; Darwin, Ed. v. Hartmann stehen neben Diepenbrock, Papst Leo, Spurgeon, Luther, Plato, Homer u. a. Die Citate sind meistens ganz kurz, zum Teil auch einige Seiten lang. Ich setze nur das eine von Talmage hierher: „Gebt mir das Geld, das die arbeitenden Klassen in den letzten 30 Jahren für Schnaps ausgegeben haben, und ich will für jeden Arbeiter ein Haus bauen, einen Garten dazu anlegen, seine Söhne in gutes Tuch, seine Töchter in Seide kleiden, und ihm eine Lebensversicherungspolice außerdem geben, damit sein Haus auch nach seinem Tode vor Not bewahrt bleibe." — Zehn Jahre Gefängnisprediger. Rückblicke von Karl von Koblinski. (Düsseldorf, 1893.

Digitized by Google

L. Voß & Cie. 1 M.) Der Verfasser beschreibt in lebensvoller Weise seine Erfahrungen 1) nach dem ersten Amtsjahr, 2) dem Ende des zweiten Amtsjahres, 3) die zweite Strafanstalt, 4) in der dritten Strafanstalt — und fügt 5) allgemeine Betrachtungen über Zuchthaus und Gefängnis hinzu; am Schluß eine Reihe von statistischen Tabellen. Das Buch hat ein ganz allgemeines Interesse für die Psychologie, die Seelsorge und das Volksleben. Der Zusammenhang der Sünden untereinander, die Wichtigkeit der Erziehung, die Gefahr des Trunkes u. s. w. treten deutlich hervor.

Wir kommen zur Armenpflege. Die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von D. G. Uhlhorn. (Göttingen, 1892. Vandenhoel & Ruprecht. 1 M.) Wir besitzen in diesen 57 Seiten eine sachkundige Darstellung der kirchlichen Grundsätze und Grundanschauungen, auf welche es bei der ganzen auf äußere Notstände gerichteten Thätigkeit, die man der Kirche zumutet oder die von der Kirche ausgeht, ankommt. In einer kurzen Einleitung wird die Stellung der lutherischen Kirche zur Armenpflege geprüft, dann wird diese in ihrer Teilung als kirchliche und bürgerliche, die erstere wieder als eine Sache der Gemeinde oder der freien Liebe erwogen und endlich der Betrieb der kirchlichen Armenpflege und ihr Einfluß auf das Gemeindeleben beschrieben. Wie von Uhlhorn nicht anders zu erwarten, ist der Inhalt des Schriftchens in allen seinen Teilen auf der weitgehendsten Sachkenntnis erbaut; es ist eine wirklich wissenschaftliche Behandlung dieser praktischen Frage. Auch wird man den Resultaten, die sich von Einseitigkeiten frei halten, im wesentlichen zustimmen müssen. Meine Bedenken äußere ich zu demselben Kirchenbegriff, der uns schon bei Schäfer entgegentrat, woraus sich eine Begründung der Verbindung der mehr äußeren und der rein geistigen Arbeit der Kirche ergiebt, die ich nicht für richtig halte. Es hindert diese Differenz, auf die hier einzugehen zu tief führen würde, nicht, daß ich Uhlhorns Schrift als eine unentbehrliche Orientierung bezeichne, der man nur die weiteste Verbreitung wünschen kann. — Von mehr humanistischem Standpunkte aus, von dem aus ja in der Gegenwart die Frage der Armenpflege lebhaft verhandelt wird, sind geschrieben: Die Verbindung der öffentlichen und privaten Armenpflege. Der Haushaltungsunterricht. Es ist das 14. Heft der Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Leipzig, 1891. Duncker & Humblot. 152 S.) Unter den beiden genannten Thematen werden zum 1. ein Referat und ein Korreferat, zum 2. fünf Vorträge und Berichte gegeben. Uns interessiert hier hauptsächlich das erstere und es genügt wohl, wenn wir die Sachkundigen und die Praktiker unter unseren Lesern auf dieses sehr wertvolle Material hinweisen. Gerade bei der Notwendigkeit einer Verständigung der Arbeit der inneren Mission mit den Staatsorganen und mit dem Humanismus verdienen die trefflichen Arbeiten, die von dieser Seite ausgehen, die größte Beachtung. — Einer der thätigsten Männer auf diesem Gebiete war bekanntlich der am 28. Dez. 1892 in Bremen verstorbene A. Lammers. Ein Lebensbild von ihm ist erschienen in der Zeitschrift Nordwest. (Monatsschrift für Gemeinnützigkeit und Unterhaltung. Sprechsaal für alle Tages- und Lebensfragen. Begründet von A. und Mathilde Lammers; fortgef. von Dr. W. Bode. Bremerhaven und Leipzig, Chr. G. Tienken. XVI Jahrg., 1. Heft, 1893.) Das reichbewegte, von Arbeiten aller Art zum Besten der Notleidenden ausgefüllte Leben dieses Mannes, der ein Führer des Protestantenvereins war, wird gut geschildert. Das größte Verdienst hat er sich wohl erworben durch die Gründung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Sommerpflege für Arme. Eine Denkschrift des Central-Ausschusses für innere Mission, verfaßt von seinem Mitgliede Hermann Dalton. (Berlin, 1892. K. J. Müller. 40 Pf.) Ein eigenartiges Gebiet der Liebesthätigkeit, auf dem ja der inneren Mission die Bestrebungen der Humanität eifrig nachgefolgt sind. Datton beschreibt die Gründe und die Art dieser Thätigkeit, giebt ein Bild ihres gegenwärtigen Standes und verschweigt auch nicht die Gefahren der Veräußerlichung. Doch ist der christliche Gedanke dieser Verschönerung und Erleichterung des Lebens der Armen (besonders ihrer Kinder) ein ganz gesicherter.

Der „Führer durch das kirchliche Bertin und seine Wohlthätigkeitsanstalten, nebst einem Verzeichnis empfehlenswerter Berliner Firmen" ist nun bereits zum zweitenmale erschienen. (Berlin, K. J. Müller. 1892 und 1893. 50 Pf.) Die Arbeit dient einem speciellen Zwecke und ist für denselben sehr geeignet.

Wir haben eine lange Reihe von Notständen betrachtet und die Mittel, welche die christliche Liebe zu ihrer Abhülfe erfunden hat. Aber neben den Notständen hat die innere Mission auch auf die persönlichen Organe zu denken, welche in dieser Arbeit stehen sollen. Wir stellen an die Spitze ein Heftchen über die Arbeit der Brüder und wir schließen mit einem Büchlein, das von den Schwestern handelt: Von den Diakonissen und ihrem Beruf. Mit einem Anhange: Von der Meditation oder Betrachtung des göttlichen Wortes, und: Von der Behandlung der biblischen Geschichte in den Kleinkinderschulen. Zur Unterweisung der Diakonissenschülerinnen und Probeschwestern von Fr. Meyer, weil. Pfarrer und Rektor der evang.-lutherischen Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau. (München, 1892. C. H. Beck. 3. Aufl. 92 S.) Dies Handbuch für die Schwestern bietet die beste Gelegenheit auch für Draußenstehende, diese Arbeit, ihre Notwendigkeit für die Kirche und den Ernst, mit dem die Aufgabe ergriffen werden muß, kennen zu lernen. Daß man sich von manchem nicht wohlthuend berührt fühlen wird, gebe ich zu (z. B. daß das äußere Benehmen beim Kommen und Gehen und Weilen im Gotteshause Zeugnis geben soll u. a. „von dem Eindruck, den die Majestät der Kirche auf ihre andächtigen Kinder macht" —?); aber man

Digitized by Google

möge dann an die Originalität Löhes denken, der sein Wesen dieser seiner Anstalt vielfach aufgeprägt hat, und an den Segen, der von derselben ausgegangen ist, so wie sie nun einmal ist. — Von einem Diakonissenhause in Amerika giebt uns Nachricht die Predigt von Wischan zum 3. Jahresfeste des Diakonissenhauses in Philadelphia. (Mit Nach- und Vorwort. Halle a. S., Verlag des Waisenhauses. 1891. 20 Pf.) —

M. v. N.

3. Geschichte.

— Bibliothek Deutscher Geschichte, herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst. 1. Abteilung: König Friedrich der Große von Reinhold Koser. (Stuttgart, 1890. Verlag der Cottaschen Buchhandlung.) Preis 4 Mark. (Erste Hälfte von Band I.) Achtzehnte Abteilung: König Friedrich der Große von Reinhold Koser. (Stuttgart, 1893. Verlag der Cottaschen Buchhandlung.) Preis 4 Mark. (Zweite Hälfte von Band I.)

Der Verfasser von „Friedrich der Große als Kronprinz" besitzt sehr viel von dem, was erforderlich ist, um eine gute Geschichte schreiben zu können: umfassende Kenntniß jener Zeit und der vorhandenen Quellen; hervorragende allgemein wissenschaftliche Bildung und eine gewandte Feder. Nirgends ermüdet er seine Leser; mag er uns in das verwickelte Getriebe Fridericianischer Politik hineinsehen lassen, mag er die Feldzüge und Schlachten Friedrichs des Großen beschreiben, oder seine Bestrebungen für Handel und Gewerbe, Hebung des Ackerbaues, das Heerwesen, die Besserung der Rechtszustände oder seine Abneigung gegen die Juden schildern — immer gewinnt er dem Gegenstande eine anregende Seite ab, und wo er das Leben jener Zeit packt, „da ist es interessant." Der eigenartigen Persönlichkeit des großen Königs gerecht zu werden, ist nicht leicht. Ebenso wie er schon zu seinen Lebzeiten neben begeisterten Bewunderern arge Neider und heftige Gegner, sogar in Preußen selbst, fand, so scheint es auch heute, 100 Jahre nach seinem Tode, kaum möglich zu sein, in eine unbefangene Würdigung seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit einzutreten. Welche Kluft liegt z. B. zwischen der Beurteilung des Königs durch einen neueren englischen Geschichtschreiber, Hartpole Lecky, und derjenigen durch den Verfasser unseres Werkes. Der Engländer nennt ihn „schlau, hart, durch und durch selbstisch und in Bezug auf sein politisches Handeln ohne einen Funken von Edelmut und Ehre"; neben „vollendeter Geschicklichkeit" schreibt er ihm auch „vollendete Niedrigkeit" Maria Theresia gegenüber zu. Ganz anders faßt Herr Koser den Charakter des Königs auf. Zwar nennt er nicht alles, was der König geplant und gethan hat, richtig, gut und edel; milder Tadel findet sich hier und da, aber für ihn ist Friedrich der II. der gewaltige Held, der Schöpfer von Preußens Großmachtstellung, dessen Fehler nur dazu dienen können, seine Größe in desto helleres Licht zu rücken. In dieser Richtung geht der Verfasser zu weit. Die Stellung des Königs zum Christentum, die Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel während der ersten Zeit seiner Regierung, die Verachtung deutscher Geistesbildung, sein geringer Sinn für das Familienleben werfen so dunkle Schatten auf sein Bild, daß sein Geschichtschreiber, wenn er objektiv sein will, sie nicht übersehen kann. Wir finden nicht, daß Herr Koser diese Charakterzüge des Königs in genügend klare Beleuchtung stellt. In politischer Beziehung ist das Buch von preußischem Standpunkt aus verfaßt. Aber auch die Gegner dieser Anschauung werden anerkennen, daß diejenigen Abschnitte, welche in keiner Beziehung zur auswärtigen Politik stehen, mit Vollendung geschrieben sind. Hierher rechnen wir die Darstellung der Bestrebungen Friedrichs des Großen für die sittliche und materielle Hebung seines Volkes zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege, dann die Schilderung des Lebens in Sanssouci — Bilder, die, nach Form und Inhalt, von großem Reiz sind und uneingeschränktes Lob verdienen. Der Beschreibung der Feldzüge und Schlachten gewährt der Verfasser mit Recht keinen zu großen Raum; daß er für die 1890 erschienene 1. Hälfte des vorliegenden Bandes die vom großen Generalstabe herausgegebene Geschichte der Kriege Friedrich d. Gr. nicht mehr benutzen konnte, ist zwar bedauerlich, aber von keiner zu großen Bedeutung. Trotz einzelner grundsätzlicher Bedenken dürfen wir das mit diesem Bande bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges führende Werk als eine sehr interessante Arbeit von hervorragendem wissenschaftlichen Wert bezeichnen.

v. H.

— Preußische Feldherren und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Wilhelm Bußler, Militär-Oberpfarrer in Metz. 2. Band. (Gotha, G. Schloeßmann.) 1893. Preis 5 Mark.

Der vorliegende 2. Band enthält als Fortsetzung des 1890 erschienenen 1. Bandes die Lebensgeschichte von 22 Heerführern und Mitteilungen über die Herzöge von Schleswig-Holstein, sowie die Familien von der Marwitz und von der Goltz. Aehnlich wie im 1. Bande hat sich der Verfasser auch hier darauf beschränkt, in kurzer Form die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben der einzelnen Offiziere zu erzählen. Bewogen durch verschiedene Kritiken des 1. Bandes, erklärt der Verfasser im Vorwort, daß er kein „kriegsgeschichtliches Werk von militärwissenschaftlicher Bedeutung" habe verfassen wollen, sondern hauptsächlich für Unteroffiziere und Mannschaften geschrieben habe. Für einen derartigen Leserkreis ist das Buch in seiner kurzen, übersichtlichen Form wohl geeignet; man wird es deshalb auch berechtigt finden, daß in ihm jedes tiefere Eingehen auf die Charaktere, auf Ursachen und Beweggründe vermieden ist, und daß bei solchen Persönlichkeiten, die, wie z. B.

Digitized by Google

Vogel von Falkenstein, in Widerstreit mit der oberen Heeresleitung gerieten, die Differenzpunkte nicht berührt sind. Die Ausstattung des Buches ist gut, nur finden sich ziemlich viele Druckfehler, z. B. auf 2 Seiten (161 und 162) statt Soldin Soltin, statt Mohrin Moltin, statt Soor Sorr, die auf keine sorgfältige Durchsicht der Korrekturbogen schließen lassen. v. H.

— Mitslaw oder die Christianisierung Pommerns im zwölften Jahrhundert. Erzählt von Bischof Robert Milman, nacherzählt von A. Steen. (Gotha, G. Schloeßmann.) 3 M.

Die Engländer lieben es, Abschnitte der Kirchengeschichte in die Form einer Erzählung zu bringen. Fabiola ist ein Typ für eine ganze Gattung geworden. Uebrigens ist diese Weise schon früher auch in Deutschland geübt worden — ich erinnere nur an Wildenhahn — und hat neuerdings vielleicht von England her neue Antriebe erhalten. Ich will gegen diesen Versuch, die Kirchengeschichte größeren Kreisen zugänglich zu machen, prinzipiell nichts einwenden, obwohl derselbe gewiß großer Vorsicht bedarf; die heilige Geschichte selbst, und zumal das Leben des Herrn, sollte davon ausgenommen bleiben; aber freilich hat man auch diese Schranke längst durchbrochen. Es ist eine der schönsten Perioden mittelalterlicher Missionsgeschichte, welche uns der Bischof Milman, selbst ein Missionar in Indien, hier vorführt, die Bekehrung des Pommerlandes, eine Bekehrung nicht durch Schwert, sondern durch Evangelium. Wie viel besser haben es die Pommern im Vergleich zu den Mecklenburgern gehabt? Dort kann man sagen: die Pommern sind ein christlich Volk geworden, hier muß man sagen: Mecklenburg ist ein christlich Land geworden, — die slavischen Stämme darin sind meist im Kampf gegen Unterjochung und Christentum zu Grunde gegangen. Otto von Bamberg ist eine der edelsten Erscheinungen jener Kirchenzeit. Bischof Milman erzählt auf Grund sorgfältiger Studien. Einzelnes möchte ich aber doch beanstanden. Die Bemerkung über den Tod des Bischofs Johannes von Mecklenburg ist z. B. so nicht richtig. Für Piritz pflegen wir Pyritz zu lesen. Und ob die pommerschen Herren wirklich schon Börsen mit Gold gefüllt verschenkten? Ueberhaupt, wie reich auch das Land war, die ganze Lebenshaltung scheint mir kulturell doch zu hoch genommen zu sein. In die Missionsgeschichte ist ein Roman eingeflochten zwischen dem pommerschen Fürsten Mitslaw und Illah, der Tochter des obersten Priesters des Götzen Gerowit. Mit dem Siege des Evangeliums ist der Sieg ihrer Liebe verbunden. Das Versuchliche bei solchen kirchengeschichtlichen Romanen ist immer, daß das Interesse sich von vornherein teilt und bei vielen Lesern dann mehr zu Mitslaw und Illah, als zu Otto von Bamberg hinüberneigen wird. Die Form des Buches ist nicht ganz glücklich. Der Mönch Bernard (Bernhard), der einen vergeblichen Missionsversuch in Pommern gemacht hat und dann den Otto herbeiruft, erzählt die Geschichte. Und auch die Weise, wie A. Steen nacherzählt, ist nicht ganz geschickt. Zuweilen etwas breit und steif, zuweilen gar zu modern romanhaft. Es nimmt sich doch wunderlich aus: die Mutter, eine anmutige Dame! Uebrigens geht ein warmer Zug durch das Buch, der auch die Herzen für den Mann und die Sache zu erwärmen vermag. Die konservative Monatsschrift wandert ja in manch pommersches Haus; möge sie den Namen und die Empfehlung dieses Buches dorthin mitnehmen. Es ist ja gewiß gut, daß die Jugend eines Landes auch die Geschichte des Landes, und nicht bloß die politische, sondern auch die kirchliche kennen lernt. Dazu mag denn auch diese Gabe aus dem fernen Indien her mithelfen. D.

4. Geschichtswissenschaft.

— Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hülfsmittel zum Studium der Geschichte. Von Dr. Ernst Bernheim, Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Zweite, völlig durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einem alphabetischen Autoren- und Sachregister. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1894. 624 S. 12 Mk.

Es erschallt heutzutage nicht mit Unrecht die Klage, daß der angehende akademische Bürger dem sich immer mehr ins Ungemessene ausdehnenden Gefilde der Wissenschaft gegenüber, das ihm zu Anfang ja noch ganz fremd und unbekannt ist, vielfach völlig hülf- und führerlos gegenüberstehe, daß die Folge davon eine planlose Einrichtung seiner Studien und zuletzt eine unzureichende Ausnutzung seiner Universitätszeit sei. Diese Gefahr ist entschieden nicht am geringsten bei dem Studium der Geschichtswissenschaft. Der Mediziner, der „Naturwissenschaftler", ja auch der Jurist und der Theologe, sie wissen doch so ungefähr, wie sie ihren Studiengang einzurichten haben. Kein Theologe wird mit Kollegien über praktische Theologie den Anfang machen, kein Jurist wird Vorlesungen über Civil- und Strafprozeß hören, bevor er nicht solche über Römische Rechtsgeschichte, Institutionen und Pandekten vorausgeschickt hat. Ganz anders stand bis dahin der angehende Historiker da. Noch völlig unbekannt mit der eigentlichen Art des historischen Studiums, mit den verschiedenen historischen Hülfswissenschaften und ihrem rechten Verhältnis zur Geschichtswissenschaft, wußte er nicht, sich über das ihm fremde Gebiet zu orientieren und die nächstliegenden Ziele ins Auge zu fassen. Das ist seit kurzem anders geworden. In dem zuerst 1889 erschienenen vorliegenden Werke von Ernst Bernheim, das jetzt in stark umgearbeiteter Gestalt aufs neue in die Welt geht, ist auch dem Jünger der Geschichtswissenschaft der lange entbehrte Führer durch das Studium der Geschichte dargeboten.

Es ist dem Schreiber dieser Zeilen, der selber ein langjähriger Schüler Bernheims gewesen ist, eine angenehme Ehrenpflicht, zu bezeugen, daß Bernheims Lehrbuch der historischen Methode in

jeder Beziehung als ein durchaus zuverlässiger und erprobter Führer gelten kann, der die angelegentlichste Empfehlung und Verbreitung verdient. Wer in früheren Jahren bei B. „Historische Propädeutik und Enzyklopädie“ gehört hat, der weiß, daß dies Buch die Frucht vieljähriger Erfahrungen seiner akademischen Lehrthätigkeit ist, wer an B.'s „historischen Uebungen“ teilgenommen hat, der weiß, mit welchem Geschick der Verfasser seine hier ausgesprochenen Anschauungen und Grundsätze auch in die Praxis zu übersetzen verstand, wie er insbesondere die Anfänger in das Geschichtsstudium einzuführen und dafür zu fesseln wußte. Wer endlich bei B. deutsche Geschichte gehört hat, der wird ihm das Zeugnis eines eifrigen, nach möglichster Unparteilichkeit ringenden Historikers nicht versagen können. Nur ein solcher aber ist zu der verantwortlichen Aufgabe berufen, unsere Jugend in die ernste und bedeutungsvolle Arbeit des Geschichtsstudiums einzuführen. Daß Bernheim hierzu in der That vornehmlich berufen erscheint, dafür legt sein Lehrbuch der historischen Methode ein vollwichtiges Zeugnis ab, das bei ungemeiner Gründlichkeit des Stoffes die Vorzüge einer übersichtlichen, planmäßigen Gliederung und einer ansprechenden Darstellung besitzt.

Das Buch zerfällt in sechs Kapitel: 1. Begriff und Wesen der Geschichtswissenschaft. 2. Methodologie. 3. Quellenkunde. 4. Kritik. 5. Auffassung. 6. Darstellung. Für den Studierenden der Geschichte kommen vor allem die Kapitel 2–5 in Betracht, in denen er mit dem eigentlichen Wesen seiner Arbeit bekannt gemacht wird. Auf Einzelheiten kann bei der Fülle des Stoffes, wie sie ja in der Natur desselben liegt, an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Auch Meinungsverschiedenheiten, zu denen der Leser durch das 5. Kapitel insonderheit angeregt werden kann und wird, mögen einstweilen auf sich beruhen. Auch wer hie und da B. nicht zustimmen wird, der wird sich von seiner objektiv abwägenden Art der Betrachtung und seiner besonnenen Kritik, die vielfach an die Rankesche Weise erinnert, nur angenehm berührt fühlen. Das Werk kommt einem entschiedenen Bedürfnisse entgegen und vermag nicht nur dem Studierenden der Geschichte auf der Universität die wichtigsten Dienste zu leisten, sondern bedeutet auch für alle Historiker und Freunde der Geschichte, namentlich für solche, denen es um ein tieferes Eindringen in das Studium selber zu thun ist, eine wertvolle Gabe.

P. B.

5. Biographie.

— Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild von F. v. B. (Leipzig 1893. Georg Wigand.) 9 Bogen kl. 8° mit Portrait. Preis gebd. 3 Mk.

Ein für weitere Kreise bestimmtes und geeignetes Lebensbild der vor 25 Jahren am Weihnachtsabende heimgegangenen, von ihrem Gemahle innig geliebten und nie vergessenen Gattin des großen Feldmarschalls Moltke fehlte bisher in der Litteratur. Der Verfasser, der durch nahe verwandtschaftliche Beziehungen befonders dazu berufen war, hat nunmehr diese Lücke in durchaus würdiger und sinniger Weise ausgefüllt. Er konnte aus dem Vollen schöpfen und aus persönlicher Kenntnis und eigener Anschauung urteilen. Mit lebendiger Frische und warmer Empfindung schildert er das innere und äußere Werden des herrlichen Weibes, das innige Miteinander- und Ineinanderleben des gleichgesinnten Gatten, die Zartheit und Tiefe ihres Seelenlebens. Er weiß die liebenswürdige, edle Gesamtpersönlichkeit der Frühgeschiedenen so scharf und treu zu zeichnen, daß sie wie lebendig vor uns steht, obwohl die Farben durch den milden Schein der Erinnerung leise abgetönt sind. Einige beigegebene Briefe des Feldmarschalls und zwei recht hübsche Gedichte seiner Gattin lassen einen tiefen Blick thun in die wahrhaft erwärmende Herzlichkeit ihres Gemeinschaftslebens. Das Buch gehört in seiner schlicht-vornehmen Ausstattung zu denen, die man auf den ersten Blick liebgewinnt. Je tiefer man sich aber hineinliest, desto mehr wächst es ans Herz. Die Heliogravüre der lieblichen Frau, die das Buch schmückt, ist trefflich.

Dr. G. Oe.

6. Poesie.

— Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen von Rudolf Sperling. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 74 S. 1 M., eleg. geb. 2 M.

Der Kampf um Byzanz. Ein Völker-Drama in fünf Aufzügen von demselben. (Daselbst.) 102 S.

Der Verfasser hat zuerst „Lieder eines einsamen Spatzen“ erscheinen lassen. Ich kenne diese Gedichte nicht, zweifle aber nicht daran, daß des Dichters Bescheidenheit mit dem wahren Werte seiner Gesänge Hand in Hand geht. — Das idyllische Drama hat den Aufenthalt des Odysseus auf der Insel der Phäaken und die Liebe der Nausikaa zu dem den Vater suchenden Telemachos zum Gegenstand. Das Völker-Drama ist im Zeitalter Attilas erfüllt von Mord und Totschlag, Verrat und Haß, Krieg und Blutvergießen. — In keinem der beiden Dramen fehlt es an nutzlosen Gedankenstrichen. Auf S. 46 der Idylle finden sich 13 Stück in 4 Zeilen! — Der Dichter schreckt vor sprachlichen Härten, vor dem Hiatus und im Völkerdrama vor dem pathetischen Ha keineswegs zurück. Auf S. 57 beginnt Attila in einer Rede dreimal mit Ha: Ha, Natternbrut u. s. w. Ha, Thörichter u. s. w. Ha! Der Geist hat Furcht! Als Ausruf abweisender Gesinnung wird recht wirksam Pah! verwendet. — Beiden Dramen sind die Vorbemerkungen „Den Bühnen gegenüber Manuskript“ mitgegeben; ich glaube, die Nationallitteratur hätte nichts verloren, wenn beide Dramen dem Buchhandel gegenüber Manuskript geblieben wären. Beim Lesen von Dramen, die nur gelesen, nie aufgeführt werden,

habe ich immer ein gewisses Mitgefühl mit dem Verleger. Im vorliegenden Falle habe ich dieses Gefühl aber nur bis zu dem Augenblick gehabt, in dem ich mich davon überzeugte, daß der Verlag E. Pierson in Dresden und Leipzig das Veröffentlichen, bezw. Unterbringen von dramatischen Werken professionsmäßig betreibt. Auf dem Umschlag des idyllischen Dramas werden nicht weniger als 47 dramatische Gedichte aufgeführt, die nicht weniger als 36 Dichtern ihre Entstehung verdanken, von diesen sind mir fünf dem Namen, ein einziger seinem recht mittelmäßigen Opus nach bekannt. Die Piersonsche Brutanstalt wird gewiß finanziell nicht zu Schaden kommen.

Näher auf die Sperlingschen Dramen einzugehen, vereinzelte Schönheiten und eine Menge von Verkehrtheiten nachzuweisen, halte ich für Zeitverschwendung. O. K.

— Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum erstenmale aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. Drittes Bändchen: Des Prometheus Götterbildnis. — Selbst nicht Amor frei von Liebe. (Freiburg i. B., Herder.) VI u. 277 S. 1 M. 80 Pf.

Zwei (an die modernen Operntexte erinnernde, der altklassischen Mythologie entlehnte) Festspiele sind es, die der Uebersetzer den Calderon-Freunden in diesem Bändchen darbietet. Ich muß gestehen, daß ich derartigen Dichtungen keinen Geschmack abgewinnen kann, schon deshalb nicht, weil die Souveränetät des Dichters, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Laune, mit den mythologischen Gestalten in einer Weise umspringt, die den Freund des Altertums in keiner Weise anspricht. Um so mehr muß ich die Ausdauer und die Sorgfalt bewundern, die der im Fortschreiten seiner Arbeit wachsende Uebersetzer an diese Verarbeitungen altheidnischen Stoffes gewendet hat. Die Verse lesen sich so glatt und leicht, die Assonanzen sind so glücklich durchgeführt, daß man von dieser Seite her nur seine aufrichtige Freude an den beiden Uebersetzungen haben kann. Nur an zwei Stellen würde ich eine Härte und einen Sprachfehler vermieden haben. S. 31 hieße es besser: welch ein Held ich bin, statt: was für Held ich bin, und S. 182 hieße es besser: wirst erwachen du, dann sollst du, statt: wenn du auserwachst, dann sollst du. Auswachen und erwachen lassen sich doch nicht zu auserwachen verschmelzen. —

Einleitungsweise belehrt der Uebersetzer der Eigennamen wegen den des Spanischen nicht mächtigen Leser über die spanische Aussprache.

Es stehen jetzt noch vier Bändchen mit acht Stücken in Aussicht. O. K.

— Sieben kleine Dramen von Heinrich Kruse.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist kürzlich eine Reihe kleinerer, meist nur einaktiger Bühnendichtungen von H. Kruse erschienen. Der Dichter bekundet auch in den vorliegenden Dramen seine hervorragende Vielseitigkeit auf dem Gebiete fein angelegter und konsequent durchgeführter Charakteristik. Demgemäß ist bei den meisten Figuren in Kruses Stücken eine lebenswahre und vertiefte Zeichnung der Charaktere lobend hervorzuheben; auch die sichere Beherrschung der Form und speciell die Schönheit der Verse in denjenigen Stücken, die in gebundener Sprache geschrieben, berechtigen zu ungeteilter Anerkennung. Dagegen macht sich unstreitig in einzelnen dieser kleinen Stücke eine gewisse Breite geltend, die, wenn auch bei der Lektüre weniger störend, doch bei etwaigen Aufführungen die Bühnenwirksamkeit ohne Zweifel beeinträchtigen würde.

Das erste Stück „Frau Christine" ist ein einaktiges, historisches Lustspiel, dessen Handlung zu Kopenhagen im 17. Jahrhundert spielt, unter der Regierung des leichtlebig-gutmütigen, aber sehr selbstsüchtig-launenhaften Christian IV. Im Mittelpunkt der Handlung steht die dem König zur linken Hand vermählte Gräfin Christine von Schleswig-Holstein, eine selbstlos-edle, bedeutende und vom Dichter mit vielen sympathischen Zügen ausgestattete Frauengestalt, von welcher der leichtlebige, leicht aufbrausende und jedem bösen Einfluß zugängliche Christian sich scheiden lassen will, um sich mit dem Kammerfräulein der Königin, der dämonisch schönen Wibeke, zu vermählen, die es durch ein feingesponnenes Intriguenspiel dahin gebracht hat, daß der König seine Gemahlin für treulos hält. Indes durch eine geschickt eingeleitete List des wackeren, großherzigen Grafen Ulfeld, dessen Herz für Christinens Tochter, die schöne Leonora, schlägt, wird die Intriguantin entlarvt, der Konflikt gelöst und der verblendete, aber im Grunde doch gutherzig angelegte König schließt voll Reue und Rührung die verkannte edle Gemahlin wieder in seine Arme, indem er gleichzeitig Ulfelds Klugheit und Treue mit Leonorens Hand belohnt.

Das zweite Werk, gleichfalls ein einaktiges, aber in Prosa geschriebenes Lustspiel, „Die Frauen von Helgoland", führt uns auf die schöne, kürzlich deutsch gewordene Nordsee-Insel, und die Zeit der Handlung versetzt uns zurück in das Ende des 17. Jahrhunderts, da Helgoland unter der Herrschaft der Herzöge von Holstein stand. Der Verfasser hat das Lokal-Kolorit vorzüglich getroffen und die ganze Denk-, Sprech- und Lebensweise der für sich in größter Abgeschlossenheit lebenden Inselbewohner ist mit ebenso großer Sorgfalt als Wahrheit wiedergegeben. Ermüdend ist nur die zu große Breite.

Volle und uneingeschränkte Anerkennung läßt sich dem einaktigen Schauspiel „Der elternlose Sohn" zuerteilen. In diesem knapp, aber fest und kraftvoll aufgebauten Drama pulsiert wahres dramatisches Leben. Jeder Leser dieses fesselnden Werkes wird gern glauben, daß der Stoff nicht willkürlich ersonnen, wie der Dichter in seinem Vorwort ausdrücklich erwähnt, sondern a romance of real life ist.

Als ein erheiternder, liebenswürdiger Lustspielscherz ist der kleine Einakter „Der Wettlauf"

zu bezeichnen, das Stück möchte einen guten Erfolg auf der Bühne erzielen.

Das einaktige, in fünffüßigen Jamben geschriebene Schauspiel „Der Tod des Crassus“ ist mehr Buchdrama, als Bühnenstück, weil die Handlung ohne tieferen Konflikt und ohne dramatische Spannung in ruhiger, erzählender Weise dahingleitet, man möchte sagen: wie eine historische Novelle. —

Die Lektüre von dem Schwank „Johann“, von dem der Verfasser in seinem Vorwort selbst sagt, daß er nicht mehr als eine vielleicht nicht wirkungslose Posse sei, konnte uns nicht ansprechen.

Der Schluß unserer Besprechung gilt dem dreiaktigen, historischen Schauspiel „Ferdinand von Schill“. Obwohl man auch diesem Stücke nach Form und Inhalt eine gewisse Anerkennung nicht versagen darf, so läßt sich doch nicht leugnen, daß demselben manche epische Längen anhaften. Zum Beispiel ist die Erzählung von Blankenburg Seite 197 und 198 viel zu lang und muß auf der Bühne ermüdend wirken. Desgleichen sind einige kleine Unnatürlichkeiten und Naivitäten nicht zu verkennen. So spricht z. B. Schill in seinem Monolog Akt II Scene I wesentlich über Thatsachen, die ihm selbst völlig bekannt sind. Das ist, wie psychologisch klar, eine Unnatürlichkeit, die vermieden geblieben wäre, wenn der Inhalt des Monologes in Dialogform wiedergegeben wäre. — Trotzdem würde das Stück sich vielleicht als vaterländisches Drama für patriotische Festvorstellungen einrichten lassen.

— Aus allen Töpfen. Dichtungen und Sichtungen von Samuel Bach. (Nürnberg, C. F. Gebert.) V und 160 S. Geb. 1 M. 20 Pf.

In drei Abteilungen „Liebe und Leben“, „Trutz und Schutz“, „Schimpf und Scherz“ bietet uns der Dichter dar, was er in ernsten und heiteren Stunden in flüssige, wohlklingende Verse gebracht hat. Der aus Selbstironie gewählte Titel entspricht der dritten Abteilung, die darum besser ungedruckt geblieben wäre, weil die meisten Gedichte auf einen Ton gestimmt sind, der nur in engeren, vertrauteren Kreisen verstanden wird. In einem Nachwort versucht der Verfasser den Titel „Aus allen Töpfen“, für den er noch lieber „Zammkratzi“ (Zusammengekratztes) gesetzt hätte, zu rechtfertigen, aber ich kann diesen Versuch nicht als gelungen betrachten. „Die Liebeslieder sind eigentlich nur Lückenbüßer und Korbfüller“, heißt es im Nachwort S. 158, aber auch mit dieser grundehrlichen, liebenswürdigen Selbstironie hat sich der Dichter unrecht gethan. Lieder wie „Die Schönste, Beste“, „Genug“ und „O deine Hände laß mich küssen“ lassen sich neben den Liebesliedern bekannter und berühmter Dichter ihrem vollen Werte nach schätzen. — Seine besten Gaben bietet uns Bach in der politischen Abteilung „Schutz und Trutz“. Schon die einleitenden Strophen von dem politischen Liede, das in Goethes Zeiten ein garstig Lied, zur Zeit der Freiheitskriege ein heilig Lied, in den Tagen Metternichs ein verdächtig, heute aber ein mächtig Lied genannt worden ist, sprechen den Leser an. In 16 geharnischten Sonetten, die auch in der äußeren Fassung an Rückert erinnern, z. B. in dem trefflichen Sonett „der Realisten“: „Was malst du Maler?“ „Fleisch das Fleisch zu kitzeln“ wendet sich der Dichter gegen allerlei Krebsschäden in unserem Volke. Die Juden werden gefräßige Drohnen genannt, der Geniekult, die höheren und die Hochschulen, die Juristen, die Aerzte, die jungen Theologen, die in falsch verstandenem Patriotismus mit der Muskete Kriegsdienste leisten müssen, werden mit scharfen Worten bedacht, ebenso die Modechristen und die evangelischen Landeskirchen. Das Gelegenheitsgedicht zum Wahl-Kartell 1884 „Falschmünzerei“ hätte ich weggelassen, weil die Sache bereits überstanden ist. — Von den Scherzliedern hat das beste probeweise bereits im Februarheft 1891 der Monatsschrift gestanden. Meines Erachtens hätte diese ganze Abteilung, die in wohlgelungenen Versen, z. B. „Spitzen“, „Gut recensiert“, doch den geistlichen Stand unnötigerweise bloßstellt, nicht veröffentlicht werden sollen, und von den an sich dankenswerten Dichtungen in Baireuther Mundart nur die, deren Witz und Humor neu ist. — O. K.

— Jugendgedichte eines Einsiedlers, gleich seinem Leben: bald langweilig, bald interessant, bald nüchtern, bald überspannt, bald freudvoll, bald leidvoll. Ihrem Urheber entführt und der Oeffentlichkeit übergeben von Hans Andreas Nissen. (Neumünster, Selbstverlag des Verfassers.) 71 S.

Nicht bloß Selbstverlag, auch Selbstbeurteilung und zwar auf dem Titelblatt! Gegen diese Recension ist nur einzuwenden, daß die Gedichte nicht interessant sind, sonst sind sie, wie der Verfasser selbst sagt, langweilig, nüchtern, überspannt, bald freudvoll, bald leidvoll. Dem „Dichter“ Nissen hat der Herausgeber Nissen eines Tages, da diese Personalunion in die Brüche ging, eine Auswahl aus seinen Jugendgedichten entführt, um durch ihre Veröffentlichung die Mittel zur Unterstützung seines alten Vaters und seiner unmündigen Brüder zu gewinnen. So schön dieses Ziel ist, so verkehrt ist der eingeschlagene Weg.

Auf S. 3 sagt uns der „Dichter“: „es drückt mich ganz unsäglich ein rätselhafter Schmerz, — — ich fühl, daß mir was fehlet, und sehne mich darnach.“ Auf S. 5 scheint sich die Lösung des Rätsels anzubahnen, denn Herr Nissen singt: „Die Künftige, ja, ja, sie ists, wer sollt es anders sein?“ Auf S. 7 wünscht er sich Flügel, um nicht nur „zu der Wahrheit Hügel“, sondern auch „zu der Liebe Hügel“ fliegen zu können. Vielleicht sind diese Hügel in der Nähe des auf S. 5 befindlichen Hügels zu finden, dem zur Seite lag „ein grau bemooster Stein — der Sitz war gut und fein.“ Mit diesen Eigenschaften will es freilich nicht recht stimmen, daß der Verfasser dem Hügel und damit jedenfalls auch dem Stein stets reichlich ausgeschütteten Thau und Regen wünscht, der Sitz

würde dann aufhören, gut und fein zu sein. Solche Sorgen läßt der „Dichter" aber nicht aufkommen, er denkt vielmehr daran, daß die Freude die Wangen rötet, daß man am besten der Stimme des Herzens folge: „alles kann der Mensch erreichen, wenn er es erreichen will." Auf S. 9 scheinen aber diese Axiome versagt zu haben, denn er wünscht sich in einem und demselben Gedicht, Schmetterling, Vögelein und Adler sein zu können, und während er die Freude im Singen des Vögleins, im Hüpfen des Häsleins, das sich „das leere Bäuchlein voll nagt" und im Durststöschen und Würmchenverspeisen des Fischleins wahrnimmt, spricht er dem Menschenherzen alle Freude ab. — Nach dem Tode der Geliebten wendet sich der Verfasser der Beobachtung der Sterne zu, „denn die Sterne tügen nicht" S. 12, „läßt du von deinen Sternen ab, so bist du nur ein halbes Wesen und wirst hinfort bis an dein Grab an deiner Seele nicht genesen" (S. 13), namentlich ist es ein Stern, auf den sich der Verfasser besonders verläßt: „Hört der eine auf zu blinken, muß in Nebel ich versinken, und der andere Schimmer rettet auch vom Untergange nimmer". (S. 15.) Auffallend muß es hiernach erscheinen, daß sich der „Dichter" S. 67 mit dem Wunsche begnügt, ein Meteor zu sein. — Bekanntlich ist das Herz der Dichter reich an Widersprüchen. So nennt Hans Nissen S. 21 oben „die Arbeitszeit" seines „Daseins Wonne", seine Seligkeit und auf S. 21 unten seufzt er: „Soll ich denn den Adlerflug nicht machen, komm, ich will als Ochse mich verdingen." — Auf S. 33 erklärt er: „Wo mir zum Werk die Begeisterung fehlte, da legt sichs wie Pflaster auf meinen Mund." Die Bedeutung dieses poetischen Heftpflasters stellen aber die Anfangsworte des nächsten Gedichtes wieder in Zweifel: „Kann einer auch dichten mit kühlem Blut? Ja doch." Dann folgt „das Gesetz der stummen Natur", dem alles folgen muß, Erden und Sonnen und Geister, also auch Dichtergeister. — Daß „Einsiedlers Seldsterkenntniß" zu teilweise gewagten Schlüssen kommt, ergiebt sich aus 2 Gedichten, die unmittelbar (S. 39) auf einander folgen. „Diese Welt, die wird mich nennen einen Dichter, einen Lehrer; doch das andere glaub ich schwerer, daß sie mich als Mensch wird kennen." Sollte die Welt unseren „Dichter" wirklich für einen Unmenschen halten?

Außer einer großen Anzahl höchstpersönlicher Verse hat der Verfasser in seiner Jugend nicht bloß die Natur, sondern auch eine Reihe historischer Persönlichkeiten besungen: Drusus, Heinrich I, Heinrich VI, Rudolf I, Stein, Derfflinger, Attila, Roland. — Die Vielseitigkeit unseres „Dichters" mag sich aus folgenden Ueberschriften ergeben: Im Bett, Das Hünengrab, Nach langen Tagen mein erster Reim, Der Traumgott (20 Strophen!), Der gesättigte Lump, Die Tage der Rosen, Eines tockeren Gymnasiasten Erstlingsfouett, Opiumrausch, Tragikomische Geschichte eines Höhlendären, Der Weg zur Unsterblichkeit, Der Wunderarzt Natur.

Die Reimnot läßt den „Dichter" nicht selten das Eisen der Grammatik brechen: „einen neuen Frühling der Welt erbrach" — Imperfekt von erbrechen statt von bringen! — Daß der Mund ihnen übergeloffen — wozu das Herz mich drang (drängte), daß ich jetzt schon drob erschrick — muß auf Blick reimen! — an Schwanz und Häls — muß auf Pelz reimen! — An neuen Wörtern läßt es der „Dichter" nicht fehlen: Germanenweltreichstraum, Höllenfoltergrauen, Weltenfriedenschauplatz, Sternenkarfunkelpracht. An der Lust, seine Gedanken in Verse zu bringen, fehlt es Herrn Nissen nicht, es fehlt ihm an ganz anderen Dingen, und zwar sehr erheblich. —

O. K.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Der Adjunktus von Oldenhausen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert erzählt von Lina Walther. (Gotha, Schloeßmann.) 1893. 211 S. 2 M.

Eine anspruchslose Geschichte für anspruchslose Leute, aber wer sich in dieser Zeit des Realismus und des scheußlichen Naturalismus noch ein einfältig Herz bewahrt hat, der wird Gott danken, daß er es noch einer schlichten deutschen Frau gegeben hat, so eine gute Geschichte für den Familienkreis zu erzählen. Wir schreiben 1756. Der kränkliche Pastor Knote in Oldenhausen bei Magdeburg bedarf eines Substituten, ein junger Thüringer Kandidat Reinhold kommt zu ihm und allgemach wird der Substitut auch der Schwiegersohn, indem er um die Pfarrjungfer Regine freit. Die Geschichte der Werbung ist köstlich erzählt. Reinhold sagt zu dem Pastor: Herr Kollege, erlauben Sie mir wohl, daß ich mich zukünftigen Sonntag mit Ihrer Jungfer Tochter aufbieten dürfte? Freudig antwortet der Pastor: Ja, Herr Kollege, bieten Sie sich mit meiner Jungfer Tochter auf! Reginchen kommt ins Zimmer und als ihr der Vater sagt, welche Ehre ihr widerfahren soll, bemerkt sie etwas schüchtern: So, so vom Himmel herunter und ohne daß mich auch nur einer fragt? Da (verzeihe, lieber Leser, es war im vorigen Jahrhundert und die Sache ist historisch) gab der alte Knote mit aller Kraft, deren er noch fähig war, seiner Tochter eine schallende Ohrfeige, und sagte dann ruhig zu Reinhold: So, Herr Kollege, bieten Sie sich mit meiner Jungfer Tochter auf! Die Ehe wird eine glückliche und als die 80jährige Regina stirbt, stehen neun Söhne um ihre Gruft, von denen der eine Sigismund wieder 76 Jahre alt wird. Da die Sache „historisch" ist, so kommt man wohl auf den Gedanken, ob nicht etwa die Verfasserin Familiengeschichte erzählt, ob nicht Regine ihre Großmutter und Sigismund ihr Vater gewesen ist. Auch vom siebenjährigen Kriege hören wir allerlei, die Schlacht bei Roßbach erleben wir aus nächster Nähe. Dazu lernen wir in Magdeburg einerseits den Abt Steinmetz und den Hofprediger Sack, andererseits Gleim und Klopstock kennen, sodaß auch die Kulturgeschichte nicht ganz leer ausgeht. Die kirchlichen Gegensätze der damaligen Zeit zu schildern, ist aber

Digitized by Google

der Verfasserin nicht gelungen. Sie macht wohl einen Ansatz dazu, erlahmt aber bald dabei. Reinhold hat zwar in Halle studiert, hat dort meist „zu Semlers Füßen" gesessen, aber man merkt nichts von dem Geiste dieses Vaters des Nationalismus bei ihm, er bleibt in den pietistischen Bahnen seines früheren Lehrers Steinmetz. Mit seinem orthodoxen Pastor kann er zuerst nicht recht fertig werden, doch allmählich dringt er durch mit seinem durch etwas hausbackenen gesunden Menschenverstand temperierten Pietismus. Von den damaligen Orthodoxen weiß die Verfasserin allerdings nicht viel mehr zu sagen, als daß sie ihre Predigten tüchtig mit lateinischen und griechischen Citaten gespickt hätten. Nun, die kirchlichen Gegensätze jener Zeit, wie sie in einem Bauerdorfe der Börde sich geltend machten, genau zu zeichnen, wäre eine nicht gar leichte Aufgabe, es wird aber auch dem Buche in den Augen der bei ihm vorausgesetzten Leser nicht schaden, wenn hier nicht alles klar geworden ist. — Der Druck des Buches ist nicht allenthalben sorgsam, namentlich die Gänsefüßchen laufen wild umher, sie fehlen, wo sie sein sollten, und finden sich ein, wo sie nicht hingehören. Engländer und Franzosen haben den Gänsefüßchen meist schon den Abschied gegeben und in unseren Büchern würden wir auch nichts entbehren, wenn wir ihnen diesen Zopf abschnitten. J. P.

— Der Bauerngraf. Humoristischer Roman von Ernst Remin. (Mannheim, J. Bensheimer.) 243 S. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Die Zahl humoristischer Romane ist nicht groß. Mit den Unwahrscheinlichkeiten darf man es nicht zu genau nehmen. Der vorliegende Roman erinnert an Wilhelm Raabe, nur daß glücklicherweise die einzelnen Personen nicht alle denken und reden wie der Verfasser. Wie der tolle brandenburgische Junker die Beziehungen zur Italienerin los wird und wahre, innige Liebe gewinnt zu der armen Tochter aus edlem deutschen Hause, die ihm übrigens in recht unwahrscheinlicher, dem sittlichen Kerne Beider zu nahe tretender Weise von unberechtigten Dritten anfangs als Braut aufgenötigt worden ist, wie der alte Graf Henningendorf — der Bauerngraf — ritterlich sich der ihm ins Haus geschneiten Schwiegertochter annimmt, wie echtdeutscher Familiensinn und preußische Vaterlandsliebe im Grafenhause heimisch sind, wie die feindlichen, diesem Hause vervetterten Brüder Kliefoth gezeichnet sind, all dies macht Remins flott geschriebenes Buch zu einer recht unterhaltenden Lektüre. — Von vielen geistreichen Bemerkungen will ich eine hierhersetzen. „Alle Welt schwärmt für „Korrektheit", doch wer „korrekt" behandelt wird, zürnt und nimmt es für ‚Korrektur'. — Leider ist die Korrektur des Romans vernachlässigt worden. Das Buch wimmelt von Druckfehlern. Unverständlich ist es mir geblieben, wie jemand an ausgerodeten Eichenkloben schnarchen kann — sollte hier an das Sägen solcher Kloben zu denken sein? — wie Thränen gerinnen — sie rinnen doch nur — was „Grieslachen" ist, was „Käscher" bedeutet. — Ueberflüssige Fremdwörter des Erzählers sind: Charge, placiren, incohärent, Coincidenz, deprimiert, Contenance. Die Mehrzahl von Bräutigam lautet Bräutigame, nicht Bräutigams. — Der Genitiv von Fritz, Dietz, Franz lautet nicht wie der Nominativ, mit oder ohne Häkchen, sondern Fritzens u. s. w. Darüber belehrt schon die Stelle in des alten Kaisers Telegramm am Tage von Weißenburg: „unter Fritzens Augen". O. K.

— Vom Lebensbaum. Ein Büchlein fürs Volk von Dora Schlatter. (Basel, Verlag von Jaeger & Kober.)

28 kleine Geschichten, aus dem Leben des Schweizer Volkes gegriffen, von inniger Frömmigkeit und warmer Liebe zu den Nebenmenschen getragen. Sämtliche Erzählungen haben den einen Zweck, die Leser auf Gott, Seine Liebe und Barmherzigkeit und den unermeßlichen Segen hinzuweisen, der allen denen zu teil wird, die in Seinen Wegen wandeln. Die Verfasserin nennt ihre Arbeit ein „Büchlein fürs Volk"; aber wir meinen, daß dieser Kreis zu eng gezogen ist, und daß junge Mädchen und Frauen höherer Stände aus diesen schlichten und doch feingefühlten Erzählungen mehr Anregung empfangen können, wie aus zahllosen anderen Büchern. Wer das Buch in die Hand nimmt, möge es nicht auf einmal durchlesen, sondern nach und nach, je nach Stimmung und Muße; es wird dann seine Wirkung nicht verfehlen. v. H.

— Des Vaters Segen. Eine Erzählung von Otto Brennekam. (Gotha, Gustav Schloeßmann.) 1893. Preis 80 Pf.

Die Art des Verfassers, für das Volk zu schreiben, ist bekannt. Auch in dieser Erzählung verleugnet sich die große Gabe Brennekams, Herz und Geist des Lesers zu bewegen, nicht. Die Geschichte zweier Brüder, die ganz verschiedene Lebensbahnen wandeln, und von denen der „verlorene Sohn" schließlich durch den gut und fromm gebliebenen Bruder gerettet wird, ist an sich nicht neu; aber der Verfasser schildert seine Menschen so eigenartig, daß er der Wirkung sicher sein kann, namentlich in den Lebenskreisen, denen seine Helden, der arme, genügsame Dorfschneider und seine Familie, angehören. Am wenigsten gefällt uns die Sprache, in der sich die Leute dieser Geschichte unterhalten; sie klingt oft gekünstelt und ist von der Umgangssprache einfacher Bauersleute weit entfernt. Wir meinen, eine etwas natürlichere Ausdrucksweise würde dem Charakter der Erzählung mehr entsprechen. v. H.

— Le Docteur Pascal par Emile Zola. (Paris, Charpentier.) 1893. 390 S.

Um doch einmal Zola kennen zu lernen, hatte ich zu La Débâcle gegriffen und hatte ein, wenn auch oft Entsetzen erregendes, doch immerhin großartiges Gemälde jenes Zusammenbruches der Napoleonischen Herrlichkeit bei Sedan gefunden. Es ist der Naturalismus des Schreckens, eine

Schilderung des Krieges ohne eine Spur von idealem Hintergrunde, man riecht wirklich die verwesenden Leichen und man watet durch den eklen Kot des Schlachtfeldes. Aber man lernt doch, wo der moderne Franzose die Gründe des Zusammenbruches sucht und wie er seine Gegner beurteilt. Daß Religion und Moral da keine Rolle spielen, versteht sich, Imponderabilien rechnet ein Zola nicht, aber es ist für jemand, der die nötigen Nerven hat, doch interessant, sich auch von ihm einmal die Dinge erzählen zu lassen. Man lernt da allerlei, wenn auch nicht das, was Zola beabsichtigt, man lernt aber, was eine Nation ohne Gott ist. In dem ganzen Buche wird der Name Gottes nur zum Fluchen gebraucht, sonst weiß Zola und wissen seine Helden nichts von Gott. La Débâcle ist nur eine Abteilung eines großen Romanwerkes: Les Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire. Als nun kürzlich die auf la débâcle folgende Schlußabteilung le docteur Pascal erschien, las ich das Buch in der Hoffnung, daraus zu lernen, in welchem Lichte der „moderne" Franzose den Wiederaufbau seines Staatswesens nach 1871 betrachtet. Aber darin hatte ich mich gründlich getäuscht, mit dem öffentlichen Wesen beschäftigt sich das Buch gar nicht, sondern es ist ein Produkt des allergemeinsten Geschlechtsnaturalismus. Willensfreiheit, Verantwortlichkeit giebt es nicht, der Mensch ist nur ein tierisches Produkt von Eltern und Voreltern, das, was der Einzelne ist, ist lediglich das Resultat davon, daß gerade diese Eltern und daß sie grade unter diesen Umständen in geschlechtlichen Verkehr traten. Die Aufgabe der positiven Wissenschaft aber ist, durch immer neue, eingehende Beobachtung aller hiermit in Zusammenhang stehenden Verhältnisse, also des Geschlechtsverkehrs und der so entstehenden Vererbung, die Natur des Menschen zu ergründen. In seiner Familie, bei den Rougon-Macquart den Stammbaum nach dem Gesichtspunkte der Vererbung festzustellen, das ist das lebenslange Studium des Doktor Pascal gewesen. Bei ihm lebt seine Nichte und Pflegetochter Clotilde, und von ihr wird der Erzdreißigjährige verführt, indem sie sich in schamlosester Weise ihm anbietet. Für das bodenlos Unsittliche der wilden Ehe, welches diese beiden „edlen" Leute von da an mit einander führen, hat Zola gar kein Gefühl, im Gegenteil, er malt mit breitestem Behagen den intimsten Geschlechtsverkehr aus, es bleibt nichts, was nicht mit sinnlicher Gier geschildert würde. Weiter über das Buch zu berichten, darf ich mir wohl ersparen. Gott bewahre die Seelen unserer deutschen Jugend, daß sie nicht mit solchem Unrat beschmutzt werden. Neulich las ich, Zola habe unter dem Eindrucke des Bombenattentates von Vaillant geäußert, er sei sein Lebenlang Positivist aus der Schule Comtes gewesen, doch jetzt glaube er manchmal, daß etwas Gottesfurcht besser gewesen wäre. Möchte er für sich selbst dahin kommen, daß er den Gott fürchten lernt, den er mit seinen Büchern gelästert hat.

J. P.

8. Verschiedenes.

— Religiös-soziale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums von G. Maisch. (Leipzig, Verlag von Reinhold Werther.)

Die bisher erschienenen 3 Abteilungen dieses Werkes umfassen die Zeit von dem Beginn der deutschen Städtegründungen bis zum Religionsfrieden von 1555. Dies Buch will keine Geschichte des deutschen Bürgertums bieten. Es enthält auch nicht das Ergebnis geschichtlicher Originalforschungen. Es beabsichtigt nur unter Verwertung des von anderen gesammelten Materials lose an einander gereihte Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums zu geben. Den inneren Zusammenhang soll der religiös-soziale Gesichtspunkt, unter dem die Bilder gesammelt sind, herstellen. Der Zweck des Buches soll sein, in anschaulicher Schilderung darzuthun, wie aus der Feudalgesellschaft heraus die in ihrer Existenz bedrohte Volksmasse durch die Städtegründung Heil und Rettung gefunden, und wie das Stadtbürgertum in politischer und kultureller Hinsicht entscheidend auf die Geschichte des deutschen Volkes eingewirkt hat, jedoch nur oder wenigstens vorherrschend unter Mitwirkung der Religion und Kirche als des Ferments der socialgeschichtlichen Entwicklung. Die vorliegenden 3 ersten Abteilungen haben die Entstehung und den Aufschwung des deutschen Bürgertums, dessen Licht- und Schattenseiten von diesem Standpunkt aus zu beleuchten unternommen. Die Darstellung unter obigem Gesichtspunkt ist eine gewiß dankbare, aber auch sehr schwere Aufgabe. Es ist uns nicht möglich gewesen, den leitenden Gedanken immer wiederzufinden. Schriftworte als Motto der einzelnen Kapitel und die häufige Anwendung derselben im Text genügen allein hierzu doch noch nicht.

— Des Lebens Mühsal ein Segen, und andere Betrachtungen von William Gannett. Inhalt: Des Lebens Mühsal ein Segen. — Ich hatte einen Freund. — Ein Becher frischen Wassers. — Kampf und Segen. Mit Vorwort von der Gräfin von Aberdeen. Autorisierte Uebersetzung von L. von Loudon. (Halle a. d. S., Otto Hendel.) 96 S. 50 Pf., geb. 75 Pf.

Vor vierzig Jahren erschien ein kleines, aus dem Englischen übersetztes Buch „Kleine Dinge", das daran erinnerte, im täglichen Leben auch in kleinen Dingen treu zu sein. — Dieselbe Bedeutung hat das von Harriet Beecher Stowe geschriebene kleine Buch „Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören." (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Auch die vorliegenden sechs Bogen des Amerikaners W. Gannett handeln von der Besserung des alltäglichen Lebens. Von einzelnen schiefen Gedanken abgesehen, ist diese Schrift bestens zu empfehlen. Nicht in trockenen, abstrakten, theoretischen Sätzen, vielmehr in mannigfachen Lebenserfahrungen des Verfassers und anderer gescheiter Leute ist eine Fülle von

praktischer Lebensweisheit enthalten. Ich setze einzelne Sätze hierher: „Meine Alltagsarbeit — welcher Art sie auch sei — ist das, was mich hauptsächlich bildet und erzieht. Alle andere Bildung ist, mit dieser Erziehung verglichen, ein bloßer Luxus, denn diese giebt mir das unumgänglich Notwendige."

Ohne Zweifel das beste von den vier Stücken ist das dritte: „Ein Becher frischen Wassers." Selbst die „oberflächliche Höflichkeit" schätzt der Verfasser. Irgend jemand hat sehr treffend bemerkt: „Die Höflichkeit gleicht einem Lustkissen; es ist nichts darin, aber es mildert so wundervoll die scharfen Kanten und Fugen." — „Wir streben hoch — von der Höflichkeit zur Zuvorkommenheit, von der Zuvorkommenheit zur Ritterlichkeit. Das eigenste Wesen der Ritterlichkeit ist Berücksichtigung des Kleinen." Dazu rechnet der Verfasser beispielsweise, wenn in einer Gesellschaft die jungen Männer mit den sitzengebliebenen Mädchen tanzen.

O. K.

— Halleluja. Vierstimmiges Melodienbuch nebst liturgischem Anhang von F. A. Ihme, evangelisch-lutherischem Pfarrer. Dritte Auflage. (Bärenthal bei Philippsburg i. Elsaß. Selbstverlag des Herausgebers.)

Dieses in der evangelisch-lutherischen Kirche Elsaß-Lothringens weit verbreitete Melodienbuch verdient auch in anderen Kreisen größere Beachtung, als es bisher gefunden zu haben scheint. Wir machen alle Freunde des rhythmischen Kirchengesangs auf dasselbe aufmerksam. Es enthält 270 rhythmische Choräle, Chorgesänge und geistliche Lieder, 20 nicht rhythmische Choräle und 69 liturgische Gesänge. Die Melodien sind möglichst einfach gehalten. Der vierstimmige Satz ist für gemischten Chor entworfen und zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und wirksame Stimmenführung aus. In Betreff der Tonhöhe ist es als ein großer Fortschritt zu begrüßen, daß über 50 Melodien tiefer gesetzt worden sind. Das Buch ist aus der Praxis hervorgegangen und berücksichtigt deren Bedürfnis überall. Es ist in jeder Hinsicht wohl geeignet, den rhythmischen Gemeindegesang zu fördern und im Dienste der kirchlichen Musik segensreich zu wirken.

— Allerlee aus dar Aeberlausitz von Johannes Renatus. Virrter Band. (Bautzen, Verlag von Eduard Rühl.) 1893. 241 S.

Der Oberlausitzer Dialekt ist für Nord- und Süddeutsche so leicht verständlich, daß diese behaglichen, überaus volkstümlichen Erzählungen in ganz Deutschland ihren Leserkreis finden werden. Für die Beliebtheit derselben in der engeren Heimat des Erzählers, in Bautzen, Zittau, Löbau, Camenz und andrrrn Orten, spricht die Thatsache, daß bereits der fünfte Band, Korle und Carlo, erschirnrn ist nebst Bemrrkungen übrr die Mundart und einem Wörterverzeichnis. In der Vorrede drs viertrn Bandes erzählt der Verfasser, wie der Verleger weitrre Erzählungen wünschte auf das Verlangen des Publikums hin. Als Probe drs Dialrkts mögen einige Zeilen hirrüber folgen: „Nu se öz menn'n vrrehrt'n Harrn Verlegrr grfroit hoann, ob ne a viertes Kind'l odrr gor no a finnftes bair ufs de Wrlt komm'n würd — doa wor meine Fröde no größ'r. Ringrr hoatt'ch no genungk doalieg'n, aus aler und noier Zeit; sr loag'n vaber wie geklore-formirt doa. Dast'rvaig'n hoatt ich se ooch ne weiter uffgrbäbelt. Oetz vaber, ba sich'n Begehr, ho ich se no amol oangrsehen, reene gewasch'n und mött frischer Klerdahsichr vrrirhen, ümm sie wie a richt'ger Rab'nvoat'r fort ri de Welt zu schick'n."

Eine eigentlichr Kritik beanspruchen die harmlosen, vom brstrn Geiste beseelten Erzählungen wohl nicht, wir begnügrn uns dahrr mit einer warmen Empfrhlung derselben.

Die einfachen, etwas altfränkischen Holzschnitte von Professor Bürkurr passen sehr gut zu dem Charakter des Buches.

Sch. K.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

Otto Kraus.

VIII.

Mit den außerdeutschen Großmächten sich zu befassen hatte Leo Anlaß unmittelbar vor dem Krimkrieg und während desselben, doch wird Frankreich als Revolutionsherd schon in den Jahren 1850 bis 1853 besonders ins Auge gefaßt. Im August 1850 hat der Präsident Louis Napoleon eine große vom Volk lau aufgenommene Reise durch Frankreich unternommen. „Während der Präsident diese Reise machte, war der Graf von Chambord (Heinrich V.) in Wiesbaden, und eine Menge Legitimisten reisten zu ihm. Doch auch diese Demonstration trägt einen gewissen Charakter von Lauheit, und der Graf v. Chambord selbst hat dieser Lauheit das Siegel aufgedrückt durch die Erklärung: er werde nicht mit den Waffen, sondern nur auf einen Ruf der Nation als König nach Frankreich zurückkehren. Seine Vorfahren eroberten fremde Reiche mit dem Degen in der Hand; er will den Degen nicht einmal für sein Recht ziehen. Und wie die Hirten, so die Schafe; die einander entgegengesetztesten politischen Parteien stehen in Frankreich gegen einander, und es kömmt doch nicht einmal mehr zu einem anderen Kampfe als mit Worten. Es ist wie im Anfange des 15. Jahrhunderts in Deutschland, wo wir zwei, nachher sogar drei Gegenkönige hatten, und nicht einmal einen Krieg unter ihnen. Dergleichen Erscheinungen sind immer Zeichen, daß die sittlichen Gedanken werthlos erscheinen im Vergleich mit sinnlichem Genuß und Besitz." (Volksblatt 1850, S. 1219.)

Junibericht 1851: „Der Präsident scheint Verwickelungen im Auge zu haben, wo das Land gegen das Gesetz ihn wieder wählen müsse, um einem offenen Abgrunde aus dem Wege zu gehen. Er hat die Revisionsangelegenheit, d. h. also die Abschaffung jenes Gesetzes, welches seine Wiederwahl verbietet, aus aller Macht betrieben; den ganzen Monat hindurch ist in dieser Angelegenheit debattirt worden; — — während er zugleich feierlichst bei jeder Gelegenheit betheuert, nie werde von ihm eine gewaltsame Bewegung ausgehen, um sich selbst bei der Gewalt zu erhalten; er werde den Gesetzen des Landes in aller Weise gehorchen. Wie aber, wenn nun der kritische Punkt, wenn der Mai 1852 herankömmt, und alle Welt den Abgrund vor den Füßen sieht, und dann alle Welt, außer etwa den Socialisten, in ihn dringt, er müsse bleiben, er dürfe das Vaterland nicht solchen Gefahren aussetzen? Oder wenn die Gefahr wirklich schon anbricht, angebrochen ist, und er plötzlich Millionen doch als der einzige Einigungspunkt erscheint

Digitized by Google

und Alles sich um ihn drängt? — — In Frankreich reifen Früchte, deren Geschmack noch Niemand im Voraus ahnen kann; es ist nicht bloß Etwas faul im Staate Frankreich, sondern Alles."

Der unter dem Eindruck des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 verfaßte Novemberbericht erörtert den Unsinn, wenn zwei Gewalten in einem Staat um die Herrschaft ringen. „Solche Staatspfuscherei ist eigentlich nur Wahnsinn; der Wahnsinn ist aber weit verbreitet, da die ganze Chimäre, welche man neuerdings parlamentarische Regierung nennt und die selbst nur ein systematisirter Wahnsinn ist, darauf gebaut ist. Wo zwei Gewalten im Staate sind, beginnt in dem Augenblicke, wo diese Trennung der Gewalt nicht bloß Phrase und beschriebenes Papier, sondern lebendige Wirklichkeit ist, ein Kampf, der nur enden kann entweder mit dem Siege der einen Gewalt, also der Herstellung einer einigen Staatsgewalt, oder mit dem Auseinanderfahren in zwei Staaten, deren jede in sich nur eine einige Gewalt hat, also wieder mit der Herstellung einer einigen Staatsgewalt. So wenig in einem Menschen zweierlei getrenntes Selbstbewußtsein sein kann, so wenig in einem Staate zweierlei Staatsgewalt. Die Staatsgewalt ist immer, wo sie ist, ein einiges Continuum, und daß unsere Armeen das in ihrem eigenen Leben deutlich begriffen und diese Einsicht nicht wieder gegen die wahnsinnigen Phrasen von der Trennung der Staatsgewalt vertauscht haben, giebt ihnen das hohe Gewicht für unser jetziges Staatsleben nicht bloß, sondern für unsere ganze sittliche Bildung, was ihnen eben beiwohnt." — In Frankreich wollte die Nationalversammlung den Präsidenten und die Exekutive der parlamentarischen Majorität unterordnen, während der Präsident darauf aus war, die Exekutive, d. h. die Armee, von sich abhängig zu machen. „Daß der Präsident, um dieses Resultat zu gewinnen, seinen Eid hat brechen, das Gebiet des geschriebenen Rechts hat verlassen müssen, ist nicht zu leugnen und wird nothwendig das Unglück und die endliche Auflösung auch in diese Regierungsform hineinbringen, wie schon die nächste Folge, die den Gewaltschritt begleitet hat (daß sich der Präsident, um das mangelnde Recht taliter qualiter zu ersetzen, auf eine andere Chimäre, auf die Volkssouveränität hat berufen müssen), zeigte. Die Volkssouveränität in dem Sinne, wie sie der Präsident anwendet, ist, wenn sie ehrlich durchgeführt wird, die Auflösung aller sittlichen Bänder, die reine Atomisirung einer Nation, wenn sie aber, wie fast immer, von allen Seiten nur als leere (in der That mit der Bethätigung aller möglichen Interessen des Egoismus und der Furcht ausgefüllte) Form genommen wird, die Erhebung der brutalen Gewalt eines losgerissenen, aller Rechtscontinuität entbehrenden Momentes auf den höchsten Thron. — So lange Frankreich sich nicht innerlich lossagt von der Revolution, so lange es sich nicht der ersten und in ihr aller nachfolgenden Revolutionen schämt und mit schamgesenkten Blicken Buße thut, so lange geht auch die Verderbensmühle, in der es zermahlen, zermalmt wird, fort; wie ein Mensch, der an der Läusesucht seinem Ende entgegengeht und sich in Millionen Maden auflöst, arbeitet dieser Auflösungsproceß fort, und daß dazwischen vielleicht der Kranke auch einmal noch auf die Füße springt und in scheinbarer Kraft das Haus durchtobt, hält doch den endlichen, schmählichen Tod, hält den Fortschritt der Krankheit nicht auf, wie uns der erste Napoleon deutlich bewiesen hat. — — Die französische Nation war in der Lage eines Menschen, dem der Arzt gesagt hat: es ist für dich keine Rettung, als in nächster Zeit muß ich dir ein Bein abschneiden, und der in dieser Angst am 1. December einschläft, und an dessen Bett am 2. December früh dieser selbe Arzt tritt und sagt: nimm nicht übel, ich habe dich heute im Schlafe mit Aether betäubt und eine Operation gemacht, es wird nicht nötig sein, dir das Bein abzuschneiden, ich habe es mit der Abnahme der kleinen Zehe abmachen können, es ist alles vorbei, und wenn du meiner Kur still hältst, wirst du in Kurzem wieder lustwandeln können. — Wie sollte solch ein armer Teufel im ersten Augenblicke nicht frohlocken — es giebt aber viele Exempel von Beispielen, daß Menschen auch an einer abgeschnittenen Zehe gestorben sind — es kömmt eben auf die Lebenskraft

des ganzen Menschen und auf die Art, wie sie während der Kur in Anspruch genommen wird, an. Ein politischer Arzt aber, der sich zum Prinzip der Volkssouveränität bekennt und Eid und Rechtscontinuität mit Füßen tritt, ist ein Quacksalber von vornherein — und dazu, eine abgeschnittene Zehe und einen Quacksalber zu gleicher Zeit zu verheilen, gehört viel, sehr viel, viel mehr, als Frankreich, wie wir fürchten, zuzusetzen hat." (Volksblatt 1851, S. 1635—37.)

Dezemberbericht 1851 (Volksblatt 1852, S. 97 ff.): „Die sogenannte parlamentarische Regierung ist eine Religion politischer Albernheit und hohler Anmaßung von einem Ende ihres Daseins bis zum anderen. Sie schlägt der Natur des Menschen, der Gesellschaft, der sittlichen Macht und des sittlichen Organismus schnurstracks ins Gesicht, und sie herzustellen ist in ähnlicher Weise ein eitles Bemühen, wie es ein solches wäre, wenn sich ein Messerschmied einmal auf dem Wochenmarkte recht viele Butterwecken einkaufen ließe, um Hirschfängerklingen aus ihnen zu schmieden, statt aus Stahl. Die eine Verrücktheit ist wahrhaftig nicht kleiner als die andere, aber es müßte über die Geisteskrankheiten erst noch ein apartes Buch geschrieben werden, in dessen einem Theile man die Verrücktheiten behandelte, die man im Irrenhause unschädlich zu machen, respective zu heilen sucht, und in dem zweiten die, denen man Katheder baut auf Schulen, Universitäten, in Staatsbehörden, und deren Experimenten der ordinäre Mensch Gut und Blut preisgiebt und dabei das Maul aufsperrt, bis ihm die Rippenstöße der Experimente zu toll kommen und ihn zur Besinnung bringen. Man könnte diesem zweiten Theile einen alten Titel geben: „von der Charlatanerie der Gelehrten". Jene Narrheiten, die man einsperrt, sind rein persönliche; diese, die gelehrten Charlatanerien, sind allgemeine, die bald ansteckungsweise sich verbreiten, wie einmal im Mittelalter durch die Nonnenklöster von halb Europa die Sucht sich ansteckungsweise verbreitete, zu miauen wie die Katzen, und ein andermal die, sich zu beißen, und ein drittesmal die, bis zum Hinfalle in Ermattung zu tanzen, oder die auch in der Luft zuweilen zu liegen scheinen und plötzlich in ganzen Massen in den verschiedensten Erscheinungen und Versuchungen ausbrechen, wie in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Italien die Feindschaft gegen die Kirche. — Nun! um unser Thema wieder aufzunehmen: der Präsident sah Ende November und schon seit längerer Zeit die Nationalversammlung vollständig bankrutt in der öffentlichen Meinung, und durfte dreist annehmen, eine Berufung an die Nation werde zeigen, daß die Autorität, die die Versammlung noch in Anspruch nehme und in erhöhtem Maße noch in Anspruch nahm, je mehr sie fühlte, daß ihr der Boden unter den Füßen hohl sei, nur eitel Dunst und Schwindel sei.

Das Gefühl dieser Lage war vollkommen klar auch in vielen Gliedern der Versammlung, und diese, die ihre Schwäche fühlten, suchten daher auch den letzten der Angriffspläne gegen die Autorität des Präsidenten, das Gesetz über die Verantwortlichkeit des Präsidenten, was man eben diskutirte, zurückzuziehen. Damit aber würde Louis Napoleon einen vortrefflichen Anlaß, sich ein Terrain zu verschaffen, verloren haben. Die Lage, in welche er durch dies Gesetz gebracht werden sollte, stellte allein ihn einigermaßen als in Nothwehr begriffen dar. Dazu durfte er es also nicht kommen lassen, daß erst auch dieser Angriff matt in sich zusammensank. Er schritt demnach zur Vernichtung der Versammlung, die, wie sie einerseits seinen Usurpationen ein Damm war, so andererseits auch — durch ihr Dasein alle Besserung französischer Zustände unmöglich machte. Bei der Ausführung ist dann am meisten die Bewahrung des Geheimnisses zu preisen, diese Hauptbedingung aller großartigen menschlichen Aktion, deren Nichtachtung schon allein hinreichen würde, das was die Menschen parlamentarische Regierung nennen, als eine Verrücktheit zu charakterisiren, da Bewahrung des Geheimnisses bei ihr eigentlich nicht möglich ist." — Nachdem Leo die lahme Haltung der Gegner Napoleons nach erfolgtem Staatsstreich erwähnt hat, fährt er fort: „Wenn man so oft in neuerer Zeit ähnlichen friedlichen Kriegsakten begegnet, kann einem nicht entgehen, daß sie mit dem

Digitized by Google

Zustand vornehmer Entnervung, die überhaupt über uns gekommen ist, auf das innigste zusammenhängen. Wir haben bei unseren gesellschaftlichen Zuständen die Erscheinung ganz vorwaltend, daß eine Menge Menschen durch Erziehung und Bildung eine Reife des Urtheils erlangt haben, die weit über den inneren Reichthum und die Kraft ihres Geistes und Willens hinausgreift. Während auf der einen Seite diese Steigerung der Urtheilsfähigkeit die so begabten Personen in den Stand setzt, mit kritischem Lächeln und mit Schadenfreude auf jede Blöße herabzublicken, die sie entdecken, sind dieselben Leute nicht im Stande, das Geringste positiv zu leisten, weil sie, selbst wo sie begabt wären, fortwährend durch die Angst im Schach gehalten werden, sich selbst eine Blöße zu geben. Die Schadenfreude ist ihr eigentliches Lebenselement; in ihr werden sie sich der Bildung, die sie selbst erlangt haben, vollständig bewußt, aber diese selbe Schadenfreude schlägt sie auch, denn sie scheuen sich, im geringsten sich selbst bloß zu geben, sich im geringsten vor ähnlichem Gelichter, wie sie selbst sind, dem Urtheile preiszugeben. Wer in dieser Art negativer Vornehmigkeit aufwächst, ist ein gezähmter Hund von Anfang an; sein eigener Egoismus wird ihm zum Hundehalsband, zur Charaktersignatur und in dieser egoistischen Fesselung gewöhnt er sich überhaupt an die Feigheit. Er wagt nie frisch mit dem Leben herauszutreten, anfangs aus Furcht, sich, wo nicht lächerlich zu machen, doch Blößen zu geben, später weil er sich allmählich das Herz abgewöhnt hat und selbst nur noch eine vornehm aussehende Urtheilsfigur mit vollkommen leerem Platze da, wo das Herz sitzen sollte, geworden ist. Er kann für nichts mehr leiden, opfern, sterben, weil er verlernt hat, für etwas zu leben und zu streben, außer für die eigene Blößenlosigkeit. Die weite Verbreitung dieser Hundekrankheit unter den Menschen hat aber dazu geführt, daß dieses Gelichter eine Methode erfunden hat, mittels deren sie dennoch glauben, als ehrenwerthe Männer dastehen zu können, nämlich: eine Faust in der Tasche zu machen. Man protestirt, oder unterschreibt einen Protest, und damit hat der Heroismus ein Ende. Man bildet sich ein, wenn man auf dem Papier protestirt habe, sei man gereinigt und gewaschen von der Hunderolle, die man im übrigen fröhlich weiter spielt. O ihr allerliebstes, vornehmes Hundegesindel! wenn ihr doch nur einmal fünf Minuten lang recht deutlich inne werden könntet, was eure Blößenlosigkeit mit der gänsekielernen Vertheidigung in den Akten auf einen ehrlichen, gar nicht, auch in gar nichts vornehmen Menschen, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hat, und sich für seine Ueberzeugung allenfalls todtschlagen läßt, für einen prächtigen, ergötzlichen Eindruck macht! — ohngefähr ebenso wie Donna Diana oder Signor Sultan ihn machen in der Hundekomödie; ihr würdet jammern, untröstlich sein, euch vielleicht, wenns die eingelebte Feigheit zuließe, eine Kugel vor den Kopf brennen, aber die Feigheit läßts nicht zu, und überdies erfahrt ihr von dem Eindruck eurer Thaten nichts, denn ihr seid blind und taub für jeden, der nicht ebenso jede Thürklinke mit Glaceehandschuhen angreift, wie ihr, verehrte vornehme Hunde! Euch ist gar nicht beizukommen, mit keinerlei Waffen, und hat sich irgendwo Salomos Spruch von der Narrheit, die nicht vom Narren läßt, auch, wenn man ihn im Mörser zerstößt, bewährt, so ists an euch! — — Dagegen die siegende Gewalt hat nun [in Frankreich] alles zu ihren Füßen. Wir wundern uns darüber nicht, noch, wenn einmal die Dinge liegen, wie sie liegen, tadeln wir es. Wenn einmal ein öffentlicher Zustand ist, welcher gar keine Grundlage des Glaubens mehr hat, so müssen nothwendig Eitelkeit, Feigheit, hazardirende Gewinnlust, kurz! Egoismus aller Art die regierenden Kräfte werden. Hätte 1848 kein Mensch mehr an Preußen geglaubt, wir wären jetzt ein ebenso miserables, pulverisirtes, jedem kecken Avanturier preisgegebenes Volk wie die Franzosen, weil wir aber noch glaubten, und weil der Glaube einige nicht ruhen und bei den anderen sich wecken ließ, und weil wir in diesem Glauben das Aufwarten vor fremden Fahnen wie die Hunde, und die Steinwürfe und was sich sonst noch anschloß, nicht vertragen konnten, weil wir eben keine Hunde waren, sondern glaubten, d. h. Menschen waren, welche ob vitam non perdunt vitae causas [Zu

deutsch: Matth. 10,39. A. d. Red.], sind wir aus dem Schlamm und Morast und aus dem hündisch genug sich anlassenden Wesen auch noch leidlich herausgekommen. Und wäre in Frankreich ein Glaube an irgend etwas, auch nur eines Senfkornes groß, so käme er auch heraus, und vielleicht kömmt er heraus, wir wollen wenigstens für das arme Volk, was doch sogar halb brüderlich einmal an uns gekettet ist, beten, daß ihm Gott endlich einmal an irgend etwas wieder einen Glauben schenke, obwohl es seinerseits hinlänglich alles aufgeboten hat auf allen Gebieten des Lebens, um uns unseren Glauben zu verderben. Und bei diesem Satze müssen wir bleiben: erfindet Staatseinrichtungen noch so weise, führt sie ein mit übermenschlicher Feinheit und Gewandtheit, rechnet aus ihnen als logisch nothwendiges Ergebniß heraus, was ihr Hohes nur wollt, könnt ihr den Menschen keine Herzen für euren Weisheitsspeisezettel schaffen, glaubt kein Mensch an euch und euer Werk, leidet und opfert niemand dafür, läßt sich niemand dafür todtschlagen, so ist doch alle eure Arbeit eitel und umsonst gewesen, alle eure Katheder-weisheit ein narrenhaftes Hirngespinnst. Die Dinge aber, für die sich Menschen todtschlagen lassen, werden nun einmal ebenso wenig wissenschaftlich geschaffen, wie die Fortpflanzung des Menschen bis jetzt durch den chemischen Topf möglich gewesen ist."

Märzbericht 1852: „Den Präsidenten wird einmal lahm machen, was Cromwell lahm gemacht, ja! eigentlich todt gemacht hat: der Ursprung seiner Gewalt. Wer Gewalt von solchem Ursprunge aus erhält, gleicht einem Thiere, das nie ruhen darf; einem Schiffe, das nie einen Hafen findet. Sei jenes noch so stark, es erschöpft sich; sei dieses noch so gut, der Tag kömmt, wo seine Planken morsch werden. Drei Jahre geht es, auch zehn Jahre, aber was dann? — Von diesem Ursprunge seiner Gewalt, der Volkssouveränität und Volkswahl abgesehen, geht der Präsident sehr umsichtig und zweckmäßig vor. Vor allem hat er den Unsinn erkannt, der darin liegt, daß eine Regierung von der Konfusion des Geschwätzes auf der Tribüne und in der Presse regiert wird, statt zu regieren. Er zögert mit Annahme des Kaisertitels, obwohl alle übrigen Attributionen eines Monarchen um seine Person gehäuft werden, weil er mit Recht fühlt, daß er damit einen Kurs beginnt, dessen Ende er nicht absieht, gerade wie sein Oheim. Er wird aber die natürliche Entwickelung der Prämissen, auf denen er steht, so wenig biegen können wie jener, obwohl uns sein politischer Blick noch treffender scheint als der des Oheims, und bis jetzt von ihm dasselbe gilt, was man von Cromwell sagte: es war ein Mann von anfangs unscheinbarem Wesen und dem niemand solches zugetraut hätte, es war aber auch, als wenn ihm die Kräfte wüchsen ganz in dem Maße, wie sie von jeder neuen Lage, in die er kam, verlangt wurden."

Maibericht 1852: „Er zagt auf der Bahn, die den Oheim durch Siege zum Untergang geführt hat, er mag nachsinnen, ob er nicht vielleicht ohne Siege zum Untergang geht, denn zum Untergange muß er, wenn Gott ihn nicht durch einen frühzeitigen Tod erlöst, gehen, da diese Bahn des Onkels wie des Neffen nothwendig, als eine solche, welche stets neue Spannung bedarf, eine Bahn ins blaue unbestimmte, ins unermeßliche, menschlich nicht Ausfüllbare ist, an der jede Menschenkraft sich erschöpft und zu Grunde geht. Nur in Gott und in dem, was auf die göttliche Ordnung gebaut ist, ist gesunde Ruhe."

Augustbericht 1852: „Des alten Napoleon (den wir in unserer Jugend nur den Schinderknecht zu nennen gelehrt wurden — und geschunden hat er wahrhaftig Preußen genug und mit Hohn geschunden) Geburtstag ist am 15. August in Paris mit entsetzlichem Aufwande öffentlicher Gelder, aber sehr geringem Wetterglück gefeiert worden. An demselben Tage war in Hannover die Siegesgöttin auf der Waterlooſäule herrlich bekränzt, das war die rechte Antwort. In Weimar, Leipzig und München (vielleicht auch anderwärts) ist der Tag mit feierlichem Gottesdienste in den katholischen Kirchen gefeiert worden, obwohl jener alte Napoleon, wie wir nicht anders wissen, unter dem

Kirchenbanne gestorben ist. — Wir aber in Preußen wollen unseren Kindern nicht versäumen, jene Zeiten zu schildern, in denen preußische Kinder sangen:

„Napoleon, der Schinderknecht,
er wollt uns rauben unser Recht."

Und dann wollen wir ihnen Blüchers herrliche Proklamation an die preußische Armee nach der Schlacht bei Belle-Alliance vorlesen mit dem Schlusse: „Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!"

In demselben Tone ist die Notiz in dem sehr kurzen Septemberbericht von 1853 gehalten: „Die französische Presse findet in der Feier der Schlacht von Großbeeren und in der Errichtung des Blücherdenkmals zu Kriblowitz eine Taktlosigkeit gegen die französische Nation. Am Ende wird sich noch die Presse der alten Jungfern beklagen, daß die jungen Ehefrauen die Taktlosigkeit gegen sie begingen, nicht ganz in aller Stille taufen zu lassen, daß sie vielmehr nicht bloß Taufffeste zu feiern, sondern daß deren Männer sogar deren Niederkunft in der Zeitung anzuzeigen wagten, was doch offenbar die gegen die alten Jungfern schuldige Schamhaftigkeit verletze."

Im Januar- und Februarbericht 1857 erwähnt Leo eine strafrechtliche Verurteilung wegen Verschleuderung öffentlicher Gelder und Bestechung eines Regierungskommissars in Paris. „Im ganzen tritt aus den bei dieser Gelegenheit durch die Zeitungen gehenden Artikel wieder einmal recht klar hervor, wie im Grunde in Frankreich eigentlich von jedem Menschen angenommen wird, daß er Geld nimmt, wo er es bekommen kann, und daß er nur als dem Gelde unzugänglich angenommen wird, wenn man glaubt, die Unzugänglichkeit sei noch einträglicher an Geld als das dargebotene Geld selbst. Bei der Familie Berryer [Advokat und berühmter legitimistischer Redner] nahm man das an, und daraus erklärt sich das Erstaunen darüber, einen Mann dieses Namens bei Bestechungen schuldig zu finden. — Geldgier und Mordrache! [Ermordung des Bischofs Sibour in Paris durch einen Priester.] Die beiden in die Augen stechendsten Züge der Barbarei, und solche Leute wollen die Welt civilisiren! Ja wohl! wenn sich das Ding mit Porzellanmalerei, Seidenmohrmustern und eingelegten Tischlerarbeiten thun ließe, oder mit Geldspeculationen und Journalartikeln, dann ginge es wohl, aber es geht nicht! Mit Hausnummern, Straßennamen und Gasbeleuchtung allein kommt noch Niemand zu civilisirten Zuständen, denn Frankreich hat das alles vortrefflich, und doch deckt seine Civilisation ein barbarisches Inneres."

Zu dem geschichtlichen Monatsbericht vom April 1852 hat Leo in einem Briefe an Ph. Nathusius vom 17. Juni j. J. bemerkt: „Sie scheinen unzufrieden zu sein, daß der vorige so kurz war, aber ich habe leider nicht die Macht, mein Interesse zu dehnen und an interesselosen, zeitungsartigen Artikel-Auszügen kann Ihnen doch auch nichts liegen." Das Thatsächliche jenes Berichts hat allerdings nur zwei Spalten erfordert, der sonstige Inhalt aber denselben Raum. Diesen Raum hat Leo benutzt, um seinem Unwillen über den Hochmut der Engländer Luft zu machen: „Von allen dicken Fellen ist bekanntlich das englische das dickste, es geht noch ein gutes Theil über das Rhinoceros, und von allem Nationaldünkel ist bekanntlich der englische der massivste, sodaß man ihn auch zehnmal im Mörser zerstoßen kann und er wird doch wieder ganzbeinig und steht wie eine brennende Kerze aufrecht vor einem. Englische Empfindung und Auffassung schlechthin für allein menschlich würdige Empfindung und Auffassung anzusehen, das ist das geringste, was diesen humanen Nashörnern begegnet, und deshalb haben sie nun auch fast seit hundert Jahren mit immer wachsendem Erfolg Quacksalberei getrieben in der Politik und wie Dr. Morrison seine Pillen, so ihre Verfassungsformen als Universalmedicin in der Politik angepriesen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese Verfassungsformen, um ein Individuum zu beglücken, ein humanes

Nashorn voraussetzen. Jeder Nation, ja jeder Partei einer Nation — was sage ich, Partei! — jeder Rotte einer Nation, die sich zu einem Stück von diesem englischen Nashornbraten helfen lassen wollte, haben sie behaglich und ermunternd zugenickt und zugenippt und die Protektoren gespielt. — Endlich aber, endlich scheint doch Louis Napoleon wirklich dies zu erreichen, daß seine Kartätschen auch durch englische Haut hindurchgehen und die Familie Bläſſenschmidt in nachdenkliche Stimmung versetzen. Herr Cobden, dieser Stern des Olivenordens, hat in letztvergangenem April in einer Versammlung, die in Marylebone gehalten ward, folgendes — unglaublich und doch wahr — von sich gegeben: Ich bin viel in Frankreich gereist und kenne viele Franzosen (wir kennen sie auch von anno sechs und folgenden her); was in dem Nachbarlande vorgefallen, hat mich, das gestehe ich, verwundert, sie verdutzt gemacht (uns gar nicht, doch freut es uns, daß dem Olivenstern ein Seifensieder anfängt am Horizont in weißer Mütze, Jacke und Schürze hell, hellleuchtend aufzugehen.) Von unserem Standpunkte, ebenso vom amerikanischen Gesichtspunkte betrachtet (sonst pflegten die Engländer in diesem Falle sich der Phrase zu bedienen: vom Standpunkte jedes vernünftigen Menschen) hat Frankreich die Stellung eines freien Landes aufgegeben (in der That! — wir dachten, das wäre 1789 geschehen, als die Franzosen anfingen die Pechstiefeln anzuziehen, die ihnen Engländer und Amerikaner unter den Spiegel gestellt hatten). Aber — mit Bedauern sag ichs (hoffentlich mit Bedauern über Herrn Cobdens seitherige Beschränktheit), wenn 38 Millionen Menschen sich das gefallen lassen, so muß hier etwas in Mitte liegen, was ich nicht beurtheilen kann (ja wohl! sehr richtig, Herr Cobden!) Darum behandle ich den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich, wenn nicht mit Achtung (denn ein Nashorn bleibt bis auf einen gewissen Grad natürlich ein Nashorn, wenn es auch allmählich einsieht, daß es außer dem Nashorn auch noch andere Geschöpfe giebt), doch mit Bescheidenheit, denn ich verstehe ihn nicht (das ist wirklich eine Beichte, die bei einem Engländer so schwer abgeht, wie bei einem Weinschmecker das Geständniß, er könne Berg und Jahrgang des ihm vorgesetzten Weines nicht mit vollster Sicherheit angeben). Verschiedene Völker haben verschiedene Ansichten über das, was ihnen gut und passend ist. (Das ist die gerechte Strafe, wenn ein dünkelhafter Mensch endlich sich nicht anders zu rathen und zu helfen weiß, als indem er die trivialsten Sätze als hohe Weisheit auskramt und dadurch bekennt, daß seine seitherige Einsicht noch nicht einmal das trivialste Maaß erfüllte. Der Satz, daß der, der den Schuh anhat, am besten weiß, wie und wo er drückt, war also seither Herrn Cobden unzugänglich und geht ihm jetzt als Morgenstern eines neuen Tages auf.) Auch wir Engländer dulden in unserem Lande manches, was man in Frankreich nicht dulden würde, so z. B. den großen feudalen Grundbesitz in den Händen gewisser Familien (das hält also Herr Cobden auch für nationales, vom vernünftigen, allgemeinen Standpunkt unverständliches Vorurtheil — der aufgehende Tag scheint kein recht heller, sondern ein etwas englisch-nebliger zu sein). Wollte man in Frankreich ein Majoratsgesetz geben wie das, worauf in England so viele Leute stolz sind, so würde eine Revolution nicht ausbleiben (die wird auch ohne dies Gesetz nicht ausbleiben). Wenn also die Franzosen uns unsere Wege gehen lassen, so ist es wohl gerathen, ihnen unsererseits dasselbe zu gestatten, (wenns nämlich nicht zu spät und die Manier, das erste Beste, was einem selbst zum Vortheil gereicht für allein richtig zu halten, nicht schon so maſſenhaft von der englischen Nation Besitz genommen hat, daß über lang oder kurz die Mehrzahl der nicht mit Majoraten ausgestatteten Engländer die Majoratsherren in eine Nashornkur nimmt).

So weit Herr Cobden — und wir registriren diese geistige Bankrutterklärung eines englischen Volksführers einstweilen bestens."

Dezemberbericht 1853 (Volksblatt 1854, S. 113 ff.): „England, für die Phantasie vieler unserer Zeitgenossen der Musterstaat, hat uns allerdings große sittliche Güter lange erhalten, nämlich das Bild eines corporativ zusammengesetzten Gemeinwesens und einer das Leben im festen Rahmen äußerer religiöser Sitte zusammen-

haltenden Kirche. Gerade nach diesen beiden Seiten aber haben die, welche seinen Namen als den eines Musterstaates in der Regel im Munde führen, England wenig gekannt und sicher nicht gemeint. Inzwischen ist England, nachdem es der europäischen Bildung den Dienst lange genug erwiesen hat, Bilder jener Grundlagen eines gesunden gesellschaftlichen Lebens zu gewähren, endlich selbst an dem aus der falschen Auffassung seiner Verhältnisse hervorgegangenen Geschwätz zu Grunde gegangen. Seine Staatsmänner haben mehr und mehr sich einer abstrakteren Auffassung des Staates genähert; die Centralisation der Verwaltung, nothwendig bei den indirekten Steuern beginnend, in der Almosenbehandlung in einem großen Schema klar an den Tag getreten, hat von Jahr zu Jahr um sich gegriffen. Die Parteien haben sich Schritt für Schritt aus Vertretern wirklicher lokalbegründeter Verhältnisse und Bedürfnisse in Vertreter politischer Theorien und doktrinärer Bestrebungen verwandelt, sind dadurch desorganisirt worden, und in England hat Niemand bemerkt, daß man dadurch zugleich alle Schutzwehren altenglischen politischen Denkens und Wirkens niedergeworfen hat. Die äußerlich so wohl conservirte Kirche und kirchliche Sitte hat die weitaus größte Mehrzahl der Nation in eine pharisäische Sicherheit des religiösen Daseins eingewiegt, und während man in größter Strenge den Sonntag hielt, hat man um so haltloser die anderen Tage der Woche im Allgemeinen dem Mammon geweiht; während man Abends und Morgens nach guter, alter Sitte noch ziemlich allgemein ein Gebet auf den Knieen verrichtet, jagen die Gedanken um so jäher den ganzen übrigen Tag dem Mammon nach. Freilich giebt es noch Tausende edler Briten, welche in Ernst und Demuth den Herrn suchen; freilich giebt es noch Tausende edler Briten, welche an den überlieferten politischen Auffassungen mit Pietät hängen, aber alle diese Tausende sind jetzt Einzelne, und wie viele Reste des corporativen Staates, des Rechts-Staates auch übrig sind, im tiefsten Wesen ist England schon ein rationalistischer Omnipotenz-Staat, ein Revolutions-Staat; wie viele Reste und Formen kirchlichen Lebens auch übrig sind, im tiefsten Wesen ist das englische Volk nicht mehr ein christliches Volk, sondern ein solches Volk, dem man noch zu große Ehre anthun würde, wenn man es ein heidnisches nennte (da es auch einen edlen Heidenglauben geben kann), es ist ein im innerlichsten Denken vom Christenthum abgefallenes, daher schlimmer, als ein naiv-heidnisches Volk, es ist ein verwildertes, egoistisches, durch und durch mammonsdienerisches Volk geworden. So lange diese Blätter bestehen und die Monatsberichte geliefert werden, ist in ihnen Schritt für Schritt jedes Zeichen fortschreitenden Verfalles von England notirt worden — mit Schmerz, wenn auch oft mit Unwillen gegen den Hochmuth und die Frechheit, mit der englische Beschränktheit ihren Verfall gerade als ihre Blüthe auf das Insolenteste anderen Nationen gegenüberzustellen liebt, notirt worden."

Zur Zeit des Krimkrieges berichtet Leo im Maibericht 1854 von den Thaten der Engländer in der Ostsee: „Friedliche Kauffahrteischiffe hat man aus dem Hafen von Libau fortgeschleppt, in Brahestad und Uleaborg hat man Schiffe, Theer, Holz und anderes Privateigenthum verbrannt; wo die Engländer wirkliche Angriffe gegen kleinere befestigte Punkte (wie Gustavswärn und Gamla Karleby) versucht haben, sind sie unverrichteter Sache, aber mit blutiger Nase abgezogen. Diese Art Kriegsführung möchte gehen, wenn nebenan der Engländer nicht die Unverschämtheit hätte, ein Mustermensch sein zu wollen, wenn die englische Nation nebenbei nicht immer das Maul voll nähme von civilisation und christianity und dadurch ein Muster aufstellte, nach dem sie andere mißt und also doch selbst gemessen werden will; daß sich aber ein Krieg, der in Räubereien und Verwüstungen gegen Privateigenthum verläuft, weder mit dem englischen Begriffe von civilisation, noch mit dem allgemeinen Begriffe von christianity verträgt, wird wohl Jeder unbesehens zugeben. Man sieht, das Ding geht mit den Engländern, wie es Valentin im Faust seiner Schwester prophezeit: „und wenn dich einmal einer hat, so hat dich bald die ganze Stadt". So lange Selbstsucht, Uebermuth, rohe Gewaltfreude und Ungerechtigkeit nur dahinten auf dem Rücken der

armen Hindostanis, oder in den versteckten Winkeln der jonischen Inseln und der für Europa halbstummen wildirischen Bevölkerung lastete, so lange konnte sich die Herrin dieser Sklavinnen mit ihrer Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe, mit ihrem Christenthum weit und vornehm aufblähen, zeichnete sie doch erkleckliche Summen bei jedem Kirchenbau, trieb sie doch Mission, wo irgend eine Ecke war, aus der sie in Zukunft einmal Geld ziehen konnte! Nun ihr das so prächtig geglückt ist, wird sie täglich frecher, die schöne Dame, und verlangt, andere Leute sollen sich ihrer ritterlich annehmen, auch wenn sie jede Maske abwirft. Schamlosigkeit, das ist der Wimpel, der zu allen Zeiten über dem politisch einherfahrenden England flatterte, und was muß dies englische Christenthum doch für ein kurioses Ding sein, daß es so gar, gar keine Wirkung auf die Herzen der Staatsmenschen (von Staatsmännern darf man in Beziehung auf England nicht mehr reden) hat! Offenbar ein Ding, bloß eingerichtet zum bequemen Gebrauche für Privatleute, religiöse Salztropfen, die Privatleute einnehmen, wenn sie sich moralisch den Magen verdorben haben, ein Ding, vollkommen im Westentaschenformat, womit man gelegentlich in eine Ecke treten und zur Abwechselung sich ein wenig erbauen kann, wovon aber in öffentlicher Gesellschaft Niemand, der es bei sich trägt, das Geringste anmerkt. Zu den Räubereien gegen Privatleute an den Küsten der Ostsee bildet die Vergewaltigung des deutschen Königssohnes, der die Krone Griechenlands trägt, einen vollkommenen Pendant, und daß sich Frankreich zu dieser Exekution hergiebt, darf einen nicht wundern, haben doch von jeher Franzosen die besten Kammerdiener, d. h. die zu allen, allen Diensten bereitesten abgegeben. — Es ist nur gut, daß Gott anders rechnet, als der Mensch in seinem Uebermuth. — — Nur Geduld! „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen trefflich fein" — und wenn man den endlichen, nothwendigen Ausgang vorhersieht, wie Gustav IV. bei Napoleon I., braucht man noch nicht verrückt zu werden und dem Rade an Gottes Mühlen in die Speichen zu greifen, um es schneller gehen zu machen, er kann's alleine. Nur Geduld!"

In die Zeit dieses „Monatsberichtes" fällt ein von Leo unterm 15. Mai 1854 an den Präsidenten von Gerlach geschriebener Brief:

„Mit Ihrem Briefe — — haben Sie mir eine um so außerordentlichere Freude gemacht, als ich einen solchen unter jetzigen Umständen gar nicht zu erwarten gewagt hatte. Ich will Ihnen deshalb noch apart danken, daß Sie meiner so freundlich gedacht haben.

Als ich Ihre Osterrundschau gelesen, glaubte ich wirklich einen Augenblick, Sie gedächten Bunsen zu ersetzen und hätten die englische Gesandtschaft auf's Korn genommen — bis ich mich besann, daß Sie doch keinesfalls um solcher politischer Ziele willen anders schreiben würden als außerdem, sondern höchstens manche Dinge unberührt lassen. Ich war demnach auch, ehe ich Ihren Brief erhielt, überzeugt, daß Sie England wirklich viel höher hielten als ich. Sie werden gegen mich anführen, daß Sie England gesehen, ich aber nicht. Ich führe dasselbe zu meinen Gunsten an, denn wie Ihr Herr Bruder immer, wo jemand popular sein soll, fragt: bei wem? — so frage ich, wenn jemand ein Land gesehen: was davon? — denn ganz sieht's keiner. Und dann, behaupte ich, ist die Lebhaftigkeit des partiellen Eindruckes für die objektive Beurtheilung oft hinderlicher als das Nichtgesehenhaben, und jedesfalls habe ich auch eine Anzahl achtbarer Augen für mich, die England gesehen, sogar öfter und länger gesehen haben, und die in ihrem allgemeinen Urtheil mit mir — nicht mit Ihnen stimmen.

Ich zweifle nicht, daß noch Millionen Engländer von gutem Schlage da sind, aber die oxydirten Theile des alten Metalls sind in England so stark als bei uns, dort aber gefährlicher, weil das Lebensgefühl noch kräftiger ist und das Subjekt weit freier und unbändiger, sobald es einmal die chinesischen Linien der sittlichen und politischen Standard-Auffassungen übersprungen hat. Dies aber ist um so bedenklicher als die einzige Standard-Auffassung, die dort Niemand überspringt, die Achtung, sehr oft schon

bei guten Leuten götzenhafte Achtung vor dem Mammon ist. Ich halte den Kaiser Nikolaus auch nicht für einen Gottfried von Bouillon, aber die Verbindung mit England für einen Polarstern der preußischen Politik anzusehen, das geht mir noch weniger in den Sinn. „Sollen die Sterne dich richtig geleiten, hüt dich vor Magnetsteinen, die dich begleiten." Jedesfalls liegt die Verführung, sich England unpassend zu verähnlichen, näher als die gleiche Gefahr in Beziehung auf Rußland; und nun vollends England nachzugehen in die Resultate der Gelüste seines hohen und niederen Pöbels, was dabei herauskommen soll, verstehe ich gar nicht. Ich sehe England als ein Reich an, dessen Tage gezählt sind, dessen Sünden schwerer als die vieler anderer Reiche zum Himmel schreien, eben weil so viel, ja das Rühmen und Prahlen mit so viel vorhanden ist, was diese Sünden hätte hindern müssen. Die Verantwortung wächst mit dem Reichthum nicht bloß in leiblichen, sondern auch in geistigen Dingen. Ich fange an, in Beziehung auf England eine ähnliche Empfindung zu bekommen, wie beim Anblick einer Kröte.

Der Rückblick auf den ganzen Verlauf Ihrer Kammersession ist auch meiner Meinung nach ein sehr erfreulicher, und Sie haben redlich das Schwert Ihres Geistes geschwungen. Wir kommen eben vorwärts, und daß es nicht im Galopp geht, ist sogar gut.

Mein Verhältniß zu Zahn nehmen Sie doch wohl inniger, als es ist, mit Kleophea verständige ich mich besser und eigentlich auch mit mehr Freude daran. Er hat mir einen zu weiten, weichen Talar, dessen Falten sich mir mit nichts Fesselndem füllen, so daß eigentlich nur der Umriß für mich das Interessante ist. Sie aber ist eine tapfere, natürliche Frau, die Kopf und Mund auf dem rechten Flecke hat."

Aprilbericht 1855: „Die zarteste Bildung, deren der Mensch fähig ist, besteht in der entwickelten Fähigkeit, seine Liebe in der feinen Pflege anderer Persönlichkeiten zu bethätigen und zwar so, daß diese andere Persönlichkeit nicht in ihrer Isolirtheit, sondern zugleich auch in ihren großen sittlichen Zusammenhängen mit ihrem Volke und mit ihrem Gotte gefaßt, anerkannt und gehegt wird. Scheinbar leistet die englische Nation gerade in dieser zartesten Gestalt der Bildnng Unübertreffliches. Wo uns, sei es in der Literatur, sei es im Leben, das Bild feiner englischer Gesellschaft entgegentritt, nehmen wir den Sinn für edle Unabhängigkeit der einzelnen Seele, an welche die Forderung gestellt wird, sich von innen heraus, ohne Bestochensein durch äußere Rücksichten zu entscheiden, nehmen wir eine von freiem Wohlwollen getragene Höflichkeit der Sitten, nehmen wir Vaterlandsliebe und sorgfältige Wahrung des Verhältnisses zur Kirche wahr. Scheinbar, wie gesagt, kann es keine schöneren Familienbilder geben als englische. Wenn wir näher zusehen, findet sichs aber zunächst, daß die Vaterlandsliebe keinen sehr hohen Charakter trägt. Diese Liebe des Engländers zu England und allem was englisch ist, trägt überall den Charakter eines egoistischen, eitlen Wesens, welches vor sich im Spiegel stehend nicht etwa bloß sagt: hätteſt du das und das noch, so wäreſt du der Normalmensch und die Normalnation! sondern geradezu: du bist der Normalmensch nnd die Normalnation! Du bist das Bild, in welches alle anderen erst hineinzuwachsen haben! Wer hätte wohl schon einen Engländer, selbst wo die offensten Thatsachen sprechen, etwas zum Nachtheil Englands, etwas, was England in Schatten stellen könnte, eher einräumen sehen, als bis sich die öffentliche Meinung in England selbst dagegen erhoben hat? — Dann erst, wenn der Schaden in England selbst als ein Schaden (und noch dazu vielleicht mit großem Unrecht!) proklamirt ist von der Majorität oder von seiner Partei, wird der Engländer den Schaden einräumen, indem er zugleich zufügen kann: aber wir haben ihn selbst erkannt und verbessern ihn. Einfache Anerkenntniß eines Schadens — — erfordert eine Demuth, die Monatsberichtler wenigstens noch bei keinem Engländer (einen einzigen englischen Katholiken, der ihm begegnet ist, nimmt er aus) nnd auch nicht in einem englischen Buche gefunden hat, und

die Folge ist, daß man eigentlich auf objectivem Standpunkte nie mit einem Engländer politische Verhältnisse und Angelegenheiten besprechen kann. Es tritt einem da eine Hartnäckigkeit und Eitelkeit, oft eine schneidend sich äußernde Leidenschaft entgegen, die besser als alles andere den Mangel an tieferem, innigerem Suchen nach Wahrheit dokumentirt, gewöhnlich aber trägt die politische Ansicht des Engländers und der Engländerin einen Standard-Charakter der sog. öffentlichen Meinung in England, oder wo diese getheilt ist, den der Partei. Eine Parteiansicht aber, ebensowohl wie in noch größerem Maße, wo die Parteien in einem Punkte einig sind, die öffentliche Meinung hat allemal nothwendig etwas Rohes. Die Ansicht vieler kann nur dadurch eine in sich geeinigte sein, daß die einzelnen gerade auf die zartesten Wahrnehmungen und Schattirungen ihres Wesens verzichten; daß sie aufhören, aus ureigener Seelenstimmung zu handeln und sich zu äußern, daß sie sich vom Strome mitnehmen lassen und die Geltendmachung der Wahrheit im Einzelnen dem Zuge des Stromes im Ganzen opfern. Unserem deutschen Wahrheitsgefühl gegenüber ist die politische Empfindung des Engländers dickfellig, seine politische Aeußerung und Entschließung roh. — — Ganz ähnlich aber wie mit der Politik treibt er es mit der Kirche. Allerdings in den guten Familien Englands ist viel mehr fromme Sitte noch als im allgemeinen in den guten Familien Deutschlands, und da wo fromme Sitten sind, auch religiöse Tugendeindrücke im Gefühle tiefer zu haften pflegen, braucht es später nur irgend einer Lage, in welcher der Mensch inne wird, wie wenig er doch mit seinen Kräften vermag, wie kurzsichtig doch seine Berechnungen sind, um das Vertrauen zu Gott und in ihm unmittelbar ein gewisses Theil Gewissenhaftigkeit wach zu rufen. Das also wird man häufiger bei Engländern finden, als in dieser Weise vermittelt bei Deutschen, aber im übrigen ist die englische Religiosität doch eben meist nur auf das Praktische gerichtet und die Thatsache der Sitte und der Uebung ihr beschränktes Terrain. Sogar wo die Religiosität die Gestalt annimmt einer größeren sittlichen Vertiefung, behält sie durchgängig diesen Reflex vorzugsweise auf englisches Leben. Ein Genießen Gottes im Geiste, ein Suchen in uninteressirtem Wahrheitsdrange wird einer selten an einem Engländer finden. Sogar ihre Auffassung der göttlichen Inspiration trägt in der Regel einen sehr roh zugeschnittenen Charakter. Daraus erklärt sich denn auch das häufige Ueberspringen von Engländern von einer Religionspartei zur anderen. — — Alles nur, weil er gewohnt ist, mit dem Strome zu gehen. — — Daß eine Verschiedenheit auch in Nebensachen doch durch alle Hauptsachen hindurchzittert und sie ebenfalls zu etwas Verschiedenem macht, fällt dem Engländer selten ein. Daß an dem Kreise einer religiösen Ueberzeugung eine ganze Atmosphäre hängt und daß man längst mit einzelnen Hauptsätzen dieser Ueberzeugung ihrer generellen Formulirung nach gebrochen haben kann und doch nicht im Stande sein kann, wo anders als in der sie umgebenden geistigen Atmosphäre zu athmen, ist ihm unbegreiflich." Der Engländer geht politisch und religiös immer durch Dick und Dünn mit seiner Partei. „Vergleichen wir damit die edleren Persönlichkeiten unserer deutschen politischen und religiösen Parteien, so tritt uns der Unterschied mächtig entgegen. Nur der Troß macht es bei uns wie die Engländer, die Besseren aller Parteien haben die Augen offen auch für die eigenen Mängel; sie gestehen sie ein und beklagen sie, auch wenn sie sie nicht ändern können und dürfen; sie lernen von ihren Gegnern nicht bloß, sondern sie erkennen es auch gern an, wo er Vorzüge besitzt, die sie sich nicht anzueignen vermögen; sie gehen zwar mit der eigenen Partei, aber ohne der Freiheit ihres Urtheils und ihrer Person in dem ganzen Bereiche, der ihre Erkenntniß durchdringt, etwas zu vergeben. —

Sollte es möglich sein, daß die Engländer in dieser Weise Sklaven von Generalitäten, von standard-opinions wären, und dabei nun dennoch wenigstens in den allerpersönlichsten Beziehungen noch vollkommen freie, unmittelbare Menschen? Glaube es wer da will! Die Sache hat in der That auch da ihre Grenze. Dies schöne englische Familienleben beruht auf standesgemäß genüglichem Auskommen, das ist der erste Punkt. Wo die Noth anfängt, ist der Sprung in den Koth nirgends schneidender, absoluter als

Digitized by Google

in England. Es bedarf dann nur des Mangels an selfcontrol in einem, zwei Fällen und die ganze respectability im eigenen Stande ist verloren; der Eintritt in andere Kreise, wenn es nicht solche sind, die von vornherein auf respectability nach der oder jener Seite verzichten, ist so mit Zweifeln umgeben, daß er schon fast allein hinreicht, einen Menschen gesellschaftlich zu Grunde zu richten. Stände, die hinsichtlich ihres Nahrungsstandes mangelhaft gestellt sind, fallen schon ganz von selbst aus dem Bereich jenes schönen englischen Familienbildes und seiner respectability heraus. Dann beruht aber die Geschlossenheit und Gesichertheit jener Familienglieder zweitens selbst zugleich auf einer ganzen Reihe von Fictionen. Vertraulichkeit mit Dienstboten ist untersagt, deshalb was die Dienstboten über Herrschaften sagen, so lange es nicht polizeilich oder gerichtlich erhoben, mit einem Worte zum öffentlich constatirten Skandal wird, nicht nur der Fiction zufolge unglaubhaft, sondern darf gar nicht erwähnt werden, denn es wäre gegen die selfcontrol, den Gedanken aufkommen zu lassen, man ließe sich von Dienstboten Mittheilungen machen. Gerade weil diese Fiction existirt, ist man also, so lange nur der äußere Schein bewahrt wird, in Beziehung auf Dienstboten, wenn man sich einmal mit ihnen versteht (was doch tausendmal vorkommt), weit ungenirter als sonst in der Welt. Skandal darf überhaupt nur in den Familienkreisen nicht aufkommen, was die Familienglieder außerhalb dieser Kreise treiben, wenn es nur nicht zu polizeilicher oder gerichtlicher Erhebung kommt, bleibt ziemlich irrelevant. — — Wir wollen damit beileibe nicht gesagt haben, daß nun nicht doch Tausende von Familien da sind, in welchen sich aus religiöser Sitte, Begeisterung für England und Abgeschlossenheit gegen gemeinere Berührungen wirklich das schönste und wohlwollendste Leben entwickelte, aber das wollen wir sagen, daß diese Familien nicht das englische Volk sind."

„Ich kann Ihnen für den October [1856] wieder keinen Monatsbericht schicken," schreibt Leo am 15. November an Ph. Nathusius, „alles Wichtigere, wie die neapolitanische Angelegenheit, die Ausführung der Friedensbedingungen des russischen Krieges, die spanischen Verhältnisse, der Neuenburger Handel, schiebt sich so leise und insignifikant vorwärts, daß ich nicht sechs Zeilen damit zu füllen wüßte, alles Uebrige: die Greifswalder Promotionen, der Gothaische Stadtverordnetenstreit, die piemontesischen Renommagen, englische und französische Skandale u. s. w. u. s. w. ist so kröpliches Zeug, daß ich daraus keinen Monatsbericht zu machen weiß. In der Presse, wie die großen Zeitungen, die ihr Papier füllen müssen, und sollte es mit durchgegangenen Droschken sein, sind wir nicht — also, wenns Ihnen recht ist, überspringe ich wieder einen Monat, oder vielmehr ich muß ihn überspringen, es mag Ihnen recht oder unrecht sein. Thut mir leid, aber ich kanns nicht ändern."

„Wiederum fassen wir zwei Monate in einen Bericht zusammen," beginnt deshalb der October-Novemberbericht. „Der Verhältnisse und Spannungen giebt es so viele, der Ereignisse so wenige, daß man über unsere Zeit eigentlich nur Bücher schreiben kann, aber keine Berichte; und wenn das so fortgeht, werden wir mit den Monatsberichten, wie mit anderen Dingen bereits, wieder beim Jahr Ehren-Sechsundvierzig ankommen, wo Amerika einen breiteren Raum in diesen Berichten einzunehmen pflegte als Europa, und Spanien in Europa den größten. Unsere politische Lage in ihrer höchsten Fassung hat manche Analogie mit der Lage Griechenlands vor dem peloponnesischen Kriege, wo auch ein großer politischer Gegensatz, in seiner geistigen Schärfe nirgends klar ausgesprochen und doch auf allen Seiten mächtig wirksam, hauptsächlich aber von den egoistischen Interessen der Staaten von Sparta und Athen getragen, wenn auch nur in stumpfen Umrissen repräsentirt, im Grunde das ganze Leben durch die von ihm erzeugte Spannung beherrschte und einer Ausgleichung entgegenrang, die wenn auch scheinbar nur durch Athens Unterliegen, doch durch Spartas innerliches Gebrochenwerden mit herbeigeführt ward. Rußland und England sind es, die heute ebenso den Hauptgegensatz unseres politischen Lebens in stumpfem Umrisse, d. h. mit den egoistischen Interessen dieser beiden Staaten verknetet, hauptsächlich tragen, und der Kampf, der

vielleicht zehnmal aufflackert und wieder versalbt wird (wie eben um die Türkei), wird wahrscheinlich und ebenso viel länger dauern, als Rußland und England größere Staaten sind als Sparta und Athen, und wird schließlich doch nur enden wie jener, daß nämlich England äußerlich unterliegt und zu Grunde geht, während sich in den Anstrengungen des Krieges Rußland zu ganz anderen inneren Verhältnissen entwickelt, also das, was ihm jetzt noch die Garantie des Sieges giebt, nachdem dieser erlangt worden, auch verbraucht sein wird bis zum letzten Krümchen, und Rußland, wenn auch äußerlich dasselbe, innerlich als ein ganz anderes aus diesem Kampfe hervorgehen muß.

Englands materieller Bestand hat trotz seines ungeheuren Umfanges ein ganz künstliches Fundament, Rußlands materieller Bestand ein natürliches. Die Achillesferse von England liegt halb in ihm (daß sich nämlich in einem mittelalterlichen, organischen Gehäuse ein Handels- und Industrieschwamm von solcher Ausdehnung und von solchem Einfluß auf Denken und Auffassung der Menschen entwickelt hat, daß er nothwendig in Kurzem den Organismus leiblich und geistig erdrücken muß), halb liegt sie außer ihm, in Englands Beziehungen zum orientalischen Welthandel. Ostindien und was damit zusammenhängt gewährt der englischen Aristokratie noch bequeme und ehrenwerthe Versorgung seiner Söhne, wie sonst im Mittelalter die Klöster, und der Industrie einen ungeheuren Markt, dem Handel ein Gebiet größter Ausdehnung. Der innerlichst vorhandene Gegensatz zwischen England und Rußland findet seine Spannung noch weniger darin, daß England ein organisches Gehäuse mit einem darin schlagenden merkantilen, arithmetischen, egalisirenden, abstrahirenden Schwammherzen, und Rußland ein ganz mechanisches, arithmetisches, egales, abstraktes Gehäuse, aber mit tausend strebenden, organischen Keimen darin hat, als vielmehr darin, daß Rußlands natürliches egoistisches Interesse an der Lage der persischen Ländermasse Englands künstliches egoistisches Interesse an Ostindien bedroht. Um das Anwachsen des russischen Einflusses in südöstlicher Richtung zu brechen, hat England die Interessen der Türkei eine Zeit lang zu den seinigen gemacht; mit scheinbarem Erfolge, so lange es dabei Verbündete fand, aber als diese die Interessen, welche sie eine Zeit lang an England kettete, befriedigt sahen, oder fanden, daß die Opfer schwerer wögen als der Gewinn, mußte sich England zum Frieden bequemen, für das es kein Friede ist, weil Rußland gerade nach der Seite, wo es in Rußlands Interesse lag, ihm Schaden zu thun, gar keinen Schaden erlitten hat, und weil England während des Krieges so viel von seinen inneren Schäden an den Tag geben mußte, daß es sich jetzt im Frieden schüttelt vor Aerger wie ein nasser Pudel."

Im nächsten Jahre (1857) war Ostindien im Aufruhr gegen England. Leo bezieht sich darauf in einem Briefe an Ph. Nathusius vom 12. Juli 1857:

„Ich möchte mir von Ihnen wieder die Erlaubniß erbitten, den Juni überspringen zu dürfen. Zwar ist der Aufstand in Ostindien von großer Wichtigkeit; aber noch sind die Nachrichten zu dünn und anfänglich. Ich rechne auf bessere, erschütterndere, und möchte gleich mit einem rechten Jubel anfangen können, daß Gott die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt, und daß endlich eine Art von Aussicht vorhanden ist, daß dem mammonistischen Schandregiment der Compagnie in Ostindien ein Ende kommen könnte, und zwar in unmittelbarer Verknüpfung mit der heuchlerischen, civilisationsheuchlerischen Uebernehmung Englands gegen Rußland, und dazu berechtigen mich doch die jetzigen Daten noch nicht. Außerdem ist diese Schandgeschichte in Italien [Mazzinis Bande bei Genua, Neapel und Livorno], die gewiß nicht ohne Palmerstons Conniviren zu Stande gekommen ist und über die auch weitere Nachrichten noch mehr aufklären werden, und der spanische beginnende kommunistische Tumult, über den die Nachrichten noch zu spärlich sind. Mit alledem möchte ich warten, denn wir bekommen darüber und über anderes Besseres in einigen Wochen."

Digitized by Google

Von Mazzini sagt Leo in dem Juni-Julibericht 1857: „Mazzini ist die wunderlichste Erscheinung unserer Zeit, der es vorbehalten war, in ihm als der verkörperten Revolution eine bodenlose Weltmacht, welche Anleihen macht, Truppen wirbt, in die sittliche Bewegung ganzer Nationen eingreift, kennen zu lernen. Ungreifbar wie ein Schatten, überall wie der ewige Jude, dient der Mann recht eigentlich als Strafruthe für den übertriebenen Humanismus europäischer Regierungen." —

Auf die Türkei wendet Leo Machiavellis Wort an: Reiche werden durch dieselben Mittel erhalten, durch die sie begründet werden. „Begründet aber ist das türkische Reich zuerst durch die einfache kriegerische Art und Gesinnung des türkischen Stammes selbst, der lange noch im Ueberfluß der Beute und der Herrschaft ein geistig und physisch sehr bedürfnißloses Leben führte, nach dem Vorbild etwa eines Lagerlebens, und dann: seine Hauptmacht gegen europäisch disciplinirte Heere erhielt der Sultan durch eine familienlose, aus gefangen weggeschleppten Christenkindern ursprünglich gebildete Miliz, durch die Janitscharen." Die Janitscharen sind beseitigt, die alte kriegerische Einfachheit ist dahin, aus den Provinzen ist nichts mehr zu holen. „Ueberall sind Bevölkerungen, deren ganze Hoffnung nur auf den Moment gespannt ist, wo dies faule System anfängt zusammenzubrechen, und dabei ist der türkische Stock der Bevölkerung selbst widerwillig, in sich verwüstet und, wo nicht die äußerste Rohheit in den Köpfen thront, imponirt von der Macht europäischer Bildung und Waffentüchtigkeit. Kurz! die Sterbestunde dieses Reiches, wenigstens in seinen europäischen Ländern, hat geschlagen. Vor nunmehr 400 Jahren, im Mai 1453, hielt der Sultan seinen Einzug in Konstantinopel, wer weiß, ob er nicht im Mai 1853 seinen Abzug hält. Die Türkei ist seither in ihrem Grundbau, wenn auch nur als ein Trum des alten Reiches, von dem schon vieles abgebröckelt war, erhalten worden durch die Eifersucht der anderen europäischen Staaten. Dies Verhältniß aber schützt die Türkei nur gegen Zertrümmerung von Seiten einer äußeren Macht, nicht gegen Zerstörung und Zerfall im Inneren" (Volksblatt 1853, S. 153).

„Innerlich haben sich die Türken längst aufgegeben, wenn sie es auch selbst nicht wissen, keines Menschen Macht hält sie auf die Dauer, und die einzige werthvolle Frage ist: soll das türkische Reich zu Grunde gehen in sich und neue politische Schöpfungen aus sich heraus gebären, ohne ein Aufsehen der europäischen Staaten, oder sollen diese die leitende Hand dabei im Spiele haben und den Faulungsproceß mit bewußtem Rathe abkürzen — o! und wie viel Dummheiten lagern da auf den erleuchtetsten Häuptern. Das allerdings scheint man von Seiten des römischen Katholicismus zu fühlen, daß ein gewisser Zusammenhang ist zwischen der Einnahme Konstantinopels durch die Türken und der Reformation, aber die Deutung, die diesem Gefühle gegeben wird, scheint doch eine völlig confuse. Man hat zwar diesen Zusammenhang oft darin suchen hören, daß die von Konstantinopel flüchtende griechische Gelehrsamkeit beigetragen habe, dem Abendlande die Augen zu öffnen. Daß man sich doch nicht einbildete, die Gelehrsamkeit an sich sei eine Macht! sie ist immer nur ein Zeughaus, und wer sich der Vorräthe desselben bedienen soll, hängt von ganz anderen Dingen ab. Mit Gelehrsamkeit allein wäre der römischen Kirche auch nie eine Wunde geschlagen worden, zu solchem Kinderspiel kann sie lächeln. Das aber soll sie in Anschlag bringen, daß sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Einnahme Konstantinopels der Spannung beraubt worden ist, die in dem göttlichen Spielen geistiger Kräfte zwischen zwei schismatischen und orthodoxen Kirchen gegeben war. Dies Wegfallen der Spannung gegen die orientalische Kirche hat in der occidentalischen jene übermüthige Wendung nach der Seite des fleischlichen Trotzes, die in den Päpsten der letzten Zeiten des 15. und den ersten Zeiten des 16. Jahrhunderts so keck hervortritt und die wir um so sicherer in Beziehung nehmen dürfen, da sie von Katholiken selbst nicht geleugnet wird, hervorgerufen und begünstigt, jene Wendung, welche für Savonarolas Auftreten und für die Reformation wesentlich den Boden bereitet. Diese Beziehung zwischen der Reformation und der Einnahme

Konstantinopels ist weit tiefer, ist allein eine wahrhaft mächtige gewesen, und ohne sie hätte das geistig, sittlich und sinnlich lüderliche italienische und deutsche Humanistenpack und die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften nicht die allergeringste, alterirende Macht gehabt, diese sog. Wiederherstellung der Wissenschaften, welche eigentlich nur eine reichere Ausgestaltung des formellen Wissens enthält und dagegen, sobald man das tiefere Geistesleben betrachtet und z. B. nur des Albertus Magnus herrliche, klare, harmonisch ausgestaltete Wissenschaftlichkeit mit dem späteren karikirten Hinausfahren bald von dieser, bald von jener abstrakten Pointe aus in immer neue und immer von neuem zusammenstürzende wissenschaftliche Kartenhaussysteme vergleicht, viel mehr eine Verwüstung und Verlüderlichung der Wissenschaften ist, als eine Wiederherstellung. Wenn die römische Kirche das wohl begriffe, so müßten ihre Anhänger, statt sich den Freunden des Halbmondes anzuschließen, vielmehr jubeln, daß eine Aussicht da ist zu einer Restitution der orientalischen Kirche in Griechenland in ihrer alten Macht."

Was die Furcht Europas vor Vergrößerung Rußlands durch den Fall der Türkei anlangt, so fragt Leo: „Ist etwa Karls des Großen Reich mächtiger geworden durch die Eroberung Sachsens? — — Hat nicht die vollbrachte Eroberung Sachsens erst dem deutschredenden Theile des Frankenreiches ein solches Gewicht gegeben, daß letzteres sich theilte? Hat nicht die Eroberung Sachsens die Normannen-Geißel über das fränkische Reich geschwungen? und glaubt man, die Herstellung eines südlichen Slavenreiches bulgarisch oder serbisch redender Menschheit werde nicht die Gewichte im Inneren Rußlands verändern, sei es daß dies Südslavenreich in freierer, sei es daß es in unmittelbarer Verbindung mit Rußland stehe? Glaubt man, die Restitution einer herrschenden griechischen Kirche in der Türkei könne ohne große innere Wirkung auf Rußland statthaben? — — Allerdings wird Rußland reicher werden, aber nicht an äußerer Macht, sondern an einem inneren Spiel hoher Kräfte. Die Gewinnung der türkischen Länder in der einen oder anderen Weise muß ein anderes Ferment für Rußland werden, muß die Slavenwelt neu gliedern, ihre Spannung nach innen zur größeren, ihre Spannung gegen das westliche Europa zur Nebensache machen. In der Befreiung der Türkei befreit ihr Westeuropa von allen unangenehmen Seiten, die jetzt die Spannung Rußlands gegen Westeuropa hat, denn ehe zwei Menschenalter vergehen, macht die Befreiung der Türkei aus dem jetzt einigen russischen Reiche wenigstens vier, und ehe das sich vollzieht, ist die slavische Welt durch die diese Dinge vorbereitende Spannung festgehalten."

„Ein nur einigermaßen Erfolg habender Aufstand der Bulgaren würde nothwendig den Zerfall des ganzen türkischen Gebietes in Europa im Geleite haben, da die Türken in der That in den letzten Monaten durch ihre Thaten Europa recht deutlich überzeugen zu wollen scheinen, daß sie nicht nach Europa gehören, und in Macedonien namentlich ihrer Wuth den Lauf in solchen Greueln gegen die Christen lassen, daß wirklich die Unverschämtheit eines Hundes dazu gehört, wenn einer als Christ noch ein Wort zu ihren Gunsten verlieren soll. — — Die Türkei gleicht einem Menschen, der zugleich an einer Kopf- und an einer Unterleibskrankheit darniederliegt, und wo alle Mittel, die jedesmal das eine dieser Uebel bekämpfen, das andere verschlimmern. Alttürkische Barbarei und neutürkische oberflächliche Civilisationssehnsucht sind die beiden Walzen, zwischen denen die Herrschaft der Türken in Europa in den nächsten Jahren nothwendig pulverisirt werden muß." (Volksblatt 1853, S. 153, 951, 1383.)

Von dem Aufstand der in Epirus von den Türken unterdrückten christlichen Bevölkerungen sagt Leo, daß ihre Unterwerfung Sache der reinen Gewalt war, bezw. daß ihnen die Kapitulationen nur völlig abstrakt, d. h. im engsten Kreise des Buchstabens gehalten worden seien, „etwa so, daß wenn sich einer, der den Türken eine Festung oder auch nur seine Person übergab, sein Leben ausbedungen hatte, sie ihn leben ließen, aber unter Qualen und Schmachzufügungen, wo ihm der Tod eine

Wohlthat gewesen wäre, oder wenn sich einer Freiheit seines Kopfes ausbedungen hatte, sie ihm den Kopf unverletzt, aber den Leib quer durchsägen ließen. Allerdings schinden sie wohl nicht mehr so oft wie früher bei lebendigem Leibe, aber Schmach thun sie unter bestialischen Martern noch heute an wie sie können, und die Sünde Sodoms versteckt sich bei ihnen nicht wie anderwärts auf der ganzen Welt, sondern wird als bestialische Wollust und als satanische Christenschmach offenkundig geübt — und diesen Unthieren lecken europäische sogen. Christen gegenwärtig die Hände und was weiß ich. Ja, sogen. Christen werden es wohl auch noch unchristlich finden, daß man eine solche heidnische Sekte gottverworfen nennt — ich weiß nicht, was sie sich unter gottverworfen denken, uns aber muß Jeder faktisch dafür gelten, der in seiner Seele des stillen Friedens Gottes nicht genießt und vermöge seines Glaubens nicht genießen kann, und fakultativ ausgeschlossen von diesem Frieden Gottes ist Jeder, der in einer Gemeinschaft lebt und aushält, in welcher man den Fluch nicht mehr erkennt, der die Todsünden begleitet. Wenn man von solcher Gemeinde sagt, sie sei gottverworfen, so bethätigt man damit nicht bloß, sondern man macht eine so einfache naturhistorische Bemerkung, wie daß der Birnbaum unter die Pomaceen und die Erdbeere unter die Rosaceen gehöre. Es ist eben so, und damit Punktum; entweder muß man in Beziehung auf die Berichte über das Leben in der Türkei seit Jahrhunderten und über die Erscheinungen, die den Mohammedanismus begleiten, eine ganz neue Theorie der Wahrhaftigkeit und Glaubenswürdigkeit durchfechten, das, was seither nach den Regeln der Forschung als Wahrheit hat gelten können und müssen, für Lüge erklären, oder die Menschenschinderei und Menschenschänderei anerkennen, die den Halbmond begleitet hat, so lange er dem Kreuze gegenübersteht. Solchem Volke gegenüber redet natürlich jeder Christenmensch wie Lot zu seinen Eidamen: „Machet euch auf und gehet" und wem, wie jetzt Frankreich und England, solche Rede ebenso lächerlich ist, wie Lots Eidamen, der wird nicht bis zum jüngsten Tage zu warten brauchen, um sein Urtheil zu empfangen."

„Ein Zug über Türkenthum als personificirte — nicht etwa Bestialität, sondern was schlimmer ist, als zur Bestie wieder verwilderte Humanität — —: Der Sultan hat gegen Ende des Februar [1854] vier seiner Töchter — — verlobt, es ist aber im türkischen Reiche Gesetz, daß die Kinder der Sultanstöchter erwürgt werden, nur hinsichtlich der Töchter der Sultanstöchter wird zuweilen aus besonderen Gnaden eine Ausnahme gestattet und sie dürfen leben; die Söhne derselben aber werden allezeit sicher gleich nach der Geburt erwürgt. Christus sagt (Matth. 7, 9. 10) nicht etwa von seinen Jüngern bloß, sondern von Menschen im Allgemeinen: Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brod, der ihm einen Stein biete? oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? Man sieht, unter den Zeitgenossen Christi gab es noch keine so verviehten Menschen, daß sie die eigenen Enkel erwürgten, die Söhne erwürgen ließen, sonst hätte er so nicht gefragt. Solchen Leuten, wie sie damals noch nicht zu finden waren, reden unsere Reformchristen und Reformjuden das Wort." (Volksblatt 1854, S. 401, 497.)

Dasselbe Thema erörtert ein Brief Leos an Ph. Nathusius vom 26. Februar 1854:

„Das Parteiergreifen für die Griechen und christlichen Albanesen scheint mir nicht nur nichts Bedenkliches zu haben, sondern eine Art Pflicht zu sein. Vom christlichen Standpunkt aus hat kein Mohammedaner und keine mohammedanische Regierung auch nur das mindeste Recht auf der Welt. Da heißt es: Schlagt sie todt, das Weltgericht fragt euch nach der Ursach nicht, wie 1813 von den Franzosen (es sind ja Arndts Worte).*) Daß den Türken, wenn sie Christen in Noth gebracht haben und diese eine

*) Leopold von Gerlach sagt in einem am 7. Januar 1854 an Otto v. Bismarck, damals Bundestagsgesandter, geschriebenen Briefe: „Die englische Politik ist unter aller Kritik. Wollen sie der russischen Macht entgegentreten, so giebt es dazu kein anderes Mittel, als in der Türkei eine

Kapitulation gesucht und erhalten haben, diese Kapitulation treu gehalten werden muß, so lange sie sie selbst erfüllen, versteht sich zwar von selbst, und auf diesen Kapitulationen und Waffenstillständen (einen eigentlichen Frieden darf ja auch kein Mohammedaner seiner Religion zufolge mit einem Andersgläubigen schließen) ruht unser Staatsrecht zur Türkei. Nur weil unsere Regierungen solche Kapitulationen mit der Türkei haben, dürfen wir die Türkei nicht als Einzelne angreifen, schädigen und vernichten, wenn wir auch könnten. Aber die Griechen haben, wenn die türkischen Kapitulationen ihnen miserabel gehalten werden (und sie werden hundemiserabel gehalten), nicht noch eine Regierung zu berücksichtigen als die ihrer Dränger, die ihnen dann nicht mehr eine Regierung, sondern feindlich ist. Das gewöhnlich angeführte Beispiel des Verhaltens des Apostels zur Neronischen Regierung scheint mir für eine andere als die apostolische Zeit ganz unpassend, um zwischen Heiden (was die Mohammedaner sind, denn ihr leerer abstrakter Verstandesgott ist nicht der unsere und das ganze christliche Mittelalter hat sie für Heiden erklärt) und Christen einen Maßstab zu liefern.

Für mich ist der griechische Aufstand eine um so gesundenere Mahlzeit, als ich schon seit Jahren in mehr als einem Monatsberichte darauf hingewiesen habe, daß nicht sowohl die Russen der türkischen Schweinerei ein Ende machen würden, als diese sich selber, indem die fortwährend martyrisirten, christlichen Bevölkerungen endlich zu dem ersten und ursprünglichsten aller menschlichen Rechte, zu dem der Nothwehr, greifen würden und müßten. Noch in einem der Monatsberichte, die während des Regimes dieses Krieges gedruckt sind (die im September oder October vorigen Jahres gedruckt, wenn ich nicht irre) [Oktoberbericht 1853, S. 1546], habe ich mit größter Bestimmtheit den Aufstand der Bulgaren, Griechen und christlichen Albanesen vorhergesagt.

Grüßen Sie meinen alten Menzel herzlich wieder, wenn Sie Gelegenheit haben."

Zu dem den Aufstand in Epirus berührenden Monatsbericht vom Februar 1854 und zu dem in den Volksblatt-Nummern 21, 22 und 23 vom 15., 18. und 22. März j. J. erschienenen Aufsätzen „Die Ereignisse sind schneller als die Unterhandlungen", „Christen und Türken" von Ph. Nathusius, bemerkt Leo in einem Briefe vom 24. März 1854:

„Verzeihen Sie die Verspätung meines diesmaligen Artikels. Gegen Ende des Semesters drängen sich Arbeiten aller Art zusammen. Doktorexamina, Abiturientenexamina auf den Gymnasien, Lehrerexamina, Sitzungen aller Art nehmen so viel Zeit weg, und die übrigbleibende wird durch Ueberlaufen von Studenten, die Erlaubniß zu Abschiedscommersen, Zeugnisse, Pässe, Reiseunterstützungen, und von Philistern, die den Termin, wo ihre Schuldklagen zulässig sind, versäumt haben und durch die Ermahnungen des Prorektors noch vor der Abreise der Studenten einige Sicherheit oder Gelder zu erlangen suchen, so unaufhörlich unterbrochen, daß mit Nichts zu einem Ende zu kommen ist.

Ihre Artikel über Griechenland haben mein und Vieler Herzen erquickt. Mein heutiger Monatsbericht ist unter hunderterlei Störungen geschrieben und ich kann ihn nicht noch bis morgen liegen lassen, um ihn mit anderem Blute wieder durchzusehen, haben Sie daher die Güte, ihn mit mildernder Feder zu überlaufen, so weit es nöthig sein sollte. Ich habe dadurch, daß ich sonst eine Korrektur erhielt und also etwa 8 Tage zwischen dem Niederschreiben und der Möglichkeit einer Nachänderung lagen, eigentlich ein meiner Schreiberei nothwendiges Moment verloren. Suchen Sie es zu ersetzen."

---

christliche Herrschaft zu gründen, damit dieses große schöne Land endlich aufhört, eine res nullius zu sein. Solche Gedanken hält man aber für paradox, und sie sind doch sehr einfach, so lange man noch daran glaubt, daß unserem Herrn und Heiland die Welt gehört."

Zu den späteren Artikeln des Volksblatt-Redakteurs, die im Laufe des Jahres 1854 über den Krimkrieg erschienen sind, bemerkt Leo am Schlusse eines Briefes aus dem Januar 1855:

„Ihre Artikel über die orientalische Frage haben meine vollständigste Zustimmung. In der äußeren Haltung haben Sie sie weit besser gemacht, als ich je dergleichen herzustellen vermöchte, da es mir in Politik an der nöthigen Geduld sowohl des Sammelns als des Verhandelns gebricht."

Ueber die letzte Krankheit, den am 2. März 1855 erfolgten Tod und über den Charakter des Kaisers Nikolaus hat Leo im Februarbericht 1855 (Volksblatt S. 385 ff.) so ausführlich berichtet, daß der deutsche Leser sich darüber verwundert. Der dem Manuskript dieses Monatsberichtes beigelegte Brief Leos giebt wenigstens Aufschluß über die Charakterisierung des russischen Kaisers:

„Eigentlich ist der russische Kaiser persönlich nie so sehr mein Mann gewesen. Sein Gesicht war mir zu sultanisch und Leute, die wie ein Stein ein Stein, eine Katze eine Katze sein müssen, und in ihrem Ausdruck und Verhalten gar zu wenig flüssige Freiheit haben, kommen mir doch zu naturfrei, d. h. naturgebunden vor, als daß ich sie gern möchte. Mir hat der Mann hauptsächlich nur Werth als Gegengewicht und Vorbild für unsere übrigen so sehr charakterzerfahrenen europäischen Fürsten. Auch seine Religiosität scheint mehr den Charakter einer positiven Corporalsinstruction gehabt zu haben. Natürlich muß man jetzt die gute Seite der Sache scharf hervorheben, ich habe das auch im Monatsberichte zu thun gesucht, wundern Sie sich aber nicht zu sehr, daß es doch etwas kühl geschehen ist. Ich habe nie unter die begeisterten Verehrer gehört."

Der berechtigte Gegensatz gegen die Westmächte hat seinerzeit nicht wenige Deutsche zu einer ungesunden Vorliebe für die von jenen bekriegten Russen verführt. Aus nachstehendem Briefwechsel ergiebt sich, wie verständig und besonnen Leo in einem Einzelfall geurteilt hat.

Philipp Nathusius hat unterm 15. Juni 1855 an Leo geschrieben:

„Heute war ein Freund aus der Grafschaft Wernigerode (Maler Crola, wenn Sie zufällig seinen Namen kennen) bei mir und trug mir vor, da er bereits eine kleine Gabe für die russischen Verwundeten an den General Benkendorff eingesiegelt gehabt habe, als man ihn auf den Gedanken gebracht, den Schritt doch lieber mit anderen Freunden gemeinschaftlich zu thun. In der Grafschaft Wernigerode könne er, wenn auch auf eine nur sehr bescheidenen Summe, so doch auf eine Anzahl Namen — von dem die Vormundschaft führenden Grafen an bis zum Bauernstande — rechnen. Ob man sich aber nicht aus anderen Gegenden der Provinz auch gleich anschließen wolle?

Landrath von Kröcher aus Gardelegen, der zufällig gerade bei mir war, ergriff die Sache sehr lebhaft. Ich selbst konnte mich nicht so rasch mit dem Gedanken befreunden und erklärte namentlich es nur dann zu können, wenn man dabei recht deutlich die Gesinnung, aus der der Schritt hervorging, bezeichne, wie ich es denn soeben nachträglich in dem hier nebenstehenden beispielsweisen Entwurfe versucht habe.

Zuvörderst wollte ich jedoch bei Ihnen als einem Meister in Israel feierlich anfragen, was Sie eigentlich davon halten?

Sollten Sie es überhaupt billigen, so würde meine zweite Frage alsdann sein, was Sie zu der versuchsweisen Fassung des Schreibens (das als Programm der Betheiligung gleichsam zu Grunde zu legen wäre) sagen und worin dieselbe verbessert werden müßte."

Der Entwurf lautete:

„Die theils hier Unterzeichneten, theils aus ihren anderweitigen Unterzeichnungen in das beiliegende Namensverzeichniß eingetragenen königlich preußischen Unterthanen aus der Provinz Sachsen erlauben sich an Ew. Excellenz die Bitte zu richten, den bei-

folgenden Beitrag von . . . . . als das Ergebniß einiger kleinen in Freundeskreisen veranstalteten Sammlungen für die in dem gegenwärtigen Kriege verwundeten russischen Soldaten und Seeleute geneigtest an die zur Erfüllung ihres Zweckes geeignete Stelle vermitteln zu wollen.

Ist es auch nur ein geringer Beitrag zu Erleichterung so vieler Braven, so war es uns doch Bedürfniß, unserer lebhaften Theilnahme für die Sache, für die sie geblutet haben, irgend einen thätlichen Ausdruck zu geben. Ist diese auch zunächst eine Sache der Vertheidigung des heimischen Herdes und der russischen Vaterlandsliebe, in die wir als Preußen nicht einzutreten vermögen, so betrachten wir sie doch zugleich auch als einen Kampf für den auch uns theuren christlichen Glauben wider die Angriffe des offenen und des versteckten Antichristenthums; als einen Kampf für Recht und Freiheit wider die Anläufe der Ungerechtigkeit und der Umwälzungs- und Unterdrückungslust; als einen Kampf endlich, der zugleich auch für unser deutsches und preußisches Vaterland geführt wird, wie es die noch kommenden Geschicke unserer Ueberzeugung nach an den Tag bringen werden.

In dieser Gesinnung, welche, wie wir vertrauen, Tausende in allen Ständen unserer Provinz und auch unseres ganzen preußischen Vaterlandes mit uns theilen, übersenden wir den kleinen und ohne irgend eine öffentliche Kundgebung gesammelten Beitrag als einen Ausdruck für die Waffenbrüderschaft, welche seit lange Rußland und Preußen verbindet, und deren Band Gott der Herr auch für die Zukunft bewahren und stärken wolle."

Leo antwortete am 19. Juni:

„Es thut mir leid, diesmal nicht mit Ihnen übereinstimmen zu können. Sie werden mir nicht schuld geben, daß ich irgendwie mit den Westmächten harmonire; aber stößt mich die mammonistische „Civilisation" von der einen Seite ab, so wahrhaftig nicht weniger als die Livréekarikatur alles dessen, was uns hoch und theuer ist, wie sie Rußland bietet. In dieser Beziehung ist mir die Lektüre der „Biene" und besonders des Bienchens (des Feuilletons) sehr zur Belehrung gewesen. Im Januar hätte ich mich Ihrer Aufforderung noch mit Freuden angeschlossen, im Juni thäte mir jeder Pfenning leid, den ich daran wendete, den Widerwillen gegen die Westmächte in unserem Lande durch eine Demonstration für Rußland zu documentiren, denn ein selbstseligeres Volk wie dieses russische giebt es doch nicht. Die Leute werden einen solchen Schritt in Petersburg ganz anders verstehen, als Sie ihn verstanden wissen wollen. Es ist ein überall sattes, innerlich sattes, in seiner Selbstseligkeit einer eigenen Kritik nirgends fähiges Volk, voll chinesischer Aufgeblasenheit gegen alles Nichtrussische, voll kindischer Befriedigung an allem Russischen, ohne alles tiefere Seelenbedürfniß, voll Sentimentalität und sinnlicher Genußsucht, oberflächlicher Genußsucht, wo es sicher spielen kann, voll Brutalität gegen jeden, der es in seinen Spielen stören will, wenn die Brutalität in der Zeitung auch den feineren Rock leidlicher Gesellschaft anzieht. Sie hätten diese künstlichen Affensprünge, ein Fünkchen Aufmerksamkeit vom Hofe zu erschleichen durch die affektirteste Empfindung für den Verlust des Landes durch Nikolaus in ihrer hundertfachen Wiederholung, diese Unnatürlichkeiten alle mit lesen müssen, um meinen Ekel zu begreifen. Ich wünsche jetzt die recht lange Dauer dieses Krieges in der bisherigen Weise, damit die Westmächte ihre Kräfte ebenso darin aufreiben mögen wie Rußland. — Sie dürfen nur überzeugt sein, daß Ihre Demonstration in Rußland von tausend Eseln aufgenommen wird, als sehnten Sie sich nach russischem Regiment. Die Leute bilden sich alles Ernstes ein, sie allein eigentlich hätten einen wohleingerichteten Staat, weil ihnen die Begriffe wohleingerichteter Staat und gut tabellirter Polizeistaat vollständig identisch sind. Ich werde mich hüten, in jetziger Zeit den westmächtlichen Narren die Freude zu machen, dergleichen drucken zu lassen, denn sie würden es nach der anderen Seite mißverstehen, aber innerlich ist mein Ekel vollkommen. Von dieser Seite kommt uns kein Heil, und

dringt einmal der Mammonismus in Rußland durch (wozu in der Gemüthsbeschaffenheit der Russen, wie in der Einrichtung des Staates eigentlich alles präformirt ist), so wird der Ekel, den die besseren Deutschen vor Rußland fassen müssen, weit mächtiger sein als irgend einmal der Ekel vor Frankreich. Die Franzosen haben trotz ihres Verderbens doch noch tausend Seiten, die den besseren Zügen im Charakter unserer Nation verwandt sind, die Russen fast keine. Wir haben auch eine frühere Zeit unserer Geschichte gehabt, wo zu unserem Glück mehr vom Begriffe des Dienstes in der Seele der deutschen Nation war, als heute, aber von dieser kritiklosen, wahrheitsunbedürftigen Dienstbeflissenheit nach oben und Gnädigkeit, d. h. kein Recht anerkennenden, die Gnade und mit ihr die Affektation des Dankes aufzwingenden tyrannischen Gnädigkeit nach unten hat unser Volk nie eine Vorstellung gehabt und wird hoffentlich nie eine bekommen. Der eine Zug, daß die russische Kirche keine Predigt kennt und duldet, weil durch Predigten leicht die Uniformität der persönlichen Ueberzeugungen gestört werden könnte, charakterisirt das ganze Pack; und ich bin überzeugt, die Tapferkeit der russischen Officiere hat in 999 Fällen von 1000 nur Ambition, die der Gemeinen in ebensoviel Fällen nur halbthierische Racenart als Quelle. Mögen die Kerle für sich selbsten sorgen, ich will nichts mit zu thun haben."

Diese starke Speise muß der Briefempfänger als unverdaulich bezeichnet haben, denn Leo lenkt in seinem Antwortschreiben vom 4. Juli etwas ein:

„Es ist sehr möglich, daß mein Brief so ein wenig wie ein durchgehendes Roß war, aber ich hatte eben kurz zuvor mir meinen Aerger recht zum Bewußtsein gebracht. Vielleicht mischt sich auch ein wenig Nationaleitelkeit ein. Die russische Zeitung, die ich lese, bringt aus aller Herren Ländern Nachrichten, aus englischen Parlamentsreden, auch die sich nicht auf den Krieg beziehen, lange Auszüge, Berichte über englische, französische Verhältnisse, auch die französischen, sogar die nordamerikanischen Artikel sind immer breit genug; nur von Deutschland (mit Ausnahme Oesterreichs) und namentlich von Preußen hat die Zeitung auch gar nichts, buchstäblich gar nichts, als wenn bei Hofe ein russischer Namens- oder Geburtstag gefeiert worden ist, oder einer der russischen Gesandten eine Depesche überreicht, eine Visite gemacht hat, es fehlt eben gar nichts, als daß die preußischen und deutschen Artikel unter die Rubrik wunfreniza iewjestyä gestellt würden, um uns ganz als einen, und zwar unbedeutenden Anhang von Rußland erscheinen zu lassen. Aus allen unseren Zeitungen, sogar der Kölnischen, bringen die Leute Artikel und Auszüge über England und Frankreich und Oesterreich, von unserem inneren politischen Leben nehmen sie nicht die geringste Notiz. Aus unseren Kammern könnten sie noch etwas lernen, von denen ist aber nie mit einer Silbe die Rede, während das elende Parlamentsgeschwätz ganze Kolumnen füllt. Diese aufgeblasene, schweigende Verachtung hat mich wirklich innerlich wild gemacht und aufgeregt, und so mag ich allerdings etwas von einem durchgehenden Pferde gehabt haben."

Die Neutralität Preußens im Krimkrieg hat Leo mit Recht „sehr staatsklug" genannt, aber ausdrücklich bemerkt: „Wer zwischen zwei starken Gegnern steht, mag eine Zeitlang äußerlich neutral bleiben, innerlich muß er seine Partie genommen haben und bei der Entscheidung zwischen jenen fühlbar machen, will er nicht nach abgemachter Sache in Unbedeutendheit dastehen." (Volksblatt 1854, S. 259).

„Wie einer wohl beten kann: Gott erhalte mir meine Gesundheit! so mögen wir jetzt noch alle Tage beten: Gott erhalte uns unsere Neutralität! denn so wie sie zu Gunsten der Westmächte im geringsten aufgegeben wird, sind die Rohrsperlinge und Zaunkönige auch bei uns mächtige Herren, und unsere Regierung wäre dann in gleicher Lage wie dermalen die englische und französische, welche, obwohl sie wie es scheint bereits deutlich erkennen, daß dieser ganze von ihnen eingeleierte Krieg eine Bêtise ist, doch selbst, wenn sie den Frieden wollen, ernstlich wollen, daheim fortbramarbasiren müssen, um nicht Parteileidenschaften störend aufzuregen." (Volksblatt 1855, S. 129).

„Zwischen all diesem Wirrwarr der Befürchtungen und Gelüste stehen wir in **Preußen**, dank sei es unserem herrlichen Könige, noch ruhig und fest, wie ein nüchterner Mann zwischen einer Gesellschaft angetrunkener Leute. Die Eitelkeit unserer Philister, die da meinen, wenn wir nicht die Petersilie auf allen Suppen wären, verlören wir an Ansehen, schreit zwar über diese sog. Isolirung, indessen einerseits ist das Alleinnüchternsein, wenn alles trunken ist, eine sehr ehrenvolle Isolirung, und wenn der Nüchterne am anderen Morgen Geld in der Tasche und kein Weh in Kopf und Magen hat, ist er natürlicherweise der Angesehenere neben Leuten, die kein Geld in der Tasche, unbezahlte Schulden und Katzenjammer über dies haben. Daß — da eingestandenermaßen dieser orientalische Krieg unsere Interessen so gut wie gar nicht berührt (außer daß wir ein sehr großes Interesse hätten, das Uebermächtigwerden der anmaßenden Franzosen- und Engländervölker und das Geschwächtwerden der Russen, die sich in unsere Angelegenheiten bis jetzt fast gar nicht oder nur zu unseren Gunsten gemischt haben, zu hindern) daß also, da uns diese orientalische Sache im Grunde nicht berührt, wir auch nicht eher dabei mitreden, als bis sie uns berührt, scheint eher weise als nachtheilig — und wenn sie uns einmal berührt, so sind eine halbe Million frisch in den Kampf eintretender Truppen ein Argument, dem sich das Mitreden ohnehin nicht verbieten läßt. Lassen wir uns also doch ja unsere stolze Ruhe nicht durch philistrose Albernheit und Eitelkeit rauben." (Volksblatt 1855, S. 390).

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Erster Teil. Glatz.

VIII.

Hoch flatterten auf den Türmen des Schlosses die Fahne mit dem böhmischen Löwen und die Hohenzollernfahne des Jägerndorfers. Die Festung war gerüstet gegen jeden Angriff, der letzte, aber feste Felsen des Widerstandes gegen die Rückfluth der kaiserlichen Macht in den empörten Ländern, immer noch ein starker Hort des bedrängten Protestantismus. Ein tapferer, hochbegabter Führer stand über der Verteidigung, vorzügliche, erprobte Soldaten in genügender Zahl waren auf den Wällen zur Abwehr bereit, Lebensmittel, Pulver und Geschosse für eine lange Belagerung ausreichend, und dabei waren alle, Bürger, Geflüchtete und Soldaten entschlossen, für die Sache ihres Glaubens mit ihrem Blute einzustehen; nicht nur die Mittel, sondern auch der einmütige Wille, Glatz zu halten, war vorhanden. Die Feinde hatten, wenn sie auch noch so zahlreich waren, eine schwere Aufgabe, welche viel Blut kosten sollte, zu lösen; freilich kämpften zur Zeit die Heere der Evangelischen im Norden und Westen Deutschlands unglücklich, doch aber war eine Wendung des Waffenglücks und damit ein Entsatz von Glatz nicht unwahrscheinlich, und die Feste konnte sich jahrelang halten.

In der Stadt lagen Handel und gewöhnliche Geschäfte darnieder; alles lebte und arbeitete nur für die Verteidigung; die große Pfarrkirche stand Tag für Tag offen und war gefüllt mit Andächtigen, welche inbrünstig für einen glücklichen Ausgang des Krieges beteten, aber ihre Glocken schwiegen; rund um die Stadt außerhalb der Wälle standen Wachen und Posten, auf der Stadtmauer die Bürger, auf dem Schloß und den Außenwerken die Soldaten zum Kampfe fertig. Auf allen Böden der ihrer Dächer beraubten Häuser mußten die Bewohner nasse Erde oder Asche, Säcke oder Häute zur Abwehr der Feuersgefahr bereit halten und abwechselnd wachen. Wenn dann der Abend herankam, wenn in der Dunkelheit die Auge und Aufmerksamkeit fesselnden Bilder der Umgegend allmählich erblaßten, die Gedanken sich mehr nach Innen richteten, da erklang von jenen Leuten auf den Dächern, über die ganze Stadt hinbrausend und bis ins Lager der Feinde hinüberschallend, allen gemeinsam manch frommes Lied, vor allen das herrliche, machtvolle Kampflied der Protestanten: Ein' feste Burg ist unser Gott. —

Digitized by Google

Es war am Morgen des 13. September; 10000 Feinde hatten die Festung am linken Neißeufer im weiten Umkreise eingeschlossen; Thurn stand am Fenster seines Arbeitszimmers und schaute mit seinem Stellvertreter, dem alten Hauptmann von Lohe, herunter auf die Vorstädte, welche an jenem Ufer lagen und die er hatte in Brand stecken lassen.

„Es ist eine harte Maßregel, welche wir soeben ausgeführt haben; sie wird den treuen Bürgern, deren ganzer Reichtum in den Vorstädten lag, erst den ganzen Ernst des Krieges klarmachen und ihnen zeigen, was es heißt, die gesamte Habe einsetzen; aber ich habe sie erst ergriffen, als es unumgänglich nötig war; setzt sich der Feind erst in den Vorstädten fest, kann ich ihn nur schwer wieder daraus vertreiben. Jedenfalls werde ich die Häuser am rechten Neißeufer nicht eher in Brand stecken, als bis der Feind Verstärkungen erhält und uns auch hier umschließt."

„Wann erwartet Ihr diese Verstärkungen?" frug Lohe.

„Innerhalb 10 Tagen; wir sollen dann 20000 Mann gegenüber haben."

„Nun, sie sollen nur kommen; sie werden sich in Glatz vergeblich den Schädel einrennen."

„Ja, so Gott will," sagte Graf Thurn, „wenn wir nur zu rechter Zeit Ersatz erhalten! freilich sind die Aussichten trübe, da Tilly unsere Bundesgenossen schlägt und immer weiter von uns weg treibt. Ich setze meine größte Hoffnung auf die außerdeutschen, evangelischen Staaten, Engländer, Schweden, Dänen u. s. w., und kann nicht glauben, daß diese das deutsche Land, die Wiege der Reformation, im Stich lassen werden."

„Möchte es so sein!" rief Lohe, „im übrigen müssen und können wir es abwarten. Der Kaiser soll ganz außer sich über unseren unvermuteten Widerstand sein; schon glaubte er seine Erblande beruhigt zu haben, da bricht hier auf einmal der Aufstand von neuem aus. Doch was ist das?" fügte er rasch, das Fenster aufreißend, hinzu. Ein fürchterlicher Rauch und gleich darauf eine Riesenflamme stiegen dicht unter dem Fenster, an welchem Thurn und Lohe standen, aus den mit Heu gefüllten Räumen des Domes zum Himmel empor. Feuerruf erscholl im Schlosse; als Beide nun sofort hinunter eilten, da hatte das Feuer auch schon die mächtigen Getreidevorräte im Graben zu ihren Füßen ergriffen, stieg es am Oberschloß in die Höhe und bedrohte das Niederschloß und die Brücke zwischen beiden. Wenn Thurn mit den Seinen nicht von der Stadt abgeschnitten oder verloren sein wollte, mußten sie schleunigst die Brücke überschreiten und sich, indem sie das Oberschloß und in ihm Lebensmittel, Munition und ihre Habe im Stich ließen, durch das Niederschloß, welches nur von einer Seite noch nicht vom Feuer eingeschlossen war, hinunter in die Stadt retten. Durch Rauch und Hitze gelangten sie auf den Markt. Hier ordnete Thurn die vom Schlosse Geflüchteten und gab Befehl zur Rettung des Niederschlosses, welches mit seinen massiven Mauern dem Feuer Widerstand leistete und in welchem der letzte Rest der Munition und der Lebensmittel lagen; doch schien alle Anstrengung vergeblich, da das stolze Gebäude bald von allen Seiten von den Flammen eingehüllt, von der Stadt aus kein Weg zu ihm frei war. Auch Glatz selbst war beinahe ganz vom Feuer umgeben: über der Stadt braunte das Schloß mit dem Dome, im Halbkreise um sie herum die durch die Belagerten angezündeten Vorstädte des linken Neißenfers. Da hörte man von der Wenzelsschanze her heftiges Gewehrfeuer: die Schlesier machten sich die Not der Feste zu nutze und gingen mit großen Massen zum Sturme auf dieses Werk, welches jenseits des Schlosses gelegen, durch dessen Brand von der Stadt und ihren Verteidigern abgeschnitten und jetzt auf die Tapferkeit seiner Besatzung, eines Sergeanten und 60 Mann von der Fahne des Hauptmanns Lohe, angewiesen war. Wenn nicht Hülfe gebracht wurde, schien die Schanze und mit ihr das verteidigungslose Schloß verloren und damit das Schicksal von Glatz entschieden. Doch wie sollte es möglich sein, sich einen Weg zu ihr durch den Brand zu bahnen! alle Versuche dazu schlugen fehl; Thurn und seine Offiziere waren ratlos. In diesem

Digitized by Google

Augenblicke höchster Not trat der Edelknabe Wolfram von Panwitz an ersteren heran, zog bescheiden sein Barett und sprach, dem Ueberraschten mehrere Gegenstände überreichend:

„Ich bringe die Papiere und das Geld Ew. Gnaden, welche ich aus dem Oberschlosse gerettet habe, und zugleich von dem in der Wenzelschanze befehligenden Sergeanten die dringende Bitte, daß Ihr ihm rasch zu Hülfe kommt, da er von Tausenden von Schlesiern angegriffen ist und sich kaum noch halten kann."

„Du kommst von der Wenzelsschanze?" rief erstaunt der Graf. „Kannst du uns dahin führen?"

„Ja, wenn Leitern mitgenommen werden; ich habe zwar eine bis an die Anschlußlinie mitgebracht, doch bedürfen wir deren mehrere."

„Die Fähnlein Lohe und Senitz gehen sofort unter dem Befehl des Hauptmanns Lohe in die Schanze ab," befahl kurz der Graf. „Lohe, der Knabe zeigt Euch den Weg. Viel Glück im Kampf."

Die Fähnlein traten an, der alte Hauptmann wieder jung in der Aussicht auf frischen Kampf und hoch aufgerichtet an ihrer Spitze, und neben ihm der unermüdliche Wolfram, der ihnen seinen Weg von der Hospitalschanze aus über Wälle, Wallgräben und Mauern, zuletzt durch einen verschont gebliebenen Keller des brennenden Schlosses zeigte.

„Panwitz, du bist ein braver Junge! Wenn du dich aber noch mehr verdient um uns alle machen willst, so zeige dem Obersten Graf Thurn auch, wie man von unserem Wege aus zum Niederschlosse gelangt, was ja ziemlich leicht ist; von hier aus kann dieses, dessen Inneres bis jetzt, wie es scheint, nicht vom Feuer erfaßt ist, oder wenigstens aus demselben unsere letzte Munition mit den Lebensmitteln gerettet werden; aber rasch, mein Sohn!" sagte Lohe, als sie dicht an der Schanze waren. Sofort eilte der Knabe bereitwillig zurück.

In der Wenzelsschanze war die kleine tapfere Schar dem Erliegen nahe, schon drang der Feind von allen Seiten auf die Brustwehr, da hörte man Lohes durchdringendes Kommando, mit Hurrah griffen die Musketiere an und bald war das Werk von den Schlesiern gesäubert; doch mit zehnfacher Uebermacht kehrten diese zurück, bald hatten die Loheschen Fähnlein ihre Munition verschossen und der tapfere Hauptmann mußte um Unterstützung und Ersatz für diese bitten.

Unterdessen hatte Wolfram den Grafen wieder erreicht und ihm mitgeteilt, wie man in das Niederschloß gelangen könne; sofort sandte dieser seine Reiter, für die er keine Verwendung hatte, zu Fuß mit dem Edelknaben nach jenem, und mit beispielloser Kühnheit retteten sie, sich auf Leitern einen Weg bahnend, Pulver und Lebensmittel aus dem Gebäude, dessen Fenster und Thüren schon brannten. —

Als Wolfram dann, rauchgeschwärzt und erhitzt, zum Grafen zurückkehrte, sagte dieser:

„Nun erzähle mir kurz, wie du zu meinen Papieren und in die Wenzelsschanze gekommen bist."

„Als Ew. Gnaden das Oberschloß verließen, glaubte ich noch Zeit zu haben, jene und was ich sonst Wertvolles fand, zusammen zu packen, als ich aber — damit fertig — Ew. Gnaden folgen wollte, war der Weg zur Stadt durch das Feuer abgeschnitten und es blieb mir nichts übrig, als in die Schanze zu gehen. Dort bat mich der Sergeant, zu versuchen, ob ich nicht zu Ew. Gnaden durchdringen und um Hülfe bitten könne; ich versprach es, legte einen Teil der geretteten Sachen in der Schanze nieder, band das Wichtige auf den Rücken und suchte und fand endlich einen Weg hierher."

„Das hast du gut gemacht, du hast unser aller Dank verdient," sagte der Graf, ihm die Wangen streichelnd, über welches Lob aus seines verehrten Herren Mund Wolfram ganz rot vor Freude wurde. Als dann der Graf aber ihn aufforderte, in die Wohnung seines Vaters zu gehen, um sich zu erholen, bat er dringend, ihn nicht

fortzusenden; doch hätte jener wohl auf seinem Willen bestanden, wenn er nicht durch andere Umstände in Anspruch genommen worden wäre.

Der Bote des Hauptmanns Lohe erschien und brachte ihm dessen dringende Bitte um Unterstützung und Munition; erstere ging ab, um sofort in der Wenzelsschanze in Gefecht zu treten und im Kampfe mit der blanken Waffe einen neuen Sturm der Schlesier abschlagen zu helfen; aber Munition konnte ihr nicht mitgegeben werden, es fehlte an Kugeln, da die Geschosse im brennenden Schlosse lagen. Da erbot sich der unermüdliche Stadtschreiber Kuttner, bei den Bürgern zinnerne Geräte zu sammeln, und holte zuerst aus der Taberne die prächtigen Krüge des Rats, welche sofort an dem auf dem Markte angezündeten Feuer zu Kugeln umgeschmolzen wurden. Jetzt erscholl auch aus anderer Richtung Gewehrfeuer; der Feind griff in großen Massen das Grüne Thor an; rasch eilte Thurn dorthin, wo er die tapferen Bürger und die Musketiere der Stadt Glatz auf ihrem Posten fand und mit ihnen den Angriff des Feindes, welcher die Besatzung infolge des Brandes und der Kämpfe um die Wenzelsschanze leicht zu überrumpeln geglaubt hatte, rasch zurückschlug.

Nach langem außerordentlich blutigen Kampfe mußten am Abend die Schlesier endlich die Angriffe auf jene Schanze, vor welcher sie an 500 Mann verloren hatten, aufgeben. Lohe hatte diese und das Schloß und mit ihnen die Feste Glatz gerettet. Ein riesiges Flammermeer beleuchtete den Abzug der Feinde; doch es sollte noch wachsen und bald ganz Glatz umringen.

Eine fürchterliche Nacht begann, durch den Brand hell erleuchtet, wie der Tag von der Sonne; eine entsetzliche Hitze herrschte in der feuerumgebenen Stadt; niemand dachte an Schlaf; die Bürger standen auf den Dächern, zum Kampf gegen das rasende Element bereit; auf dem Markte und auf den freien Plätzen bei den Werken lagerten die aus dem Schlosse vertriebenen Bewohner und Soldaten; in den Kirchen beteten Hunderte für die Errettung der Stadt; der Feind aber wandte alle Mittel an, um das Feuer in diese hinein zu bringen und so die Belagerten zur Unterwerfung zu zwingen.

Von den Wällen konnte man sehen, wie feindliche Reiter, brennende Fackeln in den Händen haltend, über die Neiße setzten und auch in den Vorstädten des rechten Ufers ein Haus nach dem anderen in Brand setzten, sodaß bald die Stadt von allen Seiten von einem Feuergürtel umgeben war, und um geradewegs in ihr zu zünden, schoß der Feind fortwährend Brandkugeln und Granaten hinein; es war, als wenn jeden Augenblick der Ring sich zusammenziehen, die Stadt in Flammen aufgehen müßte. Doch dank der getroffenen Maßregeln gelang es den Einwohnern und Soldaten, das Feuer, ihren fürchterlichsten Feind, vor den Mauern zu bannen, von deren Innerem abzuwehren.

Der Oberst Graf Thurn hatte den Lieutenant von Panwitz, welcher von seiner Wunde genesen war und nur eine mächtige Schramme davon getragen hatte, mit einer Anzahl Soldaten in die Johanniter-Komturei, das Lazarett, gesandt, um hier gegen eine etwa ausbrechende Feuersbrunst Maßregeln zu treffen; Martha von Reichenbach, welche die Folgen jener Scharffenecker Ereignisse in bezug auf ihre Gesundheit längst überwunden hatte und sich mit immer größerer Hingebung in ihr Amt als Krankenpflegerin einlebte, nahm die Dienste seiner Soldaten sofort in Anspruch und ließ durch sie die Kranken in die unteren, feuersicheren Räume bringen. Als dann die Nacht hereingebrochen und durch das Feuer vor den Mauern und Schießen mit Brandkugeln die Gefahr für das dicht an den Wällen gelegene, große Gebäude immer mehr gewachsen war, übernahm Panwitz selbst die Wache auf dem offenen Boden. Lange sah er auf das entsetzlich schöne Schauspiel, lange starrte er in tiefem Sinnen in die Flammen. Er dachte seines unglücklichen Geburtslandes, in dessen Mitte er stand und von welchem er durch jene abgesperrt war, und an die Zukunft. Was mochte dieser Feuerring um Glatz bedeuten? Sollte er der Scheiterhaufen für ihn und seine Glaubensgenossen oder die Leuchte einer einbrechenden glücklichen Zeit voll Glaubensfreiheit und Friede sein?

Digitized by Google

Da fühlte er auf seiner Schulter den leichten Druck einer Hand; als er sich umwandte, erblickte er Martha von Reichenbach, die Geliebte seines Herzens, welche gekommen war, um einen Blick auf das furchtbare Schauspiel zu werfen. Auch sie sah mit Entsetzen auf das Flammenmeer, auch sie dachte bald an das Unglück ihres Heimatlandes; aber beider Herzen waren nicht entmutigt durch dasselbe, nicht zweifelhaft an der siegreichen Gewalt ihres Glaubens, sondern nur gestählt in ihrer Widerstandskraft, in der opferwilligen Hingabe an ihr evangelisches Bekenntnis. Sie knieten nieder zu gemeinsamem Gebet, und als sie geendet hatten und sich erhoben, da fielen sie begeistert ein in die alte Weise Luthers, die eben von den Dächern zu ihnen herüberdrang:

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
So soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.

Ergriffen von dem Gesang des treuen Volkes, ging Martha wieder in ihren Beruf, hinunter zu ihren Kranken, ebenso ergriffen dachte Konrad nur des Kampfes für seinen Glauben, nicht aber daran, zu jener von seiner Liebe zu reden, und doch hatte sich gerade heute ein inniges, unzerreißbares Band um ihn und sie geschlungen.

„Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen;" es sollte länger währen! Doch Graf Thurn und die Seinen verzagten nicht. Vier Tage und drei Nächte wogte das Flammenmeer um die Stadt, drohte es jeden Augenblick, sie zu überfluten, und während dieser Schreckenszeit schoß der Feind fortwährend seine Feuerkugeln, wiederholte er unablässig seine Angriffe; vier Tage und drei Nächte mußten die Belagerten ununterbrochen unter den Waffen stehen, kämpfen oder löschen, mit den Waffen in der Hand auf den Mauern und Wällen ruhen; die Kräfte aller waren aufs Aeußerste erschöpft und doch, wenn der Wind sich erhob, war alles umsonst, die Stadt verloren; zum Glück blieb es windstill, und als am 16. September ein schwacher, aber immer stärker werdender Regen vom Himmel hernieder fiel, da dankten die todesmatten, aber jetzt so glücklichen Glatzer Gott für ihre Rettung, Glatz war den Flammen entrissen; und um diesem Dank lauten Ausdruck zu geben, ließ Graf Thurn des Abends eine Stunde lang die Glocken, deren Mund schon so lange geschwiegen hatte, läuten, sang das Volk gerade heute, wie die alte Chronik sagt, besonders herrlich von den Dächern.

Sobald die Feste aus der feurigen Umarmung erlöst, sobald die Flammen die Menschen nicht mehr daran hinderten, aus den Thoren zu gehen und das nächtliche Dunkel nicht mehr zur Tageshelle umgewandelt wurde, griff auch Thurn wieder zu seiner Waffe, dem nie ermüdenden Angriff, und zeigte dem Feinde, daß, wenn auch vieles verloren, doch die Hauptsache, der Mut und der feste Wille zum Widerstande, erhalten geblieben war. Dieser hatte die den Belagerten auferlegte Unthätigkeit benutzt, um mit seinen Wachen und Batterien so nahe als möglich an die Feste heranzugehen; kaum waren aber die Glocken an jenem Abend erklungen, da sammelten sich im Dunkel der hereinbrechenden Nacht die Soldaten und Bürger an den Thoren, als wenn sie nach dem Rauch der letzten Tage nach frischer Luft drängten, alle, um sich gegenseitig zu erkennen, in weißen Hemden, und warfen sich auf einen Kanonenschuß von der Wenzelsschanze, Rache schnaubend, nach allen Seiten auf den Gegner, welcher, die Glatzer eingeschüchtert glaubend und deshalb sorglos, auf das schlimmste überrascht und überall weit zurückgetrieben wurde und schwere Verluste erlitt.

Oberst Graf Thurn stand mit Lohe, Panwitz und Derfflinger auf dem höchsten Punkte der Wenzelsschanze und folgte dem Gefechte; da brachte der siegreich zurückkehrende Hauptmann von Plato den schwerverwundeten kaiserlichen Oberst von Neuhaus, den er in hartem Kampfe gefangen genommen hatte. Thurn ritt dem tapferen Feinde entgegen, um ihn in ritterlicher Weise zu begrüßen, und befahl dann dem Lieutenant von Panwitz, ihn in der sorgfältigsten Weise nach dem Lazarett überführen zu lassen. Dies geschah; Panwitz übergab ihn der Pflege der Oberin Martha, und diese pflegte

dann den verwundeten Oberst mit solcher Fürsorge, daß er, ein älterer, ritterlicher Offizier, von der größten Bewunderung und Dankbarkeit für sie erfüllt und später, als Glatz in die Hände der Kaiserlichen fiel, ihr gewichtiger Beschützer ward. —

IX.

Feinde ringsum; ungefähr zehn Tage nach dem Brande waren frische, kaiserliche Truppen vor der Festung angekommen, so daß jetzt 20,000 Mann, reichlich mit allem, was sie brauchten, versehen, Glatz umlagerten; mit dem mächtigen, siegreichen Kaiserreich hinter sich, konnten sie leicht jeden Verlust ersetzen; ihnen gegenüber stand die Feste, von einer auf 1200 Mann zusammengeschmolzenen Schar bewacht; noch vor wenigen Wochen unbezwinglich, im Besitz von überreichen Vorräten an Lebensmitteln und Munition, jetzt seines Hauptwerkes, des alten Schlosses, und des größten Teils jener durch den verzehrenden Brand beraubt und dabei abgeschnitten von der Welt; auf 50 Meilen in der Runde kein befreundetes Heer, kein Ersatz in Aussicht. Als das stolze Schloß mit seinem Inhalt in Asche sank, da sank zugleich die Hoffnung, Glatz jahrelang halten zu können, zu Boden; da wurde es dem Grafen und seinen Offizieren klar, daß, wenn nicht bald Ersatz kam, die Festung in nicht allzu langer Zeit fallen mußte, doch „nimmer verzagen" war des Grafen Wahlspruch, „kämpfen bis aufs äußerste, alles für sein Unternehmen einsetzen" sein fester Entschluß, und demgemäß wollte er handeln.

Am letzten Tage vor der völligen Einschließung rief er den Fähnrich von Derfflinger zu sich und sagte ihm:

„Ich habe, mein lieber Derfflinger, einen gefährlichen, aber ehrenvollen Auftrag für Euch. Ihr sollt den Grafen Mansfeld, der in Norddeutschland steht, und, wenn dies nicht möglich ist, einen der anderen Führer der evangelischen Heere aufsuchen und diese Briefe überbringen; sie enthalten die Bitte um Unterstützung. Ihr müßt sehen, wie Ihr Euch zu ihnen durchschlagt; es ist eine schwierige Aufgabe; aber sie ist darum ehrenvoll, weil vielleicht in Eurer Hand die Rettung von Glatz liegt. Wollt Ihr den Auftrag übernehmen?"

Lange besann sich der Fähnrich, dann antwortete er:

„Wenn ich auch nur ungern Glatz zu einer Zeit verlasse, in der hier gewiß in noch gar manchem Gefecht Ruhm und Ehre zu holen ist, so ehrt mich doch Euer Gnaden Befehl, und zwar um so mehr, da seine Ausführung sicher kein Kinderspiel ist. Wollen Ew. Gnaden über mich verfügen."

„Ich freue mich, daß Ihr meinen Wunsch erfüllen wollt, aber ich wußte es vorher. Ihr könnt jetzt unserer Sache einen großen Dienst leisten, wie kaum jemals wieder. Wenn ich keine Unterstützung erhalte, muß Glatz — im Vertrauen gesagt, und ich bitte Euch, darüber hier das größte Stillschweigen zu bewahren, — in vier bis fünf Wochen dem Mangel an Munition und Lebensmitteln erliegen; doch ich will Euch die Lage schildern."

Thurn setzte dem Fähnrich nun die Gefahr auseinander, in welcher Glatz sich befand, und überzeugte ihn von der Notwendigkeit, Hülfe zu holen. Dieser erklärte sich bereit, noch desselben Abends abzureisen, hinaus in die Welt, ein gefahrvolles Unternehmen, da die ganze Grafschaft vom Feinde umstellt war und er auf dem ganzen langen Wege demselben begegnen konnte; doch Thurn kannte seinen Mann; niemand konnte dasselbe besser ausführen, als der unerschrockene, kaltblütige und zugleich listige Dragonerfähnrich, der bedeutendste Soldat in seiner Truppe.

„Schildert dem Grafen unsere Lage, so wie ich sie Euch klar gelegt habe, und macht ihn besonders darauf aufmerksam, daß es gar nicht eines vollen Entsatzes von Glatz bedarf, sondern nur eines Vormarsches nach unserer Seite hin, um die Belagerer von hier abzuziehen und uns Luft zu machen."

Digitized by Google

Derfflinger bat nun noch um Angabe der Stellung der beiderseitigen Heere, welche der Graf ihm, so gut er es selbst wußte, mitteilte, dankte ihm für das geschenkte Vertrauen und verabschiedete sich dann von dem verehrten Führer, der ihn mit den besten Segenswünschen entließ.

Gegen Abend saßen in der Taberne an demselben Tische, an welchem sie einst so hart an einander geraten waren, die beiden Freunde Panwitz und Derfflinger bei einem Abschiedstrunke beisammen. Wie immer war die Schenkstube gefüllt mit Soldaten und Bürgern, aber sie hatte den friedlichen Eindruck verloren; nur vom Kriege war die Rede, fast alle Gäste waren bewaffnet; aus der Umgebung der Festung tönte mancher Schuß herüber, von den Fenstern aus sah man auf den gegenüberliegenden Höhen feindliche Soldaten, die Trinkgeräte des Rates fehlten. Die beiden Freunde aber saßen allein und kümmerten sich um nichts, was um sie her vorging. Sie nahmen Abschied, vielleicht auf immer; wer konnte wissen, ob und wann sie sich wiedersehen würden!

„Bei Gott!" sagte Derfflinger, „zwei Jahre haben wir alles zusammen durchgemacht, in manchem Gefecht Seite an Seite gefochten; da werde ich dich jetzt, wo wir uns trennen sollen, schwer vermissen."

„So wie ich dich," sagte Panwitz, „namentlich jetzt, wo wir mitten im Kriege sind. Wie thöricht waren wir doch, als wir hier an derselben Stelle uns so entzweiten, daß wir den Säbel gegen einander zogen!"

„Ja, Panwitz! Was hat dich damals eigentlich so wild gemacht? Ich erwähnte doch nur die wirkliche Thatsache; du hast mir nie Aufklärung darüber gegeben; vielleicht thust du es in dieser Abschiedsstunde; wer weiß, ob sich je wieder Gelegenheit dazu findet."

„Nun, so wisse mein Geheimnis, daß ich Martha von Reichenbach, welche damals in die Gewalt der Dragoner geraten war, mit meinem ganzen Herzen liebe, und daß schon die Erinnerung an das dieser Heiligen zugefügte Leid mich in rasende Wut versetzt."

„Also deshalb! Panwitz, es thut mir leid, eine solch schmerzliche Seite in deinem Inneren berührt zu haben; bei deiner Heftigkeit erklärt mir dies alles. Aber was soll aus deiner Liebe werden! jetzt, wo der Krieg noch länger währen kann, ist sie ein überflüssiger Ballast für den tüchtigen Sinn des Soldaten."

„Glaube das nicht; ich will ebenso als tüchtiger Soldat meine Pflicht thun, wie ihr anderen, aber die Liebe zu Martha soll mich auf dem richtigen Wege erhalten, mein Stern sein auf dem Pfade des Rechts."

„Ich hoffe, daß ich die Liebe dazu nicht nötig habe; mir wäre sie nur ein Hindernis im freien Soldatenleben. Doch andere Ansichten werden uns von nun an nimmer entzweien. Auf das Wohl von Martha von Reichenbach!" rief der ritterliche Dragonerfähnrich leise, den Humpen erhebend und seinem Freunde Panwitz zutrinkend, „laß durch deine Liebe nicht die alte Freundschaft erstickt werden, sondern bleibe mir ein treuer Kamerad; ich werde dir als meinem Lebensretter stets ein solcher bis zum Tode sein."

„Und ich dir," erwiderte Panwitz, „und nun stoß an auf unsere Kriegskameradschaft und Freundschaft fürs ganze Leben. Auf glückliches Wiedersehen, am liebsten auf den befreiten Mauern der alten Feste Glatz! Hie Derfflinger, hie Panwitz; Panwitz für Derfflinger, Derfflinger für Panwitz!"

Eine Stunde darauf begleitete Panwitz den Fähnrich von Derfflinger aus dem Thore bis an die Furt durch die Neiße, sagte ihm hier ein treu gemeintes Lebewohl und horchte dann noch lange auf den Hufschlag des Pferdes seines Freundes, der weit hinausritt in die Welt, während er hier zurückblieb in der belagerten Feste. Dort wie hier Krieg und Gefahren! Sollte er jenen wiedersehen? —

Wilder Kampf tobte um Glatz; kein Tag verging ohne Gefechte. Infolge des durch den unheilvollen Schloßbrand eingetretenen Mangels an Munition konnten die Belagerten die feindlichen Batterien nicht in Schach halten, den Feind am weiteren Vordringen nicht verhindern; doch je weniger der Graf Thurn mit seinen Geschützen

erreichen konnte, um so mehr ging er dem Gegner im Kampfe Mann gegen Mann entgegen; Ausfall folgte auf Ausfall, jene Batterien wurden zerstört, die Wachen niedergehauen; doch aber war die Uebermacht des Feindes zu groß; während er auf der einen Seite kämpfte, stellte er auf der anderen trotz der Anstrengungen der Glatzer den erlittenen Schaden wieder her; der Ring um die Festung wurde immer enger, die Batterien gingen immer näher an sie heran.

Es war eine sternenhelle Nacht; auf dem Boden ihres Hauses saß Frau Nese zwischen ihren beiden jüngsten Söhnen, welche den rotleuchtenden Bogen der Feuerkugeln und Granaten mit Staunen nachblickten; drohend ragten die Ruinen des Schlosses über der Stadt empor, ein Mahnzeichen an die furchtbare Gefahr, in welcher sich diese und ihre Bewohner zu jeder Stunde befanden; von den anderen Häusern ertönte frommer Gesang der wachenden Bürger und ihrer Angehörigen; aber Frau Nese achtete nicht auf diesen oder das Sausen der Geschosse, sondern horchte nur über die Mauer hinweg nach dem Gewehrfeuer und Lärm im freien Felde; wußte sie doch, daß nicht weit von ihr ihr Mann im Gefecht stand, und dem Geräusch desselben galt ihre ganze Aufmerksamkeit und grausam quälende Sorge. Sie war heute, wie alle Abende, in die Kirche gegangen, um dort zu beten (am Tage hatte sie keine Zeit dazu), und hatte nachher noch ein Stündchen mit ihrer Schwägerin, der Frau des Pfarrers, geplaudert. Als sie aber dann nach Hause gekommen war, empfing sie die sie heftig erschreckende Nachricht, daß ihr Mann mit seinem Fähnlein soeben auf das Schloß gerückt sei und irgend eine nächtliche Unternehmung im Werke wäre; da ergriff die arme Frau große Besorgnis, doch sie blieb gefaßt; sie war zwar im gewöhnlichen Leben leicht erregbar und schien es noch viel mehr, da ihr in der Erregung meist die Zunge durchging, aber in wirklicher Gefahr war sie eine tapfere Frau, welche um so ruhiger und besonnener wurde, je größer diese war, und die mit dem Heldenmut, den die Liebe dem Weibe giebt, für die Ihren kämpfte und wachte; die furchtbaren Tage des Brandes hatten ihren Wert so recht gezeigt, die ganze schwere Zeit mit ihren Schrecken sie gestählt. So saß sie jetzt ziemlich ruhig neben ihren Kindern, während jeder der Schüsse, den sie hörte, ihrem Manne den Tod bringen konnte, und betete für dessen Leben zu Gott, dem sie in frommem Glauben ihr und der Ihren Schicksal anheimstellte. Aber gar langsam vergingen die Stunden; endlich wurde das Gewehrfeuer schwächer, nur noch einzelne Schüsse ließen sich hören; Frau Nese und ihre Söhne gerieten in immer größere Ungeduld, endlich sagte der jüngere: „Mutter, sie kommen hier zum Thore herein, ich höre sie," bald darauf rief der Posten an, rasselte die Zugbrücke hernieder. Da sprang die Meisterin, so rasch sie konnte, die Treppen herab und eilte an das Thor. Zuerst wurden Verwundete hereingebracht; jedem sah sie ängstlich ins Gesicht; aber ihr Mann, von dem man ihr auf ihr fortwährendes Fragen immer wiederholte, daß er lebe, war nicht darunter, dagegen der Hauptmann von Plato, der, den Arm in der Binde tragend, heranschritt.

„Herr Gott, Herr Hauptmann, Ihr seid verwundet," rief ihm die mitleidige Frau zu; dieser aber brummte unwillig:

„Nun ja! Was wollt Ihr! 's ist die neunte Wunde in meinem Leben."

Weiter nach ihrem Manne forschend, ließ sie den groben Gesellen gehen, die ausgefallenen Truppen und Bürger marschierten vorbei, und erst ganz zuletzt kam endlich mit dem Lieutenant von Panwitz der Vielgesuchte wohlerhalten einher.

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist," sagte die geängstigte Frau, erleichtert Atem holend, „bist du verwundet?"

„Nein! Aber du bist noch auf, Nese! Hast wohl große Angst ausgestanden?"

Nachdem der Hauptmann und Waffenschmied Keil seine Leute rasch entlassen hatte, folgte er seiner Frau ins Haus und erzählte ihr und seinen Söhnen, daß sie am Abend hätten antreten müssen und dann um Mitternacht eine feindliche Abteilung beim Batteriebau überfallen hätten.

„Wir zerstörten die Batterie, doch da kam der Feind mit großen Verstärkungen wieder und trieb uns gewaltig in die Enge, so daß wir viel Leute verloren und beinahe weichen mußten. Ich wehrte mich meiner Haut gegen drei Kerle und fühlte schon, daß es mit meinen Kräften zu Ende ging, da hörte ich plötzlich neben mir die Stimme des alten Plato — Thurn hatte ihn mit einem Fähnlein zur Unterstützung geschickt — und bald war ich frei und der Feind verjagt."

„Gott sei Dank," rief Frau Nese, „und nächst ihm dem Herrn Hauptmann; ich bitte ihm alles ab, was ich je über ihn gesagt habe."

„Ja," sagte der Schmied, — „das mußt du auch um so mehr, da er bei meiner Rettung selbst einen schweren Hieb über den Arm erhalten hat."

Noch lange erzählte er; dann aber, als die Gefahr und ihre Spannung vorüber war und sie ihren Mann gesund und heil wieder im Hause wußte, da regte sich auch Frau Neses geläufige Zunge wieder und plötzlich sagte sie, sich jenen von oben bis unten betrachtend:

„Aber Paul! Du siehst ja aus wie ein katholischer Geistlicher! Was hast du denn da für ein weißes Ding an?"

„Nun, die ausfallenden Mannschaften ziehen nach alter Sitte des Nachts weiße Hemden an; ich mußte es natürlich auch thun."

„Das ist ein Hemd von dir! Pfui, wie zerrissen und schmutzig! Doch zeig einmal her, das ist ja sogar eins von den neuen, die ich dir erst genäht habe! Konntest du nicht eins von den geflickten alten nehmen; nein, so sind die Männer!" jammerte sie und wollte in längere Klagen ausbrechen.

„Na, Alte! sei nur ruhig, danke lieber Gott, daß nur das Hemd zerrissen und mein Körper noch ganz ist, und lasse die Klagen."

Nese, die sich sonst nie in ihrer Rede hemmen ließ, sagte: „Ja, du hast recht," und beide dankten dann gemeinschaftlich Gott für des Meisters Rettung. Den alten Plato aber hätte Frau Nese am liebsten, um seine Wunde zu pflegen, ins Haus genommen, so gut war sie ihm geworden. —

Zwei Tage später; in der Schmiede erklang zum Takte der Hämmer der kräftige Gesang der Gesellen:

Schlagt zu, schlagt zu!
Daß die Funken weit in der Runde sprühn,
Daß von Arbeit und Hitze die Köpfe glühn;
Schlag zu auf das Eisen, du schwarzer Gesell,
Wir brauchen die Waffen, der Feind ist zur Stell'!
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Frisch Junge! den Blasebalg angefacht,
Daß das Feuer lodert bei Tag und Nacht;
Werft die Pflüge und Eggen in Eile bei Seit,
Jetzt ist's zum Ackern ja doch keine Zeit;
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Vor dem Thore steht des Kaisers Macht,
An zwanzig Tausend bereit zur Schlacht,
Bereit auf unsre Stadt zum Sturm,
Nun rasch auf die Mauern, rasch auf den Turm!
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Ergreift die Pike, den Flintenlauf!
Du, Mutter, paß auf das Feuer mir auf;
Das Schwert soll jetzt unser Hammer sein,
Auf den Feind als Ambos hauen wir ein,
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Graf Thurn, der ist der oberste Schmied,
Er reitet kühn in der Feinde Mitt'
Und schwingt als mächtigen Hammer die Wehr,
Daß das Eisen sprühet im Kreise umher.
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Seht dort die Banden des Lichtenstein!
Den hauen die Totenköpfe wir ein,
Franzosen, Böhmen, Kroatenbrut,
Sie schielen alle nach unserm Gut.
Schlagt zu!

Schlagt zu, schlagt zu!
Sie machten uns katholisch gern
Und den Kaiser wieder zu unserm Herrn!
Weg mit des Papstes, des Kaisers Gebot,
Für den Glauben fechten wir bis zum Tod!
Schlagt zu!

„Bravo!" rief der Schmied, der mit verbundenem Beine in seiner Werkstatt saß und, einen Krückstock in der Hand, dem Treiben seiner Leute zusah und jetzt dem Liede mit Vergnügen gelauscht hatte; Frau Nese saß strickend neben ihm; sie hatte am Morgen nach dem Ausfall einen tüchtigen Schreck gehabt, denn man hatte ihr ihren Paul mit verwundetem Bein vom Walle heruntergebracht; zum Glück hatte der Meister nur einen leichten Fleischschuß abbekommen, doch mußte er sich ruhig verhalten.

„Bravo, Kinder, das Lied gefällt mir, das giebt einem frischen Mut; ich höre es gern, wenn ihr bei dem „Schlagt zu" kräftig auf das Eisen haut; doch wo habt ihr das Lied her?"

„Eigentlich haben wir es alle zusammen gemacht," antwortete der Altgeselle, „zuerst hat hier der Brandenburger, der ja immerfort singt, einen Vers gesungen, und dann immer einer noch etwas gewußt und hinzugesetzt."

„Höre nur, Paul, was für ein Schießen jetzt losgeht, das saust ja nur so um unser Haus!" sagte jetzt Frau Nese.

Der Meister horchte, dann aber befahl er seinem ältesten Sohn, aus Thor zu gehen und zu fragen, was los sei. Der junge Mann ging, kam aber bald wieder und berichtete, daß die Feinde aus einer während der Nacht wenige Hundert Schritt vom Stadtgraben entfernt aufgestellten Batterie das Thor beschössen; ehe er aber noch ausgesprochen hatte, hörte man im oberen Stock des Hauses ein furchtbares Gepolter und darauf einen lauten Knall.

„Alle guten Geister!" schrie Frau Nese, entsetzt aufspringend, und stürmte dann ohne weiteres Besinnen, so rasch sie konnte, ehe sie jemand zu halten vermochte, nach oben; einige Gesellen folgten ihr und auch der Meister humpelte, auf einen seiner Söhne gestützt, hinauf. Als er oben ankam, rief ihm seine Frau händeringend entgegen:

„Die Feinde haben mir mitten in meine Putzstube geschossen und gerade in den Glasschrank; alles ist entzwei; o ich unglückliche Frau!" und mit diesen Worten fing sie an entsetzlich zu jammern.

Doch der Meister hörte nicht auf sie, sondern betrat das qualmerfüllte Zimmer und sah nach, ob die Bombe geplatzt war.

„Gott sei Dank, sie hat nicht gezündet," sprach er, „und nun vorwärts alle mit Ausnahme der Wache auf dem Dache — eines Gesellen — herunter, sonst könnte uns leicht eine zweite treffen."

Die Gesellen gingen; Frau Nese aber klagte immer weiter über ihren Schaden und wollte ihn genau betrachten und nicht weichen; da wurde aber Meister Paul böse und drohte:

Digitized by Google

„Wenn du nicht sofort hinuntergehst, lasse ich dich durch die Gesellen hinuntertragen. Das fehlte mir noch, daß sie dich hier erschössen.“

„Nun, ich gehe ja schon; der Mann ist wirklich im stande und läßt mich durch die Bengel die Treppe hinunterwerfen! Ach, und die schlimmen Ketzer! Nicht mal in seinem eigenen Hause ist man sicher!“ Unter diesen und ähnlichen Ausrufen stieg sie in das Erdgeschoß hinab.

Hier gebot aber der Meister:

„Und nun Ruhe; hierher hören! Sobald es beim Feinde ruhiger wird, wird der Keller bezogen; er ist ja schon dazu vorbereitet“ — (Nese seufzte furchtbar, doch ließ er sich nicht stören —) „und, wenn es ohne Gefahr geht, werden die Betten und nötigen Geräte aus den oberen Stockwerken hineingeschafft; die Werkstätte bleibt, wo sie war, da sie hier hinter Wall und Mauer ziemlich sicher ist, und auch du, Nese, kannst am Tage, wenn das Schießen nicht schlimmer wird, dich hier aufhalten; oben aber darf niemand mehr weilen oder gar schlafen.“

Frau Nese seufzte noch stärker; ihre Redegabe versagte ihr ganz in dieser schweren Stunde, in welcher sie ihren ganzen Stolz, ihren stattlichen, so wohl geordneten Hausstand umwerfen sollte; als sie dann am Nachmittag wirklich den Keller bezog, war sie ruhig und in ihr Schicksal ergeben, und richtete ihn mit geschickter Hand so wohnlich als möglich ein; die arme Frau ahnte nicht, daß sie nie wieder mit ihrem Manne zusammen die oberen Räume bewohnen würde. Im allgemeinen hatte sie von nun an wenig Zeit, an ihr Geschick zu denken; je näher der Feind den Mauern kam, um so mehr hatte sie für ihre ältesten beiden Söhne und die sämtlichen Gesellen, die bei jedem Gefecht sofort zu den Waffen griffen, zu sorgen, warme Suppen für die Leute auf der Mauer zu kochen, ja sie erstieg öfter selbst beherzt den Mauergang, um einem Verwundeten die erste Hülfe zu bringen, und setzte durch ihren Mut ihren Mann in das größte Staunen. Dieser aber, durch seine Wunde gehindert, saß in der Werkstatt und beaufsichtigte die Arbeit, die oft nur von den Lehrburschen, wenn aber Ruhe war und die Gesellen nicht vor dem Feinde standen, von allen Leuten mit ganzer Kraft betrieben wurde; denn während fast alle Handwerke darnieder lagen, hatte der Waffenschmied vollauf zu thun. Schadhaft gewordene Waffen gab es jetzt in Massen! — —

Hinter dem Rücken der Feinde war das Land leer und verwüstet; nur hoch im Gebirge saßen noch die unglücklichen Bauern, verwildert, verhungert, zu allem bereit, um Lebensmittel zu erlangen. Eines Tages brachte einer derselben, welcher sich nach Glatz durchgeschlichen hatte, dem Oberst Thurn einen Zettel vom Freirichter Hans Wolf mit der Aufforderung, am nächsten Morgen die kaiserlichen Truppen auf der böhmischen Seite von Glatz zu beschäftigen, da die Bauern ein Magazin derselben in Heyde wegnehmen wollten. Thurn war erstaunt und erfreut, vom Freirichter etwas zu hören, versprach, auf dessen Wunsch einzugehen, und entließ den Boten mit vielen Grüßen an jenen.

Am anderen Morgen brachen die beiden Reiterschwadronen und drei Dragonerfahnen aus dem Schlosse und böhmischen Thore plötzlich hervor und ritten alles, was vom Feinde sich ihnen in den Weg stellte, über den Haufen; auf das Lärmsignal warfen sich zuerst den Dragonern vier kaiserliche Cornets entgegen und hieben sich lange mit ihnen herum, wurden aber endlich zurückgeschlagen; nun griffen stärkere Massen in den Kampf ein und trieben durch ihre Uebermacht sowohl Dragoner wie Reiter gegen das Schloß zurück, vor welchem letztere unter dem Schutze des Fußvolks sich sammelten, um alsbald wieder vorzugehen. Graf Thurn sprengte vor die Front der Truppen, die Trompeter bliesen und vorwärts stürzte sich die Masse mit lautem „Hie Glatz!“ gegen die feindlichen Reiter; der Führer der schlesischen Truppen, Rittmeister von Helmsdorf, ebenfalls vor der Front, warf sich Thurn entgegen, die Säbel blitzten in der Luft; nach wenigen Hieben sank jener vom Pferde; ein lautes „Vivat Thurn“ erscholl von

den Glatzer Truppen, welche, begeistert durch den Sieg ihres tapferen Führers, verwegen in den Feind hineinritten und ihn völlig in die Flucht schlugen. Der letzte Kampf und zugleich der letzte Sieg der stolzen Glatzer Truppe zu Pferde während der Belagerung; bald war Glatz trotz aller Ausfälle so fest eingeschlossen, daß die Pferde außerhalb der Wälle keine Verwendung mehr finden konnten, sondern Ruhe hatten; ihre Herren fochten nur noch zu Fuß. Während dieses letzten Reitergefechts hatten die Bauern das Magazin zu Heyde genommen. —

Auf der von der Neiße und dem Mühlgraben gebildeten Insel lag in einer Ecke dicht am Flusse ein fester Steinbau, das Siechenhaus; bisher dem Werke christlicher Liebe dienend, war es jetzt von Thurn zur Verteidigung eingerichtet und vom Fußvolk des Hauptmanns Senitz besetzt; wollten die Kaiserlichen die Insel haben und halten, mußten sie dieses vor allem in ihre Hand bringen. Unter den Leuten des Hauptmanns war auch der größte Teil jener Bauern, welche Graf Thurn einst auf dem Schneeberge getroffen und nach Glatz mitgenommen hatte, in der Zwischenzeit umgewandelt in gute tapfere Soldaten, um so tapferer, da das Gefühl der Rache für ihr zerstörtes Eigentum sie beseelte. Sie sollten bald Gelegenheit haben, es zu zeigen.

Es war am Abend des 30. September; Dunkelheit lag auf der Insel und ihrer Umgegend, nichts war zu sehen, als am Himmel der Wiederschein der hinter den nahen Höhen brennenden Lagerfeuer des Feindes und auf der anderen Seite die Lichter der hoch über der Insel liegenden Stadt. Ueberall herrschte Stille, nur die Neiße rauschte in ihrem Bett und der Wind in den alten Pappeln. Längs des Flusses standen die Doppelposten, welche aufmerksam auf jedes Geräusch am anderen Ufer lauschten und von Zeit zu Zeit, die Stille unterbrechend, sich anriefen. Der Hauptmann Senitz, ein untersetzter, kräftiger Mann mit einem Gesicht, in welchem eiserne Ruhe ausgeprägt war, saß mit seinen Offizieren im Siechhause beim Kartenspiel, und verfolgte seinen Gewinn oder Verlust, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; da fielen Schüsse und gleich darauf kam die Meldung, daß der Feind über das Wehr und die Fuhrt in großen Massen zum Angriff vorgehe. Rasch waren die Karten weggeworfen; denn — einem uralten Aberglauben zufolge — bringen sie dem Soldaten im Gefecht Unglück; und kaum waren die Verteidiger auf ihrem Posten, da wurde auch das Siechhaus schon von 2000 Mann angegriffen; die Musketiere schossen ihre Gewehre ab, deren Blitz die Finsternis erhellte, die Pikeniere stachen von den Mauern herab auf die anstürmenden Feinde, alle verteidigten tapfer, von der entschlossenen Ruhe des Hauptmanns Senitz geleitet, den Vorhof des Siechhauses, aber unter schweren Verlusten, und als schon die beiden Lieutenants und eine große Anzahl der Leute getroffen, die feindliche Uebermacht auf das Zehnfache gestiegen war, mußten die Verteidiger sich in das Haus zurückziehen; doch auch dieses war nahe daran, trotz der tapfersten Gegenwehr dem Feinde in die Hände zu fallen, da erscholl noch zu rechter Zeit von der Brücke her der alte Glatzer Schlachtruf, und mitten durch die feindlichen Scharen bahnte sich der Lieutenant von Panwitz einen blutigen Weg, von den Verteidigern und namentlich seinen Landsleuten mit Hurrah begrüßt. Graf Thurn hatte ihn mit den ersten, auf das Lärmsignal gesammelten Mannschaften dem Hauptmann Senitz zu Hülfe gesandt. Als aber der tapfere Lieutenant kaum in die Verteidigung eingegriffen hatte, stürzte er, von einer Kugel in die Brust getroffen, zu Boden und verlor die Besinnung.

Kurz nachher erschien der Oberst Graf Thurn mit weiteren Verstärkungen und trieb den doppelt so starken Gegner über die Neiße zurück; das Fähnlein von Senitz und das Siechhaus waren gerettet; aber rings um das letztere, namentlich im Hofe lagen Massen von Toten und Verwundeten. Als der Hauptmann dem Grafen den Tod seiner Offiziere und die Verwundung des Lieutenants von Panwitz meldete, suchte dieser seinen Adjutanten sofort auf und fand ihn auf der Erde liegend, umstanden und beklagt von seinen Bauern, die ihn für tot hielten. Der Graf, zwar immer Herr über seine

Gefühle, war doch schmerzlich bewegt beim Anblick seines Lieblings und sorgte, als er sah, daß noch Leben in ihm war, für ihn wie ein Vater für seinen Sohn.

Die Oberin des Lazaretts, Martha von Reichenbach, saß mit Barbara Wolf, Verbandzeug nähend, in ihrem Zimmer, als das Gewehrfeuer vom Siechhause zu ihnen herüberschallte.

„Schon wieder Kampf," sagte sie bekümmert, „wann wird endlich das schreckliche Blutvergießen enden? Das Lazarett ist bald gefüllt und gewiß bringt uns das heutige Gefecht neuen Zuwachs an Verwundeten. Doch laß uns Vorsorge treffen, bald werden die ersten gebracht werden."

Sie ging herab; kaum aber hatte sie die nächsten Anordnungen getroffen, da brachten die Musketiere schon Verwundete; als sie sich nun über einen derselben bog, um den Besinnungslosen zu betrachten, erkannte sie ihren Vetter Konrad von Panwitz. Ein Aufschrei wollte sich ihrer Brust entringen, doch sie unterdrückte ihn, obwohl auf das äußerste erschreckt, und gab ruhig die nötigen Befehle zur Aufnahme des Geliebten. Verwundete auf Verwundete wurden gebracht; sie hatte nicht Zeit, sich um ihn zu kümmern, sondern mußte ihn der Pflege anderer überlassen und konnte daher, erst als der letzte untergebracht war, an sein Lager eilen. Barbara Wolf saß in der kleinen Zelle am Bett des Verwundeten und antwortete auf Marthas aus angstvollem Herzen, aber doch ruhig vorgebrachte Frage, wie es mit jenem stünde:

„Wohl nicht gut; der Arzt schüttelte den Kopf und sprach davon, daß er später mit einem zweiten Arzt zurückkommen würde."

Martha betrachtete Konrad mit sorgenden Blicken, fand ihn aber noch immer bewußtlos und leise röchelnd.

„Ich werde hier bei dem Kranken bleiben, gehe und siehe nach, wo du helfen kannst", sagte sie alsbald zu Barbara, und als diese dann das Zimmer verließ, beugte sich das schöne, bleiche Gesicht, aus welchem jetzt eine namenlose Angst sprach, über den Kranken und lauschte gespannt auf seine Atemzüge; dann aber sank die Geängstigte, welche die ganze Größe der Gefahr erkannt hatte, an Konrads Lager nieder, ergriff seine Hand und weinte heiße Thränen darauf; der Verwundete mußte ihr doch sehr lieb geworden sein, lieber, als sie sich bisher hatte gestehen wollen!

Da näherten sich Schritte der Thür; Martha erhob sich rasch, wischte die Spuren der Thränen aus ihrem Gesicht und, als nun 2 Aerzte leise ins Zimmer traten, lag wieder die ihr eigentümliche, gleichmäßige Ruhe aller Tage auf demselben, freilich nur eine äußerliche Ruhe, welche sie auch nicht verließ, als jene beiden Konrads Brust lange sorgfältig untersuchten und Martha mit äußerster Spannung deren Ausspruch entgegensah.

„Die Wunde ist sehr gefährlich, und es ist wenig Hoffnung vorhanden, den Verwundeten zu erhalten," lautete dieser endlich. Martha wäre beinahe zu Boden gesunken, doch beherrschte sie sich und horchte dann aufmerksam den Vorschriften der Aerzte. Als diese das Zimmer verlassen hatten, warf sie sich auf die Kniee und betete inbrünstig zu Gott für des Geliebten Rettung; hierauf setzte sie sich an sein Bett und beobachtete den Kranken. Stille herrschte im Zimmer; schon waren lange Stunden vergangen, da bewegte dieser die Lippen; die treue Pflegerin horchte gespannt und hörte ihren eigenen Namen Martha; erfreut sah sie auf ihn herab; sie glaubte, daß er, zur Besinnung gekommen, sie erkannt hätte; doch die Augen blieben geschlossen und er gab keine Antwort auf ihre Anrede; der Kranke lag im Fieber und sprach noch vieles durcheinander von Thurn, Derfflinger, Gefechten u. s. w.; aber immer wieder kam er auf den Namen Martha zurück; mit Herzklopfen erfuhr dessen Eigentümerin, wie sehr sie seine Gedanken in Anspruch nahm; nachdem sie längst geahnt hatte, daß Konrad sie liebe, sollte es ihr gerade in dieser traurigen Stunde zur Gewißheit werden.

Digitized by Google

Als der Morgen anbrach, mußte Martha ihren Pflichten als Oberin nachgehen, sich ablösen lassen. Doch nach wenigen Stunden übernahm sie Konrads Pflege von neuem und saß nun wieder stundenlang am Bett des Bewußtlosen, welcher noch oft im Fieber ihren Namen nannte; da hörte sie nachmittags 2 Mal hintereinander ihren Namen; rasch sah sie auf und blickte in die offenen, fragenden Augen Konrads, welcher mit kraftloser Stimme erstaunt sagte:

„Du Martha hier! träume ich, wo bin ich?"

Die Oberin erzählte nun dem Kranken, dessen Gedanken sich erst allmählich sammelten, nachdem sie ihm auf sein Verlangen zu trinken gegeben hatte, daß und wie er verwundet worden sei und sich in ihrer Pflege befände. Konrad, welchem erst nach und nach die Erinnerung an das Gefecht um das Siechhaus zurückkehrte, horchte aufmerksam, der Geliebten Hand in der seinen haltend; Martha wischte ihm die heiße Stirn ab und drückte in ihrer Herzensfreude einen Kuß auf dieselbe; dann schlief der Kranke, mit einem seligen Lächeln auf dem Gesicht bald wieder ein; sie aber dankte inbrünstig dem Allmächtigen für dieses erste Zeichen der Besserung und bat um weitere Hülfe.

Es vergingen nun lange, bange Tage, in denen der Kranke, meist ohne Besinnung in steter Lebensgefahr lag, schwere Stunden für Martha und seine Angehörigen; endlich erklärte der Arzt, daß Hoffnung auf Rettung vorhanden sei, freilich nur ein schwacher Trost, aber dankbar und freudig aufgenommen. Martha konnte sich auf die Dauer der Pflege Konrads nicht widmen; sie war wohl zum Bewußtsein gekommen, daß sie jenen innig liebe, aber über ihre Liebe ging bei ihrer schwärmerischen Opferwilligkeit die Pflicht, und diese rief sie bei der mit den zahlreichen Gefechten sich immer häufenden Masse der Verwundeten vom Krankenbett des Einzelnen grausam hinweg zur Sorge für alle; sie mußte des Geliebten Pflege anderen überlassen und konnte nur immer auf kurze Zeit bei dem Kranken weilen, welcher, wenn er erwachte, sie sofort vermissend, unruhig nach ihr fragte. Als es dann besser wurde und er die Besinnung behielt, da war diese harte Pflicht für sie der Schutz vor ihrer Liebe, der jetzt vor allem zu leben, ihr von ihrem Beruf erfüllter Sinn nicht an der Zeit hielt; doch als sie eines Tages, nachdem der Kranke geistig wieder ganz klar geworden war, an Konrads Bett saß, sprach dieser das erste Mal von seiner Liebe zu ihr. So gern nun Martha auch das Geständnis derselben vernahm, so kam es ihr doch wie eine Versündigung vor, unter dem furchtbaren, sie umringenden Elend, welche so schwere Anforderungen an sie stellte, an sich selbst zu denken.

„Sprich nicht so viel, es regt dich auf," bat sie den Kranken.

„Nein, gewiß nicht; sage mir nur das Eine, ob du mich wieder liebst," flehte dieser aufgeregt.

„Konrad! es ist jetzt, wo du krank bist, nicht Zeit, an unsere Liebe zu denken, sondern nur an deine Genesung. Siehe, ich kann auch in dieser schweren Zeit mich nicht mit unseren Angelegenheiten beschäftigen, alle meine Gedanken sind auf meinen Beruf gerichtet."

„Martha, du liebst mich nicht!" rief da der Kranke verzweifelnd und ein dumpfes Röcheln kam aus seiner Brust. Da erfaßte die Samariterin eine namenlose Angst um das Leben des Geliebten. Die Liebe siegte und: — „Ja, Konrad, ich liebe dich!" — rief sie und drückte einen Kuß auf seine Lippen; selig lächelnd blickte ihr dieser nun in die Augen und sprach:

„Habe Dank, nun werde ich gesunden. Bleibe immer bei mir."

Doch Martha dachte an ihr Amt: „Mein lieber Konrad, du weißt, daß ich Oberin im Lazarett bin und meine Zeit daher jetzt furchtbar in Anspruch genommen ist; ich kann dich nicht pflegen, sondern nur mitunter nach dir sehen; dies will ich aber so oft thun, als möglich; außerdem" — fuhr sie fort, als Konrad mit traurigem Blick nach ihr hinsah — „ist jetzt keine Zeit, an Liebe zu denken, wo wir beide für unseren Glauben und unser Land alles einsetzen müssen. Habe ich nicht recht?"

„Du hast recht," sagte der Kranke zögernd und beinahe widerwillig.

„Also nicht wahr! wir sprechen in der kurzen Zeit, welche ich dir widmen kann, nicht mehr von unserer Liebe, sondern von deiner Gesundheit und den Zeitereignissen; wir wissen ja, daß wir uns lieb haben; wenn einst der Friede zurückgekehrt sein wird und die schweren Pflichten des Krieges von uns genommen sind, dann will ich dir gern als dein treues Weib für immer angehören. Hast du mich verstanden?"

Freudig nickte Konrad; ihm war, als wenn es nicht lange dauern könne, bis er ganz mit seiner heißgeliebten Martha vereint sei, und unter freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft schlief er ermattet wieder ein.

Der junge Wolfram von Panwitz war lange um seinen Bruder in banger Sorge; als aber der Arzt wieder Hoffnung gab, da war auch der alte Uebermut wieder in ihm aufgewacht; freilich sah er mit lebhaftestem Anteil den Ereignissen der Belagerung zu, aber er war noch zu jung, um den ganzen Ernst der Lage der Verteidigung zu fühlen, faßte vielmehr alle Ereignisse mit dem lebhaften, schaulustigen Sinn der Jugend auf und war nicht unzufrieden mit der hoch bedeutenden Zeit, die er durchlebte. Sein Freund Donig dachte wie er; doch ihr lustiger frischer Mut sollte bald durch eigene Schuld einen schweren Schlag erleiden. Während der fortdauernden Kämpfe sahen eines Morgens die Belagerten, daß der Feind in der Nacht eine große Batterie vor dem Wasserthor erbaut hatte. Thurn eilte sofort zur Stelle, befahl aber, als er in dem hohen, geräumigen Turm über dem Thor in die Höhe stieg, den beiden Edelknaben, welche ihn begleitet hatten, unten hinter dem Walle zu bleiben, wo sie sicher waren. Da er zu lange oben blieb und die beiden sich langweilten und auch begierig waren, zu sehen, was beim Feinde vorging, wollten sie, dem Befehle des Grafen entgegen, ein Stück der Treppe ersteigen. Kaum aber waren sie einige Stufen in die Höhe gekommen, da schlug eine feindliche Kugel durch die Mauer, und beide stürzten, von umherfliegenden Stücken getroffen, schwer verwundet, zusammen. Als Graf Thurn herunterkam, sah er mit Bestürzung seine beiden Edelknaben in ihrem Blute liegen; als sie dann weggetragen wurden, murmelte er leise: „Alle verlassen mich, auch diese! Das Ende naht heran!" Bald war Wolfram in die Zelle seines Bruders geschafft, um mit diesem zusammen gepflegt zu werden.

X.

Glatz lag im Sterben; auch die hervorragenden Krieger-Eigenschaften eines Thurn, die außerordentliche Tapferkeit seiner Mannschaft konnte es nicht retten. Der Brand des Schlosses hatte ihm die Mittel zu längerer Verteidigung genommen; Lebensmittel und Munition waren zu Ende. Dabei fehlte es der Stadt an Trinkwasser, da die Wasserkunst in Trümmer geschossen war, und jeder, welcher zur Neiße herabgehen wollte, erschossen wurde; infolgedessen, sowie infolge der furchtbaren Anstrengungen und des Aufenthaltes in den dächerlosen, regendurchfeuchteten Häusern lagen Hunderte von Bürgern und Soldaten krank darnieder; stündlich mehrte sich die Anzahl der Verwundeten in der überall vom feindlichen Geschütz bestrichenen Stadt, durch deren Straßen das Gespenst des Hungers schlich. Als nach wiederholtem Kampfe und der schweren Verwundung des ritterlichen Hauptmanns Senitz endlich das vielumstrittene Siechhaus in des Feindes Hände gefallen war, als die ganze Südseite der Stadtmauer mit ihren Türmen und Bastionen, mit dem Brückthor und der Taberne krachend in den Mühlgraben stürzte und eine einzige große Bresche bildete, lag Glatz dem Feinde offen; noch war zwar eine zusammengeschmolzene aber heldenmütige Mannschaft zum Kampfe bereit, doch mit dem letzten Schuß im Lauf, dem letzten Brot im Beutel. Und dann?

Digitized by Google

Am 20. Oktober hatte Thurn den Kriegsrat um sich versammelt, darunter die alten bewährten Führer Lohe, Baudiß und Plato, letzteren mit dem Arm in der Binde, ferner den Stadtschreiber Salomon Kuttner und den Landeshauptmann von Tschirnhaus; schweigend hörten alle des Grafen Vortrag, auf ihren Gesichtern schwerer Ernst. Graf Thurn hatte ihnen eben die Lage der Festung auseinandergesetzt und fuhr fort:

„Ich hatte den Fähnrich von Derfflinger an Mansfeld oder den Herzog Christian von Braunschweig gesandt, um sie zu einem Entsatzversuch zu bewegen; er ist nicht zurückgekommen, und somit ist meine letzte Hoffnung vereitelt. Ich kann es nun auf einen Sturm der Stadt ankommen lassen; wir können denselben vielleicht, aber, da die Werke zerschossen sind und dem Feinde offen liegen, nur mit äußerster Anstrengung abschlagen, ein zweites Mal aber sicher nicht; denn unser Pulver und Blei ist zu Ende, und unsere Leute sind vor Hunger vollständig entkräftet, durch Krankheiten unfähig geworden; Glatz würde dann doch erstürmt, und wenn es eben im Sturme genommen würde, geplündert werden; dieses dann unvermeidliche, furchtbare Elend will ich den tapferen, so treuen Bürgern der Stadt ersparen; ich bin der Ansicht, daß wir es nicht mehr zu einem Sturme kommen lassen dürfen. Ich bitte die Herren, welche anderer Meinung sind, ihre Vorschläge zu machen."

Niemand erhob sich; alle sahen schweigend vor sich nieder. Da trat der alte, ehrwürdige Stadtschreiber auf und sprach:

„Ich war stets dafür, die Stadt Glatz zu verteidigen, so lange wir irgend eine Aussicht hatten, sie bis zu einer günstigen Wendung der evangelischen Sache halten zu können; jetzt, da diese unbedingt verschwunden, der Fall meiner Vaterstadt innerhalb der nächsten Tage unabwendbar ist, bitte ich, sie vor dem Furchtbarsten, Erstürmung und Plünderung, zu bewahren, dem Feinde ohne Kampf zu übergeben; ich denke, die Bürgerschaft hat es mit ihrem Blute verdient, daß aller nutzloser Jammer von ihr abgewendet wird; es wird dessen noch genug folgen!"

Wie immer folgte auch jetzt der gesamte Kriegsrat mit der achtungsvollsten Aufmerksamkeit den Worten des hochgeachteten Greises, welcher ihm wie ein Patriarch erschien, der schützend die Hände über die Seinen ausbreitet; dann sagte Thurn bewegt:

„Ja die Bürger haben durch ihre Tapferkeit und ihre beispiellose Aufopferung die größte Rücksicht verdient. Die Stadt wird also nicht mehr verteidigt werden. Und nun kommt die Frage: sollen wir die Besatzung auf das Schloß zurückziehen und dieses zu halten suchen? ich habe sie lange erwogen und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch dies unmöglich ist, weil wir weder Munition noch Lebensmittel haben und auch in den Trümmern desselben unsere gesamte Mannschaft gar nicht unterbringen können. Wer stimmt dafür, das Schloß zu halten. Niemand antwortete.

„Oder sollen wir uns durchzuschlagen versuchen," fuhr er fort, „wie wir im Februar so ruhmvoll von Mähren hierher gedrungen sind? Bei der Verwegenheit unserer Leute würden wir trotz der Ueberzahl der Feinde unter anderen Verhältnissen doch unsere Verbündeten, mögen sie auch noch so weit von hier stehen, erreichen; aber Mannschaft und Pferde sind durch Krankheit und Hunger vollständig erschöpft, die Munition ist zu Ende."

Selbst die alten, bewährten Reiterführer Baudiß und Plato schüttelten die Köpfe, auch sie, die nimmer Verzweifelnden, sahen die Unausführbarkeit dieses Vorschlages ein. Darauf forderte der Oberst Graf Thurn den, welcher noch einen anderen Ausweg wüßte, auf, diesen zu nennen; doch keiner der erfahrenen und verschlagenen Krieger wußte einen Vorschlag zu machen. „Nun so kommen wir zu Ende," fuhr Thurn mit bewegter Stimme fort, „so bleibt uns nichts übrig, als Verhandlung mit dem Feinde!" Ein Zucken ging bei diesen Worten durch sein sonst so eisenfestes Gesicht, wie das seiner tapferen Offiziere; sie hatten das Wort wohl kommen sehen, aber fuhren doch entsetzt zusammen, als es fiel; der alte Stadtschreiber nickte schmerzlich beistimmend mit dem

Digitized by Google

Kopfe; er hatte am meisten Grund, die Folgen dieses durch das unerbittliche Schicksal erzwungenen Beschlusses zu fürchten. Doch es waren Männer, welche hier verhandelten, harte, entschlossene Männer, die selbst an das Schwerste, wenn sie es für das Richtige erkannt hatten, den Schmerz unterdrückend, mit Mut und kühler Besonnenheit herangingen, viele von ihnen aber auch fromme, durch den Kampf um ihren Glauben in diesem gestählte Männer, die ihr Schicksal als von Gott über sie verhängt willig hinnahmen; bald war die Ruhe des festen Entschlusses über sie gekommen, und Thurn konnte weiter sprechen:

„Um günstige Bedingungen vom Feinde zu erhalten, werde ich ihm drohen, wenn er auf dieselben nicht eingeht, einen Sturm auf die Stadt abzuwarten und mich dann auf das Schloß zurückzuziehen und dort zu halten. Ich weiß, daß der Kaiser nicht wünscht, daß die Stadt gestürmt und geplündert werde, weil sie der einzige noch erhaltene Platz der ganz verödeten Grafschaft ist, und ferner, daß er ungeduldig darauf besteht, daß Schloß und Stadt bald in seine Hände fallen, da er die hier liegenden 20000 Mann nicht länger entbehren kann; ich hoffe deshalb, durch meine Drohung der Fortsetzung der Verteidigung vom Schlosse aus folgende günstige Bedingungen zu erzielen: Gnade für die Bewohner der Stadt und Grafschaft, freien Abzug in allen Ehren für die Besatzung. Sollte einer der Herren einen Weg anzugeben wissen, um bessere Bedingungen zu erlangen, so möge er sprechen."

Wieder schwiegen alle, endlich sagte der alte Lohe:

„Nun, meine Herren, ich glaube, daß wir nichts finden werden, was besser für uns wäre, als was Graf Thurn uns vorgeschlagen hat. Stimmen wir dem bei! so schwer es uns auch wird, in die Uebergabe der Festung zu willigen."

Einer nach dem anderen erklärte nun seine Uebereinstimmung mit kurzen Worten und schwerem Herzen; der Stadtschreiber fügte hinzu:

„Ich lege denen, welche die Unterhandlung mit dem Feinde führen sollen, ans Herz, daß sie sich aufs äußerste bemühen, für meine arme Stadt soviel als möglich zu erwirken; es wird dies sicher schwerer sein, als für die Truppen, denn diese sind immer noch eine starke Macht; die Stadt aber ist, an sich wehrlos, der Gegenstand des Streites, um den gekämpft wurde; jedenfalls wird man die Bürger die zähe Verteidigung schwer entgelten lassen, und doch haben sie nur ihre heilige Pflicht gethan."

„Herr Stadtschreiber," erwiderte ihm Thurn, „unter allen Umständen fühle ich die Pflicht, alles daran zu setzen, um ebenso günstige Bedingungen für die Stadt als die Truppen zu erlangen, dessen könnt Ihr versichert sein; damit Ihr aber selbst für die Bürger wirken könnt, so sollt Ihr seiner Zeit selbst an den Verhandlungen teilnehmen. Jedenfalls werdet Ihr wenigstens für Euch eine mildere Beurteilung erlangen, wenn Ihr selbst teilnehmt."

„Ew. Gnaden verzeihen," unterbrach ihn der Stadtschreiber, „auf Milde oder Gnade für mich selber kommt es nicht an, sondern auf solche für meine Stadt, ich habe von vornherein gewußt, welchen Gefahren ich entgegen ging, als ich die Bürgerschaft zur Verteidigung stimmte und anleitete. Wenn mein Haupt fallen sollte, so will ich dies als Schickung Gottes ansehen. Für meine Mitbürger aber will ich zu wirken suchen, so lange ich vermag."

„Und deshalb kommt mit zur Unterhandlung," rief der Graf, „niemand kann durch sich selbst mehr ausrichten, als Ihr mit Eurer Würde, Eurer Klugheit, Eurer edlen Gesinnung, die, wie ich glaube, auch den Feind gewinnen müssen."

Dann nahm noch der Landeshauptmann von Tschirnhaus das Wort, um dringend zu bitten, auch dem Lande günstige Bedingungen zu erwirken, und als nun die Aufnahme der Uebergabe-Verhandlungen beschlossen war, erhob sich zum Schluß der Oberst Graf Thurn und sprach:

„Nun meine Herren, noch einige kurze Worte! Als ich mit meinen Leuten im Februar hierherkam, da fand ich hier in dieser starken Feste den letzten Hort der

evangelischen Sache in des Kaisers eigenen Staaten, da wußte ich, daß die Heere dreier Fürsten im Norden und Süden Deutschlands für uns stritten, und da wurde es mir zur Pflicht, diese Feste und diesen Hort, der aus Mangel an Verteidigern der Uebergabe nahe war, mit meiner Mannschaft zu besetzen und mit Hülfe der Bürgerschaft zu verteidigen. Ich konnte ja hoffen, daß das Kriegsglück einmal die kaiserlichen Waffen verlassen und daß Glatz dann der Kernpunkt werden würde zu einem Aufstande der nur mit Gewalt unterworfenen evangelischen kaiserlichen Provinzen. Es ist ohne unsere Schuld anders gekommen, wie ich gehofft habe; statt in der siegreichen Stätte unseres Glaubens stehen wir auf den Trümmern unserer zerschellten Hoffnungen. Und doch, meine Herren," rief der Graf, sich hoch aufrichtend, „fühle ich mich frei von jedem Vorwurf; ich habe, als ich Glatz verteidigte, nur meine Pflicht gethan und würde, wenn ich je wieder unter denselben Verhältnissen für unsere Sache eine solche Feste in den Händen hätte, wieder so handeln. Für seinen Glauben wagt der ernste Mensch das Aeußerste; wer nicht wagt, kann nicht gewinnen; der Einsatz war unser Leben, Leben und Habe der Bürger von Glatz, der Preis sollte der höchste, die Freiheit unseres Glaubens, sein; wir haben ihn nicht erreicht, das Kriegsglück hat sich gegen uns gewandt. Wir kämpften so lange, bis unsere Kräfte vollständig zu Ende waren und konnten trotzdem unser Schicksal nicht abwenden; aber das Bewußtsein nehme ich mit und diesem will ich hier im letzten Kriegsrat Ausdruck geben, daß, trotzdem der Kampf unglücklich endete, er hoch dasteht durch die Tapferkeit der Verteidiger, den Opfermut der Bürger; letztere haben durch ihre mutige Teilnahme am Kampf, ihr einmütiges Zusammenstehen mit uns, ihr treues Festhalten an ihrem Glauben ein besseres Schicksal, als ihnen geworden, unser aller höchste Achtung und Liebe verdient; ebenso haben unsere Soldaten durch ihre verwegene Tapferkeit und ihre Manneszucht sich einen Namen erworben, der weit hinausreicht über die Grenzen des Kaiserreichs. Ich bin ein geächteter, vogelfreier Mann, und ich weiß nicht, welches Schicksal mir der Feind bereiten wird; aber, komme, was da mag, es soll mich meiner Untergebenen würdig finden; ich habe das stolze Bewußtsein, der Führer der tapfersten Streiter dieses großen Krieges gewesen zu sein; den Bürgern und Soldaten meinen Dank dafür, daß sie es mir gegeben."

Alle hörten erregt des Grafen Thurn markigen Worten zu und alle schwiegen erschüttert, als er geendet hatte; endlich rief der alte Salomon Kuttner, der Vertreter der Stadt, welche durch jenes Maßregeln so furchtbar gelitten hatte und noch leiden sollte: „Dank und Hoch unserem tapferen Führer, dem hochherzigen Oberst Graf Thurn!"

Graf Thurn that den schweren Schritt: am 22. Oktober ritt er, begleitet von mehreren Offizieren, in das Lager des feindlichen Generals, um über die Uebergabe der Festung zu verhandeln. Was er für seine Mannschaft begehrte, erhielt er leicht: freien Abzug mit allen Ehren; der Feind ehrte die Tapferkeit der Verteidiger und sagte auch dem Grafen selbst, der als Geächteter dem Tode verfallen war, die Freiheit zu, aber trotz Thurns dringender Bitte, trotz seiner Drohung, sich weiter zu verteidigen und trotzdem er schließlich hochherzig sich selbst als Sühne für die Stadt anbot, verlangte er die Ergebung der Bürgerschaft auf Gnade oder Ungnade ohne jede Bedingung. Thurn brach deshalb endlich die Verhandlungen ab und begann die Feindseligkeiten von neuem. Am 24. sandte dann der Belagerer Unterhändler in die Stadt, um den Grafen zur Uebergabe zu bewegen, dieser ließ den Stadtschreiber Kuttner zu den Verhandlungen rufen; der Feind wollte ihn nicht anhören, da jede Verhandlung mit der Bürgerschaft unnütz sei; doch Thurn bestand darauf, daß er gehört werde, und der greise Stadtschreiber sprach nun in solcher ernsten, würdigen Weise für seine Stadt, daß er selbst dem Feinde Achtung abnötigte; doch aber sah er bald, daß seine Bemühungen erfolglos waren; der Gegner konnte ihm nichts bewilligen, da bestimmte Unterweisungen des Erzherzogs Karl vorlagen; nur das Eine gaben sie nach: sie wollten den Oberbefehlshaber Graf Lichtenstein bestimmen, daß in die Uebergabeverhandlungen aufgenommen würde, daß bis auf weiteren Beschluß des Kaisers in Bezug auf die

Religion alles beim Alten bleibe, daß also weder jener, noch der Erzherzog auf eigene Hand Veränderungen darin vornehmen könnten, die Glatzer also wenigstens Zeit hätten, sich an des Kaisers Gnade zu wenden. Ferner sollte jeder, welcher nicht in Glatz oder in der Grafschaft bleiben wollte, binnen 6 Monaten ungehindert und unbelästigt auswandern können. Als die Unterhändler in ihr Lager zurückgekehrt waren, ließ Thurn sofort, um auf die Entschließungen des Gegners einen Nachdruck auszuüben, das Feuer wieder eröffnen, sein letztes Geschützpulver verschießen; am anderen Morgen kamen jene zurück und brachten die Einwilligung des Generals Lichtenstein. Graf Thurn konnte nichts mehr für die Stadt thun und willigte endgültig schweren Herzens am 26. in die Uebergabebedingungen. Der Kampf war zu Ende, ein Heldenkampf einer kleinen tapferen und glaubensmutigen Schar, der jetzt beinahe vergessen ist; wer sollte auch wohl die Erinnerung daran mit solcher Liebe und freudiger Begeisterung, wie er verdiente, uns hinterlassen haben? Die Streiter, welche ihn gekämpft haben, sind nach seinem unglücklichen Ausgang weiter ins Feld des dreißigjährigen Krieges gezogen und nie zurückgekehrt, sondern gefallen oder in fernen Ländern zersprengt; die Mehrzahl der Bürger ging, um nicht den Glauben zu verlieren, in die Fremde; wer zurückblieb, wurde katholisch und hatte keine Veranlassung, sich mit dem Kampfe für die evangelische Sache zu brüsten. Die Erinnerung an die Herrschaft der evangelischen Lehre in der Grafschaft, sowie die Lehre selbst wurde mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Stadt und Land fielen nach altem Kriegsgebrauch gebunden in die Hände des Gegners; die Bewohner, welche Leben und Habe für ihren Glauben freudig eingesetzt hatten, mußten als Rebellen gegen ihren Kaiser dessen ganze fürchterliche Rache tragen; alle Opfer waren umsonst gebracht, ja hatten die Schwere ihres Geschickes, die Strafe, welche sie treffen sollte, nur vermehrt, und doch hatten sie ihr Teuerstes verteidigt und nur den Befehlen der Leiter der Verteidigung gehorcht, die in erster Linie Sache der Soldaten gewesen war. Diese aber gingen unbestraft, ja mit Ehren aus dem Kampfe; doch war es nicht die Schuld des Grafen Thurn und der Seinen, daß die Bürger ein härteres Schicksal treffen sollte; sie hatten mit beispielloser Ausdauer für die heilige gemeinsame Sache gefochten; Thurn hatte alles, was in seinen Kräften stand, zu dessen Linderung gethan. —

Der Lieutenant von Panwitz erholte sich nur langsam von seinen Wunden; noch war er schwer krank an das Bett gefesselt, als zu seinem Schrecken sein Bruder Wolfram verwundet in die Zelle gebracht wurde; dem armen Knaben war durch einen Stein ein Bein, durch den Sturz von der Treppe eine Rippe gebrochen. Die beiden Brüder lagen nun zusammen in der besten Pflege, welche von Martha von Reichenbach sorgfältig überwacht wurde. Freilich war es Konrad nicht angenehm, daß er durch seines Bruders Gegenwart an jedem eingehenderen Gespräch mit Martha gehindert wurde, aber gerade dies erleichterte doch letzterer den Verkehr mit dem Geliebten. Ihr Gespräch drehte sich jetzt meist um die Belagerung, und die Brüder erfuhren mit tiefer Trauer und Niedergeschlagenheit, daß das Ende derselben herannahe. Da kam eines Tages ihr Vater und brachte ihnen die Mitteilung vom Abschluß der Uebergabeverhandlungen. Sie waren tief ergriffen; doch ließ ihnen der alte Herr nicht Zeit, ihren Gefühlen darüber Ausdruck zu geben, sondern sprach:

„Und nun, meine Söhne, sage ich euch Lebewohl; ich muß noch heute Glatz verlassen, denn wenn ich den Kaiserlichen in die Hände falle, bin ich verloren."

„Du hast recht, mein Vater," erwiderte Konrad, „doch wie willst du dich der Gefahr entziehen?"

„Thurn hat mir seine Hülfe zugesagt."

Beruhigt sagte Konrad, welcher doch noch zu matt war, als daß er sich die Gefahr, in welcher sein Vater schwebte, ganz klar gemacht hätte:

„Nun, dann ist es gut! Du gehst doch gewiß nach Breslau; dann grüße die Mutter und Geschwister, wenn ich gesund und aus der Pflege entlassen bin, komme ich mit Wolfram zu dir. Wir Kranken haben ja, Gott sei Dank, freien Abzug."

„Ja, sucht mich, wenn ihr gesund seid, bald auf!" sagte der alte Panwitz mit schmerzlich bewegter Stimme; dann aber verließ er, rasch Abschied nehmend, kaum seiner selbst mächtig, seine schwerkranken Söhne, um vor der Thür schluchzend zusammen zu brechen, ein Mann, dem alles genommen war, Habe und Gut, Vaterland und die Hoffnung auf den Sieg seines Glaubens, der genau wußte, daß er binnen kurzem auch das Letzte, Freiheit und wohl auch sein Leben, verlieren würde. Wie sollte der Graf Thurn ihn unentdeckt durch den eisernen Ring der Feinde bringen! Er hatte seinen Söhnen hier einen falschen Trost gegeben, da er glaubte, bei ihrem Zustande durch die Mitteilung der Wahrheit ihr Leben in Gefahr zu bringen. Er verzweifelte daran, sie wiederzusehen, doch noch einmal, freilich dann zum letztenmale, sollte es ihm später vergönnt sein, von ihnen Abschied zu nehmen.

Als er noch, in tiefen Schmerz versunken, an der Thür zur Zelle seiner Söhne stand, kam seine Nichte Martha von Reichenbach; ihr eröffnete er sein schwerbeladenes Herz, und auch hier wußte die kluge, glaubensstarke Oberin Linderung und Trost zu gewähren; als er sie verließ, hatte er die volle Herrschaft über sich zurückgewonnen, lag der willensstarke Ausdruck der Entsagung in seinen Zügen. —

Der nächste Tag sollte den beiden Brüdern noch einen anderen, gleich schweren Abschied bringen: Graf Thurn kam ins Lazarett, um seinen Verwundeten Lebewohl zu sagen; jedem seiner Kämpfer drückte er noch einmal die Hand, und fast alle seine Soldaten versprachen ihm freudig aus freiem Antriebe, wenn sie genesen wären, wieder in seine Truppen zu treten. Dann besuchte er den verwundeten kaiserlichen Oberst von Neuhaus und bat ihn um Schutz für die Seinen sowie die Oberin des Lazaretts. Mit Freuden versprach dieser, von Dankbarkeit für die ihm durch jene zu teil gewordene Pflege und von Bewunderung für ihr Wirken erfüllt, sich der Kranken anzunehmen, und verpflichtete sich auf seine Ehre, Martha nach Kräften zu beschützen und die anderen Befehlshaber gleichfalls dazu zu bewegen. Keiner der Offiziere und Soldaten, welche hier in so großen Massen in ihrer Pflege gewesen seien, würde je dulden, daß ihr das geringste Leid geschehe.

Dann trat Thurn, den die Oberin dringend gebeten hatte, den Abschied kurz zu machen, damit die Kranken nicht allzusehr aufgeregt würden, an das Lager der beiden Panwitz, deren Augen vor Freude leuchteten, als sie seine hohe Gestalt erkannten.

„Ich komme, um Euch Lebewohl und meinen Dank für Eure treuen Dienste zu sagen, Ihr tapferen Panwitze! Ihr wißt, daß das Schloß schon gestern übergeben worden ist und morgen die Stadt übergeben wird; ich verlasse morgen mit meinen Truppen in allen Ehren Glatz" — Konrad wollte sprechen; — „doch unterbrecht mich nicht, mein lieber Lieutenant! Meine Zeit ist gemessen, zum Klagen zu kurz. Wir Soldaten müssen immer frisch vorwärts blicken; hoffentlich blüht uns, vielleicht auch Glatz, einst ein besseres Los. Morgen marschieren wir ab, bei Schweidnitz muß ich die Leute ihres Eides entbinden und entlassen; doch wollen die meisten bei mir bleiben und mit mir nach der Mark Brandenburg oder anderen evangelischen Staaten ziehen, wo wir das halbe Jahr, während dessen nicht wider den Kaiser zu dienen wir schwören müssen, abwarten wollen. Wollt Ihr, mein lieber Lieutenant, mir nach Eurer Wiederherstellung dahin folgen? Wir werden rasch Gelegenheit finden, für unsere Sache zu kämpfen, und ich würde Euch ungern vermissen."

Rasch und freudig erregt antwortete Konrad: „Gewiß, Ew. Gnaden! Mein sehnlichster Wunsch wird dadurch erfüllt."

„Und nun du, mein lieber Wolfram! Willst auch du mir folgen? Du hast im letzten Jahre vieles gelernt und bist stark geworden. Wenn du genesen sein wirst, will

ich dich als Junker bei meinen Reitern oder Dragonern anstellen, zumal dein Vater voraussichtlich lange nichts für dich thun kann."

Wolfram war außer sich vor Freude und gab derselben beredt Ausdruck; doch unterbrach ihn der Graf:

„Ruhig, mein Junge, du darfst dich nicht aufregen! Und nun lebt wohl! Auf Wiedersehen in der Mark!"

„Auf Wiedersehen, Ew. Gnaden!" riefen beide, ihm die Hand drückend; dann verließ Thurn das Zimmer, die beiden Brüder getröstet zurücklassend; er hatte es verstanden, dem Abschied seine Bitterkeit zu nehmen.

Am nächsten Tage, am 28. Oktober, verließen die Thurnschen Truppen die Stadt, welche sie so tapfer, doch ohne Erfolg verteidigt hatten; mit fliegenden Fahnen und Cornets, mit allen Waffen und Gepäck, mit brennenden Lunten, Kugeln im Munde, marschierten sie hoch erhobenen Hauptes durch das Heer der Belagerer, welches ihnen alle einem tapferen Feinde gebührenden Ehren erwies; von der Höhe vor dem Warthapaß warfen sie noch einmal ihre Blicke auf die alte Feste und die ganze Grafschaft, die Stätte ihrer Triumphe und Kämpfe; dann ging es weiter, geleitet von den Reitergeschwadern Torquato Contis. Als sie die Gegend von Schweidnitz erreicht hatten, wo sie — den Verhandlungen gemäß — auseinandergehen sollten, da ließ der Oberst Graf Thurn nochmals seine stolzen Scharen aufmarschieren und hielt ihnen eine ergreifende Ansprache, in welcher er ihnen für ihre Treue, Tapferkeit und Gehorsam seinen Dank aussprach und sie zum Schluß ihres Fahneneides entband und entließ; dann senkten sich die alten, so ehrenvoll geführten Feldzeichen, und das Fahnentuch wurde nach altem Brauch zum Zeichen, daß die Truppenteile aufgelöst seien, von den Fahnenstangen herabgerissen, diese zerbrochen. Thurn war tiefbewegt, die Soldaten knirschten vor Wut mit den Zähnen; nur der alte Plato lächelte, mit der unverwundeten Hand seinen Schnurrbart streichend, spöttisch, und sprach zum Hauptmann von Baudiß:

„Sieh nur, wie die Fähnriche das Fahnentuch fein sauber einwickeln; sie werden es bald genug wieder hervorziehen und an neue Stangen nageln, und dann wehe euch, ihr Herren Kaiserlichen!"

Als dann der kaiserliche Oberst Torquato Conti die Truppen Thurns hatte schwören lassen, sechs Monate lang nicht wider den Kaiser zu dienen, und sie nun aufforderte, auseinander zu gehen, da riefen sämtliche Soldaten wie aus einem Munde:

„Wir bleiben bei unserem Führer, dem Grafen Thurn, keiner verläßt ihn."

„Nun dann," sprach Thurn, „ich darf euch zwar jetzt nicht führen, ihr seid nicht mehr meine Untergebenen, wer aber freiwillig mich begleiten will, soll willkommen sein!" Und alle zogen mit ihm, freiwillig, ohne Befehl und doch in voller Ordnung; sie wollten von ihrem geliebten Führer nicht lassen. Bis an die Grenze der Mark Brandenburg geleiteten sie die Reiter Torquato Contis; dort angekommen, wollten die letzteren, denen jetzt nicht mehr die Verpflichtung des freien Geleits oblag, die bisher geleiteten Mannschaften angreifen; doch im Augenblick standen die Truppen Thurns in ihren früheren, geschlossenen Abteilungen kampfbereit; die Kaiserlichen gingen eingeschüchtert zurück; sie kannten die Furchtbarkeit und Schärfe der Waffen des Gegners.

Die ehemaligen Glatzer Truppen zogen weiter, um nach abgelaufener Frist aufs neue unter des Grafen Leitung zu treten und ebenso ausdauernd, ebenso tapfer noch viele Jahre lang in heißen Schlachten zu streiten und zu bluten. —

Den aus Glatz ausmarschierenden Truppen Thurns folgten auf dem Fuße die siegreichen Kaiserlichen; dumpfe, drückende Schwüle herrschte in der überwundenen Stadt, niemand aus der Bevölkerung war auf der Straße zu sehen; die Bürger wußten, was ihrer wartete, und sahen verzweifelt in stumpfer Ergebung dem Kommenden entgegen

Und die kaiserliche Gewalt machte sich sofort fühlbar: noch am Tage des Einzugs wurden, unter schnödem Bruche der Kapitulation, welche jedem gestattete, binnen sechs Monaten unbehindert auszuwandern, der Stadtschreiber, der Rat der Stadt, der Landeshauptmann, viele Bürger und Edelleute, darunter Bernhard von Panwitz, verhaftet und in die Gewölbe des Schlosses geworfen, welche die meisten erst mit ihrem Tode verlassen sollten. Als man den Waffenschmied Keil verhaften wollte, war er spurlos verschwunden; Frau Nese blieb trotz aller Drohungen dabei, daß sie nicht wisse, wo er zu finden sei; ihm allein war es mit Hülfe seiner beiden ältesten Söhne geglückt, sich zu retten. Als er durch Zufall von den ersten Verhaftungen erfahren, hatte er sich mit diesen in einen alten Gang unter der Stadtmauer und dann in der Nacht über dieselbe ins Freie geflüchtet.

Und wie die erste That der kaiserlichen Gewalt so rasch vorgenommen wurde, so kam auch mit furchtbarer Schnelle, so daß die ihrer Obrigkeit und Vertretung beraubte Bürgerschaft nicht einmal Zeit hatte, des Herrschers Gnade anzurufen, die Entschließung desselben in betreff der Religion; sie war, wie vorauszusehen, hart: Die katholische Lehre sollte siegreich an Stelle des Protestantismus in Glatz einziehen, die Kirchen geschlossen werden, die evangelische Geistlichkeit binnen drei Tagen Glatz verlassen.

Am 12. November versammelte sich die ganze Gemeinde auf dem Markte der Stadt, um von ihren Predigern und mit ihnen von ihrem evangelischen Gottesdienst für immer Abschied zu nehmen. Noch einmal hörten sie die ergreifenden Worte der treuen Hirten, welche sie zum festen Ausharren bei ihrem Glauben ermahnten und ihnen dann den letzten Segen erteilten. Weinend lag das gesamte Volk auf den Knieen und trauernd geleitete es sie aus der Stadt. Hoffnungslos lag die Zukunft vor den Verwaisten, denen der Trost in ihrer Hoffnungslosigkeit, der Gottesdienst, genommen war; bald — das fühlten sie — würde man ihnen auch das Höchste, für das sie geopfert, geblutet und gelitten hatten, ihren Glauben selbst, zu nehmen suchen. —

(Fortsetzung folgt.)

Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71.

(Nach französischen Quellen.)

(Schluß.)

Neben den falschen Siegesnachrichten gingen die übrigen Illusionen weiter fort, welche die Franzosen schon vor dem Feldzug in falsche Siegesgewißheit versetzt hatten. Am 17. Juli hatte der Figaro berichtet, daß in Berlin in einer Woche 200 Menschen aus Kriegsfurcht an der Diarrhöe gestorben sind.[1]) Ende Juli hatte der Gaulois nach belgischen Quellen berichtet, daß württembergische Soldaten sich selbst verwundeten, um nicht am Feldzug teilnehmen zu müssen, und daß badische Soldaten mit Kolbenstößen durch preußische Soldaten in die Eisenbahnwagen befördert wurden, während die Badenser Frauen die Preußen mit Steinen bewürfen.[2]) Am 31. Juli meldete der Gaulois, aus Hannover werde alle kräftige männliche Bevölkerung entfernt, weil im Kriege Preußen dort Aufstände besorge; die Hannoveraner würden ausschließlich in der Reserve verwendet.[3]) Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz habe sich geweigert, am Kriege teilzunehmen.[4]) Schon Anfang August sollte im preußischen Heere ein großer Getreidemangel fühlbar gewesen sein. Die Kommißbrote enthielten nur dreiviertel Getreide, der Rest sei mit irgendwelcher Ergänzung hergestellt worden. 7000 Badenser sollten um diese Zeit die Grenze überschritten haben, um sich vor dem Hungertode zu retten. Auch wußte man, daß Prinz Friedrich Karl krank und Moltke leidend sei und von Mainz aus die Bewegungen der deutschen Truppen leite.[5]) Ende August brachte der National folgende Neuigkeit: „Der König Wilhelm ist irrsinnig! Die lebhaften Gemütsbewegungen der Kämpfe vom 14., 16. und 18., in welchen die Blüte der preußischen Aristokratie hingemäht wurde, hatten bereits seinen Verstand erschüttert, der nicht mehr Widerstand leisten konnte vor den fürchterlichen Einzelheiten der Schreckensscenen, deren Zeugen die Steinbrüche von Jaumont waren. Der Zustand des Königs ist möglichst lange verheimlicht worden, und Herr von Bismarck hat sich in aller Eile zur Königin Augusta begeben, um den der Hohenzollern-Dynastie widerfahrenen Schlag abzuwehren. Er war schleunigst in das Hauptquartier zurückgekehrt, um die Heimreise des Königs nach Preußen zu verhindern. Das feindselige Verhältnis zwischen dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl könnte ernste Folgen herbeiführen, wenn

[1]) Hirth, a. a. O., I, S. 189. [2]) Leclercq, a. a. O., S. 39. [3]) Ebd. S. 43. [4]) Ebd. S. 41. [5]) Ebd. S. 86ff.

der Schein der königlichen Autorität sie nicht zurückhielte." Am 3. September führte der Figaro dieses Thema weiter. „Ein Brief aus Neustatt giebt uns neue Einzelheiten über den schon gemeldeten Irrsinn des Königs von Preußen. Nach alledem wäre dies nur eine Familienschwäche, deren Ausbruch die Niederlage von Jaumont herbeigeführt hat. Man versichert uns, daß König Wilhelm am 29. August durch Heidelberg gekommen ist, von zwei höheren Offizieren nach Berlin geführt. Sein zur Tobsucht neigender Irrsinn hatte sich zuerst durch sonderbare Launen gezeigt, wie die Zurück- und Wiederberufung des Generals Steinmetz. Der Kronprinz, von Herrn von Bismarck benachrichtigt, soll nur die Ankunft des Generals von Kanstein erwarten, um nach Berlin zu reisen und den irrsinnigen König dort zu pflegen. Die gleichfalls von Herrn von Bismarck benachrichtigte Königin hat den General von Löwenfeld ins Heer geschickt, der nur die Thatsache des Irrsinns bestätigen könnte. Bismarck selbst wäre am 27. durch Mainz gekommen, um die Ereignisse abzuwehren, die diese ernste Nachricht unbedingt herbeiführen muß." [1]) Am 2. Oktober meldete der Moniteur, daß am 25. September zwei badische Regimenter in Versailles rebelliert haben, weil sie nicht ins Feuer rücken wollten, und daß infolgedessen 24 Mann erschossen worden seien. [2]) Am 4. Oktober meldete die Korrespondenz Havas aus Neuschâteau: Es geht das Gerücht, daß die getötete Persönlichkeit, deren (bleierner, mit Goldbrokat verhüllter) Sarg neulich Châlons und Tours passierte, der General von Moltke sei. Man erinnert sich, daß nach der neulichen Depesche dieser Sarg von 3000 Mecklenburgern begleitet wurde. Es ist nicht unnütz, daran zu erinnern, daß General von Moltke in einer kleinen Stadt des Großherzogtums Mecklenburg geboren ist. [3]) Am 11. Oktober ist nach den französischen Zeitungen nicht nur Moltke gestorben, sondern liegt auch der preußische Kronprinz im Sterben, und haben württembergische und bayerische Truppen offen rebelliert. [4])

Sehr lange hoffte man auf Bazaine. Man stellte sich in Paris gern vor, wie er den um Metz gelegten Eisenring durchbrach und sich mit einem Heere, das man auf mindestens 80000 Mann schätzte, auf die Pariser Belagerungstruppen stürzte. Wenn er nicht nach Paris vordränge und nur im Wasgengau bliebe, so würde er dem Feinde die Zufuhr abschneiden und ihn durch Hunger zum Rückzug nötigen; die Pariser würden sich dann zu seiner Verfolgung aufmachen. [5]) Die Hoffnungen, die man in Paris auf die von Gambetta gesammelten Provinzialtruppen setzte, und die der letzteren auf den Durchbruch der Pariser brauchen kaum besonders erwähnt zu werden. Zu Illusionen gaben ferner den Parisern die deutschen Zeitungen Veranlassung, die man bei den Toten und Verwundeten von Le Bourget gefunden hatte. „Alle diese Blätter waren einmütig, diesen endlosen Krieg zu beklagen. Alle bezeugten sie eine gewisse mit Zorn vermischte Unruhe. Indem sie ihren Lesern die Nachricht von der unerwarteten Erhebung Frankreichs brachten, überhäuften sie Gambetta mit Schmähungen, die ihn uns um so lieber und uns ein ungeheures Vergnügen machten. Sie brachten eine Kundgebung des Königs Wilhelm, die, sich an seine Soldaten richtend, die außerordentlichen Anstrengungen von Paris und Frankreich feststellte, und durch indirekte Anspielungen sie zu ermutigen schien, tapfer die Unfälle zu ertragen, die man für möglich hielt." [6]) Man wußte auf Grund von Angaben des Luftschiffers Nadars zu erzählen, das preußische Heer sei halb demoralisiert, und gründete darauf die Hoffnung, es werde 300000 Mann unter den Mauern von Paris lassen, und der Frieden werde in Berlin unterhandelt werden können. [7]) Die Illusionen der Versailler während der Pariser Belagerung schildert Céard. [8]) Man glaubte dort, die Preußen, unversehens heftig angegriffen, würden sich nicht verteidigen können. Des Nachts nach einem Kampfe glaubte man an den erwarteten,

[1]) Leclercq, a. a. O., S. 169 f. [2]) Hirth, II, 253[4]. [3]) Hirth, II, 255[7]. [4]) Hirth, II, 271[6]. [5]) Sarcey, a. a. O., S. 118. [6]) Sarcey, S. 207. [7]) Cozic, in Illustration vom 1. Oktober 1870. [8]) La saignée in Soirées de Médan, S. 799 ff.

großen siegreichen Ausfall. „Begeisterte Hoffnungen erwärmten sich in der Nachtmütze auf den Thürschwellen; jeder lauschte, alle Geräusche im günstigen Sinne auslegend. Die krachenden Munitionswagen, die unten in der Finsternis rollten, wurden für die Gepäckwagen des Königs Wilhelm gehalten, die man fortbrachte, um sie vor der sicheren Unordnung und vor der Hinwegnahme zu bewahren. Man betrachtete das Schloß; kein Licht glänzte darin, und in einem Anfall von Optimismus schloß daraus jeder mit Notwendigkeit, daß der deutsche Stab, von Furcht ergriffen, entflohen sei. Frau von P. gab für gewiß aus, daß das Versailler Schloß unterminiert sei. Die Pariser erwarteten nur den günstigen Augenblick; ein elektrischer Funke und König Wilhelm mit seinem Stabe flog plötzlich in die Luft. Sie war auch sicher, daß unterirdische Gänge unter der Erde und unter den Hügeln von Auteuil nach der place d'Armes führten. Es war nicht zweifelhaft, der Ausfall mußte nach dieser Seite erfolgen. Die Franzosen würden darin gedeckt heranmarschieren, und man würde bald lachen, wenn sie unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter mitten in dem befreiten Versailles vorbeiziehen würden. . . . Sie behauptete sogar, Schritte unter der Erde zu hören, abgemessene wie die marschierender Truppen. Die Skeptischsten lauschten, durch die Sicherheit ihres Vertrauens erschüttert; ja es schien ihnen, daß man etwas Ungewohntes hörte. Oft war es nur der Hufschlag eines angehalfterten Pferdes, dessen Eisen in einem benachbarten Stalle das Pflaster trafen; manchmal war es noch weniger: das Gemurmel des Windes in den Baumreihen. Zumeist hörte man nichts, als die Phantasiegeräusche, welche lebhafte Hoffnungen in aufmerkenden Ohren erwecken." In Versailles lief auch das Gerücht, daß die Befestigungen der Preußen oft lächerlich, ihre unüberwindlichen Verschanzungen nur scheinbare wären. Sie hätten kaum einige ernste Batterien wirklich mit Stücken von langer Tragweite besetzt. Der Rest bestände aus Ofen- und Kloakenröhren, deren nach Paris gerichtete Oeffnung, von weitem mit dem Fernrohr gesehen, den Eindruck von Kanonenmündungen mache. Man nannte den Ort und die Personen, die diese Kriegslist wahrgenommen hatten. Am 22. Januar brachte die Korrespondenz Havas folgende Nachricht: „Verschiedene Briefe, die uns aus Prag und Basel mitgeteilt wurden, lassen den Geist erkennen, der täglich mehr in Deutschland zu Tage tritt. In Berlin verrät sich die Unzufriedenheit jeden Tag durch Drohungen gegen die Königin. Es werden mehrere Fälle mitgeteilt, welche die sofortige ‚Hinrichtung der Beteiligten' zur Folge hatten. In Berlin und Aachen haben die letzten Aushebungen Aufstände hervorgerufen, und in allen Städten Deutschlands greift Verzweiflung um sich. Einige Zeitungsschreiber haben die schreckliche Statistik der Verluste veröffentlicht; sie wurden sofort ins Gefängnis geworfen. Man spricht von der Entdeckung einer geheimen Gesellschaft, die unter dem Namen ‚Die Rächer der Waisen' den Schwur geleistet hat, das Wiedervergeltungsrecht unmittelbar an dem Könige von Preußen, dem Grafen Bismarck und dem Grafen Moltke auszuüben." [1]) Man rechnete auch auf die schädlichen Einflüsse der Witterung, die den Vormarsch des Feindes hindern würde. Schon am 30. August schrieb Véron im Charivari: „Wir haben das Glück, durch eine ausnahmsweise häßliche Witterung unterstützt zu werden. Die Nächte sind wirkliche Oktobernächte, eisig, feucht, tödlich für Soldaten, die wie die preußischen unter freiem Himmel schlafen, ohne ein Zelt zu ihrem Schutze. Je weiter wir in der Zeit vorschreiten, umsomehr dürfen wir auf diesen schrecklichen Bundesgenossen zählen" Am 2. September wußte man in demselben Blatte aus deutschen Quellen, daß, vermutlich infolge dieser Kälte, die meisten Preußen schrecklich an den Füßen litten. Am Tage, wo sie zum Rückzuge blasen müßten, würde ihnen das sehr hinderlich sein. Den 3. September [2]) trat die weitere Nachricht hinzu: Das Fußleiden, das vor acht Tagen im Heere Prinz Friedrich Karls ausgebrochen sei, habe nun auch in dem Heere des Kronprinzen um sich gegriffen. „Da sind nun die Preußen, die bekanntlich alle Schuster sind, bei den

[1]) Hirth, III, 5040 ff. [2]) Guillemot im Charivari.

Stiefeln gepackt. Eine neue Bestätigung des alten Sprichworts: Niemand ist schlechter beschuht als ein Schuster." Auch das Regenwetter gab dem Charivari Gelegenheit zu neuen Hoffnungen und Wünschen. Parfait meinte darin am 11. September: „Sollte der Regen ein Verbündeter sein, den die Vorsehung sendet? Ich nehme ihn gern als solchen an und richte ganz leise folgenden Anruf an ihn: O Regen, Freund, durchdringender und kalter Freund, gehe uns im Angriff gegen den Feind voraus, plage ihn unaufhörlich, überrasche ihn auf den Heerstraßen, auf den schutzlosen Feldern, schwelle die Flüsse auf seinem Wege an, peitsche ihn ins Gesicht, tränke seine Kleider, durchdringe ihn bis auf die Knochen, durchnässe tief den Boden, auf dem sein Haupt sich niederlegen will, feuchte seine Patronen an, ziehe seine Kanonen, seine Proviant- und Munitionswagen in den Morast, erschöpfe ihn, indem du seinen Marsch verzögerst, und dann, o durchdringender und kalter Regen, wirst du ebenso wie unsere tapferen Verteidiger um das Vaterland verdient sein." Der Gedanke, daß auch die französischen Soldaten, mehr noch als die deutschen, unter der Witterung leiden konnten und in Wirklichkeit gelitten haben, scheint dem Strategen des Charivari nicht gekommen zu sein.

Am zähesten erhielten sich die Hoffnungen auf die neutralen europäischen Großmächte. Hören wir zunächst als Proben die bezüglichen Auslassungen P. Vérons, des Charivari-Politikers, an, welche in Kürze die in Frankreich allgemein gepflegten Lieblingsgedanken zum Ausdruck bringen. Am 9. August schrieb er: „Man meldet, daß uns Italien tausend Mann schickt. Dieser Entschluß würde den Beinamen Viktor Emanuels, galantuomo, rechtfertigen. Es ist auch unmöglich, daß nicht ganz Europa fühlt, es sei Zeit, dem schrecklich überreizten preußischen Ehrgeiz Zügel anzulegen. Für Oesterreich ist unsere Niederlage der Tod ohne Phrase; denn unser „Prestige" allein hinderte Preußen, sich auf diese Beute zu stürzen. Für England handelt es sich um ein preußisch gewordenes Holland, folglich die Schöpfung einer furchtbaren Seemacht, welche die Oberherrschaft auf dem Meere anstrebt. Für Rußland um die Verkleinerung des moskowitischen Kolosses durch die Nachbarschaft eines anderen Kolosses." Am 20. August: „Aus den uns von verschiedenen Seiten zugegangenen Nachrichten geht hervor, daß die europäische Diplomatie nicht ohne Unruhe über die hochmütigen Ansprüche Preußens ist, die es zeigt, nachdem es von seinen wenigen Erfolgen berauscht ist. Man begreift im Auslande, daß der Niedergang Frankreichs eine Ursache unaufhörlicher Wirren sein würde. Wenn uns Preußen Provinzen entrisse, so würde sein grenzenlos gewordener Hochmut beständig alle anderen Mächte bedrohen. Andererseits würde das einen Augenblick vernichtete Frankreich nur an Wiedervergeltung denken, und niemand könnte es hindern, sie früher oder später auszuüben. Unter diesen Umständen beginnen die verschiedenen Kabinette zu begreifen, daß der wahre Feind des europäischen Friedens immer in Berlin gewohnt hat." Der Gaulois glaubt Anfang September für die Genauigkeit folgender Mitteilung einstehen zu können: „Alle Nationen zeigen zur Stunde nur eine Sorge: die, mit Frankreich zu marschieren und den Augenblick der Unterzeichnung eines ehrenhaften Friedens zu beschleunigen." [1]) Am 7. September wußte der Figaro von einem Bündnis mit Amerika zu melden; mehr als zwei Millionen Amerikaner seien bereit, die französische Sache mit der Waffe zu verteidigen.[2]) Dann setzte man große Hoffnungen auf die Wirksamkeit Thiers, der die europäischen Höfe bereiste, um sie zum Einschreiten zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen. „Wir hielten es damals noch für möglich, ein europäisches Bündnis gegen das siegreiche Preußen zu begründen. Vor allem zählten wir auf Rußland. Wir sagten uns, daß es genügend seine Interessen begreifen würde, um zu befürchten, daß eines Tages das allmächtige, von seinen Triumphen berauschte Preußen seine deutschen Provinzen zurückverlangen und im Falle einer Verweigerung sie Rußland mit Gewalt entreißen würde. Wer weiß? sagten wir

[1]) Courrier de Lyon, 15. September 1870. [2]) Lecterca, a. a. O., S. 184.

uns, vielleicht ist das Bündnis zu dieser Stunde geschlossen, und wir berechneten, in wie viel Zeit ein russisches Heer über Berlin herfallen und unsere Feinde zwingen könnte, sich gegen diesen neuen Gegner zu wenden." [1])

Als alle Versuche scheiterten, den Gegner aus dem Lande zu verdrängen, als alle Hoffnungen auf Bündnisse sich gegenstandslos erwiesen, als es mit der Uebergabe von Paris selbst dem Widerstrebendsten klar werden mußte, daß weiterer Widerstand unmöglich, so traten drei Gefühle bei der französischen Bevölkerung in den Vordergrund. Die weniger guten Patrioten machten kein Hehl aus ihrer Freude, daß der Krieg endlich ein Ende habe, und mancher junge Kämpfer hielt es für überflüssig, seine Genugthuung zu verbergen, mit heiler Haut davongekommen zu sein. „Man vergaß unter den Mobilgardisten das Unglück des Vaterlandes, um nur an eins zu denken, daß man eine schwere Kette los sein würde. Man merkte gar manchem an, daß er irgend eine Last weniger hatte. Was lag ihnen an der öffentlichen Wohlfahrt, gegenüber ihrer eigenen unbedeutenden Person!" [2]) Andere, von aufrichtigem Schmerz über den Ausgang und die harten Friedensbedingungen erfüllt, gaben sich einer männlichen Resignation hin. Die überaus große Mehrheit suchte und fand Trost in dem Gedanken an eine baldige Wiedervergeltung, einen nahen Rachekrieg, der alles gut machen würde, was das Heimatsland und die französische Eigenliebe in dem abgeschlossenen Feldzuge gelitten hatte. Für die Art, wie man sich dieselbe dachte, sind kennzeichnend eine Anzahl Racheerzählungen, von denen wir eine, die gleich nach Schluß des Krieges geschrieben wurde, ihrem Inhalte nach hier wiedergeben, weil sie einen klaren Einblick in die damals alle Volksklassen Frankreichs beherrschende Seelenstimmung verstattet. Sie hat zum Verfasser Eduard Daugin und trägt den Titel: „Die Schlacht bei Berlin im Jahre 1875. Erinnerungen eines alten Landwehrsoldaten." [3]) Ein alter deutscher Landwehrmann erzählt darin wie folgt den Untergang von des deutschen Reiches Herrlichkeit:

„Die Politik unseres hochvortrefflichen und hochtapferen Königs Wilhelm war darauf gerichtet, aus dem deutschen Vaterlande eine bedeutende, in Europa notwendig das Uebergewicht besitzende Landeseinheit zu schaffen, Berlin zum allgemeinen Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft, der Diplomatie u. s. w. zu machen . . . , kurz Frankreich durch Preußen zu ersetzen. Die Aufgabe war erfüllt. Frankreich bestand nicht mehr, England war unter den Hieben unserer tapferen Soldaten gesunken. Es hatte seine kanfmännische Oberhoheit an Deutschland abtreten müssen. Der Osten Europas besaß keine politische Macht mehr. Wir hatten Dänemark einverleibt: nichts geschah in Europa ohne unsere Erlaubnis, und wir bedurften niemandes Erlaubnis, um zu thun, was uns beliebte. Frankreich rührte sich nicht, Spanien und Portugal zählten nicht mehr als früher. Italien, unser treuer Bundesgenosse, wuchs als Kriegs- und Geld-Macht. Oesterreich behandelte uns mit größter Aufmerksamkeit und Rußland war mit uns in angenehmen Beziehungen. Seit einiger Zeit hob die „Kreuzzeitung" den ungeheuren Vorteil hervor, den es für die kleinen Mächte, Belgien und Holland haben würde, sich mit uns zu vereinen. Man sprach auch von Schweden, und behauptete, es könne nur gewinnen, wenn es zu uns gehörte. Dänemark sei niemals so blühend gewesen, als seitdem es deutsch geworden ist. Oesterreich wünschte sich auszudehnen, aber wir schränkten seinen Ehrgeiz ein, um seines Bündnisses sicher zu bleiben. Eines Morgens las ich in der schwarzumränderten „Kreuzzeitung" die Nachricht von Bismarcks Tode. „Se. Excellenz hatten die Absicht, einen Teil der Nacht zu arbeiten. Als gegen zwei Uhr Morgens der Kammerdiener im Zimmer ein lautes Geräusch hörte, trat er

[1]) Sarcey, a. a. O., S. 97.

[2]) Arthur de Grandeffe, Mobiles et Volontaires de la Seine. Paris 1872. S. 181.

[3]) La Bataille de Berlin. Souvenirs d'un vieux soldat de la Landwehr. Paris 1871. Lachaud. 48 S.

ein und sah seinen Herrn auf dem Boden hingestreckt. Ein eiligst herbeigeholter Arzt kam zu spät: das Herz hatte zu schlagen aufgehört." „Einige Tage darauf fand das Begräbnis des großen Mannes unter allgemeinem Schmerze statt. Der Berliner Dom war ganz mit schwarzen Tüchern ausgelegt. Der König wohnte mit allen seinen Würdenträgern und seinem getreuen Manteuffel der Trauerfeier bei. Abteilungen von allen Truppen unseres bewundernswerten Heeres bildeten den Leichenzug. Als man auf dem Friedhof den Leichnam in die Familiengruft senkte, erschollen Artilleriesalven." Ein Monat verging. Der König hatte die Leitung der Geschäfte selbst in die Hand genommen; sein einziger Vertrauter war der beim Königlichen Gefolge wenig beliebte General von Manteuffel. Das Volk war nicht unglücklich: „Wir waren alle Soldaten gewesen, und wir hatten während unserer Feldzüge große Ersparnisse gemacht." Frankreich und England waren reiche Länder, aus denen der Soldat Kriegsandenken mitgebracht hatte, die ihm einen langen Lebensunterhalt sicherten. Aber das Heer war vier Jahre hindurch auf dem Kriegsfuße gewesen. Ein gutes Drittel der kräftigen Männer war umgekommen oder derart verkrüppelt, daß sie nicht mehr dienen und nicht ohne staatliche Unterhaltung existieren konnten. Alle diese armen Teufel waren in den verschiedenen Verwaltungszweigen untergebracht. In den Ministerien gab es nicht einen einzigen Bureaudiener, dem nicht ein Arm oder ein Bein fehlte. Manchem Beamten fehlten sogar beide Beine; man hatte sie zu expedierenden Schreibern gemacht, die den ganzen Tag sitzen mußten, und deren Beine der Staat also nicht nötig hatte. Alles, was von kräftigen Männern in Deutschland übrig blieb, war Soldat. Nur die ältesten Landwehrmänner wurden an den häuslichen Herd geschickt. Sie mußten, da sie an Arbeit nicht mehr gewöhnt waren, gewissermaßen ihren Stand wieder lernen. Die Industrie ging aus Mangel an kräftigen Armen nur unvollkommen voran. Der Handel war zu großer Einfuhr benötigt. Das von den Soldaten aus Frankreich und England mitgebrachte Geld kehrte in diese Länder zurück. Ein kriegerischer Geist beherrschte ganz Deutschland. Des Abends, in den Bierhäusern, sprach man nur von Kriegsangelegenheiten, und las man Artikel, welche die Einverleibung von Schweden, Holland und Belgien verlangten. Man mußte auf eine Explosion gefaßt sein. Und sie trat ein. Eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung des deutschen Botschafters in Schweden gab die Veranlassung zu einer sofortigen Kriegserklärung. Bald darauf gab die „Kreuzzeitung" bekannt, daß Rußland und Frankreich die Absicht hegten, sich in den Krieg einzumengen. Einige aus Frankfurt am Main gebürtige Soldaten wären aufständig geworden und hätten Berliner Straßen mit den Rufen durchlaufen: „Es lebe die Freistadt Frankfurt!" — Einige Tage später richteten Rußland und Frankreich ein Ultimatum an die deutsche Regierung. Es wurde ihnen mit Kriegserklärung geantwortet. Darob große Erregung im ganzen Reiche. Die jungen Offiziere, die den Feldzug nicht mitgemacht hatten, sagten: „Wir ziehen nach Paris," und Freude entflammte ihren Blick. Die Offiziere, die Paris bereits gesehen hatten, antworteten: „Wir ziehen nach Petersburg." In 14 Tagen mußte unser Heer auf dem Kriegsfuß sein. Alles war auf das beste vorbereitet. Man setzte großes Vertrauen in die Weisheit unseres würdigen Königs, in die Erfahrung der Generäle und in die Festigkeit der Truppen. Die Erregung in Berlin verriet sich nicht in Schreiereien nach Art der Pariser, nur gingen viele Frauen in die Kirche, um zu beten, und auch die Museen mit den deutschen Trophäen wurden eifrig besucht. Man wollte sich durch das Andenken an unsere Siege stärken. Endlich waren alle Truppen fort. Berlin war verlassen. Der Geschäftsverkehr stockte: es blieben nur Frauen, Kinder und Greise zurück. Die ersten Nachrichten kamen an, sie waren schlecht. Elsaß-Lothringen war beim Nahen des französischen Heeres aufständig geworden. Metz und Straßburg waren durch Verrat der Einwohner ausgeliefert worden. Ihr Verlust öffnete den Franzosen den Weg nach Deutschland. Italien war nicht bereit. Schon hatten die Franzosen den Rhein an drei Stellen überschritten. Sie besaßen eine so leichte, so gut berittene Kavallerie, daß sie unsere berühmten Ulanen

zum Rückzug zwangen und sich von unseren hübschen Wirtsmägden den trefflichen Rheinwein einschenken lassen konnten. Die „Kreuzzeitung" tröstete mit dem Hinweis auf die abgehenden Verstärkungen, und auf die baldige Ankunft der Italiener, die allein genügte, um den Hochmut der Franzosen zu züchtigen. Sie bedauerte das zu große Vertrauen, das die Deutschen den Elsaß-Lothringern geschenkt hatten, die Aemter in Deutschland suchten. „Alle diese Männer sind seit der Kriegserklärung verschwunden; sie sind nach Elsaß-Lothringen zurückgekehrt. Die einverleibten Provinzen in vollem Aufstande, und nicht zufrieden, alle preußischen Offiziere und Soldaten niedergemetzelt zu haben, bilden ein förmliches Heer, das mit den Franzosen marschiert und durch seine Kenntnis der deutschen Sprache und Sitten furchtbare Dienste leisten kann. Die preußischen Beamten und Kaufleute in diesen Ländern sind ins Gefängnis geworfen worden, unter dem Beifall dieser undankbaren Bevölkerung, welche die Frechheit hat, sie als Henker und Diebe zu bezeichnen." „Am folgenden Tage weitere Nachrichten: Oesterreich hat alle seine verfügbaren Streitmächte nach Ungarn schicken müssen, wo ein Aufstand drohte. Wir wußten, daß diese Gerüchte von einem Aufstand unbegründet waren. Oesterreich verließ uns also!"

Wieder einen Tag später wurde an den Mauern Berlins folgender Aufruf angeheftet:

„Deutsche!

Der Beginn des Feldzuges ist unsern Waffen nicht günstig.

Der Kaiser, der mir die Regentschaft übertragen hat, ist an der russischen Grenze. Prinz Fritz marschiert gegen die Franzosen.

Unsere Flotte beschützt die Küste.

Deutsche!

Seid fest, mutig, geduldig und ergeben, und Gott wird das deutsche Vaterland beschirmen. Augusta."

Allen war das Herz bewegt. Der letzte Heerbann wurde einberufen. Aber die Nachrichten wurden immer beunruhigender. „Es stellte sich heraus, daß ein vollständiges Uebereinkommen zwischen den Provinzen des Reiches und dem Feinde herrschte. An den wenigen Orten, wo man Widerstand leistete, war dieser nur scheinbar. Das französische Heer rückte mit reißender Geschwindigkeit vor, die schwachen Truppenmassen vor sich hertreibend, die treu geblieben waren. Unsere festen Plätze übergaben sich auf Gnade und Ungnade oder wurden von der Volksmasse ausgeliefert. Preußen, das Opfer einer allgemeinen Verschwörung, konnte nur noch auf seine eigene Kraft zählen, um den furchtbarsten Einfall, den man je gesehen, abzuwehren. Man drang in Deutschland von vier Seiten vor." Die Franzosen rückten durch Bayern vor, das sie von unseren Verbündeten lostrennten; ein Landungsheer verfuhr ebenso mit Hannover; die beiden Heere vereinigten sich in Sachsen, das nicht zögerte, sich ebenfalls loszulösen. Der Kronprinz wurde zwischen beide Heere gefaßt und gänzlich geschlagen. Eine Million Russen drang im Osten Preußens ein. Eine Abteilung derselben, durch Polen gekommen, rückte in Eilmärschen vor, sich auf Dresden, Glogau und Posen stürzend. Unmöglich, ihre Linie zu durchbrechen. Eine zweite Abteilung vollzog im Norden eine konzentrische Bewegung, während die russische Flotte unsere Küste blokirte. Die Franzosen rückten immer weiter vor. Hinter ihrem Landungscorps hatte das gleichfalls aufständige Dänemark ein Heer gebildet und war in die Herzogtümer eingefallen, welche die Dänen mit offenen Armen aufnahmen. Alles vereinigte sich, um uns niederzudrücken. Die Russen, Franzosen, Schweden, Dänen und Engländer stellten eine gemeinsame Treibjagd auf unsere Flotte an. Jeden Tag wurde der uns gelegte Ring enger. Im ganzen Reiche verbreiteten die Verbündeten folgenden Aufruf:

Digitized by Google

„Deutsche,

Wir wollen nicht Euer Land erobern.

Nicht gegen Euch führen wir Krieg, sondern gegen den Herrscher, der seit vier Jahren den Kriegsbrand lodern läßt und die Ruhe der Völker stört. Wir wollen nur das eiserne Joch brechen, mit dem er Euch bedrückt und Euch Euch selbst zurückgeben."

Dieser Aufruf war von dem König von Frankreich und dem Kaiser von Rußland unterzeichnet. Unsere beiden Verbündeten, Oesterreich und Italien, sahen gleichgültig unserer Abschlachtung zu. „Oesterreich mochte uns wegen der Vergangenheit grollen; aber Italien, das treulose Italien, dem wir nur Gutes erwiesen hatten, warum ließ es uns im Stich? Es that mit uns, was es 1870 mit Frankreich gethan hatte." Wir waren offenbar verloren. Das mühsam errichtete Reich, dessen Glieder so fest verbunden geschienen hatten, war auf allen Seiten erschüttert. „Der Neid unserer Feinde hatte, um dieses traurige Ergebnis zu erreichen, nur nötig gehabt, den persönlichen Ehrgeiz unserer Könige und Fürsten zu besolden und der Selbstsucht der Völkerschaften zu schmeicheln. Alle kleineren Regierungen Deutschlands hatten sich durch den Köder der Diplomatie die Köpfe verdrehen lassen: die Selbstherrschaft. Die feindlichen Heere waren dreißig Wegstunden von Berlin entfernt. Wir hatten neunzehn Schlachten verloren; die meisten unserer Generäle waren tot; alle waren besiegt worden." Der König machte einen letzten Versuch. Er wollte durch einen Eilmarsch das französische Heer überrumpeln, wie er es so oft im französischen Feldzuge gethan, dann eiligst nach Berlin zurückkehren, um die Hauptstadt zu schützen und den Russen Soldaten gegenüber zu stellen, deren Mut durch den Sieg gehoben wäre. Aber er überrumpelte die Franzosen nicht. Durch seine Späher vorzüglich unterrichtet, hielt sich der Feind auf seiner Hut. Er stürzte sich auf unsere Truppen, und zehn Wegmeilen vor der Hauptstadt wurde die Entscheidungsschlacht geschlagen, welche die Geschichte „Schlacht bei Berlin" benannt hat. Wir wurden durch die Uebermacht erdrückt. Der Kaiser that alles, um in dem Kampf den Tod zu finden: der Tod wollte ihn nicht. Die Preußen kämpften den ganzen Tag; aber gegen vier Uhr nachmittags mußte man sich zum Rückzug entschließen, sonst wäre das ganze Heer umgangen worden. „Der König zog in Berlin ein, bleich, das Auge voll Thränen. Die Königin fiel bei der Nachricht der letzten Niederlage, mit der der Untergang des Vaterlandes besiegelt wurde, in Ohnmacht. Tödliches Schweigen herrschte in der Stadt. Man war gefaßt, die Franzosen jeden Augenblick einziehen zu sehen; die russische Vorhut war sechs Stunden entfernt. Der König schickte Botschafter an den König von Frankreich und an den Russenkaiser, um den Frieden zu erbitten." „Sobald der Kaiser von Rußland die Botschaft unseres Kaisers empfangen, hielt sein Heer in seinem Marsche ein. Aber der König von Frankreich antwortete, daß er den Frieden nur in Berlin selbst unterzeichnen würde. Am folgenden Tage zog das französische Heer in die preußische Hauptstadt ein. Die Trümmer des deutschen Heeres hatten Berlin des Nachts verlassen, und lagerten in der Umgegend." „Die Sieger gingen in der Stadt spazieren, sie verhöhnten niemand. Sie hatten selbst das Zartgefühl gehabt, ohne Militärmusik einzuziehen; sie zogen im Schritt ein, zufrieden, aber ernst. Sie begriffen, weil sie ihn selbst empfunden hatten, den Schmerz, den man beim Untergang des Vaterlandes empfindet!"

Der Friede wurde unterzeichnet. Die europäischen Mächte vereinten sich in der freien Stadt Frankfurt. Als kontrahierende Parteien erschienen alle kleinen deutschen Könige und Fürsten, vergnügt ihr Szepter wiedergefunden zu haben. Auch die Zeitungen schienen über die neue Sachlage glücklich. „Die Bevölkerung, sagten sie, wird endlich von dem hassenswerthen preußischen Militarismus befreit sein. Die deutschen Königreiche haben ihre Selbständigkeit wiedergefunden. Es wird keinen Krieg mehr in Deutschland geben. Deutschland wird sich ausschließlich damit beschäftigen können, seinen unerschöpflichen industriellen Geist zu entwickeln."

Digitized by Google

Der endgültige Friedensschluß erfolgte am 2. September. Die europäischen Fürsten kamen überein, den Zustand von 1815 und das europäische Gleichgewicht wieder herzustellen. Nur Italien befand sich stärker als ehemals; man schwächte es, indem man die römischen Staaten dem Papste zurückgab. Preußen mußte an Rußland eine starke Kriegsentschädigung zahlen. Frankreich verlangte die Kriegskosten, die Rückzahlung der Entschädigung von 1871 und die Wiederherausgabe des in dieser Zeit nach Deutschland geführten Kriegsmaterials. Zwei Monate lang rollten Eisenbahnzüge mit Waffen und Geld nach Frankreich und Rußland. „In dem Maßstab, wie das französische Heer in Deutschland vorgedrungen war, hatte es unsere Festungen entwaffnet und deren Material an die französische Grenze gebracht, die eine Art von Nachahmung unserer Landwehr bewachte. Das preußische Heer wurde als kriegsgefangen betrachtet. Die eine Hälfte seiner Waffen wurde nach Frankreich, die andere nach Rußland geschickt. Alle deutschen Grenzfestungen wurden geschleift. Die Franzosen haben aus Museen und Zeughäusern alle Trophäen fortgeführt, die unsere Siege und ihre Niederlagen bezeugten. Der Wiedereinmarsch des französischen Heeres erfolgte feierlich in Paris unter allgemeinem Delirium." Die Sieger führten die Asche Karls des Großen mit sich, die in den Grüften des Domes von Saint-Denis beigesetzt wurde. Heute herrscht Ruhe in Europa. „Aber, armes Preußen, wer wird Dir Deinen Ruhm wiedergeben?"

E. Koschwitz.

Nachträgliches aus Chicago.

Von

M. Berdrow.

September 1893.

I.

Noch dauert, während diese Zeilen geschrieben werden, die große Zauberfeier der „weißen" Stadt, aber sie rauscht ihrem Ende entgegen; die größte, unerreichbare und, falls Exempel die Welt noch etwas lehren können, die letzte Weltausstellung für lange Zeiten. Wenigstens die letzte Ausstellung für einige Jahrzehnte, die ihrem Umfang nach mit dieser verglichen und eine Weltausstellung genannt werden kann. Versuchen wir denn, ihr ein kurzes Facit als Geleite in die Gruft zu legen.

„Eine Größe des Maßstabes, eine Gewalt der Gesamterscheinung, wie die lebende Welt sie nirgend auch nur annähernd geschaffen. Alles hatten wir eher erwartet, als daß wir in Chicago, der übermütigen neuen Stadt der Schweineschlächter und Kornhändler, von jenem hinreißenden Gefühl monumentaler Größe erfaßt werden sollten, das nur noch auf einer Stelle des Erdballs, auf den Trümmerfeldern des römischen Forums, weht. — Wir hatten seit Jahr und Tag Gelegenheit genug gehabt, die Pläne und Ansichten zu sehen, kaum eine Bahnhofshalle in ganz Europa, in der nicht die Bilder mit der Vogelschau des Ganzen aushingen; wir hatten auch zahlenmäßig erfahren, wieviel Mal diese Ausstellung größer sein würde, als alle ihre Vorgängerinnen, aber diese Bilder, vor Jahren nach den Entwürfen hergestellt, zeigten nur die Absicht und ließen allen Zweifeln über die Ausführung Raum. Wird man nicht statt der reichlich angedeuteten Kuppeln und Säulen mit einer windigen Scheinarchitektur sich begnügen? Wird man auch nicht diese noch durch reklameartige Zuthaten, durch bunte Bemalung und Ueberkleisterung zur lächerlichen, wenn nicht widerwärtigen Karikatur wirklicher architektonischer Kunstwerke herunterdrücken? — Das waren die stillen, ja oft genug lauten Sorgen. Und was gewahren wir? Eine Stadt von Palästen grandiosesten Zuschnittes und vornehmster Ausführung. The Worlds Fair, der Weltjahrmarkt, wird die Ausstellung in Amerika allgemein genannt, der vornehme offizielle Name Columbian Exposition ist fast vergessen. So hatten auch wir gemeint, daß der Charakter des Jahrmarktes, der schon den letzten europäischen Ausstellungen in immer gesteigertem Maße anhaftete, hier in Amerika mit dem vollen Tohuwabohu der Reklame und eines nur halbcivilisierten Hinterlandes zum Durchbruch kommen würde. Und statt dessen bekommen wir eine ideale Stadt, wie sie in solcher Pracht auch die größten Künstler Europas nie geträumt, gegen welche Schinkels kühnste Phantasie einer Königsburg als bescheidenes Wünschen erscheint. Nicht die Architekten, sondern die Maler des sechzehnten Jahrhunderts haben sich gelegentlich freien Lauf gelassen und auf der geduldigen Leinwand

Digitized by Google

gewaltige Prospekte von Palästen, Säulenhallen und Hafenanlagen geschaffen; an diese Bilder mag das hier Geschaffene noch am ersten anklingen, aber hier ist greifbare Wirklichkeit von einer Größe des Maßstabes, der auch jene Phantasien weit hinter sich läßt." — Das sind Worte, wie sie sich die Unternehmer einer Schaustellung, welche für die Welt bestimmt ist, nicht berauschter und ehrenvoller wünschen können, und da nicht ein Neuling in Architektur- und Ausstellungssachen, sondern eine Kapacität vom Rufe des Direktors des Berliner Kunstgewerbe-Museums, Professor Jul. Lessing, durch sie seiner rückhaltlosen Bewunderung Ausdruck giebt, so werden sie auch als maßgebend gelten müssen.

Und trotz dieser, mit maßlosen Kosten ins Maßlose gesteigerten Pracht und Großartigkeit nicht der erhoffte Erfolg. Man mußte sich bei so optimistischen Annahmen, wie die Ausstellungsbegründer sie hatten — oder wenigstens zu haben vorgaben, notwendig täuschen und im Facit gewaltig verrechnen, und so ist es denn auch gekommen. Man sagte sich, die Pariser Ausstellung von 1889 hatte 28 Millionen zahlende Besucher; da die unserige viel großartiger ausfällt, so werden wir auf ebensoviele, vielleicht noch mehr Besucher rechnen können, da aber unsere Ausgaben um die Hälfte höher sind, so werden wir auch das Eintrittsgeld, das dort 20 Cent betrug, auf 50 Cent erhöhen und damit die Einnahme unseren Aufwänden ebenbürtig machen. Durch möglichst hohe Besteuerung aller Licenzen und Privilegien innerhalb der weißen Stadt werden wir den etwa noch fehlenden Rest aufbringen, und wenn Paris im Jahre 1889 Ueberschüsse von 1,6 Millionen Dollar erzielt hat, so werden wir in Chicago dahinter nicht zurückbleiben, sondern womöglich noch glänzendere Geschäfte machen. Das waren ebensoviel Fehlschlüsse als Gedanken. Daß Paris für irgend eine amerikanische Großstadt kein Exempel sein kann, weder in Ausstellungs- noch in sonstigen Erfolgen, hätte man schon vor zwanzig Jahren lernen können, darf doch nicht einmal eine europäische Großstadt mit Paris als Muster rechnen. Paris hatte in den Jahren 1867 und 1878 Weltausstellungen — die erste ein Jahr nach London, die zweite zwei Jahre nach Philadelphia —, und jedesmal zählte man über zehn, 1878 sogar sechzehn Millionen zahlende Besucher. Die dazwischen liegenden Weltausstellungen von Wien und Philadelphia aber, deren Aufwendungen durchaus nicht geringer waren, brachten es nicht einmal auf vier Millionen Besucher. Es hat eben nicht jede Stadt die unwiderstehliche Anziehungskraft der Seinekönigin. Daß ein Eintrittsgeld von 2 Mark vollends den Besuch herabdrücken, anstatt erhöhen werde, hätte man sich auch denken können; wer mit Eintrittsgeldern rechnet, rechnet nicht mit dem Fremden-, sondern mit dem Stadt- und Landbesuch, und da ist es nicht jedermanns Sache, für den bloßen Eintritt der Familie von vielleicht fünf Köpfen 10 Mark öfter als einmal auszugeben, selbst nicht im leichtlebigen Chicago. Ferner aber hat noch niemals eine Weltausstellung von ihren Eintrittspreisen die Kosten decken können, und wenn das der Pariser großen Ausstellung von 1889 nachgerühmt wird, so ists eben doch nicht wahr. Paris hat 1889 allerdings gegen 7 Millionen Mark Ueberschüsse erzielt, aber nur, wenn man die Zuschüsse des Landes und der Stadt als fonds perdu in Abzug bringt, andernfalls bleibt im Gegenteil ein Deficit von 8,5 Millionen Mark übrig. Nun rechnet der Amerikaner G. Norton derselben Ausstellung dennoch einen „Gewinn des Landes" (d. h. der Eisenbahnen, Wirte u. s. w.) von 2 Milliarden Mark nach, aber um diesen zu erzielen, war der ganze ungeheure Fremdenverkehr nötig, den Paris nicht nur in Ausstellungs-, sondern auch in anderen Jahren hat. Paris wurde 1889 von 115,000 Amerikanern, 160,000 Engländern, 160,000 Belgiern, 50,000 Deutschen u. s. w. besucht, — wie in aller Welt käme Chicago dazu, einen annähernd gleichen Fremdenstrom zu erwarten? Die ganze Welt weiß, wieviele Tausend reiche Amerikaner alljährlich vergnügungshalber Europa, wieviele Engländer den Kontinent besuchen, selbstredend mußte sich 1889 dieser Fremden- und der ihn begleitende Goldstrom vorzüglich nach Paris wenden. Aber wo bleibt der geringste Anhalt zu einer Parallele zwischen diesen Verhältnissen und denen

von Philadelphia oder Chicago? Die Amerikaner wollen 1889 gegen 300 Millionen Mark in Paris gelassen haben, aber was in aller Welt sollte die Franzosen bewegen, davon im Jahre 1893 auch nur 30, ja nur 3 Millionen nach Chicago zurückzutragen? Wo, wie in Amerika, der ständige Besucherstrom fehlt, der das in der Heimat Erworbene allsommerlich im Auslande zum Teil zu verbrauchen pflegt, da fehlt eben der Fremdenstrom auch im Ausstellungsjahre. Freilich hat es ja auch in Chicago an ausländischen Besuchern nicht ganz gefehlt, aber einmal war ihre Zahl wahrscheinlich überhaupt nicht groß, und dann setzte sie sich zum großen Teil aus strebsamen, zum Studieren herübergekommenen Kaufleuten, Handwerkern, Ingenieuren zusammen, anstatt aus vergnügungssüchtigen Millionären, wie der amerikanische Fremdenstrom in der Pariser oder Berliner Saison, und das fiel womöglich noch schwerer ins Gewicht, als der geringe Fremdenbesuch überhaupt. Man kann eben anders auftreten, wenn man daheim den Dollar verdient und im Auslande die Mark ausgiebt, als wenn man, von Deutschland oder Frankreich nach Amerika reisend, umgekehrt zu rechnen gezwungen ist. — Endlich war auch die übermäßige Besteuerung der Konzessionen im Jacksonpark alles andere eher als eine glückliche Idee. Durch die halsabschneiderische Zumutung, 25 Proz. von ihren Bruttoeinnahmen an die Ausstellungskasse abzuführen, wurden die Restaurations-, Schaubudenpächter u. s. w. zu ihren Preissteigerungen gezwungen, und die letzteren wirkten wieder auf den Konsum und, soweit Chicago selbst in Betracht kam, auf den Ausstellungsbesuch selbst ungünstig zurück. Konnte man dem Bürger, Handwerker, Arbeiter, der ein Entree von zehn Mark für sich und seine Familie schließlich noch opferte und durch einen ganztägigen Besuch der Ausstellung wettzumachen hoffte, auch noch zumuten, eine schmale Mahlzeit für die Familie mit weiteren 16 bis 20 Mark aufzuwiegen?

Wir würden diese natürliche Entwicklung des finanziellen Mißerfolges der Weltausstellung hier nicht soweit ausgesponnen haben, wenn nicht der jetzt in den Vereinigten Staaten so bedrohlich anschwellende geschäftliche Niedergang unleugbar von Chicago seinen Ausgang genommen hätte. Kleine Ursachen — große Folgen. Wohl mögen die im Ausstellungsfieber selbst verspekulierten Millionen für Chicago nicht viel zu bedeuten haben, aber in unserer sonderbaren Zeit des allgemeinen Bauens auf Kredit und des ebenso allgemeinen Mißtrauens kann auch ein kleiner Krach schon lawinenartige Folgen nach sich ziehen. Die in Chicago und Milwaukee anhebende, nach Westen bis an den großen Ocean flutende und dann verdoppelt bis in die geldmächtigsten Oststaaten zurückschwellende Woge von Bankbrüchen, Fabrikfallissements und Arbeitseinstellungen beweist das wieder einmal.

Daß dabei Chicago aus dieser Ausstellung trotz alledem seine Vorteile, und gewaltige, die paar Dutzend Millionen des Ausstellungsfonds unvergleichlich überwiegende Vorteile ziehen wird, bleibt nach wie vor wahrscheinlich. Ist es auch nichts mit der Verzinsung der Aktien, mit der Deckung der Garantiefonds, mit den fetten Einnahmen der Hotels und Eisenbahnen, so bleibt der Sieg der Chicagoer Großkaufmannschaft über das Newyorker Zwischenhändlertum trotzdem ziemlich gewiß, nur haben es die Handelsmonarchen von Chicago ganz wunderbar einzurichten gewußt, daß für das Riesen-Musterlager europäischer Produkte, das ihnen für ihre Bedürfnisse eine längst erkannte Notwendigkeit war, Stadt, Staat, Regierung und Bürgertum die Zeche bezahlten. Ob es in Wirklichkeit und unter größeren Gesichtspunkten, als dem Vorteil einiger Großfirmen, für die Welt von Bedeutung wird, wenn sich das nordamerikanische Handelscentrum nach Westen verschiebt, dürfte erst die Zukunft lehren, zunächst wird wohl der Erfolg sein, daß einige Chicagoer Welthäuser, die schon heute 2000 bis 3000 Leute und 50 bis 70 Reisende halten, und deren Lager bereits siebenstöckige, blockgroße Gebäude füllen, an Glanz und Macht noch etwas weiter steigen. Man muß bedenken, daß nicht nur Bänder mit einzelnen Firmen und Ländern, sondern Weltgespinnste für den amerikanischen Handel in diesen Monaten angeknüpft werden konnten und zweifellos

auch geknüpft sind. Und das Land, in dem sie zusammenlaufen, die Stadt, in der die Knoten zu diesen Netzen geknüpft werden, heißen Amerika und Chicago! Das bedeutet ein Land, das zu seinen 120 Millionen Einwohnern, wenn die Vermehrung auch nur im Maßstab der letzten zehn Jahre fortschreitet, in 40 Jahren andere 120 Millionen hinzufügen wird, und eine Stadt, welche auf dieser ganzen Hemisphäre bald ein beherrschendes Handelsemporium bedeuten wird. Amerika hat eine Stellung im Welthandel, welche heute bereits ein Drittel des europäischen Umsatzes erreicht und in einigen Jahrzehnten ganz gewaltig gestiegen sein wird; dabei scheint noch eine Neigung vorhanden, die Einfuhr auf Kosten der Ausfuhr zu vermehren; die Vereinigten Staaten haben wenigstens in dem im Mai abgelaufenem Jahre um 375 Millionen Mark mehr importiert als exportiert. Es ist also in jeder Hinsicht ein gewaltiger Preis, um den in den vergangenen Monaten in Chicago gerungen ward, und in dem allerdings nicht nur Chicago, sondern auch manche andere Stadt und manches Land viel zu gewinnen und zu verlieren hatte. Wer gewonnen, wer verloren hat, das wird von den erteilten Preisen weniger abhängen als von der wohlbedachten Wahl des Ausgestellten und dem Geschick des neue Verbindungen suchenden, alte befestigenden Vertreters — und auch vom Zufall, der die bestberechneten Pläne doch so häufig im letzten Augenblick noch aus dem Geleise wirft. Immerhin wird sich nicht verkennen lassen, daß — und nicht allein dem durch die Paläste flanierenden Ausstellungsbummler, sondern auch dem welterfahrenen, in Rücksicht auf seine Geschäfte die Ausstellung studierenden Kaufmann — die Industrien derjenigen Staaten, die sich einer so auffallenden Zurückhaltung befliffen, wie England und auf vielen Gebieten leider auch Oesterreich, in minder hellem Lichte erscheinen werden, als das Können derjenigen Länder, welche diesmal ihre ganze Vollkraft eingesetzt haben, Deutschland in erster Linie, dann aber auch Frankreich, Schweden, Dänemark, Rußland und nicht zum geringsten das unermüdliche Japan. Jedenfalls läßt sich annehmen, daß die Beschickung der großen amerikanischen Ausstellung, wenigstens für Länder von unserer nahezu unbegrenzten Produktionskraft in exportfähigen Gegenständen, denn doch nicht von so untergeordneter Wichtigkeit war, als es während der vorhergehenden Beratungen hier und da ausgesprochen wurde. Wir stehen z. B. mit England in einigen Fächern der Exportbranche in offenbarem, für Deutschland sich nicht ungünstig gestaltendem Wettbewerb, für den gerade die Vereinigten Staaten bei ihrem starken Bedarf an Stahl- und Eisenwaren, Spinnereiprodukten u. s. w. eine gewichtige Rolle spielen. England würde für einen Ausfall in seinem amerikanischen Export schließlich noch immer in seinen Kolonien Ersatz finden, Deutschland aber schwer, weshalb uns die Erfolge, welche unsere Industrie in Chicago errungen hat, recht gut zu statten kommen können. Es ist ja auf der anderen Seite sicher, daß einige deutsche Großfirmen auf der Weltausstellung in einer Weise aufgetreten sind, vielleicht durch maßgebende Wünsche bestimmt, daß sie allerdings auf einen entsprechenden Nutzen in den Vereinigten Staaten von vornherein nicht hoffen konnten, so z. B. Krupp, Stumm, indessen ist es auch übertrieben, zu behaupten, daß bei solchen großartigen Monstre-Ausstellungen lediglich der Stellung und Repräsentation des Vaterlandes ein Opfer gebracht sei, denn wenn auch Firmen wie Krupp und Stumm den amerikanischen Markt nicht haben und gebrauchen — und zum Teil besitzen sie ihn, wie Krupps Ausstellung in der Stahlformguß- und Preßtechnik zeigt, dennoch —, so handelt es sich hier eben, wo die technische und Handelswelt aus aller Herren Länder zusammenströmte, um den Weltmarkt, den auch die stolzeste und unabhängigste Firma immer gebraucht. Unnütz und überflüssig war also die Beschickung der Ausstellung von keiner Seite.

* * *

Ein anderes Bild wiederum, als das der Berechnung, des Strebens und Wettkampfes, entrollt sich, wenn man, ohne an einzelnen Ausstellern und Industrien festzuhalten, im Fluge gleichsam durch die Paläste eilt und in jedem einzelnen Deutschlands

Wirken in seinen prägnantesten Zügen verfolgt. Dann erst erhalten auch die Sammlungen des Reiches und der Landesregierungen Recht und Beachtung, dann verleiht endlich der immer wiederkehrende Glanz alter Namen von Weltruf, die alle in gleich imponierender Würde aufgetreten sind, der ganzen Veranstaltung eine erdrückende, großartige Wucht jedem anderen Lande gegenüber, dann stößt man wieder und wieder auf Firmen von anspruchslosem Namen oder jungem Alter, die dennoch in der Weltindustrie bereits Erfolge aufzuweisen haben, auf Korporationen und Vereine, die auch den Kleinen, wirtschaftlich Schwachen zur Beachtung verhelfen, und der Totaleindruck kann nicht anders ausfallen, als er, von allen Seiten anerkannt, ausgefallen ist: ein mächtiges Wollen, ein nahezu unbeschränktes Können, ein hoher Ernst in der Auffassung ihrer Stellung, ein edler Stolz in der Entfaltung des eigenen Könnens und daneben ein reges Bestreben, auch bei dieser Gelegenheit unablässig zu lernen, zu beobachten und zu wachsen.

„Die deutschen Aussteller selbst", schreibt ein amerikanisches Blatt, „sind so recht lebende Beweise dafür, wie ernst drüben die Aufgabe, die Ausstellung zu beschicken, genommen wird. Für sie ist die Ausstellung nicht ein Platz, wo man sich trefflich amüsiert, der Schaulust fröhnt und nebenbei einige amerikanische Dollars einheimst — die Auffassung, eine Ausstellung bedeute ein hohes Bildungs- und Erziehungsmittel, haftet ihnen an. Und in diesen Bestrebungen ist die Regierung selbst ihnen mit leuchtendem Beispiel vorangegangen. Auch sie hat es ernst genommen, sie hat die Ausstellung nicht nur als eine Ehrensache, als eine Gelegenheit, ihren Industrien neue Absatzgebiete zu erschließen, angesehen, auch sie wollte lernen."

Es mag hier hinzugefügt werden, daß der Amerikaner sich in die Spaltung der deutschen Zunge in deutsche, österreichische, schweizerische Nationalität sehr schwer oder gar nicht finden mag. Ihm ist, wer deutsch redet, ein Deutscher, das Wort Oesterreich hat ihm, als Nation einen Rang beanspruchend, einen sehr zweifelhaften Wert, aber in dem Glanze des von Deutschland auf dieser Ausstellung errungenen Triumphes läßt er sich Oesterreicher und Schweizer mit gleicher Großmut sonnen oder zählt sie wenigstens selbst, ob sie wollen oder nicht, diesem Triumphe zu, sich selbst freilich, solange er noch einigen Zusammenhang mit der deutschen Nationalität, sei es als eingewanderter Deutsch-Amerikaner oder als nächster Nachkomme eines solchen, fühlt, am wenigsten vergessend.

Was nun die von den deutschen Reichs-, Landes- und Stadtbehörden geleisteten Veranstaltungen betrifft, bei denen ja in der That jedes selbstsüchtige Motiv ausgeschlossen ist und lediglich das Bestreben übrig bleibt, das eigene Können ins rechte Licht zu stellen, so sind sie in der That so umfassend und großartig, daß nicht einmal der Wettbewerb des Ausstellungslandes selbst ihren Eindruck auch nur annähernd erreicht. Im Industriepalast, wo Deutschland schon durch die vornehme Anordnung seines Pavillons vom ersten Tage an einen unverlöschlichen Eindruck erzielt hat, sind es unten in der Haupthalle neben der meisterhaften Komposition und Dekoration der ganzen Abteilung besonders die oft geschilderten Ehrengeschenke und die Musterausstellungen der preußischen und sächsischen Porzellanmanufakturen, welche die Regierungen als thätige Mithelfer der Privataussteller kennzeichnen. Auf der geräumigen Galerie aber, welche den graphischen Künsten, der Kirchenkunst, der Wissenschaft und Erziehung im besonderen freigehalten wurde, konnte man die deutsche Sektion, auch hier wieder durch eine einheitliche, würdige Ausstattung vor allen anderen gekennzeichnet, in unübertroffener Reichhaltigkeit erblicken und zwar hier in erster Linie in behördlichen Veranstaltungen. Hier ist das Schul- und Universitätswesen in seinen Mitteln und Erfolgen ausführlich dargestellt vom preußischen Unterrichtsministerium. Von der Normalschulbank bis zu den Sonderausstellungen der einzelnen Universitätsdisciplinen ist eine ganze Welt von Details, die alle das Unterrichts- und Ausbildungswesen irgendwie berühren, zu durchwandern. Die reiche Lehrmittel-Ausstellung, die ergiebigen Sammlungen der deutschen Gynäkologie, Bakteriologie fordern zum eingehenderen Studium auf. Im Gemeindeschulwesen und in

Digitized by Google

städtischen Wohlfahrtseinrichtungen hat die Stadt Berlin, in der kirchlichen Kunst München ihr Bestes geliefert, letztere in bewundernswürdiger Güte und Reichhaltigkeit.

Das ist indessen nur ein unbedeutender Teil dessen, was die deutschen Behörden geleistet haben. Wir durchwandern auch die übrigen Paläste und finden in gleicher oder noch größerer Ausführlichkeit die Reichspost und die Staatsbahnen beteiligt; die Telegraphie, das Fernsprechwesen und die Aichungsbehörden haben auf der Galerie des Elektricitätsgebäudes, die Ministerien der öffentlichen Arbeiten und die Stadtbehörden auf derjenigen des Transportgebäudes ausgestellt. Im Bergbaupalast finden wir das deutsche Berg- und Hüttenwesen, im Ackerbaupalast eine glänzende Vertretung aller deutschen Bäder und Kurorte von Ruf, im deutschen Hause hat die Reichsdruckerei ausgestellt. Ein kleines Heer von Beamten war nötig, um diese umfassende Vertretung der Länder und Städte zu installieren und zu leiten, eine weitere Schar von Vertretern aller denkbaren Behörden ist lediglich zum Studium ausländischer Verhältnisse entsandt. Und diese ganzen Veranstaltungen sind, ohne irgendwelche Absichten des Gewinnes, lediglich der hohen Auffassung entsprungen, mit welcher Deutschland diesmal an seine Aufgabe herangetreten ist. Und Deutschland allein hat sie getroffen, jeder andere Staat glaubte sich mit Andeutungen des hier Ausgeführten begnügen und den Rest der privaten Spekulation überlassen zu sollen.

Um auf einzelnes noch einzugehen, verweile ich beim Elektricitätsgebäude, wo ganz besonders die Ausstellung der deutschen Reichspost Aufsehen erregt. Und sie ist in der That ein kleines Museum für sich, mit einer Liebe und Sorgfalt aus dem reichen Material unserer Postmuseen und statistischen Materialien zusammengesucht und mit einer Umsicht aufgestellt und geordnet, welche den Namen Stephan in den Vereinigten Staaten aufs neue populär gemacht und auch dem Vertreter der deutschen Reichspost auf der Weltausstellung, dem Ober-Postsekretär Doehn, reiches Lob in den amerikanischen Blättern eingetragen hat. Wie die meisten amtlichen Ausstellungen, so hat auch die Post zum besseren Verständnis ihres Wirkens es an gedrucktem Sammelmaterial zur Entwicklung und heutigen Ausdehnung ihrer Thätigkeit nicht fehlen lassen, aber diese statistischen Tafeln sind durch eine Flut von Bildern und Modellen zum lebendigen Panorama der postalischen Entwickelung des Reiches geworden. Von den Tagen der berittenen Ordensmeisterboten in Preußen und der Metzgerposten zwischen den Hansestädten bis zur Begründung des brandenburgischen Postverkehrs durch den Großen Kurfürsten, der von Memel bis Cleve im Jahre 1646 eine stehende Post ins Leben rief, von den ersten Thurn und Taxisschen Postbeförderungen zwischen den Niederlanden und Madrid bis zu den postalischen Gründungen des alten Fritz und der Aufhängung des ersten Berliner Briefkastens i. J. 1766, von der definitiven Beseitigung der Monopole von Thurn und Taxis in Preußen bis zur Begründung der Ostsee-Dampferposten, der Eisenbahnposten und endlich 1871 der „Kaiserlich deutschen Post" können wir Schritt für Schritt dieser interessanten Entwickelung folgen. Den Weltpostverein und Deutschlands Rolle darin, unsere subventionierten Postdampferlinien und unser heutiges Riesengetriebe von nahezu 28000 Postanstalten und 154000 Beamten sehen wir entstehen und zur Blüte sich entwickeln, und wenn der Amerikaner diese Modelle und Abbildungen der stolzen Reichspostämter von Trier, Osnabrück, Worms, Mannheim, Münster, Flensburg, Braunschweig, Celle und anderen Städten sieht, so muß es sich, wie bei der Betrachtung unserer Bahnhofsbauten, wieder und wieder sagen, daß es noch vieles im alten Deutschland zu lernen giebt.

Gesonderte Behandlung erfuhr die nunmehr seit 14 Jahren mit der Post verschmolzene Telegraphie, welche man an der Hand historischer, zum Teil noch von Gauß und Weber angegebener Apparate in ihrer Entwicklung verfolgen kann, und die Telephonie, deren modernste Muster allerdings hinter den neuen amerikanischen an praktischer Einrichtung zurückzustehen scheinen. Und wieder erzählen uns statistische Zahlen, wie im Jahre 1849 die ersten Depeschen zwischen Berlin und Potsdam gewechselt wurden,

wie 1876 die gewaltige, 30 Millionen fordernde unterirdische Kabelverlegung beginnen konnte, wie 1883 bereits 11400, 1893 aber 20000 Telegraphenämter in Deutschland Beschäftigung fanden. Die Gründung der ersten Berliner Stadtfernsprechstelle am 5. Januar 1881, welche in zwei Jahren zu 5000, in elf Jahren aber zu 80000 Anschlüssen führte, wird neben der Berliner Rohrpost und anderen großstädtischen Verkehrsanstalten verbildlicht. So geht es noch lange. Die alten gelben Postchaisen und die zierliche Berliner Straßenpost, die Briefkästen alter und neuer Zeit, die inneren Einrichtungen unserer Postämter — nichts ist vergessen, und alles, nicht zuletzt das große Fächeralbum mit den Postwertzeichen aller Zeiten und aller deutschen Bundesstaaten, findet hier seine Liebhaber. Daran schließt sich das Reichs-Aichamt mit seinen Maß- und Gewichtsapparaten, seinen Hohl- und Längenmaßen, Wärme- und Druckmessern, Flüssigkeits-Untersuchungsinstrumenten und vielen anderen Geheimnissen, von denen, wie seinerzeit die Ill. Staatszeitung ihren Lesern sehr offenherzig erklärte, „unsere Aichmeister noch nicht mal eine blasse Ahnung haben". Auch an der ebenfalls auf der Galerie des Elektricitätsgebäudes untergebrachten Sammel-Ausstellung der 43 Firmen zählenden Deutschen Gesellschaft für Optik und Mechanik ist das Reich durch seine wissenschaftliche Versuchsanstalt in Charlottenburg und die sächsische Prüfungsanstalt zu Ilmenau, sowie durch die von Siemens begründete und von Helmholtz geleitete physikalisch technische Reichsanstalt hervorragend beteiligt, aber in einer das Postwesen noch übertreffenden Weise finden wir Reich und Staaten erst im Bergbaudepartement wieder. Auch hier blitzt und blinkt es von sauberen, instruktiven Modellen, von Erz- und Kohlesammlungen, alles in der dem Besucher bald zur Gewohnheit werdenden deutschen Sauberkeit und Akkuratesse, selbst die Werkzeuge der Bergknappen vereinigt zu heraldischen Dekorationen. Die Bernsteinindustrie nimmt einen Saal für sich ein, die Modelle königlicher Gruben einen anderen. Wertvolle, zum Teil selbst dem praktischen Amerikaner unbekannte Werkzeuge und Maschinen füllen die Zwischenräume, geologische Karten die Wandflächen. Den verschiedenen Arten des Kohlenabbaues ist ein eigener Raum gewidmet, der von großen Modellen strotzt, ein anderer der Salzgewinnung, wieder andere dem Mansfelder Kupferbau, der Eisenaufbereitung, der Briquettfabrikation u. s. f. Die interessanten Wasseranlagen des Oberharzes sind in einem mächtigen Reliefmodell erläutert, viele andere interessante Punkte deutschen Bergbaues in Karten und Plänen oder in Wort und Bild.

Um endlich die höchste Leistung der deutschen Stadt- und Staatsverwaltungen kennen zu lernen, müssen wir uns auf die Galerie des Verkehrspalastes begeben, wo dieselben unter der Initiative des Vereins deutscher Ingenieure eine gewaltige Musterausstellung alles dessen veranstaltet haben, was die Ingenieurwissenschaften bisher in allen deutschen Landen im Dienste öffentlicher Wohlfahrt irgend geleistet haben. Nur zur Hälfte ist diese Sammlung, eine der wertvollsten unstreitig in den Mauern der weißen Stadt, ein Werk der Behörden, während eine Reihe von großen Privatunternehmern, Gesellschaften und Vereinen die andere Hälfte geliefert haben, aber jeder Teil ist für sich eine Quelle unerschöpflicher Belehrungen.

Digitized by Google

Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

Von

J. N. Potapenko.

Aus dem Russischen übertragen von H. Nonne.

Im praktischen Amt.

I.

Unter dem Publikum, das im Wartesaal auf- und abging, zeichneten sich zwei Persönlichkeiten scharf ab. Beide waren an ihrer Kleidung als Geistliche zu erkennen. Das war aber auch die einzige Aehnlichkeit. Ein schärferer Blick erkannte sofort, daß die beiden nicht auf derselben Stufe im Leben standen. Der eine, welcher mit großer Aufmerksamkeit die Fahrpläne der südwestlichen Eisenbahn studierte, gehörte allen Anzeichen nach der geistlichen Aristokratie der Gouvernementsstadt an. Er trug einen Priesterrock aus dunkelgrünem Atlas; auf seiner Brust prangte an einer goldenen Kette ein großes goldenes Kreuz und noch etwas an einem farbigen Bande. Seine runden Backen von gesunder Röte waren von grauem Haar eingefaßt, welches nach unten stärker wurde und in einen wohlgepflegten Bart auslief. Die Hände trug er in schwarzen Handschuhen, auf dem Kopf einen dunkelgrauen weichen Filzhut. Von Zeit zu Zeit zog er unter dem Gewand an schwerer Kette eine goldene Uhr hervor und war augenscheinlich unzufrieden, daß die Zeit so langsam verging.

Der andere saß auf einer Bank ganz in der Ecke; von einem großen Bündel, das einem dicken, neben ihm sitzenden Kleinbürger gehörte, ließ er sich geduldig zur Seite drücken. Das Auffallendste an ihm war sein langer weißer Bart, welcher dadurch noch länger schien, daß er den Kopf niederhielt, so daß die Spitzen die Kniee berührten. Auf den Knieen lagen Hände mit langen ungelenken Fingern und blauen, heraustretenden Adern. Der abgetragene lange Rock stand vorn offen und ließ die groben Stiefel aus Juchtenleder sehen. Es war ein hagerer, stark gebeugter Alter, sein blasses Gesicht sah aus wie das eines Toten, besonders da er die Augen geschlossen hielt; er schien eingeschlafen zu sein, und manchmal fuhr er von dem Geräusch des Bahnhofes auf; mit staunendem Blick sah er dann auf das zahlreiche Publikum, an das er, wie es schien, nicht gewohnt war; dann, als ob ihm wieder zum Verständnis gekommen wäre, wo er sich befand, nickte er wieder ein.

Dem Geistlichen im Atlas wurde es endlich langweilig, die Fahrpläne zu studieren; er nahm den Augenblick wahr, in welchem der im grauen Rock die Augen öffnete, und kam zu ihm. Der letztere raffte sich aus seinem Nicken auf und stellte sich auf die Füße.

Digitized by Google

„Ich gucke — gucke — ein bekanntes Gesicht, und weiß doch nicht, wo ich Sie habe sehen können!“ sagte der Stadtgeistliche mit einer angenehmen, ruhig klingenden Baritonstimme.

„Ich aber habe Sie gleich erkannt, Vater Rektor; ich bin, wenn Sie sich zu erinnern die Güte haben wollen, der Diakon des Dorfes Ustinieska, Ignatij Obnowlensky.“

Der Rektor drückte sein Vergnügen aus, schien aber zugleich etwas verwundert zu sein.

„Obnowlensky ... Obnowlensky ... Ihr Sohn ... Ja, ja, ja, ja! Sie sind also der Vater von Kyrill Obnowlensky?! Sehr angenehm, sehr angenehm! .. Es war ein guter Schüler, ein musterhafter. Wissen Sie, wir haben für ihn einen Dank aus der Akademie erhalten. Ja, ja — sehr, sehr angenehm! Was ist er denn jetzt? Ist er fertig?“

Der Diakon Ignatij Obnowlensky war sichtlich erfreut durch die Anerkennung von seiten einer so großen Persönlichkeit, wie vom Rektor eines Priesterseminars. In seinen großen Augen glänzte es und sie wurden feucht. Die Thränen waren ihm jedesmal nahe, wenn man mit solcher Anerkennung von seinem jüngsten Sohne Kyrill sprach.

„Ach, Euer Hochehrwürden, er ist jetzt fertig ... als erster Magistrant abgegangen. Ja, als erster Magistrant.“

„Nun, und wie, ist er an der Akademie geblieben? Die Ersten hält man ja immer!“

„Nein, er ist nicht geblieben,“ und die Stimme des Diakon zitterte plötzlich und wurde leise. Der Greis schien betreten. „Freilich, freilich behält man immer die Besten — und Kyrill bleibt nicht. Warum hat man ihn nicht behalten? Er hat wenigstens geschrieben: Meine lieben alten Eltern, ich komme zu Euch und werde Euch nicht mehr verlassen ... also bleibt er nicht ...“

„Hm, das ist merkwürdig,“ meinte Vater Rektor. „Ich muß gestehen, daß ich das nicht verstehe.“

Dem Diakon zitterte der Kopf auf den Schultern. Das Herz krampfte sich ihm zusammen, er wußte nicht, ob aus einer unbestimmten bösen Vorahnung, oder aus Scham vor dem Vater Rektor, daß sein Sohn, für den das Seminar sogar einen Dank bekommen hatte, doch nicht den Erwartungen entsprach, welche man in ihn gesetzt hatte.

„Ja, ich verstehe es auch nicht,“ sagte er fast flüsternd; etwas steckte ihm im Hals und hinderte ihn am Sprechen.

„Und ich erwarte meinen Neffen, auch einen Akademiker; wurde zusammen mit Eurem Kyrill auf die Akademie geschickt; ist hierher in unser Seminar berufen worden,“ sagte der Vater Rektor, als ob er den Eindruck des peinlichen Gespräches verwischen wollte.

Aber der Diakon hörte ihn nicht mehr. Das dumpfe Dröhnen von draußen zeigte an, daß der Zug schon in der Nähe war. Er richtete sich empor und drängte sich aufgeregt zur Thüre, durch welche das Publikum hinausströmte. In einer Minute war er auf dem Bahnsteig, und mit zitterndem Herzen folgte er dem Herannahen des Zuges. Eilig suchte er mit dem Blick, ob er nicht in den Fenstern den lieben Kopf seines Kyrill sehen könnte; aber natürlich sah er nichts. Der Zug rollte mit feierlichem Donnern unter das hohe Dach des Bahnhofes. Der Diakon blieb wie angefroren auf seinem Platze stehen, und mit verlorenem Blick sah er zu gleicher Zeit auf die sämtlichen Wagenthüren; in seinen Augen lief alles durcheinander; es schien, als ob er alle Ausgestiegenen mit den Augen verfolgte, wie sie eilig über den Perron mit ihren Koffern und Schachteln liefen, wie sie sich küßten, wie sie weinten, einander Lebewohl sagten; und gleichwohl war ihm alles wie ein Traum. Das war doch dort der Vater Rektor, welcher den jungen Menschen mit der Reisetasche über der Schulter küßte und dann die Hand einem anderen jungen Menschen drückte, einem hohen blassen, mit langen blonden Haaren, die unter dem Hute herunterhingen, und einem kleinen spitzen Bärtchen. Da kommen sie her. Der hohe junge Mensch geht nicht, er läuft fast; ihm, dem Diakon,

zieht sich das Herz zusammen. Der Kopf dreht sich ihm, die Füße zittern, und er weiß nicht mehr, was um ihn vorgeht. Er drückt in seinen Armen Kyrill und will ihn nicht loslassen; er küßt ihm den Kopf und will nicht aufhören, als ob es kein Wiedersehen wäre, sondern ein Auseinandergehen. Kyrill riß sich mit Gewalt von dem Alten los.

„Schon gut, schon gut! werden uns noch genug küssen," sagte er mit einer starken Baßstimme. „Ich habe etwas Gepäck dort, das muß gelöst werden."

Der Alte folgte ihm gehorsam, ein Mal lief er voraus, dann lief er zurück, kam in die falsche Thüre, nahm einen Koffer, der ihm nicht gehörte, aber er fragte nach nichts und hatte nur Augen für seinen Sohn: für seinen Gang, für seine langen Beine, für seinen Amtsrock, und hatte für alles eine zärtliche Bewunderung.

Als sie den Koffer bekommen hatten und im Wagen saßen, fragte Kyrill:

„Wie geht es denn Murka?"

„Maria Gabrielowna? Gott sei Dank: Sie wartet auf dich."

„Warum ist sie denn nicht gekommen, um mich abzuholen?"

„Sie mochte gerne, aber die Matuschka Anna Nikolajewna hat es nicht erlaubt. Für ein junges Mädchen, sagte sie, schickt sich das nicht."

„Nun, und die Mutter, die Schwester, Bruder Nazar, geht es ihnen wohl?"

„Sie lassen grüßen. Nazar hat sich um die Priesterweihe beworben; aber Se. Erzbischöfliche Gnaden haben es ihm abgeschlagen. Diene noch ein wenig, sagte er ihm."

Und der Diakon dachte währenddem bei sich selber: „Hat erst nach seiner Murka, dann nach seiner Mutter gefragt; das ist keine Ordnung."

„Wohin soll ich fahren?" fragte der Iswoschtschik (Kutscher), dem man vergessen hatte, es zu sagen.

„Zum Dompfarrhaus, zum Dompfarrhaus," sagte der Diakon; und zum Sohne sich wendend: „Wir fahren zum Vater Gabriel; da stehen auch meine Pferde; werden dort essen und dann nach Ustimiewka fahren; Abends sind wir zu Hause."

„Nein, nein, wir müssen hier übernachten, ich habe etwas zu besorgen, ich muß zu seiner Magnificenz, dem Erzbischof."

Der Greis wollte fragen, wozu? hielt die Frage aber zurück. Unangenehme Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf — —: „Hat als erster Magistrant geendet! — und geht zur Magnificenz! Wozu? Zu Sr. Magnificenz geht unser einer, der nichts besonderes ist, und bittet ihn um eine Pfarrstelle oder ein Diakonat; — und hier, ein Magistrant, der erste Magistrant, — was will er denn? — — —" Aber ganz hingenommen von der Freude, daß der heißgeliebte Sohn endlich heimgekehrt war und neben ihm im Wagen saß, schwieg er und verschob seine Fragen auf später. Der Sohn aber erriet seine Gedanken nicht. Er sah rechts und links und wunderte sich über verschiedenerlei Aenderungen in der Gouvernementsstadt, man baute eine neue Kirche, hatte die Bahnhofstraße gepflastert, eine ganze Reihe Häuser war emporgewachsen.

„Wie unser Gouvernement wächst", bemerkte er laut, und das Dompfarrhaus ist auch frisch getüncht."

Das zweistöckige Pfarrhaus, auf welches sie jetzt zufuhren, war dunkelbraun angestrichen; in der Nähe auf einem großen Platz, von einem eisernen Gitter umschlossen, erhob sich der Dom, ein großes aber plumpes und steifes Gebäude. Sie zahlten dem Iswoschtschik, traten durch das Pförtchen ein und stiegen die Treppe empor. Der Vater Gabriel Fortifikantof hatte eine sehr anständige und geräumige Wohnung im Domhaus. Er war als dritter Geistlicher angestellt, und da die Bewohner der Gouvernementsstadt sich durch ihre Kirchlichkeit auszeichneten, hatte er auch ein ganz gutes Einkommen. Die Gäste stiegen eine enge hölzerne Treppe, die mit einem Läufer aus Drillich bedeckt war, hinauf, gingen durch einen großen Korridor mit Glasthüre und betraten die Räume des Vater Gabriel Fortifikantof. Schon vom Vorzimmer aus konnte man wahrnehmen, daß im Wohnzimmer ein gewisses Leben herrschte; aber es war ein ruhiges, durchaus

kein hastiges Treiben. Auf der Thürschwelle trat ihm Vater Gabriel selbst entgegen; erst erteilte er Kyrill den Segen, dann küßte er ihn drei Mal. Gleich darauf kam aus dem Gastzimmer die behäbige Matuschka in blauem Hauskleide und ein Häubchen auf dem Kopfe. Sie küßte ebenfalls Kyrill. In diesem Hause sagte man „du" zu ihm und behandelte ihn wie einen Sohn. Schon seit er in der zweiten Klasse des Priesterseminars gewesen war, galt er als der Bräutigam von Maria Gabrielowna, der Tochter des Hauses. Solches Vertrauen in den Sohn des einfachen Dorfdiakonen erklärte sich aus den vorzüglichen Leistungen Kyrills auf der Schule. Schon damals wußte man, daß er unter die Auserwählten, in die Akademie, gelangen würde. Man setzte sich.

Das Gespräch drehte sich um die Ereignisse der Reise und um einige Stadtneuigkeiten. Es war schon gegen 11 Uhr. Matuschka lud zum Frühstück ein.

„Wo ist denn Mura?" fragte Kyrill. — „Maria Gabrielowna", verbesserte er sich, weil ihm einfiel, daß er sie in Gegenwart der Eltern noch nie mit diesem Zärtlichkeitsnamen genannt hatte.

„Sie zieht sich an" sagte Matuschka.

Aber Mura war angezogen. Matuschka wollte ihn nur noch warten lassen. Sie meinte, es sei nichts für ein junges Mädchen, einem Manne entgegenzulaufen. Er war zwar ihr Bräutigam; aber sie hatten sich doch zwei Jahre lang nicht gesehen. Da konnte sich manches geändert haben.

„Wann wird denn Vater Gabriel anfangen, ihn auszufragen?" dachte zitternd der Diakon. Er brannte auf diese Fragen; selber aber wagte er nicht damit anzufangen. Er fürchtete sich ein wenig vor dem Sohne, da er sich seiner Diakonen-Wenigkeit gegenüber dem Magistrantentum des Sohnes wohl bewußt war.

Jetzt trat auch Maria Gabrielowna in das Eßzimmer. Sie begrüßte Kyrill freundschaftlich, aber gemessen und zurückhaltend. Kyrill fand, daß sie gereifter und stärker geworden war. Sie hatte ein ziemlich gewöhnliches rundes Gesicht mit roten Backen und braunen Augen. Ihre dichten schwarzen Haare fielen in einem starken Zopf bis über den Gürtel herab. Ihr gemessenes Wesen kam ihr augenscheinlich nicht von Herzen. Sie glühte und schwieg vor Erregung Sie hätte sich am liebsten an ihren Liebling angeschmiegt, auf den sie so lange gewartet hatte und den sie jetzt so schön fand.

„Ja, ja, so ist es, Kyrill Ignatiewitsch," sagte der Batuschka. „Du bist der erste Magistrant der Akademie. Ruhm und Ehre sei dir darfür!" Durch die Feierlichkeit seiner Worte klang es wie ein Lächeln hindurch. Dem Diakon brannte das Herz vor Erwartung. „Gleich wird er alles erklären," dachte er und fing vor Aufregung an mit größerem Eifer zu essen. Mura sah auf den Angekommenen und dachte: Wie er jetzt gelehrt sein muß!

„Ja, ein großes Tier!" lächelte Kyrill.

„Freilich groß! Du hast einen schönen Weg vor dir."

„Da, da fängt es an," dachte der Diakon.

Kyrill schwieg. Aber Vater Gabriel beschloß, dieses ganze Thema zu erschöpfen und fuhr fort:

„Wie kommt es denn aber, daß du ohne Designation bist? Hast du etwas Besonderes in Aussicht?"

„Nichts habe ich. Wie ich hier vor Euch sitze, das bin ich, weiter nichts."

„Aha, so ist es. Merkwürdig, wahrlich merkwürdig!" sagte der Diakon bei sich; aus Furcht, daß sein Sohn diese Gedanken auf seinem Gesichte lesen könnte, sah er gerade auf seinen Teller herab.

„Das ist ja zum Verwundern! Das höre ich zum ersten Male, daß ein erster Magistrant, . . . und so . . . Hat man sogar nicht ein Mal etwas angetragen?! . . . Wunderbar!"

„Wie? nichts vorgeschlagen?“ Man wollte mich bei der Akademie behalten; habe es aber selbst abgelehnt.“

Bei diesen Worten legten alle auf ein Mal, Vater Gabriel und Matuschka und Mura und sogar der Diakon, ihre Gabeln auf den Tisch.

„Ah, so ist es“, murmelte der Diakon. Gleich aber bekam er Angst; vielleicht hätte er das nicht zu sagen gebraucht; vielleicht war es dem Kyrill unangenehm.

„Bei der geistlichen Akademie! Und du hast abgeschlagen? Aber du bist ja wahnwitzig!“ rief Vater Gabriel.

„Wahrlich, wahnwitzig!“ stimmte die Matuschka bei. Mura sagte nichts. Das Herz wurde ihr schwer. „Wir hätten in der Hauptstadt gewohnt!“ ging es durch ihren Kopf. Das Leben in der Hauptstadt schwebte ihr als ein unerfüllbarer Traum vor.

„Was soll ich denn machen, wenn ich Euch alle lieb habe? meinen warmen Süden lieb habe, das Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, das Bäuerchen, das mich ernährt hat wie auch meine Leute?“ sagte Kyrill ernsthaft und in sich gekehrt.

„So bin ich zu Euch gekommen. Nun liebt mich, wenn ich Euch lieb bin!“ setzte er hinzu.

Alle sahen sich an, und Vater Gabriel sagte: „Das ist lobenswert. Liebe zur Heimat und zum Nächsten, das ist prächtig. Warum soll man aber dem entsagen, das durch Arbeit und Talent erworben ist? Du hättest zu uns kommen können, uns besuchen und dann wieder wegreisen; — auch das Dorf sehen und das Uebrige. Aber der Professur entsagen! — und wo? in der Hauptstadt! — an der geistlichen Akademie — das ist einfach ein Verbrechen.“

„Ein Verbrechen,“ wiederholte Matuschka mit der größten Bestimmtheit. „Wahrlich, ein Verbrechen!“

„Und was sprichst du denn vom Lande? Auf das Land kommst du ja doch nicht!“ sagte Vater Gabriel.

„Ich gehe aufs Land,“ sagte Kyrill fest; „ich will Dorfpfarrer werden.“

Diese Worte machten auf alle den größten Eindruck; im ersten Augenblick glaubte niemand daran. Er macht Spaß, dachten sie alle, und jeder sah auf Kyrill.

Kyrill saß auf seinem Platz, ernst, in sich gekehrt und bleich. In seinen Augen leuchtete fester Wille und unwiderruflicher Entschluß. Allen wurde klar, daß es doch kein Scherz gewesen war.

Vater Gabriel wurde rot, rückte geräuschvoll mit dem Stuhle vom Tische ab und sagte fast zornig:

„Bist du denn gekommen, um uns zu verspotten?“

„Ich Euch verspotten?“ sagte Kyrill, und man hörte die Traurigkeit aus seiner Stimme heraus.

Matuschka stand jäh von ihrem Platze auf, nahm die Stellung eines Menschen an, der in seinen besten Gefühlen beleidigt ist, und sagte:

„Meine Tochter ist nicht fürs Land.“

Und dann sich zu Maria Gabrielowna wendend, sagte sie gebieterisch: „Maria, gehe in dein Zimmer.“

Kyrill stand auch auf, ging an das Fenster und blieb niedergedrückt dort stehen. Er sah mit gesenktem Kopfe durch die Augenlider auf seine Braut, was sie machen würde.

Mura gehorchte.

Sie fühlte, daß ihre Thränen gleich fließen würden; und da sie sich darüber schämte, wandte sie sich zur Thüre und ging mit raschen unsicheren Schritten hinaus.

Matuschka folgte ihr nach.

Vater Gabriel saß mit rotem Gesichte und zusammengezogenen Augenbrauen da; es sah aus, als ob er seinen Gefühlen durch eine donnernde Rede Luft machen wollte; aber dann wischte er sich den Schnurrbart mit der Serviette, stand auf und folgte seiner Frau und Tochter, ohne einen Blick auf Kyrill und den Diakon zu werfen.

Digitized by Google

Der Diakon saß unbeweglich, den Kopf gesenkt, die Arme niederhängend. Er konnte noch nicht recht verstehen, was da eigentlich vorgefallen war. In seinem Kopfe wirbelte es von unzusammenhängenden Worten: „Wie Vater Gabriel böse wurden! — Und Matuschka auch! — Erster Magistrant! — Dorfpriester! — Gott mein Schöpfer!“ Und er fürchtete sich, den Kopf zu erheben, um den Blicken des Sohnes nicht zu begegnen.

Kyrill stand einige Minuten am Fenster, dann begann er energisch im Zimmer auf und ab zu gehen, rumorte mit den Stühlen, welche an seinen langen Beinen hängen blieben; dann blieb er plötzlich hinter dem Stuhl des Greises stehen und sagte mit zitternder Stimme:

„Nun, Vater, nehmen wir unser Köfferchen und gehen wir weiter.“

Der Diakon schrak auf: „Wie? Wohin? Wieso denn? Also ganz zu Ende?“

„Ja, das ist wohl anzunehmen,“ sagte Kyrill mit einem bitteren Lächeln.

„Und es thut dir nicht leid, Kiruscha*)?“ fragte verzagt der Diakon mit weicher Stimme.

„Mir nicht leid? Leid? O, es brennt mir im Herzen. — Wenn man mich aber nicht mehr will? Man will mich doch nicht mehr.“

„Will nicht mehr!“ wiederholte mit unterdrücktem Seufzen der Alte.

Wie viel Enttäuschungen und zerschlagene Hoffnungen lagen in diesem Wort für den armen Alten. In seinem Leben hatte er nur zwei Sachen, auf die er stolz war. Das erste war sein Sohn, der im Lernen immer der Erste gewesen und auch von der geistlichen Akademie als Erster Magistrant abgegangen war. Sein zweiter Stolz war die Verwandtschaft in spe mit der Familie des Vater Gabriel Fortifikantof. Durfte denn er, ein armer Dorfdiakon, ein unbedeutender Mensch, der in Vergessenheit und Verborgenheit alt geworden war, durfte er denn an eine solche Verwandtschaft denken? Der Traum war im Begriffe gewesen, Wahrheit zu werden. Er wäre in das Haus des Oberpfarrers eingeführt worden, er wäre wie einer von ihnen betrachtet worden — und nun auf einmal — —!

Er stand eilig auf, knöpfte den Rockkragen von seinem alten Priesterrock zu und sagte: „Komm, mein Sohn!“

Sie gingen ins Vorzimmer. Kyrill trat fest auf. In seinen Schläfen hämmerte es und sein Herz pochte stürmisch, aber er wußte, daß er nicht anders auftreten konnte. Der Diakon ging mit unhörbaren kleinen Schrittchen neben ihm. Die Thüren waren in allen Zimmern geschlossen; hinter den Thüren hörte man weder Gespräch noch Bewegung. Sie waren schon im Korridor, als der Diakon flüsternd fragte:

„Wie denn? Ohne Adieu gesagt zu haben? Wie?“

„Sie wollen nicht,“ antwortete dumpf Kyrill, nahm sein Köfferchen fest in die Hand und fing an, die Treppe hinunterzusteigen. Der Diakon blieb etwas zurück. Er machte die Thüre zur Küche etwas auf, winkte dem Stubenmädchen mit dem Finger und flüsterte ihm zu:

„Aennchen, wenn man nachfragen sollte, wir sind in der Herberge ‚Zur Stadt Moskau‘.“

Anninka sah ihn verwundert an und machte die Thür hinter ihm zu, als er die Treppe hinunterging. Schweigend spannte der Diakon die Pferdchen in die Deichsel ein, hob das Heu auf, das hinunter gefallen war, schweigend setzten sie sich und fuhren auf die Straße.

Die Herberge „Zur Stadt Moskau“ lag am Ende der Stadt; sie traten in ihr Zimmer; Kyrill warf sein Köfferchen in eine Ecke und fing an, von einer Ecke zur anderen zu wandern, und dies so energisch, daß der Diakon es für besser hielt, zu dem Wirte, seinem alten Bekannten, hinunterzugehen und ihm zu erzählen, was ihm auf dem Herzen lag.

*) Schmeichelname für Kyrill.

„Wissen Sie was, Vater Diakon," sagte der Wirt; „werden Sie nicht böse über das, was ich Ihnen sagen werde. Bei Ihrem Sohne ist ganz gewiß etwas im Kopfe nicht richtig. Glauben Sie es mir, daß es so ist."

Der Diakon wurde ganz beleidigt.

„Nein, erlauben Sie, mein Sohn hat einen Kopf, daß Sie Ihrem Sohn nur so einen wünschen könnten," sagte er nicht ohne Galle.

„Mein Sohn soll Wirt werden, der braucht keinen Kopf; aber Euer Sohn hat sich überlernt. Nein, werden Sie mir nicht böse, Vater Diakon, ich meine es gut."

Der Diakon ging traurig von ihm weg. Als er in sein Zimmer kam, fragte er mit ganz erstorbener Stimme: „Wirst du denn morgen zum Erzbischof gehen?"

Kyrill setzte sich und sah den Vater mit einem einfachen freundlichen Blick an.

„Setzt Euch, Väterchen, wollen wir zusammen reden. Wir haben noch gar nicht richtig mit einander gesprochen," sagte er mit ruhiger Stimme. Der Diakon setzte sich hastig auf das Bett.

„Wozu werde ich jetzt zum Erzbischof gehen?" sagte Kyrill. „Um Priester zu werden, muß man verheiratet sein.*) Ich kenne aber außer Maria Gabrielowna kein Mädchen; ich mag sie gerne, ich habe mich an sie gewöhnt und sie an mich. — Jetzt haben sich meine Gedanken ganz verwirrt —."

„Haben sich verwirrt, ja, verwirrt," wiederholte wie ein Echo der Diakon.

Kyrill lächelte.

„Nein, es ist nicht, was Ihr denkt. Ich weiß, Ihr glaubt, ich wäre irrsinnig geworden."

„Das dachte ich nie, nie . . . , um Gottes willen!" beeilte sich der Diakon zu verneinen. „Niemals habe ich so etwas gedacht!"

„Ich will nur, daß irgend ein Sinn in meinem Leben ist, das ist alles. Ihr seid mir doch kein dummer Mensch, Väterchen, nur durch Armut niedergedrückt. Wenn es niemand von mir versteht, Ihr solltets doch verstehen. Von klein auf habe ich auf dem Lande gelebt; unser Dorf Ustimiewka ist arm. Und ich sah den Bauer, wie er im Dunkeln und in Unwissenheit lebt und sich zu Tode plagt. Seine Unwissenheit kommt von seiner Armut, Väterchen, und seine Armut von seiner Unwissenheit. So hält die eine die andere fest. Wegen seiner Armut habe ich ihn damals, noch in meiner Kindheit lieben gelernt, nur schlief in mir diese Liebe, weil ich noch ohne Bewußtsein lebte; ich ging nach dem Wind und hatte nichts, was ich mein eigen nennen durfte. Dann lernte ich viel und fleißig, wurde mit der Bücherweisheit bekannt, redete mit gescheidten Leuten, und mein Geist entwickelte sich. Da verstand ich, daß es des Menschen Geistes unwürdig sei, ohne Nutzen zu leben. Diesen Grundsatz habe ich mir angeeignet: Wenn dein Geist sich erleuchtet hat, so erleuchte du auch den Geist von einem anderen, von deinem Nächsten. Dann wird dein Leben ein Gepräge haben und etwas Gutes hinter sich lassen. Wen soll man aber erleuchten, wenn nicht den unwissenden Menschen vom Lande? Wo es dunkel ist, dort muß man leuchten, Väterchen. Und *wie* dunkel es dort ist, wisset Ihr selbst. Und darum, lieber Vater, habe ich die Carriére verworfen und mich entschlossen, Dorfpfarrer zu werden. Jetzt sagt, Väterchen, bin ich irrsinnig oder nicht?"

Der Diakon saß mit gesenktem Kopfe da. Endlich hatte er eine Aufklärung von dem Sohne erlangt, und jedes Wort dieser kleinen Rede fiel ihm in seine Seele. Er verstand nicht vollständig, was der Sohn sagte, aber er fühlte, daß in seinen Worten etwas Gutes lag. Freudig wurde ihm zu Mute, daß sein Sohn so wahrhaft dachte, und leid that ihm, sich von dem Gedanken der Erhöhung seines bescheidenen Namens trennen zu müssen, und er schämte sich, daß er gewagt hatte, an Kyrills Geistesklarheit

*) In wörtlicher Auslegung der Schriftstelle: „Ein Bischof sei eines Weibes Mann" wird in der russischen Kirche niemand zum Priester geweiht, ehe er verheiratet ist; ebenso ist eine Wiederverheiratung nach dem Tode der Frau nicht gestattet.

zu zweifeln. Alle diese Gefühle mischten sich in seinem Herzen und er schwieg. Kyrill stand auf und trat ganz nah zu ihm.

„Nun, Väterchen, seid Ihr mit mir zufrieden, oder nicht?"

Der Diakon umarmte ihn mit beiden Armen und sagte mit zitternder Stimme: „Du bist ein wahrhafter Mensch . . nach dem Evangelium, nach dem Evangelium."

Kyrill küßte ihn auf sein graues Haupt, und sein Gesicht leuchtete in einem freudigen Lächeln.

„Das ist schön, Väterchen, daß Ihr mich versteht! Es ist leichter auf der Welt zu leben, wenn man von jemandem verstanden wird. Ich weiß doch, daß die Mutter und alle Verwandte über mich herfallen werden, auf Eure Unterstützung habe ich aber gerechnet."

„Ja, ja! Wie wirst du es nur mit deiner Mura machen? Wenn du sie liebst, wie du sagst, wenn du dich zu ihr gewöhnt hast, ist es recht traurig für dich."

Kyrill fing an, schweigend im Zimmer auf und ab zu gehen, der Diakon blieb noch einen Augenblick sitzen, dann aber ging er hinaus, um den Sohn nicht in seinen Gedanken zu stören. Er blieb auf dem Flur stehen, dachte nach, und plötzlich zeigte sich auf seinem Gesicht der Ausdruck der Entschlossenheit. Er ging in den Hausflur zurück, nahm seinen Hut und heimlich verließ er das Haus. Wie er draußen war, beschleunigte er seine Schritte und lief fast zum Dompfarrhaus.

II.

Hier traf er einen Familienrat an, der über sehr wichtige Angelegenheiten verhandelt hatte.

Seit Mura aus dem Eßzimmer gegangen war, saß sie in ihrer Kammer und wartete zitternd, was nun werden würde. Als aber Matuschka zu ihr eintrat und ihr sagte, daß Kyrill mit seinem Vater weggegangen und alles zwischen ihnen zu Ende wäre, fing sie an bitterlich zu weinen und versicherte, sie würde niemanden anders heiraten als ihn.

„Dummheiten, du wirst doch nicht auf dem Lande leben wollen?" erwiderte Matuschka.

„Es ist mir gleich; ich liebe ihn und werde da leben, wo er lebt! Warum habt Ihr ihm das angethan? Wenn Ihr mir nicht erlaubt, gehe ich heimlich zu ihm! Mache Euch einen Skandal!"

Maria Gabrielowna, die gewöhnlich bescheiden und sanft war, zeigte manchmal und zwar in entscheidenden Augenblicken den Charakter von Matuschka, den sie ohne Zweifel von ihr geerbt hatte. Vater Gabriel entfernte sich in solchen Fällen in sein Arbeitszimmer und verschloß sich in seinem Käfig, bis Mutter und Tochter mit einander fertig geworden waren. Und wenn dies Mal ein gewöhnlicher Fall gewesen wäre, wäre es gerade so vorübergegangen. Der Fall war aber außergewöhnlich, darum geschah es, daß Matuschka nicht nur ihren Charakter vor dem der Tochter unterdrückte, sondern auch die Vormundschaft des Vaters Gabriel anerkannte und ihm vorschlug, sich über die Sache auszusprechen. Sie fingen an beide zusammen auf Mura mit guten Worten einzureden.

„Weißt du auch, was das Land ist? Und was für ein Leben man dort führt?" meinte Vater Gabriel. „Eine Wildnis ist es, keinen lebendigen Menschen wirst du dort sehen, nur Bauern. Eine entsetzliche Langeweile. Die Bauern sind ein grobes, ungebildetes, schmutziges Volk, und die wirst du zur Gesellschaft haben. Im Winter sind dort Schneestürme, alles mit Schnee eingeweht. Im Sommer unerträgliche Hitze."

„Mir ist alles gleich, ich liebe ihn," antwortete Mura.

Da Vater Gabriel den mangelhaften Erfolg seiner Versuche einsah, schwieg er, um etwas Besseres auszudenken.

Digitized by Google

„Und vor allen Dingen bedenke noch eines!“ sprach jetzt Matuschka, „du sagst, du liebst ihn. Gut! Aber, liebt er dich? Ich meine, nein. Denke doch selbst: Wenn ein Mensch liebt, thut er seiner Braut alles Angenehme, was er nur kann. Sage ich recht, Vater Gabriel?“

„Ganz recht!“ bestätigte Vater Gabriel, indem er sich erinnerte, wie er seinerzeit sich Mühe gegeben hatte, seiner Braut, der jetzigen Matuschka, alles Angenehme zu erweisen.

„Nun, und er, siehst du, wie er es macht? Hat sich etwas in den Kopf gesetzt, und will, dieser Dummheit wegen, dich ins Grab bringen. Nein, er liebt dich nicht.“

„Ach nein, Matuschka, er liebt sie, bei Gott er liebt sie!“ sagte mit Ausdruck eine vierte Stimme, und als sie zur Thür hinsahen, stand der Diakon da, der unbemerkt wie ein Gespenst hereingetreten war. Dies Mal schien er nicht schüchtern und niedergedrückt zu sein; in allen seinen Bewegungen sah man den festen Entschluß. Er legte die rechte Hand aufs Herz und sagte mit viel Ausdruck:

„Vater Gabriel! Ach, Matuschka! Um Gottes willen, hören Sie mich an! Mein Sohn sagte mir: „Wozu, sagte er, werde ich jetzt zum Erzbischof gehen, wenn man mich zurückgewiesen hat! Ist alles gleich, sagte er, denn heiraten kann ich doch nicht, denn keine andere Frau auf der Welt will ich haben, als Mura. Und jetzt, sagte er, haben sich alle meine Gedanken verwirrt.“ — Vater Gabriel! Matuschka!“ — Und der Diakon weinte. Als Mura aus seinem Munde ein so rührendes Geständnis hörte, fing sie wieder an zu schluchzen, Vater Gabriel und Matuschka sahen vor sich nieder und schwiegen.

„Womit erklärt er das?“ fragte nach längerem Schweigen Matuschka, ohne ihn anzusehen.

„Will nach dem Evangelium handeln!“ Auf dem Gesicht von Matuschka zeigte sich höchstes Erstaunen. „Vater Gabriel, steht im Evangelium geschrieben, daß man auf dem Lande leben soll?“

Vater Gabriel antwortete nicht auf diese etwas ungeschickte Frage. Er sagte:

„Meine Meinung ist diese! Unsere Maria ist ein erwachsenes Mädchen. Es ist ihr bekannt, was sie erwartet. Wenn ihre Liebe so stark ist, daß sie sich dazu entschließt, wollen wir es ihr überlassen. Es wird dann in Zukunft ihre Sache sein, ihren Mann zu überreden! So! Ich denke, daß er sich überreden läßt; und er kann immer noch eine Stelle in der Stadt bekommen. So! Uebrigens, entscheide du selbst!“ wendete er sich an Matuschka.

Der Diakon näherte sich ihm und küßte ihm Hand und Stirn, und sich zu Matuschka wendend, sagte er: „Matuschka, erlauben Sie nur, auch Ihnen . . .“

„Nur soll man nachher nicht mir die Schuld geben!“ sagte Matuschka und gab ihm die Hand, die er mit viel Gefühl küßte. Mura warf sich ihr um den Hals und es folgte eine rührende Scene von allgemeiner Umarmung.

Der Diakon lief, so rasch er konnte, zur Herberge und brachte nach einer halben Stunde Kyrill zu den Fortifikantoss. Ehe Kyrill aber den festen Titel eines Bräutigams bekommen konnte, mußte er halbstündige Besprechungen aushalten, erst mit Vater Gabriel, dann mit Matuschka. Der Hauptzweck dieser Besprechungen war, daß er sich überreden lassen sollte. Kyrill war guter Laune und widersetzte sich nicht allzusehr.

Er fand es sogar möglich, zu versprechen, wenn ihm die Erfahrung etwas Besseres zeigte, würde er's versuchen. Endlich wurde ihm erlaubt, mit Mura allein zu bleiben.

„Mura,“ sagte er, „ich muß dir erklären . .“

„Erkläre mir nichts, Kyrill, ich will nichts verstehen . . . Ich liebe dich, das ist genug . . .“

Und sie schmiegte sich an ihn mit solchem Vertrauen, daß er nichts mehr versuchte, etwas zu erklären. Abends gingen sie zusammen spazieren. Kyrill erzählte ihr von den prachtvollen Palästen der Hauptstadt, von den Brücken, den Museen und Theatern.

Digitized by Google

„Wie schön ists dort!“ rief zaghaft Mura, denn sie fürchtete, daß er's als Vorwurf auffassen könnte.

„Schön ists. Nur ist das dort kein Leben. Man lebt dort nicht, man vertreibt sich nur die Zeit. Das Leben verbrennt dort in der Flamme der Geschäftigkeit und der Zerstreuungen. Wenn es nach meinem Willen ginge, würde ich dort kein einziges Jahr zugebracht haben!“

„Ich aber eine Ewigkeit,“ dachte bei sich Mura.

Am anderen Morgen wachte Kyrill früh auf. Der Erzbischof empfing um acht Uhr. Er zog seinen schwarzen Anzug an, trank ein Glas Thee und ging aus dem Haus, wo alle noch schliefen. Nur der Diakon schlief nicht und begleitete ihn bis zum Thor. Er wollte ihm sogar seinen Segen geben, denn ein Besuch zum Erzbischof kam ihm als etwas Ungewöhnliches, ja Schweres vor. Er führte es aber nicht aus. Unter dem Thor hielt er jedoch Kyrill zurück und sagte ihm:

„Der Erzbischof wird dir gewiß mit Achtung begegnen, da du ein gelehrter Mensch bist, und mit Auszeichnung. Doch sei du auch ehrerbietig . . . Und noch dies: Wenn es Gelegenheit giebt und er dir zugeneigt ist, erinnere ihn an deinen Bruder Nazar. Ob er nicht die Gnade hätte in bezug auf die Konsekration zum Priester?“

Kyrill traf im Empfangszimmer des Erzbischofs eine ganze Menge Leute, meistens Landgeistliche in abgetragenen Röcken und Mänteln. Die einen waren voller Würde, so zwei ziemlich wohlbeleibte Väter, welche um eine neue Stelle bitten wollten; andere erwarteten mit Furcht und Zittern, daß man sie für ihren ungeistlichen Wandel ins Kloster stecken würde. Auch Frauen mit verweinten Augen waren da, allem Anschein nach Witwen von Geistlichen, welche um eine Pension einkommen wollten oder um die Erlaubnis, im Witwenstift der Kirche zu wohnen, an welcher ihre Männer 30 oder 40 Jahre gedient hatten. Den Magistranten der geistlichen Akademie Kyrill Obnowlensky ließ man sofort vor; die anderen warteten weiter.

Seine Magnificenz empfing den Magistranten freundschaftlich. Der Dank, den sein Seminar für Obnowlensky bekommen hatte, ging auch ihn an.

„Ich weiß, ich weiß schon; der Vater Rektor der Akademie hat es mir geschrieben. Man hat auf dich gehofft, und du willst auf einmal nicht mehr — wegen Krankheit. Hm, was hattest du denn für eine Krankheit? Deinem Aussehen nach scheint dir nichts zu fehlen?“

Seine Magnificenz war sehr alt, besaß aber noch eine beneidenswerte Rüstigkeit und unterhielt sich gerne. Sein weißer Bart war immer in zitternder Bewegung; er war von hoher Gestalt und ziemlich stark. Sein Gesicht zeigte einen einfachen, gutmütigen Ausdruck; er war ein wohlwollender Mann, der es aber gerne merken ließ, wie stramm er die Zügel seiner Diöcese hielt. Daher kam der Widerspruch. Jedermann sagte, daß Se. Magnificenz streng, sehr streng wären, und doch waren in der ganzen Diöcese keine zehn Leute, die von ihm in Strafe genommen waren. Gewöhnlich wurde den Leutchen ordentlich der Kopf gewaschen, dann schickte er sie im Frieden nach Hause.

Kyrill setzte sich auf den Stuhl, den ihm Se. Magnificenz mit einer Handbewegung anbot, und sagte:

„Ich bin ganz gesund, Ew. Magnificenz; wenn ich als Grund meiner Ablehnung Krankheit angab, so war das nur Formalität.“

„Ich verstehe das nicht recht. Erkläre dich deutlicher, mein Sohn.“

„Ja, Ew. Magnificenz, gerade darum habe ich Sie mit meinem Besuche belästigt, um Ihnen meine Wünsche für die Zukunft darzulegen. Ich bitte Sie, geben Sie mir eine Stelle auf dem Dorfe.“

„Wie, was ist das? Du hast die Akademie als Erster Magistrant verlassen und willst aufs Dorf?“

Digitized by Google

Es war ganz in Ordnung, daß Se. Magnificenz erstaunte. So eine Bitte kam ihm zum erstenmal in seinem Leben vor. Meistens hielten die Akademiker um die besten Stellen bei ihm an, wollten womöglich immer in den Dom kommen; oder wenn sie ja in eine andere Stadtkirche gingen, wollten sie wenigstens gleich Oberpfarrer sein.

„Ich verstehe dich nicht, erkläre dich, erkläre dich," sagte Se. Magnificenz und wandte seinen Blick auf ihn.

„Ich will dem jüngeren Bruder*) draußen dienen, dem Armen; mit meinen schwachen Kräften will ich ihm dienen," sagte Kyrill nachdenklich.

„Ganz recht, ganz recht," sagte der Erzbischof; „nur verstehe ich nicht, wie du zu diesem Entschlusse gekommen bist."

„Die Stadt gefällt mir nicht; das Geld zieht mich nicht an," fuhr Kyrill fort. „Mein Herz gehört dem Dorf, auf dem ich meine Kindheit zugebracht habe."

„Das ist sehr recht, Gott segne dich," sprach der Erzbischof mit freudiger Bewegung, „ich werde dich anderen als Muster hinstellen." Er stand auf, ging zu Kyrill und küßte ihn auf die Stirne. „Was für eine Gemeinde kann ich dir aber geben; ich habe nur arme Gemeinden, alle besseren sind besetzt. Du verdienst aber die beste Gemeinde."

„Nein, nein," entgegnete Kyrill, „das brauche ich nicht. Geben Sie mir nur eine Gemeinde, in der ich ohne Not mit Familie leben kann."

„Gott segne dich, Gott segne dich," wiederholte der Erzbischof, der von der Uneigennützigkeit des jungen Mannes ganz gerührt war. Der Wunsch stieg in ihm auf, gleich auf der Stelle ihm etwas Angenehmes zu erweisen, ihn durch etwas auszuzeichnen.

„Du hast einen Bruder Nazar, den Diakon Nazar; sage ihm, er solle zu mir kommen; ich werde ihn zum Priester machen und ihm eine gute Stelle geben."

Kyrill verbeugte sich und der Erzbischof fuhr fort: „Geh mit Gott, wähle dir eine Frau aus und dann rüste dich zur Priesterweihe. Ich werde dir dann eine Stelle anweisen." Er segnete den jungen Menschen, umarmte ihn und setzte hinzu: „Es ist doch schade, daß unsere Stadt dich wird entbehren müssen. Du wärest ein guter Prediger geworden. Ich weiß noch, wie du im Seminar gut in der Homiletik warst; ja, ja, ich erinnere mich. — Also sage dem Bruder, daß er kommt."

Kyrill ging von dem Erzbischof in freudiger Stimmung weg. Das erste, was ihn freute, war, daß der Greis ihn augenscheinlich verstanden hatte. Angenehm war auch, daß er den Vater und Nazar und die ganze Familie mit der Nachricht von der Gnade des Erzbischofs erfreuen konnte. Das Publikum im erzbischöflichen Empfangszimmer ließ ihn respektvoll vorbeigehen. Alle blickten mit Neid auf ihn; alle wußten schon, daß er der Erste Magistrant war und dachten: Der Glückliche, gleich wird er die beste Stelle der Diöcese bekommen! Was für Glück Gott manchen Menschen giebt! und wie jung er ist, fast noch ein Knabe!

Im erzbischöflichen Hof traf Kyrill mit dem Vater Rektor und seinem Neffen zusammen. Meschoff, der Neffe, war sehr feierlich angezogen; sein schwarzer Rock war nicht mehr der von der Akademie gelieferte, sondern nach Maß gefertigt. Er paßte ihm gut und war aus feinem Tuch gemacht. Sein Hut war auch neu, steif, mit einem breiten blauen Band und einer Schnur, die an einen Knopf des Ueberziehers angeknüpft war. An den Händen trug er schwarze Handschuhe; Lackspitzen glänzten an den neuen Stiefeletten. Er benahm sich gemessen und sah überhaupt aus wie ein eleganter gediegener junger Herr. Für die feierliche Stunde hatte er seinen gelben Backenbart rasiert und seinen kleinen Schnurrbart gewichst. Der Vater Rektor hatte einen Priesterrock an, Orden auf der Brust, trug den Priesterhut und Stab. Am Thor stand die

*) Russischer Ausdruck für den kleinen, armen Mann, den hülflosen Bauern.

Kutsche vom Seminar; man sah, daß der Rektor seinen Neffen zum Erzbischof geführt hatte, um ihn vorzustellen.

„Hast du dich vorgestellt?“ fragte Meschoff im Vorübergehen und seinem Onkel nacheilend.

„Ja,“ antwortete Kyrill kurz.

„Und ich bin mit dem Onkel gekommen, um mich zu bewerben. Du weißt, daß unser Inspektor versetzt ist, da bitte ich um die Stelle.“

„Sobald?“ wunderte sich Kyrill. Es war um so erstaunlicher, als Meschoff die Akademie nur mit mittelmäßigen Ehren bestanden und nicht einmal Veranlassung hatte, auf den Magistrantentitel zu rechnen.

„Nun ja, der Onkel bewirbt sich für mich. Siehst du, als Inspektor wird man mich ja nicht gleich fest anstellen, sondern nur als Vertreter; das ist aber egal, das Gehalt bekomme ich ganz.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte Kyrill zerstreut.

„Die Wohnung und sogar die Heizung frei, das ist doch gar nicht übel.“

„Nicht übel.“ Hier trat der Vater Rektor zu ihnen. „Was denken Sie denn aus sich zu machen, Obnowlensky?“ sagte er halb mit Wohlwollen und halb mit Unzufriedenheit. Kyrill hatte keine Lust, offen zu sprechen. Den Rektor hatte er nie gerne leiden mögen wegen seines versteckten Charakters.

„Wirklich, ich weiß noch nicht; bald reise ich zu meinen Eltern, um zu sehen.“

„So so, das muß man. Doch komm, Jefgenij, wir haben uns schon zu lange aufgehalten.“

Kyrill grüßte und ging. „Wie doch ein Mensch leicht in die Höhe kommt, wenn er nur will!“ dachte er in Erinnerung an die schwachen Gaben des jungen Meschoff.

(Fortsetzung folgt.)

Monatsschau.

Politik.

Der Februar hat endlich die Publikation des russischen Handelsvertrags gebracht, insoweit derselbe als Entwurf von den beiderseitigen Delegierten festgestellt worden ist.

Die Kritik dieses Abkommens kann nur in das lebhafteste Bedauern zusammengefaßt werden, daß kaum zwei Jahrzehnte nach der Aufrichtung des deutschen Reiches in Versailles eine solche Beugung unserer Politik vor dem Auslande möglich war. Der Erfolg der Verhandlungen ist ein für die russischen Diplomaten geradezu glänzender. Rußland hat für seine Landwirtschaft Vorteile errungen, die alljährlich nach vielen Millionen zählen werden; was dagegen die russische Industrie der unsrigen an Zugeständnissen hat bewilligen müssen, ist der Rede nicht wert. Graf Schuwalow hat alle Ursache, begeisterte und doch wohl ein wenig ironische Toaste auf den Grafen Caprivi auszubringen. Die deutsche Landwirtschaft verliert viel, die deutsche Industrie gewinnt wenig, und als Steuerzahler werden Landleute und Industrielle auch noch den Ausfall bar decken müssen, den die Zollkasse durch Mindereinnahmen notwendig erleiden muß. Unwillkürlich fragt man immer wieder: cui bono? Wie kommt das auswärtige Amt zu dieser Art von Zollpolitik? Wer in Deutschland hat Nutzen und Vorteil von diesen übereilten Verträgen? Die Antwort ist einfach: Vorteil haben nur die Vertreter des reinen Handelsinteresses, d. h. die Leute, denen es ganz gleichgültig ist, ob sie an Ausfuhr oder Einfuhr verdienen, wenn nur überhaupt ein Umsatz stattfindet. Mag Rußland durch Ueberschwemmung Deutschlands mit seinem billig produzierten Korn den deutschen Ackerbau ruinieren — was machts, wenn nur an diesem Import „verdient“ wird? Ein paar Gutsbesitzer und Bauern weniger auf dem Lande und dafür ein paar Gründer mehr in Berlin, die auf Gummirädern fahren — das ist der Gang der inneren Entwicklung. Die Berliner Börsen-Kreise und das Berliner Tageblatt waren bisher allein die Träger und Förderer dieser volkswirtschaftlichen Richtung, die man kurz und gut auch als die jüdische bezeichnen könnte; heute sind sie die Anwälte der Regierung. Gewiß ist die bewußte Börsenpartei nur klein; aber sie ist mächtig durch ihren Einfluß in der Presse, mittelst deren es ihr vielfach gelingt, auch Industrie und Gewerbe ins Schlepptau zu nehmen und die große Menge der unbewußten Zeitungsleser, die nur das Echo des Leitartikels sind, über ihr wahres Interesse zu täuschen.

Interessant sind dabei die Gründe und Argumente, welche der Börsenliberalismus und die Offiziösen in edlem Wetteifer vorbringen. Jeder Richtung und Stimmung wird Rechnung getragen. Die Aengstlichen werden mit den Kosaken geschreckt, mit dem Kriege, den Rußland sofort erklären würde, wenn wir ihm den Vertrag verweigern; den Sentimentalen wird das russische „Entgegenkommen“ vorgehalten und die Perspektive

eröffnet, daß, wenn wir Rußland höflich behandeln, dieses seinerseits es mit seinen Interessen nicht so genau nehmen werde, obschon doch nichts gewisser ist, als daß die Petersburger Regierung, wenn sie den Vertrag erst hat, ihn rücksichtslos im eigenen Interesse ausbeuten wird; die patriotischen Gemüter werden eindringlich gewarnt, sich nicht in Gegensatz zu Kaiser und Reich zu setzen; und so wird allen Einwendungen vorgebeugt, gleichviel aus welcher Quelle sie entsprungen sein mögen.

Wie immer aber die Gründe der Vertragsfreunde lauten — nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge kommt nur noch wenig darauf an, mit wie viel oder wie wenig Geschick sie vorgetragen werden. Alles, was Politik treibt, hat längst seine Stellung genommen und die Sache ist nunmehr zur parlamentarischen Machtfrage geworden. Das schließt freilich nicht aus, daß die Regierung nun mit Lebhaftigkeit auf den Stimmenfang ausgeht und zu gewinnen sucht, was irgend sich gewinnen läßt. Mit Konzessionen wird da wiederum nicht gekargt. Den Polen werden nicht nur Zugeständnisse auf dem Sprachengebiet gemacht, sondern ihnen auch noch zugesagt, daß die polnischen Rekruten in polnischen Garnisonen bleiben sollen, d. h. mit anderen Worten: die Bildung rein polnischer Regimenter wird in Aussicht genommen. Die Katholiken haben zu viel Wünsche und Ansprüche an den Staat, als daß nicht auch hier sich dieser oder jener Weg gangbar erweisen sollte — und wäre es nur die Förderung der Väter vom heiligen Geist in Afrika; die ostpreußischen Konservativen sucht man mit der Aufhebung des Identitätsnachweises zu kaufen; die Bayern mit Aufhebung der Staffeltarife; die Bimetallisten — sie gehören ja zu den Konservativen, sind also genügsam — mit vagen Versprechungen, die zu nichts verpflichten. Und das Ungestüm, zu greifbaren Resultaten zu kommen, ist im Reichskanzleramt so groß gewesen, daß man stellenweise nicht einmal die Entscheidung der Minister abgewartet hat, aus deren Ressorts und auf deren Kosten man milde Gaben verteilen wollte. Es mag Herrn Bosse und Herrn Thielen zu verdanken sein, wenn nicht noch ausgiebiger statt von den Zinsen vom politischen Kapital gelebt wurde.

Ob nun aus allen diesen Handelsgeschäften sich schließlich eine Mehrheit für den Vertrag ergeben wird, ist noch nicht sicher, aber wahrscheinlich. Zweifelhaft ist das Verhalten des Centrums. Aber anzunehmen ist, daß dieselbe Mehrheit, die den rumänischen Vertrag bewilligte, auch den russischen bewilligen wird, zumal wenn der Kanzler durch entsprechende Liebesgaben den Abfall der Polen verhindert. Nicht einmal an die notwendigsten Kautelen auf dem Gebiet der Währungsfrage ist zu denken. Der Vertrag wird in Wirksamkeit treten, wie er ist, und es wird sich dann zeigen, was unbeteiligte Sachverständige schon jetzt voraussagen, daß er nämlich ganz und gar nach russischen Direktiven redigiert ist und der russischen Verwaltung die Möglichkeit offen halten wird, auch noch „auf administrativem Wege" drei Viertel ihrer ohnehin nicht großen Zugeständnisse illusorisch zu machen.

Es ist viel in den letzten 25 Jahren auf den alten deutschen Bund gescholten worden, auf seine Zusammensetzung, die kein deutsches Nationalgefühl habe aufkommen lassen, und man hat gemeint, ein Tag von Olmütz könne sich nicht wiederholen. Wenn man aber heute die langen Listen der Zustimmungserklärungen zum russischen Vertrage liest, die von Handelskammern und Parteiversammlungen aller Art beschlossen werden, so drängt sich doch unwillkürlich die Frage auf, ob ein Vertrag, wie der neueste, nicht mit Recht als handelspolitisches Olmütz zu bezeichnen wäre, und die andere Frage, ob das, was man deutsches Nationalgefühl nennt, auch nur in bescheidenem Maße über eine kleine versprengte Gemeinde hinausgeht, die mit keiner politischen Partei zu intentifizieren ist. Es scheint, daß auch das neue Reich uns nicht hinreichend zu politischem Selbstgefühl erhoben hat, und daß gegen die übertriebene germanische Bescheidenheit kein Kraut gewachsen ist. Macht der neue Kurs so weiter, so wird Deutschland bald wieder werden, was es Jahrhunderte lang gewesen, ein Spielball in der Hand seiner Nachbarn. Soll das nicht geschehen, so muß nicht nur der Krieg im Kriege,

Digitized by Google

sondern auch der Krieg im Frieden, d. h. die Diplomatie zielbewußter gehandhabt werden, als bisher. Wer nichts voraussieht und nie vorausarbeitet, sondern alles an sich kommen läßt, wird schließlich immer in Situationen hineingeraten, daß die Schlacht schon verloren ist vor dem ersten Schuß. Es gilt, sich die Situationen schaffen oder aussuchen, auf Grund deren man wirken will, und nicht dies Geschäft der Liebenswürdigkeit der Gegner überlassen.

Der Reichstag hat viele recht lange, und auch sehr viele schwach besuchte Sitzungen gehalten, und sich vorzugsweise mit dem Etat beschäftigt. Eine negative Entscheidung von Bedeutung ist leider in Sachen der Miquelschen „Reichsfinanzreform" gefallen — das Projekt ist abgelehnt. Freilich entspann sich schon über ihrem „Begräbnis" sofort der Streit, ob man einen Toten, oder einen Scheintoten begrabe. Der Regierungsvertreter hielt die Sache nur für scheintot, den Plan aber für einen so gut in den steuerpolitischen und volkswirtschaftlichen Umständen begründeten, daß er immer wiederkehren werde und müsse, auch wenn man ihn jetzt zurückschiebe. Wir unsererseits sind über den Wert dieser Reform, wie schon früher dargelegt, ganz derselben Meinung. Aber leider ist es ja überhaupt nicht so in der Welt, am allerwenigsten in den Parlamenten, daß die, welche recht haben, auch recht bekommen, und wir halten es darum keineswegs für ausgeschlossen, daß das Centrum doch noch Entscheidungen zu Wege bringt, die nur vom Standpunkt pessimistischer Politik aus als vernünftig und zweckentsprechend, dagegen vom nationalen und föderalistischen Standpunkt aus als Unverstand gelten können, bez. müssen.

Erfreulicher waren die Beschlüsse des Reichstags zum Etat der Post. Eine bessere Feier des Sonntags und eine objektivere Regelung der Gehaltsverhältnisse der Beamten wurden der Verwaltung dringend ans Herz gelegt, wenn auch diese leider Bedenken über Bedenken dagegen geltend zu machen wußte. Und doch sind, was wenigstens die Sonntagsvorschläge betrifft, alle technischen Zweifel an der Ausführbarkeit im Hinblick auf England und Nordamerika durchaus hinfällig und die bessere Heilighaltung der Festtage seitens der Post um so dringender zu wünschen, als Handel und Gewerbe von Staatswegen und zwangsweise zur Einstellung der Arbeit angehalten werden. Ginge die Post mit gutem Beispiel voran, so würde vielleicht auch die Eisenbahn mit großen Teilen ihres Betriebes nachfolgen, und allerlei Nebengewerbe auch. Wünschenswert wäre dann freilich, daß auch die höchsten Beamten sich in dieser Hinsicht vom Geist unserer Gesetzgebung nicht dispensierten, sondern auch Kronräte und Ministerialsitzungen vom Werktag auf den Sonntag nur im äußersten Notfall verlegt würden.

Erhebliche Aufmerksamkeit erfordern diejenigen Reformen, welche für das Reichswahlgesetz von der äußersten Linken geplant werden. Speciell aller Zusammenlegung kleiner ländlicher Wahlbezirke zu größeren sollte man sich konservativerseits entschieden widersetzen, da jede Zumutung an ländliche Wähler, zur Stimmabgabe große Wege über Land zu machen, notwendig die Stimmenthaltung vieler dieser Wähler nach sich ziehen müßte.

Neben den Geschehnissen der Tagespolitik ist ein nicht unbedeutsames Ereignis zu verzeichnen, welches freilich mehr geschichtlich als politisch ist: der Besuch des Fürsten Bismarck am Kaiserhof in Berlin und der Gegenbesuch des Kaisers in Friedrichsruhe.

Das Ereignis ist von allen denen, die den Frieden dem Krieg, die Eintracht dem Zerwürfnis vorziehen, freudig begrüßt worden. Wenn einerseits kein Zweifel sein kann, daß die Verabschiedung des Fürsten Bismarck sich nicht in den Formen vollzogen hat, auf welche ein Staatsmann von seiner Stellung und Bedeutung Anspruch erheben durfte, so ist andererseits gewiß, daß der Fürst seiner Natur entsprechend außerordentlich viel gethan hat, um den Konflikt zu bereiten und zu verschärfen; anfänglich ist solche Verschärfung geschehen durch eine herbe oft persönliche Kritik des neuen Kurses, die sich gelegentlich bis zu Beleidigungen steigerte, zu guterletzt noch durch die überaus kühle Beantwortung der liebenswürdigen Günser Depesche des Kaisers. Um so höher ist es nun dem Kaiser anzurechnen, daß er doch sich überwunden und noch Ein Mal die Hand der Versöhnung dem gekränkten Altreichskanzler entgegengestreckt hat.

Wenn hier das Wort Versöhnung sein Recht haben soll, so muß freilich hinzugefügt werden, daß es sich nur um einen persönlichen, aber keineswegs um einen politischen Ausgleich handelt. Es scheint, daß der Kaiser geflissentlich vermieden hat, auch nur ein einziges politisches Wort mit dem Kanzler zu sprechen. Und Fürst Bismarck hat es an der öffentlichen und wiederholten Versicherung nicht fehlen lassen, daß keine Gunst von oben ihn veranlassen könne und werde, zu schweigen und seine vom neuen Kurs abweichende Meinung auch ferner öffentlich zu vertreten.

Dennoch kann die Begegnung nicht als resultatlos bezeichnet werden. Sollen die oft gestellten Fragen nach dem Anlaß und nach den Folgen derselben auch hier eine Antwort finden, so liegen beide ja ziemlich klar zu Tage. Der Anlaß liegt doch wohl darin, daß der Kaiser das innere Bedürfnis fühlte, dem Staatsmann, den er früher aufs höchste verehrt, und von dem er sich später in unfreundlicher Form getrennt hatte, wieder näher zu treten, zumal bei einem Achtzigjährigen der Natur der Dinge nach der Augenblick nicht fern sein kann, wo es für Versöhnung und Ausgleich zu spät ist. Und zu dem inneren Bedürfnis, zu der Rücksichtnahme auf den späteren Richtspruch der Geschichte, wird manche Anregung von außen hinzugekommen sein, da es Freunde des Fürsten Bismarck auch heute noch in der Nähe des Monarchen hinreichend giebt.

Noch einfacher als dieser Anlaß dürften die Folgen sein. Es wird gewiß weder in der inneren noch in der äußeren Politik irgend ein Einlenken in andere und alte Bahnen stattfinden, sondern der neue Kurs so bleiben, wie er seit dem Abgang des Fürsten gewesen ist. Der Fürst aber wird, wie er es denn schon gethan, seine Polemik gegen die Staatsmänner von heute mäßigen. Er redet für den Augenblick wenigstens nicht mehr vom „Troupier" Caprivi, vom „Staatsanwalt" Marschall und vom Verräter Böttticher, sondern er hüllt sich, z. B. dem russischen Vertrage gegenüber, in ein dunkles Schweigen, oder noch dunkleres Reden, durch welches den Parteien unmöglich gemacht wird, ihn für oder gegen die neueste Sensation des neuen Kurses als Eideshelfer auszuspielen.

Immerhin — wie groß oder wie klein die Bedeutung des Ausgleichs sein mag — menschlich schön und erfreulich bleibt sie immer. Und es würde dem Kaiser aufrichtiger Dank für sein Vorgehen gebühren, auch wenn weiter nichts erreicht wäre, als ein Moment der Freundlichkeit und Genugthuung in den späten Lebensabend des greisen Fürsten Bismarck hineinzutragen.

* * *

Wenn die großen Nationalstaaten im alternden Europa ganz außerordentliche Verschiedenheiten der inneren Entwicklung zeigen, so drückt doch das sinkende 19. Jahrhundert ihnen allen und ihrem politischen Leben auch einen gemeinsamen Stempel auf. Im alten Rom folgten auf eine Kette von auswärtigen Kriegen die Sklavenkriege. Fast hat es den Anschein, als sollte auch die moderne Entwicklung eine ähnliche sein, und der große europäische Krieg, den man seit 25 Jahren täglich erwartet, nicht mehr ein Krieg um Grenzberichtigungen, Hegemonien oder „verlassene Bruderstämme" werden, sondern ein internationaler Kampf des vierten Standes gegen die Bourgeoisie. Gerade der letzte Monat hat wieder in eindringlichster Weise der Welt diese außerordentliche Gefahr vor Augen geführt. Nihilisten und Anarchisten überall; überall verzweifelte Existenzen, die auch vor Sprenggeschossen und politischem Mord nicht zurückscheuen; überall Attentate: in Paris und London die Vaillant und Ravachol, in Oesterreich die Omladina, in Italien Defelice, in Spanien die „schwarze Hand", und in Deutschland die Bebel und Liebknecht, die zunächst zwar nicht den Revolver, aber die Revolverpresse handhaben und die Regierung in Paris des Justizmordes anklagen, weil sie an Vaillant ein gerechtes und wohlbegründetes Urteil zur Ausführung gebracht hat.

Die Gefahr, wie man sieht, ist groß genug; Grund genug ist vorhanden, zu warnen alle die, die es angeht. Aber wer hört dieser Predigt? Wer läßt sich warnen? Auch in Deutschland, wo noch am ersten die Möglichkeit und Aussicht vorhanden schien,

daß etwas zu stande käme, was nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach Socialreform genannt werden kann, ist es totenstill geworden auf diesem Gebiet. Totenstill. Wenn aber jetzt noch die Möglichkeit vorhanden ist, durch erträgliche Zugeständnisse, die nichts weiter bedeuten als etwas Steigerung oder wenigstens Sicherung des Arbeitslohnes und etwas Minderung der Rente, einen leidlichen socialen Friedenszustand zu schaffen, so ist doch auch für uns der Augenblick nicht fern, wo es dazu zu spät sein wird, wo die Gewalt entscheidet. Es mag ja sein, daß sie zunächst zu Gunsten der Besitzenden entscheidet. Aber der Zustand, der dann der Entscheidung folgt, wird auch nicht erfreulicher sein, als der voraufgehende. Und die triviale Redensart vom „Tanzen auf dem Vulkan" wird auf ihn passen, wenn sie jemals gepaßt hat.

Noch einmal das Jesuiten-Gesetz.

(Eingesandt.)

Die politische Monatsschau im Januarheft der „Kons. Monatsschr." berichtet über die Annahme des vom Centrum gestellten Jesuiten-Antrages durch den Reichstag und spricht hierbei die Ueberzeugung aus, es sei „sachlich ziemlich gleichgültig, ob die Jesuiten von außen her oder aus eigenen deutschen Niederlassungen heraus unser Vaterland, wie sie es denn längst thun, persönlich und mit Wort und Schrift überschwemmen". Ich bitte die verehrl. Redaktion, einer abweichenden Ansicht über diesen Punkt Raum zu gewähren. Der Herr Berichterstatter übersieht meines Erachtens den Umstand, daß die praktisch bedeutsamste Thätigkeit des Jesuiten-Ordens in der Begründung und Leitung von Unterrichtsanstalten besteht, und daß das Jesuitengesetz ihn an der Entfaltung gerade dieser Thätigkeit wirksam hindert. Die erste Folge einer Aufhebung des Gesetzes wird zweifellos die Errichtung einer Anzahl durch Jesuiten geleiteter Gymnasien und ähnlicher höherer Schulanstalten auf deutschem Boden sein, — sofern die eine oder andere deutsche Regierung zu einer Gestattung solcher Anstalten zu bestimmen wäre; bei dem Einfluß aber, den die ultramontane Richtung auf die bayrische Regierung neuerdings wieder ausübt und voraussichtlich für lange Zeit ausüben wird, ist kaum zu bezweifeln, daß speciell diese Regierung die Genehmigung erteilen würde, sobald das reichsgesetzliche Hindernis gefallen wäre. Natürlich würden diese Anstalten in Bezug auf Einrichtung und Ziele des Unterrichts den bayrischen Behörden die nötigen äußerlichen Konzessionen machen, um von denselben — gleich anderen Privatanstalten — die Gleichstellung ihrer Abgangs- und anderen Zeugnisse mit den Zeugnissen der Staatsanstalten zu erlangen; hiermit wäre aber – bei den in dieser Hinsicht unter den deutschen Staaten bestehenden dauernden Vereinbarungen — die Gültigkeit der Zeugnisse für den Umfang des ganzen Reiches erreicht. Dies Ergebnis würde wohl niemand als „sachlich ziemlich gleichgültig" bezeichnen können. Wenngleich schon bisher eine Anzahl strenger Katholiken ihre Söhne auf die österreichischen Jesuiten-Gymnasien, namentlich nach Feldkirch, schickte, so blieb diese Gewohnheit doch auf eine ziemlich kleine Anzahl reicher Familien beschränkt, die für ihre Söhne auf einen von staatlichen Prüfungen abhängigen Beruf nicht reflektieren, — eben weil die Zeugnisse der österreichischen Anstalten in Deutschland keine Geltung haben; sicher würden aber, sobald dies Hindernis beseitigt wäre, nicht nur der größere Teil des katholischen Adels, sondern auch zahlreiche andere katholische Familien ihre Söhne den Jesuiten-Gymnasien anvertrauen, und bei der vortrefflichen Organisation auf jener Seite würde auch unbemittelten Familien durch ganz billige Anstalten, Gewährung von Freistellen u. dergl. dieser Schritt erleichtert werden. Ich brauche nun nicht weiter auszuführen, wie verhängnisvoll in patriotischer und in sittlicher Beziehung es wirken würde, wenn weite Kreise unserer führenden Stände der Erziehung durch Jesuiten anheim fielen; wer hiervon nicht längst überzeugt ist, dem sei die Lektüre der lehrreichen Schriften des Grafen Hoensbroech empfohlen. Deshalb meine ich, daß, wenn

nicht das ganze Jesuitengesetz, so doch die Bestimmung desselben, welche den Jesuiten und den verwandten Orden jede Niederlassung im deutschen Reich untersagt, von der größten praktisch-politischen Bedeutung ist; möchte der Bundesrat an dieser Bestimmung immer und unter allen Umständen festhalten!

F. v. O.

Kolonialpolitik.

In diesen Wochen schreibt jedes Blättchen über Kolonialpolitik. Das ist natürlich, denn es ist einfach nötig, das Publikum verlangt es. Aber wenn nun in der That die letzten Wochen manches gebracht haben, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Schutzgebiete lenkte, so ist es doch doppelt bedauerlich, wenn man den Zug von Kleinlichkeit und den Mangel an großen Gesichtspunkten so sehr in den Vorgrund treten sieht, wie es bei den Kommissions- und Plenar-Beratungen im deutschen Reichstag der Fall ist. Die einzige bemerkenswerte Episode aus den Verhandlungen ist bis jetzt (19. Febr.) der Antrag des Grafen Arnim-Muskau in der Kommission, den unbegreiflicher Weise wiederum gekürzten Kamerun-Expeditionsfonds wieder auf die alte Höhe zu bringen. Wir haben es hier mit einer Neuerung zu thun, die doch endlich die Hoffnung aufkommen läßt, daß sich im Parlament Kolonialpolitiker bereit finden lassen, weiter gehende Initiativ-Anträge zu stellen, wenn die von der Regierung beliebten Maßnahmen nicht hinreichend erscheinen, um die politischen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Afrika zu wahren. Weshalb nun Graf Arnim seinen Antrag zurückzog, nachdem Geheimrat Kayser ihn ausführlich bekämpft, ist aus den in den Zeitungen veröffentlichten Berichten nicht zu ersehen, da sie die Kayserschen Ausführungen verschwiegen haben. Wir vermuten aber, daß die Kolonial-Abteilung einen Nachtragsetat für Kamerun vermeiden wollte, um den Vorzug, überhaupt keinen Reichszuschuß erfordern zu müssen, nicht einzubüßen. Was wir von dieser „parlamentarischen Kolonialpolitik" halten, haben wir schon früher gesagt. Wenn man aus den Vorgängen der Kameruner Meuterei noch keine Lehre gezogen hat, so muß man die Hoffnung aufgeben, daß die kolonialen Regierungskreise in der jetzigen Zusammensetzung lernen werden, reale Vorteile in Afrika auch unter scharfem parlamentarischen Widerspruche zu verfolgen.

Wenn wir aber der Regierung immer wieder den Vorwurf gemacht haben, um parlamentarischer Momente halber in Westafrika zu überaus unbefriedigenden Resultaten gelangt und besonders in politischer Hinsicht einen geradezu beschämenden Kleinmut gezeigt zu haben, so ist es auch billig, gerade angesichts der augenblicklichen Kolonialdebatten einen Blick auf die sogenannten „kolonialen Kreise" zu werfen, welche eben wegen der übermäßigen Zurückhaltung der Regierung „öffentliche Meinung" machen und die Kolonialleitung zu stärkerer Initiative hätten anregen müssen. Wir haben in Deutschland eine „Deutsche Kolonialgesellschaft," welche etwa 19000 Mitglieder zählt und an diese vierwöchentlich eine Nummer der „Deutschen Kolonialzeitung" verteilt. Da die Mitglieder fast sämtlich den gebildeten Kreisen angehören, so ist ohne weiteres klar, welchen Einfluß die über ganz Deutschland verbreitete Gesellschaft ausüben könnte, wenn ihre Leitung die nötige Bestimmtheit und Energie entfaltete. Was soll man aber dazu sagen, daß die Kolonialzeitung noch niemals eine einigermaßen übersichtliche Schilderung jener Gebiete gebracht hat, um die sich das neueste Abkommen mit Frankreich dreht. Hätte sie seit Jahresfrist, wie das schon in einer Gesamt-Vorstandssitzung angeregt wurde, regelmäßige Aufsätze über den wirtschaftlichen Wert der Tschadseeländer nach den prächtigen Schilderungen unserer deutschen Reisenden gebracht, hätte sie nur den Anbau des Landes, die Schiffbarkeit des Schari, die Kulturstufe der dortigen Bevölkerung nach den Schilderungen eines Nachtigall klargelegt, so würde sich eben jene Kenntnis und Wertschätzung von Bagirmi und Adamaua im Publikum verbreitet haben, welche es der Reichsregierung einfach unmöglich gemacht hätte, mit einem Federstrich

auf Bagirmi Wadaï und das Südostufer des Tschadsees zu Gunsten der Franzosen zu verzichten. Daß die Kolonialgesellschaft im stande ist, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, hat sie gezeigt in der Unterstützung der Emin Pascha-Expedition des Dr. Peters und bei der Antisklaverei-Lotterie. Wenn jetzt die ungeheuren Abtretungen an die Franzosen, welche für Bagirmi nicht den geringsten Erwerbstitel geltend machen können, an einem Teile des sonst kolonialfreundlichen Publikums eindruckslos vorübergehen, und zwar aus Mangel an Kenntnis der verlorenen Länder, so trifft hierfür ein schwerer Vorwurf die Leitung der deutschen Kolonialgesellschaft. Sie konnte solchen Abtretungsneigungen eine starke koloniale Stimmung im Lande gegenüberstellen, wenn sie eine solche rechtzeitig hervorrief. Ist das unterblieben, so hat sie sich ihrer wichtigsten Aufgabe, anregend und aufklärend zu wirken, nicht gewachsen gezeigt. Dieser Thatsache entspricht denn auch die geringe Rücksicht, welche die Reichsregierung auf die „Meinung" der Gesellschaft nimmt. Der Gesamtvorstand war im Dezember v. Js. soeben in Magdeburg zu einer gemeinsamen Sitzung zusammengetreten, als in Berlin die deutsch-französischen Verhandlungen begannen. Anstatt sich nun mit aller Wucht gegen die Anknüpfung der Verhandlungen in diesem Zeitpunkt zu erklären, die denn auch thatsächlich abgeschlossen sind, bevor die Resultate der jetzt Verträge schließenden deutschen Expedition von Uechtritz bekannt werden und zur Geltung kommen können, begnügte man sich, in einem einer Resolution nachgehängten Satze diesen Gesichtspunkt bescheidentlich anzudeuten, sonst aber den Mund so voll wie möglich zu nehmen und Zugang zum Congo und das Flußgebiet des Schari zugleich zu fordern. Der Erfolg hat dieser „Taktik" entsprochen, wir haben weder Zugang zum Congo und sind von Bagirmi und Wadaï ein-für-allemal ausgeschlossen. Kehrt also nach vielleicht 4 Monaten Herr von Uechtritz zur Küste zurück, nachdem er Bagirmi erworben, so hört er in Kamerun, daß inzwischen Bagirmi abgetreten ist, just wie anno 1890 Dr Peters nach der Erwerbung von Uganda. Wenn man aber so etwas der öffentlichen Meinung in Deutschland zu bieten wagt, ganze Kulturländer abzutreten, weil die Franzosen einmal in der Nähe vorbeigeflüchtet sind, und einer deutschen Expedition den Erfolg vorweg abzuschneiden, um dem Pariser Kabinet gefällig zu sein, so kennzeichnet dies so klar, welches Maß von Mißachtung man am grünen Tisch gegen die „kolonialen Kreise" in Deutschland hegt, daß jeder weitere Beweis für diese traurige Thatsache überflüssig erscheint. Ob nun die deutsche Kolonialgesellschaft eine Lehre aus dieser trübseligen Erfahrung ziehen wird, das wird sich am 17. März, dem Tage der Hauptversammlung, wo wenigstens 1000 Kolonialpolitiker in Berlin zusammenkommen werden, zeigen. Hoffentlich hat wenigstens der aus lauter Würdenträgern von Rang und Namen bestehende Ausschuß dann Gelegenheit, die gegenwärtige „Stimmung" im Lande kennen zu lernen.

Als die obigen Ausführungen schon in Satz gegeben waren, trafen die weiteren Reichstagsverhandlungen vom Montag, den 19. Februar, ein. Es ist im allgemeinen nicht Aufgabe einer Monatsschrift, Tagespolitik nach Ereignissen einzelner aus größeren Episoden herausgerissener Tage zu treiben, aber die Debatte vom 19. Februar bedeutet ein so wichtiges Stück in der deutschen Kolonialgeschichte, daß wir ihr, ohne den Schluß der Verhandlungen abzuwarten, einige Worte widmen müssen. Das Auftreten des Grafen Arnim in der Kommissionssitzung war eine gute Vorbedeutung: endlich ist im Plenum einmal eine rückhaltlose, in vornehmer Form vernichtende Kritik an der Kolonialpolitik des Grafen Caprivi geübt worden. Noch wissen wir nicht, ob diese unwiderlegliche Aufzählung von Versäumnissen, Mißgriffen und Mißerfolgen Wirkung für die Zukunft haben wird, jedenfalls ist mit der Rede des Grafen Arnim der Bann gebrochen, der bis jetzt über dem Auftreten der Kolonialfreunde im Reichstage lag. Im Lande aber wird es wie eine neue Hoffnung durch die Reihen der Kolonialpolitiker gehen, man wird sich sagen, so lange wir noch so mannhafte Vertreter der deutschnationalen Interessen in den Tropen haben, geben wir die Hoffnung nicht auf, daß die deutsche Nation auch jenseits der Meere eine ihrer Würde entsprechende Position ein-

Digitized by Google

nehmen wird. Und diesen herzerquickenden Eindruck wollen wir uns selbst durch die Thatsache nicht verderben lassen, daß die am schwersten wiegenden Verluste im deutsch-französischen Vertrage durch das Schweigen der Regierungsvertreter als bestätigt angesehen werden müssen. Damit muß freilich Bagirmi und Wadai als aufgegeben gelten, und die Bedeutung der Kamerunkolonie ist endgültig auf diejenige einer Enklave zwischen englischen und französischen Besitzungen beschränkt. Was der Chef der Kolonialabteilung Tröstliches über den Spielraum sagte, den der deutsche Unternehmungsgeist trotz des Vertrages noch in Kamerun und seinem Hinterland habe, kann über die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß die politische Bedeutung von Kamerun ein- für allemal verscherzt ist, während eben die letzten Abmachungen dazu gedient haben, den Franzosen jene großartige Position vom Kongo über den Tschadsee zum Niger und Senegal zu sichern, die sich in Westafrika im Laufe der Jahre sicherlich zu einer gewaltigen Ueberlegenheit entfalten wird. Angesichts dieser Thatsache verlohnt es sich wenigstens, der Merkwürdigkeit halber zu konstatieren, daß Graf Caprivi in übel angebrachtem Hervorkehren seiner Persönlichkeit auf die schweren Angriffe des Grafen Arnim erwiderte, „er sei mit den Verträgen ganz zufrieden", und kurz darauf, „das bisherige System habe sich seiner Ansicht nach vorzüglich bewährt". Wenn sich die konservative Presse bis jetzt aller Angriffe auf den Charakter des jetzigen Reichskanzlers enthalten und nur seine Politik getadelt hat, so giebt in einer Debatte, die Schlag auf Schlag die Kette von Rückschlägen und Niederlagen des kolonialpolitischen neuen Kurses klarlegte, dieses überraschende Maß von Selbstbewußtsein doch zu denken. Man wagt kaum zu hoffen, daß trotz der offenkundigen Niederlage, die der Reichskanzler den Herren Graf Arnim und Prof. Hasse gegenüber erlitten, noch eine Besserung der Regierungspolitik eintreten werde. Viel ist ja freilich in politischer Hinsicht in Afrika nicht mehr zu gewinnen, Togo allein hat noch freies Hinterland, aber auch hier thut Eile not, denn die Franzosen werden nicht säumen, vom benachbarten Dahomey aus nach Norden vorzudringen. Wir begrüßen es daher mit Genugthuung, daß wenigstens diese eine Gelgenheit, auch wenn sie geringfügig ist gegenüber der Schari- und Tschadseefrage, von der deutschen Kolonialgesellschaft in ihrer Hauptversammlung am 17. März in Berlin ergriffen werden soll, um rechtzeitig vor weiterer Unthätigkeit zu warnen. Tritt die Versammlung einmütig für die Forderung einer Abteilung ein, nämlich ungesäumt Erwerbsexpeditionen in das Hinterland auszusenden, so könnte dies wenigstens das gesunkene Ansehen der deutschen Kolonialgesellschaft in etwas wieder heben.

Gehen wir nun noch kurz auf die wenigen, aus den Kolonien zu berichtenden Ereignisse ein, so wollen wir wenigstens mit Genugthuung die Indienststellung des Dampfers „H. v. Wißmann" auf dem Nyassasee hervorheben. Nach dem Bericht des Reichskommissars, der gegenwärtig in Bombay weilt, übertrifft der Dampfer erheblich die englischen „Kanonenbote" an Größe und guter Ausstattung. Daß er gegen den Sklavenhandel auf dem See von bester Wirkung sein wird, ist unzweifelhaft, hoffen wir nur, daß sich bald auch handelspolitische Beschäftigung für ihn findet. In dieser Hinsicht wäre es erwünscht, wenn die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft eine Handelsfiliale am nördlichen Nyassaufer anlegte. Es wäre ein solches Vorgehen zugleich ein Anfang einer für die Zukunft doch notwendigen Handelspolitik, die uns gebieterisch auf die Mitbenutzung des Wasserweges Sambesi-Schire-Nyassa hinweist, außerdem würde hier doch wieder der Beweis erbracht, daß der Kaufmann unter dem Schutz der Flagge in Ostafrika weit genug ins Innere vordringen kann, wenn ihn Unternehmungsgeist und weitgreifende Berechnung dazu treiben.

Von Südwestafrika kommen immer neue Unglücksbotschaften. Es widerstrebt uns, sie einzeln zu registrieren. Der kommende Monat und der Ausgang der Kolonialdebatten wird ja zeigen, ob und inwieweit wir auf eine Aenderung des jetzigen Systems zu hoffen haben. Bleibt alle Aussicht darauf aus, so wird sich fragen, ob solche Art von „Politik" überhaupt noch der Mühe lohnt, sich mit ihr zu beschäftigen.

Digitized by Google

Wirtschaftspolitik.

Wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, wird vielleicht schon über das Schicksal des russischen Handelsvertrages entschieden sein. Während wir dies schreiben, ist aber noch ganz ungewiß, ob sich eine Mehrheit für diesen folgenschweren Vertrag im Reichstage zusammenfinden wird. Zwar die Handelskammern erklären einstimmig, daß sie mit den geringen Zugeständnissen Rußlands zufrieden seien, und Abgeordnete aus vorwiegend industriellen Bezirken können nicht wohl anders, als diesem Drucke nachgeben. Die Landwirtschaft aber in Osten und Westen, Norden und Süden Deutschlands protestirt mit gleicher Einmütigkeit gegen die Preisgabe des Differentialzolles, die ihr als Opfer für die beleidigend niedrigen Zollnachlässe Rußlands zu groß erscheint, und die Abgeordneten aus Wahlkreisen mit gemischter industrieller und landbautreibender Bevölkerung schwanken daher mit ihrem Entschlusse. So läßt sich ein Strom von Reden über eine an sich recht klar und einfach liegende Sache erwarten; die meisten werden „Ausreden" sein, mit denen die Abgeordneten sich vor ihren Wählern zu rechtfertigen suchen werden. Was an sachlichen Gründen für und wider den Vertrag vorgebracht werden kann, das ist schon heute erschöpft. Auch die unsachlichen Gründe, die uns zu der seit Bestehen des Reiches beispiellosen Nachgiebigkeit gegen Rußland Mut gemacht haben, sind bekannt. Mit kurzen Worten heißen sie: „Unsere Ostmarken sind unrettbar dem Slaventum verfallen; es ist besser, sie auf dem Wege friedlicher Eroberung zu verlieren, als sie in einem aussichtslosen Kriege uns entreißen zu lassen." Wenn gleichzeitig die Vormacht Preußens innerhalb des Deutschen Reiches sich zunächst in wirtschaftlicher und finanzpolitischer Beziehung unter die harten Bedingungen Bayerns und Sachsens beugt, d. h. auf die Staffeltarife, auf die Besteuerung des Bieres durch das Reich, auf die Reichsweinsteuer als Faßsteuer u. s. w. verzichtet, so ist das nur eine weitere Konsequenz der „Versöhnungspolitik", mit der die Geschichte der letzten dreißig Jahre jetzt korrigiert wird. Und wenn einmal alles aus den Fugen gehen soll, so darf die konservative Partei keine Ausnahme machen. Man zwingt sie einfach, eine bloße Interessen-Partei zu werden, dann ist ihr Schicksal besiegelt, da die Interessen der Landwirtschaft in den verschiedenen Teilen Deutschlands und die Interessen des Mittelstandes in den Städten nicht so vollkommen kongruent sind, daß sie in einer einzigen Partei sich mit gleichem Nachdruck vertreten ließen: „Divide et impera!" Ein Haufen Sand läßt sich leichter modeln, als ein Felsblock. Aber freilich, Häuser lassen sich nicht darauf bauen.

Den Streit um die Vorteile und Nachteile des Handelsvertrages können wir hier nicht in seine Einzelheiten hinein verfolgen. Daß der Zollkrieg irgend jemandem nützen könnte oder genützt hätte, wird nirgends behauptet. Der Streit dreht sich nur darum, ob die Zollsätze von 1891 unseren Interessen mehr entsprachen, als die des jetzt vorliegenden Tarif-Vorschlages. Wir bejahen diese Frage. Es mag sein, daß unser Differentialzoll auf russisches Getreide den Roggen- und Haferpreis auf dem deutschen Markt nicht auf einer unseren Produktionskosten entsprechenden Höhe zu erhalten vermag. Seine Beseitigung aber wirkt ganz unzweifelhaft vernichtend auf unsere Landwirtschaft, denn der knappe Schutzzoll von 3,50 Mark reicht nicht hin, um die so viel billigere Produktionsweise der russischen Landwirtschaft und die Valuta-Differenz auszugleichen. Es handelt sich hier nicht nur um Sein oder Nichtsein der 15 000 deutschen Rittergutsbesitzer, sondern darum, ob der Körnerbau in Deutschland künftig überhaupt noch lohnen soll, d. h. ob die landbauende Bevölkerung Deutschlands dem Schicksal der schlesischen Weber verfallen und sich eine andere Hantierung suchen soll oder nicht. Zwei aufeinanderfolgende reiche Erntejahre in Rußland können diese Frage für alle Zeiten entscheiden. Dagegen steht der Vorteil, den unsere Industrie aus der Herabsetzung der russischen Zölle gewinnt. Es war ein sehr geschickter Schachzug der

russischen Regierung, daß sie, als sie mit dem Getreide-Ausfuhrverbot und der Aushungerung Deutschlands Fiasko gemacht hatte, sofort zu den Kampfzöllen griff. Sie konnte des Beifalls der vertragsfreundlichen deutschen Regierung dabei sicher sein. Denn ein besseres Mittel, alle Industriellen Deutschlands mit ihrem Anhange allen Vertragsbedingungen, auch den härtesten, geneigt zu machen und ihr Bündnis mit den deutschen Agrariern zu sprengen, war gar nicht denkbar. Nun steht die Sache für Rußland so: Im Genuß der Meistbegünstigung Deutschlands ist die russische Landwirtschaft wieder im stande, die Konkurrenz Oesterreich-Ungarns und Amerikas, ja diejenige der deutschen Landwirtschaft selbst auf dem deutschen Markte zu schlagen; dadurch wird Deutschland im Punkte der Getreide-Versorgung ganz abhängig von Rußland und gerät zugleich in eine politische Abhängigkeit, die für Rußland mehr wert ist, als die bisher recht platonisch gebliebene Freundschaft Frankreichs; eine blühende Landwirthschaft verhilft der russischen Industrie, die ohnedies schon mächtig erstarkt, zu immer glänzenderen Resultaten und macht das Land immer unabhängiger von der deutschen Industrie, die jetzt so begierig nach den kleinen Zollermäßigungen greift, ohne zu bedenken, daß der dafür gezahlte Preis ihr den Absatz im Inlande aufs schwerste beeinträchtigt.

Noch bedenklicher sind die Folgen der Handelsvertragspolitik für die sociale Entwickelung Deutschlands. Die unabhängige konservative Partei kann nicht anders, als gegen den Vertrag stimmen. Wenn einzelne Personen unter dem starken Druck, ja dem kategorischen Befehl von oben das Opfer des Intellekts bringen, so ändert das an der Haltung der Partei selbst nichts. Durch ihre Ablehnung des Vertrages wird sie immerhin noch nicht zur Oppositionspartei, so lange bei der Regierung im Uebrigen monarchistische und christliche Tendenzen Vertretung finden. Aber das Bestreben der konservativen Partei wird in der nächsten Zukunft darauf gerichtet bleiben, die Schäden der Vertragspolitik durch wirtschaftliche Maßnahmen auszugleichen, und dabei wird ihre Aufgabe auf dem noch wichtigeren Gebiete der Socialreform in den Hintergrund treten. Das muß um so verhängnisvoller werden, als auch die Regierung mit ihrer liberalen und demokratischen Parlamentsmehrheit zu jeder Initiative in dieser Richtung unfähig ist. Die weitere Entwickelung dürfte also nicht nur ein schnelles Anwachsen der Socialdemokratie und des Anarchismus bringen, sondern, was noch viel bedenklicher ist, eine rücksichtslose Gewaltherrschaft des industriellen Unternehmertums, die auch bei den agrarischen Unternehmern der Zukunft, den Rittergutsbesitzern Cohn und Levy, immer mehr Schule machen wird. In solchen Trübungen geht die Staatsidee, für die noch Kaiser Wilhelm I. mit der letzten Kraft seines Alters eingetreten ist, die christlich-sociale Staatsidee, vollends verloren, und die social-revolutionäre, die der herrschenden materialistischen Ethik so schön entspricht, muß Bürger- und Bauernstand widerstandslos erobern. Wo sind die Zeiten geblieben, da wir unsre Hoffnungen auf ein sociales Königtum gründen durften! Nicht die offene und rücksichtslose Gegnerschaft Bismarcks, sondern der passive Widerstand der jetzt maßgebenden Opportunitäts-Politik hat sie vereitelt. Die liberalen Blätter rühmen die Erfolge dieser reaktionären Politik, und doch wird auch der Liberalismus, so weit er national ist, die bitteren Folgen dieser Erfolge auszukosten haben, und nicht einmal sein Geldbeutel wird Nutzen daraus ziehen.

Charakteristisch für die Situation ist das Verhalten der Börse. Hier befehden sich naturgemäß auch die widerstreitenden Grundsätze und Interessen. Aber die Spekulanten von Beruf, vom Großbankier bis zum kleinen Jobber, legen gar keinen Wert auf die Bedingungen, unter denen der Zollfriede mit Rußland abgeschlossen wird. Ihnen genügt es vollständig, wenn Rußland den deutschen Geldgeschäften wieder erschlossen wird. Sie sehen eine Belebung des Rubelmarktes, neue russische Staats- und Eisenbahn-Anleihen und Rückfluß russischer Regierungsgelder in unsere Banken voraus. Noch willkommener scheint ihnen der Konflikt der Reichsregierung mit der konservativen Partei zu sein. Als tertius gaudens erwartet die Börse davon eine Abwälzung der neuen Steuern auf

die Landwirtschaft in Form der Aufhebung der Zuckerprämien und der Branntwein-Liebesgabe, ferner eine strikte Ablehnung der Währungsreform und — nach Auflösung dieses Reichstages — einen Verzicht der Regierung auf die Börsenreform. Fast jeder Leitartikel des Organs für Börsen-Korruption schließt mit dem Refrain: „Erst zwinge die Regierung die Konservativen zur Annahme des Handelsvertrages, dann löse sie den Reichstag auf!" Was die Börse fürchtet, ist, daß die Konservativen fest bleiben und mit der Parole: „Gegen den Handelsvertrag!" in den neuen Wahlkampf ziehen könnten. In diesem Kampfe würde der deutsche Bauer für seine Existenz einzustehen haben, und was das bei der furchtbaren Erbitterung, die schon jetzt unsere ländliche Bevölkerung beherrscht, zu bedeuten haben würde, darüber macht sich auch die Börse keine Illusionen. So schwankt der Jobber zwischen Furcht und Hoffnung, d. h. heute kauft er in fieberhafter Erregung von irgend einer Aktie, die bei lebhafterem Geschäftsverkehr mit Rußland an Wert zu gewinnen verspricht, morgen realisiert er wieder in lähmender Sorge. Während wir dies schreiben, beginnt das Privatpublikum sich an diesen Geschäften wieder zu beteiligen. Steigende Kurse lassen den spekulationslüsternen Privatkapitalisten nicht ruhig schlafen. Er fürchtet den richtigen Augenblick zu verpassen, in dem er den erwarteten Goldregen mit dem Scheffel aufzufangen gedenkt. So stürzte sich denn bereits die Spekulation auf die Aktien der ostpreußischen Bahnen, die selbst im günstigsten Falle dieses Jahr keine Dividende zu erwarten haben, und steigerte den Kurs um 10 bis 15 Procent. Aehnliche Kurssteigerungen wurden bei den Hüttenaktien und den Bankaktien erzielt. Für diese Demonstration zu gunsten des Handelsvertrages wird das Privatpublikum heute von der National-Zeitung nach Gebühr gelobt. Es habe „mit sicherem Blick" die Vorteile des deutsch-russischen Handelsvertrages ermessen und zu schätzen gewußt. „Es sagt sich *mit vollem Recht*, daß der Wert der getroffenen Vereinbarungen nicht nach dem Mehr oder Minder der Zollermäßigungen zu beurteilen ist, die einzelnen Industrieerzeugnissen zugestanden werden, sondern daß vielmehr das Hauptgewicht auf die vielfachen Anregungen gelegt werden muß, die bei den engverschlungenen und ineinandergreifenden Wechselbeziehungen der einzelnen Industriezweige das gesamte Wirtschaftsgetriebe empfangen wird." Das sind dieselben Redensarten, mit denen seit Monaten das „Publikum" für die Hausse bearbeitet worden ist. Dies unmündige, nach Kursgewinnen gierende Publikum folgt blindlings dem Rat seiner Zeitung und seines Bankiers, nimmt den Berufsspekulanten die Ware ab und beweist zugleich der Regierung und dem Parlament, daß „das Volk" *für* den Handelsvertrag Partei nehme. So wird alles auf die eine Karte gesetzt: die Ersparnisse des kleinen Bürgers, die Ehre Deutschlands nach außen, seine innere Festigkeit und das Schicksal unserer Landwirtschaft, — und was gewonnen werden kann, ist doch höchstens eine vorübergehende Ausdehnung unserer Exportindustrie, die uns gleich den Engländern immer abhängiger macht vom Auslande.

Bei der alles beherrschenden Wichtigkeit der Handelsvertrags-Frage findet der Gesetzentwurf über die *Aufhebung des Identitäts-Nachweises* weniger Beachtung, als er verdient. Die Absicht der Regierung ist, durch die Erteilung von Einfuhrscheinen an den Exporteur von Getreide den Preis des Getreides im Osten Deutschlands etwas zu erhöhen. Diese Absicht könnte erreicht werden, wenn nicht zugleich auf Verlangen Bayerns und Sachsens die preußischen *Staffeltarife* aufgehoben werden, was aber schon beschlossene Sache zu sein scheint. So wird der Westen und Nordwesten Deutschlands, vorzugsweise die durch Wasserstraßen zugänglichen Gegenden am Rhein, an der Weser und Elbe, von der Aufhebung des Identitätsnachweises nur die für die Landwirtschaft nachteilige Wirkung billigerer Weizenpreise verspüren, ohne daß der Osten etwas gewinnt. Die Vorkehrungen, die der Gesetzentwurf gegen die Spekulation in Einfuhrscheinen trifft, dürften sich als wertlos erweisen, besonders wenn der Bundesrat die gewünschte Ermächtigung erhält, die Einfuhrscheine auch bei Zollzahlungen für *andere Ware* anrechnungsfähig zu machen. Es können sehr leicht Konjunkturen eintreten, die

es rentabel machen, Weizen u. s. w. auszuführen und die dadurch gewonnenen Einfuhrscheine bei der Einfuhr von Roggen, Molkereiprodukten und Industrie-Erzeugnissen zu verwerten; so können die Einfuhrscheine zeitweise als Exportprämie, aber auch als Importprämie wirken und der Staatskasse Eintrag thun, ohne der deutschen Produktion zu nützen; nur der Handel wird unter allen Umständen Vorteile daraus zu ziehen wissen. Der taktische Zweck dieses Gesetzentwurfes scheint der zu sein, in den Bund der Landwirte Zwietracht zu säen. Die heutige Generalversammlung dieses Bundes nahm dies als Thatsache an und verwahrte sich dagegen, daß man den Westen gegen den Osten ausspiele. Hoffentlich hält diese Einigkeit gegenüber den Quertreibereien der Handelsvertragspolitik stand. Der Bund der Landwirte, dessen Bestehen und dessen Notwendigkeit im übrigen ein sehr bedenkliches Symptom der wirtschaftspolitischen Lage ist, und dessen Uebergewicht in der konservativen Partei den idealen Zielen der konservativen Politik nicht förderlich sein kann, wird nur dann segensreich wirken, wenn er seinen nächsten Zweck mit dem Aufgebot aller Kräfte und so schnell als möglich zu erreichen sucht, um Raum zu schaffen für die aufbauende Thätigkeit der Konservativen auf dem Gebiete der Socialreform, der Kirche und der Schule. Eine Etablierung dieser augenblicklich so notwendigen Interessen-Vereinigung als selbständige politische Partei mit dem ganzen Apparate einer solchen ist nicht wünschenswert; allerdings hat nur die Reichsregierung es in der Hand, eine solche Neubildung unnötig zu machen, und ihr wird auch die Geschichte die Verantwortung dafür zuweisen.

Berlin, 17. Februar. Dr. Th. Müller-Fürer.

Das Duell.

(Eingesandt.)

Es ist eine häufige und betrübende Erscheinung, daß auch Menschen, welche gute Christen sein wollen, in ihrem Urteile über einzelne bestimmte Fragen weit abweichen von dem, was in Wahrheit christlich ist. Der Grund dafür liegt darin, daß sie sich nicht unbefangen und demütig unter Gottes Wort stellen, und von ihm sich lehren lassen, wie sie sich als Christen zu verhalten haben, sondern daß sie mit ihren vorgefaßten Meinungen an dasselbe herantreten, und diese maßgebend sein lassen wollen.

Diese Betrachtung drängte sich uns unwillkürlich wieder auf, als wir lasen, was im Januarheft der Allg. Kons. Monatsschrift S. 72 zur Verteidigung des Duells gesagt wird. Mit anerkennenswerter Offenheit wird dort ausgesprochen, daß das Duell seinem eigentlichen Wesen nach nichts weiter ist als: Selbsthülfe, Rache — „soll jemand vielleicht den Schänder seiner Ehre die ihm angethane Schmach mit 5 Mark Strafe resp. 3 Tage Haft sühnen lassen?“ Also, ich bin beleidigt. Würde ich den, der mich beleidigt hat, bei dem staatlichen Gerichte verklagen, so würde er in eine Geld- oder Gefängnisstrafe verurteilt. Das genügt mir nicht, um meine von mir viel höher gewertete verletzte Ehre wieder herzustellen. Darum nehme ich die Sache selbst in die Hand. Ich ergreife Säbel oder Pistolen, haue oder schieße auf ihn ein, und wenn ich ihn verwunde oder totschieße, oder er mich, dann ist die Beleidigung gesühnt.

Nun, das ist auch ein Standpunkt; aber wer denselben einnimmt, der bilde sich doch nur nicht ein, daß es ein *christlicher* ist. So spricht nicht der Geist Gottes, sondern so spricht der natürliche, sündische, eigensüchtige Mensch. Das Wort Gottes weiß nichts von einer Ehre, die wir mit den Waffen zu verteidigen, der wir durch das von uns vergossene Blut unserer Brüder oder durch unser von ihnen vergossenes ihren verlorenen Glanz wieder zu verleihen hätten; es weiß nichts davon, „daß die Ehre nicht nur mit dem Munde gepriesen wird, sondern jeder bereit sein muß, mit der Aufopferung seines ganzen Ichs für dieselbe einzutreten.“ Von dem Sohne Gottes, nach dem wir

Digitized by Google

uns Christen nennen, und dem wir in allem nachzufolgen haben, heißt es (1. Petr. 2,23): daß er „nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte, er stellete es aber dem heim, der da recht richtet." Er selbst ermahnt uns (Matth. 5,39 ff.): „so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar, ... segnet, die euch fluchen . ." u. s. w., und sein Apostel (Röm. 12,19): „Rächet euch selber nicht, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Dazu kommt, daß das Duell eine direkte Versündigung gegen das fünfte Gebot ist, denn sein Zweck ist: den Nächsten zu töten, oder, wenigstens doch, „ihm an seinem Leibe Schaden und Leid zu thun;" und zugleich eine Versündigung gegen das vierte Gebot, denn die weltliche Obrigkeit, der wir um Gottes willen Gehorsam schuldig sind, hat es ausdrücklich verboten und unter Strafe gestellt.

Daß man das Duell mit allerlei Formen umgeben hat, und die Entscheidung eines „Ehrenrats" vorhergehen läßt, ändert daran nichts. Kein Ehrenrat hat die Macht, von Gottes Geboten zu dispensieren, kein Ehrenrat kann denjenigen, der einen anderen im Duell tötet, dagegen schützen, daß Gottes Wort ihn als Mörder brandmarkt.

Wie sich der Christ bei einer Beleidigung zu verhalten hat, darüber läßt uns die Heilige Schrift nicht im Zweifel. Er hat zunächst zu prüfen, ob er dieselbe nicht selbst durch ein unchristliches, liebloses Benehmen veranlaßt hat. War das der Fall, so hat er seinen Gegner um Verzeihung zu bitten, und sich mit ihm auszusöhnen. Trifft ihn aber eine Beleidigung ohne sein Verschulden, so hat er sie als eine nach Gottes Ratschluß ihm notwendige und heilsame Heimsuchung und Züchtigung demütig hinzunehmen, und es Gott zu überlassen, wie er das vergelten werde.

Viele schwere Blutschulden schreien gen Himmel, die die unchristliche Auffassung von der Berechtigung des Duells veranlaßt hat. Es ist hohe Zeit, daß die Männer, die wirklich Christen sein wollen, auch in dieser Beziehung mit ihrem Christentum vollen Ernst machen.

Dr. jur. Funk.

Ueber Kirchenheizung.

Die Annehmlichkeit einer Heizung ihrer Kirche sowohl den größeren, als auch den kleineren Gemeinden zu ermöglichen, hat die Gewerkschaft Eisenhütte „Westfalia" bei Lünen a. d. Lippe es sich zur Aufgabe gemacht, einen neuen Kirchen-Mantel-Cirkulir-Ofen zu konstruieren, dessen Vorteile außer dem sehr billigen Preise hauptsächlich darin bestehen, daß durch die beständige Cirkulation der kalten Luft zwischen dem inneren Heizkörper und dem äußeren Mantel eine sehr große Heizkraft des Ofens erzielt, die Kirche verhältnismäßig rasch erwärmt, ohne daß auch in unmittelbarer Nähe des Ofens eine Belästigung durch Wärme-Ausstrahlung empfunden wird.

Die Oefen werden direkt ab Werk Lünen geliefert und kommen fix und fertig ausgemauert zum Versandt, so daß die Aufstellung und Bedienung die denkbar einfachste ist und von jedem Maurer oder Töpfer auch ohne Fachkenntnisse auf das leichteste besorgt werden kann.

Falls sich in der Kirche kein Kamin befindet, so läßt sich die Rauchabführung durch eiserne Röhren mit Aufsatz eines Luftsaugers, welche einem Schornsteine gleichkommen, beschaffen und werden auf Wunsch gerne mitgeliefert.

Als Brennmaterial für diese Oefen eignet sich am besten Coaks und ½ Steinkohle, doch kann auch jede magere Kohle oder beides zusammen zur Hälfte in denselben gebrannt werden und rechnet man nach angestellten Versuchen im letzten Winter für einmaliges Heizen zum Sonntag-Gottesdienste ca. 70 Pfennig.

Ferner sind die Oefen für Dauerbrand eingerichtet und mit Schüttelrost versehen, so daß man ohne wesentliche Mehrkosten auch in der Mitte der Woche bei Festgottesdiensten, Trauungen, Taufen ꝛc. eine warme Kirche erhalten kann.

Eine große Annehmlichkeit der irischen Oefen besteht darin, daß dieselben am Abend vor dem Gottesdienste angeheizt werden und anderen Morgen eine warme Kirche ergeben; das lästige Anheizen in den frühen Morgenstunden kann also vollständig unterbleiben.

Infolge der Ventilation wird die Luft in der Kirche ca. alle drei Stunden erneuert und hierdurch frisch und gesund erhalten. Die Luftschichten in der Höhe der Füße werden gleichmäßig verteilt, so daß Fußkälte vollständig ausgeschlossen ist.

Die irischen Oefen liefert das Werk auch in kleineren Nummern mit Verdampfungs- und Vorsatzschale als Sakristei- und Stuben-Oefen schwarz vernickelt, emailliert zu den billigsten Preisen, auch Amerikaner in allen Größen, welche als Brennmaterial Nußkohle mit Zusatz kleiner Stücke Coaks, aber nicht reine Anthracitkohle erfordern.

Herr Pastor Overbeck schreibt über die Heizanlage in der Kirche zu Holtensen bei Weetzen an die Martinigemeinde zu Bremen wie folgt: Die Anlage ist Ende Februar 1893 geschehen und hat sich in den 5—8 Sonn- und Festtagen recht gut bewährt. Obwohl wir keine Schornsteine anlegten, sondern nur eiserne Rohre mit Luftsauger oben seitswärts 3—4 Fuß aus dem Dache hinauslaufen ließen, so ist doch kein Rauch im Gotteshause bemerkt worden.

Die Heizungskosten eines Ofens beliefen sich auf 80—85 Pfennig pro Morgen. Wir fingen um 5½ Uhr an zu heizen, benutzten westf. Nußkohle und Coaks und erzielten 10—13 Grad R. Was nun endlich die Oefen selbst betrifft, so sind dieselben dauerhafter Konstruktion und dabei sehr geschmackvoll, genau nach der Zeichnung angefertigt. Jeder wird die Oefen, da sie klein und wohlgeformt sind, gern errichtet sehen.

Die Wärme strahlet oben aus, so daß in ziemlicher Nähe der Oefen schon Sitzplätze sich befinden.

Prospekte und Kostenanschläge stehen jederzeit kostenlos zur Verfügung und sind Anfragen an den General-Vertreter Berth. Pokrantz in Hamburg zu richten. Diesem gingen im Laufe des letzten Winters nachstehende Zeugnisse über von der Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia in Lünen a. d. Lippe gelieferte Kirchen-Oefen zu.

Schweinitz a. Elster, den 2. Januar 1894.

Da es für Sie von Interesse ist, wie unsere Heizungs-Anlage funktioniert, so kann ich kurz sagen: Zur allgemeinen großen Zufriedenheit. Den einen Schornstein an der Seitenhalle haben wir noch um 1 Meter erhöhen lassen, damit er nun über das kleine Kirchendach ragt; dadurch hat er besonderen Zug erhalten. Die erste Heizung geschah am 7. November, wo die Wahl zweier Abgeordneten zum Landtage von den Wahlmännern der Kreise Schweinitz und Wittenberg in unserer Kirche stattfand. Da war allgemeine Bewunderung über die Anlage und ihre Wirkung. Namentlich ließen sich Wahlmänner aus Wittenberg eingehende Erklärung geben und wurde dann unsere Heizungs-Anlage in den Kreisblättern besonders gelobt.

So sind ihre Oefen in zwei Kreisen bekannt geworden, selbst das Torgauer Kreisblatt hat einen kurzen Bericht gebracht, und wünsche ich, daß nun im kommenden Sommer andere Gemeinden folgen und diese Einrichtung mit Ihren Oefen auch treffen mögen.

Die Einrichtung ist eine große Wohlthat nicht bloß für die, welche einen weiten Kirchgang haben, sondern für alle, besonders für den Prediger. Und dazu sind die Ausgaben in Anbetracht des Nutzens nur gering. Wir haben bis jetzt nur oft früh halb 6 Uhr mit der Heizung begonnen.

Zunächst werden die Schornsteine von außen erwärmt und dann die Oefen im Innern in Brand gesetzt. So haben wir keine Spur von Rauch. Um halb 10 be-

Digitized by Google

ginnt der Gottesdienst, und da haben wir eine warme Kirche. Kurz vor halb 10 wird noch angelegt, um auch für den Nachmittags-Gottesdienst die Kirche warm zu haben.

Wir heizen mit Coaks und böhmischen Braunkohlen, beides gemischt.

Coaks war etwas teuer, der Centner mit Fuhrlohn von Wittenberg — Gasanstalt — 1,75 Mark, aber trotzdem werden wir den ganzen Winter mit 36—40 Mark Feuerungsmaterial für beide Oefen reichen.

Für andere Jahre wird die Heizung billiger, wenn wir das Material dazu im Sommer kaufen. Steinkohlen, wie in Ihrem Prospekt mit angeführt ist, werden hier nicht zur Heizung benutzt und sind in hiesiger Gegend nicht oder nur schwer zu haben, da werden wir beim Gebrauch der böhmischen Braunkohle mit Coaks bleiben, sonst brennt aber auch alle Kohle in den Oefen.

Wir sind also mit den Oefen sehr zufrieden, und bin ich für diejenigen, welche Sie zur näheren Erkundigung auf Schweinitz verweisen, zu jeder Auskunft gern bereit, werde auch nicht verfehlen, besonders auf die günstigen Bedingungen aufmerksam zu machen.

Hochachtungsvoll und ergebenst grüßt Sie

gez. Fischer, Oberprediger.

Derenburg (Harz), den 11. Januar 1894.

Bescheinige ich hiermit, daß der Füll-Regulier-Ofen Nr. 73, welchen er für die hiesige Hospital-Kirche geliefert hat (mit Emblemen an 4 Evangelisten), gefällig aussieht, gut heizt und den alten Hospitaliten während des Gottesdienstes immer auch bei großer Kälte behaglichen Aufenthalt in der Kirche gewährt. Besonders dankbar erkenne ich an, daß Herr Pokrantz für ein Ofenstück, welches auf der Bahn zerbrochen ankam, uns ohne Entschädigung franko ein neues entsprechendes Stück geliefert hat, was für seine Coulanz ein anzuerkennendes Zeugnis ist. Ich kann daher Herrn Pokrantz den Amtsbrüdern bei Anlegung von Kirchen-Heizungen bestens empfehlen.

gez. Moldenhauen, Oberpfarrer.

Kudderwörde (Kreis Herzogtum Lauenburg), den 12. Januar 1894.

Die beiden von Herrn Berth. Pokrantz-Hamburg bezogenen irischen Oefen Nr. 75 gefallen uns sehr gut und haben dieselben, zwei Sonntage vor Weihnachten 1893 in Gebrauch genommen, unsere Kirche von ca. 1200 Kubikmeter auch bei der großen Kälte genügend erwärmt.

gez. Luther, Pastor.

Wandsbeck, den 12. Januar 1894.

Hiermit bescheinigen wir Ihnen gern, daß die von Ihnen im vorigen Jahre für unsere 6 Häuser gelieferten irischen Oefen zu unserer vollen Zufriedenheit ausgefallen sind. Die Emaille ist in schönen Farben ausgeführt und die Vergoldung eine dauerhafte.

Die Oefen sind stark und gediegen gebaut, genau nach Zeichnung konstruiert und mit feuerfesten Steinen ausgesetzt.

Man kann die irischen Oefen der „Westfalia" mit vollem Recht als die praktischten der Neuzeit bezeichnen, da sie sich mit jedem beliebigen Brennmaterial heizen lassen, wie Steinkohle, Coaks, Braunkohle ꝛc.

Die Oefen sind für Dauerbrand eingerichtet und haben sich bis jetzt auch in den letzten Tagen bei sehr strenger Kälte vorzüglich bewährt.

Der Verbrauch an Brennmaterial ist in Anbetracht der großen Heizkraft ein sehr geringer und werden wir Ihre werte Firma jederzeit gerne in unserem Freundeskreise empfehlen.

Hochachtungsvoll

gez. Carl F. W. Petri & J. M. Sennewald,
Architekten.

Henry George, der Bodenbesitzreformer.

Von

M. von Nathusius.

Die Chinesen sollen einst nach dem Niederbrennen einer feindlichen Hütte ganz zufällig entdeckt haben, wie gut Schweinebraten schmecke. Sie seien dadurch auf die Meinung gekommen, so erzählt man, um ein Schwein zu braten, müsse man jedesmal ein Haus in Brand stecken, bis dann endlich ein Weiser das Volk belehrt habe, es genügten einfachere Mittel, um zu jenem Genuß zu gelangen.

Henry George gebraucht dies Beispiel, um daran zu veranschaulichen, daß auch bei den socialen Verbesserungen oft viel einfachere Mittel genügten als diejenigen, welche von den Schulen der Nationalökonomen oder von der Gewohnheit in Vorschlag gebracht würden. Er streitet gegen „die Täuschung, daß das Privatgrundeigentum für die gehörige Benutzung des Bodens nötig sei, und daß es die Civilisation zerstören und in die Barbarei zurückfallen heiße, denselben wieder zu Gemeingut zu machen. . . . Während aber die Notwendigkeit, jemanden zum absoluten und ausschließlichen Besitzer eines Grundstückes zu machen, um ihn zu dessen Verbesserung zu veranlassen, nicht größer ist als die, ein Haus niederzubrennen, um ein Schwein zu braten; während die Auslieferung des Grund und Bodens an den Privatbesitz ein ebenso rohes, verderbliches und unsicheres Mittel zur Herbeiführung von Verbesserungen ist, als das Niederbrennen eines Hauses ein rohes, verderbliches und unsicheres Mittel zum Braten eines Schweines — so haben wir doch für das Beharren bei dem ersteren nicht die Entschuldigung, welche die Chinesen für das Beharren beim anderen hatten. Bis der Weise auftrat, der den Bratrost erfand, wußte niemand, wie man ein Schwein brate, außer wenn man ein Haus abbrannte. Aber bei uns ist nichts alltäglicher, als daß Grundstücke von Leuten verbessert werden, denen sie nicht gehören. Der größere Teil des Bodens von Großbritannien wird von Pächtern bewirtschaftet, der größere Teil der Häuser Londons ist auf fremdem Grund und Boden errichtet und selbst in den Vereinigten Staaten herrscht dasselbe System allenthalben in größerer oder geringerer Ausdehnung. Somit ist es eine alltägliche Sache, daß die Benutzung von Besitz getrennt ist." —

Die Leser werden nun vielleicht denken: aha! ein amerikanischer Socialdemokrat, ein Kommunist, der auf Aufhebung des Sonderbesitzes und Vergesellschaftung aller Betriebe ausgeht. Allein nichts ist ungerechter, als George mit den Socialdemokraten zusammenzustellen. Er wird von ihnen, z. B. von Kautsky, als prinzipieller Gegner heftig bekämpft, und zwar darum, weil er auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen bleibt, die Utopien des socialistischen Zwangsstaates verwirft und für die Forderungen des Individualismus und Liberalismus: Freiheit des Handels und

Digitized by Google

des Gewerbes, grundsätzlich eintritt, — vorausgesetzt allerdings, daß vorher seine Hauptforderung erfüllt ist: Aufhebung — nicht wie er sich ausdrückt: des Privatbesitzes, sondern des Privateigentums an Grund und Boden. Hierin sieht er die Lösung der socialen Frage, die Anbahnung einer friedlichen und glücklichen Entwicklung der ganzen Menschheit, einen wahren Himmel auf Erden. Und diese Ansicht weiß er mit einer solchen Wärme, Kraft und Beredsamkeit zu vertreten, daß ich keinen Schriftsteller der Gegenwart zu nennen wüßte, der ihm an hinreißender Gewalt der Rede gleich käme Vergleichen möchte ich ihn in dieser Beziehung einerseits mit dem gewaltigen Baptistenprediger Spurgeon und andererseits mit Lassalle, nur daß dessen Beredsamkeit in den Dienst der gemeinen Leidenschaft tritt und dadurch so häufig den ästhetischen Genuß, den sonst eine so fließende und kräftige Sprache gewähren müßte, zerstört, während Henry George immer von einem edlen Idealismus getragen ist, bei dem die sociale Ueberzeugung in den Dienst der religiösen tritt.

Ich bin auf sein näheres Studium gekommen dadurch, daß ich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ich die Bodenbesitzreform in meiner „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage" (Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung) irrig dargestellt hätte. Ich hatte sie in der That von dem kommunistischen Socialismus nicht genügend getrennt und ich denke, daß es einen größeren Leserkreis interessieren wird, auf die Frage hingewiesen zu werden: wer ist Henry George? was will er? und was hat die auch in Deutschland sich an ihn anschließende Bodenbesitzreform zu bedeuten?

Henry George steht jetzt in seinem 53. Jahre und lebt als Schriftsteller in San Francisko. Er ist in ziemlich beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, da sein Großvater, früher Besitzer mehrerer Schiffe, durch den Krieg sein ganzes Vermögen verloren hatte. Sein ungewöhnlich selbständiger Geist trieb ihn schon als Knabe dazu, seine Schülerlaufbahn abzubrechen, was der Vater im Vertrauen auf den selbständigen Eifer des Knaben gestattete. So wurde er ein Autodidakt, trat als Schriftsetzerlehrling in eine Druckerei zu Philadelphia, fuhr dazwischen einige Jahre zur See, fing auch an zu schriftstellern, war dann eine Zeitlang kalifornischer Goldgräber ohne Erfolg und kehrte schließlich zu der Thätigkeit in der Druckerei zurück. Für die Zeitung, in der er setzte, schrieb er selbst anonyme Artikel, die dem Herausgeber so wichtig waren, daß er den Verfasser der Zuschriften mit List zu entdecken suchte, bis es ihm gelang, George an einem für die Redaktion bestimmten Briefkasten zu erwischen und auf diese Weise seinen Namen mit einem Male bekannt zu machen. Er hat dann verschiedene Zeitungen gegründet und geleitet, die einen großen Leserkreis hatten, aber in der weiteren Welt wurde er doch erst zu einem bekannten Manne durch die Schrift „Fortschritt und Armut". Sie erlebte in wenigen Jahren (von 1879 an) in Amerika 28 Auflagen, 10 in England, und auch die deutschen Uebersetzungen sind in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Von 1881 an war Henry George mehrmals in England, um auch durch Vorträge für seine Ideen zu wirken, und die Bestrebungen der Bodenbesitzreform (land nationalisation) verdankte es zum großen Teil seinem Auftreten, daß sie jetzt zu einer der populärsten Angelegenheiten des englischen Volkes geworden sind, an der sich katholische und evangelische Kirchenfürsten beteiligen.

Seinem Hauptwerk (progress and poverty) folgten noch eine Reihe anderer: Sociale Probleme — Schutz oder Freihandel u. s. w., die alle in das Deutsche übersetzt sind. Das neueste von ihm ist ein offener Brief an den Papst Leo XIII., in dem er unter dem Titel „Zur Erlösung aus socialer Not" der in dem Rundschreiben des Papstes über die Arbeiterfrage (vom 17. Mai 1891) ausgesprochenen Verurteilung der Bodenbesitzreformer in ebenso höflicher und respektvoller wie schneidiger Weise entgegentritt.*)

*) Deutsch von L. Eulenstein. Berlin, 1893. E. Staude. In demselben Verlage erschien früher „Schutz oder Freihandel", deutsch von Stöpel (1887), „Fortschritt und Armut", deutsch von Gütschow (5. Auflage, 1892).

Henry George geht in ähnlicher Weise vor, wie seiner Zeit die Lehrer des Naturrechts, d. h. er geht aus von gewissen Grundrechten des Menschen. Im Unterschied von jenen aber sucht er dieselben religiös zu begründen. Gott hat den Menschen geschaffen als ein Landwesen, er hat ihn in dem Grund und Boden, der Erde, dem Lande alles gegeben, was er zu seinem Unterhalt und zu seiner Entwicklung braucht. Es ist kein Zwiespalt in der Schöpfung Gottes, so daß jene furchtbare Zerklüftung der Gesellschaft, mit ihren Folgen für den Wohlstand und die Sittlichkeit der großen Massen, als eine notwendige anzusehen sei. Das ist, nach George, der Irrtum des Socialismus, wodurch derselbe immer zum Atheismus zu neigen getrieben wird, daß er einen in den natürlichen Verhältnissen selbst begründeten Zwiespalt annimmt. Er dagegen geht von dem Gedanken der Harmonie aus zwischen den natürlichen und den sittlichen Ordnungen Gottes. Er sieht in den traurigen socialen Zuständen der Gegenwart die direkte göttliche Strafe für das Verlassen seiner Ordnungen und seines Willens. Dieser besteht aber darin, daß die zum Leben aller Menschen nötige Grundlage, die Erde, der Menschheit gehöre und nicht durch ein ausschließliches Eigentumsrecht einzelner zu einem Monopol werde.

Was für ein Recht kann es geben — ich führe jetzt immer die Gedankengänge Georges an — welches die Mehrzahl der Menschen von dem Recht an der Mutter Erde ausschließt? Giebt die erste Besitzergreifung ein solches Recht? — Hat etwa der, welcher zuerst einen Eisenbahnwagen besteigt, das Recht, alle Plätze zu belegen und von den anderen sich den ihrigen erst bezahlen zu lassen? Wenn eine Karawane die Wüste durchschneidet und einige haben sich Wasser mitgenommen, so sind sie im Recht, wenn sie von diesem ihren Vorrat den anderen nur für Geld etwas ablassen; aber haben sie dasselbe Recht, vorauszueilen zu der in der Oase fließenden Quelle und sich von den Nachkommenden Geld zahlen zu lassen für den Gebrauch einer Gabe der Natur, die allen fließen soll? Was der Mensch durch seine Arbeit zu stande bringt, das gehört ihm zu eigen, aber was die Natur für alle bietet, kann niemand durch private Beschlagnahme den übrigen rauben.

„Das gleiche Recht aller Menschen auf den Gebrauch des Landes ist so klar, wie ihr gleiches Recht, die Luft zu athmen, es ist ein durch die bloße Thatsache ihres Daseins verbürgtes Recht. Denn wir können nicht annehmen, daß einige Menschen ein Recht haben, auf der Welt zu sein, und andere nicht."

„Sind wir alle hier durch gleiche Erlaubnis des Schöpfers, so sind wir auch alle hier mit einem gleichen Rechtstitel auf den Genuß seiner Gaben, mit einem gleichen Recht auf den Gebrauch von allem, was die Natur so unparteiisch darbietet. Dies ist ein Recht, das natürlich und unveräußerlich ist; es ist ein Recht, das jedem Menschen mit seinem Eintritt in der Welt verliehen wird und das während seiner Anwesenheit auf derselben nur durch die gleichen Rechte anderer beschränkt werden kann. Es giebt in der Natur nichts wie ein absolutes Freileh an Grund und Boden. Keine Macht auf Erden kann rechtmäßigerweise ausschließlichen Grundbesitz verleihen. Wenn sich auch alle vorhandenen Menschen darüber einigten, ihre gleichen Rechte wegzugeben, so könnten sie doch nicht das Recht ihrer Nachkommen weggeben. Weshalb sind wir nur Nutznießer für einen Tag? Haben wir die Erde geschaffen, daß wir den Rechten derer vorgreifen durften, die nach uns darauf wohnen werden? Der Allmächtige, der die Erde für den Menschen und den Menschen für die Erde schuf, hat alle Generationen der Menschenkinder durch ein auf der Verfassung aller Dinge geschriebenes Dekret zur Erbfolge bestimmt, ein Dekret, dem keine menschliche Handlung einen Riegel vorschieben, das keine Vorschrift beschränken kann. Es mag der Pergamente noch so viele geben, der Besitz noch so lange gedauert haben, die natürliche Gerechtigkeit kann einem Menschen kein Recht auf den Besitz und Genuß von Land zuerkennen, das nicht gleichmäßig auch das Recht aller seiner Mitmenschen wäre. Obgleich dem Herzog von Westminster seine

Digitized by Google

Besitztitel von Generation zu Generation bewilligt wurden, so hat doch das ärmste Kind, das heute in London geboren wird, ebenso viel Recht auf dessen Grundbesitz wie sein ältester Sohn. Obgleich das souveräne Volk des Staates Newyork den Grundbesitz der Astors zugiebt, so erhält doch der Säugling, der in dem schmutzigsten Raum der elendesten Mietskasernen wimmernd in die Welt tritt, von demselben Augenblick an ein gleiches Recht darauf, wie der Millionär. Und er wird enteignet, wenn ihm dieses Recht bestritten wird."

Dieses Naturrecht macht George immer und immer wieder in der fanatischesten Weise geltend. Und *seine* Verletzung sieht er als die Quelle aller socialen Uebel der modernen Zeit an. Der deutsche, konservative und christliche Leser ist vielleicht entrüstet über diesen Revolutionär und schüttelt den Kopf zu solcher Erklärung des socialen Notstandes. Um nun die Meinung unseres Schriftstellers deutlich zu machen, wähle ich das Beispiel von Grundbesitz in den großen Städten. George unterscheidet den produktiven Wert des Grundstückes und nennt das, was der Boden unter normalen Verhältnissen an mittlerem Ertrage einbringen würde, die Grundrente. Der Ertrag des Landes kann nur gehoben werden durch den Fleiß und die Intelligenz dessen, der es bebaut, und damit steigt also sein Wert. Aber der Wert kann auch noch durch *andere* Verhältnisse steigen, die außerhalb der Einwirkung und darum auch des Verdienstes der Bebauer liegen. Der Bodenwert steigt z. B. durch die Nähe einer großen Stadt, die Anlage eines Bahnhofes, die Auffindung von Mineralien unter der Erde, die neue Entdeckung der Gebrauchsfähigkeit eines gewissen Bodenproduktes u. dergl. Ganz besonders sahen wir in Deutschland diese Werterhöhung in der Umgebung von Berlin. Wem kommt sie zu gute? Den Spekulanten, welche frühzeitig Baugrund erworben haben und damit nun gleichsam Börsen- und Spielgeschäfte treiben. Es ist keineswegs eine socialdemokratische Forderung, sondern die Ansicht des konservativen Socialreformers *Adolf Wagner*, daß solchem unwürdigen Verfahren ein Ende gemacht werde; denn dadurch wird nicht nur das Leben in den Städten so unverhältnismäßig verteuert, sondern es fließen auch außerordentliche Vorteile in die Taschen derer, welche an dieser Preissteigerung der Grundstücke nicht die Spur von Verdienst haben. Es ist deshalb die *Forderung* aufgestellt, *daß der Grund und Boden in den Städten kommunaler Besitz werde, also dem Privateigentum entzogen*. Vielleicht wird nun der christliche und konservative Leser die Sache schon nicht mehr so revolutionär finden, da sich ihre Spitze gegen die Berliner Häuserspekulanten richtet.

Doch kehren wir zu George zurück. Er hat in Amerika die wahnsinnigste Bodenspekulation vor Augen. Ganze Landstriche werden durch Gesellschaften aufgekauft, die nur das eine Interesse haben, das Land brach liegen zu lassen, bis sie an Ansiedler dasselbe verkaufen können. Hunderte von Quadratmeilen sind auf diese Weise im Privatbesitz von Bodenspekulanten. Er kennt ferner die Bodenbesitzverhältnisse in England, die in hohem Maße ungesund sind, indem die Zahl der Engländer, welche Grundbesitz haben, auf ein Minimum reduziert ist. Und berühmt sind die Beispiele, wo englische Große in massenhafter Weise Land erworben haben, das sie zum großen Teil nicht bebauen, sondern es als Jagdgründe verwerten. Von solchen Verhältnissen blickt er zurück in die Geschichte, besonders des römischen Reiches, und zieht seine Schlüsse. Ich gebe ihm wieder selbst das Wort, es ist aus dem Sendschreiben an Papst Leo XIII.:

„Von Ihrem vatikanischen Palast aus kann das Auge auf der vor ihm ausgedehnten Campagna ruhen, woselbst durch die frommen Bemühungen religiöser Ordensgesellschaften und mit Hülfe des Staates jetzt erst ein Versuch gemacht wird, es Menschen zu ermöglichen, darauf zu leben. Einst wurde diese Ebene durch fleißige Landleute bebaut und sie war mit freundlichen Ortschaften besäet. Wodurch ist dieselbe nun seit Jahrhunderten so verödet? Die Geschichte lehrt es uns. Es war das Privateigentum an Grund und Boden; es war das Wachstum des Großgrundbesitzes, an welchem —

Digitized by Google

was Plinius schon voraussah — das alte Rom zu Grunde ging. Das private Bodenmonopol war die Ursache der Entvölkerung, welche wiederum das Eindringen der Gothen und Vandalen ermöglichte; es war die Ursache der Auslieferung des römischen Brittaniens an die Verehrer Odins und Thors, es war Schuld daran, daß in den einst reichen und bevölkerten Provinzen des Ostens die gelichteten Legionen von dem Krummsäbel der mohammedanischen Horden vernichtet wurden, daß auf dem heiligen Grab sowie auf der Sofienkirche das Kreuz herabgestoßen und der Halbmond aufgepflanzt werden konnte."

„Wenn Sie nach Schottland gehen, so können Sie große Landstriche sehen, die unter dem gälischen Landrecht, welches ein Anrecht jedes Bürgers an den Boden des Vaterlandes anerkannte, kräftige Männer hervorbrachten, deren Felder aber jetzt, unter der Anerkennung des Privateigentums an Grund und Boden, den wilden Tieren überlassen sind. Wenn Sie nach Irland gehen, wird Ihr Bischof (der von Meath, ein Anhänger der Bodenbesitzreform) Ihnen Landstrecken zeigen, wo jetzt nur das Vieh graft, woselbst aber noch die Spuren von Ortschaften sind, welche, als er noch junger Priester war, von ehrlichen, guten und frommen Leuten bewohnt wurden."

„Wenn Sie nach den Vereinigten Staaten kommen wollen, so werden Sie in einem Lande, das groß und reich genug ist, um die ganze Bevölkerung Europas gut und anständig zu ernähren, das stetige Anwachsen einer Gesinnung entdecken, welche die Einwanderung mit mißgünstigen Augen betrachtet, weil es bei jenem künstlich erzeugten Landmangel, welcher durch das private Landmonopol entsteht, scheint, als sei schon für die jetzigen Einwohner nicht mehr Raum und Arbeit genug vorhanden."

„Oder gehen Sie zu den Antipoden, so werden Sie sicher in Australien genau wie in England finden, daß nur das Privateigentum schuld daran ist, wenn das Land brach liegen bleibt, und daß es die Bevölkerung in die großen Städte hineinzwängt. Gehen Sie wohin Sie wollen, wo immer jene durch die modernen Erfindungen entfesselten Kräfte fühlbar sind, da können Sie gewahr werden, daß es immer das Privateigentum an Grund und Boden ist, welches, wie der Prophet Jesaias sagt, die Menschen antreibt ‚Feld an Feld zu reihen, bis sie — allein auf der Erde wohnen werden' (Jes. 5, 8)." —

Was bedeutet denn aber nun die Forderung der Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden? Der Papst hatte in seinem Rundschreiben gesagt: „Immer unterliegt der Mensch Bedürfnissen; sie wechseln nur ihre Gestalt; sind die heutigen befriedigt, so stellen morgen andere sich ein. Die Natur muß dem Menschen demgemäß eine bleibende unversiegliche Quelle zur Befriedigung dieser Bedürfnisse angewiesen haben, und eine solche Quelle ist nur der Boden mit den Gaben, die er unaufhörlich spendet" — Hieran knüpft George an: „Unter *Menschen* verstehen Sie doch *alle* Menschen? Kann man also das, was die Natur *allen* schuldet, zum Privateigentum *einiger* Menschen machen, wovon sie mithin alle anderen Menschen ausschließen können?" — Wir fragen, wie denkt sich George dieses Eigentum *aller* am Boden? Nicht in der Gestalt einer gleichmäßigen Verteilung, so daß *jeder* ein Stückchen ganz für sich hätte — auch nicht in der Form eines Staatseigentums, etwa wie bei den Forsten und Domänen, so daß der einzelne an den Staat für jede Nutznießung eines Grundstückes Pacht zahlte. Die geplanten Rechtsänderungen sollen sich nach ihm vielmehr nur vollziehen in der Form einer allerdings totalen Veränderung der Besteuerung. Alle Steuern sollen abgeschafft und nur die Grundrente an die Gemeinsamkeit gezahlt werden.

Die notleidenden Landwirte werden sich vielleicht lächelnd für diese Bemühungen um die socialen Notstände bedanken und denken: der Mann scherzt, der *uns* noch mehr Lasten auflegen will durch die Verweisung der gesamten öffentlichen Einnahmen auf eine einzige Grundsteuer? — Allein es kommt doch noch etwas anders. Zunächst entnimmt Henry George den Grund und Boden jeder privaten Spekulation und darum

Digitized by Google

enthebt er ihn der privaten Verschuldung. Also keine Hypothekenzinsen mehr! Ferner beweist er den Landleuten, daß sie den verhältnismäßig viel geringeren Grundrentenertrag zu zahlen hätten gegenüber den Städten, wo der Boden einen unvergleichlich höheren Wert hätte.

Wie diese single tax (einzige Steuer) nun allmählich eingeführt, wie die Hypotheken abgelöst, also gleichsam vom Staat übernommen werden sollen, wie ferner die Grundrente festzustellen ist, und dabei auseinanderzurechnen, was den Bemühungen des Nutznießers und was den frei wirkenden Verhältnissen bei der Werterhöhung des Bodens zuzuschreiben sei, und alle weiteren technischen Fragen setzt George eingehend auseinander. Doch überlasse ich es gelehrteren und sachverständigeren Leuten, sich und anderen ein Urteil darüber zu bilden. Mir kommt es in diesen Blättern nur auf zweierlei an. Einmal von der interessanten schriftstellerischen Persönlichkeit Kunde zu geben, deren Auftreten in weiten Kreisen starke Wellenschläge hervorgerufen hat. Und dann über die durch ihn so mächtig geförderte Frage nach dem Recht des Privateigentums an Grund und Boden einige Gesichtspunkte zu ihrer *sittlichen* Beurteilung aufzustellen.

Was den Mann betrifft, so hole ich noch folgendes nach: Ich nannte ihn schon einen Autodidakten. So scharf und tief er in die socialen Probleme eingedrungen ist, so ist seine nationalökonomische Bildung allein durch die ihm zugängliche englische und amerikanische Wissenschaft bewirkt. Er polemisiert häufig gegen die „herrschende Schule", ohne zu ahnen, daß auf dem Gebiete der deutschen historischen Nationalökonomie diese Herrschaft nicht mehr existiert. So ist z. B. alles, was er über das Wesen des Lohnes, des Kapitals u. dgl. in den ersten Abschnitten seines Hauptwerkes ausführt, dem deutschen Volkswirt nichts neues. Nur auf *seine* Nationalökonomen paßt es, wenn er z. B. witzig ausführt, wie sie alle samt und sonders noch in des großen Adam Smith Bahnen wandeln. „Wenn sie einer nach dem anderen Adam Smith folgten, wie spielende Kinder im Gänsemarsch, hüpfend wo er hüpfte, springend wo er sprang, und fallend wo er fiel, so konnte es freilich nicht fehlen, daß einmal ein Zaun kam, gegen den man hüpfte, ein Loch, wo man hineinfiel . ." Andererseits steht er selbst wiederum *mit* Adam Smith und seiner Zeit zusammen auf Seite des Optimismus *gegen* den seit Malthus in den wirtschaftlichen Liberalismus eingeführten Pessimismus. Smith war noch geleitet von dem Gedanken des gütigen Schöpfers oder der gütigen Natur; er hoffte bestimmt, daß, wenn nur allgemeine gewerbliche Freiheit herrschte und jedes Individuum lediglich nach Neigung und Gaben sich bewegen könnte, würde nicht nur die größte Entfaltung der Kräfte, sondern auch die harmonischeste Verteilung der Güter die Folge sein. Es war dies eine Art von religiöser Glaube, die Zubehör zu dem gutmütigen Deismus der damaligen Zeit. Jedoch die Erwartungen erfüllten sich nicht. Malthus erfand die Wahrheit, daß eine Harmonie gar nicht eintreten könne, weil die Menschen sich in geometrischen und die Güter nur in arithmetischen Verhältnissen vermehrten. Seitdem wurde der Liberalismus pessimistisch, d. h. es hieß: Freiheit muß sein, ein freies Ringen um die Güter der Erde, aber wer dabei zu kurz kommt, geht eben leer aus, den letzten beißen die Hunde, Krieg und Krankheiten stellen einigermaßen die Harmonie auf Erden wieder her. Hiergegen machte nun der Socialismus in all seinen Formen Front. Wenn die Harmonie nicht von selbst kommt, muß sie geschaffen werden; dem Einzelnen darf nicht überlassen werden, die Anderen unter die Füße zu treten, die Gesellschaft muß die Ordnung der Wirtschaft, die Verteilung der Arbeit und die Verteilung der erarbeiteten Güter in die Hand nehmen, — das Kapital muß vergesellschaftet werden, kein Privateigentum, keine beliebigen Unternehmungen, keine Sondergewinne mehr! — Henry George steht *gegen* den Socialismus im allgemeinen auf dem individualistischen Standpunkt von Smith und seiner Schule. *Nur* das *eine* Monopol — das Eigentum an Grund und Boden soll aufgehoben werden. Ist dies für das Volk, die Gemeinschaft, gesichert und durch die Bodenrente das öffentliche Bedürfnis gedeckt, so ist die menschliche Gesell-

schaft auf diejenige gesunde Grundlage gebracht, die dazu nötig ist, um jedem seine freie fröhliche Entwicklung zu gestatten, ohne sociale Zerklüftung und alle deren traurige sittliche Folgen befürchten zu müssen. Anknüpfend an die geschichtlichen Beispiele socialistischer Staaten in Paraguay, Peru u. a. sagt er: „Die moderne Gesellschaft aber kann einen derartigen Socialismus nicht mit Erfolg erstreben. Die einzige Kraft, die dies jemals vermocht hat, ein starker religiöser Glaube, ist uns abhanden gekommen nnd schwindet täglich mehr. Den Socialismus des Staatslebens haben wir hinter uns und können nicht wieder dahin zurück, ohne einen Rückschritt zu thun, der Anarchie nnd vielleicht Barbarei mit sich führen würde. Unsere Staaten würden offenbar an dem Versuche zu Grunde gehen. Anstatt einer verständigen Abwägung von Pflichten und Rechten würden wir eine römische Verteilung sizilianischen Kornes haben, und der Demagoge würde bald Kaiser sein. Das Ideal des Socialismus ist groß und edel, und es ist, wie ich überzeugt bin, ausführbar, aber ein derartiger Gesellschaftszustand kann nicht gemacht werden, er muß entstehen. Die Gesellschaft ist ein Organismus, keine Maschine. Sie kann nur durch das individuelle Leben ihrer Teile leben. Und in der freien und natürlichen Entwicklung aller Teile wird sich die Harmonie des Ganzen herstellen. Alles, was für die sociale Wiedergeburt nötig ist, ist in dem Motto enthalten: Land und Freiheit!"

George ist Optimist durch und durch. Seine Schilderungen der goldenen Zeiten und der sittlichen Vollkommenheiten, welche mit den von ihm vorgeschlagenen socialen Veränderungen eintreten würden, unterscheiden sich in nichts von den Zukunftsbildern, welche die Socialdemokratie uns vorzuhalten pflegt. Und dies halte ich bei seinem Wirken für höchst gefährlich. Durch *solchen* Optimismus wird in der That allzuleicht die Begehrlichkeit der Massen geweckt. Wir sind zwar als Christen überzeugt von dem bösen Einfluß, den ungesunde *äußere* Verhältnisse auf die sittliche Lage und Gesinnung der Menschen ausüben, wir erkennen es darum als christliche Pflicht an, an der Verbesserung der äußeren Verhältnisse im Interesse der sittlichen Vervollkommnung zu arbeiten. Aber wir wissen, daß auch unter den gesundesten socialen Verhältnissen die Sünde ihre Macht nicht verliert. Diese Anerkennung ist bei George durchweg zu vermissen. Vollendete sociale Zustände dürfen wir hier auf Erden, in dem gegenwärtigen Weltlauf *nicht* erwirken. Es verbietet uns das geradezu unser christlicher Glaube. Erst wenn der HErr wiederkommen wird und alle seine heiligen Engel mit ihm, dürfen wir die Stadt mit den goldenen Gassen schauen, von der George am Schluß von progress and poverty fabelt.

Dieser Protest gegen einen unchristlichen Optimismus soll uns aber nicht hindern, den edlen und religiösen Sinn anzuerkennen, der in unserem Schriftsteller lebt. Ja ich halte den Schlußabschnitt des genannten Werkes, eine Philosophie über das Problem des individuellen Lebens, für eine höchst beachtenswerte Leistung auf dem Gebiete der Apologetik. George ist ein scharfer Gegner nicht nur von Malthus, sondern auch von Darwin. In einigen großen Zügen widerlegt er an der genannten Stelle die Darwinistische Geschichtsphilosophie und weist nach, daß es ein Irrtum sei, von einer steten Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts als solchem zu reden (wobei ich allerdings den Widerspruch mit seinen kurz vorher gegebenen begeisterten Zukunftshoffnungen nicht ganz lösen kann), und er schließt daraus die Notwendigkeit einer transcendenten Vervollkommnung des Individuums. Es sind das Gedankengänge, die ja für den Kenner der Philosophie, besonders der Kantischen, nicht neu sind, die aber hier in einer durchaus neuen, originellen und der Zeitrichtung angemessenen Sprache durchgeführt werden.

Seine Anschauung hindert ihn aber nicht, von jeder Generation eine möglichste Vervollkommnung ihrer selbst und ihrer socialen Ordnungen zu verlangen, — und zwar im Namen der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Religion. Hören wir ihn noch einmal zum Schluß selbst: „Ist es gerecht, daß die Gaben des Schöpfers ungestraft in Beschlag

genommen werden dürfen? Ist es eine so geringe Sache, daß die Arbeit ihres Verdienstes beraubt werden darf, während die Habsucht sich in Reichtum wälzt? daß die Vielen Mangel leiden müssen, während die Wenigen übersättigt sind? Man wende sich zur Geschichte und auf jeder Seite kann man die Lehre lesen, daß solches Unrecht nicht unbestraft bleibt, daß die Nemesis, die der Ungerechtigkeit folgt, niemals ausbleibt oder schläft! Man blicke um sich, kann dieser Zustand der Dinge so fortgehen? Können wir auch sagen: nach uns die Sündfluth! Nein, die Pfeiler des Staates zittern schon jetzt und die Grundlagen der Gesellschaft selbst fangen an, vorden darunter eingeschlossenen glühenden Kräften zu beben. Der Kampf, der entweder neues Leben bringen oder alles in Trümmer werfen muß, ist nahe, wenn er nicht schon begonnen hat."

„Das Gebot ist erlassen! Mit dem Dampf und der Elektricität und den vom Fortschritt gezeugten Mächten haben Kräfte die Welt betreten, die uns entweder auf eine höhere Stufe treiben oder überwältigen werden, wie vor dem ein Volk nach dem anderen, eine Civilisation nach der anderen überwältigt worden sind. Es ist die Täuschung, wie sie dem Verderben vorhergeht, die in den fieberhaften Pulsschlägen der civilisierten Welt nur die vorübergehende Wirkung ephemerer Ursachen sieht. Zwischen den demokratischen Gedanken und den aristokratischen Einrichtungen der Gesellschaft besteht ein unversöhnlicher Konflikt. Hier in den Vereinigten Staaten wie drüben in Europa kann man ihn entstehen sehen. Wir können die Leute nicht auf die Dauer das Stimmrecht ausüben lassen und sie zum Betteln zwingen. Wir können nicht auf die Dauer Knaben und Mädchen in unseren öffentlichen Schulen unterrichten und ihnen dann das Recht verweigern, einen ehrlichen Lebensunterhalt zu erwerben. Wir können nicht auf die Dauer von den unveräußerlichen Menschenrechten schwatzen und zugleich das unveräußerliche Recht auf die Gaben des Schöpfers verweigern. Schon jetzt fängt der neue Wein in den alten Flaschen zu gähren an, und die Elementarkräfte sammeln sich zum Kampf."

„Aber wenn wir, so lange es noch Zeit ist, zur Gerechtigkeit zurückkehren und ihr gehorchen, wenn wir der Freiheit vertrauen und ihr folgen, so müssen die jetzt drohenden Gefahren verschwinden, so werden die sich gegen uns aufstürmenden Kräfte zu Mitteln weiteren Aufschwungs werden."

Die Bodenbesitzreform hat auch in Deutschland schon zahlreiche Anhänger gewonnen. Ihr hauptsächlichster Vertreter ist aus der Fortschrittspartei hervorgegangen: Michael Flürscheim, dessen Schriften: Der einzige Rettungsweg — Auf friedlichem Wege — Deutschland in 100 Jahren — Das Staatsmonopol des Grundpfandrechtes — Papst und Socialreform — Die Rolle des Kapitals in der Volkswirtschaft — wesentlich auf die deutschen Verhältnisse Rücksicht nehmen, während er sich auch in der Auffassung des Zinses von George unterscheidet. Aber neben Flürscheim ist noch eine große Reihe von Schriftstellern, die in dem gleichen Sinn arbeiten, zu nennen und die zum Teil von ganz anderen politischen Standpunkten ausgehen: Damaschke, Harmening, von Helldorf-Baumersrode, Ruhland u. s. w. In einer eigenen Zeitschrift werden diese Ansichten vertreten: Frei Land. Halbmonatsschrift, Eigentum des deutschen Bundes für Bodenbesitzreform. (Berlin C. Stallschreiberstr. 55. Vierteljährl. 1 M.) *)

*) Ich würde wünschen, daß sich eine berufene Feder fände, die deutsche Bodenreformbewegung in der Allg. kons. Monatsschrift zu beschreiben, unter Berücksichtigung auch der Kritik, die sie von der Wissenschaft erfahren hat. Sie hat zum Teil noch mit viel Mißverständnissen auch seitens der letzteren zu kämpfen.

Und auch von hervorragenden deutschen Nationalökonomen sind Garantien ausgesprochen, welche die Bodenbesitzreformer für sich in Anspruch nehmen können; neben dem oben schon genannten Adolf Wagner weise ich noch auf Schäffle und Lorenz von Stein hin.

Das Wichtigste aber ist dies, daß die geschichtlichen Forschungen über die Eigentumsverhältnisse schon gründlich den Wahn zerstört haben, als ob unter Eigentum immer dasselbe verstanden sei, was wir heute darunter verstehen. Wir sind in der Gegenwart sämtlich an dem Gift der römischen Rechtsbegriffe krank. Dieses Recht kennet nur das Eigentum als ein ausschließliches Verfügungs- und auch Zerstörungsrecht. Der Ruf nach einer socialeren Gestaltung des Eigentumsrechtes ist bei uns schon laut erhoben. Der christliche Gedanke, daß alles Eigentum eine Gabe Gottes ist, die Verpflichtungen mit sich führt, soll in den Rechtsordnungen wieder mehr zum Ausdruck kommen.

Wir reden hier jetzt nicht von positiven Vorschlägen und haben gar keine Zeit im Auge, wo bestimmte gesetzgeberische Aenderungen eintreten sollten. Es handelt sich vielmehr nur um sittliche Grundanschauungen. Und da ist nicht zu leugnen, daß jener Gedanke des verpflichtenden Eigentums gerade bei dem Besitz von Grund und Boden am nächsten gelegt wird. Die Geschichte lehrt nun auch — es ist besonders Laveleyes, des belgischen Christlich-Socialen, Werk über das Ureigentum hier zu nennen, daß der Privatbesitz an Grund und Boden eine verhältnismäßig moderne Einrichtung ist. Sowohl das vorhin von George citierte alte gälische als auch das alte germanische Recht kennt Privatgrundbesitz nicht. Das Land gehört der Gemeinschaft und der Fürst, als Vertreter derselben, giebt Teile desselben einzelnen zu Lehen, damit sie dann die Kosten der öffentlichen Verwaltung zu tragen hätten, was damals wesentlich hieß: den Heerbann leisten. Die also Belehnten gaben wieder Teile ihres Lehnes an andere zu Lehn oder in Pacht. George weist selbst darauf hin, daß das ganze Lehnswesen mit der Anschauung vom Recht des Privateigentums an Grund und Boden unvereinbar sei. Aus jenem ist dann allerdings das letztere allmählich entstanden, indem die Lehnsverpflichteten sich immer mehr ihrer allgemeinen Verpflichtungen zu entziehen wußten, ohne die Grundlage derselben, den Besitz des Landes, aufzugeben. Und das römische Recht, das für die Eigentumsverhältnisse des Lehnswesens kein Verständnis, nicht einmal Begriffe dafür hatte, half dazu, die Erbpacht und alle die Formen, in denen das Lehnswesen die Uebertragung des Grund und Bodens an die kleinen Leute ausgebildet hatte, das Ober- und Untereigentum, aufzuheben und so auch den Grund und Boden zu einem freien Eigentum zu machen, das damit vorbereitet war zu dem Spekulationsgegenstande, der es heute geworden ist. Und die Nemesis für diese Loslösung des Grundbesitzes von seinen Lehnsverpflichtungen haben wir in der heutigen Zinsverpflichtung des meisten Grundbesitzes an die hohe Finanz.

Henry George beginnt sein Werk über Schutz oder Freihandel mit folgenden Worten: „In der Nähe des Fensters, an dem ich schreibe, ist ein großer Stier mit einem Ringe in der Nase angebunden. Während er ringsum weidet, hat er seinen Strick um den Pfahl gedreht, bis er nun in enger Gefangenschaft steht, sich abquälend nach reicher Weide, die er nicht erreichen kann, unfähig, auch nur sein Haupt zu schütteln, um die Fliegen los zu werden, welche sich auf seinen Schultern sammeln. Wieder und wieder kämpft er vergeblich und sinkt dann nach erbärmlichem Gebrüll in schweigendes Elend zurück. Dieser Stier, ein wahrer Typus plumper Kraft, der, weil er nicht Einsicht genug hat, um zu sehen, wie er sich befreien könnte, angesichts des Ueberflusses Not leidet und die hülflose Beute schwächerer Geschöpfe wird, scheint mir ein nicht unangemessenes Bild der arbeitenden Klasse zu sein."

Ich gebe nicht wieder, wie er diesen Vergleich im einzelnen in schlagender Weise durchführt. Ich füge nur hinzu: sollte das Bild nur auf die unterste arbeitende Klasse

passen? Giebt es nicht noch andere Stände, welche fühlen, daß es so nicht weitergeht, und doch nicht recht wissen: wie denn sonst? Sollte nicht ganz besonders bei den jetzigen Bestrebungen der Landwirte die Frage aufzuwerfen sein: könnt ihr anders als durch fortgesetzte angestrengte Abwechslung lauter vorübergehend helfender Mittel eure Interessen vertreten, so lange ihr auf dem Boden einer Rechtsanschauung steht, die dem Grund und Boden niemals gerecht werden kann? Und ist nicht der Grundirrtum des römischen Rechtes eben seine Behandlung des Privateigentums an Grund und Boden? Würden also nicht die Bestrebungen um Erhaltung eurer Existenz ganz andere Richtungen einzuschlagen haben?

Ich gebe keine Antworten auf diese Fragen, weil ich keine habe. Aber ich halte es für die Aufgabe christlicher Kreise, die heutigen socialen Fragen sittlich zu vertiefen und die Gesellschaft an den Gedanken zu gewöhnen, daß das herrschende Recht nicht unabänderlich ist, sondern wie es sich historisch wechselnd gestaltet hat, so auch weiteren geschichtlichen Veränderungen unterworfen ist, und daß bei den Beeinflussungen dieser Gestaltungen der christliche Grundsatz maßgebend sein muß, daß die Interessen der Gemeinschaft den Interessen der Einzelnen vorgehen. Und es dürfte gut sein, wenn die berechtigten Gedanken, welche die Bodenbesitzreformer vertreten, von verständigen und konservativen Leuten geprüft und aufgenommen würden, ehe sie vielleicht zu einem Agitationsmittel in der Hand von Leuten werden, welche weder nach menschlichem, noch nach göttlichem Rechte fragen.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Was will die deutsche Rechtspartei? Protokoll der Verhandlungen des Kongresses der deutschen Rechtspartei. Abgehalten in Frankfurt a. M. am 27. und 28. September 1893. (Leipzig, Faber.) 158 S. Preis 1 M.

Wer das kleine Buch in die Hand nähme mit der Absicht und Hoffnung, daraus zu erfahren, was denn nun die deutsche Rechtspartei eigentlich will, der müßte dasselbe stark enttäuscht aus der Hand legen. Von einer klaren und präzisen Formulierung der positiven Ziele dieser Partei ist keine Rede; auch läßt sich eine vielleicht unformulierte, aber doch vorhandene Einheitlichkeit der Wünsche keineswegs erkennen. Vielmehr gehen in den wichtigsten Dingen die Ansichten weit auseinander. Annähernde Einheit ist nur vorhanden, soweit es sich um Kritik der Ereignisse von 1866 handelt. Gerade diese Kritik schießt aber in antipreußischer Tendenz ziemlich durchweg über das Ziel hinaus, indem sie vergißt, daß die deutschen Bundesstaaten vor 1866 sich keineswegs in einer idealen Bundesfreundschaft gegenüberstanden, sondern als feindliche Mächte, die gegen einander intriguierten und konspirierten. Auch die Mittelstaaten standen auf demselben Niveau der politischen Moral, wie die Großstaaten; auch sie hatten auswärtige Gesandtschaften und suchten, so gut wie Preußen das gethan hat, Allianzen im Ausland zur Verstärkung ihrer Position in Deutschland. Außerdem bedarf es keines Beweises, daß Oesterreich fortdauernd im Widerspruch mit dem Bundesrecht Preußen herabzudrücken und mit Hülfe der Mittelstaaten kalt zu stellen suchte. Preußens gewiß mit allerlei Unrecht verknüpfte Offensive gegen den Bund ist aus einer durchaus berechtigten Defensive geboren Es entspricht daher weder der geschichtlichen Wahrheit noch der Gerechtigkeit, jetzt Preußen als den alleinigen Friedensstörer hinzustellen. — Aber es trennt uns noch mehr, als die Geschichtsauffassung, von der Rechtspartei. Wir glauben, daß wer politisch auf seine Zeit einwirken will, von den gegebenen Verhältnissen ausgehen muß, mögen nun dieselben mit Recht oder Unrecht entstanden sein, mögen sie ihm passen oder nicht, und daß er aus dieser Lage nach Maßgabe seiner Grundsätze das zu machen suchen muß, was sich daraus machen läßt. Will man aber die Gegenwart nicht, so soll man deutlich sagen, ob man reaktionäre restitutio in integrum, also hier die Herstellung des alten Bundestages, oder ob man ein Fortschreiten zu neuen Zielen will. Die Rechtspartei kann überhaupt zu keinem Entschluß kommen. Reform will sie nicht, weil sie sich dann auf den Boden der Realitäten stellen und damit „das Unrecht von 1866“ zu billigen fürchten würde; Reaktion offen zu fordern, wagt sie aber auch nicht, weil hinsichtlich Kurhessens, Nassaus und besonders des Verhältnisses zu Oesterreich die Dinge doch dermaßen sich verändert haben, daß auf Grund einer unabweisbaren Macht der Thatsachen einfaches Repristinieren sich als unmöglich ausweist. Die Folge ist nun ein unsicheres Umhertappen, sobald es sich nicht um Kritik, sondern um Positionen handelt, und die Vertretung von bunten Einzelwünschen, welche nur in der mehr oder minder lebhaften Phantasie der einzelnen Parteigenossen ihren Ursprung haben. Besonders was die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland betrifft, so sehen die durchschnittlichen Direktiven der rechtsparteilichen Redner derart von allen gegebenen Faktoren ab, daß geradezu ein zweites Königgrätz nötig sein würde, um die Wiener Regierung zu der Stellung in Deutschland zu zwingen, welche die Frankfurter Herren ihr anmuten. — Alles in allem: Die Männer, die in Frankfurt versammelt waren, nötigen auch dem Gegner vielfache Zustimmung ab durch ihre Achtung vor dem Recht und durch die Energie, mit welcher sie vertreten, was sie für Recht halten. Respekt erweckt der hohe Flug ihrer Ideale. Aber wenn sie

Digitized by Google

selbst an die Möglichkeit glauben, die Landkarte von Europa noch ein Mal in ihrem Sinne umzugestatten, so sollten sie doch etwas vorsichtiger und zurückhattender sein in den Vorwürfen, die geradezu gehäuft werden auf solche Gegner, die keinen anderen Wunsch haben, als unser öffentliches Leben in christlich-konservativem Geist zu bauen und zu gestatten, die aber dabei doch der Ansicht sind, daß auf unserer Erde die Wände stärker sind ats die menschlichen Köpfe und daß es daher niemandem zur sittlichen Pflicht gemacht werden kann, immer wieder mit dem Kopf gegen eine Wand zu rennen, die nach menschlichem Ermessen mindestens sehr fest steht und die in ihrem Sturz, wenn er wirktich ein Mal gelänge, so viel Schutt und Trümmer schaffen müßte, daß es auch aus Sorge davor geratener scheint, sie stehen zu lassen, wie sie ein Mal steht, und sich zu strecken nach dem, was vorne ist. — Die Verhandlungen der Partei über die sociale Frage verraten zum Teil ein sehr geringes Verständnis derselben. Hier mit allen denen, die guten Willens sind, gemeinsame Sache zu machen, wäre unseres Erachtens fruchtbarer, als immer wieder ideale Luftschlösser zu bauen, deren Voraussetzung das politische Wunder ist. Es gehört auch zum politischen Christentum, wie zum persönlichen, nicht willkürliche Aufgaben sich selbst zu stellen, sondern die Aufgaben zu lösen, welche Gott handgreiflich unserer Zeit zu lösen aufgiebt.

2. Kirche.

— Die Offenbarung Johannis für bibelforschende Christen zur Lehre und Erbauung übersetzt und erklärt von Robert Kübel. (München, Beck.) 1893. 323 S. 4 M. 50 Pf.

Den vor kurzem erschienenen Briefen über die Offenbarung von Stosch ist nunmehr diese gleichfalls populär gehaltene Auslegung der Offenbarung von Professor Kübel in Tübingen gefolgt, dem Verfasser der „christlichen Bedenken eines Sorgenvollen über modern christliches Wesen". Das Buch trägt etwa die Form von Bibelstunden, nur spielt dabei wirkliche, eingehende Exegese eine weit bedeutendere Rolle, als vielfach in ähntichen Werken der Fall ist. Denn nach des Verfassers Ueberzeugung ist Erkenntnis der Hauptfaktor der Erbauung, er hofft aber, daß die von ihm gebotene Erkenntnis Lebenserkenntnis ist, und daß die Erktärung zugleich unmittetbar die praktische Anwendung in sich enthält oder aus sich gebiert. Daß ihm dieser sein Vorsatz gelungen ist, wird ihm jeder aufmerksame Leser bezeugen müssen. Er fordert auch immer wieder mit Ernst die Christen auf, sich in die großartigen Wahrheiten dieses Buches zu vertiefen und hineinzuleben. Denn wenn es wahr ist, was der Grundgedanke des Buches ist, daß es ein Ende giebt und daß das Ende eben darin bestehen wird, daß die Herrlichkeitsoffenbarung des Sohnes Gottes alle Mächte des Bösen und des Verderbens vernichtet, so werden diejenigen, welche diese Anschauung in sich aufgenommen haben, nun auch in allem geistigen Kampfe unserer und jeder Zeit nichts anderes erblicken, als ein Vorspiel und eine Vorbereitung jenes letzten Entscheidungskampfes. So erfreulich es aber ist, wenn die Kirche unserer Tage sowoht in eingehender gelehrter Forschung, wie auch in populären Schriften mit der Auslegung der Apokalypse sich beschäftigt und die Gemeinden auf die Wichtigkeit dieses Buches hinweist, so darf doch nicht der Besonnenheit dabei vergessen werden. Die Offenbarung steht nicht zufällig am Ende des Kanons, sie setzt wirklich alle früheren Bücher voraus, und wer in sie eindringen will, muß feststehen in der ganzen Heilslehre. Anfänger im Christentume mögen daoon bleiben; wer im Römerbriefe noch nicht Bescheid weiß, wird bei der Apokalypse sicher in die Irre geraten. Aber auch wer die nötigen inneren Voraussetzungen zur Beschäftigung mit diesem Drama des Endes mitbringt, der muß doch besonnen die Schranken reiner Lehre, wie sie das Bekenntnis der Kirche gezogen hat, inne zu halten verstehen. Unsere Kirche hat nun einmal alle nnd jede chitiastische Hoffnung als der Schrift widersprechend verworfen und sie hat damit der Auslegung der Apokalypse ihre Bahnen vorgeschrieben, die kein Ausleger des Buches verlassen darf, ohne auf böse Irrwege zu geraten. Referent kann nicht anders als erklären, daß er auch in der vortiegenden Schrift des Prof. Kübel leider dem chiliastischen Irrtum begegnet ist. Gewiß scheint der Chiliasmus auf den ersten Blick im 20. Kapitel der Offenbarung gelehrt zu sein, aber weil er offensichtlich den übrigen klaren Stellen der Schrift widerspricht, so wird man wohl sich zu fragen haben, ob wir aus dem, was vielleicht der Wortlaut zunächst zu ergeben scheint, neue und bedenkliche Lehren bitden dürfen. So wichtig ein Sichversenken in das Buch der Offenbarung auch für den uns gebotenen Kampf ist, so sollen wir doch nicht vergessen, daß das letzte Siegel von diesem Buche erst dann genommen werden wird, wenn die Ereignisse eingetreten sein werden, von denen es in prophetischen Bildern redet. Wie die Prophetie des alten Testamentes erst im neuen Testamente nach ihrer Erfüllung durch Christum ganz verstanden werden konnte, so wird man auch die Apokalypse erst dann ganz verstehen, wenn die Tage ihrer Erfüllung eingetreten sein werden. Insonderheit vom Millennium wird wohl gelten, was wir uns erinneru, einmal bei Vitmar gelesen zu haben, daß heutzutage noch niemand mit absoluter Gewißheit sagen kann, was es damit auf sich haben wird. Nur die Schranken können abgesteckt werden, innerhatb deren die gesunde Lehre sich zu hatten hat; diese dürfeu dann aber auch von den Auslegern nicht überschritten werden. Wir fürchten aber, daß Kübel sie überschritten hat. So lieb mir das vorliegende Buch geworden ist, sofern sich der „Sorgenvolle" dariu ausspricht, so sehr bedauere ich, ihm nicht den Vorwurf des chitiastischen Irrtums ersparen zu können.

J. P.

— Das Perthessche theologische Hülfslexikon hat nun mit der Lieferung XXIV seinen Abschluß gefunden. In der That ein einzigartiges Werk sowohl nach seiner Idee, als auch nach seiner Ausführung. Die Menschheit hat in ihrem Gange durch die Geschichte eine unendliche Menge von Wissensstoff aufgehäuft. Kein Einzelner vermag die Masse zu überwältigen. Und doch fordert die Bildung der Gegenwart dem Einzelnen ein weitgreifendes Wissen ab, nicht gerade als Besitz seines Gedächtnisses, das wäre geradezu unmöglich, aber doch als Vermögen, sich zu orientieren. Diesem Zweck dienen so die Encyklopädien und Konversationslexika, diesem Zweck dient für den Theologen das Perthessche Hülfslexikon. Es enthält in zwei Bänden elf Speciallexika und Tabellen; im ersten Bande eine chronologische Tafel, einen kirchlichen Kalender, synchronistische Tabellen und neutestamentliches Wörterbuch; im zweiten ein kirchengeschichtliches Ortslexikon, ein kirchenstatistisches Lexikon, statistische Tafeln, Vereine und Anstalten der inneren Mission, liturgische Tabellen und Verwaltungstabellen. Und es ist fast unglaublich, wie viele Einzelheiten unter jeder von diesen Rubriken zusammengetragen sind. Man findet z. B. in dem Ortslexikon Namen, die sonst nicht in den Lexicis erwähnt werden. Und an jeden dieser Ortsnamen knüpfen sich die Menschen, die Gebäude, die Anstalten, welche irgend welche Bedeutung haben. Natürlich gilt das voran von Deutschland. Aber die bedeutenderen Orte des Auslandes sind nicht vergessen. Man kann es der Verlagsbuchhandlung und den Verfassern nachfühlen, welche hohe Freude sie der Vollendung des Werks gegenüber empfinden. Möge es sich nun im Gebrauch den Theologen und allen, die mit kirchlichen Angelegenheiten zu thun haben, durch seine innere Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit empfehlen. D.

— Die Anschauung der kritischen Schule Wellhausens vom Pentoteuch. Ihr Wert und der Weg zur Selbstbehauptung der Kirche ihr gegenüber. Ein wissenschaftlich begründetes Glaubenszeugnis an die Gegenwart, insonderheit unsere junge theologische Generation von Eduard Rupprecht, Pfarrer. (Erlangen und Leipzig, A. Deicherts Nachf. Georg Böhme.) IV und 77 S. 1 M. 20 Pf.

Ein in hohem Grade erquickliches Zeugnis, das dem Professorenhochmut und wüsten Unglauben mit der Macht christlicher Erfahrung gegenübertritt. „Ein wahrer Grimm" über die „Federhelden" der theologischen Lehrstühle beherrscht den Verfasser — wie jeden ernsten Christen —, wenn er daran denkt, wie viele Söhne frommer christgläubiger Familien durch die Knechte des Verderbens um ihren Glauben betrogen werden. Den jungen Theologen wird von einem im Amte und in der Arbeit an Christenseelen ergrauten Pfarrer zugerufen, daß sie „den ganzen Plunder der sog. Wissenschaft als einen satanischen Betrug für immer" von sich wegwerfen und im Glauben von vorne anfangen sollen.

Mir schreibt ein in Christi Dienst alt gewordener Geistlicher aus Anlaß der Rupprechtschen Schrift, daß er selbst aus einer Hochschule hervorgegangen sei, in der die Kritik des menschlichen Selbstgenügens und der völligsten Gottlosigkeit das große Wort geführt habe, daß er, als Rationalist ins geistliche Amt berufen, habe Predigten zusammenschreiben müssen. „Eine solche Predigt zu machen, war eine gräßliche Arbeit, die sich zwischen Gottes Wort und dem angelernten Rationalismus mühselig durchwand, und noch mühseligem Lernen kam noch das Steckenbleiben, bis mir Luthers Schriften die Augen und den Mund öffneten und die Feder weiterführten."

Der Ritschl-Wellhausensche Rationalismus geht von der „Erdenvernunft des alten Adam," von der „Selstvergötterung des Glühwürmchens Mensch im Staube" und von seiner „Empörung gegen die Sonne der absoluten Vernunft", von der Weltvergötterung, also von der offenbaren Gottlosigkeit aus, der christliche Glaube ruht auf der Rückkehr zu Gott, der sich dem von ihm abgefallenen Menschen in barmherziger Herablassung offenbart hat, u. a. im Worte Gottes. Damit sind zwei Lebenskreise gegeben, die in alle Ewigkeit ausschließen. Auf eine Belehrung der Kathedermänner hat es der Verf. nicht abgesehen, wohl aber darauf, nachzuweisen, mit welch elenden Hülfsmitteln und Künsten, selbst vom purmenschlichen Standpunkte aus betrachtet, jene Kritiker umgehen, die ihre Lebensarbeit darin finden, die fünf Bücher Mose, das Alte und Neue Testament als schriftstellerische Leistungen unzureichend begabter Menschen, bezw. abgefeimter Betrüger hinzustellen. In ihrer Voreingenommenheit und Sattheit machen es jene Kritiker wie der Engländer der „Fliegenden Blätter," der in der Schweiz, den Bädeker in der Hand, an eine Stelle kommt, wo die Angaben des Buches nicht mit dem stimmen, was vor Augen liegt und darum in die Worte ausbricht: „Diese Gegend ist falsch." So haben sich die ungläubigen, dünkelhaften Kritiker in den Kopf gesetzt, daß dies und das so und nicht anders müsse gewesen sein und wenn damit die Bibel nicht stimmt, so haben nicht sie geirrt, bewahre, die Bibel ist falsch, gefälscht.

Was der Verfasser gegen die gottentfremdeten Theologen vorbringt, ist schon oft von anderen vorgebracht worden, aber wie der Verfasser zu Werk geht, wie er seine Steine gegen den Goliath Wissenschaft schleudert, das ist das in hohem Grade Erquickende dieser Schrift.

Auf dem Titel steht „ein wissenschaftlich begründetes Zeugnis", d. h. ein Theologe, der nicht bloß die Schriften der offenbarungsgläubigen, sondern auch die Bücher der gottentfremdeten Vertreter der „Wissenschaft" kennt, weist auf dem Wege erst der Abwehr, dann des Angriffs noch, wie unlauter die Mittel sind, mit der die lediglich auf Menschenwitz stehende Wissenschaft die göttliche Offenbarung in der Bibel zu beseitigen bestrebt ist.

Von S. 70 bis zum Schlusse wendet sich der Verfasser an den theologischen Nachwuchs und

zwar in einer so herzergreifenden Weise, daß ich nur wünschen kann, die vorliegende geharnischte Schrift möchte recht vielen jungen Theologen in die Hand gegeben werden. O. K.

— Das Leben Jesu, der Christengemeinde zur Erbauung dargestellt von Rud. Asmis, Pastor. (Breslau, 1893. C. Dülfer.) Neue wohlfeile Ausgabe. 3,40 M

Auch wenn der erbauliche Zweck nicht im Titel stände, würde ich dies Buch zur Erbauungslitteratur rechnen, da es in seiner ganzen Haltung auf eine Verdeutlichung und Erklärung des Wortes Gottes der Evangelien ausgeht. Man könnte es zuweilen Bibelstunden über das Leben Jesu nennen; doch aber wird der ganze Zusammenhang seines Lebens, Wirkens und Leidens wirklich erzählt. Im Unterschied von anderen „Leben Jesu" werden auch z. B. Jesu Reden behandelt in ziemlich ausführlicher Erklärung. Man findet in allen Abschnitten reiche Anregung, auch der Pastor für die Predigt, doch nicht minder jedermann für das Verständnis der hl. Schrift und der Persönlichkeit Jesu Christi. Bei der Fülle des Stoffes und der Trefflichkeit desselben ist die Ausgabe wirklich sehr wohlfeil zu nennen.

— Die hl. Schriften des neuen Testamentes mit Erklärungen und Betrachtungen von Johannes Goßner. VI. Teil: Briefe des Apostels Paulus an die Römer und Korinther. VII. Teil: Die kleineren Briefe des Apostels Paulus an die Galater — Philemon. (Hamburg, 1892 und 1893. Ev. Buchhandlung der Niedersächsischen Gesellschaft.) 1,60 M.

Wir haben schon eine ganze Reihe dieser trefflichen Erklärungen an dieser Stelle angezeigt. Und bei jedem neuen Bande erleben wir dieselbe Freude, den trefflichen Mann in seinen ebenso seelsorgerlich tiefen, wie originellen und volkstümlichen Auslegungen zu begleiten. Gerade beim Römerbrief und Galaterbrief ist die Auslegung des ehemaligen römischen Priesters besonders interessant, aber nicht minder bei den anderen, von denen noch besonders die Pastoralbriefe hervorzuheben sind. Die Einrichtung ist bekanntlich die, daß Vers für Vers Bemerkungen, oft nur kurze, oft aber auch einige Seiten lange, angeknüpft werden; die Erklärung bezieht sich also mehr auf das Einzelne, als auf den Zusammenhang des Ganzen.

— Der Psalter. Aus dem Grundtext übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen von Franz Herrmann. (Leipzig, Ph. Reclam.)

In Druck und Format ganz der bekannten Reclamschen Universalbibliothek entsprechend. Wer aus dem Grundtext übersetzt, also neben die Lutherische Uebersetzung eine neue stellt, der muß Mut haben, weil das Unternehmen an sich immer Kritik herausfordern wird. Wir erkennen diesen Mut beim Verfasser lobend an und wollen ihm dafür danken, indem wir es unterlassen, auf hier und da vorhandene Stellen zu weisen, wo die Uebersetzung auch anders hätte lauten können, sondern nur kurz dahin urteilen, daß dies kleine Buch ganz gewiß dazu beitragen kann, das köstliche Gebetbuch der Psalmen vielen Christen mehr aufzuschließen und dadurch noch werter zu machen.

— Die Schatzkammer Davids. Eine Auslegung der Psalmen von C. H. Spurgeon. In Verbindung mit E. Lohmann, Pfarrer an der Christuskirche in Frankfurt a. M., übersetzt und herausgegeben von James Millard, V. D. M. (Bonn, 1893. Joh. Schergens.)

Ein Lieferungswerk, von dem mir erst Probebogen vorliegen, auf das ich aber doch hier schon hinweisen möchte. Es sind tiefgreifende, geistgesalbte Auslegungen, deren Verfasser durch Rücksichtnahme auf moderne kritische Ansichten nirgends gehindert wird. Wenn wir auch wahrscheinlich, bei Spurgeons sonst bekanntem Verfahren mit der Schrift, nicht überall der Auslegung uns werden anschließen können, so wird für das innere Leben des Christen und das seelsorgerliche Thun des Pastors gewiß viel Reichtum aus dieser Schatzkammer entnommen werden können.

— Geistliche Lockspeise. Von Georg Fidicinis, Verfasser der „Unüberwindlich festen Burg". Neue Ausgabe. (Hermannsburg, 1893. Missionshandlung.) 1,20 M. (Zum Besten der Hermannsburger Mission.)

Das kleine Erbauungsbuch spricht die Sprache des 17. Jahrhunderts und geht in dessen Anschauungen einher; es erinnert an die Arbeiten von J. Fr. Arndt, H. Müller u. a. Es besteht aus zwei Teilen; der erste „bildet uns den Herrn Christum aufs lieblichste vor" — der zweite „stellet uns Gott auch ganz herrlich vor". Es findet sich sehr viel Erbauliches und in die Tiefe Führendes darin; auch manches Gleichnis und manche Erzählung, die noch heute zu gebrauchen sind. Leider fehlen alle Angaben über den Verfasser, über dessen Persönlichkeit das Vorwort nur dunkle Andeutungen macht. Der Mann hieß nämlich gar nicht Fidicinis, sondern man hat wahrscheinlich den lateinischen Genitiv Georgii Fidicinis für den Nominativ genommen, welcher aber eigentlich Fidicen heißt. Der also benannte Mann wurde 1660 bei einer Verfolgung der Evangelischen aus Ungarn vertrieben, wo er Rektor in Leutschau war; zog dann über Nürnberg nach Leipzig und schrieb dort sein oft aufgelegtes Werk „Unüberwindlich feste Burg, darin sichere Wohnung, gute Wehr und Waffen wider die listigen Anläufe und Mordpfeile des Teufels, des Todes und der Welt, oder Kreuz- und Trostbüchlein". Nürnberg, 1658, — zuletzt 1715 aufgelegt durch P. Winkler in Hamburg. Von diesem Werke hat er die zwei ersten Teile später selbst als „Geistliche Lockspeise" herausgegeben, die der christlichen Gemeinde hier aufs neue dargeboten wird.

M. v. N.

Digitized by Google

3. Geschichte.

— Hundert Jahre aus der Geschichte der Reformation in den Niederlanden. 1518 bis 1619. Von C. P. Hofstede de Groot, weiland Professor in Gröningen. Aus dem Holländischen von O. Greeven. Mit Vorwort von Dr. Fr. Nippold. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1893. XXIV und 434 S.

Professor Nippold in Jena orientiert uns in dem instruktiven Vorwort über die fleißigen Arbeiten der niederländischen Gelehrten zwecks Erforschung und Darstellung der Kirchengeschichte ihrer Heimat. Welche gewaltige Bewegung durch die Kirche und Theologie in den Niederlanden dermalen geht, ist ja bekannt, auch unsere deutsche Theologie, wesentlich die negativ kritische, ist bedeutend von Holland her beeinflußt. Vor einem halben Jahrhundert war es mehr eine mittlere Richtung, die Gröninger Schule, welche zu Deutschland im Verhältnis des Nehmens und Gebens stand. Von Ullmann, einem der Väter der sogenannten Vermittlungstheologie, wußten sich die Gröninger angeregt, um die Grundsätze dieser Theologie in Holland zur Geltung zu bringen. Unter Aufgabe des starren Kalvinismus der Dortrechter Beschlüsse erstrebten sie eine Theologie, welche zwar die Grundlagen des evangelischen Glaubens festhalten, daneben aber allen berechtigten geistigen Bestrebungen des modernen Lebens entgegenkommen sollte. Die beiden Hofstede de Groot, Vater und Sohn, waren Hauptführer dieser Schule. Man ist aber inzwischen über das, was die Gröninger wollten, nach rechts und links hinaus gegangen. Der Kalvinismus suchte einerseits durch Groen van Prinsterer seinen Einfluß im Volksleben zu behaupten und schritt andererseits durch Kuyper zu kraftvoller freikirchlicher Separation, und die Theologie des Protestantenvereins und der modernen Kritik gewann in Scholten und Kuenen gelehrte und bedeutende Führer. Dennoch werden auch die Gröninger nicht müde, und das jetzt vorliegende opus posthumum des jüngeren Hofstede ist jedenfalls ein solches, welches Beachtung verdient. Wie es ein Glied einer Kette beachtenswerter Quellenpublikationen und Geschichtswerke ist, wie es die Forschung fortführend doch zugleich das Resultat der bisherigen Forschung in lebendig anschaulicher Weise zusammenfaßt, das ist es, was Nippold mit genauer Kenntnis der niederländisch theologischen Litteratur im Vorworte darstellt. Namentlich die Anfänge der Reformation in den Niederlanden empfangen durch unser Buch ein ganz neues Licht. Was sich etwa vor 1530 in Holland zugetragen, welche Ansätze zu neuen kirchlichen Bildungen da vorhanden waren, lag im Dunkeln. Wie alle diese Kirchenbildungen selber, so waren auch die geschichtlichen Quellen über sie systematisch vernichtet, und es gehörte eine lange Vorarbeit, deren Resultate in unserem Buche vorliegen, dazu, dieselben der Gegenwart wieder lebensfrisch vorzuführen. So interessant uns nun aber auch das Buch gewesen ist, so spannend es uns den Verlauf der Dinge darstellt von der Zeit an, da die ersten Wellen von Wittenberg auch nach Holland hinüberschlugen, bis dahin, wo die nun fertige Staatskirche sich in Dortrecht schroff zu den äußersten Konsequenzen des Kalvinismus bekannte, so will doch nicht vergessen sein, daß wir es nicht bloß mit einer historischen Quellenforschung, sondern mit der Parteischrift einer theologischen Schule zu thun haben. Es soll nachgewiesen werden, daß die wahre Kraft der altniederländischen Reformation in ihrer evangelischen Innigkeit und Weitherzigkeit bestanden habe, jene übergroße Schar von Blutzeugen (man hat berechnet, daß schon unter Karl V., also noch vor den Zeiten Albas, an 50000 Menschen um der Religion willen hingemordet seien) seien einfältig bibelgläubige Leute gewesen. Dagegen sei der kalvinische Konfessionalismus das Unglück der Niederlande geworden und es schließt daher der Verf. sein Buch mit dem Ausrufe: „Wer den Frieden der Kirche will, wer für Wahrheit und Gottseligkeit eifert, der betrete nicht den Weg der Dortrechter Synode!" Wir kennen gleiche Tendenzen bei der Darstellung der deutschen Reformationsgeschichte. Wie da von den jugendfrisch gährenden Anfängen Luthers aus Kritik an der Konkordienformel geübt wird, so hier von den niederländischen Vorreformatoren, namentlich Johann Wessel, und von jenen ersten Märtyrern aus, denen Luther sein erstes Lied („ein neues Lied wir heben an") nachgesungen hat, an den Definitionen der Synode von Dortrecht. Man wird ja nicht alles billigen, was in der spätreformatorischen Zeit geschah, aber man soll sich doch hüten, das alles durch die gefärbte Brille moderner Parteitendenz zu betrachten. Gewiß, es war ein Verhängnis für die Niederlande, daß kein führender Geist dort lange genug an der Spitze der reformatorischen Bewegung stand, um ihr auch theologisch und kirchlich einen bestimmt niederländischen Charakter aufzuprägen, daß es daher gerade der Geist Kalvins sein mußte, welcher später dort seinen Einzug hielt. Es lag das eben darin, daß der furchtbare Ketzerhaß Karls und Philipps keine bedeutenden Männer auf die Dauer aufkommen ließ. „Die am meisten versprechenden Charaktere beginnen sich kaum zu entwickeln, so sind sie schon in die Hände des Glaubensgerichtes gefallen, das nicht nur sie zu einem ruhmlosen Tode oder zu einem noch ruhmloseren Leben verurteilt, sondern auch das göttliche Leben, welches unter der Predigt des Evangeliums zu sprossen begann, zertritt und vernichtet." So wird der wilde Fanatismus der täuferischen und bilderstürmerischen Bewegung groß gezogen und dann kommt es zum Freiheitskriege unter Oranieus Führung. Wie sollte da eine selbständige Theologie und Kirchengestaltung entstehen? Die Führung in dem radikal-politischen, antispanischen Protestantismus aber hatte Genf übernommen, die blutige staatliche Verfolgungssucht prägte dieser Richtung einen eigentümlich staatlich-gesetzlichen Charakter auf, es war daher gar nicht anders möglich, als daß die Niederlande auch unter den Einfluß Kalvins gerieten. Es ist ein „anderer Geist" in all jenen westeuropäischen Reformationsrichtungen als in

Luther, wer will sich daher wundern, wenn dieser endlich in Dortrecht seine harten dogmatischen Konsequenzen gezogen hat? — Doch von diesem Tendenziösen abgesehen, ist es ein lesenswertes, interessantes Buch, wohl geeignet, für das Ringen des holländischen Volkes um die Freiheit seines Glaubens auch den deutschen Leser zu begeistern. Wahr ist es auch, was der Uebersetzer in seinem „Nachworte" sagt: „Ein Hort der Freiheit und des Protestantismus sind die Niederlande geworden. Sie würden von der Wurzel ihrer Lebenskraft sich losreißen, wenn sie je dem Evangelium untreu würden. Gilt nicht dasselbe auch von Deutschland?"

J. P.

4. Philosophie.

— Principien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes von G. Vorbrodt. 2. Auflage. 1892. 186 S. 3 M.

Psychologie in Theologie und Kirche? Von demselben. 1893. 40 S. 1 M. (Beide Dessau—Leipzig, Rich. Kahles Verlag.)

Ein gutes Buch veraltet nicht so schnell, daß eine verspätete Anzeige zu spät käme. Das gilt auch von der ersten, mir erst später zugegangenen, übrigens ja auch schon in 2. Auflage erschienenen Schrift. Die erneuerte Auflage ist aber auch ein günstiges Zeichen für die deutsche Lesewelt. Denn es ist, ganz abgesehen von einzelnen Härten des Stils, ein schweres Buch, streng wissenschaftlich, das nicht nur die volle Kenntnis Lotzes, sondern eigentlich der gesamten Geschichte der Philosophie zur Voraussetzung hat, welche in bewundernswürdiger Weise in ihrer ganzen Reichhaltigkeit dem Verfasser zur Verfügung steht und offenbar meist in durchaus ungesuchter Weise ihm die fast durchweg treffenden Parallelen und Gegensätze bietet. Es erschwert das die Lektüre in nicht unerheblicher Weise, aber es dient als das natürlichste Relief für den Mann, dessen Philosophie hier in Frage steht, Hermann Lotze. Allerdings ist es ja aber nicht dessen Gesamtsystem, sondern nur zwei Fächer desselben, die Ethik und die Religionsphilosophie, welche hier ins Auge gefaßt werden, und zwar zunächst aus einem äußeren Grunde, sofern dem Genannten nicht mehr vergönnt war, von seinem „System der Philosophie" in einem dritten Bande „die wesentlichsten Aufgaben der praktischen Philosophie, der Aesthetik und der Religionsphilosophie" zu erörtern. Daß die Aesthetik hier fehlt, hat seinen Grund darin, daß dieselbe bereits Kögel (Göttingen 1886) aus den Lotzeschen Schriften zusammenzufassen versucht hatte. Aber so sehr das Aesthetische von Anfang bis zum Ende seines Lebens bei Lotze das Formalprincip sozusagen seiner Entwicklung war, so Ethik und Religionsphilosophie in ihrer Verbindung das Materialprincip, und insonderheit die letztere, ethisch durchhaucht, für Lotze der höchste Abschluß seiner gesamten Weltanschauung. „Es ergiebt sich", sagt V. mit Recht, „erst in der Religionsphilosophie die volle harmonische Welt- und Lebensanschauung — —." „Die Metaphysik führt im Verein mit der Logik durch ihre Erörterungen, besonders der der Wechselwirkung zwischen den Elementen der Welt zur Annahme einer einzigen Substanz, die praktische Philosophie zur Voraussetzung Eines Gutes, das zugleich das eine Schöne und Gute ist . . . die Vereinigung dieser realen und idealen Welt von Wissen und Glauben in der Religionsphilosophie gewinnt die Vorstellung Gottes." Denn die Bedürfnisse des Glaubens mit den Ergebnissen des Wissens auszusöhnen, hat Lotze als die Aufgabe seines Lebens empfunden und erfaßt und in seiner Art in glänzender Weise gelöst, wenn er auch das eigentliche Ziel, darüber zum „Frieden mit sich" zu gelangen — ich meine als Philosoph, nicht als Mensch —, nicht erreicht hat. Wer Lotze noch gehört hat, wird mir zugeben, daß die Art seiner Gedankenentwicklung weit mehr noch als die letztere selbst den Eindruck wehmütiger Resignation, daß eine lückenlose nicht nur, sondern auch eine wirklich abschließende Gesamtanschauung für den Menschen unmöglich sei, hervorrief. Erkennt ja auch V. in ihm „etwas von seinem weiteren Landsmann Lessing", sofern auch Lotze „mehr sich an dem Suchen als an dem Finden zu ergötzen scheint". Und der Grund war bei beiden derselbe, daß sie mit ihrer Religionsphilosophie nicht zum vollen, sie selbst befriedigenden Abschluß gelangen konnten. Gerade das ist ein besonderes Verdienst Vorbrodts, daß er dies nachweist, indem er bei aller Verehrung Lotzes doch in unbestechlicher Klarstellung überall die unveräußerlichen Positionen der christlichen Religion aufs entschiedenste und glücklichste gegenüber dem durchaus rationalistischen Untergrunde Lotzes wahrt und insonderheit das von letzterem überhaupt und insonderheit auf dem religiösen Gebiete so stark vernachlässigte historische Moment in seinem vollen Rechte gegenüber dem Lessingschen Satze behauptet, unter dessen Bann doch auch Lotze noch gestanden habe, daß zufällige geschichtliche Thatsachen nicht Grund ewiger, unbedingter Wahrheiten sein können. Da liegt der eigentliche Grund der Lotzeschen Resignation, welche mit seinem ausgesprochenen Glaubensoptimismus oft seltsam kontrastiert, aber immer allerdings so, daß die Resignation niemals in die Skepsis umschlägt. Das ist der gesunde Zug der Lotzeschen Philosophie, welche damit auch die gesunden Vorbedingungen einer wissenschaftlich-christlichen Weltanschauung liefert, aber eben damit im Vorhofe des eigentlichen Glaubens stehen bleibt, denn das Grundproblem derselben, die Versöhnungsbedürftigkeit des Menschen mit Gott, hatte er nicht entfernt in seiner Tiefe erfaßt, und der ein so geradezu erstaunliches Wissen sich angeeignet hatte, besaß doch, wie V. mit Recht hervorhebt, von der Theologie eine durchaus unzulängliche Kenntnis. So muß ich bei aller warmen Verehrung des Philosopheu Lotze doch durchaus dem Urteil Vorbrodts (S. 172) zustimmen, wenn er sagt: „In Bezug auf die Religionsphilosophie Lotzes ist vielleicht für die Theologie der wichtigste und weitgreifendste Ertrag, daß kein Ertrag zu konstatieren, daß wiederum ein Anlauf zu einer

Rel.-Phil. gescheitert und vielleicht die Unmöglichkeit, in Spekulation die Dogmatik aufzulösen, erwiesen ist." Natürlich schließt dies wertvolle Ergebnisse im einzelnen, wie auch B. dargethan, nicht aus.

Was soll ich noch von der Ethik sagen? Der Raum verbietet, darauf einzugehen; so möchte ich nur das fragen, ob es nicht fruchtbarer dafür gewesen wäre, sie auf die Entwicklung der Rel.-Phil. folgen zu lassen. Denn so gewiß sie in der Entwicklung des Gesamtsystems vor die Rel.-Phil. gehört, so läge für die Teildarstellung m. E. näher die Untersuchung, welche Ethik von dem rel.-phil. Abschlusse im Geiste Lotzes aus sich entwickeln mußte und sich entwickelt hat.

Im ganzen hätte man ja auch sonst noch Wünsche, daß dies oder jenes Moment mehr hervorgehoben wäre; aber überall fühlt man sich auf gesichertem Boden und unter sicherer Leitung.

Weniger günstig muß ich über die zweite, die Bedeutung der Psychologie für Theologie und Kirche behandelnde Schrift (ursprünglich ein Vortrag vor Studenten) meinerseits urteilen, und zwar gerade, weil ich die Position für eine so überaus wichtige und nachdrücklich zu betonende halte. So bleibt in meinen Augen immerhin das große Verdienst, die Frage gestellt zu haben, und es bleiben eine Menge sehr beachtenswerter Urteile und Hinweise, insonderheit auch über Reform der wissenschaftlichen Lehrthätigkeit; aber in der Hauptsache fehlt mir die rechte durchschlagende Antwort. Und doch trifft auch da B. den Punkt, wenn er meint, daß die auf Seelenerfahrungen gegründete Theologie, und insonderheit die praktische, „wissenschaftlichen Glanz nur empfangen könne, wenn sie sich der Gesetze bemächtigt, welche das Seelenleben beherrschen". Giebt es denn aber hier solche anerkannte Gesetze, wie auf dem Gebiete des körperlichen Daseins? Und die aufgestellt sind, sind sie wirklich fruchtbar zu machen? Aber dennoch — die Aufgabe bleibt, denn Liebe, Glaube, Bekehrung, Reue, Furcht, Gewissen, Vergeltung, Versöhnung u. s. w. sind psychologische Begriffe; und Vorbrodts Verdienst ist, die Aufgabe bestimmt als solche erfaßt zu haben. Und ebenso ist auch hier wieder die m. E. korrekte theologische und kirchliche Stellung anzuerkennen, in welcher der Verfasser (auch z. B. zum Apostolikumstreit) Stellung nimmt. Und schön ist auch der Schluß: „Ob mit oder ohne Psychologie, der Sieg ist unser, aber auch der Kampf. Die Kirche bleibt regina, wen man auch zur ancilla küre; aber der Haushalter versäume nicht seine Pflicht."

Dr. W.

5. Biographie.

— Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. Bd. I 359 S. Bd. II 408 S. Pr. br. M. 10,—, geb. M. 12,—.

Ein außerordentlich anziehendes Buch, das nicht nur eine Biographie des späteren Feldmarschalls von 1841 an darbietet, eine Geschichte seiner Ehe mit der liebenswürdigen Marie Burt, sondern beinahe eine Geschichte der Zeit. Wenigstens hätte es nur weniger Skizzenstriche zwischen den einzelnen Briefen und besonders Briefgruppen bedurft, um die letzten 5 Jahrzehnte vor uns erstehen und an uns vorüberziehen zu lassen. Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Eine geschickte Hand, der gedrucktes und ungedrucktes Material zur Verfügung stände, würde unschwer durch Einschiebung entsprechender Darstellungen an den briefleeren Stellen die Sammlung zu einer Autobiographie der Jahre 1841 bis 1868 umzugestalten vermögen. Leider ist mein Versuch, so gewichtige Unterstützung er zum Teile fand, auch die Antworten der Frau v. Moltke zur Ergänzung der Briefe ihres Gatten der Oeffentlichkeit zuzuführen, erfolglos geblieben. Erst durch diese Ergänzung würde die Sammlung ihre volle Rundung erhalten haben und in Rede und Gegenrede manches Dunkle klar, manche schwer verständliche Beziehung durchsichtiger geworden sein." — Wir meinen, es liegt hinreichend allgemein zugängliches Material vor, um jeden litterarisch geübten Schriftsteller zur Abfassung der Einschaltungen zu befähigen, die dem Buch die wünschenswerte Rundung gegeben hätten. Indessen auch in der vorliegenden Form ist das Buch der freundlichsten Aufnahme sicher. Auf großem geschichtlichen Hintergrunde heben sich die überaus liebenswürdigen Charaktere Moltkes und seiner Gemahlin ab; es wird uns Einblick gewährt in ein Familienleben so rein und so innig, daß man sich ungern von dem freundlichen Bilde trennt. Ueber Moltkes religiöse Stellung ist viel geschrieben und gestritten worden. Auch aus diesen Briefen geht hervor, daß eine tiefe Frömmigkeit ihm eigen war, daß sie aber nicht auf christlicher, sondern auf deistischer Grundlage ruhte. — Aus den Briefen lebt in erster Reihe vor uns auf das Bild der Frau, als einer mit ganzer Hingebung an ihrem Manne hängenden treuen Gefährtin, die Leid und Freude mit ihm teilt. „Wo immer Moltke weilt während der zahlreichen Trennungen, die seine Berufsgeschäfte herbeiführen, seiner Stellung als Adjutant, seiner Generalstabsreisen, der Manöver, an denen er beteiligt ist, der Feldzüge, die ihn zum Ruhm führen — stets und oft findet er Zeit, dem »lieben Weibchen« daheim zu melden, was ihm widerfahren, was er treibt, wen er gesehen, wie die Eindrücke sind, die der fremde Ort ihm giebt. Eine gleichmäßige Wärme für die geliebte Gefährtin geht durch alle Briefe, vom ersten bis zum letzten, und wenn natürlich auch die poetische Stimmung des Bräutigams, der zu den Sternen aufweist, als dem ihnen beiden sichtbaren und dadurch sie verbindenden Medium, in den Briefen des Mannes minder stark zum Ausdrucke kommt, so wird sie reichlich ersetzt durch den Ausdruck des Gefühls unlöslicher Zusammengehörigkeit und treu behütender Fürsorge. Er giebt zu bedenken, daß die Schiffahrt gefährlich sei, wegen drohender Kriegsereignisse, er warnt vor dem »Genuß des Schwarzbrots und süßen Weins«, er mahnt, vor den Tücken der Pferde auf der Hut zu sein, und immer wiederholt er

Digitized by Google

der Daheimgebliebenen die Aufforderung: fahre dahin, treibe das und jenes, das dem Leben Reiz und Anregung giebt, und oft entfährt ihm bei den eigenen schönen Erlebnissen der Seufzer: wenn du dabei wärst, wenn du mit mir teilen könntest, was an Freuden und großen Eindrücken auf mich einströmt! Nie eine Regung von Selbstsucht, kein bitteres Wort, zarteste Schonung in allen Fällen, besonders rührend die milde Erwähnung der von beiden Teilen schmerzlich empfundenen Kinderlosigkeit ihrer Ehe. Auch unter dem Eindrucke ungewöhnlichen Ruhms reißt ihn der Ehrgeiz nicht fort, er denkt (1864) an den Abschied vom Dienst und das friedliche Bild der Ruhe eines in schöner Harmonie gemeinsam zu Ende gelebten Lebens. Neben der Neigung zur Frau geht ein tiefer Familiensinn und eine herzliche Sympathie für die Heranwachsenden einher. Sein Urteil über Kameraden ist immer mild, ungetrübt von Mißgunst oder gar von Neid. Auf seinen Reisen ist die Beobachtung und die fast referatartige, leidenschaftlose Wiedergabe des Gesehenen hervorstechend. Auch das Kleine und Nebensächliche entgeht nicht seinem Auge; ungeblendet von dem Glanze des Goldes in der Wiener Hofburg, ohne sich politischen Reflexionen hinzugeben, zählt er rasch die Wachskerzen, die das Speisezimmer erhellen, er holt einen versäumten Spaziergang im Zimmer nach und weiß genau anzugeben, daß er 5000 Schritte = ½ Meile gemacht hat; mit der Treue eines Specialberichterstatters berichtet er über die Gänge des Diners und weiß über die Einzelheiten der Damentoiletten ausführlich zu plaudern. Die Realität wiegt vor, und neben ihr die Neigung, zu docieren, zu erklären und zu belehren, ob er nun von den Wundern Londons, den Bildern im Buckinghampalast oder von der Geschichte der Ordensritter in Marienburg nach Hause schreibt. Dabei ist er zugleich ein sorgfältiger Beobachter seines körperlichen Befindens und ein treuer Berichterstatter über dasselbe."

Der Briefwechsel umfaßt in seiner überwiegenden Mehrheit Briefe an Frau v. Moltke (302 Briefe) aus den Jahren 1841 bis 1868. Das Werk hat nicht nur biographischen und geschichtlichen, sondern auch pädagogischen Wert. In vielem Betracht war Moltke ein vorbildlicher Mann, und als Vorbild kann er auch durch seine Briefe noch wirken.

— Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman von Theodor Fontane. (Berlin, F. Fontane & Co.) VI und 321 Seiten. 4 M., geb. 5 M.

„Alles ist nach dem Leben gezeichnet. Wenn ich trotzdem vorsichtigerweise meinem Buche den Nebentitel eines ›autobiographischen Romanes‹ gegeben habe, so hat dies darin seinen Grund, daß ich nicht von einzelnen aus jener Zeit her vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage interpelliert werden möchte. Für etwaige Zweifler also sei es Roman!" Unbefangene Leser werden das Buch als eine meisterhafte, wahrheitsgetreue Beschreibung des im Elternhause zugebrachten Lebens des Verfassers ansehen und von romanhaftem Aufputz nicht die Spur wahrnehmen.

Ich erinnere mich nicht, von den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" abgesehen, je eine bessere Schilderung von Kinderjahren gelesen zu haben. Allerdings wird mindestens ebenso viel aus dem Leben von Erwachsenen erzählt, mit denen der junge Fontane, geb. 30. Dezember 1819, bis 1827 in Neuruppin, von 1827 bis 1832 in Swinemünde gelebt hat. Vor allen anderen sind es die Eltern, die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen. Der Vater Louis Henri Fontane (geb. 1796) und die Mutter Emilie Labry (geb. 1797) gehören Refugiéfamilien an, die ihre Heimat in der Gegend hatten, wo die Vorlande der Gascogne und die von Nord und Ost kommenden Ausläufer der Cevennen sich berühren. Der Vater „ein großer, stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold"; „noch weit über seine Bonhommie hinaus ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute". Die Mutter „ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater halb ernst- halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: ›wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch‹ . .." — Die häuslichen Kriege der nicht glücklichen Ehe werden von dem Sohne mit der Unparteilichkeit des Historikers und mit der ausdrücklichen Bemerkung angedeutet, daß es schließlich, wenn auch nicht zu einer Scheidung, so doch zu einer Trennung der Gatten gekommen sei. Das Gegenteil von systematischem, aber in hohem Grade nutzbringenden Unterricht hat der junge Fontane von seinem Vater erhalten. Auch die Erziehung war keine systematische. Der Verfasser sagt, daß er und seine Geschwister „gar nicht und — ausgezeichnet" erzogen worden seien. — Das Leben in Haus und Hof, auf der Straße und am Strande wird uns in reizender Darstellung vor Augen gebracht. — Die Honoratioren von Swinemünde, der alte, echtadlige Landrat von Flemming und der alte, echtbürgerliche Kranse, die Hauslehrer, „die Stütze" und andere werden mit wenig Strichen kraft lebendiger treuer Erinnerung charakterisiert. — Wie sehr das Gewicht dieser „Kinderjahre" auf das Leben der Erwachsenen fällt, kann man am besten aus dem 16. Kapitel ersehen, in dem das Leben des Vaters bis zu seinem Tode skizziert wird.

Sachlich wird man in manchen Punkten nicht derselben Ansicht sein wie der Verfasser, so z. B. wenn er sagt, daß „beschränkte Leute von der Erziehungsvorstellung die Vorstellung der Strafe nicht trennen können". Auch formell wird man Anstoß nehmen an manchen der Refugiéheimat entlehnten, gänzlich entbehrlichen Fremdwörtern oder an einzelnen verfehlten deutschen Ausdrücken, im ganzen aber wird der Verfasser ebenso dankbare Leser finden, wie sein vortreffliches Buch „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870", das es

Digitized by Google

wohl nur darum erst bis zur zweiten Auflage gebracht hat, weil es ohne Effekthascherei und Eitelkeit mit dem Ernste und mit dem Humor echter Lebenswahrheit „Erlebtes“ in einer Weise erzählt, die dem Verfasser so leicht kein anderer Schriftsteller nachmacht. O. K.

6. Litteraturwissenschaft.

— Der Froschmäusekrieg. Ein komisches Heldengedicht. Im Versmaße der Urschrift aus dem Griechischen übersetzt und mit Einleitung versehen von Paul Mitzschke. Zweite umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. (Halle, Otto Hendel.) XII und 56 S. 25 Pf., geb. 50 Pf.

Eine ganz vortreffliche Nummer (622) der Hendelschen „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes.“ In der Einleitung S. 1—32 giebt der Verfasser Auskunft über den Inhalt der Batrachomyomachie, die nicht, wie Fritz Mauthner gröblich sich irrte, den alten Homer, sondern die kraftlosen Versuche der nachhomerischen Epiker parodiert. „Die Fehde der Mäuse mit den Fröschen war ein altes Märchen, das man sich in Griechenland allenthalben erzählte, und durch Anlehnung an diesen wohlbekannten Gegenstand mag der Dichter von vornherein die Teilnahme für sein Werkchen mit Bedacht erweckt haben.“ Der Froschmäusekrieg war von jeher sehr beliebt, dafür sprechen die Menge unechter Zusätze, die funfzig Handschriften und der Umstand, daß dieses kleine komische Epos das erste gedruckte griechische Buch war. Ausführlich berichtet die Einleitung von den Uebersetzungen alter und neuer Zeit. Der Arbeit des „kühlen Protestanten“ und warmen Jesuitenverteidigers Max Oberbreyer wird „büchermacherischer Charakter“ beigelegt, während die Nachdichtung Victor Blüthgens mit Bildern Fr. Flinzers ein empfehlenswertes Kinderbuch genannt wird. — Von den Nachahmungen ist Georg Rollenhagens „Froschmeuseler“ die bedeutendste. — Die deutschen Hexameter Mitzschkes lesen sich vortrefflich. Nur an zwei Stellen hätte ich eine Aenderung zu wünschen. Vers 52 hieße es statt „Sprach er und reichte den Rücken,“ besser „Sprach er und streckte den Rücken,“ denn an die vom Uebersetzer gebrauchte ursprüngliche Bedeutung von reichen werden nur wenige Leser denken. Vers 184 hieße es besser statt „gaben das Kampfessignal“ „gaben des Kampfes Signal.“ — Die Eigennamen der Frösche und Mäuse sind ganz meisterhaft verdeutscht, wie das die Uebersicht dieser Namen S. 49 und 50 auf einen Blick ergiebt. Der Froschkönig Pausback hat zum Vater den Frosch Schlammbeiß und zur Mutter Frau Teichhilde. Am Schlusse steht ein ausführliches Sach- und Namensregister. Ich wiederhole, diese kleine Schrift ist vortrefflich; für die Gelehrten um der Einleitung, für die Ungelehrten um der vorzüglichen Uebersetzung willen. Wer die Uebersetzung zuerst liest, wird gern zur Einleitung zurückkehren. O. K.

7. Poesie.

— Jesus Christus. Das heilige Drama in drei Stücken von Ludwig Kelber. (Leipzig, A. Deichert Nachf. Georg Böhme.) VIII und 80, 136, 70 S. 3 M. 60 Pf.

Das Vorspiel in 6 Scenen und Chorauftritten mit Prolog ist „Die Geburt Jesu“, das Nachspiel in 4 Scenen und Chorauftritten mit Prolog ist „Die Verklärung Jesu“ überschrieben, während „Das heilige Trauerspiel in fünf Akten“ „Der Tod Jesu“ genannt wird. Der Verfasser hofft, daß mit seiner Dichtung dem evangelischen Volk die alten Weihnachts-, Passions- und Osterspiele in erneuter und veredelter Gestalt dargeboten werden, er denkt also daran, daß das heilige Drama aufgeführt, als Schauspiel dargestellt werden kann. Ich glaube, daß diese Hoffnung getäuscht wird. Unser Volk ist nicht unbefangen genug, um von sich aus die alten Spiele der heiligen Geschichte zu erneuern, und die Sprache der vorliegenden Dichtung ist nicht volkstümlich genug, um von dem Volke gelernt zu werden. Die Sprache des Verfassers ist m. E. allzu wissenschaftlich, allzu theologisch, allzu dogmatisch gehalten. —

Abgesehen von ihrem eigentlichen Zweck, kann diese Dichtung als Lesedrama gebildeten Kreisen empfohlen werden. O. K.

— Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit 24 Holzschnitt-Porträts und einem Titelbilde. (Reval, Kluge. 1894.) XLVIII und 432 S.

Der Verf. ist ein jüngerer, in Riga geborener und jetzt in Berlin lebender Litterat, den die Liebe zu seiner fernen und wohl für immer ihm verloren gegangenen baltischen Heimat dazu getrieben hat, die Dichtungen seines Heimatlandes zu sammeln und damit einen Beitrag zur Litteraturgeschichte seines Landes zu geben. Doch das litterarhistorische Interesse war nicht das vorwaltende, nicht ein Werk der Wissenschaft bloß hat er uns vorgelegt, sondern in Heimatliebe und Heimweh wollte er mit dem Buche wirken für die Heimat und ihre Ideale und für die deutsche Dichtung im fernen Osten. Dennoch ist aber gerade der litterarhistorische Wert des Buches ein unverkennbarer. Was unsere Brüder in den Ostseeprovinzen durch die Jahrhunderte hin gesungen haben, wie sie auch poetisch im Verhältnis des Nehmens und Gebens zu dem alten Mutterlande standen, wie sie, auch nachdem sie politisch ganz von uns losgerissen waren, doch noch litterarisch und poetisch zu uns gehörten und nicht für sich ein geistiges Sonderleben führten, sondern mit uns sangen und sagten, das alles tritt uns klar entgegen, wenn der Verf. uns zuerst in einer litterarhistorischen Einleitung kurz die Geschichte

Digitized by Google

der baltisch-deutschen Dichtung erzählt, wenn er dann in großer Fülle die Dichtungen in historischer Absolge mitteilt und endlich jeden einzelnen Dichter nach alphabetischer Reihenfolge biographisch kritisch bespricht und würdigt. Die baltische Litteratur beginnt mit der 1298 von einem Mönche verfaßten livländischen Reimchronik, woran sich bis zur Reformation nur noch wenige Stücke, teils didaktischen, teils lyrischen Charakters, schließen. Was da ist, trägt aber meist nicht ein besonderes baltisches Gepräge, von manchem merkt man, daß es vom Westen her eingeführt ist. Jene trotzigen Ritter und harten Kaufleute waren zumeist Niederdeutsche und Frisia non cantat und zudem waren die Kämpfe und Arbeiten jener Tage zu schwer, als daß viel Liederfreude hätte dabei gedeihen können. Aber auch die beiden Jahrhunderte nach der Reformation, wie viel Elend haben sie durch Russen, Polen und Schweden über diese Länder gebracht. Interessant ist, daß zwei deutsche Dichter während dieser Zeit jeder für eine Weile dort Wurzeln geschlagen haben: Burchard Waldis, der Fabeldichter, war wohl wenigstens 20 Jahre lang bis 1540 meist in Riga, erst ein Gegner der Reformation, dann ihr Förderer und für sie leidend, und hundert Jahre später hielt sich Paul Fleming in Riga auf. Er hat uns in der „Livländischen Schneegräfin" ein interessantes Kulturbild jener Gegenden im 17. Jahrhundert hinterlassen. Mit dem 18. Jahrhundert wird das litterarische Leben der Provinzen und ihre Beziehung zum Reiche immer bedeutsamer. Es sei nur daran erinnert, daß der Vertreter der Sturm- und Drangperiode Lenz, der Freund Goethes, ein geborener Livländer war und daß Herder eine Weile und Hippel dauernd dort weilten. Unser Jahrhundert ist durch eine große Anzahl von Dichtern vertreten und wir danken es dem Verfasser, daß er uns mit gar manchem bekannt gemacht hat, der uns bisher unbekannt geblieben war. Helene von Engelhardt, der Freiherr von Fircks, Hintze (ein geborener Lübecker), Alexander von Mengden, Leopold von Schroeder u. a. haben manches tief empfundene Gedicht geschrieben und es wäre schade gewesen, wenn man sich nur an der Düne und am Embach hätte daran freuen wollen. Soll ich einen gemeinsamen Charakterzug dieser Dichtungen hervorheben, so ist es die feste, treue Liebe zur baltischen Heimat. Man möchte sagen, es ist ein frischer Erdgeruch, eine ausgeprägte Eigenart in diesen Gedichten. Die Liebe zum nordischen Winter, sei es, daß man daheim vor der Theemaschine sitzt, oder im Schlitten durch den klingenden Forst fährt, während die Wölfe heulen, oder im stiebenden Schnee auf die Jagd geht:

„Wie frisches Tannenrauschen
Zieht durch das Herz ein Wehn —
O livländischer Winter,
O Heimat, wie bist du schön,"

kurz allenthalben merkt man es, daß man es mit einem eigenartigen Menschenschlage zu thun hat, der fest im Boden wurzelt. Das macht sich auch in diesen Dichtungen geltend. Deutsche Dichter lernen wir kennen, in lebendigem Kontakte stehen sie zu Altdeutschland, wenn sie auch politisch davon getrennt sind, aber die allgemeine deutsche Uniformjacke tragen sie nicht, sondern ihre Stammesart haben sie kräftig ausgebildet. Darum ist es uns eine Freude gewesen, diese Dichter kennen zu lernen. Der Herausgeber hat natürlich das beste herausgesucht und unter dem Gebotenen ist natürlich noch manches Minderwertige, aber doch haben wir Freude daran gehabt, darum, weil hier uns individuelles, stammhaft bestimmtes Leben auf der Basis des Gemeindeutschen entgegentritt. Möge Gott helfen, daß der Russenfuß dort im Baltenlande nicht alle gute germanische Art zertritt. Aus dem Buche aber hoffen wir noch oft uns Freude und Erquickung holen zu können.

J. P.

8. Unterhaltungslitteratur.

— **Kleopatra.** Historischer Roman von Georg Ebers. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart u. s. w.) VIII und 572 S. 8 M., geb. 9 M.

Die Furcht vieler Ebers-Freunde, die Lebensgeschichte und die gesammelten Werke des berühmten Egyptologen möchten das erreichte Ziel seiner dichterischen Laufbahn bedeuten, war unbegründet. Im Dezember v. J. ist wieder der übliche Weihnachtsroman erschienen und zwar unter dem verlockenden Titel „Kleopatra," ein Name, der auch in dem lückenhaftesten Bestand geschichtlicher Kenntnisse noch zu finden ist. Wer über einiges Wissen verfügt, weiß, das Kleopatra von den Geschichtschreibern „das nichtswürdige Weib," „die üppige Buhlerin" genannt wird, daß Shakespeare durch Mark Anton sie „ein echt Zigeunerweib", ja sogar „den größten Fleck des Frauengeschlechtes" nennen läßt. Sollte Ebers sich auf ein so bedenkliches, an Semiramis und an Katharina II. von Rußland erinnerndes Gebiet eingelassen haben? Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser jahrelang bestrebt war, aus Kleopatra „zunächst für sich selbst ein Menschenbild zu gestalten, woran er zu glauben vermochte." Was diese nicht ganz klaren Worte zu bedeuten haben, ergiebt sich aus dem Umstande, daß Ebers „während des Schaffens seine Heldin lieben lernte," eine Seelenstimmung, die sich übrigens in allen Ebersschen Romanen beobachten läßt und mit der Erfahrung des Paul Heyse übereinstimmt, der in all seine Heldinnen verliebt ist. Archibius, der Kleopatra als Kind gekannt hat, sagt von ihr: „Lüge und Heuchelei waren ihr so fremd wie dem Wüstensohn der Fischfang. Was von Kindheit an bis heute als Grundzüge ihres Wesens und Lebens dies seltene Geschöpf beherrschte, sind zwei nie ruhende Wünsche: das Verlangen, es jedem auch im Schwersten zuvorzuthun, und das andere, zu lieben und sich geliebt zu sehen." — Die Liebeshändel ihrer Schwester Arsinoë waren ihr ein Gräuel, ihre eigenen Liebeshändel mit Cäsar und Mark Anton faßte sie anders auf. Sie war eine zärtliche, fromm für ihre Kinder betende Mutter, sie war eine gütige,

Digitized by Google

treue Freundin, eine für das Volkswohl eifrig besorgte Königin, die heißliebende Lebensgenossin desjenigen, den man zuletzt ihren Mann nannte. Wer mit ihr in nähere Beziehungen trat, verlor sein Herz an sie. Die Palastfrauen Charmion und Iras waren in ihrem Liebesbann, jene gab alle Heiratsgedanken auf und diese, die gegen ihre treue Mutter nie eine liebreiche Tochter war, „hat sich der Herrin mit innigster Zärtlichkeit ergeben." Archibius war schon als junger Mann in Kleopatra verliebt. Der Baumeister Gorgias war von der herzgewinnenden Anmut der Königin in solches Entzücken versetzt, „daß er schon wahrzunehmen glaubte, eine neue Liebe beginne seiner Neigung für Helena verhängnisvoll zu werden." — Der alternde Cäsar hat ihr drei Monate geschenkt und „wie alle Wunden, so sind auch die vom Pfeile des Eros schwerer heilbar, wenn die Jugend hinter dem Getroffenen liegt." „Die Götter gewährten mir als kostbarstes aller Geschenke die Liebe deines göttlichen Oheims", sagt sie zuletzt dem Octavian. „Und welche Liebe!" Da Kleopatra keine Lügnerin war, müssen wir es wohl glauben, daß sie nur zum Beweis dieser Liebe bereit war, einen Pack Liebesbriefe an Octavian auszuliefern. — Die Leidenschaft für Mark Anton liegt glücklicher Weise — für den Leser, wie für den Verfasser — vor dem Roman, der mit der Seeschlacht bei Actium beginnt und nur die beiden letzten Begegnungen mit dem entarteten Geliebten schildert. Getrennt von dem von ihr schmählich im Stich gelassenen Antonius, überdenkt die unglückliche Königin alle Umstände, die zwischen ihn und sie getreten sind: graue Haare, Falten an den Augenwinkeln, ein geschwärzter Zahn — — und der wunderbare Becher des Nektanebus. Dazu kommt, daß die Intrigantin Iras die Königin eifersüchtig macht mit der Bemerkung, die von der schönen, viel umworbenen Barine, der geschiedenen Frau eines nichtsnutzigen Sachwalters, am Oberarm getragene kostbare Spange sei ein Geschenk des Antonius. Die Iras selbst aber war eifersüchtig auf Barine, die sich mit dem reichen Dion verlobt hat. Also wird Barine eines Nachts zur Kleopatra gebracht, verhaftet, mit Tod oder Verbannung bedroht — wenigstens dem Anscheine nach, denn der Untersuchungskommissar Alexas war ebenfalls in Barine verliebt, ein Schicksal, das er mit Antyllus, dem Sohne des Antonius, mit Cäsarion, dem angeblichen Sohne des Cäsar und der Kleopatra, und mit Philotas, einem leichtsinnigen Studenten, teilt. Beiläufig bemerkt, sorgt Ebers dafür, daß das glückliche Paar Dion und Barine heimlich an einen sicheren Ort gebracht, kopuliert und durch die Geburt eines Sohnes erfreut wird; diese Fürsorge ist auch der Grund, weshalb der Roman einen so beträchtlichen Umfang gewonnen hat, denn mit dem Tode des Antonius, mit der erfolglosen Koketterie der Kleopatra dem kühlen Octavian gegenüber und mit dem Tode der entthronten Königin würde kein anständiger Roman-Umfang erreicht worden sein.

Neben der Liebe ist es der Ehrgeiz, der Kleopatras Leben erfüllt. Nicht bloß die Liebe macht blind, auch der Ehrgeiz. Gegen den siegreich anrückenden Octavian müssen schleunigst Sicherungsmaßregeln ergriffen werden. Die geretteten Schiffe der Flotte sollen über die Landenge von Suez in das rote Meer geschafft und so den Ländern entzogen werden, dazu war im wesentlichen eine Kanalanlage erforderlich, deren alsbaldiger Bau von den Technikern zuerst „unter besonders günstigen Umständen," wenn auch nur bei Ueberwältigung „berghoher Schwierigkeiten" für ausführbar, später als völlig unausführbar erklärt wurde.

Auch in diesem Ebersschen Romane sind lange Reden und lange Briefe zu finden. Auch in diesem Romane fehlt es nicht an geschraubten Wendungen, witzlosen Witzen und höchst fragwürdigen Angaben. So sollen die Schnellsegler der alten Welt mit solcher Geschwindigkeit ihren Weg zurückgelegt haben, daß es den Möwen schwer war, ihnen zu folgen!! — So soll Kleopatra „das eigene schöne Antlitz" auf die tiefe, schwere Wunde des Antonius gepreßt haben, um das strömende Blut zu hemmen, während zu diesem Zweck jeder Lappen Leinwand, jeder Fetzen Gewand entschieden dienlicher war. Welcher Vater vergleicht ein Kind mit einer denkenden Blume? Wer hat schon solche gesehen? — Wo in aller Welt kommt eine Anrede vor: „du liebes Gefäß aller Aengste?" Und welcher Besitzer eines Vollbartes ist so berauscht von der Fülle und Ausdehnung seines Haar-Reichtums, daß er auf den Gedanken kommt, sein Erröten sei von dritten nicht wahrzunehmen?

Der Stil des Verfassers ist nicht reich an grammatischen Verstößen. Außer dem vielfach üblichen grundfalschen frug für fragte und außer dem vermeintlich wunderschönen, in Wirklichkeit nur der Schönheit des sog. Papierstils entsprechenden Weglassen des Hülfszeitworts (ist, hat, war, hatte) ist mir nur die unrichtige Form quillen statt quellen begegnet. Dagegen haben sich die alten Fremdwörter-Freunde, mit und ohne Uebersetzung, wieder eingestellt: die Pylonen, Epheben, Pastophoren, Neokoren, Mellakes (oder Jünglinge!), Trieren, das Diptychon, Sistrum, Beryll, Hypostyl, Kikiöl, Tablinum, Symposion, der Epitrop, Ethearch, Nauarch, Kyrios (oder Vormund!) Paranymphos (oder Brautführer!), die Harmamaxa, Naumachie, Tuba, Manipel, Pronaos u. s. w. — Nur ein deutsches Wort hat Ebers ohne griechische Uebersetzung gebraucht und den freilich unbegründeten Vorwurf der Deutschtümelei nicht gescheut, nämlich das (neue) Wort: der Einführer. Der erste dieser Bediensteten wird in einer Anmerkung dem modernen Hofmarschall an die Seite gesetzt. — Zum Schluß die Bemerkung, daß der Bräutigam Dion „in leidenschaftlicher Wallung" seiner Barine „die thränenfeuchten Augen geküßt (hat)," d. h. in der Einbildung, in Wirklichkeit hat er die ebengewonnene Braut nur „mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme geschlossen," während die Braut sich später damit begnügt, dem bei einer nächtlichen Keilerei verwundeten Geliebten „den Arm" zu küssen, wozu nach der Kopulation S. 367 ein Kuß auf die Hand und S. 369 ein

Digitized by Google

Kuß auf die Stirn kommt. „Lippen und Augen" werden nur der Kleopatra von dem durch sie verknechteten Antonius geküßt.

O. K.

— Neue Novellen. Von Alfred Friedmann. (Mannheim, J. Bensheimer.) 280 S. 4 Mark.

Der Titel ist unwahr. Die letzte der beiden Novellen ist ein altes Stück, das schon 1882 mit demselben Titel in dem Buche „Optimistische Novellen" dem verehrungswürdigen, aber wenig kauflustigen Publikum dargeboten worden ist. Der Pluralis beruht also auf Täuschung. Ein nach Inhalt und Form oberflächlicheres, abgeschmackteres, leichtfertigeres Machwerk ist mir seit langer Zeit nicht vorgekommen. Dazu kommt eine gewisse Lüsternheit, wie sie in jüdischen Kreisen gang und gäbe ist. Hätte ich mit je einem Wort die neue Novelle „Mädchenfreundschaft" und die alte Novelle „Liebe und Pflicht" zu beurteilen, so würde ich unter jene „Schund" und unter diese „Pfui" setzen. Was wird dem deutschen bücherlesenden Publikum in diesen Novellen geboten? In Frankfurt a. M. erfreuen sich die Nachbarinnen Merlinde und Helise seit ihren Kindertagen einer zärtlichen Freundschaft. Merlinde ist sehr schön, „goldblondes Haar," „taufrischer Wangenhauch," „große tiefblaue Augen," „ein gewisses fremdländisches Etwas" — ihre Eltern sind reiche Schotten — „gerade, strenge, edle Linien" des Gesichtes. Helise ist auch sehr schön, hat „aschfarbenes" Haar, d. h. aschblondes, „nußbraune Augen", „purpurroten Mund", „starkes Kinn." Ihre Eltern sind wohlhabende Frankfurter. Merlinde, von Haus aus „bigott" (d. h. christgläubig) und Helise, durch ihren Bruder Winfred mit Büchner und Moleschott versehen, werden zusammen konfirmiert. Diese Feierlichkeit wird von Herrn Friedmann mit denkbarster Oberflächlichkeit beschrieben: Die Freundinnen uehmen von jetzt Teil „an den Rechten und Pflichten des Lebens." Was hat sich der Novellist wohl darunter gedacht? — Eines Tages geraten Helisens Eltern in Konkurs. Merlinde aber reißt „ein Pergamentblatt" aus ihrem Notizbuch und vermacht Helisen auf demselben das (erhoffte) elterliche Vermögen, „wenn ich zu sterben kommen sollte." Die Erbin wendet vorsichtigerweise ein, daß man ihr u. a. den frühen Tod der Freundin zur Last setzen könne. Damit Helise auch in dieser Beziehung ohne Sorgen sein kann, schreibt die fromme Schottin unter die Erbeinsetzung: „Man zeihe niemand meines Todes. Ich selbst gab ihn mir!" Daß Herr Friedmann phychologische Schranken nicht kennt, liegt auf der Hand. Ein Freund Winfreds, ein Ungar, liebt Merlinde, und verlobt sich mit ihr avec la plus grande vitesse. Darüber gerät Winfred außer sich, ebenso seine Schwester. Ihr „Gehirn" las sofort im „Gehirn" des Bruders die Aufforderung: „Töte sie." Trotzdem geht Helise mit Merlinde nach Schottland, um die Großeltern dieser zu besuchen. Bei einer Kahnfahrt fängt Helise auf S. 109, Zeile 11 von oben, in wachem Zustand an zu träumen. Der Leser merkt das natürlich nicht sofort, er muß erst den gelinden Schrecken durchmachen, daß Helise ihre Freundin ins Wasser stößt und ertrinken läßt. Die Beschreibung dieses Vorganges ist völlig mißlungen, ganz schlecht, aber doch nicht so unsinnig, daß der Leser an einen Traum denkt. S. 114 ist der Traum, der „Warntraum" zu Ende. Auch der Liebestraum Merlindens geht rasch zu Ende. Sie schreibt dem Ungar ab und verlobt sich mit Winfred und jener nimmt nun Helisen. Der arme Bruder kriegt eine reiche Frau und die arme Schwester einen reichen Mann. So will es die ausgleichende poetische Gerechtigkeit Alfred Friedmanns.

In der zweiten Novelle bestürmt der Fürst Leuchtenthal die junge, wunderschöne Hanna, die mit ihrem kaltherzigen Mann „über eine Scheidung," nämlich ihre eigene, übereingekommen ist und getrennt von ihm lebt, mit seiner leidenschaftlichen Liebe. Endlich verloben sie sich — natürlich insgeheim. Auch entfernt von Hanna denkt der Fürst unaufhörlich an das schöne Weib, dessen mandelförmige, blaue Augen außerordentlich groß und dessen Hände und Füße außerordentlich klein sind. Der Verfasser ist so einsichtsvoll, dem Leser mit einem Maßstab an die Hand zu gehen. „Die Augen füllten das Gesicht wohl zum vierten Teile aus, so groß waren sie, und ihr Feuer, ihre Beweglichkeit, ließ sie noch größer erscheinen." Hand und Fuß aber hätte der Fürst „mit einer Hand umschließen und unsichtbar machen können." Phänomenal! — Im weiteren Verlauf der Novelle schlägt sich Hannas Bruder mit dem Fürsten Leuchtenthal, und zwar mit — — Pistolen! Bei dem ersten Schuß wird unvorsichtigerweise eine auf einem Baume sitzende Krähe getötet, beim zweiten Schuß tritt derselbe Erfolg ein. Diese zweite Krähe muß stocktaub gewesen sein, denn bei dem Fallen eines Schusses pflegen sich die Vögel in angemessener Weise zurückzuziehen. — Manchmal ist es die sittliche Entrüstung, die den Verfasser die Regeln der Syntax anpassen läßt: „O, die Menschen sind eine Herde von Wölfen. Aber sie haben ja das Recht, zu klatschen, zu zischen (was sonst die Wölfe thun?) für ein paar Mark an der Kasse gezahlt." Das Wort „für" gehört vor die Worte „das Recht." — Die „Haarlöckchen an ihrem Halse bewegen sich unter dem Hauche." Damit ist der Satz zu Ende. Wißbegierige Leser werden aber fragen: unter welchem Hauche? — Der Verf. gebraucht auch das Wort velabrum. Da dieses in den Zusammenhang nicht paßt, wird wohl einer der zahllosen Druckfehler vorliegen.

O. K.

— Paul Nugent. Lebensführungen eines Materialisten von Helen Hetherington und Rev. Burton. Autorisierte Uebertragung. Geh. 3,50 M. Fein gebunden 4,50 M.

Gladstone schrieb der Verfasserin: „Ich habe mit großer Teilnahme und ganzer Aufmerksamkeit Ihren „Paul Nugent" gelesen, und brauche meine Uebereinstimmung mit der Absicht der beiden Verfasser nicht erst auszusprechen, daß sie die Anrechte

Digitized by Google

des Glaubens an Gott, Geist, Christentum und Kirche hochhalten und damit die Täuschungen des unechten wesenlosen Systems aufdecken, welches „Robert Elsmere“ aufgestellt hat. Die Gründe der Scheidung zwischen Glauben und Verneinung scheinen mir ganz fein, geschickt und richtig gegeben, dabei in knappen Grenzen gehalten, so daß sie den lebendigen Schritt der Erzählung nirgends hemmen. Dieses mein Urteil mag gerne zur Empfehlung dienen für ein Buch, das mit so viel Mut als Erkenntnis verfaßt ist.“ Dieses Urteil Gladstones deutet schon an, daß „Paul Nugent“ ein positiv christliches Gegenstück zu „Robert Elsmere“ und seiner protestantenvereinlichen Tendenz sein soll. Und wir bestätigen unsererseits gern, daß es ein gut geschriebener wirksamer Roman ist, dessen Problem, die Bekehrung eines Materialisten zum Christenglauben, in glücklicher Weise gelöst wird. Die christliche Apologetik kommt dabei ganz zu ihrem Recht und die Autoren machen sich die Widerlegung der materialistischen Einwürfe gegen den biblischen Glauben nicht leicht; auch die schwierigsten Fragen werden nicht umgangen, sondern klar und deutlich gestellt und in überzeugender Weise gelöst. Aber am letzten Ende ist es doch nicht Polemik und Ueberredung, welche den Materialisten zum Zweifel an seinem Standpunkt bringt, sondern der Umstand, daß mehrere Christen und Christinnen sich durch entsprechendes Verhalten, d. h. durch ihre Thaten als solche beweisen — speziell das Mädchen, welches von Paul Nugent geliebt wird und ihn wieder liebt. Der Roman steht litterarisch angesehen, besonders was die Charakteristik betrifft, vielleicht nicht ganz auf der Höhe von „Robert Elsmere,“ immerhin hoch genug, um warm empfohlen zu werden, auch schon für die reifere Jugend.

— Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen, Heinrich Seidel und Julius Stinde. Altflorentinische Tage. — Die silberne Verlobung. — Martin Hagen. 11.—15. Tausend. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) 325 S.

„Das Beste zuletzt.“ Von den drei Novellen ist die von Julius Stinde verfaßte „Geschichte abseits der Heerstraße“ „Martin Hagen“ (Seite 155—325) ohne Zweifel die beste. Eine Gouvernante aus Berlin, in jeder Beziehung widerwärtig, kommt in der Einsamkeit des Landlebens durch die liebevollen Mahnungen des Pastors und noch mehr durch das demütig-liebreiche Leben der Mutter Martinsen von der Selbstsucht, Eitelkeit und Hochmut ab und auf den rechten Weg. — „Die silberne Verlobung“ des liebenswürdigen Erzählers Heinrich Seidel wird durch die vom bekannten Leberecht Hühnchen veranstaltete silberne Verlobungsfeier übergeleitet zur verspäteten, aber glücklichen Ehe. — Während diese Novellen in der Gegenwart spielen, führt W. Jensen den Leser in das alte Florenz, in die Heimat Savonarolas, Michel Angelos und der unbekannten Dichterin Tullia d'Aragona Cortegiana. Es ist ein sehr dünner Faden, der diese Bruchstücke aus der Florentinischen Vergangenheit miteinander verbindet. Am meisten spricht den Leser die Vereitelung des Liebesbundes der Tullia mit einem zehn Jahre jüngeren Poeten an. Leider befleißigt sich Jensen eines höchst geschraubten, gekünstelten, durch und durch fehlerhaften Stils. Durch Th. von Sosnosky's Bücher war ich einigermaßen auf das sonderbare Deutsch Jensens vorbereitet, ich hätte aber nicht gedacht, daß man bei ihm auf Schritt und Tritt über Stilfehler stolpern muß. Die falsche Verwendung von entlang, der geradezu unbegreifliche Ersatz der ehrlichen Wörter dieser und jener durch die modernen Schwächlinge letzterer und ersterer hat Jensen mit vielen anderen nicht gutes Deutsch schreibenden Schriftstellern gemein. Eigentümlich sind ihm aber allerlei gesuchte neue Ausdrücke. Statt Gesichtszüge sagt er Antlitzzüge, statt Denkmal Gedenkmal, statt Bewußtsein Bewußtwerden, statt nahe dabei — unfern daneben, statt das sagte ich auch — das sprach ich auch, statt den Dank aussprechen — den Dank sprechen, statt Sinne Körpersinne (!), statt dunkelblau — dunkelnd blau, statt die Möglichkeit darbieten — die Möglichkeit hinbieten, statt zum Vorschein kommen — zum Vorschein geraten, statt regungslos — reglos, statt Zutritt haben — Zutritt besitzen, statt eine Stimme erscholl — eine Stimme scholl auf. Eine ganz besondere Vorliebe hat Jensen für das Wort nach: er richtete an die Mutter des Kindes eine Frage nach; auf die verklungene Stimme horchte er nach; dann folgte wieder atemlos tiefes Schweigen nach; statt bestatten sagt Jensen nachbestatten, und ausnahmslos statt hinzufügen nachfügen. —

Verwirrte Vorstellungen und darum falsche Ausdrücke finden sich S. 38: „an klassischer Antlitzbildung (Gesichtsbildung) steht sie vor ihrer schönen Genossin weit zurück“. Ich dächte: hinter der Genossin. — S. 72 „seine Einbildungskraft spielte ihm Bilder vor die Augen, die nicht sind“. Die drei letzten Worte sind völlig überflüssig, denn es handelt sich um Bilder der Einbildung. — Wie geschraubt klingt S. 79 der Satz: „ein lässiges Zuhören hat ihm bisher gegenüber verweilt“ statt: sie hörte ihm nachlässig zu. — S. 80 ist von den Augen Tullias die Rede: „und wie mit einem plötzlich erwachten Durst trinken sie zwischen seinen Wimpern die Wahrheit seiner Erwiderung hervor“. In der Regel trinkt man hinein. Dem W. Jensen hat so etwas wie heraussaugen vorgeschwebt, das Saugen klingt aber nicht so schön wie das Trinken. Auch in dem Satze S. 84: „Kostbare Juwelen funkeln über marmornen Schultern, doch zündendere Lichtstrahlen noch breiten dunkle und hellgestirnte Augen drüber um sich“ herrscht eine gewisse Verwirrung der Vorstellung, etwa so wie in dem Satze, daß Lampions Tageshelle um sich verbreiten. — S. 97: „er begab sich in einen anderen Saal davon“. Hier ist der Augenblick, wo man sich von einer Stelle wegbegiebt, mit der Ankunft an einer anderen Stelle verwirrt. — S. 98 enthält der Satz: „befremdet hielt Pasquale Villani den Blick auf die Armenierin fortgeheftet“ etwas recht Ueberflüssiges. — Auch die Wendung

„nicht völlig um 2 Jahre“ enthält eine müßige Wiederholung, ebenso „bleich ergraut“, „kaum als wirklich anzunehmen“, „plötzlich jählings“ (S. 86), „ihr Kleid hach zum Hals empor anschließend“, am Hals anschließend hätte genügt, hoch ist ziemlich überflüssig, völlig überflüssig aber empar, „dach zugleich auch schon“, auch schan hätte geschmackvoller Weise S. 93 wegbleiben sollen. Statt zu einem hintreten sagt der Verf. S. 98 fälschlich hinantreten.

Welches entsetzliche Deutsch enthält der Satz: „Nur einen Augenzeugen hatte der kurze Abschied an Pasquale Villani besessen.“ S. 108 ist von „der dem Einzelsein des Menschen zugemessenen Zeit“ die Rede, ein ganz unglücklicher Ausdruck, um auf die durchschnittliche menschliche Lebenszeit hinzuweisen. S. 109 endlich ist von „abgefallenen Händen“ die Rede, während der Verf. an herabgesunkene Hände gedacht hat.

Eine ganze Reihe sonstiger Gebrechen des Jensenschen Stils übergehe ich, um nur noch „nachzufügen“, daß Seidel überflüssiger Weise von einer Thatsache sagt, daß sie auf Wahrheit beruhe, und daß Stinde die unverständlichen Wörter „gemütschlicht“, „Wachenwagenschleune“, „lauthals“ und das falsche Impferfekt haute für hieb gebraucht. O. K.

— Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger. (Wieu, Hartleben.) 27 Bagen. Oktav. Geheftet Preis 4 M. Im Originalband 5,20 M.

Rosegger verläßt dies Mal die steirischen Berge und führt uns nach Tiral in die Befreiungskämpfe des Jahres 1809. Peter Mayr könnte auch Andreas Hofer heißen; er ist, wie jener, ein Führer im Bauernaufstand und nimmt das gleiche tragische Ende — nur daß er nicht in Mantua, sondern in Bazen erschossen wird. In der Nähe der alten Bischofsstadt Brixen liegt die Ortschaft An der Mahr. Hier spielten sich einst jene Ereignisse ab, die der Verfasser in seiner Erzählung verwertet. Napolean hatte Tirol von Oesterreich losgerissen und zu Bayern geschlagen. Bayern und Franzosen regierten nach Willkür und suchten des Volkes alte Sitten und Rechte zu brechen, seine Eigenart zu zerstören. Dagegen haben dann die Tiraler sich empört. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, ist einer der Führer in diesem Heldenkampfe; sein wahrhaft tragisches Schicksal ist in ergreifender Weise geschildert. Nach den blutigen Kämpfen bei Sterzing und Mühlbach wird Friede geschlossen, das Volk will nichts davon wissen — es hofft immer nach auf Hülfe von Oesterreich und setzt den Kampf zur Verteidigung seines Vaterlandes fort. Eine künstliche „Muhr“, ein Bergsturz, wird unter Peter Mayrs Anleitung von den Tirolern vorbereitet, donnert in die Eisackschlucht hinunter und vernichtet mit einem Schlage 1500 Franzosen, unter ihnen den General Lefebre. Mayr wird verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der französische General Baraguay will ihn retten, wenn er zugiebt, von dem erfolgten Friedensschlusse nichts gewußt zu haben, allein Mayr will sein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen und geht in den Tod. Hinter der Stadt Bazen, wo aus dem Engthal der Talfer die breite Schutthalde niedergeht, fällt er unter den Kugeln der Franzosen. Rosegger beweist auch in diesem Buch seine Meisterschaft in frischer lebendiger Erzählung; er kennt die Gebirgsbewohner bis in die letzte Falte ihres Herzens und speziell ihres religiösen Lebens hinein; so weiß er prächtige Charaktere zu zeichnen, und versteht es, bis zum Schluß den Leser zu spannen und zu fesseln. Von dem rücksichtslosen Naturalismus, der in manchen früheren Rosegger-Bänden den Leser durch einzelne unerquickliche Kapitel abstößt, hält sich das vorliegende Buch im Ganzen und Graßen frei. Immerhin könnte der Autor in diesem Punkt noch etwas mehr, aber richtiger weniger thun. Zum Vorlesen im Familienkreise ist auch in diesem Bande nicht alles geeignet. Der Rest aber ist so poetisch, daß man die stellenweisen Ausschreitungen um so mehr bedauert.

— Die Familie Lavenstein. Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformatian van Ulrich Lörcher. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 283 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Die Tendenz dieses Buches ist nur zu loben, denn es schildert die Greuelthaten der Jesuiten im Lavantthal (Käruthen) zur Zeit der sagenannten Gegenreformatiou. Im letzten Abschnitt taird außerdem die Spitzbubenmoral der Jesuiten ans Licht gestellt. Es ist aber zu bedauern, daß die Erzählung der beiden ersten Abschnitte an vielen Gebrechen leidet. Die Jesuiten sind allzu fratzenhaft gezeichnet. An Unwahrscheinlichkeiten ist kein Mangel. So soll der Rittersaal des Ritters von Lavant als Frühstücks- und Wohnzimmer des Ritters und seiner Gemahlin, als Raum für die Speisung van Armen, als Trinkstube, gelegentlich auch als Haftlakal gedient haben. Briefe werden auf Pergament statt auf Papier geschrieben. Die Gemahlin des Ritters wird Durchlaucht angeredet. Bürgerliche Leute gehen mit dem Brevier zur Messe. — Daß der Weihrauch „heidnischer Wohlgeruch“ genannt wird, ist ein Irrtum. Es ist zu bedauern, daß der Weihrauch fast aus allen lutherischen Kirchen verschwunden ist.

Der letzte nach chronikartigen Aufzeichnungen verfaßte Abschnitt wiegt die zwei ersten, wesentlich erfundenen Abschnitte an innerer Wahrheit, guter Darstellung und darum an Wirkung mehr als auf. Im ganzen läßt sich von diesem Buche sagen: „weniger wäre mehr gewesen.“ O. K.

— Die Beichte des Narren. Roman van M. G. Conrad. (Leipzig, W. Friedrich.) 368 S. 6 M., geb. 7 M.

Das verrückte Buch „Die Beichte des Narren“ ist die zweite Fortsetzung des Romans „Was die Isar rauscht“. Die erste Fortsetzung „Die klugen Jungfrauen“ ist 1889 erschienen und zwar in drei Bänden. Dem Verfasser scheint das Schmieden eines neuen Ringes seiner Zala nachgeahmten Ramankette sauer zu werden. Er hat vier Jahre

verstreichen lassen, endlich nur einen Band zu stande gebracht und den Ichroman eines Narren geschrieben, eines wirklichen Narren. Irgend welchen Vorhalt wegen des Inhalts und der Form seines Buches kann man dem Verfasser nicht machen. Wer will einem Narren einen Vorhalt machen? Nur so viel kann man sagen, daß der tolle Baron sich seine verrückten Ideen. wie seine da und dort eingestreuten recht vernünftigen Gedanken, aus den Conradschen Büchern geholt haben muß. Aller Schmutz, Unzucht, Brutalität, Lästerung, Gemeinheit, Verworfenheit, die man in der ordinären Welt der Philister, diesmal bis zum Ueberdruß „Schlammbeißer" genannt, bei Conrad hat früher kennen gelernt, werden in diesen einen Band Memoiren zusammengedrängt. Solchen aus viel Unsinn und wenig Verstand zusammengekochten Brei für gutes Geld zu kaufen, wird nur ein Sammler Conradscher Werke oder ein Thor fertig bringen. O. K.

9. Verschiedenes.

— Karl Zeitz. Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 130 Illustrationen von R. Starcke, Weimar. (Altenburg, Stephan Geibel.)

Die Feldzugserinnerungen haben sich in diesen letzten Jahren eine eigene Litteratur geschaffen. Das ahnte Tanera wohl nicht, als er mit seinem Ordonnanzoffizier die Bahn brach. Das umfänglichste und in vieler Beziehung auch das bedeutendste Werk dieser Art ist das oben bezeichnete. Karl Zeitz ist Meininger. Als Kaufmann kam er nach Frankreich. Dort erlebte er die Mobilmachung, die sich unter der Losung à Berlin, à Berlin! vollzog. Er war seiner Zeit nicht Soldat geworden, jetzt aber drängte es den Fünfundzwanzigjährigen, dem Vaterlande zu dienen. Es war aber für einen Ungedienten nicht leicht, als Kriegsfreiwilliger anzukommen und gleich mitgenommen zu werden. Endlich glückte es ihm bei den Zweiunddreißigern. Er hat den Mangel der soldatischen Ausbildung nie ganz überwunden, aber sein Mut, seine Tüchtigkeit, sein gereiftes Wesen und die sichere Beherrschung der französischen Sprache schufen ihm bald eine geachtete Stellung in der Compagnie, er errang das eiserne Kreuz, war auch für das Kreuz erster Klasse und den St. Georg vorgeschlagen, sollte Offizier werden, zog es indessen vor, als Kriegsfreiwilliger den Feldzug zu beschließen. Es ist ihm vergönnt gewesen, ein reiches Stück des Krieges, namentlich auch die Loirekämpfe, mitzumachen. Seine Erinnerungen waren zunächst nur für Freunde bestimmt; sie fanden Beifall und wurden in der Werrazeitung gedruckt; weil sie dort weitere Kreise interessierten, hat sie der Verfasser, der inzwischen auch Reichstagsabgeordneter gewesen war, in Buchform gebracht. Er erzählt die Freuden und Leiden eines Feldsoldaten, aber er fügt Stücke des Generalstabswerkes und der Regimentsgeschichte ein, um den Zusammenhang des Ganzen zu wahren. Er erzählt gut, lebendig, anschaulich. Doch wird sein Buch schwerlich ein Volksbuch werden. Dazu ist es zu umfangreich, zu teuer und vielfach doch auch zu hoch gegriffen. Aber es wird seinen Wert behalten durch die Kleinmalerei, die es übt, man erlebt darin Deutschland in Frankreich. Eine immer wiederkehrende Klage ist der Hunger. Man versteht es kaum, warum die Leitung unseren Soldaten eine so rücksichtsvolle Behandlung der „Pisangs", wie die Franzosen genannt wurden, auferlegte; deren »nix du tout« war doch oft nur böser Wille; und wenn die Franzosen nach Deutschland kämen, würden sie wahrlich nicht Geld und gute Worte für Brot geben; hoffte man, sie durch solche Milde zu beschämen, hat man gewiß die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Selbstverständlich soll damit der Plünderung, der Verwüstung und Gewalt das Wort nicht geredet sein. Besonders anschaulich ist der Kampf in Châteaudun geschildert, einer der wildesten, welche der ganze Krieg kennt; die Stadt wurde in demselben verwüstet; der wahnwitzige Hochmut des Polen Lipowski wollte hier mit einem Corps von Francireurs den deutschen Heeren Widerstand leisten; die Stadt mußte es büßen; ihre Einwohner hatten übrigens selber an dem Gefecht teilgenommen. Durch das ganze Buch geht ein wohlthuender Zug der Menschlichkeit dem Feind und den Verwundeten gegenüber hindurch. Aber was ich darin vermisse, ist der tiefere Zug des Christentums. Unsere Soldaten haben doch nicht bloß Aberglauben mit nach Frankreich genommen, sondern einen reichen Schatz des Glaubens, des Gottvertrauens, des Gebets, sie haben doch auch Gotteswort dort gehabt, daran aber geht der Verfasser schweigend vorüber. Ists innere Gleichgültigkeit oder ists absichtliche Zurückhaltung, ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß sein Buch bedeutend gewonnen hätte, wenn es uns im deutschen Soldaten etwas mehr vom Christen hätte sehen lassen. Daß die tapferen Zweiunddreißiger darin eine Ausnahmestellung eingenommen hätten, ist doch nicht zu denken.

D.

— Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatsschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Herausgegeben von G. Chr. Diefsendach. Pro Jahrgang 12 Nummern. Preis pro Vierteljahr 60 Pf. Pro Jahrgang in eleg. Einband 3 M.

Auf G. Chr. Diefsenbachs treffliche illustrierte Kinderzeitschrift „Für unsere Kleinen", die seit Beginn des X. Jahrgangs in einem sehr ansprechenden dunlen Umschlag erscheint, dessen geschmackvolle Zeichnungen die vier Jahreszeiten versinnbildlichen, verfehlen wir nicht, Eltern und Erzieher von neuem hinzuweisen, da wir demselben wegen seiner vielfachen Vorzüge einen hervorragenden Platz in der Kinderschriftenlitteratur anweisen müssen. Nach Form und Inhalt ist die Monatsschrift mit ihren poetischen, prosaischen, didaktischen, bildlichen und musikalischen Darbietungen in vorzüglicher Weise dem frühen kindlichen Alter und Auffassungsvermögen trefflich angepaßt.

Digitized by Google

— Ulanen-Briefe von der 1. Armee aus dem Feldzug 1870/71 von M. von Berg. Verlag von E. Siedhoff, Bielefeld.) 5 M.

Ueber den großen deutsch-französischen Feldzug ist schon vieles geschrieben, und doch verdienen diese Ulanen-Briefe eine besondere Beachtung. Dieselben entstammen dem wirklichen Kriegsschauplatze, über den bisher außer den rein historischen Schilderungen des großen Generalstabes noch wenig veröffentlicht worden ist. Von großem Interesse sind neben den frisch und lebhaft gezeichneten Gefechtsschilderungen die vielfach mit würzigem Humor durchdrungenen Plaudereien aus der Gesellschaft und die Schilderungen von Land und Leuten.

Neue Auflagen.

— Margaret Mores Tagebuch. 1522 bis 1535. Deutsch von Dr. Adolf Bacmeister. 5. Anflage. Mit Einleitung und Anmerkungen von F. J. Köhler. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.) 214 S. 3 M.

Der kleine überaus anziehende historische Roman in Tagebuchform verdient es, immer neu aufgelegt zu werden. Margaret More ist die Tochter des berühmten Thomas More, des Verfassers der „Utopia", der auch als Staatsmann in der Geschichte Englands eine Rolle spielte und nach einer Periode von Macht und Einfluß schließlich enthauptet wurde, weil er sich in einzelnen Fragen dem König Heinrich VIII. widersetzte. Das Tagebuch führt uns zunächst in die ländliche Wohnung des Thomas More zu Chelsea bei London, wo derselbe ein glückliches, geistig angeregtes Familienleben führte. Ein Besuch des Erasmus von Rotterdam bietet der Verfasserin Gelegenheit, den Leser mit den einzelnen Gliedern der Familie und mit den zeitbewegenden Fragen bekannt zu machen. Der Periode des Stilllebens folgt der Eintritt Mores in den königlichen Dienst und schließlich die Katastrophe — seine Hinrichtung. Das Buch, mit viel Geist, Witz und großer Feinheit geschrieben, ruht auf sicheren geschichtlichen Studien. Eine längere, von kundiger Hand geschriebene Einleitung führt in die Geschichte der Zeit ein. Wenn in derselben hier und da etwas Tendenz durchschimmert, so kann ja diese Darstellung leicht aus allgemein zugänglichen Quellen korrigiert werden. Dem kleinen anziehenden Buch sind noch viele Auflagen zu wünschen.

— Lilli's Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. 2 vermehrte Auflage von Dr. Albert Bielschowsky. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einer Auslese aus Lilli's Briefwechsel. (München, Beck.) 165 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4.—.

Eine der anziehendsten Monographien zur Goethe-Litteratur. Elisabeth Schünemann, später Frau von Türckheim, hat in dem Gemahl ihrer Enkelin, dem Grafen Dürckheim-Fröschweiler einen ausgezeichneten Biographen gefunden, dem zugleich ein Material zu Gebot stand, das völlig neu und den Litteraturhistorikern bis dahin unbekannt war. Die Biographie kann zugleich als eine „Rettung" bezeichnet werden, da Männer, die das große Wort in der Goethe-Forschung führen, sich die härtesten und ungerechtesten Urteile gegen eine Frau erlaubt haben, die alles andere eher verdient hat, als absprechende Kritik. Wenn die Verlobung zwischen Goethe und Lilli zurückgegangen ist, so liegt die Schuld ausschließlich an der Flatterhaftigkeit des Dichters und an seinen Launen; und wenn jemand bei dem Zerwürfnis zu beklagen ist, so kann das nur Goethe sein. Der Lebensabschluß Beider macht die Probe auf das Exempel. Dürckheim stellt in wirkungsvoller Weise gegenüber das Sterbebett des Dichters, der, gleichviel ob mit oder ohne Bewußtsein, nach mehr Licht gerufen habe, und die edle Frau, die ihren Gemahl und ihre Kinder um ihr letztes Lager versammelte, um mit ihnen gemeinsam das heilige Abendmahl zu feiern. Sie hat ihr Licht „in aller Einfalt im Herzen getragen und ihre Seele dem Herrn mit dem vollen Bewußtsein der Erlösung durch Jesum Christum zurückgegeben". Wir empfehlen das anziehende Buch aufs wärmste. Der Biograph ist nicht nur gewissenhafter Forscher, sondern auch feiner Psycholog. Die neue Auflage ist im Wesentlichen unverändert.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Digitized by Google

Das Redentiner Osterspiel vom Jahre 1464.

(Hochdeutsch.)*)

Der erste Teil.

Vers 1—1043.

Prolog.

Der erste Engel.

Wollet euer Ohr uns neigen,
Arm und Reich, zur Stunde schweigen!
Wir wollen euch eine Vorstellung geben,
Wie sich vom Tode erhoben zum Leben
Gottes Sohn, Jesus Christ,
Der für euch gestorben ist.
Die Auferstehung, wie sie geschehn,
Möget ihr alle wohl gerne sehn.

Der zweite Engel.

So setzet euch nieder in großer Freud,
Die ihr euch hier versammeltet heut.
Freuet euch recht zu dieser Zeit,
Ihr könnet werden von Sünden befreit.
Gott will zu dieser Zeit erlösen
Die ablassen von dem Bösen.
Die heute mit Christo auferstehn,
Die sollen befreit von Sünden gehn.
Auf daß euch allen solches geschehe,
Ein jeglicher höre und seh!

Erste Handlung. Die Grabwache.

Erster Auftritt. Beratung zur Grabwache. (V. 19—40.)

Der Juden Schule. Kaiphas und die Obersten der Juden sitzen zu Rate. Zu ihnen kommen zwei Juden gegangen.

Der erste Jude.

Kaiphas und auch ihr Herren all,
Eine Kunde bring ich euch allzumal:
Der Jesus wollt' nennen sich Gottes Sohn,
Er meinte, vom Tod zu genesen wohl schon.
Ein grauenerregendes Wort er sagte,
Das man schon nachzusprechen wagte:
Er wollte erstehen am dritten Tage.
Darum ich euch im Ernste nun sage:
Ihr müsset das Grab wohl lassen bewahren,
Daß er uns durchaus nicht könne entfahren,
Sonst machen die Jünger uns heimlich zu Schanden
Und sagen, er sei vom Tode erstanden.

Kaiphas.

Jude, du sprichst wahre Kunde.
Wären seine Jünger im Bunde,
Ihn zu stehlen und wegzunehmen,
Des müßten wir uns auf immer schämen.
Wollt ihr nun thun nach meinem Wort,
So müßt ihr euch bereiten sofort
Und müsset zu Pilatus gehn
Und laßt ihn unsre Meinung verstehn,
Wie ihr sie gehört an diesem Ort.

Die beiden Juden.

Das wollen wir thun; gleich gehen wir fort.

*) Die **Handschrift** des Redentiner Spiels ist im Lichtdruck mit Beiträgen zu seiner Geschichte und Litteratur herausgegeben von **Dr. A. Freybe**, Schwerin bei Bärensprung 1892; der Text desselben nebst Einleitung und Anmerkungen zuletzt von **Dr. Karl Schröder**, Norden und Leipzig 1893; eine Uebertragung, Kommentar und Würdigung desselben von **A. Freybe**, Bremen 1874; 2. Ausg. 1885. Auch hat **N. Froning** in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" Bd. 14 eine Ausgabe des Redentiner Spiels mit Einleitung und kurzen Erklärungen geliefert, Stuttgart o. J. (1892). Neben diesen Ausgaben bleiben auch die älteren von **Mone** (1846) und **Ettmüller** (1851) immer noch beachtenswert.

Digitized by Google

Zweiter Auftritt. Bitte um die Grabwache vor Pilatus.

(V. 41—70.)

Pilatus' Haus. Pilatus und seine Söldner. Die Juden kommen.

Der erste Jude.

Herr Pilatus, Gott grüße dich!

Pilatus.

Was bringst du Neues, Jude? Sprich!

Der zweite Jude.

Pilatus, du wolleſt uns gnädig ansehn,
Wenn wir dich mit einer Bitte angehn!
Pilatus, wir thun sie im Drange der Not.
Wir bitten dich bei dem lebendigen Gott,
Der da schuf was grün auf dem Land,
Jesum, der vor dir gerichtet stand,
Den wolleſt du lassen im Grabe bewahren.
Wir fürchten, daß seine Jünger herfahren,
Und nehmen seinen Leichnam dahin
Und sprechen dann alle mit stolzem Sinn,
Jesus sei wirklich vom Tode erstanden:
So müßten wir weichen mit Schimpf und mit Schanden.

Pilatus.

Das fehlte noch! Wollt solchen Unsinn aufgeben!
Glaubt ihr, ein toter Mann werde leben?
Lasset von solcher Rede doch ab,
Oder bewahret selber das Grab!

Der erste Jude.

Pilatus, geruhe nur zu ermessen —,
Ich hab es noch nicht können vergessen:
Jesus ließ oft seine Jünger verstehn,
Am dritten Tage wollte er gehn
Aus dem Grabe. Er sagte es klar
Vor Allen. Wir fürchten seine Schar,
Gar viele sind ihrer, kaum zu zählen.
Auf daß man den Leichnam nicht könne stehlen,
Schick aus eine Wache!
Pilatus, erwäge die Sache!

Pilatus.

Will ich verbleiben in Friede und Ruh,
Muß ich euch schicken die Wache wohl zu.

Dritter Auftritt. Anordnung der Grabwache.

(V. 71—194.)

Pilatus zu den Rittern.

Stolze Ritter, denen ich hold,
Man soll euch geben Silber und Gold,
Daß ihr bewahret ihren Jesum,
Den sie heißen Nazarenum.
Wachet um das Grab her scharf.
Daß niemand den Leichnam wegnehmen darf.

Der erste Ritter.

Nun seht doch, ist es nicht wirklich zum Lachen,
Soll'n einen toten Mann wir bewachen?
Ihr fürchtet die nicht zu fürchtende That.

Der zweite Ritter.

Was kann es uns schaden? Das ist mein Rat:
Wir wollen nehmen ihre Gabe
Und damit gehen zu dem Grabe;
Will man uns hohe Bezahlung geben,
Wir bewachen den Toten, als sei er am Leben.

Der erste Ritter.

Wahrhaftig, so will ich ein Hüter auch werden:
Vor mir soll er nicht gehn aus der Erden.
Und wollt' er vom Tod zu erstehen nur wagen,
Gleich wollt' ich ihn nieder zur Erde schlagen.

Der zweite Ritter.

Und ich will der andere Hüter sein,
Sollt' es auch kosten das Leben mein,
Die Schande soll uns doch nimmer geschehn,
Daß er vom Tode sollt' auferstehn.
Zu dieser Stunde sage ich:
Wenn er nur wagte zu rühren sich,
Ich wollte mit ihm schon so anbinden,
Tot vor mein' Füßen sollt' man ihn finden.

Der dritte Ritter.

Die Rede scheint mir sehr wohlgethan.
Auch ich will werden euer Kumpan
Und helfen ihn euch so bewahren,
Daß er uns nicht soll entfahren.
Und wär er auch noch so behende,
Wir halten fest ihn sonder Ende.

Der vierte Ritter.

Ich bin doch auch ein starker Held,
Ich will euch helfen behalten das Feld.
Mit Treuen will ich und mit Ehren
Dienen Pilatus, meinem Herren.
Stehet er auf noch ehe es tagt,
So geb ich euch meine Mutter zur Magd.

Der erste Jude.

Ihr Ritter, das soll euch nimmer gereuen!
Ich versichere euch mit Treuen:
Bewahret ihr uns wohl den Held,
Wird das bereit schon liegende Geld
Auf einem Brett euch gezahlet ab.

Der Spielordner.

Darum gingen sie alle zum Grab.

Digitized by Google

Der erste Ritter
(fordert auf, den Zug zu beginnen).

Nun tretet vor, ihr Recken kühn,
Laßt uns zu dem Grabe ziehn!
„Das Geld machet springen den Held."
Ich sing und spring euch voran ins Feld.*)

Sie gehen mit den Juden (cantando) zum Grabe.

Straße. Pilatus geht aus dem Hause,
vor ihm sein Knecht.

Der Knecht des Pilatus.

Weichet, weichet alle gleich!
Zurück, zurück, so Arm als Reich!
Ihr sollt euch all von der Straße kehren.
Platz für Pilatus, meinen Herren!
Er will in sothaner Sache selbst kommen,
Das gereicht den Juden zu Ehre und Frommen.

Pilatus geht mit den Söldnern zum Grabe;
dort spricht

Pilatus zum ersten Ritter.

Salomon, ich halte dich für den besten,
Du sollst hier liegen in das Westen,
Da sollst du die Stätte also bewahren,
Daß dir Jesus nicht könne entfahren.
Lässest du aber ihn dir entschleichen: —
Aus dem Lande sollst du mir weichen!

Der erste Ritter.

Ich geh liegen in das Westen,
Denn ich halte mich auch für den besten.
Diesen Ort will ich bewahren.
Kommt hier jemand hergefahren,
Er soll es bereuen in solchen Nöten,
Daß er lieber sich ließ vom Keuchhusten böten.
Mein Schwert das heißet Miming
Und löset Platten, Panzer und Ring,
Das soll mir nah zur Seite stehn.
Mit ihm will ich sitzen gehn.
Ob er wollt' zu erstehen wagen,
Gleich will ich ihn nieder zur Erde schlagen.

Er geht nach Westen.

Pilatus zu dem zweiten Ritter.

Sampson, wach du in dem Norden hier
Und erfülle getreu das Gebot von mir,
So du willst Lohn von mir empfahn.
Ich bin dein Freund ohn' allen Wahn.
In meinem Dienst sei treu und hold,
Ich will dir geben reichen Sold.
Auch mußt du es zuvor ermessen,
Daß guter Dienst bleibt unvergessen.

Der zweite Ritter.

Ich lege mich hier in das Norden,
Käme hier jemand, den wollte ich morden,
Es gilt mir gleich, ob wild oder zahm,
Hauschild ist geheißen mein Nam',
Und ich will hier sitzen und schauen,
Daß ich ihn möge gleich verhauen
Mit meinem scharfen freißlichen Schwerte,
Wenn er wollt' auferstehn aus der Erde.

Er geht an das nördliche Ende.

Pilatus zu dem dritten Ritter.

Erdensohn Boas von Thamar, hör!
Du bist an Sinnen gar so schwer:
Dir hab ich's am bequemsten gemacht,
Nimm meine Weisung wohl in acht:
In das Osten strecke dich aus!
Wenn man Jesum zög aus dem Grabe heraus,
So sollst du also sehen zu,
Daß er uns nicht neuen Schaden thu'.

Der dritte Ritter.

In das Osten will ich mich legen,
Mich stützen auf meinen braunen Degen.
Mein schneidiges Schwert das heißet Klinge
Und ist scharf wie eine Flachsschwinge,
Rauscht ungeduldig in meiner Scheide.
Trutz dem, der herkommt mir zu Leide!
Ich bearbeitet' ihm das Bein mit dem Stahl,
Daß er litt ein Jahr an dem Kniee Qual!
Dieselbe Stätte will ich erwählen,
An Ritter-Ehre soll mir nichts fehlen.
Ich sage euch das all vorher:
Steht er auf, es soll ihm werden schwer.

Er geht an das östliche Ende.

Pilatus zu dem vierten Ritter.

Mein getreuer Ritter Sadoch,
Tapfer bist du gewesen annoch:
In das Süden will ich dich weisen,
Du kannst dich darob glücklich preisen,
Daß du diese Zeit darfst wachen,
Denn es sind bedenkliche Sachen:
Sollt' er in der dritten Nacht erstehn, —
Schande müßt über euch alle ergehn.

Der vierte Ritter.

Ich geh liegen zur südlichen Seiten.
Er soll uns nicht entgehn, oder reiten.
Krieg ich mein Schwert in meine Hand,
So will ich ihn drängen auf die Wand,
Daß alle Rippen ihm sollen krachen,
Dazu helfet mir alle wohl wachen
Und lasset den Schlaf euch nicht betrügen.
Undestraft soll er uns nicht entfliegen.

Er geht an das südliche Ende.

Pilatus kehrt zurück zu seinem Hause und die
Juden zu der Judenschule.

*) Vgl. Innsbrucker Osterſp. 142 fg.; das Grabwächterlied:

Wir wollen zu dem Grabe gehn,
Jesus, der will auferstehn.
Ist das wahr, ist das wahr,
Zahlt man uns die Gulden bar.

Digitized by Google

Vierter Auftritt. Schlaf der Wächter.

(V. 195—228.)

Der Wächter

auf dem Turme singt sein Lied und als ein Vers zu Ende ist, spricht er:

Ihr Ritter, ihr Helden, wohlbestellt,
Denkt doch an das viele Geld,
Das man euch versprochen hat.
Jeder thu da Mannesthat!
Wachet! Und im nötigen Falle
Will ich euch helfen mit meinem Schalle.

Der erste Ritter.

Wächter, mein lieber Freund du bist,
Wach mit uns zu dieser Frist.
Sei du uns getreu und hold,
Das bringt dir Silber ein und Gold.

Er legt sich zu schlafen.

Der Wächter singt und nach dem zweiten Verse spricht er:

Wachet auf, ihr Ritter schön!
Zwischen Hiddensöe und Möen
Seh ich Zwei dort kommen her,
Die treiben auf dem wilden Meer
Auf einem Korbschiff, dünket mich,
Stolzer Ritter, nun hüte dich!

Der zweite Ritter.

Wächter, du mein lieber Mann,
Wenn sie bei Poel sind, sage mirs an!
So will ich mich zur Wehr hinstellen
Und sprechen auch zu meinen Gesellen.

Er legt sich zu schlafen.

Der Wächter singt und nach dem dritten Verse spricht er:

Ein stolzer Ritter erwachen sollt
Und verdienen mit Ehren den Sold!
Wach auf, es ist schon Mitternachtsstunde!
Laut bellen hör ich die Hunde.
Heftig und laut sie schreien und bellen.
Sprich nun, Ritter, zu deinen Gesellen!

Der dritte Ritter.

Mein liebster Wächter, bei meinem Leben,
Meinen ganzen Schatz will ich dir geben,
Wenn du mich ein wenig läßt schlafen noch.
Kann ich nicht länger japen doch
Vor Müdigkeit und großer Unruh.
So helf mir des Kaisers Frau dazu!
Den Augen ich Futter geben muß,
Und versagte man mich ob solchem Verdruß.

Er schläft ein. Als die Ritter schlafen, kommen die vier Engel und sprechen »Silete«.

Zweite Handlung. Die Nacht am Grabe.

Erster Auftritt. Die Engel am Grabe.

(V. 229—250.)

Raphael singt über dem Grabe:

»Dormite« ꝛc.

Schlafet ihr Wächter an dem Grabe!
Seht, ob Gott sein Werk hier habe,
Ein Werk, das ihr nicht könnt verhindern,
Auch mit keinen Mitteln mindern.

Sie singen wieder auf gleiche Weise.

Uriel: »Exurge«*) ꝛc.

Darnach spricht der vierte Engel.

Steh auf, Herre, Gottes Kind,
Dem wir unterthänig sind!
Stehe auf, göttlicher Trost!
Alle Schuld ist nun gelöst.
Erfüllt wird alles nun vollkommen,
Seit deine Menschheit hat an sich genommen
Die ewige göttliche Klarheit,
Die Gott leiblich dir verleiht.**)
Steh auf, Herr, des begehren wir,
Zu allen Zeiten wir dienen dir.
Steh auf, o Herr, von deiner Ruh,
Aller Menschen Freude du!
Thu auf die Arche der Heiligkeit***),
Die hier im Grabe ist bereit.
Steh auf, wahrhaft'ger Mensch und Gott!
Du leidest nicht mehr Pein, oder Not.
Steh auf von aller deiner Pein,
Bist deinen Auserkornen ein ewiger Freudenschein.

*) Vgl. Ps. 44, 24. Exurge! quare obdormis, domine? Exurge et ne repellas in finem.

**) Es wird litliken statt lefliken zu lesen sein, nach Col. 2 9: In Christo wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig (σωματικῶς).

***) Das Grab Christi wird ganz richtig archa, arca genannt. Arcula seu sacra pyxis in qua SS. Eucharistiae Sacramentum reconditur. Du Cange (s. v. arca).

Zweiter Auftritt. Die Auferstehung.

(V. 251—260.)

Nun bebt die Erde, Jesus ersteht aus dem Grabe und singt: Resurrexi.

Darnach spricht er:

Nun ist alles erfüllt und vollbracht,
Was längst in der Ewigkeit wurde bedacht,
Daß ich des bittern Tods sollt sterben,
Dem Menschen Gnade wieder erwerben.
Darum bin ich nun auferstanden,
Will lösen nun der Hölle Banden,
Adam mit Eva holen mir
Und alle meine Lieben herfür.
Sie sind zu der ewigen Freude geboren,
Die im Hochmut Lucifer hatte verloren.

Dritte Handlung. Die Vorhölle.

Erster Auftritt. Die Erwartung der Altväter.

(V. 261—372.)

Indem die Seelen in der Vorhölle aufjubeln, spricht

Abel.

Ich möchte euch fragen allzumal,
Die ihr da sitzet in dieser Qual,
Was wohl solch große Klarheit bedeute,
Die wir haben gesehen heute?
Hat uns doch Gott in dies elende Land
Noch nie ein so großes Licht gesandt.
Das ist ein wonnesamer Schein!
Ich bin Abel, den sein Bruder Kain
Ermordet hat ohn' alle Schuld.
Die Marter litt ich mit Geduld.
Ich hoffe, es soll nun zu Ende sein,
Solches bezeuget dieser Schein.

Adam.

Freuet euch zu dieser Stund,
Die ihr sitzt in diesem düstern Grund!
Die Pein, die dauert nun länger nicht.
Dies ist des ew'gen Vaters Licht,
Das verheißen war zu kommen
Von ihm uns zum Frommen.
Gott Vater, ewig wunderbar,
Der schuf mich Adam schön und klar,
Das hab ich im Paradiese verloren.
Nun hoff ich, daß der sei geboren,
Der uns allen ganz gewiß
Wiedergiebt das Paradies.

Jesajas.

Als einer aus der Propheten Zahl
Künd' ich wahrhaftig euch allzumal,
Dies ist des göttlichen Vaters Licht,
Davon meine Bücher geben Bericht.
Ich sprach: Populus gentium, qui ambulabat in tenebris,
Vidit lucem magnam: habitantibus in regione umbrae mortis lux orta est eis.
„Das Volk der Heiden wandert' in der Finsternis,
Da sah's einen großen Schein gewiß:
Die da wandern im Lande der Todesschatten,
Einen Schein nun schauen die Matten."
Das ist dieser, drauf schwöre ich wohl,
Der uns nun bald erlösen soll.

Simeon.

Ich bin der alte Simeon.
Stimmt an nun bald den Jubelton!
Glaubet all an diesen Herren,
Den ich mit so großen Ehren
Im Tempel als Kind auf die Arme nahm
Da er so milde zu mir kam.
Ich ward erfreuet so sehr
Und sprach im Geiste: „Freundlicher Herr,
Entlaß mich in deines Friedens Geleit,
Daß ich von dieser Welt abscheid.
Meine Augen haben beschauet dein Heil,
Gott — Mensch, gieb mir an dir mein Teil!"
Das Heil ist aller Leute:
Er will kommen heute
Und lösen sein Volk in Israel.
Er ist der rechte Immanuel.

Sie singen das »Lumen ad revelationem«.

(Luc. 2, 32.)

Darnach sprechen sie:

Wer ist dieser fremde Mann,
Der dies rauhe Kleid hat an?
Er ist ja von der Welt gekommen.
Sag uns, was hast du vom Heiland vernommen?

Digitized by Google

Johannes der Täufer.

Ich sag euch in Wahrheit, ich bin ein Täufer
Und bin auch ein Vorläufer
Jesu Christi, des ewigen Gottes,
Und ein Prediger seines Gebotes.
Ich hab ihm den Weg in der Wüstenei
Mit meiner Predigt gemachet frei.
Ich hab ihn getauft in des Jordans Flut,
Weil solches zu wollen Er selber geruht.
Das ganze Gesetz er erfüllen wollte,
Darum ich ihn auch taufen sollte,
Ich wies auf ihn mit der rechten Hand
Und sprach: „Seht, dies ist der Heiland!
Dies ist das wahre Gottes-Lamm,
Das zu uns von dem Himmel kam.
Er ists, der aller Welt Sünde trägt,
Er ist mein Herr und ich bin sein Knecht."
Nun bin ich zu euch gekommen,
Das möge euch in Wahrheit frommen.
Glaubt es mir beim lebend'gen Gotte,
Ich bin sein wahrhaftiger Bote.
Ja, er ist hier nahe bei,
Der euch und mich will machen frei.

Sie singen: »Ecce agnus Dei.«

Seth.

Mein Vater Adam lag in großer Krankheit
Und in des Todes bitterm Leid,
Da sprach er: Sohn, nun höre mich,
Noch eine Bitte hab ich an dich:
Geh zu des Paradieses Pforte
Und sprich in dieser Weis' die Worte:
„Gott Vater, der du allgewaltig,
Adam, mein Vater, bittet dich,
Durch deinen Engel wollst du ihm geben
Vom Oel der Barmherzigkeit, daß er mög' leben."
Das that ich nach meines Vaters Gebot,
Darauf sprach der Engel von Gott —
Das war der Engel Michael —,
„Seth, hör auf zu weinen schnell!
Das Oel, das kann dir zwar nicht werden,
Doch pflanze nur dies Reis in die Erden:
Wenn vergangen sind fünftausend Jahr
und sechshundert, frommts deinem Vater fürwahr
und dazu seinem ganzen Geschlecht."
Hab ich nun das vernommen recht,
So ist die Zeit nun ganz vollbracht.
Gott hat unser wohl gedacht.
Er will uns erlösen mit diesem Schein
Von der Finsternis und ihrer Pein.

Jesajas.

Wahrhaftig, ist das wirklich so,
So wollen wir alle werden froh.
Ich hab geweissagt längst auf Erden:
Von einer Jungfrau soll ein Kind geboren werden.
Es wird genennet Wunderlich,
Rat, Kraft, Held, Gott sterblich,
Ein Fürst des Friedens hienieden,
Auf ewig ists Reich ihm beschieden.
Drum wollen wir alle uns freuen nun;
Wir sollen ewiglich mit ihm ruhn.

Zweiter Auftritt. Die Befürchtung der Teufel. (V. 373—486.)

Lucifer.

Kommt her, wohl her, wohl, wohl her,
Alles teuflische Heer!
Komm her aus der Hölle,
Satanas, lieber Geselle.

Satanas.

Lucifer, hier bin ich samt meinen Gesellen,
Die da liegen in der Höllen.

Lucifer.

Satan, wonach thust du schleichen,
Daß ich dich binnen drei Tagen nicht konnte erreichen?
Weißt du wohl auch, was neustens geschah?

Satanas.

Lucifer, mein lieber Herre, aha!
Ich war mitten unter der Juden Schar,
Da hab ich für uns in der Hölle fürwahr
Erworben einen Schatz von Wert.

Lucifer.

Lieber Kumpan, was hab ich gehört?

Satanas.

Lucifer und 's ganze Teufelsgeschlecht,
Du kannst dich freuen wohl mit Recht.
Jesus, der Prophete und große Herr,
Der da sprach, daß Gott er wär,
Den wollen wir bald hier empfangen.
Er ist an ein Kreuze gehangen,
Da ist er nun in großer Not
Und fürchtet sehr sich vor dem Tod.
Tristis est anima mea usque ad mortem er sprach.
Hölle, für ihn nun bereit dich mach!
Wie könnte er Gottes Sohn wohl sein,
Da er fürchtet des Todes Pein?

Lucifer.

Gott, der kann versterben nicht.
O Satanas, du böser Wicht,
Nimmermehr kann er versterben,
Er will uns die Hölle verderben.
Er will dich ganz betrügen.
Was sollen wir selber uns belügen?
Ich habe Zeichen von ihm vernommen,
Die von keinem puren Menschen kommen.
Satanas, du betrügest dich!

Digitized by Google

Satanas.

Mein Herr und Meister, verlaß dich auf mich!
Ganz in der Nähe gab ich drauf acht,
Als er sein Testament hat gemacht:
Trank er doch Essig und bittere Gallen,
Drum muß als Beute er uns verfallen.
Ich richtete auch den Speer in sein Herz,
Da er erlitt des Todes Schmerz.

Krummnase.

Herre, bei meiner Nase krumm!
Ich gehe nicht um die Wahrheit herum.
In der Nähe sah ich's scharf,
Als ich dir eine Seele vorwarf.
Ich brachte dir einen, Judas genannt,
Als einer der zwölf Jünger bekannt,
Denselben Judas half ich hängen
Feste mit den Strängen.
Da hört ich von Jesu großen Sturm.
Er wand sich im Schmerze wie ein Wurm,
Darnach mußte alsbald er sterben
Und soll nun mit uns die Hölle erben.

Lucifer.

Satan, hat er den Geist aufgegeben,
Wo blieb denn seiner Seele Leben?

Satanas.

Herr Lucifer, gerannt und gelaufen ich hab,
Da riefst du zu deinem Unheil mich ab.
Damit hab ich sie ganz verloren.

Lucifer.

Satan, er ist uns zum Uebel geboren.
Eins nur sage mir frei vorab:
Ist er's, der Lazarum weckte aus Tod und Grab?

Satanas.

Ja, Lucifer, das ist derselbe Mann.

Lucifer.

O wehe, o wehe uns, Satan!
So bitt ich dich bei aller höllischen Kraft
Bring Jesu Seel' nicht in unsere Haft!
Lazarus war in der Hölle Bann
So lange, bis Jesus kam heran
Und wollte ihn vom Tode erwecken,
Sofort begann er sich auszustrecken
Von den Banden der Hölle
Und fuhr von dannen schnelle,
Schneller noch als Adler fort.
O weh, kommt er an diesen Ort,
Uns unverwindlichen Schaden er bringt.

Satanas.

Drum müssen wir sehn, daß er nicht zu uns dringt.
Wir wollen mit einem ganzen Chore
Wohl schon bewahren unsere Thore.

Noytor.

Lucifer, mich wundert, was das bedeute:
Die Seelen vieler Leute
Erheben sich mit großem Schalle,
Sie singen und freuen sich alle,
Sie machen ein überlautes Geschrei,
Als wären sie schon alle frei.
Sie schauten von ferne einen Glanz
Und machen nun schon einen Morgentanz.
Ists nicht geraten, daß wir besehn,
Was da Neues mag geschehn?

Puk.

Lucifer, wie lange soll dies währen?
Wollen wir nicht zu der Hölle nun kehren?
Unsre Gäst' sind zusammen geladen ein:
Ich rieche wohl, was sie braten sein.
Unter ihnen ist Adam,
Isaak und Abraham,
Jakob und Noa mit der Archen,
Moses und alle die Patriarchen,
Jesajas und Asarias*),
David und Ananias**),
All die Propheten groß und klein —
Ich weiß wohl, warum sie jubeln und schrein!
Und der alte Herr Simeon auch dabei,
Wie Vogelsang im grünen Wald ertönt das Geschrei!
Da ist ein Mann mit einem rauhen Kleid,
Der hat uns angethan viel Leid,
Derselbe Mann, dem im Verließ
Herodes sein Haupt abschlagen hieß.
Er ist gekommen von der Erden
Und sagt, daß sie alle erlöset werden,
Sie sitzen in Freude und tiefem Bedacht.
Ach, ach, was mag noch werden vollbracht?
Wäre Jesus etwa gekommen her?
Ihr Herren, nun setzt euch zur Wehr!
Wir wollen alle eilen schnelle
Und schließen zu, fest zu die Hölle!

*) Asarias, der Sohn Obeds, Prophet zu Assas Zeit. II. Chron. 15, 1—8; vgl. 14, 7.
**) Act. 9, 10—19; 22, 12—16.

Dritter Auftritt. Ankunft Jesu bei der Vorhölle.

(V. 487—580.)

Jesus naht der Vorhölle.

Als David ihn kommen sieht, spricht er:

Nun kommt der Herre lobesam,
Der sprach: »Portas aereas confringam«,
Er sagt es in derselben Schrift,
Die ihn nennt der Hölle Gift.
Der dieser ehernen Thore Wehr
Völlig zu brechen kommt daher.
Auch weissagt ich auf ihn also:
»Exsurgam mane diluculo.«
Des Morgens früh erstehn ich will.
Gottes Sohn, es nun erfüll!
Herr, erlöse nun die Deinen,
Denn wir sind in schweren Peinen.

Er singt: »O clavis David.« (Apoc. 1, 18.)

Digitized by Google

Adam.

Ihr sollt euch freuen, all ihr Stillen,
Die ihr da lebtet nach Gottes Willen.
Ich seh die Hand, die mich geschaffen hat,
Geschaffen aus nichts, ohn' jemands Rat,
Sie will uns erlösen zu dieser Stunde
Aus dieser bittern Höllen Grunde.
Drum lasset uns laut nun singen all!
Ein Willkommen dem ewigen König erschall!

Und so singen die Seelen: »Advenisti.« *)

Eva.

Der Betrübten Trost, sei uns willkommen!
Nun werden aller Pein wir entnommen.
Dein haben geharrt wir so manches Jahr
In Finsternis mit Sorg und Gefahr.
Drum sahst du an unsern Jammer und Leid
Und führst uns zur ewigen Seligkeit.

Nun nähert sich Jesus der Hölle, Engel schreiten voran.

Gabriel.

Der Finsternis Fürsten, thut auf dieses Thor!
Der König der Ehren, hier steht er davor.

Die Teufel singen: „Quis est iste« (Ps. 24).

Luciefer.

Wer ist denn der gewaltige Mann,
Der da so anmaßend kommt heran,
Als ob die Welt all sein eigen sei?
Er sollt mich verschonen, bei meiner Treu,
Daß er also stürmet vor meiner Veste
Und läßt mich nicht ruhen in meinem Neste.

Rafael, der dritte Engel.

Das ist des lebendigen Gottes Kind,
Er will lösen die Seelen, die hierinnen sind,
Sie bringen in seines Vaters Reich,
Da sie ewig bleiben mit ihm zugleich.
Dorthin er aus euern Banden sie bringt,
Wo man ewig in Freuden jauchzet und singt.

Die Engel singen wieder: »Tollite portas, principes«; die Teufel: »Quis est iste« (Ps. 24).

Lucifer.

Lasset, ihr Leut, euer Stürmen sein!
Die Seelen hierinnen sind alle mein.
Ich fürchte, wenn ihr herein hier kommt,
Daß uns allen das wenig frommt.
Ihr sollt euch alle da draußen umtreiben
Und uns hier lassen in Ruhe bleiben!

Die Engel singen zum drittenmal:
»Tollite portas, principes.«

Gabriel, der andere Engel.

Thust du nicht auf die Thore schnell,
So bist du verraten inmitten der Höll,
Du wirst zu dieser Stunden
Dadrinnen fest gebunden
Mit Banden, die binden auf ewig gleich,
So lange als Gott hat sein Reich.

Die Teufel singen: »Quis est iste?« ꝛc.

Lucifer.

Nun seht, geht es nicht seltsam zu,
Daß wir nicht können bleiben in Fried und Ruh?
Wir wohnten hier länger als fünftausend Jahr,
Daß wir solcher Unruh nicht wurden gewahr,
Zu die man uns nunmehr will treiben.
Noch wollen wir alle hierinnen bleiben,
So lang unsre Veste noch stehet zur Zeit,
Das sei euch allen lieb oder leid.
Sag, David, wer mag der Ehrenkönig wohl sein?

David.

Von ihm berichtet der Psalter mein:
Der starke Gott ist es, der hehre,
Mächtig zum Streit und zu aller Ehre.
Er ists, der alle Ding hat geschaffen.

Lucifer.

To jodute! Verloren sind all unsere Waffen,
Verloren ist all unsre Wehr,
Kommt der gewaltige König daher.

Jesus.

Ich bitte dich, den Wächter der Hölle,
Daß du sie öffnest auf der Stelle!
Ich will brechen der Hölle Thor
Und mir holen die Meinen hervor.

Jesus singt »Ego sum Alpha et O.« (Apoc. 1, 8).

Ich bin das A und das O genannt,
Das soll euch allen werden bekannt,
Die in dieser Veste sind drin,
Der Erste und auch der Letzte ich bin.
Den Schlüssel Davids nennt man mich,
Die Meinen erlöf' ich sicherlich.

Satanas.

Wer ist dieser Mann mit dem roten Kleide **),
Der uns thut so viel zu Leide?
Unhöflich handelt er ja,
Daß er uns kommt allzu nah.

Jesus.

Schweige, Satanas, bange!
Schweig, du verdammte Schlange!
Springe auf, du hölliſches Thor!
Die Seelen sollen alle hervor,
Die darinnen sind gefangen.
Ich habe an dem Galgen gehangen.
Um die Meinen hab ich gestritten.
Große Pein hab ich erlitten,
An meinem Leibe hier fünf Wunden.
Dadurch soll Lucifer werden gebunden,
Bis da kommt der jüngste Tag.

(Chor, oder der Spielordner:)

Das ist ihm ewige Pein und ein schwerer Schlag.

Jesus zerbricht mit Gewalt die Thore der Hölle.

*) Aus dem Ritual der Elevatio corporis Christi in nocte paschae: Advenisti, desiderabilis, quem exspectabamus in tenebris, ut educeres hac nocte vinculatos de claustris etc.

**) Vgl. Jes. 63, 2. Apoc. 19, 13.

Vierter Auftritt. Die Erlösung der Seelen aus der Hölle.

(V. 581—668.)

Jesus.

Hebt euch weg von hier geschwinde,
Der Höllen ganzes Gesinde!

Er grift Lucifer, bindet ihn mit Ketten und spricht:

Lucifer, du böser Gast,
Du sollst bleiben in dieser Ketten Last,
Bis zum Gericht man dich wird laden.
Meinen Lieben sollst du nicht mehr schaden.

Der Chor singt: »Sanctorum populus.«
(Ritual der Elevatio corporis Christi.)

Die Seelen singen: »Advenisti.«

Jesus singt: »Venite benedicti«*)
und spricht:

Kommt her, ihr Gebenedeiten mein!
Ihr sollet nun nicht mehr leiden Pein.
Ich führ' euch in meines Vaters Reich,
Da sollet ihr ewiglich alle zugleich
Besitzen die göttliche Klarheit,
Die sonder Ende ist euch bereit.

Er nimmt Adam bei der rechten Hand.

Adam, deine rechte Hand reich mir!
Heil und Seligkeit schenke ich dir.
Ich will dir all deine Sünde vergeben,
Die du verbrochen in deinem Leben.

Adam.

Lob und Ehre bring ich dir dar,
Aller Welt ein Herr fürwahr!
Ich selber und mein ganzes Geschlecht
War verdammet mit Recht.
Nun willst du nach deiner Barmherzigkeit
Uns lösen von solchem Jammer und Leid.
Eva, Eva!
Sel'ges Weib, nun zu mir nah!

Er singt: »Te nostra vocabant suspiria.«
(Aus dem Ritual der Elevatio corporis Christi.)

Jesus spricht:

Du wärst an deinen Sünden gestorben,
Nun hab ich sterbend dich wieder erworben
Und bring dich zu meines Vaters Thron.

Eva.

O mein Herr Jesu, Gottes Sohn,
Ich habe gesündigt wider dich,
Da ich ließ betrügen mich,
Zu zerbrechen dein hohes Gebot.
Drum mußt' in der Hölle Mühe und Not
Ich wohnen nun fünftausend Jahr.
Nun bin ich erlöset offenbar.

Jesus.

Folget mir mit der ganzen Schar!
Die nach meinem Willen mich ersehnten hier,
Die sollen alle ziehen mit mir.

Wie sie aus der Hölle ziehen wollen, greift der Teufel Tutevill nach Johannes dem Täufer und spricht:

Hör doch, du Mann mit dem rauhen Felle,
Du bleibst hier bei uns in der Hölle!
Diese Kamelshaut, die ist probat,
Die ist uns recht willkommen grad,
Wenn es einmal regnen will.
Weißt nicht, daß ich heiße Tutevill,
Drum thue, was ich dich heiße, nur still.
Du bist ja der letzte, der beste,
Drum zahle die Zeche und bleib in dem Neste.

Johannes der Täufer.

Sollst ungezauset lassen mich!
Ich bin erlöset sicherlich,
Für mich ist von Jesu Pfandquittung geschehn,
Du sollst mich nicht länger als Geisel ansehn.
Wenn du nicht gleich abläßest von mir, —
Einen Schlag an die Schenkel versetz ich dir.

Satanas greift nach dem Täufer,
indem er spricht:

Höret doch, Menschenkind, Herr Baptist,
Es scheint, ihr verstehet viel arge List.
Wollt ihr also euch von mir trennen?
Ihr müßt, so wahr ich leb, mit mir in der Hölle brennen,
Und wolltet ihr mir dennoch entfahren,
So halt ich euch feste bei den Haaren.

Johannes der Täufer.

Satan, du sollst von mir lassen ab,
Und keine Gemeinschaft mit mir mehr hab!
Fahr nieder zur Hölle, wo dir ist bereit
Verschuldete Qual in Ewigkeit.
Ich darf mich nun zur Freude kehren
Mit Jesu, meinem lieben Herren.
Und thust du es nicht in aller Eil,
Wird dir noch größerer Schade zu teil.

Johannes der Täufer löst sich von den Teufeln und geht zu den Andern.

Puk.

Nun Meister Lucifer, mein Herr,
Ihr seid ein rechter Lügener!
Ihr steht wie ein nichtsnutz'ger Gauch!
Man sollt euch bei den Füßen hängen in den Rauch.
Den geschorenen Schafen gesellet euch bei,
Den Kindern, die Milch lecken und Brei.
Weh, welche Krankheit befällt eure Glieder,
Daß ihr nicht kommt zur Ruhe wieder?
Ein Sprichwort hörte ich oft, das saget mit Recht:
Der schwächere Edelmann zwinget den stärkeren Knecht.

*) Matth. 25, 34: Venite, benedicti patris mei, possidete paratum vobis regnum a constitutione mundi.

Lucifer

Ruft wehe nun und immermehr!
Welch ein Gewalt'ger ist dieser Herr!
Er nimmt, was zuhauf wir manch Jahr ihm entzogen —
Ward jemand schon also betrogen?
Wie hat er das alles so heimlich zuwege gebracht!
Zwar sollten wirs früher schon haben bedacht,
Als eine reine Jungfrau ihn gebar,
Was auf der Welt noch nie geschehen war.
Meine Kumpane, nun laßt's nur geschehn:
Wir wollen uns künftig besser vorsehn.
War doch diese Schar mit Unrecht gewonnen,
Und also ist sie uns wieder entronnen.

Fünfter Auftritt. Das Paradies.

(V. 669—754.)

Jesus.

Dir, Michael, dem Engel klar,
Uebergeb ich Adam und seine Schar,
So viele deren sind allhier,
Bring in das Paradies sie mir!
Da sollen sie auf mich warten dann,
Da rührt keine Pein, noch Angst sie an.

Michael.

Wahrer Gottessohn, es soll werden,
Was du willst im Himmel und auf Erden.
Ich bring sie in des Paradieses Garten,
Im steten Frieden deiner zu warten.
Du bist der allgewaltige Gott.
All was du bittest, ist mir Gebot.
Ich will aufs beste alles erfüllen
Und will es leisten mit gutem Willen.

Gabriel führt die Seelen zum Paradiese hin, die im Gehen singen: »Magna consolatio.« (Aus dem Ritual der Elevatio corporis Christi.)

Ihnen entgegen kommen Elias und Henoch*) (und später der begnadigte Schächer); zu ihnen spricht

Simeon.

Wer mögen sein wohl diese Beiden?
Sagt doch, warum braucht ihr kein Weh zu leiden?
Ihr seid nicht in der Hölle gewesen.
Warum seid ihr vor andern Leuten denn auserlesen?

Henoch.**)

Ich bin der alte Henoch
Und lebe leibhaftig noch
So wie ich auf Erden war.
Gott ließ mich überdauern und warten fürwahr
In des Paradieses Frieden.
Ohne zu sterben, ward mir's beschieden.
Da soll ich mit diesem, meinem Genossen
Lange weilen unverdrossen,
Wir sollen das Paradies behüten
Bis der Antichrist wird wüten,
Dann sollen auch wir erleiden den Tod
Und erlöset werden von aller Not.

Elias.

Mein Name ist Elias genannt,
Der euch in der Welt war wohlbekannt.
Der hohe Gott es also schafft',
Daß ich durch seine allmächtige Kraft
Lebendig kam in den Himmel hinein
Auf einem Wagen von feurigem Schein.
Derselbe glänzende feurige Wagen
Hat uns an diese Stätte getragen.
Da sollen wir nun so lange sein
Ohne irgend welche Pein,
Bis kommt der Antichrist ins Land:
Dann werden wir wieder hernieder gesandt
Zu zeugen als wahre Prediger
Gegen all seine falsche Lehr.
Darum läßt er uns martern zugleich,
So kommen wir dann in das himmlische Reich
Im Himmel ist Ruh nach Kampf und Leiden.
Drum sollt ihr euch freuen mit uns beiden.

David.

Lieber Freund, wer magst du sein? ***)
Schon so frühe zogst du ein
In des Paradieses Garten?

Der Räuber (bußfertige Schächer, Luc. 23, 43).

Weißt nicht, auf wen ich soll warten?
Der Schächer bin ich, der am stillen Freitage
Den Sohn Gottes bat mit meiner Klage:
„Herr, wenn du kommst — das bitt ich dich —
Ins Vaters Reich, gedenk an mich!"

*) Vgl. Gen. 5, 21—24 und II. Reg. 2, 11.
**) Vgl. Apoc. 11, 3.
***) Vgl. Descensus X. Et cum loquerentur sanctis Enoch et Elias, ecce supervenit alius vir miserrimus, portans humeris suis signum crucis. Quem videntes omnes sancti dixerunt ad eum: Quis es tu?

Freundlich sprach er da zu mir:
„Wahrlich, ja ich sage dir:
Du sollst noch heute sein fürwahr
Mit mir im Paradiese klar.“
Er sprach: „Sollst nur dies Kreuz mitbringen,
Und wollt's der Engel dir abdringen,
›Engel Gottes, dies ist mein Wahrzeichen‹, sag,
›Am Kreuz man Gott in sein Herze stach.‹
Hier sollst, du Engel, mich bewahren,
Bis er selber kommt hergefahren.“
Auf ihn warte ich allhier.

Chor der Seelen.*)

Auf ihn warten wir mit dir.

Der Engel.

Als es Gott gefiel, die Welt
Zu schaffen mit allem, was sie enthält,
Da schuf er ein Paradies der Lust,
Darin sollt ruhen des Menschen Brust.
Dich, Adam, setzt er hinein offenbar,
Ein Mensch nach Gottes Bilde klar.
Doch deine Sünde hinaus dich trieb,
Daß seit der Stund es verschlossen blieb.
Länger denn fünftausend Jahren
Konnte von aller Menschen Scharen
Niemand ins Paradies einkommen.
Nun hat euch Gott durch sein' Tod aus der Hölle genommen,
Und ich soll euch in dies Paradies wieder bringen,
Vor welches ein scharfes Schwert sie hingen:
Nicht sollt ihr euch fürchten ferner davor! —
Tretet ein in des Paradieses Thor
Und harrt in der wonnesamen Halle
Bis Gott selber hole euch alle.

*) Oder auch David allein; doch hat der Text: animae! Vgl. Descensus X.: Haec omnia verba latronis audientes, omnes sancti patriarchae et prophetae una voce dixerunt etc.

Vierte Handlung. Tag der Auferstehung.

Erster Auftritt. Erweckung der Grabeswächter.

(V. 755—804.)

Das Grab. Der Wächter auf dem Turme singt ein Lied. Darnach spricht er:

Wacht auf, ihr Ritter, es ist schier Tag!
Ich vernehme des Morgensterns Schlag.

Er bläst (piept) dreimal; dann spricht er:

Es tauet in der Aue frisch,
Ritter, den Schlaf aus den Augen wisch!
Wenn ein Ritter ruhte warm
In seines Herzeliebes Arm,
So braucht ich darum nicht zu klagen,
Daß sie im Neste länger lagen,
Wohl bis zum hellen Morgen.
Ihr aber liegt in Sorgen.
Steht auf! 's ist schöner Morgen.

Der Wächter bläst (piept) wieder dreimal, dann spricht er:

Zu den Waffen, Waffen!
Wollt ihr den ganzen Tag verschlafen?
Die Sonne kann euch schon hinten bescheinen.
Unsrer Bürger Mägde brachten den Brei schon den Schweinen.
Nicht weck ich mit dem Horne euch heute.
Man weck euch vom Turme mit Glockengeläute.

Der erste Ritter nach dem Blasen:

Ihr Ritter und Knappen, wohlauf, zu den Waffen!
Hier ist allzulange geschlafen!
Wir sind gekommen in Schimpf und Schanden:
Jesus der ist auferstanden!
Es war eine verfluchte Stunde,
Als wir schliefen in der Runde,
Die uns Gut und Ehre nahm
Und uns bedeckte mit Schande und Scham.

Der zweite Ritter.

Wehe! Es träumte mir unsacht,
Ich weiß nicht was auf meiner Wacht.
Ich weiß kaum selber was ich sage.
Ein groß Erdbeben kam vor dem Tage,
Das ist uns allen zu Leide geschehn,
Ich konnte weder sitzen noch stehn.
Ja, ja, zuvor schon sagte ich's ja,
Doch wolltet ihr's leider nicht hören da.
Nun sind seine Jünger doch gekommen
Und haben uns den Mann genommen.

Der dritte Ritter.

O weh des Schlafes, den wir schliefen!
Daß wir den Wächter nicht anriefen!
Ja, wären wir nicht zu weise gewesen!
Ich habe einmal in der Bibel*) gelesen:
„Ein Mann soll sich nicht zu weise gebaren.“
Das haben wir nun alle erfahren.
Gebet doch Rat, wie mit einigen Ehren
Wir treten dürfen vor unseren Herren?

*) Vgl. Eccles. 7, 17.

Digitized by Google

Der vierte Ritter.

Nun uns Jesus ist fortgenommen,
Werden wir Schönes zu hören bekommen!
Doch da es uns einmal so übel sollt gehn,
Woll'n wir auf unsrer Unschuld bestehn.
Was sollten wir weichen aus dem Lande?
Wir wollen zuvorkommen der Schande.
Wir wollen hin zu Kaiphas eilen
Und dem Juden die ganze Sache mitteilen.

Sie gehen zu der Juden Schule, wo der erste Ritter spricht:

Gnade, Herre Bischof von dir!

Kaiphas.

Nun, ihr Helden, saget mir:
Wie erging's euch in der Nacht?
Habt ihr das Grab auch wohl bewacht?

Der zweite Ritter.

Dürfen wir sprechen, Herr Bischof, ohne Gefahr?

Kaiphas.

Ja freilich! Sagt nur, wie es war,
Und ob euch etwas widerfuhr.

Der zweite Ritter.

O Herr und all ihr Juden, glaubt mir's nur:
Wir sind in dieser letzten Nacht
In Schrecken, Angst und Not gebracht.
Ehe es begann zu tagen,
Wurden wir all zu Boden geschlagen
Von einem entsetzlichen Erdbeben,
Das bracht in Not und Gefahr unser Leben,
Wir konnten uns nicht mehr besinnen.

Kaiphas (will sie hinaustreiben).

Nun packt euch schnell von hinnen!
Ja, ja, ihr seid mir große Recken!
Warum kamt ihr nicht her, mich zu wecken
Und mir zu melden, was sich begab!
Ich hätt dann mehr Leute gelegt an das Grab.
Konnte nicht Einer den Andern trösten?
Man sollte euch allen das Nest rösten!

Der dritte Ritter.

Kaiphas, nun höre mich hier!
Wäre dasselbe geschehen dir,
So ließest du dein Schelten vielleicht.
Die volle Wahrheit ich dir beicht'.
Kaiphas, kurz ist mein Bericht:
Jesus ist in dem Grabe nicht,
Christus wahrhaftig auferstand
Und ging ins Galiläische Land.

Hannas.

Nun hör nur einer diesen Affen!
Was beginnet der zu klaffen?
Wie sollte ein Mensch vom Tode erstehn,
Lebendig aus dem Grabe gehn?
Mit Steinen ist von uns das Grab bewehrt,
So daß daraus kein Mann je fährt.
Wir haben davor unser Siegel gehängt.
Er hat sich nicht herausgedrängt,
Sondern geholfen hat man da.
Rechte Kindslöpf seid ihr ja!
Ihr habt eure Sache gar schlecht gemacht.
Glaubt ihr, daß man euch als Ritter noch acht'?

Der vierte Ritter.

Hannas, o du dummer Mann,
Sieh doch die Sache richtig an!
Eine Kunde inhaltsschwer ich bringe:
Jesus ist Herr über alle Dinge.
Ich sahs mit meinen Augen fürwahr,
Wie der Engel von dem Himmel klar
Mit großem Glanz hernieder kam
Und die Frauen zu sich nahm
An das Grab und sprach zuhand:
„Jesus, Nazarenus genannt,
Wahrhaftig von dem Tod erstand
Und ging ins Galiläische Land."
Wir haben nun eures Spottes genug.
Geh hin und selber es untersuch:
Ihr findet unverletzt das Grab,
Der Engel hob den Stein wohl ab.
Anders kann es nimmer sein:
Gott hat überwunden des Todes Pein.

Auf diese Rede treten die Juden zusammen zur Beratung. Darnach spricht

Kaiphas:

Ihr Ritter und ihr tapfern Mannen,
Seht, nehmt dies Geld und geht von dannen,
Und laßt nicht über die Lippen kommen
Was ihr am Grab heut Nacht vernommen.
Und fragt man euch, wo der Leichnam sei,
So sprecht: „Glaubt es auf Ehre und Treu:
Die Jünger haben ihn gestohlen."
So bleibt die ganze Sache verholen.

Der erste Ritter.

Wir schweigen wohl alle gerne still,
Nur wenn Pilatus es wissen will,
So müssen wir heraus mit der Sprache,
Vom Anfang zum Ende erzählen die Sache.

Hannas.

Vor Pilatus wollen wir selbst euch vertreten.
Doch's Ausschrein im Volk ist nicht von nöten,
Das Volk hat so kühnen und grimmigen Mut,
Wenn sie's erfahren, sie werden uns nie wieder gut.
Drum, liebe Ritter, sei's euch gesagt,
Daß ihr die neue Märe ja tragt
Bei euch ganz verborgen und still,
Dafür man euch auch reich machen will.

Der zweite Ritter.

Hannas, die Bitte erfüllen wir leicht,
Ein jeder von uns am liebsten ja schweigt.
Doch steh's um die Sache nun wie es will —:
In Galiläa wissen's der Leute viel.

Digitized by Google

Dritter Auftritt. Vorladung der Ritter vor Pilatus.

(V. 890—907.)

Haus des Pilatus.

Pilatus.

Knäppelein! Knäppelein!

Knappe.

Was wollt ihr, lieber Herre mein?

Pilatus.

Knäpplein, geh zum Grabe fort
Und meld mir, wie's ergangen dort!
Den Rittern aber selbst bestell,
Daß sie kommen zu ihr'm Herren schnell.

Knappe.

Sogleich, Herr, es geschehen soll.
Den Auftrag ich erfülle wohl.

Er läuft zum Grabe und sobald er es sieht, ruft er den Rittern zu:

Ihr Ritter, Grüß Gott euch alle vier!
Ihr sollt alle kommen schier
Zu Pilatus, eurem Herren,
Der kann nicht länger euch entbehren.
Seid nur flink und kommet gleich!
Der Passahbraten wartet auf euch.

Der dritte Ritter.

Knäpplein ja, das soll geschehn.

Zu seinen Kameraden:

Ich fürcht, die Leviten liest man uns schön.

Der vierte Ritter.

Kameraden, nun gehe es wie es geht!
Was sein soll, notgedrungen geschehn!

Sie ziehen zu Pilatus Hause.

Vierter Auftritt. Pilatus und die Wächter.

(V. 908—977.)

Der vierte Ritter.

Herre König, Gnade von dir!

Pilatus.

Nun, ihr Ritter, saget mir,
Was euch in dieser Nacht geschehn?
Was habt ihr an dem Grabe gesehn?

Der erste Ritter.

Herr König Pilatus, die Kunde ich bringe,
Uns sind begegnet seltsame Dinge,
Kunde bring ich unerhört,
Die uns belastet und beschwert:
Jesus, den in Todesbanden
Wir hüten sollten, ist auferstanden.

Pilatus.

Ja, das wußte ich wohl vorher.
Sicherlich habt ihr den Mann nun nicht mehr.

Der zweite Ritter.

Zu Befehl, Herr Pilatus. Das ist also.
Wir und alle Juden sind drum unfroh.

Pilatus.

Wie das alles gekommen sei,
Das sagt mir, ihr Ritter, frank und frei!

Der zweite Ritter.

Pilatus, von Gottes Throne hoch
Eine Schar schöner Engel herniederflog,
Die haben uns den Mann genommen.
Drum sind wir erschrocken und unterkommen.
Ich weiß nicht, wie mir war geschehn,
Ich konnte weder hören noch sehn.
Herr, glaub was ich sage, oder nicht:
Unsre Schuld allein war es nicht.
Als wir lagen auf dem Grab,
Stiegen — genau wir es sahen — herab
Vom Himmel Engel mit Gewalt,
Mit großer Klarheit, wohlgestalt't,
Die uns benahmen Witz und Sinn
Und rissen uns zum Schlafe hin.
Die Engel zu dem Grabe kamen,
Jesum sie daraus entnahmen,
Den hatten sie lebend zwischen sich
Mit großer Freude, dünket mich.
Sie führten ihn an eine Stätte klar.
Des ward ich in meinem Schlafe gewahr.

Pilatus.

Schlieft ihr, wie konntet ihr das sehn?
Das kann nicht wohl zusammen stehn.
Sehet ihr was, so schlafet ihr nicht.
Ihr habt das unter euch selber erdicht't.

Digitized by Google

Seid ihr nun endlich Schlafes satt?
Man sollte euch machen ein Fingerbad,
Daß ihr an dem Grabe geschlafen.
Man sollte euch mit Stricken strafen!
Schöne Ritter ihr mir seid.
Teuer ist euch die Mannheit!
Welch eine Ehre habt ihr erjaget,
Nun ihr die rechte Wahrheit saget!
Daß ihr seid vom Heldenorden,
Heute ist es klar geworden.
Ihr seid Helden für die Not!
Verdient wahrhaftig alle nicht ein Hellerbrot.
Zu euch, ihr Helden, muß man fliehn.
Sitzt nieder, laßt euch den Daumen ziehn!

Der dritte Ritter.

Seht, dahin haben wir's gebracht,
Daß wir am Grabe verschliefen die Nacht
Wo wir die Wacht doch halten sollten!
So hart nun ist es uns vergolten
Mit Schimpfworten, die da beleid'gen das Ohr.
Hätten wir's doch bedacht zuvor, —
Wir hörten nicht Worte, wie man sie uns bot
Und brauchten nicht dulden Schimpf und Spott.
Nun haben wir Gut und Ehre verloren,
Nun hält man uns immer für große Thoren
Und wo man andere Ritter wird preisen,
Da wird man auf uns mit Fingern weisen.

Pilatus.

Mich dünkt, daß Jesus euch brachte in Schande
Und mit euch alle Juden im Lande.
Was hilft es, hier noch länger zu säumen?
Mit Schanden sollt meinen Hof ihr räumen!

Die fortgejagten Ritter ziehen wieder zu der Juden Schule.

Fünfter Auftritt. Kaiphas und die Wächter.

(V. 978—995.)

Der vierte Ritter zu Kaiphas.

Kaiphas, Pilatus hat uns fortgejagt,
Hat böse Worte uns gesagt.
Steht nun uns bei mit eurem Rat,
Daß wir wieder erlangen sein' Dienst und Gnad
Und geschieht es nicht zu dieser Stunde,
So will ich mit meinen Kameraden im Bunde
Aussagen überlaut und frei,
Wie Jesus auferstanden sei.

Kaiphas.

Ihr Ritter, laßt ab so zornig zu toben!
Wir thäten es euch ja schon geloben,
Euch zu vertreten aus eignem Willen.
Wir müssen sehn, den Pilatus zu stillen.

Hannas.

Ihr Ritter, damit euch Pilatus werd wieder hold,
Diesen Brief hier ihr mit euch nehmen sollt,
Daß er den sich vorlesen laß,
Der verwandelt in Huld seinen Haß.
Entbietet ihm auch zugleich dabei
Unsern Dienst und Friede und Treu.

Die Ritter ziehen zu Pilatus Hause.

Sechster Auftritt. Begnadigung der Wächter.

(V. 997—1042.)

Der vierte Ritter.

Höre Pilatus, lieber Herre,
Der Juden Bischof entbeut dir Dienst und Ehre.
Diesen Brief hier schickt er dabei.
Laß lesen, was darinnen sei.

Pilatus (ruft den Schreiber).

Herr Schreiber, den Brief hier leset mir!

Der Schreiber.

Herr, zu Befehle steh ich dir.
Pilatus, lieber Herr, geruh,
Zu hören, was ich lese nu.

Pilatus.

Ja, Schreiber, fangt nur an.

Der Schreiber.

Das thu ich, so gut als ich kann.
Also steht geschrieben allhier:
„Pilatus, sei froh, und Heil sei dir!
Der Juden Bischof Kaiphas
Und der vorige Bischof Hannas
Und die Juden insgemein,
Die entbieten dir, Herr, überein
Ewigen Dienst und stäten Frieden.
Möcht ihnen Gewährung sein beschieden,
Wenn sie bitten für diese Ritter vier,
Daß du sie nehmen wolleſt schier
Wieder in deinen Dienst und Huld!
So bleiben wir immer in deiner Schuld."

Pilatus.

Ihr Ritter, — das sei den Juden beschieden —
Ich nehme euch wieder in meinen Frieden.
Bleibet meine Mannen treu
Und nehmet nun von mir aufs neu
Euer Gut und eure Lande.
Die Juden, dünkt mich, trifft ewige Schande.
Sie mögen das wenden her und hin,
Ich kann nichts Wahres finden drin.
Hab ich die Sache richtig verstanden,
So brachten sie thöricht sich selber in Schanden.
Daß Jesus durch ihre Hände starb,
Ewiges Herzeleid ihnen erwarb.
Jesus, der hergekommen von Gott,
Der ist wahrhaftig erstanden vom Tod.
Das möchten sie nun gern bedecken,
Müssen aber noch lange daran schmecken.
Sie selber haben's zuvor gesprochen,
Nun wird's mit Recht an ihnen gerochen.
Wie gern ich ihn wollte von ihnen befrein,
„An seinem Blut will ich unschuldig sein",
So sagt ich; da riefen sie alle
Mit so überlautem Schalle:
„An seinem Blute wir schuldig sind,
Es komm' über uns und unsere Kind!"
Das wird nun über sie kommen zur Zeit
Zu ihrem großen Schaden und Leid.

Digitized by Google

Das Ende von Troja auf Hissarlik.

Von

Ernst Böttticher.

Die Ideen gehen ihren Weg
und kommen, einmal ausgesprochen, nicht mehr zur Ruhe;
und noch nie ist es geschehen,
daß sie mit einem Schlage triumphiert hätten!

In Erweiterung früherer Mitteilungen*) möchte ich dem geehrten Leser nun **wichtige Ergebnisse** der Erörterungen und Untersuchungen vorlegen, welche „der trojanische Krieg der Neuzeit" seit Jahresfrist veranlaßt hat. Neue Ausgrabungen haben ein neues Troja hervorgezaubert, aber nur eine Fata Morgana. Unbeachtet gebliebene Thatsachen entziehen einem Troja auf Hissarlik ein- für allemal den Boden. Für Hissarlik bleibt nur die Erklärung: Feuernekropole.

I.

Die Thatsächlichkeit der Aschenurnen-Funde.

Die Auffassung, Hissarlik sei eine Feuernekropole, wo die Toten verbrannt und wo ihre Reste entweder auf der Brandstätte oder in der Nachbarschaft beigesetzt und nach den Bräuchen des Ahnenkultes geehrt wurden, setzt voraus, daß solche Reste dort wirklich gefunden worden sind. Virchow hat dies verneint, aber — nicht immer.

Bekanntlich erklärte Virchow auf dem Wiener Anthropologen-Kongreß, dem ich mit einem besonderen Sendschreiben mein Buch La Troie de Schliemann une nécropole à incinération vorgelegt hatte, dasselbe für „furchtbaren Unsinn", ein Ausspruch, der sofort nach allen Windrichtungen an die Presse des In- und Auslandes telegraphiert wurde und in den meisten Blättern als fettgedrucktes Telegramm prangt. Darauf bemerkte G. Reinach in der Revue critique (Paris): „le furchtbarer Unsinn d'hier pourrait bien être la vérité de demain", und als dann der Pariser Anthropologen-Kongreß tagte, da führten die Verhandlungen über meine These „Schliemanns Funde von Hissarlik eine Hinterlassenschaft des Toten- und Ahnenkultes" Schliemanns Erklärung herbei, er wolle die Ausgrabungen wieder aufnehmen. Im Dezember desselben Jahres begannen dieselben und es kam zu den bekannten Verhandlungen zwischen Schliemann und mir an Ort und Stelle. Der Verlauf der Dinge hatte inzwischen in Dr. Chr. Belger, dem Redakteur der „Berliner Philologischen Wochenschrift", die Ueberzeugung

*) „Trojanisches" (vom Februar v. J.). Im Septemberheft v. J.

Digitized by Google

hervorgerufen, Virchow habe sich durch sein Auftreten auf dem Wiener Kongreß „nicht mit Ruhm bedeckt". Belger erklärte ihm dies rund heraus (in der genannten Wochenschrift 1890 Nr. 4) und fügte hinzu, „Hissarlik sei faktisch und unbestreitbar eine Zeitlang eine Begräbnisstätte gewesen". Das konnte Virchow nicht ignorieren. In der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. Februar 1890 besprach Virchow „die neueste Phase in dem Streit um die Deutung von Hissarlik", womit die Dezember-Konferenz 1889 in Hissarlik gemeint war, und wandte sich in einer persönlichen Bemerkung gegen Belger. Dabei kam er notgedrungen auf die von Belger in den Vordergrund gestellte Aschenurnenfrage zu sprechen, verwies auf seinen Vortrag vom 16. Februar 1884, worin er meine Hypothese „widerlegt" habe, und fügte hinzu: „Was dort gesagt ist, halte ich noch heutigen Tages voll aufrecht." — In jenem früheren Vortrage hatte Virchow behauptet, es seien absolut keine Reste von Brandleichen zum Vorschein gekommen: „Die wirklich gefundenen Knochen sind nicht gebrannt, und diejenigen, welche hätten gebrannt sein sollen, sind nicht gefunden worden", und dann mit der Versicherung, daß er (1879) auch nicht einen einzigen solchen calcinierten Knochenbröckel gesehen habe, ausschließlich eine Schilderung und Kritik der Skelett- und Schädelfunde (als Reste einiger in Feuersbrünsten verunglückter Personen), nicht aber der zahlreichen Aschenurnenfunde gegeben, von denen Schliemanns Tagebuch und sein Werk Ilios voll sind. In dem Bericht der Presse, die bekanntlich die Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft aus deren Schoß erhält, findet sich nicht einmal das Wort „Aschenurne", geschweige denn ein Urteil Virchows über Aschenurnenfunde, dagegen las man mehrere Monate später, nachdem inzwischen mein „Offenes Sendschreiben" vom März (s. weiterhin) die Frage: „Sind wirklich keine Reste von Brandleichen gefunden worden" mit dem Hinweis auf Schliemanns Angaben beantwortet hatte, in den „Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft" (siehe Zeitschrift für Ethnologie 1884) Folgendes: „Herr Schliemann spricht allerdings wiederholt von „menschlicher Asche", ohne genauer anzugeben, woran er dieselbe erkannt hat. Nur von Ilium novum erwähnt er in der Asche „kleine Ueberreste calcinierter augenscheinlich menschlicher Knochen". Was er sonst und namentlich aus den tieferen Schichten von Hissarlik angiebt, ist so wenig detailliert, daß ich es mir versagen muß, darüber weitere Betrachtungen anzustellen. Nur ein Schädel, der mit „Asche von animalischen Stoffen" zusammen in einer Urne gefunden wurde, könnte vielleicht dem Brande ausgesetzt gewesen sein (Alttroj. Gr. S. 36)." Dem Brande? Welchem, das sagt der Herr Professor nicht.

* * *

Das vorerwähnte „Offene Sendschreiben" vom 1. März 1884 dürfte heute nach zehn Jahren um so höheres Interesse bieten, als die darin verfochtene Idee auf dem Wege ist zu triumphieren. Es lautet wie folgt (siehe Kölnische Zeitung 1884 Nr. 68 III):

Zur Diskussion über Schliemanns Troja.

Offenes Sendschreiben des Hauptmanns E. Böttticher an die „Anthropologische Gesellschaft" zu Berlin.

In der Februarsitzung der „Anthropologischen Gesellschaft" hat Herr Professor R. Virchow einen Brief des Dr. Schliemann vorgelegt, worin dieser selbstverständlich meiner Erklärung von Hissarlik entschieden widerspricht. Dann hat Herr Professor Virchow selbst versucht, dieselbe zu widerlegen, und hat behauptet, meine Deduktionen ständen zu den Thatsachen in grellem Widerspruch. Darüber wird die Wissenschaft das letzte Wort sprechen! Le idee fanno il loro corso e lanciate una volta non si quietano più nè è mai avvenuto che d'un sol colpo trionfassero.

Auf Hissarlik bezügliche Abhandlungen habe ich in folgenden Organen veröffentlicht: Zeitschrift für Ethnologie (Berlin, Asher), 1883; Heft 4 mit Tafel IV. Zeitschrift für Museologie (Dresden, Bänsch), 1883, Nr. 22; 1884, Nr. 1 und 3. Ausland, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (München, Cotta), 1883, Nr. 51 und 52. Ein Resumé des Ausland-Aufsatzes hat die Kölnische Zeitung 1884, Nr. 13 Zweites Blatt gebracht.

Habe ich im „Ausland" das Bild der Nekropole aus den Fundberichten entwickelt, so ergänzen die andern Veröffentlichungen dasselbe, indem sie an nordischen, etrurischen, klassischen, ägyptischen und asiatischen Analogien zeigen, daß das gesamte Gold-, Silber-, Bronze-, Eisen-, Stein-, Knochen- und Thongerät von Hissarlik überall in Gräbern, dem Totenkult geweiht, gefunden wird. (Weitere ägyptische Analogien mit zahlreichen Abbildungen bringt eine der nächsten Ausland-Nummern.)

Da Schliemanns teure Werke im Besitze nur weniger sind, kann ich nicht umhin, darzulegen, wie auffallend Herr Professor Virchow, der doch das Werk, zu welchem er die Vorrede geschrieben, genau kennen sollte, vom Gedächtnis im Stiche gelassen worden ist, als er meine aus den in demselben Buche niedergelegten Thatsachen abgeleiteten Anschauungen für irrig erklärte. Zum ersten! Sind wirklich gar keine Reste von Brandleichen gefunden worden? Schlagen wir das Buch Ilios auf, S. 46: „Was die Einwohner der fünf prähistorischen Städte von Hissarlik betrifft, so scheint bei ihnen die Verbrennung der Toten allgemeiner Brauch gewesen zu sein." Schliemann, der ja Troja finden wollte, merkte deshalb nicht, daß er mitten in der Nekropole stand, welche er (S. 47) an anderem Orte suchte. Weiter! S. 46: „Im Jahre 1872 fand ich zwei Urnen mit verbrannten menschlichen Ueberresten auf dem Urboden der ersten Stadt. In den Jahren 1871, 1872, 1873 förderte ich aus der dritten und vierten Stadt eine bedeutende Anzahl großer Leichenurnen zutage, die menschliche Aschenüberreste, aber keine Knochen enthielten; nur einmal fand ich in einer derselben einen Zahn, ein andermal einen Schädel in der Asche vor." Wie könnte dem gegenüber jemand die Existenz vortrefflicher Oefen bezweifeln, die statt großer Knochenreste, wie solche in unseren und anderen Gräberfeldern gefunden werden, „nur Asche" lieferten! Die Zahl der Aschenurnen ist nicht ermittelt, da nur etwa der vierte bis fünfte Teil des Tumulus ausgegraben, die unterste 2,5 m starke Schicht sogar kaum berührt ist. Aber schon die „schätzungsweise" von Schliemann S. 47 angegebene Zahl von tausend Aschenurnen muß auf die gegen das Fundament meiner Deduktionen gerichtete Virchowsche Verneinung vernichtend wirken. Diese Aschenurnen ruhen auf Hissarlik unter den Fußböden der „Zimmer" oder nach meiner Deutung im Boden der Kombustorien, was letzteres auch römischen Funden entspricht. Zwar will man in Griechenland Totenbestattung in den Häusern selbst gefunden haben. Ich lasse das dahingestellt. Im Orient aber herrschte stets die strengste Trennung der Wohnsitze der Lebendigen und der Toten, und prähistorische Städte auf Hissarlik waren orientalisch, nicht griechisch; deshalb schon mußte Schliemann durch die Auffindung so zahlreicher Aschenurnen sofort über den Charakter seiner Ausgrabung klar sein. Freilich, auch die Homerforschung unterscheidet nicht genug zwischen griechischem und trojanischem Volkstum, und ein Gelehrter hatte sogar auf „trojanischen" Wirteln griechische Inschriften zu erkennen geglaubt. Professor Virchow hat ferner behauptet, die ganz geringen Ausnahmen, wo menschliche Ueberreste Brandspuren gezeigt hätten, bezögen sich auf Skelette, die man aufrecht stehend in den Häusern gefunden hat, und diese Skelette seien auch nur an den Extremitäten angesengt gewesen, wie wenn sie beim Brande der Stadt unter den Trümmern der Gebäude von den Stichflammen noch beleckt worden wären! Wie stellt Professor Virchow sich das vor? Welche Extremitäten „aufrecht stehender" Personen können unter den Trümmern noch von Stichflammen beleckt werden? Es sind überhaupt nur drei Skelette gefunden worden und in einem Hause noch zahlreiche Knochen, die einem vierten angehört haben

mögen. Daß Knochen, die mitten in der alle „Häuser“ Hissarliks erfüllenden Holzasche steckten, keine Brandspuren trugen, ist an sich unglaublich. Schliemann sagt denn auch Ilios Seite 307 ausdrücklich von dem in sechs bis sieben Fuß hoher Holzasche steckenden aufrechten Skelett, die „Farbe der Knochen“ lasse an der Verbrennung keinen Zweifel. Virchows Versuch, dies jetzt auf die Extremitäten zu beschränken, muß entschieden abgelehnt werden! Eine Erklärung der so auffallenden aufrechten Haltung bleibt der Herr Professor schuldig. Wer in aller Welt wird glauben, unter der Wucht des Zusammenbruchs eines brennenden Hauses bleibe ein Menschenkind mit „Richt euch“ stehen! Woher die ungeheure Menge Holzasche, die auch diesen 16—25 qm großen Raum sechs bis sieben Fuß hoch anfüllte? Wer sich die Holzmasse vorstellt, die dazu gehört, um so viel Asche zu liefern, glaubt nicht, der über diesem Raum gedachte Oberstock könne all dieses Holz enthalten haben. Die unteren Mauern, nach Ed. Meyer so schmal, daß man nicht darauf entlang gehen kann, und nach W. Simpson aus Erde mit hineingeschobenen Steinen bestehend, hätten einen solchen Oberstock nicht tragen können. Möge doch Professor Virchow, Anatom und Physiologe, eine bessere Erklärung für die aufrechte Haltung des Skeletts geben als die meinige. Nach Verbrennung der Gelenkbänder mußte es doch in ein Knochenhäufchen zusammenbrechen. Wer hat es denn so lange aufrecht gehalten, bis das Fleisch heruntergebrannt war und bis die Holzasche (nach Virchow der Schutt des Oberstocks), sich sechs Fuß anhäufend, Becken und Brusthöhle ausfüllte, alle losen Teile unterstützte, sodaß sie auch nach Vernichtung der Bänder ihre Lage behalten haben? Das war nur dadurch möglich, daß der Körper, an die Innenwand des Pithos gelehnt, nicht umfallen konnte, während die Weichteile vergasten, und daß dann der Pithos in Scherben sprang, bevor auch die Gelenkbänder verbrannt waren: da stürzte die glühende Asche des rundum lohenden Holzstoßes in den hohlen Raum und schloß das Skelett, welches nur bis an das brennende Holz sich neigen konnte*), fest ein. Nun mochten die Bänder verglühen, die Asche hielt die Knochen fest. Wir haben in diesen unverbrannten drei Skeletten Beispiele mißglückter Verbrennung, Versager, wie auch Siemens sie bei Anwendung zu jäher Glut beobachtet hat. Wie vortrefflich aber diese Pithoi sonst ihren Dienst thaten, beweist der erwähnte Umstand, daß Schliemann nur Asche in seinen Urnen gefunden hat, nur einmal unter tausend einen Schädel und einen Zahn (s. oben).

Herr Professor Virchow hat dann weiter eingewendet, man habe in großer Anzahl (!) wohl erhaltene Knochen von Embryonenskeletten, „die doch dem Feuer den allergeringsten Widerstand hätten darbieten“ müssen, gefunden. Erinnerte sich derselbe denn nicht, daß diese Embryoskelette (übrigens nur vier) in Aschenurnen auf menschlicher Asche gefunden worden sind? Dieser Umstand beweist doch, daß man sie nicht hat verbrennen wollen. Vergl. Ilios S. 365, wo Professor Aretaios ganz richtig vermutet, man habe das Kindlein unverbrannt auf die Asche der Mutter gelegt. Wurden doch auch bei den Römern ganz kleine Kinder niemals verbrannt, sondern immer begraben. So sagt auch Juvenal XV, 1399:

Naturae imperio gemimus, cum funus adultae
Virginis occurrit vel terra clauditur infans
Et minor igne rogi.

Des weiteren beruft Professor Virchow sich auf die Funde von Tierresten, Muscheln und verbranntem Getreide als ebenso viele Beweise für Wohnstätten. Wenn nun auch Rind, Schaf, Ziege, Wildschwein, Hirsch, ferner Weizen und Bohnen sowie Austern zur Speise dienen, so fragt es sich doch, ob sie dies hier für die Lebenden oder für die Toten waren. Der Herr Professor kennt doch gewiß die im ganzen Altertum herrschende

*) In der That sagt Ilios S. 307 „aufrecht, nur leicht rückwärts geneigt.“

Sitte der „Totenopfer". Dieselben bestanden aus Tieren, aus Getreide und aus Getränken. Die Trankopfer (Wein, Milch, Honig, Wasser, vorzüglich auch Blut) wurden auf das Grab gegossen, die Speisen, von denen niemand naschen durfte, darauf gehäuft und zuletzt verbrannt. Diese Opfer wurden am 9. und 30. Tage nach der Bestattung vollzogen und alljährlich sowie bei besonderen Anlässen wiederholt, Gelegenheit genug zur Anhäufung großer Mengen verbrannter (Ilios 364) Tierknochen und verbrannten Getreides in der Nekropole. Dieser uralte Brauch, schon im Homer erwähnt (Od. XI, 25 ff.), bestand noch zur Zeit des h. Augustin (Augustin. De Sanct. Serm. 15), also im vierten Jahrhundert n. Chr. Für die Trankopfer besaß man besondere Kultusgefäße. Dergleichen sind in Hissarlik massenhaft gefunden. (Schliemann nennt sie Saugfläschchen für trojanische Kinder.) Den Ilios S. 366 als rätselhaft aufgeführten Fund will ich an anderem Ort als Brandaltar inmitten verbrannten Getreides erklären. Bleiben noch die Muscheln, meist Austern, nach Virchow Speisereste der leckeren Trojaner. Merkwürdiges Volk! Begräbt seine Aschenurnen unter dem Fußboden seiner „Zimmer" und breitet darüber Muschelschalen fußhoch aus, gerade wie man dies z. B. auf Guernsey über „Grabstätten" findet. Kein Zweifel, daß auch diese Muscheln ein Totenopfer waren!

In den Pithoi, meinen Leichenverbrennungsöfen, haben Schliemann und Virchow Vorratsgefäße, besonders für Wein, der ja bei Austern nicht fehlen darf, erkannt. Damit reimt es sich schlecht, daß solche Pithoi, wie Virchow selbst zugiebt, an anderen Orten Kleinasiens (hat derselbe das Hissarlik benachbarte Hanaï im Auge?) Skelette enthielten. Auch in babylonischen und assyrischen Aschengräbern hat man in übermannsgroßen Krügen Brandreste menschlicher Gebeine gefunden. Wenn Professor Virchow behauptet hat, dergleichen sei in Hissarlik-Pithoi nicht gefunden worden, so ist das wiederum unrichtig; denn nach Ilios S. 570 und 571 wurde der dort von ihm beschriebene Schädel nebst menschlicher Asche in einem „großen Kruge" gefunden. Krug siehe Index: „Krüge (Kruken, Kannen, Amphoren)" — „Krüge große (Pithoi)!" Dazu kommt, daß niemals diese vermeintlichen Vorratskrüge wenigstens mit Getreide „gefüllt" gefunden wurden; erklärt doch Schliemann selbst (Ilios 425), nur in einigen seltenen Fällen habe er etwas (wörtlich) verbranntes Korn darin gefunden. Wie leicht kann das von einem Brandopfer herübergesprüht sein! Regelmäßig waren die Pithoi (allein schon in der dritten Stadt 600) leer, und das entspricht ihrem Gebrauch als Leichenverbrennungsöfen. Nicht minder unrichtig ist Professor Virchows Behauptung, „die Brandspuren fänden sich nicht in der untersten Schicht (Schliemanns erste Stadt), massenhaft in der nächsten (der zerstörten Stadt), um in der obersten wieder zu fehlen." Von der untersten Schicht ist nur verschwindend wenig aufgedeckt, aber man ist sofort auf verbrannte „Häuser" gestoßen. Vergl. Ilios S. 310, 23 v. o.: „Unter dem Niveau der Basis seiner Mauern" (nämlich eines Hauses der zweiten Stadt) „stießen wir merkwürdig genug auf andere Hausmauern, die sicher noch älter sein müssen, und auch diese zeigten Spuren der Einwirkung einer furchtbaren Hitze." Auch Ilios S. 37—38 äußert Schliemann sich ähnlich, wo er unter dem Niveau der dritten Schicht verbrannte Häuser, also in der zweiten Schicht, und darunter, also in der ersten Schicht, wieder solche antrifft. Auch Burnouf berichtet Ilios S. 242 von der Mischung der ersten Schicht mit Holzkohle, Asche und Knochen. Bekannt ist, wie lange die Brandspuren der zweiten Stadt, die jetzt „die verbrannte" ausschließlich sein soll, von Schliemann-Virchow bestritten worden sind. Die dritte „Stadt", bisher Troja, ist natürlich noch ebenso verbrannt wie früher. Da haben wir schon 9 m von 16 m eine homogene verbrannte Masse. Daß dies auch die obersten Schichten, also die übrigen 7 m waren, ist aus folgenden Stellen im Ilios ersichtlich: S. 370: „verbrannte Häuser nur 4—5 m unter der Oberfläche", also in der vierten „Stadt" — S. 639 (fünfte „Stadt") ist die Rede von Ueberbleibseln der aus Holz und Lehm gebauten Häuser; sollte Holz, das im ganzen Hissarlik Tepeh in Gestalt von Holzkohle und Asche erscheint, in der fünften prähistorischen Stadt etwa unverbrannt erhalten sein? S. 656 liegt Brandschutt dicht unter den

Fundamenten des Athenetempels, die nach S. 35 nirgends tiefer als zwei Meter reichen. Sapienti sat!

Die Existenz der von mir skizzierten Gänge einfach ableugnen, widerspricht thatsächlichen Angaben im Ilios. Da sie außerhalb der „Häuser" und zum Teil in den sogenannten „Stadtmauern" verlaufen, haben sie mit der „Anordnung, wie sie Wohnhäusern eigen ist", absolut nichts zu thun. Ich weise einstweilen auf folgende Stellen im Ilios hin: Für Hissarlik auf S. 345, 22 v. o., S. 349—351, S. 352, Abbildung Nr. 186 (Profil ihrer Mündung), S. 39, 13 v. o., Plan I. d. m.; ferner die lange Mauer vor dem Thor, gemäß Abb. Nr. 10 „hohl". Stenogr. Bericht vom 13. Anthrop. Kongreß „der Zwischenraum zwischen den angeblichen Tempeln" u. a. Für Hanaï vergl. S. 790, 16 v. o., ibid. 16 v. u., S. 793, 4 v. o. ff., Abb. Nr. 1539.

Herr Professor Virchow schlüpft über manches hinweg, so über die lächerliche Winzigkeit aller Verhältnisse in Hissarlik, über die Lage einer Akropolis in gleichem Niveau mit einer nicht auffindbaren Stadt, über die elende Bauart trotz der in den Schätzen sich offenbarenden Kunst, über Schliemanns Verwandlung der verbrannten dritten Stadt in eine gebrannte (Entdeckung der umgekehrten Weise unserer Ziegelbauten), über meinen Nachweis künstlich bewirkter und oft wiederholter Brände, über den ebenso unanfechtbaren Beweis, daß die ver- und geschmolzenen Schmucksachen dies schon vor dem Hineinlegen in die Urnen waren, wie es ihrer Herkunft als Schmuck eines verbrannten Toten entspricht (s. Ausland Nr. 51, S. 1014), über die Nachweise so vieler Geräte von Hissarlik im Totenkult, u. a. der „Eulenvasen" als „Sperberkanopen" im ägyptischen, der Libiergefäße im Totenkult fast einer Welt (s. Ztschr. f. Ethnologie 1883, Heft 4 mit Taf. IV). Endlich: der Schatz des Priamos ist ja doch in der 3. „Stadt" gefunden worden, während die zweite jetzt Troja vorstellt: wie reimt sich das zusammen?

Wahrlich, das Weggehen über so wichtige Momente, die Verwicklung in die vorstehend nachgewiesenen Widersprüche zu den im Ilios niedergelegten Thatsachen, die Vernachlässigung anderer Thatsachen, die wissenschaftlich feststehen, das alles macht den Virchowschen Standpunkt vollkommen hinfällig! Würde Dr. Schliemann die unterbrochene Ausgrabung des Kara Agatsch Tepeh, die schon binnen zwei Tagen die gleichen Funde wie zu Hissarlik ergab, fortsetzen, so würde zuverlässig dort der Nekropolencharakter ebenso deutlich hervortreten, wie im Hissarlik Tepeh und im Hanaï Tepeh, welchen letzteren ja Professor Virchow selbst ein Kegelgrab der Troas nennt.

Jedenfalls kann sich Herr Dr. Schliemann über das nun einmal nicht aufzufindende Troja damit trösten, daß er der Wissenschaft ein Material von unschätzbarem Werte geschenkt und den Anstoß zu ähnlichen Unternehmungen gegeben hat. E. B.

* * *

Dies zu Anfang März in der Kölnischen Zeitung erschienene „Offene Sendschreiben" wird niemand, der sich die Mühe nimmt, es mit dem am 16. Februar gehaltenen, aber erst mehrere Monate später in dem Organ der Anthropologischen Gesellschaft („Zeitschrift für Ethnologie 1884") gedruckten Vortrage Virchows zu vergleichen, auch nur das Geringste daraus vermissen lassen. Es ist eine auf genauester Kenntnis der Ausführungen Virchows beruhende Kritik dieses Vortrages.

Wie durfte nun Virchow am 15. 2. 1890 sagen, es sei nicht erkennbar, ob ich von seinem Vortrage Kenntnis genommen hätte, und mit diesem meinen angeblichen „Totschweigen seiner Ausführungen" sein Verhalten auf dem Wiener Kongreß motivieren? Unbegreiflich! Virchow „Empfangsbescheinigung" über mein Sendschreiben bestand in folgender Note zu dem Abdruck seines Vortrages: „Herr B. hat das Erscheinen meines Vortrages nicht abgewartet, sondern schon im voraus in einem langen Artikel der Kölnischen Zeitung (Nr. 68, 3. Blatt) dagegen repliziert. Es erscheint mir unnötig,

Digitized by Google

seine Scheingründe noch einmal durchzugehen." Beiläufig bemerkt, wie sehr die Drucklegung seines Vortrages zu einer Beantwortung dieses Sendschreibens geworden ist, das zeigt eine vergleichende Analyse sehr deutlich. Beispielsweise eine die aufrechten Skelette betreffende Apostrophe (Al. 4) „Wie stellt sich Professor Virchow das vor" bis „Möge doch Professor Virchow, Anatom und Physiologe, eine bessere Erklärung geben" konnte erst Virchows Replik „Herr B. macht sich große Sorgen" hervorrufen, denn die kurze und farblose Stelle über aufrechte Skelette in der Publikation meiner Hypothese („Ausland" 1883 Nr. 52) bot zu dieser Wendung nicht Anlaß.

Und trotz alledem die Behauptung, es sei nicht erkennbar, ob ich von seinem Vortrage Kenntnis genommen hätte!!

Schon dies Sendschreiben beklagt sich darüber, daß Virchow wichtige, geradezu entscheidende Thatsachen, wenn sie nicht bestritten werden können, bei Seite schiebe. Das gilt z. B. von der Auffindung zahlreicher **Gesichtsurnen**, die sicherlich in Hissarlik so gut wie überall in der Welt zur Beisetzung menschlicher Reste dienten. Sollte nicht auch Virchow, solange er die Aschenurnen im vorgeschichtlichen Hissarlik noch nicht bestritt, gerade die Gesichtsurnen für Aschenurnen gehalten haben? Die Aufnahme meiner vergleichenden Abhandlung über die Gesichtsurnen von Hissarlik in seiner „Zeitschrift für Ethnologie" (Juni 1883) bezeugt das. Aber damals war Hissarlik noch nicht als Feuernekropole erklärt!! Weiter hat Virchow ignoriert, daß eine Reihe von Urnen, darunter die Gesichtsurne Ilios S. 385 bezw. 541, Gold- und Silberschmuck inmitten von „viel," von „einer Masse" bläulich weißem Pulver, das die Schmucksachen zuweilen „ganz umgab," enthielten, und zwar immer beides, sowohl zu Klumpen geschmolzenes Gold mit Holzkohleeinschlüssen (!) oder sonst feuerbeschädigte Gold- und Silbersachen, wie auch ganz unversehrte, was ganz unbestreitbar, wie schon früher dargethan (vergl. Sept.-Heft 1893), beweist, daß dies Aschenurnen mit den Resten der Verbrennung und mit frischen Beigaben waren. Was ist nun nach fortgesetztem Hinweise auf diese Dinge geschehen? Mit vollendeter Sophistik wurden die Gesichtsurnen als — Ziervasen des Haushaltes und das bläulich-weiße Pulver (nach einigen Versuchen des Dr. Olshausen) aus Knochen- oder Elfenbeinschmucksachen, die sich — wodurch denn und in welch erstaunlichem Umfang? — „zerpulvert" haben sollen, erklärt. Indessen hat Dr. Schuchhardt in seinem „im engsten Verkehre mit Schliemann" in Athen geschriebenen Buche „Schliemanns Ausgrabungen" zugegeben, daß thatsächlich „eine Menge Aschenurnen mit meist ganz feiner Asche" gefunden worden sind. Wie hiermit Virchows Leugnen aller Reste von Brandleichen vereinbar sei, ist auch für Dr. Belger trotz seines Fußfalles später vor Papst Virchow „unerklärlich" geblieben (vergl. Berl. Philolog. Wochenschrift 1891 Nr. 4). Sophistik ist auch das Verlangen der Trojaner, ich solle ihnen in Hissarlik ein „Kolumbarium" nachweisen, „eine Anstalt, die diese sonderbare Benennung — Taubenhaus — der Aehnlichkeit mit einem solchen verdankt, ein Raum, in dessen Wänden Nische an Nische angeordnet waren zur Aufnahme der Ossuarien oder Leichenurnen." Ist das nicht etwas viel verlangt, ein Kolumbarium nach römischem Zuschnitt in einer Zeit, als man von Rom noch nichts wußte? Die Völker des Orients pflegten ihre Urnen überhaupt nicht in derartigen Sammelbauten aufzustellen, sondern in der Erde zu vergraben. Wollte aber jemand behaupten, dies sei innerhalb der Wohnorte um die Tempel herum oder im eigenen Hause geschehen, so würde das ungenügende Kenntnis der Sitten und Bräuche des Altertums verraten. Das Altertum und namentlich der Orient verabscheute aus religiösen bezw. abergläubischen Vorstellungen jede Vermengung von Wohn- und Grabstätten. Etwas wie unsere Kirchhöfe inmitten der Städte gab es nicht im Altertum.

* * *

So ist also die Auffindung von Aschenurnen allerdings ein Beweis, daß Hissarlik eine Nekropole war. Diese Aschenurnenfunde sind nun einmal Thatsache, daran läßt sich nicht rütteln, und ursprünglich, d. h. bis zu der Veröffentlichung meiner Feuernekropolen-Hypothese wurden sie nicht einmal von Virchow bestritten. Das ist dem geehrten Leser neu. Hier der Beweis!

In seiner akademischen Abhandlung „Alttrojanische Gräber und Schädel" (1882, Verlag der Kgl. Akademie der Wissenschaften), auf welche er seltsamerweise bei der Verneinung aller Reste von Brandleichen wiederholt hingewiesen hat, giebt Virchow SS. 22—54 eine — wie er sich irgendwo ausdrückte — „ausführliche Beschreibung aller bis dahin in Hissarlik gefundenen menschlichen Skelette, Schädel und Brandreste, so genau und so wissenschaftlich durchgearbeitet, wie es nur möglich war." Virchow bespricht zunächst drei Skelettgräber und ein Urnengrab in der historischen (neu-ilischen) Schicht und giebt mit Anführungszeichen wieder, was Schliemann von diesem Urnengrab berichtet, nämlich daß eine „der römischen Periode entstammende" Urne „mit Asche von animalischen Stoffen und kleinen Ueberresten calcinierter augenscheinlich menschlicher Knochen erfüllt war." Hieran knüpft Virchow, der den Inhalt der Urne keineswegs gesehen hat, die Erklärung: Dadurch ist der Gebrauch des Leichenbrandes sicher konstatiert (notabene für die römische Periode). Es ist wichtig, bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß Virchows Anführungszeichen nur der Wörtlichkeit der Wiedergabe, nicht aber (wie sonst wohl üblich) dem Vorbehalt einer abweichenden Meinung gelten. Virchow fährt nach dieser Konstatierung des Leichenbrandes in der historischen Schicht wörtlich fort: Derselbe Gebrauch war nach Ansicht des Herrn Schliemann auch in den prähistorischen Städten des Burgberges Hissarlik selbst üblich. Denn im Jahre 1872 fand er zwei dreifüßige Urnen mit verbrannten menschlichen Ueberresten und in einer derselben die Knochen eines menschlichen Fötus auf dem Urboden der ersten Stadt. In den Jahren 1871—73 förderte er ferner aus der dritten und vierten Stadt eine bedeutende Anzahl großer Urnen oder wie er an einer anderen Stelle sagt, Krüge zu Tage, welche „Aschenüberreste," aber keine Knochen enthielten. Nur einmal fand er in einer derselben einen Zahn; ein anderes Mal lag in der Asche ein Schädel, dem der Unterkiefer fehlte, der aber sonst gut erhalten war. Auch wurde in der dritten Stadt in einer Vase Asche und darin das Gerippe eines menschlichen Fötus angetroffen.

Das ist Virchows Auffassung, das seine Beschreibung der Aschenurnenfunde in der akademischen Abhandlung von 1882.

Wo ist darin auch nur der leiseste Vorbehalt zu finden? Noch nicht ein Wort des Zweifels an der Auffindung vieler Aschenurnen auch in den prähistorischen Schichten, noch nicht ein Wort davon, daß Schliemann damals jedes Gefäß Aschenurne genannt habe!

Und in der That! Was in den historischen Schichten beweiskräftig für den Charakter der Asche als menschliche war, Schliemanns Angabe, daß Knochenbröckel darin lagen, das konnte in den prähistorischen nicht weniger beweiskräftig sein. Schliemann machte thatsächlich eine gleiche Angabe bei Aufführung seiner prähistorischen Funde: „Leichenurnen täglich, Knochen zu Asche gebrannt" (siehe Tagebuch „Troj. Altert." 1874). Diese Angabe ist dem, was er von jener römischen Urne (s. o.) berichtete, vollkommen gleichwertig, denn er hätte unmöglich wissen können, daß Knochen verbrannt waren, wenn er nicht Knochenbröckel in der Asche gesehen hätte. Das hat sich natürlich auch ein so scharfsinniger Kopf wie Virchow gesagt, der überdies wußte, daß der englische Stabsarzt Dr. med. Moß im Jahre 1878 eine Menge calcinierter Knochenbröckel in einer der Fötusurnen aus der 3. „Stadt" bezeugt hatte (Buch Ilios S. 364 *), und

*) Die Stelle (S. 364) lautet:
„Menschenknochen sah ich nicht, mit Ausnahme derer eines Embryo von etwa sechs Monaten; sie lagen in einem irdenen Topfe auf einer Menge anderer stark verkohlter Knochenstücke." — Diese Stelle ist einem englischen Briefe entnommen; statt „verkohlt" hätte „calciniert" übersetzt werden

selbstredend nicht verkannte, daß die beiden in der 1. „Stadt" in einer von drei Steinen (von 25,5 Zoll Länge und 18 Zoll Breite) gebildeten Kammer gefundenen Henkelgefäße wirklich mit „menschlicher Asche" (vergl. Akad. Abh. S. 23) und nicht etwa mit Küchenabfall gefüllt waren, denn diese Kammer stellt eine bekannte Gräberform dar. So ist es also ganz selbstverständlich, daß er weiter auch ohne jeden Vorbehalt von Schliemanns Abbildung der gewöhnlichen Form der Graburnen in der 3. und 4. Stadt spricht und schließlich mit den Worten: „Außer den erwähnten Gräbern fand Schliemann auch u. s. w.," zu einer Beschreibung der Skelett- und Schädelfunde übergeht.

Mithin steht fest:

In Virchows Abhandlung „Alttrojanische Gräber und Schädel" (1882) figurieren Schliemanns prähistorische Aschenurnen noch als unbestrittene Thatsache.

Eine Ausnahme macht Virchow einzig bei Besprechung des in einem Gefäß (!) „unter menschlicher Asche" gefundenen Embryo (Fötus) aus der 1. Stadt, S. 39, also funfzehn Seiten später. Diese lediglich gegen die mehrerwähnte Deutung, welche Dr. Aretaios von dem Befunde gegeben hat, gerichtete Aeußerung lautet: „So romanhaft diese Deutung klingt,*) so würde sie doch zulässig sein, wenn in der That nachgewiesen wäre, daß die „Asche" die Ueberreste eines erwachsenen Menschen darstellte. Da jedoch leider von derselben nichts erhalten, auch die „Asche" einer sachverständigen Untersuchung nicht unterzogen ist, und da ferner der Schädel einer erwachsenen Person (Nr. 5) in nicht minder auffälliger Weise isoliert in einer Aschenurne enthalten war, so wird die Erklärung sowohl für diesen wie für den vorigen Fall wohl noch ausgesetzt bleiben müssen."

Die nur bei diesem „Gefäß" vermißte sachverständige Untersuchung der „Asche" hätte für Virchow also nur die Frage aufhellen sollen, ob es sich hier um eine erwachsene Person, bezw. um die Mutter des Embryo handeln konnte.

Dagegen sagt Virchow SS. 22—24 bei Aufzählung und Besprechung der Aschenurnenfunde **nicht eine Silbe** davon, daß ihr Charakter als Aschenurnen ihm zweifelhaft erscheine, nicht ein Wort davon, daß Schliemann damals jedes Gefäß Aschenurne genannt habe.

Erst, als er meine Feuernekropolen-Hypothese bekämpfte, wollte Virchow von Aschenurnen in Hissarlik nichts mehr wissen und leugnete sie. Aber damit nicht genug — und das ist eine der vielen Unbegreiflichkeiten, woran die Geschichte der Troja-Hissarlik-Frage so reich ist — er berief sich sowohl am 16. Febr. 1884 wie am 15. Febr. 1890 gerade auf jene Abhandlung, und — — — in der ganzen Wissenschaft hat sich nicht ein einziger Gelehrter gefunden, der nachgeschaut und — den seltsamen Widerspruch aufgedeckt hätte.

---

müssen. Es waren dies die Knochenbröckel, welche Virchow in der „Asche" verlangt. Dr. Moß war im Oktober und November 1878 in Hissarlik, Professor Dr. Virchow im Frühjahr 1879. Hat nun Virchow wirklich in ganz Hissarlik „nicht einen einzigen calcinierten Knochenbröckel" gesehen, so muß Schliemann ihm den Dr. Moß vergönnten Anblick vorenthalten haben.

*) Durchaus nicht romanhaft! Die Deutung des Dr. Aretaios ist bekanntlich, daß die an Fehlgeburt gestorbene Mutter verbrannt, der Embryo (Fötus) aber unverbrannt auf ihre Asche gelegt worden sei. Das erinnert an die Stelle bei Juvenal (XV, 1399):

Naturae imperio gemimus, cum funus adultae
Virginis occurrit vel terra clauditur infans
Et minor igne rogi.

* * *

Virchow wird von einem eigentümlichen Unglück verfolgt. Es werden ihm nie die ausschlaggebenden Stücke vorgelegt. Obwohl Dr. med. Moß (s. o.) in einer der vier Urnen, die nach Schliemann (und eigentlich auch nach Dr. med. Aretaios) menschliche Asche und darin das Gerippe eines Embryo (Fötus) enthielten, auch eine Menge calcinierte Knochenbröckel gesehen hatte, konnte Virchow bezeugen, in ganz Hissarlik auch nicht einen einzigen calcinierten Knochenbröckel gesehen zu haben, und erinnerte sich auch nicht dessen, was Dr. med. Moß bezeugt hatte, obwohl dies in dem Buche Ilios steht (s. o.), behauptete vielmehr, „die Knochen, die hätten gebrannt sein sollen, seien nicht gefunden worden". Hat Virchow nicht früher, als er die Reste von Brandleichen noch nicht bestritt, aus Schliemanns Angabe „Leichenurnen täglich, Knochen zu Asche gebrannt" entnommen, daß in dieser Asche Knochenbröckel gelegen haben, weil Schliemann sonst nicht hätte wissen können, daß Knochen verbrannt waren? Virchow verwirft die Möglichkeit, daß Leichen in einem „Pithos" oder „Großen Krug" (1½—2 m h., 1—1½ m Dchm. mit mannesbreiter Mündung) verbrannt werden konnten und verweist auf seine Versuche im Platintiegel oder im thönernen Schmelztiegel. Spekulation auf die Gedankenlosigkeit! Schmelztiegel sind luftundurchlässig, weil sonst das Metall nicht schmelzen, sondern verbrennen würde, die Pithoi von Hissarlik sind jedoch porös, also luftdurchlässig. Daß Leichen unter poröser thönerner Hülle verbrennen können, haben die 1887 ausgegrabenen babylonischen Feuernekropolen Surghul und El Hibba, wo die derart erzielte Verbrennung meist eine vollständige war (s. Zeitschr. f. Assyriologie 1887, S. 403ff.), inzwischen gezeigt, aber — Virchow ignoriert es. Virchow behauptet, die Pithoi von Hissarlik zeigten keine Spuren eines so starken Brandes, wie er bei der Einäscherung einer ganzen menschlichen Leiche doch erforderlich gewesen wäre. Leider scheint er gerade solche Pithoi — obwohl die Mehrzahl — nicht gesehen zu haben! Wie Schliemann nämlich Ilios S. 424 mitteilt, hatten fast alle dadurch, daß sie „der großen Hitze der Feuersbrunst" solange ausgesetzt waren, so stark gelitten, daß sie entweder schon zersprungen waren oder zersprangen, sobald man sie von der Stelle rückte. Die wenigen unversehrten fanden sich im „südöstlichen Viertel der 3. Stadt, das vom Feuer nicht erreicht wurde" (wo auch Virchow später mit Vorliebe gesorscht zu haben scheint), und so ist auch „der große Krug," welchen Schliemann (wörtlich S. 424) „Prof. Virchow für das Königliche Museum zu Berlin schenkte,"*) „der großen Hitze der Feuersbrunst nicht ausgesetzt gewesen." In den Pithoi hat Virchow (natürlich!) „niemals menschliche Ueberreste, wenigstens solche, die als menschliche erkannt werden konnten, gesehen." Was doch Virchow für Pech hat! Wenn er es auch nicht gesehen hat, wissen könnte er, daß einer der von ihm beschriebenen Schädel in einem „großen Kruge mit animalischer wahrscheinlich menschlicher Asche" (Ilios S. 571) lag, und daß „großer Krug" bei Schliemann ausschließlich „Pithos" bedeutet. Das lehrt schon das Namen- und Sachregister zum Ilios: „Krüge, große (Pithoi)". In einem anderen „großen Kruge" oder „Pithos" wurde ein menschlicher Zahn in animalischer wahrscheinlich menschlicher Asche gefunden. Für Virchow dürften ein Schädel und ein Zahn doch erkennbare Ueberreste sein! Viele derartige Funde kann man selbstverständlich nicht erwarten, da die Reste der Verbrennung aus den Pithoi in die Aschenurnen übertragen wurden. Berücksichtigt man, daß dieser Modus ein integrierender Teil meiner Hypothese ist, die Pithoi also gerade dieser gemäß in der Regel leer sein müssen, so kann die Art, wie Virchow diese Leere auszuspielen sucht, wiederum keineswegs ehrlich genannt werden. Virchow pocht ferner darauf, daß „eine große Anzahl kleinerer, aber doch noch recht großer Pithoi" verkohltes Getreide und Hülsenfrüchte enthielten.

*) Hier passiert Virchow wieder ein drolliges Unglück. Er sagt von diesem Pithos: „Den mir „Herr Schliemann persönlich, d. h. er zur Hälfte und zur anderen Hälfte die türkische Regierung „schenkte und der jetzt in der Schliemann-Sammlung steht, der aber einst mein persönliches Eigentum „war und von mir dem Königlichen Museum geschenkt wurde." (Ztschr. f. Ethnolog. 1891.) Der Pithos trägt den Zettel „Geschenk des Prof. Virchow". Nach Obigem trifft das nicht zu!

Ich habe 1889 selbst der Ausgrabung eines solchen Pithos beigewohnt. Es ist eine ganz andere Sorte, nicht entfernt so groß, nicht so dick in der Wand, nicht so scharf gebrannt. In allen Nekropolen finden sich große Gefäße, thönerne Fässer, mit Korn- und Hülsenfrucht-Vorräten für die Toten. Virchow weiß das, weiß, daß diese Vorräte entgegengesetzte Schlüsse zulassen, verschweigt es aber, um sie als Beweis für Ansiedlungen und Burgen auszuspielen.

* * *

Der geehrte Leser wird nun vielleicht noch fragen, warum wohl bei den seit 1889 erneuerten Grabungen, an denen sich auch Virchow persönlich beteiligt hat, Aschenurnen im Hügel nicht mehr zum Vorschein gekommen sind. Das ist sehr erklärlich: Weil man, nachdem der Nekropolenbezirk durch Schliemann längst geleert ist, außerhalb der Nekropolen-Umfriedung (oder, wie die Trojaner sagen, der Burgmauer) gegraben hat, mit Ausnahme eines Schuttblockes innerhalb, doch gehört dieser dem südöstlichen Viertel an, das, wie Schliemann es ausdrückte, „vom Feuer nicht erreicht wurde" (s. o.) oder in anderer Deutung: nicht der Bestattung diente, sondern Magazine enthielt; daher dort der Ilios S. 39 abgebildete Weinkeller mit neun Pithoi in einer Reihe und der unversehrte Pithos, den Schliemann Virchow „für das Kgl. Museum in Berlin" schenkte, zu Tage gekommen ist. Außerhalb, dicht an der Mauer, scheinen wie in ägyptischen Nekropolen Leute, die die mancherlei Arbeiten und Geschäfte des Totendienstes besorgten, gehaust zu haben. Daher dort elende Behausungen nnd Totengerät, aber keine Urnen! Doch können das auch Totenhäuser für solche sein, deren Leib (zur See, im Kriege u. s. w.) verloren gegangen war. Der religiöse Ritus schrieb vor, in diesem Falle den Opferdienst (Ahnenkult) genau so zu erfüllen, als ob der Leib bezw. die Aschenurne an Ort und Stelle ruhe.

Es scheint geboten, schon jetzt darauf hinzuweisen, daß sich vermutlich auch in dem noch anstehenden östlichen Hügelteil keine Aschenurnen finden werden, und zwar einfach deshalb nicht, weil dieser Hügelteil (80 m von 160—200) nicht konform dem die Feuernekropole einschließenden Teil in horizontaler Schichtung im Laufe langer Zeit emporgewachsen, sondern eines schönen Tages zur Erweiterung der 5. wenn nicht gar einer noch höheren Schicht angeschüttet worden ist. Schliemann hat dies schon 1882 (vergl. Buch Troja S. 22) aus den stark abfallenden Erdschichten, die eine zur Zeit der ersten vier (oder fünf) „Städte" bezw. Feuernekropolen im Osten befindliche tiefe Senkung ausgefüllt haben, erkannt.

Vorigen Sommer wurden nun auch außerhalb des Hügels Aschenurnen gefunden. Man wird dort noch mehr finden. Es ist das wieder ein Seitenstück zu dem Befund in den mehrerwähnten babylonischen Feuernekropolen Surghul und El Hibba. Dort hat man dreierlei Bestattung angetroffen: entweder blieben die Reste des Toten (im Falle mißglückter Verbrennung) unberührt auf der Brandstätte liegen, oder die Asche des Verbrannten wurde auf der Brandstätte in Urnen beigesetzt, oder die Urnen wurden an drittem Ort in der Nähe begraben. Von gleichem dreifachen Verfahren zeugt der Befund in Hissarlik: auf einigen Brandstätten Skelette und einzelne Knochen, sonst Aschenurnen drinnen und draußen. Werfen wir in aller Kürze einen Blick auf die Urnenfunde draußen, eine Errungenschaft der Ausgrabungen von 1893! Es war schon Schliemann aufgefallen (vergl. Ilios S. 46), daß er auf dem den Hügel umgebenden bezw. tragenden Plateau auf den ersten Anhieb verhältnismäßig viele Gräber fand. Dort wurden nun, wie er vorausgesagt hat, seit Erneuerung der

Ausgrabungen noch mehr gefunden. Es sind teils Skelettgräber, zum Teil aus der römischen Periode Neu-Ilions, das am Fuße dieses Plateaus gelegen hat, daran angelehnt, wie Strabo sagt, teils Urnengräber aus der Zeit der Feuernekropole. Von diesen wurden die ersten im Juni 1893 aufgedeckt. Dr. Weigel schrieb darüber an Virchow 25. 6. (vergl. Zeitschrift för Ethnologie): . . . . „einige Gräber gefunden, süd„westlich vor der Mauer der Unterstadt (! ?), also vielleicht 6—8 Minuten und gerade „in südlicher Richtung von der Burg. Zwei gehören nach Form und Material der „Urnen zu schließen sicher (?) der Zeit der sogenannten lydischen Keramik an. Eine „Urne enthielt die unverbrannten Reste eines Kindes, die zweite Leichenbrand und als „Beigaben zwei kleine Spinnwirtel und einige ganz oxydierte Bronzereste." Dieser Fund gleicht auffallend den im Hügel zum Vorschein gekommenen, den Urnen mit einem Embryo-Skelett. Auch diesmal ist es, wenn auch kein Embryo, so doch ein Kind in zartem Alter, und davon gilt ja das Wort Juvenals (XV, 1399), daß man kleine Kinder nicht mit der Mutter verbrenne, sondern der Erde übergebe. (Naturae imperio gemimus, cum funus adultae virginis occurrit vel terra clauditur infans et minor igne rogi.) Es ist also diese der historischen Zeit angehörige Sitte nicht nur in der 3. Schicht, sondern bereits auf dem Plateau, das den Hügel trägt, sowohl draußen, wie drinnen in dem von der 1. Schicht bedeckten Bezirk, festgestellt, und diese Thatsache vernichtet — beiläufig ganz im Einklang mit dem, was Virchow in sr. akad. Abhandlung S. 45 von den einer civilisierten Bevölkerung angehörigen Hissarlikschädeln sagte — jedes urzeitliche Phantasiebild auf Hissarlik und zeigt andererseits, daß die in historischer Zeit dort lebenden Menschen, also die Neu-Ilier, die Reste des Leichenbrandes sowohl außerhalb der Brandstätte wie in derselben beisetzten. Auf diesen durchweg neu-ilischen Ursprung des Hügels Hissarlik komme ich in dem III Teil „Fata Morgana, 1893" zurück.

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Erster Teil. Glatz.

XI.

Vier Wochen sind vergangen; der siegreiche Kaiseraar hält den gebändigten Vogel fest in seinen Fängen; der kaiserliche Stellvertreter und General, Fürstbischof und Erzherzog Karl von Oesterreich, dem die Grafschaft auf Lebenszeit verliehen worden, war nach Glatz gekommen, um zu erforschen und anzuordnen, wie die Unterworfenen am besten zurückgeführt würden in den Gehorsam gegen den Kaiser und die Kirche, und besuchte in seiner doppelten Würde als Kriegs- und Friedensfürst eben auch das Lazarett. Als er mit der Besichtigung desselben fertig war, ließ er den Lieutenant von Panwitz vor sich rufen; dieser hatte seit ungefähr 14 Tagen das Bett verlassen und ging seiner völligen Genesung entgegen, trotzdem er schwerbedrückt war über das Los seines Vaters, von welchem ihm Martha von Reichenbach vor kurzem schonend Mitteilung gemacht hatte. Verwundert ob des Rufes trat Konrad vor den Erzherzog, welcher alsbald mit Freundlichkeit zu ihm sprach:

„Ihr seid ein Sohn der Grafschaft?"

„Zu Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Befehl."

„Und Ihr habt unter den Thurnschen Truppen auf Seiten der Rebellen gefochten?"

„Zu Befehl! ich habe unter dem Grafen Thurn gestanden und gefochten."

„Nun Ihr wißt, daß Ihr Euch dadurch eines schweren Vergehens schuldig gemacht habt, doch will ich Euch jetzt keine Vorwürfe machen, sondern Euch auffordern, jenes wieder gut zu machen, indem Ihr, wenn Ihr genesen seid, in meinen Kriegsdienst tretet. Ihr seid mir als tapferer Offizier genannt worden, und ich will Euch, wenn Ihr durch den kundgegebenen Willen, auf unsere Seite zu treten, zeigt, daß Ihr Ew. Unrecht bereut, in meinen Diensten anstellen."

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden," sagte Panwitz bescheiden, aber fest, „ich kann nicht in Hochdero Dienste treten."

„Halt! nicht so rasch;" unterbrach ihn der Erzherzog, „bedenkt, wer Euch ein solches Anerbieten, das Hunderte mit Freuden annehmen würden, macht, welche Gewalt in meinen Händen ist. Ich hatte die Absicht, Euch als Hauptmann anzustellen. Schlagt jenes nicht ohne weiteres aus! Warum wolltet Ihr auch?"

Digitized by Google

„Ich bin evangelisch und werde niemals einem andersgläubigen Herrn dienen."

„Mein lieber Lieutenant, bei den schlesischen Truppen dienen mehr Protestanten als Katholiken."

„Mögen diese, wenn sie es können, es mit ihrem Gewissen abmachen; ich könnte es nicht."

Der hohe Herr wurde ungeduldig und sprach:

„Nun bedenkt, welche Gefahren Ihr lauft, wenn Ihr wieder auf feindliche Seite treten solltet; ich habe nicht die Absicht, es ungestraft zu dulden."

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht wollen entschuldigen; ich bin Soldat und auch auf mich findet die Bestimmung der Uebergabeverhandlungen Anwendung, wonach jedem Soldaten Pardon und freier Abzug zu Teil wird."

„Das weiß ich sehr wohl," gab der Erzherzog kalt zurück, „und jene Verhandlungsbedingungen werden nicht gebrochen werden; aber doch könnt Ihr in anderer Weise bestraft werden. Euer Vater ist alt und wird als einer der Hauptanführer wohl niemals wieder in den Besitz seiner Güter gelangen; Ihr seid sein ältester Sohn und wäret in gewöhnlichen Zeiten der Erbe derselben. Glaubt Ihr, daß der Kaiser jemals einen Rebellen mit jenen belehnen wird?"

Panwitz war erschrocken zusammengefahren, als seines unglücklichen Vaters erwähnt wurde, doch sagte er sich bald, daß sein Entschluß auf dessen Schicksal keinen Einfluß haben würde, daß er also vollständig frei in diesem sei; ja sein glaubensstarker Vater würde es ihm nie verzeihen, wenn er im Hinblick auf das Erbe der Güter, die jetzt noch diesem gehörten, seinem Bekenntnisse untreu werden würde. Er antwortete daher nach kurzer Ueberlegung dem Erzherzoge kühn:

„Ew. Hochfürstliche Durchlaucht! Die Drohung mit dem Verluste der Güter schreckt mich nicht. Ich halte es für ein Verbrechen, gegen meinen Glauben in die Dienste des Kaisers oder eines auf Sr. Majestät Seite fechtenden Herrn zu treten, so lange die beiden Religionsgesellschaften im Kriege miteinander liegen."

„Aber Euer Bruder ist doch in das mit uns verbündete sächsische Heer getreten!"

„Dieser ist leider in jungen Jahren von listigen Offizieren verführt worden, zum Kummer seiner Familie, die jede Verbindung mit ihm abgebrochen hat;" sagte Panwitz, bei der Erinnerung an jenen rot werdend.

„Nun überlegt Euch meinen Vorschlag," versetzte der Erzherzog kühl, „eine sofortige Entscheidung erwarte ich nicht; Ihr seid entlassen."

Damit winkte er dem Lieutenant, abzutreten; dieser hätte ihn nun noch gar zu gern von der Unwiderruflichkeit seines Entschlusses überzeugt, ging aber, dem Befehle folgend, schweigend aus dem Zimmer. Als der Erzherzog das Lazarett verlassen hatte, trat der Oberst von Neuhaus zu Panwitz und sprach:

„Ihr habt den Erzherzog sehr erzürnt; doch läßt er Euch auffordern, wenn Ihr anderen Sinnes werden solltet, mir dies mitzuteilen."

„Ich werde nie anderen Sinnes werden, Herr Oberst."

„Daß Ihr, mein lieber Lieutenant, sehr halsstarrig, oder — nennt es meinetwegen — festen Willens seid, das weiß ich, und ich werde mir deshalb auch keine Mühe geben, Euch zu bekehren. Wenn Ihr übrigens glaubt, daß es dem Fürsten um Euch nur als um einen guten Soldaten zu thun ist, so irrt Ihr Euch gewaltig; er möchte vielmehr hier in diesem rebellischen Lande, welches der Kaiser ihm geschenkt hat, einigen Anhang gewinnen; er weiß, daß ihn die Indienstnahme der Kosaken und vieles andere bei den Bewohnern der Grafschaft ganz besonders verhaßt gemacht hat und sucht nun, durch Anstellungsversprechungen und andere Lockungen namentlich den jungen Adel zu gewinnen; ich meine aber: bei Euch Glatzer Hartköpfen wird er nichts ausrichten."

Digitized by Google

Panwitz mußte lächeln: „Ich werde nie sein Anhänger werden.“ Dann aber fiel ihm ein, was der Erzherzog über seinen Vater gesagt hatte, und er sprach ernst zum Obersten:

„Sagt mir, Herr Oberst, um Gottes willen! was wollte Seine Hochfürstliche Durchlaucht damit andeuten, als er sagte, daß mein Vater wohl nie mehr die Güter übernehmen würde?“

„Mein lieber Panwitz! Wißt Ihr nicht, welche Strafe der Kaiser über die Rebellen in Böhmen verhängt hat? Er wird sie auch hier anwenden, und der Erzherzog wird ihm dabei nach Kräften behülflich sein. Diejenigen, welche er, wie Euch, nicht an Freiheit und Leben strafen kann, wird er an sich zu ziehen suchen, die Schuldigen aber, welche er in seiner Gewalt hat, sicher nicht loslassen.“

Panwitz blieb noch lange in schwerem Sinnen über das Geschick seines Vaters und betete zu Gott für dessen Rettung; aber er sagte sich auch, daß sein Eintritt in des Erzherzogs Dienste jenem nicht die Freiheit verschafft, sondern ihm als treuen Anhänger an die evangelische Lehre den größten Schmerz bereitet haben würde, daß also ein solcher Schritt, selbst nicht als Opfer für seinen Vater, nimmermehr von ihm erwartet werden würde. Konrad dachte bei allen seinen Erwägungen nur an die Gefahr, in welcher sein geliebter Vater schwebte, nicht aber an die Drohung wegen des Verlustes der Güter; diese ging ihm wenig zu Herzen; eine Entscheidung darüber schien ihm in so weiter Ferne zu liegen, daß sie vorläufig auf seine Entschließungen ganz ohne Einfluß sein konnte. Es sollte ihm aber wenigsteus eine Belohnung für seine Festigkeit und seinen Mut dem Fürsten gegenüber werden; als er Martha die Unterredung mit diesem erzählte, sprach sie ihm ihre volle Freude und Anerkennung aus, was ihn mit Glück und Befriedigung erfüllte.

Vierzehn Tage später standen die beiden Gebrüder von Panwitz vor ihrem gefangenen Vater, um noch einmal Abschied von ihm zu nehmen; der Oberst Neuhaus hatte ihnen die Erlaubnis dazu erwirkt. Ein kahles, gewölbtes Zimmer des nicht verbrannten Erdgeschosses des Schlosses, mit starken Gittern an den Fenstern versehen und nur mit den notwendigsten Gegenständen, Bett, Tisch und Stuhl, ausgestattet, war sein und zweier anderer Edelleute Kerker; kalte, dumpfe Luft herrschte im Zimmer. Beim Eintritt der Brüder hatten sich die beiden Leidensgefährten, um den Abschied nicht zu stören, in den Hintergrund desselben zurückgezogen.

Mit Freude begrüßte der alte Panwitz seine Söhne, welche nochmals zu sehen er nicht hatte hoffen können; er ließ sich von ihrer Genesung und ihren Absichten für die Zukunft unterrichten und gab seine Zustimmung dazu, daß beide zum Grafen Thurn gingen; dann sprach er mutig über sein eigenes Schicksal und tröstete diese, welche in furchtbare Verzweiflung darüber gerieten; aber er wollte sie auch nicht weggehen lassen, ohne ihnen noch das besonders ans Herz zu legen, wofür sie alle gelitten hatten und leiden sollten, Treue am Glauben.

„Ihr seid, wie alle Menschen, Sünde und Irrtum unterworfen; Gott wird sie Euch verzeihen, wenn Ihr sie mit aller Gewalt zu bekämpfen sucht; wenn Ihr auch aus menschlicher Schwäche nicht immer das Rechte thun werdet, in einem zeiget solche nimmermehr, sondern bleibet ohne Wanken fest: bewahrt Euch unverrückbar den einzigen, sicheren Halt, den Gott Euch gegeben: Euren Glauben! gedenket des schönen Wortes der Bibel: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ — Ich könnte mich wohl retten, wenn ich katholisch würde, aber lieber will ich sterben. Ihr zieht hinaus ins Feld und es wird Euch das schöne Los, für unseren Glauben fechten zu können; wenn Ihr fallen sollt, so sterbt als wackere Streiter unter der evangelischen Fahne. Solltet Ihr aber glücklich aus dem Kriege heimkehren und sollte man Euch durch Drohungen oder Strafen von Eurem Glauben abwendig zu machen suchen, so laßt Euch selbst durch den Verlust Eurer Habe und Eurer Freiheit nicht

schrecken, sondern denkt des alten Lutherwortes: „Laßt fahren dahin; sie habens kein Gewinn, das Reich Gottes muß uns bleiben!“ Wollt Ihr mir dies versprechen?“

Beide antworteten mit freudigem, begeistertem Tone: „Ja!“

„Nun dann nehmt auch Ihr in meinem Namen den anderen Geschwistern dies Versprechen ab und bringt Robert meine Mahnung, einzuhalten auf dem falschen Wege, zu den Streitern für unsere Sache überzutreten. Dann soll auch ihm der furchtbare Kummer vergeben sein, den er uns allen gemacht hat. — Seid eingedenk Eures alten Geschlechts, welches Jahrhunderte lang in Ehren bestanden hat und, wenn es jetzt untergehen sollte, in Ehren fallen soll. Ich glaube nicht, daß ich Euch in diesem Leben wiedersehe; wenn es aber geschehen sollte, dann sollt Ihr mit offenem, reinem Gewissen vor mich treten können, mag auch die ganze Wildheit des Krieges Euch mit ihren Versuchungen umhüllt haben; dem Soldaten ist Gelegenheit gegeben, viel glänzende Eigenschaften zu zeigen, sich als tüchtigen und auch als guten Menschen zu erweisen; aber ebenso leicht wird es ihm gemacht, die gemeinsten Leidenschaften hervortreten zu lassen, zur Geißel des Landes zu werden. Eure Ehre sagt Euch, wo Ihr zu stehen habt!

Du, Wolfram, bist noch jung und bedarfst der Leitung; gehorche deshalb deinem Bruder Konrad und folge dem Beispiel und den Weisungen des edlen Grafen Thurn! dann wirst du recht handeln. Du, Konrad, denke immer daran, deinen alten Fehler, deine Heftigkeit, zu beherrschen; von ihm allein droht dir nach meiner Meinung Gefahr. — Endlich sorgt für Eure Mutter und Geschwister; es ist ja möglich, daß ich die Freiheit wieder erlange; noch kämpfen ja evangelische Heere gegen den Kaiser; warum sollte nicht auch für unsere Sache einmal eine siegreiche Zeit kommen! aber wahrscheinlicher ist es doch, daß ich nie mehr für meine Lieben werde sorgen können; dann habt Ihr die Pflicht, Euch ihrer anzunehmen; seid ihnen dann Ernährer, Schutz und Rat!“

Von des greisen Vaters Mahnungen auf das tiefste ergriffen, versprachen beide, diese zeitlebens im Herzen zu behalten und zu befolgen, und das reine Feuer ihrer Augen zeigte ihm, daß es ihnen heiliger Ernst war.

„Und nun Kinder! wollen wir nochmals zusammen beten, daß Gott uns Festigkeit in unserem Bekenntnisse und Standhaftigkeit auch in der größten Not verleihen möge.“

Sie knieten nieder, die Söhne beteten inbrünstig die Worte des Vaters nach, dann stand dieser auf und segnete sie.

„Machen wir den Abschied kurz! Grüßt mir Mutter und Geschwister! Auf ein glückliches Wiedersehen hier oder dort!“

Konrad, der harte Soldat, mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um seine Thränen zurückzuhalten; der arme Knabe jedoch schluchzte auf das bitterlichste; der Vater schaute mit Schmerz, aber mit Ergebung auf seine Söhne; wenn er auch voraussah, daß sein Familienglück für immer dahin sei, so hatte ihm doch sein Glaube geholfen, sich zur Entsagung durchzuringen. Noch einen Kuß, einen Händedruck, dann riß er sich von den Söhnen los und bat sie, zu gehen; knarrend flog die schwere Thür ins Schloß; Konrad und Wolfram taumelten wie im Traume den Berg hinunter.

Am nächsten Morgen wollten die Brüder Glatz verlassen; vorher aber hoffte Konrad noch, eine wichtige Entscheidung herbeizuführen, die Entscheidung über sein und Marthas Geschick. Von seinem Vater zurückgekehrt, noch hoch erregt von dem schweren Abschied, ging er zu ihr; sie mochte wohl wissen, was er von ihr wollte, und daß sie vor einer ernsten Stunde ihres Lebens, herbeigeführt durch sein Scheiden von Glatz, stand; sie wußte, was er ihr sagen und was sie antworten wollte; in ihrer klaren Seele war alles entschieden, ehe er sprach; aber doch sah sie dieser Aussprache mit Bangen entgegen und ihr bleiches Gesicht überzog sich mit dunklem Roth, als er eintrat. Zuerst erzählte er ihr von dem erschütternden Abschied von seinem Vater, dann aber sagte er:

„Martha, ich verlasse morgen Glatz und möchte mit dir wegen unseres ferneren Schicksals sprechen. Willst du mich anhören?"

„Ja," antwortete sie mit ruhiger Stimme, „sprich!"

„Nun, ich will es kurz machen; wir lieben uns beide und gern möchte ich dich, meine heißgeliebte Martha, ganz mein eigen nennen. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Selbstverständlich kann ich die Soldatenlaufbahn nicht aufgeben, so lange der Krieg dauert und ich noch einen Arm für unsere Sache rühren kann; doch aber habe ich jetzt, da ich noch 5 Monate nicht wider den Kaiser fechten darf, Zeit, dir allein zu leben. Du, Martha, darfst nicht hier bleiben; ziehe morgen mit mir nach Breslau, zu meiner Familie, um dort bald mein Weib zu werden, um im Schutze der mächtigen Stadt in sicherer Ruhe zu leben, bis einst Friede geschlossen wird und ich auf immer mit dir vereint bin. Martha! die reinste, heißeste Liebe wohnt in meinem Herzen, ziehe mit mir und werde mein Weib!"

Martha gab ihm die Hand: „Auch ich liebe dich, Konrad, auf das innigste und werde gern einst dein Weib werden; doch jetzt, mein Geliebter, ist nicht die Zeit dazu, sondern dann erst, wenn, wie wir einst an deinem Krankenbette festsetzten, der Krieg zu Ende sein wird, unsere Pflichten von uns genommen werden."

Konrad fuhr auf, doch Martha hielt seine Hand fest: „Lasse mich ruhig ausreden; es ist notwendig, daß wir uns über unsere Absichten ganz klar werden und einigen. Du willst deinen Beruf nicht aufgeben, solange der Krieg währt, und thust recht daran; aber ebenso wenig kann ich es; Gott hat mir die Aufgabe gestellt, mich der Kranken anzunehmen, und ich sollte gerade jetzt in dieser Zeit, in welcher ich am nötigsten bin, da die Lazarette und Bürgerhäuser überfüllt sind und beinahe keine Pfleger vorhanden sind, ihr untreu werden! Schweres Unheil ist über die Stadt gekommen, und wer irgend etwas zu dessen Linderung thun kann, der muß es thun. Du wirst mich an die Gefahren erinnern, die mir einst gedroht haben und aus welchen du mich noch im letzten Augenblick gerettet hast; doch bin ich überzeugt, daß ich dergleichen hier in dieser durch eine regelmäßige Besatzung geschützten Stadt nicht zu fürchten habe, und dann setzest du dich ja im Kriege auch täglich Gefahren aus; ich werde mutig den Weg weiter gehen, den Gott und mein Beruf mir vorschreiben."

„Und vergißt du denn ganz," unterbrach Konrad sie dumpf, „daß ich keine ruhige Stunde mehr haben werde, so lange ich dich in der Mitte der Kaiserlichen weiß, sondern daß ich immer für dich bangen, immer die fürchterlichen Bilder von Scharffeneck vor mir sehen werde!"

„Die Pflichten und Kämpfe des Soldatenlebens mögen dir darüber hinweghelfen; siehe: auch ich werde mit schwerer Sorge an die Gefahren denken, welche dir drohen; wir müssen Trennung und Sorge mit Gottergebung tragen."

„Martha!" rief Konrad mit flehender Stimme, „die Erinnerung an Scharffeneck ertrage ich nicht; quäle mich nicht so furchtbar! Dies kann nicht dein fester, letzter Entschluß sein."

„Mein Wille ist fest, mein Entschluß unwiderruflich, Konrad! wir müssen uns in unser Schicksal fügen und auf bessere Zeiten hoffen," sagte Martha ernst, aber freundlich.

„Und das kannst du so ruhig sagen, Martha! Einzig geliebte Martha," rief er mit vollausbrechender Leidenschaft, „mache mich nicht unglücklich; hier auf meinen Knieen will ich dich bitten, ziehe mit mir, entfliehe den Gefahren, werde mein Weib!"

„Konrad, ich kann nicht; sieh die armen Bürger dieser Stadt, für die ja auch du geblutet hast: sie haben im Kampfe für ihr Höchstes alles verloren; zu Hunderten liegen sie und die Ihren in ihren dächerlosen Häusern an schweren Krankheiten darnieder und sterben dahin, ohne daß ein Geistlicher ihres Glaubens ihnen Trost spendet; sie haben das Bewußtsein, daß Gefangenschaft und Strafen ihrer warten, sobald sie vom Lager aufstehen; sie wissen nicht, wovon sie, die alles geopfert haben, leben sollen, doch aber tragen sie alles in Gottergebung, und diese Leute, die um ihres Glaubens willen

in das schwerste Unglück geraten sind, sollte ich verlassen, um in das Glück zu ziehen! nein, jetzt erst beginnt mein Beruf mir wichtige Aufgaben zu stellen. Konrad, ich muß hier bleiben; wenn aber der Krieg zu Ende ist und das Leid hier sich verblutet hat, dann will ich mit Freuden dein Weib werden."

Sie hatte edel und mit schwärmerischer Begeisterung gesprochen, erreichte aber bei Konrad die Wirkung, welche sie beabsichtigte, nicht; er dachte nur an sie und sich und rief verzweifelnd:

„Also erst dann! Wer weiß, wie lange es noch dauert, wie lange ich die furchtbaren Qualen der Sorge um dich tragen muß. Selbst jetzt, in diesem Augenblicke, wo du hier vor mir stehst, sehe ich dich im Geist im Arm jenes roten Dragoners, eine trunkene Masse Lumpen und Weiber um dich herum . . . . ."

„Konrad, um Gottes willen, du bist wahnsinnig!"

„Nein, das bin ich nicht," sagte er, plötzlich ruhiger werdend, „Martha, ziehe mit mir, werde mein Weib!"

„Du weißt, wie sehr ich dich liebe, aber erspare mir alle weiteren Worte; ich bleibe meiner Pflicht getreu!"

Konrads plötzliche Ruhe war die Ruhe vor dem Sturm gewesen, dieser brauste jetzt mächtig in ihm auf:

„Also du willst nicht mit mir gehen; nun so weiß ich es, daß du mich nicht liebst; was du mir von Liebe gesagt hast, war erlogen . . ."

„Konrad!" schrie Martha entsetzt.

Aber dieser hörte nicht. „Nun, wenn du mich nicht liebst, so bin ich zu stolz, um deine Gunst zu betteln; dann bleibe, wo du bist!" Rasend vor Wut verließ er das Zimmer.

„Konrad!" rief Martha nochmals und stürzte dann besinnungslos zu Boden; der furchtbare Kampf, der während der Unterredung mit dem Heißgeliebten in ihrem Innern getobt und den sie gewaltsam beherrscht hatte, und sein Ende waren doch zu viel für sie gewesen. Sie hatte mit Konrad, entgegen ihren Aussichten auf baldiges Glück, für die Bestimmung, welche nach ihrer Meinung Gott ihr auferlegt hatte, gekämpft; die Art ihres Sieges ließ sie zu Boden stürzen. Konrad war blind in seinen alten Fehler verfallen; weder seine Liebe zu Martha, noch seine eigenen Vorsätze und die Ermahnungen anderer, ja nicht die seines Vaters bei dem eben erst stattgefundenen ergreifenden Abschiede von ihm für immer hatten ihn vor einem so furchtbaren Rückfall bewahren können. Lange Jahre sollte er darunter zu büßen haben. — Als er in sein Zimmer zurückgekommen war, legte sich sein Zorn allmählich und ging bald in schwere Zerknirschung über. Er beschloß, zur Besinnung zurückgekehrt, sofort seine Leidenschaftlichkeit wieder gut zu machen, und wollte wiederum zu Martha gehen; doch furchtbar sollte seine Strafe sein: an ihrer verschlossenen Thür wurde ihm die entsetzliche Botschaft, daß jene ohne Bewußtsein in ihrem Zimmer aufgefunden worden und noch nicht wieder zu sich gekommen sei. Erschüttert wankte er fort, um mit Qualen, Angst und Vorwürfen den nächsten Morgen abzuwarten. Sobald es an diesem möglich war, fragte er nach Marthas Befinden, erhielt aber die niederschmetternde Nachricht, daß sie viel zu krank sei, als daß sie ihn sprechen könne.

Am Mittag lief die Frist ab, welche er noch in der Stadt verweilen durfte und die er vergeblich zu verlängern suchte. Da ritten drei Reiter aus den Mauern: Konrad, äußerlich stolzen Hauptes, aber im Innern verzweifelt und in seinem Selbstbewußtsein zerschmettert; der junge Wolfram, welcher noch schmerzlich nach dem Gefängnis seines Vaters hinübersah, und des Ersteren treuer Diener Vogt.

Unter den im Lazarett zu Glatz verwundet Zurückgebliebenen war auch der Lieutenant Marx, der Verehrer der hübschen Barbara, der Tochter des Freirichters Hans Wolf, dessen Liebe bei der täglichen Begegnung und als er sah, wie tüchtig das Mädchen ihren freiwillig übernommenen Pflichten oblag, noch gestiegen war; von neuem

und immer stärker ward jetzt der Wunsch in ihm rege, sie ganz zur seinen zu machen. Marx war ein tüchtiger Soldat, aber er hatte jetzt des Krieges genug gesehen und sehnte sich nach dessen Ende und seinem vor kurzem durch den Tod des Vaters an ihn übergegangenen Besitz, in welchen er seine geliebte Barbara als Herrin einführen wollte; nicht Glaubenseifer, sondern Lust am Kriegerleben hatte ihn einst zu den Fahnen getrieben; letztere war gesättigt, die evangelische Sache aber hielt er nach den Niederlagen, die sie erlitten hatte, verloren. Als er der Genesung nahe war, faßte er sich ein Herz und bot Barbara seine Hand an, indem er ihr vorschlug, zugleich mit ihm Glatz zu verlassen, sich in einer evangelischen Stadt mit ihm trauen zu lassen und ihm als sein Weib in seine Heimat zu folgen. Barbara war überrascht über den Antrag, gestand ihm aber bald ihre Gegenliebe. Sie hatte im Lazarett freudig ihre Pflicht gethan, doch war sie durchaus nicht von Marthas schwärmerischer Hingabe an ihren Beruf als Krankenpflegerin erfüllt; ihre Anlagen und Neigungen trieben sie mehr zur Thätigkeit in Haus und Wirtschaft. Zugleich aber mit dem Geständnisse ihrer Liebe erklärte sie dem Lieutenant Marx entschieden, daß sie ohne ihres Vaters vorherige Einwilligung nimmermehr auf seine Pläne eingehen und sein Weib werden würde, und hielt an diesem Entschluß trotz aller Bitten fest. Wo aber war ihr Vater, der Freirichter Hans Wolf? Niemand wußte es; Marx war in Verzweiflung; denn in den nächsten Tagen mußte er, da die Kaiserlichen jeden gewesenen feindlichen Soldaten ohne weiteres auswiesen, Glatz und die Grafschaft verlassen und von jenem, der allein ihm die Entscheidung über sein Glück bringen sollte, war nichts zu hören.

Unterdessen waren die geflüchteten Bauern meist in ihre Dörfer zurückgekehrt, nachdem ihnen der Erzherzog Karl, da er wohl einsah, daß ohne sie und ihre Feldarbeit das Land vollständig zur Wüste würde, bei sofortiger Rückkehr Straffreiheit zugesichert und die kaiserlichen Truppen mit Ausnahme der Besatzung von Glatz das Land geräumt hatten. Einst wohlhabende Leute waren sie aus blühenden Dörfern geflüchtet; zerlumpt, verwildert, verhungert kehrten sie in deren Trümmer zurück, von zehnen immer einer; die anderen waren bei den Plünderungen erschlagen, im Gefecht gefallen, standen als Soldaten im Felde oder hatten der Grafschaft für immer den Rücken gekehrt; wer zurückkam, suchte sich auf den Resten seines Besitzes wieder einzurichten und stellte die Waffen bei Seite, freilich nur so, daß er sie, wenn es Not that, rasch ergreifen konnte.

Nur die Führer der Bauern, die Freirichter, waren von des Kaisers und Erzherzogs Gnade ausgeschlossen und hielten sich verborgen, sodaß niemand ihren Aufenthalt erfuhr. Alle Versuche des Lieutenants Marx, den von Barbaras Vater zu erfahren, waren vergeblich.

Der letzte Tag, welchen Marx in Glatz zubringen durfte, war angebrochen; morgen Mittag mußte er die Stadt verlassen; da kam gegen Abend ein kaiserlicher Musketier in das Lazarett und verlangte die Oberin zu sprechen. Als Martha, die von ihrer Krankheit wieder hergestellt war, ihn in ihr Zimmer hatte führen lassen und nach seinem Begehren fragte, sprach jener:

„Verzeiht, wenn ich Euch täuschte, ich bin kein kaiserlicher Soldat; wenn ich Euch aber jetzt meinen Namen nenne, so gebe ich Freiheit und Leben in Eure Hand. Doch ich weiß, daß ich zu Euch Vertrauen haben kann: ich bin der Freirichter Hans Wolf, ein geächteter Flüchtling, und komme, um von meiner Tochter Abschied zu nehmen und über die Pläne für unsere Zukunft mit ihr zu sprechen. Ich bitte Euch, seid mir behülflich, daß ich mit Barbara ungestört reden kann."

Martha war erschrocken, als der Freirichter seinen Namen nannte; sie wußte wohl, welches Schicksal ihm, wenn er erkannt und ergriffen würde, drohte; aber zugleich war sie auch entschlossen, der Bitte des so außerordentlich hochverdienten Mannes, der zugleich der Vater ihrer Freundin Barbara war, zu willfahren. Sie rief diese ins Zimmer und ließ beide allein.

Barbaras Freude, zugleich aber auch ihr Schreck, ihren Vater hier zu sehen, war grenzenlos; bald aber überwiegte die erstere; sie war gewöhnt, ihren Vater mit den Gefahren spielen und sie überwinden zu sehen; ihre Freude war aber um so größer, als sie hoffte, daß derselbe jetzt über ihr Schicksal entscheiden würde, und weil sie ja auch ihm eine Zufluchtsstätte bieten konnte. Sie sah, daß ihr Vater nur kurze Zeit bei ihr bleiben konnte, wünschte, ihn sobald als möglich den hier lauernden Gefahren entrückt zu sehen, und erzählte ihm daher sofort ihre und ihres Geliebten Pläne und auch dessen Absicht, dem gehetzten Vater ein ruhiges, sicheres Heim zu bieten; dann bat sie um Erlaubnis, Marx zu holen. Dieser kam und bat den Freirichter um die Hand seiner Tochter, welche ihm Hans Wolf, freudig überrascht von der glücklichen Lösung aller Wirren und von der ehrenwerten Gesinnung des Lieutenants überzeugt, schnell entschlossen von Herzen gern gewährte. Es wurde verabredet, daß er sofort Glatz verlassen und morgen mit seiner Tochter und Marx in Silberberg zusammentreffen sollte. Barbara rief Martha herbei und teilte ihr den Wechsel in ihrem Schicksal mit, was diese mit Freude und Teilnahme anhörte. Als Hans Wolf und bald darauf Marx dann das Zimmer nach kurzem Abschied verließ, trat aus einer Nische im Flur ein Soldat, einer jener Bauern, die Thurn einst gerettet hatte und der sich hier als Verwundeter im Lazarett befand, an letzteren heran und sagte:

„Lieutenant, der Mann, der eben vor Euch aus dem Zimmer dort kam, war der Freirichter Hans Wolf; ich erkannte ihn sofort und habe hier Posten gestanden, bis er herauskam; denn er war in großer Gefahr, wenn er erkannt wurde; ich verrate ihn aber gewiß nicht."

Entsetzt darüber, wie leicht sein eben erst beginnendes Glück hätte getrübt werden können und was seinem Schwiegervater gedroht hätte, bat Marx den Soldaten um Stillschweigen; da antwortete jener:

„Wenn ich ihm hätte schaden wollen, so hätte ich dies gethan, so lange er hier im Zimmer war, doch unseren tapferen Bauernoberst verrät kein Sohn der Grafschaft."

Am anderen Morgen trafen Marx und seine Braut in Silberberg den glücklich entronnenen Freirichter, und die drei erreichten zusammen von dort aus nach langer Reise ungehindert des Lieutenants Heimat in Pommern, wo für alle ein neues, glückliches Leben begann.

Martha von Reichenbach sah sie, wenn auch ohne Neid, doch mit trüben Gedanken scheiden. Was wurde aus ihr selbst und ihrer Liebe zu Konrad?! und doch sagte sie sich: „Ich habe recht gehandelt!"

Zweiter Teil. Von Glatz nach Lützen.

I.

Am 10. Februar 1625 herrschte eine furchtbare Aufregung in der sonst seit der Belagerung so totenstillen Stadt Glatz; bange Gewitterschwüle, die Ahnung drohenden Unheils hatte bisher über der ganzen Grafschaft gelegen; jetzt war das Gewitter zum Ausbruch gekommen und hatte deren Bewohner mit einem Schlage getroffen, welcher die einst so mannhaften, trotzigen Männer zu Boden warf; die angesehensten Führer des Volks wurden plötzlich verhaftet. Und doch mußten sie schon lange darauf gefaßt sein; das blutige Strafgericht, welches der Kaiser in Prag über die böhmischen Rebellen ausgeübt hatte, stand lange vor ihnen, wie ein drohendes Gespenst; ein Teil der angesehensten Männer schmachtete schon seit 2½ Jahren ohne Urteilsspruch im Gefängnis, ein anderer war, um der drohenden Strafe zu entgehen, geflüchtet; schon lange war

die Rache des Kaisers und seines Bruders, des Erzherzogs Karl, den ihnen dieser — zu ihrem Schrecken — zum Landesherrn gegeben, jenes Fürsten, der ihnen die wilden Kosaken erbarmungslos auf den Hals gehetzt hatte, zu erwarten; doch der Kaiser hielt die Rebellen an einem langen, aber festen Bande; als er nun keine Schritte zu ihrer Bestrafung vornehmen ließ, regte sich in der Brust der Einzelnen allmählich die Hoffnung auf Gnade und Vergessen und eine Anzahl der Flüchtlinge kehrte, sicher gemacht, zurück, und noch eine andere Hoffnung schien ihnen zu leuchten: immer wieder drang in jener Zeit das Gerücht nach Glatz, daß die evangelischen Heere aus dem Norden Deutschlands nach Schlesien und Böhmen vordringen und sie befreien würden. Da zog das Ungewitter über die Hoffenden herauf: Mitte 1624 erfuhren sie, daß der Kaiser die Untersuchung gegen sie durch eine sogenannte Exekutions-Kommission befohlen hätte; noch aber dauerte die Ungewißheit ein halbes Jahr; dann wurden zum 10. Februar 1625 die angesehensten Männer von Stadt und Land auf das Rathaus vorgeladen und, nachdem dies von Soldaten umstellt war, sämtlich verhaftet und in die erhaltenen Reste des Schlosses und andere Gebäude gefangen gesetzt. Ein Schrei der Verzweiflung erschallte in der verwaisten Stadt, in welcher aus der stolzen, reichen Bürgerschaft eine niedergedrückte Masse Armer geworden war, die, von Krankheiten heimgesucht, dem Hunger preisgegeben war, oft nicht einmal Haferbrot zu essen hatten, und denen ihr Trost, der Gottesdienst, genommen war, der Stadt, in welcher die Häuser noch ohne Dächer waren, die großen Vorstädte von der Belagerung her noch in Trümmern lagen; aber es war zugleich ein Schrei der Ohnmacht! wie hätten sich die entwaffneten und entkräfteten Menschen zur Wehre setzen können! Jetzt war das zurückbleibende Volk ganz verwaist. Wie lange würden die Verhafteten im Gefängnis schmachten, wer von ihnen je wieder herauskommen?

So sorgenschwer auch die würdige Frau Agnes, des Waffenschmieds Keil Ehefrau, der Zukunft entgegensah, jetzt freute sie sich doch von Herzen, daß ihr Mann längst der Gefahr entronnen war; manchmal hatte sie in der ersten Zeit gemurrt, daß er vielleicht ohne zwingende Not weggegangen wäre; aber wenn sie an den Stadtschreiber Kuttner, Bernhard von Panwitz und deren Leidensgefährten dachte, welche seit der Uebergabe von Glatz hoch oben auf dem Schlosse in festem Gewahrsam saßen, dann schauderte sie und bat es ihm von ganzem Herzen ab, und jetzt dankte sie Gott auf den Knieen für ihres Mannes Rettung; sie wußte sehr wohl, daß auf die Anklage des Hochverrats der Tod stand, und kannte das grausame Strafgericht von Prag. Am Tage nach der allgemeinen Verhaftung kamen mehrere Beamte der schrecklichen Kommission zu ihr und stellten ein scharfes Verhör über den Aufenthaltsort ihres Mannes mit ihr an, doch Frau Agnes verriet ihn selbverständlich trotz aller Drohungen nicht; als sie dann unverrichteter Sache weggehen wollten, ließen sie ihr die Anklageschrift gegen ihren Mann zurück, und einer der Beamten sagte: „Sei nicht thöricht, sage deinem Mann, daß er zurückkommen solle, wir können dich versichern, daß er Gnade findet, wenn er reuig heimkehrt und der Ketzerei abschwört."

Da aber kamen sie Frau Nese gerade recht; die in den letzten Jahren so still gewordene Frau erfaßte ein arger Zorn, und sie übergoß die Beamten mit einem solchen Strom von bösen Worten, daß diese sprachlos, wie ausgescholtene Schulbuben vor ihr standen und schließlich das Feld räumten.

„Mutter, was hast du gethan!" sagte erschrocken ihr jüngster Sohn, das einzige Glied der Familie, welches bei ihr geblieben war, „jetzt werden sie sicher auch dir an den Kragen gehen!"

Doch Frau Nese gab keine Antwort, sondern setzte sich hin und weinte bitterlich; dann aber warf sie die Anklageschrift ungelesen ins Feuer.

Drei Viertel Jahre dauerte die Untersuchung, drei Viertel Jahre blieben die Verhafteten, auf das engste zusammengepfercht, im Gefängnis; schwere Krankheiten brachen unter ihnen aus; sank doch bei vielen von ihnen infolge der Verzweiflung über ihr

Geschick die geistige Spannkraft, welche den geschwächten Körper aufrecht erhält, tief herab; vergebens reichten ihre Verwandten und Freunde Gnadengesuche für sie ein, vergebens hofften sie, als der Erzherzog Karl gestorben und der Kaiser wieder in Besitz der Grafschaft gelangt war, auf Milde. Im November wurde endlich die furchtbare Spannung vom Volke genommen, in den Tagen vom 6. bis 22. dieses Monats auf dem Glatzer Schlosse das Urteil verkündet: das furchtbare Blutbad von Prag fand keine Wiederholung, allen wurde „Leib, Leben und Ehre" geschenkt, aber 69 Edelleute, zwei Drittel der Ritterschaft und 88 Bürger und Bauern, unter letzteren namentlich die Freirichter, wurden ganz oder teilweise ihres Vermögens, ihrer Güter und ihrer Freiheit verlustig erklärt; u. a. wurden Bernhard von Panwitz und Salomon Kuttner zu ewigem Gefängnis und ebenso, wie der Waffenschmied Keil, zum Verlust ihrer gesamten Habe verurteilt. Gott sollte die beiden ersteren bald erlösen.

Zum Schluß wurde allen anderen der kaiserliche „Pardon" verkündet und auch am 26. November von der Kanzel der Pfarrkirche durch einen Jesuiten feierlich verlesen; denen, die nicht bestraft waren, ward alles vergeben und vergessen, und doch sollte die furchtbarste Strafe, welche den Glatzern ihren Glauben nahm und ihre besten Glieder in die Fremde trieb, der Zwang, katholisch zu werden, noch kommen! Der Kaiser hatte den Rebellen das Leben gelassen, aber er saugte der schon auf das äußerste erschöpften Grafschaft durch die Einziehung des Vermögens das letzte Mark aus und nahm ihr die Möglichkeit, sich wieder empor zu raffen.

Ein Teil der Verurteilten hatte sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen, ein anderer war ihr durch den Tod entgangen: 30 der Angeklagten waren in dem kurzen Zeitraume von der Belagerung bis zur Verurteilung an den Folgen der körperlichen und geistigen Leiden gestorben; für diese mußten dann ihre unschuldigen Kinder büßen; auch sie verloren ganz oder teilweise ihre Güter.

Als Frau Agnes die Verurteilung ihres Mannes zum Verlust seiner Habe erfuhr, da wollte ihr zuerst das Herz brechen, sie sollte ihr Haus, die heißgeliebte Stätte ihres Wirkens, verlassen; ruhiger geworden, sann sie dann lange nach und sandte endlich ihren Sohn nach Liegnitz, wo ihr Mann, der bewährte Meister, eine Stelle als Waffenschmied am herzoglichen Hofe gefunden hatte; er sollte ihm sagen, daß sie ihm jetzt, da keine Hoffnung vorhanden sei, ihren Besitz zu erhalten, nachziehen wollte. Ihr Sohn kam, mit Ungeduld erwartet, zurück und brachte ihr seine Zustimmung Da packte sie ihre Sachen, reinigte das ganze Haus von oben bis unten, damit ihre Nachfolger ihr nichts Schlimmes nachsagen könnten, warf noch zum letzten Male einen Blick in die Kirche, in welcher sie getauft und getraut und so oft zur Andacht gegangen war, und die sie, seit sie wieder zum katholischen Gottesdienst geweiht war, nie mehr betreten hatte, und verließ dann mit ihrem Sohne still und schweren Herzens, aber doch froh, mit ihrem Manne wieder vereinigt zu werden, ihr Haus und die Stadt, die Stätte ihres Glücks und ihres Leides.

Der vertriebene evangelische Pfarrer von Glatz Matthias Keil feierte in der Kirche der kleinen, so schön gelegenen Bergstadt Reichenstein im Jahre 1625 das Weihnachtsfest. Die Stadt gehörte den protestantischen Herzögen von Brieg und bot ihm zu jener Zeit einen Zufluchtsort, von welchem aus er die Seelsorge über seine Heerde, welcher ja ihr Gottesdienst und Gotteshaus genommen war und die in unerschütterlicher Treue zu ihm hielt, ausübte. Freilich gingen diejenigen, welche näher an Frankenstein oder Silberberg wohnten, dorthin zur Kirche, aber doch hatte Keil großen Zuspruch, da auch aus den anderen Kirchspielen der Grafschaft, welche alle ihrer Hirten beraubt waren, das Volk zu ihm strömte. Die kaiserlichen Behörden und die Jesuiten in Glatz suchten den Besuch des auswärtigen Gottesdienstes zu hindern, aber vergebens; die Protestanten gingen in der Dunkelheit von ihrer Heimat weg und kehrten in der Dunkelheit zurück; sie zogen heimlich, da die geraden Straßen bewacht wurden, auf Umwegen dorthin, oft

Digitized by Google

mitten im Winter durch den Schnee der Gebirge; es wurden Strafen angedroht und über sie verhängt; es half nichts, sie ließen sich nimmermehr abschrecken.

Nie war eine kirchliche Feier ergreifender, als die am Weihnachtsabend 1625 in der Kirche zu Reichenstein, nie eine Gemeinde andächtiger. Vor 4 Wochen war das furchtbare Strafgericht über die Bevölkerung der Grafschaft ergangen und hatte den Seelenschmerz und die Schwere des Geschicks auf das höchste gesteigert; seit jenem Schreckenstag war hier heute wieder der erste allgemeine Gottesdienst für die Glatzer; so lange waren die Thore der Festung gesperrt gewesen, als sie aber wieder geöffnet wurden, sehnte sich das gemarterte Volk nach dem Troste seines geliebten Predigers und, während in Glatz die prunkvolle für den katholischen Gottesdienst wiederhergestellte Pfarrkirche fast leer stand, konnte die einfache Kirche von Reichenstein die Menge der Gläubigen, die den 2½ Meilen langen Weg von dort im tiefen Schnee zurückgelegt hatte, kaum fassen. Und der würdige Pfarrer brachte ihnen Trost. Nachdem er über das Evangelium des Tages gepredigt hatte, ließ er sie, so recht ihrer Stimmung angemessen, das Lied singen:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir!"

Und dann mahnte er sie in hinreißenden Worten, nicht von der Hoffnung abzulassen, im Glauben fest zu beharren und auszuhalten bis in den Tod und stärkte durch seine zuversichtlichen, packenden Worte in seinen Zuhörern den Willen zum Widerstand, zum Kampfe gegen die Bekehrungsversuche der Katholiken.

Das Wetter war trübe, die wenigen Lichter in der Kirche brannten dunkel, aber in den Herzen der Glaubensstreiter stieg als heller Stern die Hoffnung auf, und als der Geistliche dann endete und die Gemeinde das hohe Lied der Protestanten: „Ein feste Burg ist unser Gott" sang, da hatte sie frischen Mut und neues Gottvertrauen gefaßt, und gar gewaltig drang dieses Schlachtlied durch die Mauern der Kirche.

Es war, als wenn ihre Hoffnung bald eine Bestätigung finden sollte; als sie aus der Kirche kamen, da hörten sie das Gerücht: „Der Mansfelder kommt mit einem evangelischen Heere zu unserer Befreiung; er will von Schlesien aus durch die Grafschaft nach Böhmen einfallen." Leute aus Neiße, welche zum Gottesdienst gekommen waren, hatten die Kunde mitgebracht und erzählten, wie bestürzt man darüber am Bischofshofe sei. Mit Jubel empfingen die Glatzer die Botschaft, das beste Weihnachtsgeschenk, das ihnen werden konnte.

Auch Martha von Reichenbach, welche noch immer in Glatz ihrem wohlthätigen Berufe lebte, hatte den weiten anstrengenden Weg von dort im tiefen Schnee zurückgelegt und dem Weihnachtsgottesdienst beigewohnt; nach Beendigung desselben suchte sie ihren väterlichen Freund, den Pfarrer Keil, auf und ging dann, von diesem geleitet, zu ihrem Verwandten, einem uralten Herrn von Reichenbach, der hier als Flüchtling lebte. Auch sie vernahm unterwegs jene Freudenbotschaft und erzählte sie diesem nun, auf das lebhafteste davon angeregt. Doch der alte Herr schüttelte den Kopf:

„Kinder! gebt Euch doch nicht voreiligen Hoffnungen hin! Mansfeld soll in den Niederlanden liegen und hat einen weiten Weg hierher; zwischen ihm und uns aber stehen Tilly und der furchtbare Wallenstein; die werden ihn schwerlich durchlassen."

„Ja, aber diesen stehen doch der König von Dänemark und andere Fürsten gegenüber," warf der Pfarrer ein.

„Rechnet nicht zu sehr auf diese," erwiderte Reichenbach, „leider Gottes haben sie bis jetzt mit ihrem Heere nichts erreicht; überall ist der Kaiser zuletzt Sieger geblieben, namentlich infolge der traurigen Uneinigkeit und Unentschlossenheit der evangelischen Fürsten."

„Mansfeld soll aber ein tüchtiger Führer sein."

„Auch er ist bis jetzt von den übermächtigen, kaiserlichen Heeren meist geschlagen worden und wird kaum im stande sein, den Kaiser in seinen Erblanden zu besiegen."

„Nun," sagte der Pfarrer, „nach Eurer Ansicht haben wir ja wenig Aussichten; doch laßt dem armen Volke die Hoffnung; sie hält es aufrecht und erleichtert ihm sein bitteres Los, und dann ist ja bei Gott alles möglich; auch wir wollen uns an jene klammern; vielleicht schickt er uns doch auf diesem Wege die Rettung."

„Das gebe Gott," riefen Reichenbach und Martha, welche bisher still zugehört hatte. Dann frug ersterer:

„Nun Martha, was macht mein armer Bernhard, der ehrenfeste Panwitz? wie erträgt er das furchtbare Geschick und seine Leiden?"

„Gefaßt und gottergeben; aber ich fürchte doch, daß wir ihn bald verlieren werden, ebenso wie seinen Leidensgefährten, unseren würdigen Stadtschreiber Kuttner. Die beiden alten Herren haben zu lange in dem dumpfen Schloßgewölbe gelegen und jeder wirklichen Pflege entbehrt, als daß ihr Körper dies ertragen konnte."

„Mein Gott, welche Grausamkeit!" sprach der Pfarrer entrüstet.

„Ja, grausam gehen die kaiserlichen Behörden mit den Gefangenen um," klagte Martha, „oder sie lassen sie vielmehr grausam verkommen; als der Walditzer Stillfried, welchen sie in seinem Hause verhaften wollten, sich zur Wehre setzte und dabei schwer verwundet wurde, haben sie ihn auf das Glatzer Schloß geschleppt und ohne ärztliche Pflege liegen lassen, sodaß er nach wenigen Tagen elend umgekommen ist. Ich hatte mich schon längst erboten, der Gefangenen Pflege zu übernehmen; doch man ließ mich ohne Antwort, und erst als mein Beschützer, Oberst Neuhaus, der jetzt in Neiße steht, endlich wieder einmal nach Glatz kam, gelang es mir, durch diesen die Erlaubnis zur Pflege und zur Heranziehung eines Arztes zu erlangen. Der Anblick, den ich da hatte, war ein furchtbarer: die ersten Männer der Grafschaft im verwahrlosetsten, elendesten Zustande!"

„Braves, aufopferndes Kind!" lobte der alte Herr von Reichenbach jetzt seine Nichte. „Was hast du alles schon geleistet! aber berichte: was sagt Bernhand zu seiner Verurteilung?"

„Die Güter waren schon lange vorher vom Kaiser eingezogen; als die Kommission jetzt dem Oheim verkündete, daß er zum Verlust seiner ganzen Habe und ewigem Gefängnis verurteilt sei, rief er lächelnd: „Nun, die Güter habt Ihr schon lange, und dem Gefängnis werde ich bald durch meinen Tod entgehen, mich trifft die Strafe nicht hart," und als ihn dann ein Jesuit besuchte und ihm in Aussicht stellte, daß er Freiheit und Güter wieder erlangen könne, wenn er katholisch würde, wies er ihn ruhig ab; als dieser aber weiter in ihn drang und davon sprach, daß wenigstens die Söhne durch Glaubenswechsel sich die Güter retten könnten, rief er: „das wolle Gott verhüten, daß einer meiner Söhne um irdischer Güter willen an seinem Glauben zum Verbrecher werde. Herr Pater, Ihr wißt wohl nicht, was der felsenfeste Glaube eines Mannes ist, daß Ihr ein solches Ansinnen stellt?"

„Das war recht!" sagte der streitbare Pfarrer, „so müssen die schwarzen Schleicher abgefertigt werden."

„Doch wie nahm Panwitz die Nachricht vom Tode seiner Frau auf?"

„Er war zuerst sehr traurig über den schweren Kummer, welchen sie noch in den letzten Jahren durchgemacht hatte, dann sprach er, indem sein Gesicht wie verklärt aussah: „Es ist gut so, nun sehen wir uns bald wieder;" zuletzt aber bedauerte er seine armen Kinder und hat durch mich veranlaßt, daß die beiden Töchter und der einzige Sohn, welcher noch bei der Mutter war, bei seinem Bruder in Breslau Unterkunft fanden. Nun ist er auch darüber beruhigt und sieht seinem Tode ohne Furcht entgegen. Noch schwächer aber als er ist der Stadtschreiber, welcher mit ihm ein Zimmer teilt und der mit ebensolcher Ruhe sich auf sein Ende vorbereitet. Es ist ein Trost für beide, daß sie zusammen wohnen." —

Am Nachmittag desselben Tages trat Martha mit den Glatzern den Rückweg an; die Schwächeren wurden von den Kräftigeren zum Teil auf Handschlitten gezogen und

viele boten sich an, auch sie, den Mittelpunkt des ganzen Zuges, den Schutzengel der Gemeinde, auf ihren Schlitten zu setzen; doch lehnte diese es beharrlich ab und schritt tapfer ihres Weges, bis sie in später Dunkelheit, freilich sehr ermüdet, Glatz erreichten.

II.

Wer hätte es den Bewohnern der Grafschaft verdenken können, daß sie die Nachricht von Mansfelds Marsch nach Schlesien und Glatz, welche ihnen die vom Weihnachtsgottesdienst aus Reichenstein Zurückkehrenden brachten, mit Freuden aufnahmen, sie, die, gewaltsam unterdrückt und durch das Strafgericht des Kaisers zur Verzweiflung getrieben, nur von dem Siege der Truppen ihres Glaubens Befreiung zu erwarten hatten! Aber diese Freude durfte sich bei Gefahr für Freiheit und Leben nicht äußern. Wehe ihnen, wenn sie es wagten, offen dem neu erwachenden Gefühl der Hoffnung Ausdruck zu geben!

Und das Gerücht, daß Mansfeld nach Schlesien marschieren wolle, war wahr. Graf Mansfeld war wirklich im Oktober 1625 mit einem Heere aus den Niederlanden aufgebrochen, hatte im Dezember die Elbe überschritten und trug sich mit dem Plane, zwischen dieser und der Oder nach Schlesien vorzumarschieren und auf diese Weise den Kaiser in seinen Erblanden zu bedrohen. So groß die Freude des evangelischen Volkes über diese Nachricht war, ebenso groß war die Bestürzung der kleinen, aber herrschenden katholischen Partei: Glatz lag noch halb in Trümmern; die Festungswerke waren von den Schäden der Belagerung noch nicht wieder ausgebessert, die Magazine und Wälle standen leer; die verödete Grafschaft konnte nichts liefern; die Bevölkerung war durch schwere Kriege, Krankheiten, Hungersnot, Flucht, durch Werbungen für das kaiserliche und durch freiwilligen Eintritt in das evangelische Heer um zwei Dritteil gesunken, und sie war, wie man wohl wußte, durchaus auf Seiten des Feindes. Dabei hatte die Festung in jener Zeit eine Besatzung von der geringen Stärke von 48 Mann. Mit aller Eile fing man nun an, sie in Verteidigungszustand zu setzen und Soldaten anzuwerben; ferner wurde im März ein kaiserliches Regiment nach Glatz gelegt, zugleich aber das Volk auf das schärfste überwacht und durch schwer belästigende Vorsichtsmaßregeln, wie Schließen der Thore, Verbot des Zusammenstehens u. s. w. gequält.

Martha von Reichenbach saß am Bett ihres Oheims Bernhard von Panwitz, welcher noch in demselben Gewölbe gefangen gehalten wurde, in welchem einst seine Söhne von ihm Abschied genommen hatten; es war nur mit Bett, Tisch und Stuhl ausgestattet, aber es herrschte jetzt infolge Marthas Wirken eine bessere Luft und größere Sauberkeit darin; die beiden ehemaligen Mitbewohner desselben waren längst in anderen Räumen untergebracht und der, welcher dann an ihre Stelle gekommen war, der würdige Stadtschreiber Salomon Kuttner, der Patriarch der Bürgerschaft, am 5. Februar 1626, vor sechs Wochen, seinen Leiden erlegen, gestorben unerschüttert in seinem Bekenntnis, als Vater einst geliebt und jetzt betrauert von der ganzen Gemeinde. Seit jener Zeit war Bernhard der einzige Gefangene in diesem Raume, den auch er bald verlassen sollte. Denn, obwohl er, seit Martha auf dem Schlosse wirkte, sich in besserer Pflege befand, wurde seine Schwäche immer größer, so daß er das Bett nicht verlassen durfte. So lag er auf seinem Lager bleich und abgemagert, aber freundlich ruhte sein Auge auf der bei ihm sitzenden Pflegerin.

„Heute," sagte diese, „bringe ich dir gute Nachrichten, mein lieber Oheim; ein Bote des Obersten Neuhaus brachte mir einen offenen Brief von jemand, welcher uns sehr nahe steht," und errötend fuhr sie fort: „von deinem Sohne Konrad."

„Wie," fragte Panwitz erfreut, „von Konrad! er lebt noch! Und was macht Wolfram? Wenn Konrad schreibt, teilt er auch mit, was dieser macht."

„Beide sind gesund. Konrad steht in Nienburg an der Weser als Führer der beiden ehemals Thurnschen Reiter-Cornets, Wolfram ist beim Grafen Thurn."

„Gott sei Dank! Meine braven Jungen! Doch wie kommt es, daß er an dich schreibt und nicht an mich, und warum habe ich ein Jahr lang beinahe keine Nachricht?!"

„Konrad hat dir, wie er hier mitteilt, drei Briefe hintereinander geschrieben, aber niemals Antwort erhalten, und hält es nun für besser, sich an mich zu wenden, um etwas über dich zu erfahren und den Oberst Neuhaus zu bitten, den Brief in meine Hand gelangen zu lassen. Er vertraut es dem offenen Schreiben nicht an, aber jedenfalls glaubt er — und mit Recht, daß die Kaiserlichen dir die Briefe nicht ausliefern. Doch ich will dir sein Schreiben vorlesen; — und sie las, daß Konrad sie dringend bat, ihm Mitteilung über das Ergehen seines Vaters zu machen; er sehne sich sehr nach Nachrichten über denselben; ferner schrieb er über seine eigenen und Wolframs Schicksale — daß er jetzt in dänischen Diensten stände, und daß es voraussichtlich bald von neuem zum Schlagen kommen würde; Wolfram wäre mit Thurn zu den Schweden gegangen; er wäre bei Stadtlohn mit diesem zugleich verwundet worden, aber wieder ganz gesund" — „das weiß ich schon," schaltete der Greis ein — „und böte alle Aussicht, ein tüchtiger Mensch zu werden, welcher ihrem heißgeliebten Vater und seiner Familie Ehre mache." Damit brach Martha ab, indem sie sagte:

„Da der Brief durch kaiserliche Hände ging, kann er natürlich nichts von den Plänen Mansfelds enthalten und also auch keine Bestätigung des Gerüchts von dessen Anmarsch bringen; sonst würde er vielleicht frohe Aussichten in uns erwecken können."

„Für mich kommen die Aussichten zu spät; wenn wir auch wirklich befreit werden sollten, so erlebe ich es nicht mehr. Ich bin dem lieben Gott dankbar, daß er mich noch einmal von meinen Söhnen hat hören lassen und sie in Schutz genommen hat." Nach einer Pause sagte er dann, lächelnd mit dem Finger drohend:

„Martha, Martha, du hast mir den Schluß verschwiegen; wenn ich ihn nicht hören darf, muß ich annehmen, daß er ganz besondere Dinge enthält!"

„Nun, Oheim, wenn du ihn hören willst, so will ich ihn dir mitteilen; er lautet: dir will ich noch sagen, daß meine Gefühle noch ganz dieselben und ewig bleiben werden, wie einst, ehe ich mich so schwer versündigte. Ich gebe die Hoffnung auf Vergebung und Vereinigung mit dir nicht auf. Grüße den Vater und lebe wohl! Konrad von Panwitz."

Als sie gelesen, richtete sich der alte Herr etwas auf, sah ihr mit freundlichem Lächeln ins Gesicht und sagte:

„Was mag sich wohl der Oberst Neuhaus bei dieser Stelle gedacht haben? Mein armer Konrad schwer versündigt! — Doch ich weiß Bescheid; ich kenne Euer Geheimnis, den Wunsch meines Sohnes, daß er Vergebung finde und Vereinigung mit dir, der Heißgeliebten. In einem der wenigen Briefe, welche ich von ihm seit seinem Weggang erhielt, klagt er sich selbst seiner furchtbaren Leidenschaftlichkeit an, und daß er dich, die er so von Herzen liebe, so schwer gekränkt habe. Martha! darf ich, sein alter Vater, dich fragen, ob du ihm verzeihst?"

Verlegen und das Antlitz niederbeugend, antwortete diese:

„Ich habe ihm schon längst verziehen."

„Nun," rief der Greis, „ich habe vor meinem Tode nur noch wenig zu wünschen; einen Hauptwunsch hast du mir eben erfüllt. Gott gebe meinem Sohne, daß, wenn der Friede zurückkehrt, er dich heimführen darf als das beste Weib, welches er finden kann!"

Martha küßte ihm die Hand; nachdem sie dann noch länger mit dem Kranken, dem sie, wie man ihm ansah, damit eine wahre Herzensfreude bereitete, über ihre Liebe gesprochen hatte, bat sie ihn, ihr zu sagen, was sie antworten solle, da sie noch heute Gelegenheit hätte, den Brief nach Reichenstein mitzugeben, von wo er sicher weiter befördert würde.

Digitized by Google

„Sende ihm meine besten, wärmsten Grüße und schreibe ihm die Wahrheit, daß ich bald den Tod erwarte und daß ich fest überzeugt sei, daß er und Wolfram am Glauben festhalten würden, so lange sie leben; ich hoffe bestimmt, daß, wenn sie nicht im Kriege fielen, sie schon hier auf der Erde den Lohn dafür finden würden. — Was sonst zu berichten ist, weißt du ja; vergiß auch nicht meiner Verurteilung zu erwähnen, ihm zu sagen, daß wir unsere Güter verloren haben. Und dann," fügte er mit lächelnd bittendem Ausdruck hinzu, „schreibe ihm auch nicht zu hart in deinem eigenen Namen."

Martha schrieb darauf in der freundlichsten Weise an Konrad; von Liebe aber war keine Rede in dem Briefe.

Einige Wochen später trat eines Tages der katholische Dechant der Grafschaft, Herr Hieronymus Keck von Eisersdorf, ein Mann von würdigem und klugem Aussehen, in das Gefängnis des alten Herrn von Panwitz, welcher immer schwächer geworden war. Der Dechant war eine Persönlichkeit, die selbst ihren Gegnern Achtung abnötigte. Während alle anderen katholischen Geistlichen schon vor dem Aufstand 1622 ihre Pfarreien hatten verlassen müssen, weil ihre Pfarrkinder evangelisch geworden waren, hatte er durch seine hinreißende Beredsamkeit und das Beispiel seines Wandels seine einstmalige Dorfgemeinde beim alten Glauben erhalten; freilich wäre er später beinahe von der Hefe des Volkes ermordet worden und verdankte seine Rettung nur dem entschlossenen Eingreifen Bernhard von Panwitz', mit welchem er seit ihrer Jugend befreundet war; doch hatte dieser nicht verhindern können, daß man ihn auf das Schloß in Gefangenschaft setzte, aus welcher er erst durch die Kapitulation von Glatz befreit wurde; dann war er von seinen Landesherren zur Belohnung für seine Verdienste und Entschädigung für die ausgestandenen Drangsale in den Adelstand erhoben und mit einem Gute, welches man einem evangelischen Edelmann wegnahm, beschenkt worden.

Als er ins Zimmer trat, erkannte er seinen alten Freund nicht wieder, in solcher Weise hatte ihn die Krankheit verändert. Panwitz winkte ihn heran und sprach, ihm forschend ins Gesicht sehend:

„Wenn du als alter Freund zum Freunde kommst, so sei vielmals gegrüßt; kommst du aber, wie schon mehrere Male Eure Jesuiten, um einen reuigen Sünder aus mir zu machen und mich zu bekehren, so kommst du vergeblich und verbitterst mir nur die letzten Stunden meines Lebens, das rasch zur Neige geht."

„Panwitz, ich komme, weil ich höre, daß du dem Tode nahe bist (ich weiß, daß du ein Mann bist, welchem man so etwas ungescheut sagen kann), und da halte ich es für meine Pflicht als Freund, zu sehen, ob keine Sinnesänderung zum Heile deiner Seele in dir vorgegangen und es denn nicht möglich ist, dir die Tröstungen unserer Religion auf deinen letzten Weg mitzugeben."

„Hieronymus, lasse weitere Worte, eben da du mein Freund bist; mein Sinn, d. h. mein Glaube hat sich nicht geändert und wird sich nicht ändern. Du bist ein überzeugter Katholik und hast einst viel deshalb dulden müssen; was würdest du wohl sagen, wenn man dir zumuten wollte, deinen Glauben zu wechseln, zu bekennen, daß du für Irrtümer vergeblich gelitten hast. Nicht der ist in meinen Augen ein Ketzer, welcher, in einem anderen Glauben erzogen, mit ganzem vollen Herzen an ihm hängt und für ihn sein Leben läßt, sondern der, welcher sein Bekenntnis um äußerer Vorteile willen oder aus Wankelmut und Gleichgültigkeit wechseln kann. Lasse mich, mein alter Freund, du bekehrst mich nicht; gern will ich mich noch einmal mit dir, wie in alten Tagen, unterhalten, aber ganz wie damals unter dem Uebereinkommen, daß keiner über Religion spricht."

Keck saß lange, in tiefes Sinnen versunken, dann sagte er mit traurigem Tone:

Nun mein Freund, ich kenne dich als festen Mann und weiß, daß, wenn du einmal einen Entschluß gefaßt hast, niemand ihn ändern kann; ich sehe leider sofort,

Digitized by Google

nachdem ich dich seit langer Zeit wieder einmal spreche, daß jeder Versuch, dich zum alten Bekenntnis zurückzuführen, vergeblich wäre, und will dir nicht weiter zureden oder dich nach deiner Meinung quälen, so schwer es mir auch wird, dich, meinen alten Freund, im Irrglauben sterben zu sehen;" Panwitz winkte mit der Hand; „aber beten will ich für das Heil deiner Seele, daß Gott dir Gnade schenke in jener Welt."

Der Kranke drückte ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand; dann trat eine Pause im Gespräch der beiden Männer ein, welche, einst und auch jetzt noch befreundet, so himmelweit in ihren Ansichten auseinander gingen und für dieselben keinen Vereinigungspunkt finden konnten. Endlich sagte Panwitz:

„Noch habe ich eine Bitte an dich; du bist jetzt der einflußreichste Mann in der Grafschaft und zugleich mein Freund: nimm dich meiner Kinder an, wenn du etwas für sie thun kannst; niemand weiß, wie der Krieg enden wird und welche Schicksale ihnen bevorstehen; solltest du einst einen günstigen Einfluß auf ihr Geschick haben können, so übe ihn um meinetwillen aus."

„Gern will ich dies thun, soviel ich vermag."

„Auch dann, wenn sie, wie ich bestimmt hoffe, evangelisch bleiben?"

„Auch dann!"

„Nun vielen Dank! Es ist dies ein Trost für mich; freilich wirst du ihnen die Güter nicht wieder verschaffen, doch können sie vielleicht deines Schutzes bedürfen; und nun noch einen Wunsch: ich möchte an der Seite meiner Frau und meiner verstorbenen Kinder in unserem Familienbegräbnis zu Raiersdorf ruhen; dir wird es vielleicht möglich werden, dies beim Pfarrer des dortigen Sprengels und dem dortigen Gutsherrn durchzusetzen. Ich wünsche, daß meine Kinder mich an ihnen bekannter Stelle begraben wissen."

Auch dies versprach der Dechant, welcher ihm, seinem Freunde, gern noch manchen Liebesdienst erwiesen hätte; immer wieder sah er mit dem Ausdruck warmer Trauer auf ihn hin, und als dieser dann bald von der Unterhaltung ermattet war, da wurde es ihm unendlich schwer, den alten Freund zu verlassen, noch dazu als Sterbenden und Ketzer.

Wenige Tage nachher, am 22. April 1626, starb der Märtyrer Bernhard von Panwitz, nachdem er auch die letzten Bekehrungsversuche der Jesuiten zurückgewiesen hatte, der edelste Vertreter der evangelischen Grafschaft, glaubenstreu, mutig, opferbereit und sich selbst aufopfernd bis in den Tod.

Martha von Reichenbach war in der Todesstunde bei ihm und drückte dem Einsamen die Augen zu, dessen Kinder weit in der Welt zerstreut waren und von ihm fern gehalten wurden; ihr hatte er noch die letzten Grüße an die Seinen übergeben; ihre Pflege hatte ihm das Gefängnis heimisch gemacht, und ihre Gegenwart hatte ihn des bitteren Gefühls überhoben, daß er im Elend allein — ein Verlassener — stürbe. Am 25. April wurde er in der Gruft seiner Väter beigesetzt, der letzte Panwitz auf Raiersdorf; kein Geistlicher geleitete und segnete seine Leiche; der evangelische Pfarrer war längst vertrieben, der katholische hatte mit dem Ketzer nichts zu thun; an seinem Sarge standen die beiden Töchter und Hans, sein jüngster Sohn, welche der Dechant Keck aus Breslau unter sicherem Schutz hatte kommen lassen, Martha von Reichenbach und die wenigen noch übrigen Bewohner des Dorfes, dessen Herrensitz, die Stätte von Bernhards einstigem Glück, noch immer in Trümmern lag.

Kurze Zeit nach seinem Tode mußte Martha die Stadt Glatz verlassen; die Jesuiten, denen ihr Einfluß auf die Einwohner schon längst ein Dorn im Auge war, setzten es, trotzdem sie auch bei den katholischen Behörden in Glatz das größte Ansehen genoß, trotz ihrer Verdienste und des Schutzes des Oberst Neuhaus durch, daß der Landeshauptmann ihr die Wahl stellte, entweder katholisch oder verbannt zu werden. Sie zog hinweg, aber noch nach vielen Jahren sprachen ihre Pfleglinge mit der größten Dankbarkeit von ihr als ihrer Wohlthäterin und Retterin.

Digitized by Google

Wer kann die Wechselfälle eines Krieges voraussehen! Eben war den unterdrückten Glatzern durch das Gerücht von Mansfelds Anmarsch ein Stern der Hoffnung aufgegangen; jetzt schien es wieder, als wenn sie den Unglücksbecher bis auf die Hefe leeren sollten: am 25. April schlug der furchtbarste Gegner der protestantischen Heere Wallenstein den Grafen Mansfeld an der Dessauer Brücke; die Glatzer verloren dadurch die Aussicht auf Befreiung; tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer, während die Kaiserlichen frohlockten und, sicher gemacht, die Truppen in Schlesien entließen und die Werbungen zum Kriege einstellten. Dann aber kam Ende Juli ganz unerwartet die bestimmte Botschaft: „Mansfeld kommt doch und steht schon an der schlesischen Grenze" und hob von neuem den Mut der Glatzer.

III.

Am 18. Juli 1626 rückte ein protestantisches Heer, zusammengesetzt aus Truppen des Grafen Ernst von Mansfeld und im dänischen Solde stehenden Regimentern unter Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, durch das Lebuser Thor in Frankfurt an der Oder ein. An ihrer Spitze ritt Graf Mansfeld, ein kleiner Mann mit runzeligem, durch eine mächtige Hasenscharte verunziertem, knabenhaft aussehendem Gesicht, aus welchem jedoch Kühnheit und hoher Verstand, mit Verschlagenheit gepaart, sprach; er war umgeben von einer Schar Offiziere, prächtiger Kriegergestalten, erprobter Soldaten; hinter ihm folgten zuerst die Truppen Mansfelds, an ihrer Spitze die Reiterei, die in Eisen gehüllten, schwer behelmten Küraſſiere, bewehrt mit dem Helm, Harnisch, Reiterschwert und Pistolen; Arkebusiere mit der Arkebuse, dem Gewehr; dann als berittene Infanterie die Dragoner, kräftige Leute auf kräftigen Pferden in starken Fähnlein oder Compagnien, von denen je ein Zug Piken, 2 Züge Gewehre trugen, bedeckt mit einem Eisenhut mit kreuzweis darüber gelegten Schienen, an der Seite ein Beil; hinter ihnen in scheinbar regellosen Haufen die Infanterie, die Pikeniere mit den riesenlangen Piken, dem Küraß und der eisernen Sturmhaube, Musketiere mit Muskete, Gabel, Schwert und Eisenhut; alle eine farbenreiche Masse, in welcher jeder nach Belieben gekleidet war und über der die bunten Cornets und Fähnlein luftig im Winde flatterten, Jung und Alt durcheinander, oft echte Soldatenerscheinungen, daneben verwitterte und verwilderte Galgen- und Räubergesichter. In scharfem Gegensatz zu diesen standen die nun folgenden Truppen des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar; zwar hatten auch sie ihre luftig flatternden Cornets, aber alle trugen die blau und gelbe Uniform ihres Kriegsherrn, des Königs von Dänemark. An ihrer Spitze ritt der Herzog, eine vornehme Erscheinung, ein ritterlicher Fürst und Offizier, hinter ihm seine weimarschen Reiter, dann die dänischen Regimenter Riese, Ranzau und Schlammersdorf und zum Schluß die schönste und kriegsbewährteste Truppe des Zuges, das Regiment von Baudiß, jetzt immer Baudissin genannt, die alten Glatzer Streiter des Grafen Thurn, gemischt aus Dragonern, Reitern und Fußvolk, geschlossener und stolzer, als die vorhergehenden, zusammengesetzt aus den Kämpfern von Glatz und für ihren Glauben fechtenden Freiwilligen in großer Zahl.

Vor der Thorwache stand ein jüngerer, langer Dragoneroffizier an der Spitze seiner mit gespreizten Beinen aufgepflanzten Leute zu Fuß, über der Brust die Feldbinde mit den Farben des Mansfelders tragend; er gehörte einer Dragonerfahne an, welche schon einige Tage vorher die Stadt besetzt hatte. Als die Truppen herankamen, ließ er durch seine Wache den Führern die gewohnte Ehrenbezeugung erweisen, indem er selbst dabei seinen Eisenhut abnahm, und schaute mit Interesse dem Einmarsch zu, namentlich der ihm noch unbekannten, weimarschen Regimenter. Sein Interesse aber wurde zur großen Aufregung, als das Regiment von Baudissin herankam und er dessen tapferen Führer, den Oberst von Baudissin, erkannte; er zog vor ihm den Hut und

konnte dabei einen leisen Freudenruf nicht unterdrücken; als er aber hinter diesem den Hauptmann von Plato erblickte, welcher wie immer kerzengerade und mit dem alten, grimmen Gesichtsausdruck im Sattel saß, da konnte er sich nicht halten und rief laut: „Willkommen, Herr Hauptmann von Plato!“

Dieser wandte seinen Kopf, halb erfreut, halb unwillig nach ihm, winkte ihm aber, als er ihn erkannte und schüttelte ihm mit einer Freundlichkeit, welche man bei dem alten Haudegen garnicht vermutete, die Hand. Dann kamen Dragoner, aus deren Reihen mancher ihn mit freudigem Zuruf begrüßte, Infanterie, endlich hinter diesen an der Spitze der schweren Reiter ein schöner, stattlicher Offizier auf herrlichem Rappen; da brach der Dragonerlieutenant vor seiner Wache in hellen Jubel aus:

„Hie Panwitz, hie Derfflinger!“

Der Reiteroffizier schaute auf, stieß dann denselben Ruf aus, ritt aus der Truppe heraus, sprang vom Pferde und umarmte jenen vor seinen Leuten, der Wache und dem umherstehenden Volke. Die alten Freunde Derfflinger und Panwitz sahen sich hier nach 4 Jahren endlich wieder. Doch nur kurz konnte die Begrüßung sein; letzterer mußte bei seiner Truppe bleiben; sie verabredeten daher, auf Derfflingers Vorschlag, daß sie sich, nachdem dieser von der Wache abgelöst wäre, in der uralten Weinschenke der Stadt, dem Verbrecherkeller, treffen wollten; dann schwang sich Panwitz wieder auf sein Roß, den treuen Sturm, welcher alle Kriegsereignisse bis jetzt mit ihm durchgemacht hatte, Derfflinger aber trat an seine Wache und sah, freudig erregt, aber voll Ungeduld, den ihm endlos erscheinenden Zug der mit Bauernpferden bespannten Artillerie und den ungeheuren Troß mit seinen Wagen, Troßbuben, Weibern und Kindern vorüberziehen.

Mansfeld war wirklich im Verein mit dem Herzog von Weimar auf Wunsch des Königs von Dänemark nach Schlesien aufgebrochen. Der König, welcher für die evangelische Sache das Schwert gezogen hatte, sah sich durch 2 gewaltige Feldherren Wallenstein und Tilly bedrängt und war deshalb auf Mansfelds Vorschlag eingegangen, den Kaiser durch ein Heer, welches sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, in Verbindung setzen sollte, in seinen Erblanden zu bekämpfen.

Einige Stunden später saßen die beiden Freunde in dem alten Verbrecherkeller zu Frankfurt an der Oder, beide wettergebräunte, jugendkräftige Krieger, Derfflinger noch immer der lebenslustige, muntere Bursche, während aus Panwitzs wie aus Stein gehauenen Zügen tiefer Ernst und eiserne Willenskraft sprach; man sah es ihm an: er war ein ganzer Mann geworden.

Ein arges Getümmel belebte heute den uralten, gewölbten, nur matt durch kleine Fenster erleuchteten Keller; riesige Fässer lagen an den Wänden aneinander gereiht; an den aus rohem Holz gezimmerten Tischen saß eine große Anzahl Mansfelder und Dänen bei einander in lauter Unterhaltung und sprachen dem Weine, welchen ihnen bärtige Küfer mit braunen Lederschürzen vorsetzten, wacker zu; es wurde den beiden Freunden, welche sich hier zu ihrer großen Freude nach so langer Zeit wiedertrafen, schwer, eine stille Ecke zu finden, und nur zu oft wurden sie dann, als sie endlich in einer Kellernische Platz genommen hatten, von Kameraden gestört, welche einen von ihnen begrüßen wollten. Zwischen ihnen standen auf einem Fäßchen zwei mächtige Becher von grünem Glase. Auf Derfflingers Gesicht erglänzte helle Freude, und selbst in Panwitz' steinernen Zügen konnte man den Ausdruck warmen Gefühls lesen.

„Nun, Panwitz, einen Willkommentrunk!“ rief Derfflinger frisch und hielt dem Freunde den Becher entgegen.

„Willkommen, Derfflinger!“ erwiderte der Angeredete, lebhaft mit ihm anstoßend, daß die Becher klirrten. Kaum aber hatte Derfflinger getrunken, so sprang er entsetzt auf und fing an, sich tüchtig zu räuspern.

„Donnerwetter, was ist das für ein schauderhaftes Getränk, das schnürt einem ja die Kehle zusammen!“

Digitized by Google

Panwitz lächelte: „Das ist der hiesige Landwein, zwischen Guben und Grünberg gewachsen.“

Derfflinger schüttelte sich: „Und durch diese Weinlandschaft müssen wir hindurch! O, hätte ich das geahnt! Hoffentlich ist diese saure Gegend nicht zu groß, und wir kommen bald nach Ungarn zum Bethlen Gabor; da giebt es doch bessere Sorten, als diesen Traueressig!“

„Derfflinger, du bist doch noch der Alte!“

„Und ich will es auch bleiben. Wahrlich, am Rhein und in den Niederlanden haben wir uns an einen besseren Trunk gewöhnt. Dieser hier paßt für das essigsaure Gesicht von Tilly, aber nicht für einen lustigen Mansfelder. Küfer, hast du nichts anderes zu trinken?“

„Gewiß, echten Wein vom Rhein, aber er wird hier selten verlangt, da er sehr teuer ist.“

„Ach was, teuer! Wenn man seinen besten Freund in der Welt nach langen Jahren wiedersieht, ist nichts zu teuer; also bringe uns vom besten Rheinwein! Nicht wahr, Panwitz?“

Dieser nickte, und bald stand eine andere Sorte auf dem Fäßchen zwischen ihnen, welche beiden herrlich mundete; indem sie dann von Zeit zu Zeit dem Glase zusprachen, erzählten sich die Freunde ihre Erlebnisse, ohne zu bemerken, daß der Nachmittag allmählich dem Abend wich. Sie hatten sich das letzte Mal gesehen, als Derfflinger auf Befehl des Grafen Thurn von Glatz ausgeritten war, um womöglich von Mansfeld oder Christian von Braunschweig Entsatz für die Festung zu bewirken; jetzt erzählte Derfflinger, daß er damals unter vielen Gefahren Mansfeld aufgesucht und endlich am 4. Oktober nach langem Umherirren gefunden habe, als er gerade mit dem Prinzen von Oranien in das von den Spaniern belagerte, von diesen beiden entsetzte Bergen op Zoom eingerückt sei, daß aber weder Mansfeld, noch der in der Schlacht bei Fleurus schwer verwundete Christian von Braunschweig im stande gewesen wären, das so weit entfernte Glatz zu entsetzen. Er selbst sei noch an demselben Tage, an dem er in Bergen angekommen wäre, infolge der furchtbaren Anstrengung und Aufregung vom Nervenfieber befallen worden und habe acht Wochen schwer krank in jener Stadt gelegen. Als er vom Krankenlager aufgestanden wäre, da hätte er den Fall von Glatz erfahren und zugleich vernommen, daß die Thurnschen Truppen aufgelöst worden seien und Mansfeld nach Ostfriesland abmarschiert sei; mittellos, wie er war, wäre er dann auf Zureden des Prinzen Moritz, welcher sich seiner in freundlichster Weise angenommen hätte, in niederländische Dienste gegangen, im Oktober 1624 aber, da es ihm hier nicht gefallen habe, als seine Dienstzeit abgelaufen war, in das neugeworbene Mansfeldsche Heer getreten. Mit diesem sei er nun hier nach Frankfurt gekommen und hätte hier seinen alten Freund und Waffenbruder ganz unvermuteter Weise wiedergefunden. — Beide tranken darauf einen tüchtigen Schluck; dann sprach Panwitz:

„Mir ist es so gegangen wie dir; ich habe ein großes Stück Welt seit unserer Trennung gesehen, aber doch auch nicht viel und namentlich nicht viel Erfreuliches erlebt. Das Ende der Belagerung kennst du; die Truppen blieben freiwillig beim Grafen Thurn und marschierten mit ihm durch Brandenburg nach Ostfriesland, wo der ritterliche Christian von Braunschweig unsere bewährten Fahnen mit Freuden aufnahm; ich lag noch einige Zeit an meiner Wunde in Glatz darnieder, als ich aber genesen war, ritt ich mit meinem Bruder Wolfram ihnen nach und wurde von unserem verehrten Grafen mit großer Freundlichkeit aufgenommen und wieder bei den Reitern eingestellt, während Wolfram nun vom Pagen zum Soldaten, und zwar Junker bei den Dragonern seines alten Gönners Plato wurde. Mit dem Braunschweiger zogen wir dann in den niedersächsischen Kreis; wir hatten damals Waffenstillstand mit den uns unter Tilly gegenüberstehenden Kaiserlichen; im Juli 1623, bald nachdem das halbe Jahr, während dessen wir — der Glatzer Kapitulation gemäß — nicht wider die Kaiserlichen fechten

durften, abgelaufen war, kam es von neuem zum Kriege und bald darauf zur Schlacht bei Stadtlohn, in welcher wir nach furchtbar blutigem Kampfe geschlagen wurden; beinahe wäre der Herzog gefangen worden, da bahnte sich Graf Thurn, welcher am anderen Flügel focht, mit uns, Reitern und Dragonern, auf die Nachricht davon einen Weg zu dem gefährdeten Fürsten, sammelte, was er an Truppen erreichen konnte, schlug sich mit dem Herzog mitten durch die Feinde durch und rettete jenen auf holländisches Gebiet nach der Feste Bredevort. Auch unseren tapferen Musketieren gelang es, durchzubrechen, aber sie verloren dabei ihren heldenmütigen Führer, das Muster von eiserner Ruhe und Kaltblütigkeit, den Hauptmann Senitz, welcher, von einer Kugel getroffen, auf der Wahlstatt blieb. Doch noch viel schwerer war der Verlust, welchen uns die Schlacht brachte, das Scheiden unseres ritterlichen Grafen von seinen Truppen. Beim Vordringen zum Herzog erhielt er einen Schuß in den Hals (ich bat ihn vergeblich, sich verbinden zu lassen), bald darauf einen zweiten und, als wir durch die feindliche Kavallerie dem Herzog einen Weg bahnten, einen Säbelhieb über die Schulter; wenn Wolfram ihn nicht im letzten Augenblick herausgehauen hätte, wobei auch er verwundet wurde, wäre er verloren gewesen; aber trotz seiner Wunden verblieb der Graf bei der Truppe und geleitete den Herzog nach Bredevort, zuletzt freilich so geschwächt, daß Mosch und ich ihn im Sattel aufrecht halten mußten; ihm allein verdankt der Herzog seine Rettung; seitdem aber haben wir Glatzer einen guten Namen in Norddeutschland und unser alter Schlachtruf: ‚Hie Glatz!‘ ist ein Schrecken für die Kaiserlichen.“

„Aber Graf Thurn, warum hat er euch verlassen?“

„Leider mußte der Graf, welcher sich in Geldern pflegen ließ, lange zubringen, bis er vollständig genas. Ehe er aber wieder dienstfähig war, hatte uns Herzog Christian notgedrungenermaßen mit allen anderen Truppen in Ostfriesland abgedankt, und waren die alten Glatzer, nachdem sie sich schon hatten in alle Welt zerstreuen wollen, im Frühjahr 1624 vom Könige von Dänemark angeworben worden; Thurn aber hatte zu diesem kein Vertrauen, desto mehr aber zum König Gustav Adolf von Schweden, in welchem er den einzigen Retter des evangelischen Deutschland erblickte, auch hatte ihm der Däne nicht die Stelle im Heere geben wollen, welche er zu verlangen berechtigt war; infolgedessen nahm er Gustav Adolfs glänzende Anerbietungen an und wurde Generalfeldwachmeister in seinem Heere. Wir aber haben ihn seit der Schlacht von Stadtlohn nicht wiedergesehen, hoffen aber immer noch, daß das Geschick uns einst wieder mit diesem Helden zusammenführt. Mein Bruder Wolfram, welchen der Graf in Geldern ebenfalls an seiner Wunde behandeln ließ, ist mit ihm nach Schweden gegangen und steht bei den schwedischen Reitern. Es war mir gar nicht recht; ich hätte ihn gern unter meiner Aufsicht behalten, doch tröste ich mich damit, daß er sich unter dem besten Schutz befindet.“

„Ich glaube dir,“ unterbrach ihn Derfflinger, „es mag dir schwer geworden sein, dich von Thurn und deinem Bruder zu trennen. Wie gern hätte ich den Grafen wiedergesehen und über meine Sendung berichtet! Sein Weggang ist auch ein schwerer Verlust für euch alle, und doch saht ihr Glatzer beim Einmarsch viel besser geordnet aus, wie die anderen Regimenter, die beste Truppe, welche ich je gesehen habe! Baudissin, euer jetziger Führer, hält euch wohl tüchtig in Ordnung?“

„Er ist freilich ein tüchtiger Führer, welcher es versteht, die Zügel scharf anzuziehen, wenn er will; aber du kennst doch seinen Grundsatz: ‚leben und leben lassen‘; für gewöhnlich läßt er sie ziemlich locker, und wenn wir nicht eine solche Masse gebildeter, ehrliebender Leute, namentlich in den vielen Flüchtlingen der Grafschaft und Schlesiens, nicht die ruhmreiche Vergangenheit hätten und die Idee sich nicht bei uns rein erhalten hätte, daß wir für unseren Glauben fechten, so wäre bei dem Beispiel der Verwilderung, welches uns die anderen Truppen geben, und dem für die protestantischen Heere so unglücklichen Verlauf des Feldzugs auch bei uns Ordnung und Gehorsam sehr gesunken; immerhin haben sie seit Thurns Weggang merklich gelitten.“

Digitized by Google

„Beklage du dich nicht zu sehr, du strenger Richter! Da lerne erst unsere Mansfelder kennen; die sind wahrhaft verwildert; doch soll Mansfeld jede Unordnung und jede Bedrückung der Einwohner in Schlesien, welche er für unsere Sache zu gewinnen hofft, verhindern wollen; ich bin neugierig, ob er das fertig bekommt."

„Wollte Gott," seufzte Panwitz, „der Krieg würde wieder menschlich geführt! Früher war ich mit Begeisterung Soldat; jetzt aber ergreift mich oft ein grenzenloser Ekel vor meinem Beruf und meinen Mitkämpfern, und dabei verläuft jeder Feldzug unglücklich, bleiben Kaiser und Ligua immerdar Sieger. Offen gestanden habe ich auch jetzt wenig Vertrauen zu unserem Zuge, wir sind zu schwach und selbst, wenn Bethlen Gabor sich mit uns in Oberschlesien oder Ungarn vereinigt, sind unsere Aussichten nicht günstig; denn er ist ein sehr schwankender Herr, welcher bisher bei dem geringsten Unfall die Büchse ins Korn geworfen hat, und wenn Wallenstein uns nachrückt, ist ein solcher doch leicht möglich. Wir haben keinen Wallenstein. Ich fürchte: der durch diesen und Tilly bedrängte dänische König hat uns vor allem deshalb in die Erbstaaten des Kaisers geschickt, um einen von beiden los zu werden, etwas Luft zu bekommen."

„Ach was," sagte Derfflinger, indem er sein Glas erhob, „keine Gespenster! Komm, einen Trunk auf einen scharfen, glücklichen Kampf!"

Panwitz stieß an; „du hast recht; wenn auch die Aussichten nicht glänzend sind, so will ich doch keine Gespenster sehen; vielleicht bringt dieser Zug auch wirklich unserer Sache den Sieg und dann zugleich die Befreiung der Heimat und die Wiedereinsetzung der Meinen in ihr Eigentum. Für mich steht gerade bei diesem Zuge alles auf dem Spiele."

„Wohl auch deine Wiedervereinigung mit Martha von Reichenbach?" fragte Derfflinger lächelnd, „wie geht es ihr, wann hast du sie zum letztenmal gesehen?"

Ruhig erwiderte Panwitz: „Ich habe sie leider seit meinem Weggange von Glatz vor drei Jahren nicht wieder gesehen, weiß aber, daß sie noch dort ist, um das viele Elend lindern zu helfen." (Er hatte noch nichts von ihrer Vertreibung erfahren.) „Nach ihrem letzten Briefe schien sie mit ihrem Lose zufrieden."

„Also steht ihr doch noch in Beziehung zu einander, gebt euch noch mitunter Nachricht?"

„Sie teilte mir den Tod meines Vaters in der Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Glatz mit; erst vor wenigen Wochen erhielt ich ihr Schreiben," sagte Panwitz ernst, der Frage ausweichend, „jetzt, wo wir nach Schlesien gehen, habe ich hoffentlich Gelegenheit, alle die Meinen und auch sie wiederzusehen."

„Wie! Dein Vater tot, in der Gefangenschaft gestorben!" rief Derfflinger erschrocken, und nun mußte ihm sein Freund von dessen Geschick und den traurigen Verhältnissen in Glatz und der Grafschaft erzählen, und der sonst so lustige Dragonerfähnrich wurde dabei sehr ernst und vergaß das Trinken; als Panwitz endete, rief er erregt:

„Nun will ich erst recht unserem Zuge nach Schlesien Glück wünschen, damit die Grafschaft und ihre tüchtigen Bewohner aus dem furchtbaren Elend gerettet werden, welches sie so standhaft um ihres Glaubens willen tragen!"

Panwitz reichte ihm die Hand, dann tranken beide schweigend ihre Becher aus und verließen den alten Keller. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachträgliches aus Chicago.

Von

M. Berdrow.

September 1893.

II.

Unter den Staaten hat sich naturgemäß Preußen, unter den Städten Berlin am meisten hervorgethan, doch ist auch von anderen Seiten genug des Schönen und Bewunderungswerten geliefert worden. Das deutsche Eisenbahnwesen hat seine Beleuchtung durch das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten, die Generaldirektionen der badischen und bayerischen Staatsbahnen, das sächsische Ministerium erhalten; Karten, Pläne, Modelle, Drucksachen warten auf das Studium des Interessenten, dem sich von der Nürnberg-Fürther Bahn von 1835 bis zur allgemeinen Verstaatlichung und dem großartigen Wachstum der deutschen Eisenbahnen in den letzten Jahrzehnten die ganze Entwicklung unseres Eisenbahnwesens erschließt. Natürlich bleiben wir damit hinter dem ungeheuren Schienennetz der Union weit zurück; von allen sonstigen Staaten der Erde aber darf Deutschland mit seinem Eisenbahnnetz von 45,000 Kilometern, dem darin verkörperten Nationalvermögen von 10 Milliarden, dem Verkehrsumfang von 12 Milliarden Personen- und doppelt soviel Tonnenkilometern, mit seiner Jahresbilanz von 1500 Millionen und einem Reinertrag von 650 Millionen unbedingt den ersten Rang beanspruchen. An Sicherheit und Wohlfeilheit des Verkehrs kommt uns dabei kaum ein anderer Staat gleich, an Schnelligkeit erreichen uns England und Amerika, ohne uns zu übertreffen, die Würde unserer Bahnhofsbauten steht nahezu einzig da. Was die Einzelheiten anlangt, so zeigt die preußische Eisenbahnverwaltung vor allem eine reichhaltige Ausstellung von Betriebsmitteln, die badischen Staatsbahnen brachten Pläne und Zeichnungen von der interessanten Höllenthalbahn im Schwarzwald, Bayern glänzt durch Bahnhofs-, Brückenbauten u. s. w. — Ein breiter Raum ist auch den Wasserstraßen, welche ja gerade in Preußen mit seltener Liebe gepflegt werden, eingeräumt. Sowohl die großen, teils in der Ausführung begriffenen, teils eben vollendeten, teils wenigstens fest beschlossenen Korrektionsarbeiten im Laufe unserer Ströme, als auch die wichtigeren Kanalausführungen, Flußkanalisierungen, Hafenanlagen der letzten Decennien sind ausführlich in großen Plänen wiedergegeben. Vom Memel bis zur Ems, von der Mainkanalisierung, welche einem fast toten Flusse in vier Jahren einen hundertfach gewachsenen Verkehr zuführte, bis zum Nord-Ostsee-Durchstich, dessen Tragweite erst

Digitized by Google

kommende Jahrzehnte zeigen werden, von Hamburgs und Bremens großartigen Freihafenanlagen bis zu der enormen Entwicklung der Kohlenhäfen an der Ruhr ist das ganze deutsche Wasserstraßennetz gleichmäßig berücksichtigt. Die Stromeinbauten zur Verminderung der Ueberschwemmungsgefahr der Weichsel, Oder, Elbe könnten den Amerikanern, für welche die Mississippiregulierung eine Lebensfrage bildet, zu denken geben; die vortreffliche Karte unserer ausgedehnten Küstenbefeuerung durch Fest- und Dreh-, Blick- und Rundfeuer entrollt auch von dem Verkehr unserer Ost- und Nordseehäfen ein lebendiges Bild. Der in den Vereinigten Staaten in den Kinderschuhen stecken gebliebene Straßenbau kommt durch Bayern und Baden, der deutsche, über dem Nützlichen die architektonische Schönheit niemals ganz vernachlässigende Brückenbau in den Ausstellungen Bayerns und Sachsens zu seinem Rechte. Endlich giebt eine ganze Schar von Stadtbehörden, Berlin, München, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Altona, Darmstadt und andere, eine ebenso reiche als erfreuliche Kollektion städtischer Wohlfahrtseinrichtungen, unter denen Berlin für seine Kranken- und Irrenanstalten, seine Volksbäder und Kanalisationsanlagen, München für seine Wasserversorgung, Köln für die schönen Pläne der neuen Stadterweiterung, Königsberg und Darmstadt für ihre Elektricitätswerke gleiche Achtung gebührt.

So sind, wenn wir nur einiges aus einer unbeschreiblichen Fülle herausgreifen, die deutschen Regierungen und Städte vertreten; farbenreicher, abgerundeter gestaltet sich das Bild deutschen Könnens, wenn wir die imponierendsten Veranstaltungen privater Firmen und Vereinigungen daneben betrachten. Vom Industriepalast und seinen Schätzen war in diesen Briefen bereits, wenigstens in Andeutungen, die Rede, doch mag für einige hervorragende Daten hier noch Platz und Gelegenheit sein. Wo fände sich in den Sektionen anderer Staaten eine Abteilung gleich dem Pavillon der Industriellen von Nürnberg und Fürth, — wo allerdings fänden sich auch zwei Städte, aus deren eigener Produktion der Union allein jährlich für 19 Millionen Mark Waren zugehen? Die reizenden Spielwaren-Ausstellungen der Vereinigungen von Sonneberg einer- und Gotha, Waltershausen und Ohrdruf andererseits schlagen alle Veranstaltungen ihresgleichen um ebensoviel, als die deutsche Spielwaren-Industrie überhaupt derjenigen jedes anderen Landes überlegen ist. Wir fertigen jährlich für 40 Millionen Mark, exportieren für 28 Millionen Mark Spielzeug jedweder Gattung, und Sonneberg, an dessen Ausstellung sich 20 Industrielle beteiligten, hat allein mit einem Jahresexport von nahezu 15 Millionen zu rechnen, von denen 6 Millionen auf die Vereinigten Staaten, ebensoviel auf England entfallen. Unsere Musikinstrumenten-Fabrikation mit einem Exportwert von 40 Millionen geht darüber noch hinaus und findet in der breiten Vertretung Deutschlands in dem der Musik gewidmeten südöstlichen Winkel des Industriepalastes ebenfalls ihren Ausdruck. Der Glanzpunkt für die Großindustrie bleibt allerdings in diesem Gebäude die chemische Branche, in welcher dem deutschen wissenschaftlichen Geiste wohl für immer das breiteste Feld gesichert ist. Werte von weit über 100 Millionen jährlich schaffend, wovon wohl drei Viertel ins Ausland gehen, konnte sie so imponierend auftreten, wie es hier geschehen ist. Die badische Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen als führende Firma auf einem Gebiete, das allein in der künstlichen Farbeherstellung jährlich für 65 Millionen Mark produziert und für 57 Millionen davon ins Ausland schickt, die vereinigten Ultramarinfabriken von Nürnberg auf einem ebenfalls wichtigen Felde, die altberühmte Fabrik von Merck in Darmstadt als erste Weltfirma auf dem Felde der pharmaceutischen und droguistischen Fabrikation, auf welchem Deutschland den Weltmarkt vollkommen beherrscht, — sie haben alle ihrem Range gebührend ausgestellt, Merck sogar in einem besonderen Pavillon, da seinen Zwecken der im Industriegebäude offene Platz nicht genügte.

Auf solche Beispiele hervorragend schöner, würdiger und wichtiger Einzelausstellungen stößt aber der Besucher fort und fort, in welchem Gebäude er immer die deutschen

Sektionen durchwandert. Vom Maschinenpalast wurde ausführlich berichtet, aber auch im Elektricitätsgebäude sind wir, dank den großartigen Aufwendungen der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin, wohlvertreten. Hier prangt überdies auf der Galerie die kurz geschilderte Post-Ausstellung und daneben die Sammel-Ausstellung der Gesellschaft für Mechanik und Optik, deren wissenschaftliche Instrumente und Apparate ebenfalls in der deutschen Ausfuhr ihre Rolle spielen. Geben wir doch in diesem wiederum durch die streng wissenschaftliche Durcharbeitung der Grundprinzipien der Instrumentenkunde besonders begünstigten Fache für 8 Millionen Mark Waren jährlich ans Ausland ab, nahezu die Hälfte davon an die Vereinigten Staaten. — Im Verkehrspalast machen die Sammlungen der großen Dampfergesellschaften von Bremen und Hamburg, die Brücken- und Eisenbahnbauten der Gutehoffnungshütte, Laurahütte und anderer, die von G. Luther in Braunschweig unternommenen gewaltigen Sprengarbeiten am Eisernen Thor ihren Eindruck. Im Bergwerks- und Hüttengebäude wird alles Uebrige, gleichviel woher rührend, erdrückt durch die riesenhaften Eisen- und Stahlgruppen der vereinigten Eisenwerke der Gebrüder Stumm und Rud. Böcking & Co., deren bewundernde Aufnahme von den Tagesblättern ja auch längst nach Deutschland berichtet ist. Im Ackerbaupalast sind es wiederum viele Namen, die durch fürstlichen Aufwand in ihren Ausstellungen die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich ziehen, so die Johann Hoffschen, die Apollinariswerke, die prachtvollen Räume der vereinigten Ausstellung von dreißig deutschen Bädern. Auch die blendende Ausstellung der neun vereinigten Staßfurter Kaliwerke, für welche wiederum im Bergbaudepartement kein Raum übrig blieb, ist hier untergebracht worden. Selbst in seiner in einem besonderen Pavillon auf dem Hofe des Hortikulturpalastes aufgestellten, von fünf reizenden Rhein-, Neckar- und Moseldioramen umrahmten Weinausstellung ist Deutschland seinem Motto für die Columbus-Ausstellung treu geblieben und hat an würdiger, geschmackvoller Ausstattung weitaus das Höchste geleistet. Daß dieselbe der Güte des ausgestellten Weines nur angemessen war, beweist ein Blick in die europäische Weinstatistik. Wenn Deutschland unter den acht weinbauenden Ländern des Kontinents an bebauter Fläche und Durchschnittsertrag erst an siebenter Stelle steht, trotzdem aber in seinem aus dieser Produktion gewonnenen Geldwert nur hinter Italien, Spanien und Frankreich zurückbleibt, Ungarn, Oesterreich und Portugal dagegen mit ihren doppelt bis dreimal größeren Weingärten bei weitem übertrifft, so ist nur die Güte der erzeugten Fabrikate der Grund dieses Erfolges.

Doch genug! Fände doch, wer alles Wichtigere auf einem Rundgang durch die Paläste erwähnen wollte, der Schilderungen kein Ende. Die deutsche ethnologische Abteilung, das deutsche Dorf sind Sehenswürdigkeiten, Studiengelegenheiten ersten Ranges. Die Werke deutscher Geistesprodukte, von unseren Verlagsbuchhandlungen und dem Reiche, die Proben deutscher Kirchenkunst, von einer langen Reihe von Künstlern im deutschen Hause ausgestellt, haben ihresgleichen höchstens noch im französischen Gebäude; im Kunstpalast steht Deutschland in der sorgfältigen Auswahl des Gesandten, unter dem freilich an neueren Werken nicht allzuviel vorhanden, mit in der ersten Reihe, an geschmackvollem, einheitlichem Aufbau aber, dank dem rastlosen Fleiß Herrn Schnars-Alquist, wiederum allen voran. Schließlich ist es nicht in den großen Palästen allein, wo sich Deutschland in seiner führenden Rolle als Industrie- und Landwirtschafts-, Handels- und Kulturstaat zeigt, auch im Freien trifft man immer wieder auf die Beweise deutscher Regsamkeit und Energie. In den hortikulturellen Verschönerungen des weiten Platzes spielen deutsche Rosen eine Rolle; hier trifft man auf den hübschen Pavillon der Stollwerckschen Chocoladefabriken, dort auf die ebenfalls in einem eigenen Bau untergebrachten Sammel-Ausstellungen Hamburger, Heidelberger und anderer Portland-Cement-Fabriken; der Hütten- und Bergwerks-Verein Hörde hat ebenfalls ein gesondertes Terrain mit seinen Sammlungen bedeckt, und endlich stößt der Wanderer im Süden der weißen Stadt auf Krupps mächtige, dunkle, stahlgefüllte Halle.

So erfüllte Deutschland sein Versprechen, die Columbus-Ausstellung zu beschicken; umfassend, großartig, würdig genug, um bis in die entlegensten Lande unseres Erdballes, wo nur immer ein Zeitungsblatt gelesen wird, die Mahnung für ungläubige oder allzu selbstbewußte Fremdstaaten zu verkünden: Wir können, sobald wir wollen!

* * *

Zur interessantesten Seite einer großen Weltausstellung gehört zweifellos ihre Beschickung durch Völker, welche ihrem geographischen Wohnsitz, ihrer Entwicklung und Lebensweise nach gänzlich außerhalb des großen Ringes liegen, den um fast alle europäischen und um die Völker des von ihm beherrschten und besiedelten Amerika eine gemeinsame Kultur geschlungen hat. In Chicago steht an der Spitze dieser fremdländischen Ausstellungen Japan, soweit voran allerdings, daß es sich nahezu den ersten abendländischen Kulturstaaten an Reichtum und Wert des ausgestellten Materials zur Seite stellen könnte, wenn nicht die grundverschiedene Gestaltung der industriellen Thätigkeit und die von Anfang an selbständige Entwicklung des Kunstgewerbes doch wieder eine breite Kluft zwischen Japan und dem Occident schüfe. Jedenfalls aber legt Japans Vertretung in der weißen Stadt wiederum Zeugnis davon ab, daß dieses Land mit Riesenschritten der Kulturstufe Europas zueilt — was wir beiläufig durchaus nicht unbedingt für eine günstige Vorbedeutung der künftigen Entwicklung Japans erklären möchten — und daß es dem Einfluß Europas und der Vereinigten Staaten in Wissenschaft und Technik seine Thore weit geöffnet hat.

Deutschland und Japan waren die ersten Länder, welche sich frühzeitig durch ein energisches und ernstes Auftreten eine maßgebende Beachtung auf der Weltausstellung sicherten; wie in Deutschland wohl mit Recht dem Kaiser ein großer Anteil an dem glorreichen Auftreten unserer Aussteller in Chicago zugeschrieben wird, so war es auch in Japan die kaiserliche Regierung, welche den ersten Anstoß zu der bereitwilligen Antwort gab, die dort den Abgesandten der Weltausstellungsstadt zu teil wurde. Das Parlament bewilligte sofort von Reichswegen die bedeutende Summe von 2½ Millionen Mark, und damit war für Japans offizielles Auftreten in Chicago ein Fonds sichergestellt, welcher die Aufwendungen fast aller sonstigen Staaten gewaltig überwog und nur von der Zeichnung der Regierungen von Mexiko und Illinois, dem Ausstellungslande selbst, übertroffen wurde. Die japanische Ausstellung wurde unter Jurisdiktion des Handelsministeriums gestellt, und kaum war die offizielle Teilnahme fest beschlossene Sache, als auch schon die Vertreter der Regierung in Chicago eintrafen, den Platz für Japans Fachausstellungen und Staatsgebäude belegten und an die Arbeit gingen. Niemals zuvor hat Japan, die Regierung voran und private Kräfte in gleichem Schritte, sich so bemüht, ein erschöpfendes Bild seiner Hülfsquellen, seiner Industrien und seiner Geisteskultur zu geben, niemals zuvor hat denn auch eine Gesamtausstellung gleich dieser Japans Grenzen verlassen.

Natürlich machte man von dem jedem teilnehmenden Lande zugestandenen Rechte, in einem besonderen Gebäude die Ausstellungen der großen Paläste durch eine ganz nach eigener Wahl geschaffene Nationalausstellung zu ergänzen, in erster Linie Gebrauch. Mit einem Aufwand von nahezu einer halben Million wurden drei, einen historischen Gebäudekomplex bildende Häuser japanischer Bauart errichtet, und zum Danke für Japans großes Entgegenkommen — die Regierung erklärte sich bereit, die ganze Schöpfung nach dem Schluß der Ausstellung zum Zwecke der Begründung eines japanischen Museums an die Stadt Chicago zu schenken — wurde diesen Gebäuden sogar

Digitized by Google

ein Ehrenplatz, die Nordspitze der fast ganz von Baulichkeiten frei gebliebenen Waldinsel, eingeräumt. Die japanischen Baustyle verschiedener Jahrhunderte wiedergebend und mit nationalen Sehenswürdigkeiten und einer Sonderausstellung der japanischen Industrie gefüllt, gehörte diese Gruppe der Staatsgebäude Japans von Anfang an zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung. Der Schwerpunkt von Japans nationaler Industrie liegt indessen in der überaus großartigen japanischen Ausstellung im Industriepalast. Fünf kaufmännische Verbände haben sie beschickt, unter denen der größte, die Japanese Central Ass., ihren Sitz in Yokohama hat, während die übrigen den Haupthandelsplätzen Tokyo, Kyoto, Hiogo und Osaka angehören. Zur vollen Charakterisierung dieser Riesensammlung aller erdenkbaren gewerblichen und kunstgewerblichen Gegenstände, welche mit ihrem dichtbesetzten Areal von 40000 Quadratfuß unter die größten Sektionen des Gebäudes zählt, mögen die Angaben des Generalkataloges den Ausstellern dienen. Von allen Sektionen des Industriepalastes zählt die weitaus umfangreichste, amerikanische 1116 Namen, welche sich mit einer einzigen Ausnahme auf alle 35 Gruppen der Industrie-Ausstellung verteilen. Dieser Leistung steht Deutschland mit nahezu 1000 Ausstellern, ebenfalls in 33 Gruppen, sehr nahe; England, Oesterreich, Frankreich, Italien kommen demnächst, mit mehr als 200 Ausstellern und der Beschickung von mindestens dreiviertel aller Gruppen, in Betracht; aus Belgien, der Schweiz, Rußland, Schweden, Dänemark und Kanada sind je mehr als 100 Aussteller vertreten, aus einer großen Zahl von Ländern mehr als fünfzig, aber Japan, das nur fünf von fünfunddreißig Gruppen unbeschickt ließ, steht mit 2089 Ausstellern sogar noch weit über Deutschland und der Union; nahezu ein Drittel aller Aussteller des Industriegebäudes mögen wohl auf Japan entfallen. Mit welcher Liederlichkeit übrigens während der Ausstellung mit der Zusammenstellung der „offiziellen" Kataloge vorgegangen wurde — diejenigen der deutschen Sektion blieben in der That die einzigen zuverlässigen Führer — mag der Umstand beweisen, daß bei dieser offiziellen Zusammenstellung der Aussteller wichtige Länder, wie Frankreich, Spanien, Mexiko, im Industriepalast vollständig fehlen. — Um indessen auf Japan zurückzukommen, so ist in dieser Industrieausstellung wohl jeder Zweig japanischen Gewerbes vertreten; die Seidenindustrie, die unübersehbaren Schätze der Porzellan- und Backwarenmanufaktur, die Bronze und eingelegten Arbeiten sind zum Teil von unübertrefflicher Schönheit. Auch die japanischen Vertreter, diese kleinen, behenden und überaus freundlichen Männchen, durchaus in europäischer Tracht und fast ohne Ausnahme einer fließenden englischen, vielfach auch noch deutschen oder französischen Aussprache mächtig, hat man Mühe für die Vertreter eines Landes anzusehen, das vor funfzig Jahren den abendländischen Kulturvölkern noch nahezu eine terra incognita war.

Auch die sonstigen Paläste wissen von Japans Wirken auf dem Felde kultureller Arbeit vieles zu erzählen. Die Unterrichtsabteilung des Industriegebäudes enthält neben dem Schulwesen Deutschlands und Rußlands auch dasjenige von Japan ausgestellt. Im Bergbaudepartement, wo Japans Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Antimon, wo seine Bleierze, sein Schwefel und Marmor ihren Platz haben, finden wir ebenfalls eine reiche Ausstellung der Regierung, welcher man über die Erträge, den Betrieb und die Anlage japanischer Bergwerke ein breites schilderndes und statistisches Material entnehmen kann. Im Agrikulturgebäude erzählen Japans Theesorten, seine Reisstauden nnd Tabakblätter, sein Hanf und seine Seide, Oel und Gewürze von dem Reichtum des vielbevölkerten Landes, im Fischereipalast dagegen belehren uns in einer nicht unbedeutenden Sektion Tang und Seegras in verschiedenen, bis zur Genießbarmachung dieser wunderlichen Kost gesteigerten Verwendungsarten, belehren uns ferner Korallen und Muscheln, Schildpatt und Oele, Sardinen und Fischkonserven und endlich eine historische Ausstellung des nordjapanischen Fischereivereins, daß man auch die Schätze des Meeres längst nach allen Seiten nutzbar gemacht hat. Im Hortikulturpalast sind die feinsten

Digitized by Google

künstlichen Blumen, reizende Gartenanlagen und Geräte durch Japans Flagge bezeichnet, während im Verkehrsgebäude japanische Kriegsschiffe modernster Ausführung die Wehrstellung des jungen Kulturlandes nach außen bekunden. Im Maschinenpalast und im Forstgebäude, im Frauenhause selbst sucht man Japan nicht vergebens, und faßt man endlich den Gesamteindruck seiner Veranstaltungen zusammen, so muß man sich sagen, daß manche der großen europäischen Kulturnationen das betriebsame Land des Mikado diesmal nicht erreicht hat.

Im größten Gegensatze zu diesem Auftreten Japans steht die chinesische Beteiligung an der Weltausstellung in Chicago. Der chinesische Handelsumsatz mit den Vereinigten Staaten bewegt sich fast in gleicher Höhe wie der japanische und beruht hier wie dort zu dreiviertel auf dem bedeutenden Bedarf der Vereinigten Staaten an Thee und Seide, nichtsdestoweniger aber steht, vielleicht weil in China die eingeborene Kaufmannschaft an diesem Handel wenig beteiligt ist, die chinesische Ausstellung zu derjenigen Japans in keinem anderen Verhältnis wie etwa diejenige Koreas oder der freien Negerstaaten. Ein buntbemalter kleiner Pavillon, inmitten der Sektionen halbwilder Völker, enthält Chinas Ausstellung im Industriepalast, die ausgestellten Produkte besitzen nur den Wert ihrer kostbaren Rohstoffe und ihres fremdartigen Aussehens, und die Kaufleute selbst, auch die angesehensten chinesischen Großhändler, bleiben in ihrer bunten Landestracht echte unverfälschte Urchinesen, die nichts weiter als China kennen und kennen wollen und nach Amerika nur kamen, als sie von dem amerikanischen Dollar hörten. In dem an der Midway Plaisance ausgestellten chinesischen Nationalmuseum und Theater empfängt den Besucher vollends eine fremdartige Welt, die er nicht versteht und die ihm ungleich barbarischer vorkommt als das Auftreten der Leute von Java oder Ceylon. — Dagegen empfängt uns eine ganz erlesene Ausstellung des indischen Kunstgewerbes in einem kleinen, von den Bombayer Kaufleuten Ardeshio und Byramji im Manufakturpalast errichteten Separatpavillon. Auch hier ist es eine fremde, ungewohnte Kunst, die uns begrüßt, aber anstatt fratzenhafter Ausgeburten einer chinesischen Effekthascherei umgeben uns hier die Produkte einer unglaublichen Geduld, eines bewunderungswürdigen Fleißes und einer Lebensanschauung, welche auch in der Kunst eine edle Harmonie des Naturganzen zum Ausdruck zu bringen sucht. Thon- und Emailwaren von seltenem Reiz in Form und Farbe, Kupfer-, Eisen-, Silber-, Gold- und Bronzewaren, welche durch Treiben, Aetzen, Gravieren in wunderbarer Vielseitigkeit ausgestaltet sind, Einlege-Arbeiten in Metall und Holz, wie sie unsere moderne Technik nie wieder so zart und doch so reich und frei in der Gestaltung schaffen wird, Elfenbein- und Ebenholzprodukte, Holzschnitzereien, welche auf einem Wandschirm von sechs Fuß Breite und Höhe die Welt in allen Naturreichen und in der sinnigsten, poesievollsten Komposition wiederspiegeln, Stoffe, Seide und Juwelen — das sind die Bestandteile dieser wundervollen Ausstellung eines Volkes, das wir als ein halbbarbarisches zu betrachten noch immer sehr geneigt sind.

Genau denselben Eindruck macht Ceylons mit hohen Opfern erbautes und ausgestattetes Staatengebäude, das in Wahrheit mit den vornehmsten unter den Länderbauten, mit dem deutschen und französischen, dem illinoiser und kalifornischen Gebäude, an Wert und Reichhaltigkeit wetteifern kann, ja an Interesse sie alle übertrifft. Das ganze Kulturleben eines noch nahezu von occidentalen Einflüssen unberührten, in sich aber völlig ausgereiften und hoch sympathischen Volkes tritt uns in dieser reichen Sammlung entgegen. Die Kunstprodukte sind denjenigen Indiens nahe verwandt, aber hier tritt zu ihnen die unerschöpfliche Darstellung des ganzen nationalen Lebens und Treibens, der Bodenbewirtschaftung, der Bergwerks- und Fischereibetriebe, des Handels und der Verkehrsmittel, ja der erziehlichen und religiösen Momente dieses Landes hinzu, welche im einzelnen zu schildern freilich mehr Raum erfordern würde, als hier noch zur Verfügung steht.

Will man das Gegenteil von dieser hochentwickelten Kultur, eine ebenfalls noch wenig von Europa berührte, aber ganz andersartig ausgeschlagene Entwicklung sehen, so muß man die winzigen Pavillons von Siam und Korea im Industriepalast besuchen. Nur 26 Quadratfuß enthaltend, erhebt sich in der Nähe des indischen Pavillons das bereits in Paris ausgestellte Gartenhaus des Königs von Bangkok, so kostbar, prunkhaft und schreiend in seiner Pracht, wie nichts anderes im Jacksonpark. Und welche Anhäufung von Werten, welchen plumpen Reichtum enthält diese kleine, säulengetragene, giebelüberladene, vierstufige Laube! Man hat ihren Wert auf fünfviertel Millionen Mark abgeschätzt! Stickereien bilden den Schwerpunkt der Ausstellung, aber Stickereien von einer Phantasie, einer Farbenglut, einer goldstrotzenden Pracht, die uns unbekannt ist und barbarisch anmutet. Goldene Blumen, goldene Früchte und Thiere bedecken die hohen Wandschirme, deren einer als eine Handarbeit der Schwester des Königs gezeichnet ist. Kissen, Decken, Fußbänke, Schärpen, Rauchhabits, Theedecken aus Seide und Atlas, zur Unförmlichkeit beschwert durch das hineingestickte Gold, flimmern in den Schreinen dem Beschauer entgegen; ein breiter, weißer Atlasgürtel ist mit Diamanten förmlich besäet. Dort steht das Reisgeschirr des Königs, eine dicke, ciselierte Schüssel von unförmlicher Größe und aus purem Golde, mit goldenem Deckel, goldene Teller und Näpfe, goldene Stäbchen, goldene Spuckschüsselchen endlich vervollständigen den Hausrat eines barbarischen Fürsten. Elfenbein, von den riesigen neun Fuß hohen Elephantenzähnen an, die das Eingangsportal bilden, bis zum reichgeschnitzten Papiermesser, Musikinstrumente, Trommeln, Glocken, Tiger- und Leopardenfelle sind weitere Bestandteile der Ausstellung von Siam, welche an Wunderlichkeit von dem koreanischen Pavillon allerdings noch übertroffen wird. Diesen indes mit seinen lächerlichen Kuriositäten ebenfalls zu schildern, mag uns erlassen sein; schließlich ist es ja auch eine Weltfrage gerade nicht, wie in dieser drei Fuß langen und zwei Fuß breiten Pygmäenschachtel von Sänfte, die am Eingange zum Pavillon steht und das Lieblingsvehikel der Königin von Korea sein soll, neben einem halben Dutzend weicher Daunenkissen noch eine Königin untergebracht werden mag.

Digitized by Google

Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

Von

J. N. Potapenko.

Aus dem Russischen übertragen von H. Nonne.

III.

Die Tarataika des Diakon Ignatij Obnowlensky war ohne Federn; über jedes Steinchen holperte sie; den Lärm, den sie machte, hörte man auf zwei Werst ringsherum. Alles, was sich nur an ihr bewegen konnte, gab seinen besonderen Ton von sich; die eiserne Stange, welche die Vorräder mit dem Hinterteil verband, rummelte in tiefen Tönen, und von Zeit zu Zeit klapperte sie an den Wagen; die Schmutzleder mit den Tritten gaben einen zitternden Ton hervor, aus welchem eine einförmige traurige Note herausklang. Diese Note gab der ganzen Musik den Ton, und man hörte sie schon von weitem. Die Deichseln knirschten bei allen Wendungen des Weges und sogar bei den einfachen Bewegungen der Pferdchen. Diese Symphonie war dem ganzen Umkreis wohl bekannt, und jeder, der sie hörte, konnte mit geschlossenen Augen sagen, daß da der Diakon von Ustimiewka gefahren kam.

Sie fuhren ungefähr schon fünf Stunden lang, von einer grauen, dicken Staubwolke verfolgt, welche, wenn sie einmal aufgerührt war, lange in der Luft stehen blieb und jedem sagte, daß hier jemand vorübergefahren war. Die Reisenden waren ganz grau von diesem Staub. Der Diakon schlummerte, von einer Seite zur anderen nickend, neigte sich nach hinten und bekreuzte sich, hastig auffahrend, wenn die Tarataika plötzlich einen Ruck bekam. Kyrill sah rechts und links hinaus und rief seine Erinnerungen wach. Auf beiden Seiten des breiten, sich schlängelnden Weges leuchtete gelbes, an der Sonne reifendes Korn; hier und da sah man ein höheres Gehöfte, im Kreis umgeben von einem Dutzend niedriger, halb in die Erde eingegrabener Hütten, eingefaßt von großen Gemüsegärten und hochragenden Schöpfstangen der Ziehbrunnen. Junge Burschen trieben Schafe zu den schwarzen Trögen, ein grauer lebendiger Fleck auf dem gelben Untergrund der Steppe. Ringsum herrschte tiefes Schweigen. Alle lebendigen Wesen hatten sich im Schatten verborgen, wo sie Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne suchten. Kyrill dachte mit wehmütigem Verwundern, daß es vor zwei Jahren genau geradeso gewesen war, als ob er erst gestern den heimatlichen Kreis verlassen hätte. So war es auch vor zehn und zwanzig Jahren gewesen; alles geradeso grau, blaß und langweilig, keine Veränderung, keine Bewegung, weder vorwärts noch zurück.

„Nun, Väterchen, wollen wir munter sein; da ist Ustimiewka," sagte Kyrill und zeigte mit den Augen nach links, wohin der Weg gleich abbiegen sollte.

Digitized by Google

Ustimiewka zeigte sich plötzlich in seinem ganzen Umfang, mit der weißen Kirche, mit dem armseligen Gutsgarten, vernachlässigt, halb verbrannt wegen mangelnden Gießens, mit einer aus Ziegelsteinen aufgebauten Schenke, welche den Eingang in das Dorf bildete, mit drei kleinen Windmühlen auf der Höhe, mit einem kalten unfreundlichen Friedhof ohne Grün. Seitwärts stand das Haus des Gutsherrn, mit halbverfaultem Bretterdach, mit herabfallendem Bewurf, auseinanderfallenden dachberaubten Wirtschaftsgebäuden, welche anstatt der Fenster schwarze Löcher zeigten. Dieses verlassene Haus erinnerte jetzt durch nichts mehr daran, daß hier früher Leute mit allerlei Bequemlichkeiten und vollem Komfort gelebt hatten. Im ganzen machte Ustimiewka den Eindruck von etwas Grauem, Armem und bis zur Unmöglichkeit Langweiligem. Ein frischer Mensch hätte bei dem Anblick des Dorfes am liebsten weiterfahren mögen. Seine zerstreut umherliegenden Häuser, zum Teil halb in die Erde eingegraben, leere Scheunen, Brunnen mit Wasser, das einen leicht salzigen Beigeschmack hatte, boten dem müden Wanderer keine Kühlung und keine Ruhe.

„So grau und so arm ist unser Ustimiewka," sagte mit einem Seufzer der Diakon; aber in Kyrills Augen leuchtete stille Freude. „Aber unsere Armut, Väterchen, mit nichts würde ich sie vertauschen," sagte er. Und in Wirklichkeit fühlte er in der Brust eine freudige Empfindung. Er verglich sich in Gedanken mit einem Gefangenen, der ins Vaterland wiederkommt, und fremd schien ihm die Hauptstadt mit ihrem unaufhörlichen Geräusch, an das er sich nie hatte gewöhnen können, und die trockene Wissenschaft, die ihm das Herz nie hatte warm machen können, und alles, was jetzt hinter ihm geblieben war, Mura ausgenommen, die er, er wußte selbst nicht wie, zur früheren Vergangenheit, also auch zu Ustimiewka rechnete.

„Freilich ist es so," sagte der Diakon, schüttelte den Schlaf von sich ab und ließ die Zügel auf den Rücken der Pferdchen niederklatschen. Die Pferdchen liefen so schon rascher, da sie die Nähe des Stalles fühlten; jetzt fuhren sie bei der Schenke vorbei und kamen zur Kirche. Der Diakon zog den Hut ab und bekreuzte sich.

„Sind wir angekommen," sagte er froh bewegt. „Gott sei gedankt. Hier ist die Kirche; dort unser Häuschen; wir leben immer noch im alten. Vater Agaphon, der Propst, will schon seit zwanzig Jahren eins aus Kirchenmitteln bauen, nur schiebt er es immer wieder hinaus. — Sehr arg ist es bei uns."

Die Bauern, welche auf der Dorfstraße gingen und die Tarataika kommen sahen oder vielmehr kommen hörten, zogen ihren Hut mit der gewöhnlichen Geberde ab, und wenn sie, näher herangekommen, sahen, daß neben dem Diakon noch eine Person saß, sahen sie aufmerksamer hin, und wenn sie endlich Kyrill erkannten, so lächelten sie ihm freundschaftlich zu.

Eine Frau konnte sich nicht zurückhalten; auf den Gast mit den Fingern deutend rief sie: „Das ist ja Kyriuscha, der gekommen ist; das ist er."

Kyrill nahm den Hut ab und nickte ihnen freundlich zu.

Es war ihm angenehm, daß man ihn gerade bei demselben Namen wie vor funfzehn Jahren nannte. Endlich kamen sie zum Hause des Diakon. Es war ein gewöhnliches Bauernhaus aus Lehm, aber die Fenster waren größer und es wurde reinlicher gehalten. Das Haus zeigte der Straße die schmale Seite; die Hauptseite ging auf den Hof. Das Thor war weit geöffnet; sie fuhren hinein. Die kleinen grünen Fensterläden waren geschlossen. Drei Hunde liefen um die Tarataika herum und wedelten liebkosend mit dem Schwanz. Als aber Kyrill vom Wagen heruntersprang, fingen sie an, mißtrauisch zu knurren.

„Es fängt schlecht an," meinte Kyrill scherzend, „den Hunden gefalle ich nicht." Der Diakon entgegnete kein Wort, sondern rief den Hunden zu. Er wußte, daß in dem Scherz von Kyrill ein Sinn lag, und war sicher, daß bald eine erschütternde Scene stattfinden würde. Die Thüre des Hauses öffnete sich mit Geräusch und heraus kam auf ein Mal die ganze Familie Kyrills. Er küßte eine hochgewachsene Frau, mager

Digitized by Google

und schlank, mit einem runzligen und bleichen Gesicht, wie sein eigenes auch war. Ihr Gesicht war streng und sogar unfreundlich. Es war seine Mutter. Sein funfzehnjähriges Schwesterchen Motja sah ihn mit lustigen neugierigen Aeuglein an, hielt sich aber schüchtern zurück. Der Seminarist Mefodij gab sich Mühe, ernst und würdig zu erscheinen; er war siebzehn Jahre alt; es schien Kyrill, daß er ihm unfreundlich gesinnt war. Die alte Tante Anna Jefgrafowna weinte, man wußte nicht worüber; seine Leute küßten ihn fast förmlich, niemand legte seine Gefühle an den Tag. Mefodij beteiligte sich am Abschirren der Pferde und bemerkte zum Vater, daß das Pferd vom Kummet wund gedrückt sei und daß man wohl Tuch unterlegen müßte.

„Herr Gott, ganz staubig!" rief mit metallener Stimme Motja, zog dem Bruder den Ueberzieher aus, lief in die Mitte des Hofes und schüttelte ihn aus. „Komm doch in die Stube!" sagte die Diakonscha; „was stehen wir hier in der Sonne? Wirst du gleich kommen, Vater?" — „Nein, wartet nicht auf mich; geht nur; ich komme schon."

Der Diakon hoffte heimlich, daß das Ausfragen ohne ihn anfangen würde, und daß er nicht Zeuge der ersten Enttäuschung zu sein brauchte. Kyrill ging in die Stube hinter seiner Mutter, nach ihm kam die Tante mit ihren schiefgetretenen Schuhen schlürfend; Motja kam hinterher gelaufen und verschwand sofort im Nebenzimmer. In der Ecke auf einem dreieckigen Tischchen brannte vor einem großen Muttergottesbild mit goldener Einfassung ein kleines Oellämpchen; ein langes Sopha mit einem grauen Ueberzug von Drell war der Hauptschmuck dieser „guten Stube", in welcher man die Gäste empfing. Vor dem Sopha stand ein rundes Tischchen mit einem weißen gehäckelten Deckchen, darauf eine Vase mit einem Strauß aus dem Gemüsegarten; an der Wand Stühle mit Wachstuchüberzug und hohen Lehnen, ein Schrank mit Porzellan hinter den Glasthüren und ein Wandspiegel, der stark nach vorn geneigt war. Die Diakonscha blieb in der Mitte der Stube stehen und begann sich vor dem Heiligenbilde zu bekreuzen. Dann küßte sie das auf dem Ecktischchen liegende Kreuz, gab es hierauf Kyrill und der Tante zu küssen.

„Nun setze dich, Kyrill, und erzähle uns, was du jetzt geworden bist" und sie setzte sich selbst auf einen Stuhl.

Kyrill setzte sich auf das Sopha. Er fühlte eine starke Beklemmung. Man hatte ihm gleich beim ersten Schritt gerade diejenige Frage vorgelegt, welche er am liebsten zuletzt hätte beantworten mögen. Er war stille.

„Wie hübsch du bist, wie gemalt!" sagte die Tante; und es schien, als wäre ihr das eine Beruhigung, denn sie hörte auf zu weinen. Motja stand auf der Schwelle und sah mit einem koketten Lächeln zum Bruder. Mefodij kam herein, setzte sich schwer auf den Stuhl und brannte sich eine Cigarette an.

„Also du bist mit der Akademie fertig? Ist es so?" fragte die Diakonscha von neuem.

„Ja, ich bin fertig," sagte Kyrill.

„Nun, und wie denn jetzt? Wirst du Professor werden?"

„Nein, das werde ich nicht werden, Maminka."

„Was denn? Propst?"

„Propst werde ich auch nicht werden."

„Willst du denn wirklich Mönch werden? Nun ja. Erzbischof ist auch schön zu sein; nur muß man lange warten."

„Ich rate dir nicht, Mönch zu werden. Man hat nichts mehr von der Welt," sagte die Tante kläglich.

„Mönch will ich nicht werden, auch nicht Erzbischof."

„Was denn?"

„Ich will auf dem Lande leben, will Dorfpfarrer sein."

Digitized by Google

„Das willst du? Aber Priester wird ja jeder Seminarist*), wozu hast du dann die Akademie besucht?"

„Der Wissenschaft wegen, Mutter."

„Wozu nützt denn nachher die Wissenschaft? Der Sohn vom Vater Porphyrij in Krywabalka ist im vorigen Jahre mit der Akademie fertig geworden, und sofort hat man ihm die erste Stelle in der Kreisstadt gegeben."

„Das kommt vor. — Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß selbst noch nicht recht, was aus mir wird. — Nun aber, wie geht es denn Euch?" Kyrill sagte dies, um das Niederschlagende seines Bescheides ein wenig zu mildern. Aber der Eindruck war schon gemacht. Man antwortete ihm matt. Der Seminarist sah ihn inquisitorisch an und wollte ihm allem Anschein nach mit einer verfänglichen unangenehmen Frage kommen, wagte es dann aber nicht. Motja hatte sich in ihrer tiefen Enttäuschung ganz zurückgezogen und saß im Nebenzimmer am Fenster. Die Mutter und sie, der Seminarist und die Tante, und am allermeisten der Diakon selbst hatten sich seit lange in den Gedanken eingelebt, daß Kyrill Professor am Seminar werden sollte, vielleicht später ein Mal sogar Rektor. Aber die Hauptsache war, daß niemand diesen merkwürdigen Wechsel aus Kyrills Innerem heraus erklärte, alle suchten den Grund in äußeren Verhältnissen. Die Tante fing wieder an zu weinen. Man brachte Kyrill zu essen. Er trank ein Gläschen Wodka und sagte: „Schönen Fisch habt ihr, riecht gut."

„Aus der Stadt! Selbst können wir hier keine fangen." Alle schwiegen.

Auch Kyrill aß schweigend. Die freudige Stimmung, mit der er in die Heimat hereingefahren war, machte einem Gefühl von Gereiztheit Platz. Er erwartete ein solches trockenes Wiedersehen nicht. Er verstand, daß alles von seinen Mitteilungen kam. Hätte er gesagt, daß er Professor oder Propst werden sollte, so hätten alle frohe Gesichter gemacht. Er verstand auch, daß die Mutter in ihrem Herzen etwas wie eine Kränkung empfand, die er der ganzen Familie angethan hätte. Sie hatte sich aus Anstand zurückgehalten, des ersten Wiedersehens halber; morgen aber wird sie in eine Flut von bitteren Vorwürfen und Thränen ausbrechen. Die arme Frau, die in ihrem Leben viel gearbeitet hatte und viel krank gewesen war, war reizbar und gallig. Sie zu überzeugen, ihr seine Gedanken zum Verständnis zu bringen, dazu machte Kyrill nicht ein Mal den Versuch. Ohne jede Bildung aufgewachsen (sie konnte kaum lesen und schreiben), war sie gar nicht im stande, solche Gedanken zu verstehen wie: dem Nächsten um des Evangeliums willen dienen.

Die Tante schneuzte sich vor Thränen und ging hinaus, ob der Diakon bald käme. Die Diakonscha ging zu Motja. Kyrill aß mechanisch seinen Fisch, schnitt sich Stückchen von frischer Gurke herunter und kaute mit großem Ernst. In allem fühlte man eine Spannung. Mesodij, der sich eine neue Cigarette gedreht und an der alten angesteckt hatte, qualmte unerträglich. Seine verfängliche Frage stand ihm in den Augen geschrieben. Er stand auf, kam näher zum Tisch und näher zum Fenster.

„Sage mir, bitte, Kyrill," begann er mit vertraulichem Tone und sah dabei furchtsam nach der Thüre, durch welche die Mutter gegangen war, „das ist doch nicht wahr?"

„Was denn?" fragte Kyrill.

„Ja dieses! Du bist wohl mit der Akademie nicht fertig; es ist etwas dazwischen gekommen?"

Kyrill lächelte. „Du denkst das, weil ich nicht Erzbischof werden will? Nein, Bruder, ich bin fertig geworden. Wenn du es aber nicht glaubst, da, siehe nur!" Er nahm aus der Seitentasche ein viermal zusammengefaltetes dickes Papier. Mesodij entfaltete es, sah es an und schleuderte es auf den Tisch.

*) Es ist das theolog. Seminar gemeint.

Digitized by Google

„Nun, das verstehe ich nicht; das verstehe ich wirklich nicht; das ist etwas ganz besonderes. Er ist doch als Magistrant abgegangen. Da seht nur, Mutter, Motja, er ist wirklich Magistrant, und noch dazu der erste. Wir haben einen Inspektor gehabt, der bis jetzt noch keine einzige akademische Würde hatte! Nein, bei Gott, ich verstehe es nicht."

„Das erkläre ich dir später," sagte Kyrill, und machte sich an den Milchbrei mit Zucker, den er sehr gerne aß. Die Diakonscha und Motja kamen und besahen sich das Diplom.

„Man muß es einrahmen," sagte Motja. Sie erinnerte sich, daß bei dem Propst Agaphon alle Diplome eingerahmt an der Wand hingen.

„Ja, es bleibt auch nichts anderes übrig," meinte die Diakonscha seufzend.

„Mesodij ging mit Entrüstung im Zimmer auf und ab und sagte in einem fort: „Das verstehe ich nicht!" Die Tante kam mit roten Augen und betrachtete das Zeugnis mit Andacht.

„Nun, hast du dich gestärkt? Hast du gegessen?" fragte der Diakon hereinkommend. Als ein Mann, der gewohnt war, jeden seiner Schritte zu messen und zu überlegen, schaute er in die Gesichter der Anwesenden und sah, daß es schon vollbracht war.

„Schönen Fisch habt Ihr," sagte Kyrill und sah den Vater, als den einzigen Menschen, der ihn verstand und seine Vorsätze billigte, freudig an.

„Aus der Stadt," sagte der Diakon, „hier haben wir keinen."

Der Diakon verstand, daß es nun höchste Zeit war, alle mit einer angenehmen Nachricht zu erfreuen.

„Weißt du, Arischa," wandte er sich zu der Diakonscha, „Kyrill ist bei Sr. Magnificenz gewesen; Se. Magnificenz küßte ihn und sagte: du hast einen Bruder, sagte er, den Diakon Nazar; er möchte gern Priester werden, sagte er, dann kannst du . . . ." und da er sah, daß alle seine Angehörigen ihn mit größter Neugierde ansahen, hielt er eine Minute inne, um sie zu necken.

„Oder vielleicht, soll ich nicht erzählen? Wie?"

„Ja freilich, was hat denn Se. Magnificenz gesagt?"

„Aha, ihr seid neugierig, da will ichs Euch gerade nicht sagen."

„Ach wie denn, warum hast du dann angefangen?" Alle wußten freilich, daß der Diakon zuletzt doch alles erzählen würde und daß er selbst am meisten von allen darauf brannte.

„Dann sage ihm, sagte er, daß er zu mir kommt, und ich werde ihn zum Priester machen."

„Er hats gesagt?" Das strenge und trockene Antlitz der Diakonscha klärte sich auf. Die Consekrierung des Nazar war ihre liebste Hoffnung gewesen. Sogar die akademische Carrière von Kyrill trat dagegen zurück. Was war Kyrill? Ein freier Vogel. Geht irgend wohin, zweitausend Werst weit, und man hört wenig mehr von ihm. Aber Nazar war an die Scholle durch einen Haufen Kinder gebunden; der wird sein Leben lang unter ihren Augen leben.

Ja, das that ihr weh, daß ihr jüngster Sohn, der Magistrant, aufs Land gehen wollte; dafür aber, was für ein großes Glück, daß nun wenigstens ihr Aeltester, der Diakon, Priester werden sollte, wenn auch nur auf dem Dorfe. Mesodij rieb sich freudig die Hände. Motja hüpfte im nächsten Zimmer; denn vor Kyrill hätte sie es nicht gewagt; die Tante schluchzte vor Freude.

„Ja, sprichst du denn wirklich die Wahrheit?" fragte noch ein Mal die Diakonscha.

„Ich werde doch nicht mit einer solchen Sache Spaß machen. Wenn du es aber nicht glaubst, frage den Kyrill."

„Es ist wahr, es ist wahr," sage Kyrill, „das hat mir Se. Magnificenz gesagt."

Digitized by Google

„Gott, wie das prächtig ist.“ Alle waren freudig aufgeregt, kamen zu einander und riefen ganz entzückt durcheinander; sprachen davon, wie froh Nazar und seine Frau Lunja sein würden, wie sie sich auf der neuen Stelle einrichten würden, wie sie ihr ältestes Töchterchen in die Diözesanschule schicken würden, wozu sie früher kein Geld gehabt hatten.

„Ach weißt du was, Alte? jetzt werde ich mich zur Ruhe setzen,“ rief der Diakon aus; „es ist Zeit für mich; guck, wie ich schon krumm bin.“

„Wohin zur Ruhe?“ — „So einfach zur Ruhe; werde mich emeritieren lassen, und leben wir dann bei unserem Sohn. Wir könnens ja; Mesodij wird bald mit dem Seminar fertig sein und die Motja nimmt man auf Staatskosten in die Töchterschule.“

Das Gesicht der Diakonscha wurde auf ein Mal kalt und streng, wie verwandelt. „Das wird nie geschehen,“ sagte sie scharf. „Warum denn nicht? Nazar, der ist gut.“ „Alle sind gut, so lange sie in unsere Tasche greifen; aber wenn es an ihre eigene Tasche geht, so werden sie wie Wölfe; das weiß ich. Nein, lieber gehe ich als Arbeiterin; aber zur Last sein mag ich niemandem.“

Kyrill sah das bleiche Gesicht der Mutter an und dachte daran, wie bitter doch das Leben der Mutter gewesen sein mußte, daß sie so tief verbittert war. Früher hatte er das nicht so recht gemerkt.

„Nun, nun, hast schon wieder angefangen?“ sagte der Diakon gutmütig, „und so geht es jedes Mal. Bist böse auf die Leute; traust niemandem, sogar deinen leiblichen Kindern traust du nicht.“

„Traue auch nicht,“ beteuerte die Diakonscha mit Ausdruck.

„Ja, so ist es,“ sagte der Diakon, „und ich, ich traue allen; jeder Gotteskreatur traue ich, nach christlichem Gebot.“

„Und jeder hintergeht dich auch dafür.“

„Laß ihn nur hintergehen; er geht hinten herum, und ich bleibe fest auf der Stelle, gerade wie eine hundertjährige Eiche; du magst Millionen Mal hinter ihr herum gehen, sie bleibt doch fest stehen. So ist es.“

Der kleine Streit wurde bald vergessen. Der Diakon bestand nicht auf seinem Plan, die Stelle aufzugeben; sein ganzes Leben hatte er Arina Jesstassjewna nachgegeben; sollte er ihr nicht auch dieses Mal nachgeben? Bald sprach man wieder von der erzbischöflichen Gnade und wurde lebendig.

Zum Abend reiste das Projekt, Nazar zu benachrichtigen.

Nazar stand als Diakon im Dorfe Tschakmary, ungefähr dreißig Werst von Ustimiewka entfernt. Am anderen Tag frühmorgens spannte man die Pferdchen wieder in die Tarataika ein. Kyrill und Mesodij fuhren vom Hofe ab und hielten auf den breiten Steppenweg zu, welcher nach Tschakmary führte. Die Sonne war kaum aufgegangen und auf dem Felde lag die Morgenfrische. Kyrill fühlte eine ungewöhnliche Erholung der Seele; er sagte dem Bruder, wie wohl ihm das Land thue, und daß er es gegen keine Hauptstadt eintauschen würde.

„Was ist hier Gutes? Keine Menschen, keine Zerstreuung, nur Langeweile,“ erwiderte Mesodij. „Ueberhaupt, ich verstehe dich nicht, Bruder.“

„Wenn man mir dies gesagt hätte, als ich in deinem Alter war, hätte ich es auch nicht verstanden,“ antwortete Kyrill. „Damals zog mich, wie dich jetzt, die Großstadt an. Es schien mir, daß nur dort Leben wäre und hier nur Schlaf und Vegetieren; jetzt denke ich anders. Nur hier ist das Leben; hier leben die Leute wahrhaftig, dort leben die Leute nur bedingungsweise; alles dort ist bedingt, der Anstand, die Achtung, der Geist, das Gefühl. Für alles giebt es einen Kodex, und der Mensch dort ist der Sklave von diesem Kodex. Dort kann man nur für sich leben; hier kann man auch dem Nächsten etwas sein. Nimm z. B. dies: Das Leben in der Stadt ist teuer; um anständig zu leben, muß man alle seine Kraft daran setzen, die Mittel dazu zu bekommen.

Digitized by Google

Der Mensch hat weder Kraft noch Zeit dazu, um Mensch zu sein. Hier dagegen kostet das Leben fast nichts. Zeit hat man viel, arbeite so viel du willst; hier und nur hier bist du Herr deiner Zeit, deiner Kraft, deiner Fähigkeiten. Nur hier kannst du deinem Nächsten dienen."

„Bitte, sage mir, lehrt man das auf der Akademie?" fragte Mesodij, bei dem die Reden des Bruders nichts als ein Gefühl der Befremdung weckten.

„Was denn?"

„Eben das, wovon du sprichst!"

„Nein," sagte Kyrill mit einem Lächeln, „das wird auf der Akademie nicht gelehrt."

Sie kamen mittags nach Tschakmary. Nazar nahm sie freundlich auf, umarmte Kyrill und küßte ihn mit viel Gefühl. Er bemerkte mit Bedauern, daß Kyrill mager geworden war. — „Aber du wirst immer dicker; es wird nun Zeit, aufzuhören," sagte Kyrill lächelnd.

Nazar machte eine hoffnungslose Handbewegung; das war nun einmal sein Unglück; er war außerordentlich dick, so daß er oft kaum weiter konnte. Kein Mittel half dagegen. Er hatte sich viel Bewegung gemacht, das Nachmittagsschläfchen aufgegeben, Bäder genommen; er machte alles durch, was man ihm nur anriet. Jemand hatte ihm gesagt, starker Thee mache den Menschen mager; seitdem trank er Tag und Nacht starken Thee. Man riet ihm, Essig zu trinken; da gab er den Thee auf und machte sich an den Essig. Eines konnte er aber nicht probieren: weniger zu essen; er hatte einen gewaltigen Appetit. Er aß buchstäblich für fünf und dabei trank er reichlich sein Gläschen Schnaps. Nazar war schon ein hoher Vierziger; er hatte 7 Kinder und von seiner Frau Lunja konnte man noch gerade so viel erwarten. Diese kleine schlanke, sehr bewegliche und immer lustige Frau war das reine Gegenteil von Nazar, der ewig geschwollene Beine hatte und am liebsten auf dem Sofa lag. Eigentlich war die Frau das Haupt des Hauses. Nazar that nur, was er amtlich als Diakon zu thun hatte, und das nur deswegen, weil man das nicht auch noch auf Lunja abwälzen konnte. In alles Uebrige mischte er sich gar nicht, und Lunja wurde mit der Feldwirtschaft und der Pädagogik ganz allein recht gut fertig und buk zu alledem noch die von der Kirche gebrauchten Weih-Brötchen; sie hatte zu allem Kraft, sie klagte niemals über Müdigkeit oder darüber, daß sie zuviel zu thun hätte. Die Arbeit war ihr das Leben. Nazar vergötterte seine Frau und war ganz in sie verliebt; er betrachtete sie als Schönheit, ungeachtet ihr braunes Gesichtchen schon voller Falten war und in ihrem dunklen Haar schon vor der Zeit silberne Fäden erschienen.

Mesodij lief auf den Hinterhof, wo Lunja mit einem Kalb zu thun hatte, und teilte ihr die fröhliche Nachricht mit. Sie ließ das Kalb stehen und flog zu ihrem Mann in freudiger Aufregung. Bei ihm that sie betrübt und spielte zum Spaß eine kleine Komödie.

„Weißt du denn, Nazar? Kyrill war bei dem Erzbischof, und der Erzbischof sagte ihm, daß wahrscheinlich, sagte er, daß sein Bruder Nazar seinen Abschied nehmen muß."

„Um Gottes willen," rief Nazar erschrocken aus und schlug sogar das Kreuz. „Wofür denn?"

„Dafür, sagte er, daß er zu dick ist; kann seinen Dienst nicht mehr thun." Da sie aber die tiefe Verzweiflung des guten, leichtgläubigen Nazar sah, brach Lunja in ein fröhliches Lachen aus und erzählte ihm die ganze Wahrheit. Kyrill bestätigte. Nazar natürlich war unbeschreiblich entzückt und wäre in die Höhe gesprungen, wenn ihm sein Bäuchlein das erlaubt hätte. Gleich fing er an, von den schönen Veränderungen zu träumen, denen es nun entgegenging; von einem geräumigen Haus, von der höheren Töchterschule für seine Aelteste, von der Erziehung der Kleinen, und endlich, sein hauptsächlichster und glühendster Traum war, sich auf einige Wochen Urlaub zu nehmen, nach Kiew oder Charkow zu gehen und sich bei dem berühmtesten Arzt gegen seine Fett-

Digitized by Google

leibigkeit Rats zu erholen. Das alles sollte sich nun auf einmal erfüllen, kraft des erzbischöflichen Wortes.

Die Brüder aßen zusammen zu Mittag und nach dem Essen fuhren die jungen Leute nach Ustimiewka zurück. Motja lief ihnen entgegen, setzte sich bei der Kirche in die Taratajka und erzählte, daß zu Hause ein unangenehmer Auftritt erfolgt sei. Arina Jefstaffewna hatte die ganze Nacht nicht geschlafen; in ihrer Seele kämpften zwei Gefühle, Freude über das Aufrücken von Nazar und Trauer über die unverständliche Selbsterniedrigung Kyrills. Sie stand mit Kopfschmerz und gereizten Nerven auf. Der Diakon merkte es beim ersten Blick und fing sofort an davon zu reden, daß er heute zum Propst müßte. Aber sie ließ ihn nicht fort. Erst waren es nur Seufzer und allgemeine Vorwürfe.

„Bei anderen Leuten geht alles, wie es gehen soll. Die Kinder wachsen auf und werden etwas. Bei manchem hat der Sohn kaum das Seminar hinter sich, so läßt er sich einige Gänge nicht verdrießen, und gleich ist er in der Stadt."

Hier folgten Beispiele. „Der Sohn des erzbischöflichen Oberdiakons hatte nur die dritte Censur und hatte doch eine Stelle in der Stadt bei der Friedhofskirche bekommen. Die Söhne des Priesters in Tschakmary wurden beide schon aus der vorletzten Klasse entlassen, und es ging auch, sind beide später Priester geworden. Und bei ihnen, bei den Obnowlewskys, ist alles nicht so wie bei den anderen Leuten. Der Sohn setzt alle durch sein gutes Lernen in Verwunderung, geht als erster von der Akademie ab, und wird nun doch sein Leben auf dem Dorfe fristen. Alle werden auf sie mit Fingern zeigen: ihr seid so armselig, daß Euch nicht einmal die Akademie hat helfen können; und daß er Erster gewesen ist, nützt Euch auch zu nichts; und der Vater, anstatt den Sohn auf den rechten Weg zu bringen, lobt ihn noch und ist voller Rührung über ihn; wahrscheinlich hat sie Gott für ihre großen Sünden gestraft."

Dann kamen Thränen, die in Schluchzen übergingen. Die Tante weinte natürlich mit, aber leise, in einer dunklen Ecke versteckt. Zuletzt mußte Arina sich ins Bett legen. Als Kyrill zu ihr in das Zimmer trat, ging er zu ihr und küßte ihr die Hand; sie warf ihm den Vorwurf entgegen:

„Wohin mich meine Kinder bringen! Da liege ich auf dem Krankenbett!" und sie fing wieder an zu schluchzen. Kyrill setzte sich aufs Bett, nahm ihre Hand und fing an, mit leiser, liebkosender Stimme zu sprechen. „Ihr seid krank, Mutter, könnt mich nicht ruhig anhören; sonst würde ich Euch erklären."

„Was willst du mir erklären? Was kannst du mir erklären!" rief tragisch Arina Jefstaffewna aus.

„Meinen Entschluß erklären, Mutter. Ihr seid böse, daß ich die einträglichen Stellen abgewiesen habe und auf das Dorf als Priester gehe. Denket doch selbst, Mutter, wir waren das ganze Leben, Ihr und ich, arm; Ihr habt das ganze Leben unausgesetzt gearbeitet; die Arbeit hat Euch nie losgelassen; die Armut und die Arbeit, Mutter, ist unser Hab und Gut geworden. Was arm ist und arbeitet, das ist unser. Nun also, ich will für das arbeiten, was mir nahe steht; ich will nicht für die Reichen arbeiten, ich will der Armut dienen. Ich will so leben, wie Ihr gelebt habt. Um Eures mühevollen Lebens willen habe ich tiefe Achtung vor Euch. Auch ich will damit die Achtung erwerben; bei Euch habe ich das gelernt. Ihr habt mit Eurem Beispiel Samen in meine Seele gelegt, und ich habe sie aufwachsen lassen."

Es ist schwer zu sagen, was auf die arme Frau wirkte. Diese Beweggründe waren ihrer erbitterten Seele kaum verständlich; aber die liebkosende Stimme des Sohnes, der liebevolle Blick seines Auges, die Wärme seiner Hand, welche die ihrige zärtlich umschlossen hielt, wirkten besänftigend auf sie. Von ihrem Gesicht verschwand der starre Ausdruck der Bitterkeit und der Verzweiflung; sie zog Kyrill leise an sich und küßte ihn auf den Kopf.

Digitized by Google

„Ach Kyrill," sagte sie mit leiser Stimme, „wie wir auf dich gehofft haben, wie gehofft! wir dachten, unsere ganze Familie würde durch dich vorwärts kommen; und du, was du dir da in den Kopf gesetzt hast!" Aber alles dies sagte sie mit einer ruhigen, friedlichen Stimme.

„Es wird auch noch vorwärts gehen, wartet nur! Laßt mich nur erst mein Herz stillen; alles kommt noch, Mutter."

Kyrill blieb noch eine halbe Stunde bei ihr sitzen. Der Diakon, der im nächsten Zimmer ihrem Gespräch zugehört hatte, wunderte sich über die Kunst des Sohnes, den Sturm abzulenken, eine Kunst, die er sein Leben lang nicht hatte lernen können, ungeachtet er sich seiner Arina vollkommen unterwarf. Bald stand die Diakonscha vom Bett auf und that ihre gewöhnliche Arbeit, fing auch solche Gespräche nicht wieder an.

Als Nazar in die Stadt fuhr, sprach er im Vorbeigehen vor. Man segnete ihn feierlich; Arina Jefstafjewna gab ihm genaue Vorschriften wie einem Knaben. Der gute Nazar hörte sie unterwürfig an und nahm sie sich auch zu Herzen. Er war ja eigentlich nur ein Kind, und da er ohne Lunja zu so wichtigen Geschäften aus war, hatte er das Gefühl, als sei der Boden unter ihm nicht sicher. Die Sache stand so, daß, wenn Se. Magnificenz seinen gnädigen Entschluß nicht änderte, Nazar würde einige Tage ganz allein in einer Herberge der Stadt wohnen müssen, und das schien ihm eine Heldenthat.

Die folgenden zwei Tage nach seiner Abreise waren im Hause des Diakons von Ustimiewka voll unruhiger Erwartung. Nur Kyrill war ruhig; er wußte, daß der Erzbischof sein Versprechen ernst gemeint hatte und seinem Wort treu bleiben würde. Der zaghafte Diakon getraute sich nicht an ein so großes Glück zu glauben, bis er es mit eigenen Augen sähe. Arina Jefstafjewna, welcher der Pessimismus tief in der Seele saß, meinte immer, man dürfe nur das Schlechte hoffen; das Schlechte läßt niemals auf sich warten, das Gute aber immer; manchmal denkt man nach allen Anzeichen, daß etwas Gutes kommen muß, und am Ende kommt doch das Schlechteste. Nach zwei Tagen aber konnte man doch schon den Schluß ziehen: Wäre es mit Nazar nichts, so wäre er nunmehr wieder zu Hause; ist er aber in der Stadt geblieben, so ist das ein Zeichen, daß er sich zur Weihe vorbereitet.

„Vielleicht hält man ihn aber mit einer Kirchenstrafe zurück," bemerkte Arina Jefstafjewna, obgleich sie sich in ihrer Seele doch zur allgemeinen Meinung neigte.

Der Sonntag kam. Der Diakon zog einen neuen Kirchenrock an, ölte und strich seine Haare und nahm überhaupt ein feierliches Aeußere an.

„Ganz gewiß geschieht heute die Weihe," wiederholte er mehrere Male mit feierlicher Rührung, und that diesen Tag in der Kirche seinen Dienst mit doppelter Andacht und trug seine Lektionen psalmodierend vor. Seine Aufregung verstärkte sich von Stunde zu Stunde; als er aus der Kirche kam, wollte er der Gewohnheit zuwider sein Gläschen Schnaps und seinen Fisch mit grünen Zwiebeln nicht anrühren; dem Mittagessen that er auch keine Ehre an, er konnte vor Aufregung nichts hinunter bringen. Selber ein „ewiger Diakon," erachtete er die Priesterwürde als ein unerreichbares Ideal, und hier Nazar, der wie er zum „ewigen Diakon" verurteilt schien, steigt heute auf diese hohe Stufe der Lebensleiter. Arina Jefstafjewna war ebenfalls sehr aufgeregt, verbarg aber die Aufregung und wiederholte heuchlerisch, daß sie „es nicht glaubte."

Endlich zum Abend kam Nazar. Er trat ins Zimmer herein, feierlich strahlend, blieb auf der Schwelle stehen, bekreuzte sich andächtig und sorgsam, beugte sich vor den heiligen Bildern, und dann, sich zu seinen Leuten wendend, welche gerade beim Thee saßen, segnete er sie schweigend. Alle verstanden, daß es geschehen war, standen auf und fingen an sich zu bekreuzen. Die Freude war so groß, daß zuerst alle schwiegen. Als sie sich erholt hatten, kamen alle nacheinander geziemend zu dem neuen Priester und ließen sich segnen. Dann erst frugen sie Nazar aus, wie alles geschehen war. Er

Digitized by Google

erzählte der Reihe nach mit Anführung der kleinsten Nebenumstände, und als er bei der Beschreibung seines ersten Besuches beim Erzbischof war, sagte er, sich zu Kyrill wendend:

„Von dir sprach er furchtbar lobend. Er ist, sagte er, ein Beispiel für die ganze Diözese; und eigentlich habe ich dich wegen seiner christlichen Demut zum Priester ernannt. Läßt dir sagen, daß er dir eine gute Stelle ausgesucht hat, daß du bald heiraten und zu ihm kommen sollst."

Die ganze Familie mit Ausnahme des Vaters sah Kyrill fragend an. Nazar übernachtete in Ustimiewka. Kyrill fuhr anderen Tages in die Stadt.

IV.

Die zwei Wochen, welche Kyrill in der Stadt zugebracht hatte, waren für ihn eine Plage. Er hatte Vater Gabriel, die Matuschka und Mura gebeten, die Trauung ganz einfach zu feiern; sie wollten aber nicht hören. „Du willst zu viel," sagte Matuschka; „in allem haben wir dir schon nachgegeben, in allem; hierin nun, entschuldige, hierin werde ich nicht nachgeben."

Und Matuschka seufzte bei der Erinnerung an die Nachgiebigkeit, welche sie gegen Kyrill gezeigt hatte. Mura ihrerseits sagte, daß sie furchtbar gerne den Abend nach der Hochzeit unter Gästen und Lichterglanz verbringen möchte. Sie bekannte ganz offen Kyrill, daß sie schon lange und seit jeher davon geträumt hatte. Vater Gabriel sagte geradewegs, seine Stellung in der Stadt erfordere das. Sich gegen solche Gründe zu sträuben, hatte keinen Zweck.

Und da erstrahlte der Oberstock des Dompfarrhauses in Lichterglanz; im Dom steckte man die Hauptkronleuchter an; es sangen die erzbischöflichen Sänger, die heilige Geschichte aber wurde von dem künftigen Protodiakon gelesen*), welcher ohne eigentliche Anstellung die rechte Hand des Erzbischofs war. Die ganze Blüte der geistlichen Jugend der Stadt, alle Töchterchen, welche ihre Zukünftigen in der Gestalt von Akademikern erwarteten, mit dicken Müttern, Lehrer des Seminariums, Priester und sogar einige Seminaristen aus den obersten Klassen, alle diese waren in der Kirche; und von der Kirche gingen sie in das Dompfarrhaus hinüber und machten sich dort bis zum Morgen vergnügt. Mura war fröhlich, lebendig und niedlich in ihrem schneeweißen Kleid und einer Menge Blumen auf dem Kopf. Kyrill war in dem ungewohnten Frack ein wenig unbeholfen; das stand ihm aber gut, da man von einem Akademiker viel Ernst und würdige Gelehrsamkeit erwartete. Von den Verwandten aus Ustimiewka waren nur Mefodij und Motja auf dem Feste; die Alten hatten sich vor dem Glanz gefürchtet und gesagt, wir passen da nicht hin. Lunja konnte die Kinder nicht allein lassen und Nazar entschuldigte sich einfach mit seiner Wohlbeleibtheit; außerdem war er gerade im Umzug nach seiner neuen Gemeinde, wohin er als Oberpfarrer berufen war. Zwei Tage nach der Hochzeit ging Kyrill zu dem Erzbischof.

„Ah, ich weiß, ich weiß," kam ihm liebenswürdig der Erzbischof entgegen. „Vater Gabriel hat's mir erzählt; hast ein gutes Mädchen zur Frau genommen; ich habe auch eine Stelle für dich; sie liegt in der Nähe deiner Heimat. Kennst du den Marktflecken Lugowoje?"

„Marktflecken Lugowoje!?"

„Bist du denn unzufrieden?"

„Es sind zwei Priester dort, Ew. Magnificenz."

„Nun, und du wirst Oberpfarrer dort sein."

*) Bei jeder russischen Trauung werden die hauptsächlichen die Ehe betreffenden Stellen der heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes verlesen.

„Ich habe Angst, ob wir gut zusammen auskommen," sagte Kyrill.

„Du? mit deiner Taubensanftmut? Nein, nein! Widerrede mir nicht! Ich habe so beschlossen und so wird es auch sein. Im Marktflecken ist doch auch der Markt, die Schule, die Post, ist keine solche Oede. Mache dich nur fertig. Freitag ist ein Festtag; da werden wir dich zum Diakon weihen, und am Sonntag zum Priester. Gehe mit Gott."

Kyrill widersprach nicht mehr; er war aber mit seiner Stelle gar nicht zufrieden. Der Marktflecken Lugowoje war sehr groß und stark bevölkert. Das erschreckte ihn nicht. Aber daß er dort nicht allein war! Alle seine Pläne werden in dem Kollegen einen Hemmschuh finden. Daß er einen Helfer in ihm finden würde, darauf rechnete er von vornherein nicht. Es werden Zerwürfnisse kommen, Unannehmlichkeiten, Ränke, gerade das, was ihm am meisten zuwider war. Aber er traute doch dem Erzbischof nicht weiter zu widersprechen, der sich vom ersten Augenblick an so wohlwollend und verständnisvoll für seine Pläne gezeigt hatte. Er hatte zu sich selbst gesagt: Es gehe wie es gehe. Mag kommen, was will, ich werde nach meinen Grundsätzen handeln; nichts wird mich von dem mir vorgezeichneten Weg abdrängen und mich zwingen, anders zu leben, als ich es mir vorgenommen habe. Wer weiß, vielleicht ist das zum Besten.

Von dieser Zeit an begann er eine immerwährende Aufregung in sich zu fühlen. Was er theoretisch sich gedacht, wurde zur Wirklichkeit. Es kam jetzt die Praxis. Manchmal setzte er sich neben Mura, nahm ihre Hände und sprach: „Ach Mura, ich fürchte mich; es ist eine schwierige Aufgabe; ich weiß nicht, ob die Kraft reichen wird."

Mura begriff nicht recht, was das für Schwierigkeiten sein sollten. Aber weil er es sagte, fürchtete sie sich auch. Die Zweifel dauerten aber nicht lange. Er selber meinte im Augenblick darauf, das sei nur eine trübe Stimmung und er habe keinen Grund, an seinen Kräften zu zweifeln.

„Wir beide sind noch zu jung, Mura, um zu zweifeln. Das hat Zeit, bis wir alt sind."

Mura meinte das auch. Sie war überhaupt sein Abklang. Sie liebte in ihm ihren Mann, ihren jungen, gescheiten, sympathischen, herzlichen Mann, sie fand ihn außerordentlich gebildet, sogar gelehrt, und seine Ideen hoch und für sie unerreichbar. Am Freitag kam Kyrill aus der Kirche im Priesterrock nach Hause; als Mura ihn in dieser Kleidung sah, fiel sie in eine leichte Ohnmacht, und als sie sich davon erholt hatte, fing sie an zu weinen.

„Was weinst du denn?" fragte Kyrill und versuchte sie mit Liebkosungen zu trösten. Aber das half nicht. Kyrill kam ihr so sonderbar in seiner neuen Tracht vor. Sie war gewohnt, ihn im Rock als einen gewöhnlichen jungen Menschen zu lieben. Sie hatte ihn schlank und gewandt gefunden, und nun sollte das alles auf ein Mal unter dem langen und breiten Priesterrock verschwinden, der alle Gedanken an Liebe und „Romantik" verscheuchte. Gewußt hatte sie es ja immer, daß Kyrill ein Mal den Priesterrock anziehen würde; aber wo es nun in Wirklichkeit geschah, wie er vor ihr als Konsekrierter dastand, ohne die geringste Hoffnung, jemals den Priesterrock wieder auszuziehen und die Gestalt des gewöhnlichen jungen Menschen anzunehmen, den sie lieb gewonnen hatte, wo nun alles schon zu Ende war und für immer, zog sich ihr unwillkürlich das Herz zusammen und sie war nicht im stande, die Thränen zurückzuhalten.

„Ach, Mura, Mura, ich bin doch derselbe; deswegen bin ich doch kein anderer geworden, weil ich den Priesterrock angezogen habe."

„Wie du sonderbar bist, häßlich, lächerlich," sagte Mura, schon unter Thränen lächelnd.

Er besah sich im Spiegel und lächelte auch.

Digitized by Google

In der That war es eine sonderbare Gestalt. Die kurzen Haare, die erst gestern zum letztenmale*) geschnitten worden waren, Kinn und Backen ganz glatt rasiert, auch „zum letztenmale", ein kleines, kaum sichtbares Schnurrbärtchen, ein ganz jugendlicher Gesichtsausdruck, seine schlanke Figur, — alles dies gab ihm das Aussehen, als ob er den Priesterrock nur zum Spaß angezogen hätte, diese Kleidung der würdigen Seelsorger, welche einen mächtigen Bart und langes Haar auf einer soliden Statur voraussetzt. Aber es war nicht zum Spaß geschehen, und Mura weinte, weil sie das wußte. Matuschka gratulierte ihm und sah dabei von der Seite auf seine Kleidung. Sie war in ihren besten Gefühlen verletzt. Der geheime Wunsch der meisten Frauen aus dem geistlichen Stande ist, daß ihre Söhne eine weltliche Laufbahn wählen möchten; sie hatte darauf gerechnet, daß ihr Schwiegersohn, der so glänzend in der Akademie gelernt hatte, entweder Inspektor des Seminars oder sogar Professor an irgend einer Akademie werden, vielleicht in seinen vierziger Jahren in den Kirchendienst zurücktreten und dann sofort Propst an einer Kathedrale werden würde. Nun sie es aber einmal hatte geschehen lassen, mußte sie es auch tragen; darum begnügte sie sich mit einer kurzen Gratulation und setzte kein tadelndes Wort hinzu. Vater Gabriel, welcher bei der Einsegnung Kyrills zugegen gewesen war, betrachtete das Geschehene sehr ruhig; es war ihm bekannt, daß der Erzbischof den Schritt Kyrills billigte; und diese Thatsache gab ihm eine große Hoffnung für die Zukunft. „Es wird Kyrill auf dem Lande langweilig werden; die Albernheit wird ihm vergehen, und dann wird ihm Se. Magnificenz die beste Stelle in der Stadt geben."

Am Sonntag wurde Kyrill zum Priester erhoben. Viele Gedanken und Gefühle gingen in diesen wenigen Augenblicken durch seine Seele. Nun war der Augenblick gekommen, in welchem er vor allem Volke sich mit den Banden der Pflicht band, ohne welche ihm das Leben interesselos und als ein Raub an anderen erschien. In diesem Augenblick fühlte er Achtung vor sich selbst, seiner Konsequenz, seinem Charakter. Er kannte viele Menschen, welche wohl von ihrer „großen Pflicht" sprachen, aber nicht genug Festigkeit besaßen, um von dem Wort zur That zu schreiten; und ihr ganzes Leben lang sprechen sie von dieser Pflicht, kommen aber doch nicht über die Worte hinaus. Er hatte das jetzt hinter sich; heute hatte er einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zu seinem Ziele gethan. Nicht, daß er hochmütig gewesen wäre oder irgend jemanden hätte richten wollen, aber in diesem feierlichen Augenblick konnte er nicht gleichgültig gegen sich selber bleiben und sich die Anerkennung für seine Charakterstärke nicht vorenthalten.

Maria Gabrielowna war in der Kirche gewesen; ihr Herz schlug stärker, als an Kyrill der Weiheakt vollzogen wurde. Ihr war, als ob diese Weihe indirekt auch über sie erteilt würde, und als man dem Kyrill den Priesterrock angezogen hatte, sagte sie sich in Gedanken: „Da, jetzt bin ich Matuschka, Priesterfrau." Aber im ganzen hatte sie sich während der letzten drei Tage mit der Kleidung Kyrills ausgesöhnt und sich an ihre neue Stellung gewöhnt. Nach der Messe sagte ihr Kyrill mit einem etwas feierlichen, bedeutsamen Ton: „Jetzt, Mura, wird das richtige Leben anfangen; bis jetzt haben wir uns immer nur vorbereitet."

Und diesen ganzen Tag war seine Stimmung eine gehobene. Seine Augen glänzten in Begeisterung, als ob die Feierlichkeit, die in der Kirche an ihm vollzogen worden war, in Wirklichkeit ihn neu geboren hätte. Mura ängstigte sich über diese Wandlung, welche Kyrill auf geheimnisvollem Wege von ihr entfernte. Manchmal schien er ihr wie fremd, er, der Priester mit dem strengen Blick und der gemessenen Rede des Predigers, war das denn jener liebe, herzliche, ihr so nahe Kyrill, den sie liebgewonnen hatte? In solchen Augenblicken wurde ihr ängstlich zu Mute, die Zukunft schien ihr

*) Der russische Priester schneidet nach der Konsekration weder Haar noch Bart, ein Nachklang des alttestamentlichen Nasiräertums.

trübe, unbekannt und kalt. Aber das waren nur Augenblicksstimmungen, welche verschwanden, wiederkamen und wieder verschwanden.

Die Probewoche fing an. Kyrill hielt jeden Tag den Gottesdienst in der erzbischöflichen Kirche. Wenn er nach Hause kam, war er gewöhnlich nervös aufgeregt und äußerst ungeduldig.

„Wenn wir nur erst auf unserer Stelle wären," wiederholte er mehreremal am Tage, „und wie lange diese Vorbereitungen dauern!"

„Das verstehe ich nun nicht! Das verstehe ich nicht!" erwiderte die Matuschka. „Was ist da sich zu eilen? Wird noch langweilig genug auf dem Neste werden — Gott, wie langweilig!"

„In mein Amt möchte ich! mich kopfüber in meine Wirksamkeit stürzen, mit Leib und Seele mich ihr widmen!" sagte Kyrill begeistert, indem er sich an keine bestimmte Person wendete und in das Leere schaute.

Matuschka riß die Augen weit auf, zuckte mit den Achseln und ging aus der Stube. „Nein," dachte sie, „wir haben unbedacht gehandelt, als wir Maria mit ihm verheirateten; ich sehe nichts Gutes in ihm. Er spricht unvernünftig, als ob es in seinem Kopfe nicht ganz richtig wäre." Aber Mura sagte sie nichts davon.

Kaum war die Probewoche vorüber, als Kyrill am Sonntag nach der Messe wieder anfing, mit der Abreise zu eilen. Mura war fertig. Die ganze Woche hatte er sie angetrieben; sie hatte ihre ganze Aussteuer in Kisten eingepackt. Für diesen Tag war aus Ustimiewka der Diakon angekommen. Er nahm es auf sich, den Lastwagen zu mieten und ihn bis zu Lugowoje zu begleiten; Kyrill und Mura sollten einen Tag später mit Postpferden ankommen, wenn dort alles schon in Ordnung sein würde. Montag ganz früh machte sich der Diakon auf den Weg, nachdem er mit Andacht seine Gebete gesprochen hatte; Kyrill ging zum Erzbischof, um den üblichen Segen vor der Reise zu empfangen.

Der Erzbischof empfing ihn in einem dunkelgrünen seidenen Rock, Bischofshut und mit einem langen Rosenkranz. Er war im Begriff auszufahren. Kyrill wunderte sich über das etwas strenge Gesicht, mit welchem er ihm entgegenkam. Er lächelte nicht, scherzte nicht und benahm sich ihm gegenüber überhaupt mehr als Vorgesetzter. Kyrill erklärte es sich dadurch, daß er jetzt Priester und der Erzbischof dadurch sein direkter Vorgesetzter geworden war. Er hatte schon früher bemerkt, daß die Erzbischöfe einfacher und nachsichtiger gegen Leute waren, die Civilkleidung trugen. Der Erzbischof sprach mit ihm jetzt stehend; früher dagegen bat er ihn immer, Platz zu nehmen, und setzte sich auch selbst.

„Du reisest auf deine Stelle?" fragte er, indem er den Rosenkranz durch seine Hände laufen ließ.

„Ja, morgen denke ich abzureisen," antwortete Kyrill.

„Du hast dich also nicht anders bedacht und bestehst darauf?"

„Nein, ich habe mich nicht anders bedacht."

„Sonst hätte ich dir eine gute Stelle hier in einer Kaufmannskirche gegeben."

„Ich danke sehr. Aber ich will aufs Land."

Der Erzbischof zog die Augenbrauen zusammen und sah ihm unverwandt in die Augen.

„Du willst es durchaus?" fragte er nachdrücklich.

Kyrill wunderte sich über diese Frage und die veränderte Stimme.

„Ja, ich will es, Eure Magnificenz!"

„Erinnere dich aber," sagte streng belehrend der Erzbischof, „daß in deiner neuen Würde keine Klügeleien zugelassen werden können. Du sollst der Hirte deiner Schafe sein, nichts weiter."

„Ein guter Hirte, Eure Magnificenz."

„Natürlich, ein guter," fiel ihm der Erzbischof ins Wort mit etwas erhobener Stimme. „Oder denkst du etwa, daß alle anderen Hirten es nicht sind? Es ist nicht gut, in dein Amt mit solchen hochmütigen Gedanken einzutreten!"

Digitized by Google

Alles dies war höchst merkwürdig, und über jedes neue Wort des Erzbischofs wunderte sich Kyrill mehr und mehr. Woher dies alles? Wer hatte ihm diesen Verdacht eingeflößt?

„Weißt du, mein Sohn," setzte der Erzbischof hinzu, und es war, als ob er weicher geworden wäre, „du bist für mich ein Rätsel. Eins von beiden: entweder bist du eine gute einfache Seele, oder es steckt in dir der Teufel der Empörung."

„Der Empörung?" rief Kyrill. „Früher dachten Eure Magnificenz anders von mir."

Im Gesichte des Erzbischofs war eine leichte Verwirrung zu bemerken. Es war, als ob er sich jetzt darüber schämte, daß er einen völlig unschuldigen Menschen so auf die Probe hatte stellen wollen. Er lächelte, hob die Hand und klopfte Kyrill auf die Schulter. „Nein, ich weiß, daß du eine unschuldige Seele hast!" sagte er weich und im freundschaftlichen Ton. „Gieb aber acht auf dich selbst! Ich weiß, daß du in der Akademie mit klugen Leuten Verkehr hattest. Ich achte kluge Leute, wenn sie auch weltlich sind, weltliche Ideen sind aber mit der priesterlichen Würde unvereinbar. Diene deinem Nächsten, auch dem kleinsten unter deinen Brüdern, das ist eine gute Idee, halte dich aber von jeder Parteinahme fern. Und sei vorsichtig, denn es sind wenige, die deine gute Seele verstehen, und die Unverständigen können in jeder guten Handlung Böses finden. Sei vorsichtig! Das ist mein väterlicher Rat auf deinen Weg!"

Er segnete Kyrill mit viel Gefühl, küßte ihn sogar und sagte noch zuletzt:

„Wage es!"

Kyrill ging von ihm in großer Verwirrung. Kein Zweifel, es hatte jemand mit dem Bischof über ihn geredet. Dieser jemand war gewiß ein Mensch, der über sein Leben in der Akademie unterrichtet war. Wer konnte es sein?

Er nahm einen Wagen und fuhr zum Domhaus. Am Thor, als er schon aus dem Wagen ausgestiegen war, fiel ihm der junge Meschof in die Augen, der ihm entgegeneilte und sagte:

„Ich bin angenommen worden, Freund; natürlich erst als Stellvertreter, später aber werde ich definitiv angestellt werden."

Kyrill verstand, daß er die Inspektor-Stelle meinte. Nachdem sich Meschof ihn betrachtet hatte, fuhr er fort:

„Und du hast schon den Priesterrock angezogen? Hast dich recht beeilt! Ich muß dir gestehen, daß ich dich absolut nicht verstehe."

„Was soll ich denn mit dir machen, wenn du es nicht verstehst?" beeilte sich Kyrill zu antworten.

„Ja, wie soll ich sagen? Ich verstehe schon: Aufs Land gehen, mit dem Volke eins sein, und was es da noch weiter giebt. Nur entschuldige, alles das ist Dummheit."

„Auf Wiedersehen! Ich habe Eile!" fiel ihm Kyrill ins Wort, nickte ihm mit dem Kopfe zu und verschwand in der Thüre. Mit diesem Menschen redete er nicht gerne; sie mochten anfangen miteinander zu sprechen wovon sie wollten, immer stellte es sich heraus, daß sie ganz entgegengesetzter Meinung waren. Ihre Ansichten waren von Grund aus und hoffnungslos verschieden. Dazu war Meschof schwatzhaft und entwickelte seine Ansichten gerne in langen Tiraden.

„Der hat es dem Onkel Rektor vorgeschwatzt, und Onkel Rektor hat es mit dem entsprechenden Kommentar dem Erzbischof vorgelegt; das ist die ganze Geschichte," dachte Kyrill, und es wurde ihm alles klar.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber das Duell.

Von

C. Beyer.

Wenn Tausende unserer Offiziere, welche auf dem Boden des Christentums stehen und zwar aus ehrlicher Ueberzeugung, in aufrichtigem Streben, auch als logisch denkende Männer bereit und fähig, die nötigen Konsequenzen zu ziehen, bei der Ansicht beharren, daß unter Umständen ein Duell von ihnen angenommen oder hervorgerufen werden muß, so kann ich mich nicht zu der Annahme verstehen, daß hier Befangenheit oder Hochmut gegenüber dem göttlichen Worte vorliegt. Vielmehr erkenne ich, daß die Frage nach der Berechtigung des Zweikampfes eine der allerschwersten der christlichen Ethik ist, so schwer, daß sie sich mit kurzen Worten nicht beantworten läßt, ja, daß selbst nicht einmal klare, bündige Schriftworte dem in Gewissensbedrängnis Befindlichen zum Trost und zur Stärkung an die Hand gegeben werden können. Alle diejenigen Geistlichen, welche in den Kreisen stehen, in welchen die Duellfrage am meisten aufgeworfen wird, die also unter den Soldaten oder den Studenten wirken, werden aus Erfahrung wissen, daß bei keiner Frage es so schwer ist, eine deutliche Antwort zu geben, eine, welche ein suchendes Christengemüt in jenen Ständen wirklich befriedigt.

Eine direkte Antwort aus der Schrift haben wir, wie bemerkt, nicht. Die Stelle 1. Petr. 2, 23 „Welcher nicht wiederschalt, da er gescholten ward, und nicht dräuete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet" weist, in Verbindung mit V. 24 und Jesaj. 53, 7 gebracht, zunächst nur auf das Verhalten des Herrn auf seinem letzten Leidensgange hin. Während seiner Kampfeszeit hat er wiedergescholten, da er gescholten ward, wir hören es Johannis 8 und Matthäus 23. Er dräuete auch, da er litt, z. B. Matthäus 23, 38, Matth. 11, 19 ff. Nur daß natürlich sein Schelten und Drohen nicht aus Aerger und Leidenschaftlichkeit, nicht aus versteckter Rachsucht abgeleitet werden darf. Petrus aber will, indem er an obiger Stelle das Beispiel des Herrn hinstellt, die Rachsucht verbieten. —

Wir werden auch das Wort des Herrn Matth. 5, 38—41, in welchem der Spruch vorkommt: „So dir jemand einen Streich giebt u. s. w.", nicht wörtlich nehmen, sonst müßten wir erkennen, daß Christus selbst nicht überall diesem Worte gemäß gehandelt hat. Johannis 18, 22—23 hält er nicht seinen linken Backen dar, als ihm der rechte geschlagen ist, Paulus läßt sich in der Apostelgeschichte 22, 25 nicht ohne Widerspruch geißeln. Als die Männer aus Nazareth den Herrn steinigen wollten (Lucas 4, 29—30), gebrauchte er zu seinem Schutze seine Wundermacht. — Obige Stelle Matth. 5 zielt offenbar auch nur auf Bekämpfung der Rachsucht und giebt an, welche Mittel ein Rachsüchtiger gebrauchen soll, um seiner Leidenschaft Herr zu werden.

Digitized by Google

Würden wir das Duell anzusehen haben als eine aus Rachsucht entsprungene Handlung, so würden die angezogenen Stellen im Verein mit Römer 12, 19 „Rächet euch selber nicht" allerdings dasselbe verurteilen.

Ich glaube aber, daß man dasselbe von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus ansehen kann, insofern man die Ehre oder den guten Namen als ein von Gott geschenktes Gut betrachtet, das mit Aufgebot aller Kräfte und unter der Benutzung der verfügbaren Mittel zu verteidigen heilige Pflicht ist. Unter den drei Gütern „irdische Habe, Leib und Leben, Ehre und guter Name" steht das letzte an höchster Stelle; alle drei muß ich schützen, und wenn ich sie preisgebe, zeige ich dadurch, daß ich Gottes Gabe nicht würdige. Auch Christus hat seine Ehre gegen ruchlose Angriffe nachdrücklich verteidigt, gleichfalls sein Leben, wie sich aus einigen der oben angezogenen Stellen ergiebt, und wenn es kein Beispiel giebt, daß er für seinen Besitz eingetreten, so erklärt sich das daraus, daß er keinen Besitz hatte.

Freilich kann man einwenden, daß Selbsthülfe nicht erlaubt ist, wenigstens nicht dort, wo eine Obrigkeit ist, welche ja das Recht des Einzelnen vertritt Der in seinem Besitz, Leben oder guten Namen Bedrohte muß sich also an diese wenden und ihren Schutz für sich beanspruchen. Thut er das nicht, sondern hilft sich selbst mit Gewaltthat, so sündigt er, indem er die gottgeordnete Obrigkeit mißachtet.

Der Grundsatz ist richtig, aber man wird Ausnahmen zugestehen müssen. Es wird Fälle geben, bei denen man die Hülfe der Obrigkeit nicht anrufen kann und doch einem schädigenden Angriffe begegnen muß. Dem Diebe gegenüber hilft sich in der Not der Besitzer, so gut er kann, er schlägt den Eindringling, der sich wehrt, nieder, greift oder verjagt ihn. Der an seinem Leibe Bedrohte wehrt sich im Notfall bis zur Vernichtung des Gegners. Beide Male setzt man Leib und Leben ein zum Schutze der von Gott anvertrauten Güter.

Fortschreitend sagen wir, daß der in seinem guten Namen Angegriffene auch in die Lage kommen kann, in der er von dem Recht und der Pflicht der Notwehr Gebrauch machen muß.

Nun aber ist es um die Ehre etwas ganz anderes, als um Habe und Leib. Sie läßt sich nicht mit Händen greifen, das Organ zu ihrer Verletzung ist meistens die Zunge, nach Jakobus 3 „das unruhige Uebel voll tödlichen Giftes", „die Welt voll Ungerechtigkeit". Diese Angriffswaffe ist furchtbarer als Faust und Schwert, sie läßt sich eher mit dem Gifte der Schlangen vergleichen. Psalm 140,4. Die Uebertretungen des 5. und 7. Gebotes sind im Vergleich zu denen des 8. Gebotes derber Art, weit leichter zu fassen und abzuwehren. Da die Ehrenkränkungen, Verleumdungen u. s. w. sich gegen das höchste irdische Gut des Menschen richten, so sollte die Obrigkeit bereit sein, diese Sünde eifriger zu verfolgen und schwerer zu strafen. Aber die Flüchtigkeit und Flüssigkeit derselben, die Allgemeinheit und Leichtigkeit, ihre Heimlichkeit und Tücke machen es dem Richter oft unmöglich, sie zu fassen (ganz abgesehen davon, daß in den Fällen, wo sie gefaßt werden kann, unsere Strafgesetze viel zu milde sind).

Es ist auch hier sehr wohl der Fall zu denken, daß, wie die christliche Ethik von Hürlaß sich ausdrückt, „in den Umständen eine Unmöglichkeit liegt, dem gottwidrigen Angriff durch Berufung an die Macht der geordneten Vollstrecker des Rechtes zu begegnen", sodaß man „der Gewalt des widergöttlichen Unrechtes die Gewalt des göttlichen Rechtes in eigener Person entgegen setzt". Es kann dieses nicht dadurch geschehen, daß man den Verleumder und Ehrenschänder selbst verleumdet und an seiner Ehre kränkt, sondern daß man ihn mit Daransetzung von Leib und Leben bekämpft oder ihn durch Herausforderung zum Zweikampf zum genügenden Widerruf zwingt.

Wann aber jemand zum Duell schreiten muß, kann niemand mit allgemeinen Regeln beantworten, bestimmte Fälle hier ausdenken zu wollen, wäre thöricht. Es hat das christliche Gewissen zu entscheiden. Und wenn der, welcher in ihm bedrängt ist

Digitized by Google

und nicht weiß, wie er sich, um recht zu handeln, entscheiden soll, sich an seine Standesgenossen wendet und sie um Rat fragt, so ist das ein richtiger Schritt. Insofern möchte ich, daß der Ehrenrat sich stets als Gewissensrat betrachtete.

Ich meine auch, daß man nicht fragen darf: „Was nützt denn das Duell? Entweder schieße ich meinen Gegner tot oder er schießt mich tot. Habe ich damit meine Ehre wieder?" Thut man seine Pflicht, so darf man nicht fragen, was es nützt, sondern es genügt das Bewußtsein, daß man gethan hat, was man vermochte. Außerdem lehrt der Erfolg, daß in der That der Zweikampf zum Schutze der Ehre sehr viel nützt.

Endlich möchte ich noch sagen, daß ich von einem besonderen Vorrecht der Offiziere zum Duell nichts wissen mag. Seinen guten Namen hat auch der geringste Mann im Volke zu schützen. Wenn man erkennen will, wie auch bei diesem die Regeln zum Zweikampf sich ausgebildet haben, so möge man Reuters Hanne Nüte Cap. 10 nachlesen, wo geschildert wird, wie der alte Feierbursche die Eltern des Hanne Nüte beschimpft und dieser ihn dafür unter Beobachtung aller unter den Gesellen gültigen Regeln durchprügelt „ganz regulär". Er rechtfertigt sich hernach und sagt: „Verflucht will'k sin, wenn'kt liden dau!" Und die Herbergsmutter entscheidet sehr weise: „Wenn't so is, hürn em ok bei Släg". Ich stimme dem von Herzen bei und freue mich recht, daß Hanne Nüte so gehandelt hat. Man stelle sich dagegen vor, daß er sich sein Recht bei der Obrigkeit gesucht hätte. Diese würde doch zunächst ihn mit einer Klage abgewiesen haben, weil er nicht Vormund seines (noch lebenden) Vaters sei. Dann hätte er an seinen Vater geschrieben, und dieser wäre zu Gericht gegangen, dort würde der Feierbursche, da er nur mit Witzen „gespitzt" hat, d. h. sich gehütet, klar mit Angriffen herauszugehen, wahrscheinlich freigesprochen sein. Wir erleben es ja alle Tage, wie witzelnde Blätter diese feige Angriffsweise gebrauchen, bei welcher sie vor Gesetzesstrafe geschützt sind. Hanne Nüte wurde von seinem gesunden, klaren Gewissen auf den Gedanken geleitet: „Verflucht will'k sin, wenn'kt liden dau". Und er hat recht.

Daß aber das Gesetz hinterher jeden Duellanten unter allen Umständen straft, kann man nicht tadeln. Wie es nicht im stande ist, den schlauen Verleumder zu fassen, so ist es auch nicht fähig, den nach seinem Christengewissen handelnden Duellanten von dem rachsüchtigen Raufbolde mit Sicherheit zu scheiden. Es verordnet also allgemein eine Strafe, welcher der Duellant sich nicht entziehen darf, vielmehr wird er sie dulden, indem er sich selbst stellt.

Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

Berlin, Ende März 1894.

Es war jedenfalls die höchste Zeit, daß die Verhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag ein Ende nahmen, und noch angenehmer war es, daß durch das Osterfest überhaupt eine politische Pause geschaffen wurde. Denn, offen gestanden: es war nicht mehr zum Aushalten. In jedem Zeitungsblatt, in jeder Herrengesellschaft, wo man ging und stand, immer über dasselbe Thema zu lesen, oder zu hören, das wurde allein schon auf die Dauer unausstehlich, und nun gar noch über ein *solches* Thema unter *solchen* Zeitverhältnissen! Doch das Nähere und Weitere darüber geht mich ja hier glücklicherweise nichts an, und ich habe die Frage überhaupt nur berührt, weil sie doch dem Stimmungsbilde des ganzen Märzmonats die Grundfarbe verleiht.

Es ist nicht allzuviel, was sich sonst aus dem Berliner Leben und Treiben dieses Monats hervorheben läßt. Er begann mit einer großen Studentenversammlung, die als Antwort auf socialdemokratische Herausforderungen dienen sollte. Leider hatte der Rektor gerade den socialdemokratischen Berliner Studenten die Teilnahme an der Versammlung unter Androhung des consilium abeundi verboten, wodurch jenen natürlich nur ein besonderes Relief verliehen wurde. Wollte man sich doch endlich alles unnütze Bevormunden abgewöhnen! Gerade durch freie Aussprache mit ihren andersdenkenden Kommilitonen hätte vielleicht noch mancher von den auf Abwege geratenen Musensöhnen zurückgeführt werden können, während sie so auf den Verkehr unter sich angewiesen und in ihren Gesinnungen gewissermaßen hermetisch abgeschlossen werden. So kamen denn in jener Versammlung, von einigen „Genossen" abgesehen, nur Vertreter der deutsch-nationalen christlichen Studentenschaft zu Wort. Neben manchem Unreifen zeigte sich da auch viel gesundes wissenschaftliches Streben und Eindringen, wie es denn gar nicht zu leugnen ist, daß die sociale Frage in den Kreisen der patriotischen Studentenschaft, namentlich aber des „Vereins Deutscher Studenten", volle Würdigung findet, ja, dieselbe mehr beschäftigt, als — vielleicht gut ist.

Im allgemeinen darf man diese Episode nicht gerade als erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen. So überwältigend auch die Mehrheit der nationalen und christlichen Elemente in unserer studierenden Jugend heute noch ist, so wenig erbaulich ist doch die *Thatsache*, daß solche Versammlungen und Kundgebungen *überhaupt stattfinden*, daß überhaupt schon ein genügender *Anlaß* dazu vorliegt. Bisher war ein solcher noch *nicht* vorhanden.

Daß die Socialdemokratie den Gipfel ihrer Entwicklung noch lange nicht erreicht hat, darf man wohl als sicher annehmen. In Berlin freilich kann sie kaum noch an Ausdehnung gewinnen. In religiöser und sittlicher Hinsicht wenigstens leben hier die

Digitized by Google

unteren Klassen jetzt schon völlig im „Zukunftsstaate". Interessant ist, was Hofprediger Stöcker darüber in seinem Berichte aus dem Wirken der Berliner Stadtmission kürzlich mitteilte. „Ein zwanzigjähriger Ehemann", erzählte er u. a., „hatte schon vier Kinder zu ernähren; ein achtundzwanzigjähriger hatte schon einen elfjährigen Sohn. Thörichte Kinder reichen sich auf dem Standesamte die Hand und laufen nach wenigen Monaten auseinander. Die Jugend nimmt in erschreckender Weise teil an der Verderbnis. Ein Geistlicher mußte seinen Konfirmanden den Besuch seiner Kirche verbieten, weil die Störungen durch sie unerträglich wurden. Die Eltern wissen oft nicht, wo und von wem ihre Kinder konfirmiert werden. Ein vierzehnjähriger Knabe erklärte, daß er nach der Konfirmation — ‚Zuhälter' (!!!) werden wolle, und die Mutter — hatte wenig dagegen einzuwenden. Dieser Junge wurde trotzdem konfirmiert." Freilich hätten die Stadtmissionare neben vielen Schatten auch einige Lichtblicke bemerkt, eine „gewisse Zunahme der Kirchenfreundlichkeit" (?) u. s. w. Aber die Mittel der Stadtmission seien viel zu klein. London habe mit der vierfachen Einwohnerzahl 500 Stadtmissionare, Berlin noch nicht 40.

Die einzige Bewegung, welche der Socialdemokratie in Berlin wirklich nennenswerten Abbruch macht, ist der Antisemitismus. Der Berliner Antisemitismus hat ja gewiß höchst unliebenswürdige Eigenschaften, aber er wird auch häufig schlechter gemacht, als er ist. Antichristlich ist er seinem Kern und Wesen nach nicht, viel eher das Gegenteil, so häufig auch taktlose und dummdreiste Verstöße Einzelner nach dieser Richtung hin vorkommen. Der Berliner Antisemitismus beherbergt sehr verschiedenartige Elemente, aber auch er darf unter keinen Umständen als „Vorfrucht der Socialdemokratie" bezeichnet werden. Ein solches Urteil muß jedem, der die hiesigen Verhältnisse kennt, lächerlich erscheinen. Die Berliner Antisemiten sind monarchisch und national durch und durch, und wenn sie dem Konservatismus gegenüber eine gewisse feindliche Haltung einnehmen, so liegt die Schuld an diesem Verhältnisse auf beiden Seiten. Erst nachdem sich eine zielbewußte antisemitische Partei gebildet hat, haben die Konservativen in der Judenfrage offen Farbe bekannt. Daraus die nötigen Schlüsse zu ziehen — so klug sind die Antisemiten auch. Ganz verkehrt ist es, wenn konservative Blätter den Berliner Antisemitismus mit vornehmer Geringschätzung behandeln, oder schroff ablehnen. Bei entschiedenster Wahrung des christlich-konservativen Standpunkts sollte man doch eher bemüht sein, die Kluft zwischen beiden Parteien zu verringern, statt sie fortgesetzt zu erweitern. In Berlin sind irgendwelche Erfolge im konservativen Sinne ohne rührigste Unterstützung durch die Antisemiten gar nicht denkbar. Ich sage: „Erfolge im konservativen Sinne", denn an konservative Partei-Erfolge glaube ich für absehbare Zeit überhaupt nicht.

Bedauerlich bleibt es ja, daß die Führung der hiesigen Antisemiten in so wenig geschickten Händen liegt, und daß hier soviel unsaubere Elemente in die Bewegung eindringen. Was nutzt es, wenn man die Schweinhagen und Plack-Podgorski nachträglich von den Rockschößen abzuschütteln versucht? Die Thatsache, daß sie zu den „leitenden Männern der hiesigen Bewegung" gehört, daß sie einfach den Ton angegeben haben und von begeisterten Verehrern gefeiert worden sind, bleibt doch bestehen. Der Sensationsprozeß gegen diese beiden Persönlichkeiten hat ja nun das erwartete Ende gefunden. Am bedauernswertesten ist der Verleger der inkriminierten Schrift „Pharisäer und Heuchler", Gustav Dewald. Wenn er diese Schrift gewiß auch in der Hoffnung herausgegeben hat, ein gutes Geschäft damit zu machen, so ist er sicher von dem ihm geistig weit überlegenen Verfasser überzeugt worden, daß es sich dabei um eine gute und gerechte Sache handle. Es ist ja leider wahr, daß die Kritiklosigkeit und Vertrauensseligkeit in den Berliner antisemitischen Kreisen so ziemlich an das Himmelblaue streift. Die albernsten Märchen finden ihre Gläubigen, wenn nur Juden darin vorkommen. So haben denn auch Schweinhagen und Plack für ihre Erzählungen ein dankbares, ja teilweise fanatisch-begeistertes Publikum gefunden. Man glaube nur

ja nicht, daß der Urteilsspruch des Gerichts und die Ausführungen der Staatsanwälte dieses Publikum nun auch völlig eines anderen belehrt haben. Was von den Anschuldigungen der beiden thatsächlich widerlegt worden ist, nun, das ist eben widerlegt. In denjenigen Punkten aber, wo nur ein non liquet vorliegt, wo die Angeklagten nur den Beweis für ihre Behauptungen schuldig geblieben sind, ohne daß diese direkt als unwahre erwiesen werden konnten, da tritt der Glaube an die Stelle des Wissens. Das ist ja eben das tief Bedauerliche, daß die Vorgänge der Gründerzeit nicht schon längst von berufener Seite rücksichtslos klar gestellt worden sind, und daß eine solche Klarstellung wohl auch niemals mehr erfolgen wird. Nur dieser Unterlassungssünde ist es zuzuschreiben, daß „Enthüllungen" und Prozesse à la Plack und Genossen überhaupt möglich sind. Daß sich in den Gründerjahren die ungeheuerlichsten Dinge abgespielt haben, daß sehr „anständige" Leute mit diesen Dingen in mehr oder minder nahen Beziehungen stehen, darüber giebt es wohl nur ein Urteil. Und wenn heute die Schweinhagen und Plack als Verleumder gebrandmarkt und zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt werden, so möchte man mit Friedrich Nietzsche ausrufen: „Was liegt daran?!"

Plack und Schweinhagen sind dreiste, sehr befähigte Abenteurer mit großer „Vergangenheit". Sie erleiden ihre Strafe zu Recht.

Ihre Angriffe gegen den Finanzminister Miquel insbesondere sind in der That unqualificierbar. Aber, aber — wenn die Sachen auch nicht so gelegen haben, wie sie von diesen Leuten dargestellt worden sind, wie haben sie denn dann in Wirklichkeit gelegen? Nun, auf diese Frage giebt der alte Otto Glagau in seinen Büchern immerhin einige Auskunft. Und die klingt auch nicht gerade wie Musik.

Die Unbesonnenheit des Berliner Antisemitismus hat sich auch an ihrer jüngsten litterarischen Unternehmung bewährt. Erscheint da plötzlich eine neue antisemitische Tageszeitung „Freideutschland". Ein Programm hat das Blatt aufgestellt, das gleich für das nächste Jahrhundert mit gereicht hätte. Alles geht auch ganz schön und gut, bis die Zeitung nach noch nicht dreimonatelangem Bestehen — ihr Erscheinen einstellt. Warum? Nun einfach darum, weil die Zeitung nicht einmal auf drei Monate hinaus finanziert war. Ich frage: ist das nicht wahrhaft kindlich? Jeder Laie weiß doch heutzutage ungefähr, welche Mittel zur Begründung einer täglich erscheinenden Zeitung gehören, und daß eine solche doch mindestens in der Lage sein muß, 1—2 Jahre und länger „aus eigenem Recht" bestehen zu können. Nicht einmal bis zum Schluß des Vierteljahrs konnte das Blatt fortgesetzt werden, so daß jetzt die Abonnenten an seiner Stelle die Zimmermannsche „Deutsche Wacht" (Dresden) erhalten. Nun hat ja die Redaktion von „Freideutschland" erklärt, daß dieses demnächst wieder erscheinen werde. Es werden eben inzwischen neue Mittel zusammengebracht. „Freideutschland", heißt es in dem Rundschreiben, „darf nicht eingehen!" Es wird viel fragen, ob es „darf", wenn es keinen Drucker und Papierlieferanten hat! Aber angenommen: die Zeitung erscheint aufs neue und kann sich in Zukunft erhalten — wäre es doch nicht vielleicht besser gewesen, zuerst zu „finanzieren" und dann zu „gründen", statt umgekehrt? Es wäre bedauerlich, wenn wieder einige opferwillige Leute ihr Geld umsonst hergegeben haben sollten. Und dabei war die Zeitung in ihrer Art nicht schlecht. Es ging ein echt deutscher Zug durch das Blatt, ein gewisser anheimelnder Idealismus, wie er sich leider in unserer Tagespresse nur ganz vereinzelt vorfindet. Von allen antisemitischen Parteiblättern war es wohl dasjenige, welches den deutschnationalen Gedanken mit am wärmsten und ehrlichsten betonte und denselben nicht nur dem Judentum gegenüber zur Anwendung brachte. Kurz, die Zeitung berechtigte zu einigen Hoffnungen. Einige Unarten konnte man immerhin ihrer großen Jugend zu gute halten. So ist sie nun, wie es im „Hamlet" heißt, „in ihrer Sünden Blüte hingerafft". Sollte sie wirklich, ein Phönix aus der Asche, neu erstehen, so werden wir ihr jedenfalls Gerechtigkeit angedeihen lassen. Das Verfahren, welches

gewisse konservative Blätter ihrer jungen Kollegin gegenüber einschlagen, kann ich nicht schön finden. Diese Blätter schwiegen „Freideutschland“ beharrlich tot, bis sie eines schönen Tages ihren Lesern mit breitem Behagen von den Schwierigkeiten zu berichten wußten, mit denen das bisher völlig ignorierte Blatt zu kämpfen habe, um dann später mit noch größerem Behagen das Ableben der Kollegin zu melden. Aus einem solchen Verfahren schaut doch der Brotneid gar zu deutlich heraus. Anders machen es die Juden, die mit soviel sittlicher Entrüstung bekämpft werden, auch nicht. Wenn man es bisher nicht für der Mühe wert gehalten hatte, das neue Organ überhaupt zu erwähnen, dann durfte man es auch nicht totsagen, als es noch mit letzter Anstrengung um sein Dasein kämpfte. Alles, was recht ist!

Da wir einmal bei dem Kapitel „Presse“ sind, so möchte ich hier auch ein anderes Blatt erwähnen, das jedenfalls besser „finanziert“ ist, als es „Freideutschland“ war, nämlich — „Das kleine Journal“. Den Charakter dieses Blattes darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Wird man aber nicht geradezu zu Thränen gerührt, wenn man in einem Organ dieser Richtung einen Erguß, wie den folgenden, liest. Er findet sich in einer Besprechung des von Oskar Blumenthal bearbeiteten und soeben im Lessingtheater zur Aufführung gebrachten englischen Schwanks „Niobe“:

„Der Geist Eichendorffs lebt fort in den Epigonen. Ewig jung bleibt nur die Phantasie, und die Aufgabe des wahren Dichters ist es, sie zu wecken, zu pflegen und ihr neue Bahnen zu weisen. Mit wenigen einfachen Worten hat Blumenthal in den schönen Schlußversen dem Gedanken des lustigen Schwankes beredten Ausdruck verliehen und der Appell an die ‚Phantasie‘ hat ein jubelndes Echo bei den Hörern gefunden. Wir lesen aus dem Erfolge noch ein anderes heraus — einen deutlichen, nicht mißzuverstehenden Protest gegen die kunstfeindliche Richtung, welche uns von gewissen Don Quixotes und Sanchos der Presse als die neue Erleuchtung gepriesen und aufgedrängt wurde, und die Reaktion gegen den litterarischen Schmutz und die der Schönheit abgewendeten Zerrbilder der ‚neuen Richtung‘. Gerhart Hauptmann ist nach Amerika übergesiedelt; möge ihm dort eine ‚neue Welt‘ wahrer Kunst aufgehen und er die Binde zerreißen, mit welcher der traurige Unverstand unfähiger Schmeichler hier bei uns seinen Blick getrübt hat. Mit den zurückgebliebenen Schildträgern wollen wir schon fertig werden. Die ‚tonangebenden Kritiker‘ gewisser Zeitungen, welche kritiklos und mit wissentlich unwahrer Darstellung die Machwerke der Dichterlinge ihrer Schule auf ihren Reklamewagen heben, um alles andere zu verkleinern und zu vernichten, sind am Ende ihres Lateins angelangt. Schon bemächtigen sich die Witzblätter mit Recht dieser einflußreichen Stimmungsmacher, um den Beweis zu erbringen, daß derjenige, welcher nicht im stande ist, anständiges Deutsch zu schreiben, auch nicht beanspruchen darf, das Publikum zu belehren und zu unterrichten. Jeder Tag bringt nach dieser Richtung hin neues Material in Hülle und Fülle. Gestern noch hatte einer dieser Herren in einer Besprechung des Gastspiels im ‚Neuen Theater‘ in einem vielgelesenen Tageblatte den Gipfel der Gedanken- und Stylllosigkeit durch die Erklärung erreicht, an Sonnenthal ‚die höchsten Maßstäbe‘ anlegen zu wollen.

Der neue Frühling scheint jedoch endgültig auch die Macht dieses traurigen Winters der Kunst brechen zu wollen und so können wir mit Eichendorff bald ausrufen:

Den Morgen seh ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund.
Mir ist so wohl! — die's ehrlich meinen,
Die grüß ich all aus Herzensgrund!

Dr. L.“

O, o, o! Zuviel, zuviel des Schönen auf einmal! „Eichendorff" — „Protest gegen die kunstfeindliche Richtung" — „Reaktion gegen den litterarischen Schmutz und die der Schönheit abgewendeten Zerrbilder der neuen Richtung" — „Reklamewagen" — „anständiges Deutsch" (ja, sogar „anständiges Deutsch"!) — der tief empfundene Gruß an alle, „die's ehrlich meinen" — und das alles — im „Kleinen Journal"!! Nicht nur weinen, — schluchzen möchte man vor Ergriffenheit, wenn man sich das Bild des schönheitpredigenden, sittlich entrüsteten „Kleinen Journals" in seiner ganzen Glorie vergegenwärtigt. Und nun gar diese pietätvolle Erinnerung an Eichendorff, der ein — so „strammer Antisemit" war, wie nur einer!

Es läßt sich aber aus dem obigen Erguß doch noch etwas anderes erkennen, als nur die „Zweiseelentheorie" unserer jüdischen Presse, die es fertig bringt, „Gott und dem Mammon" zu dienen, im Politischen, Lokalen und Feuilleton das roheste Sensationsbedürfnis, den unzweideutigsten Klatsch zu pflegen und unter dem Strich für das Schöne und Gute einzutreten. Herr Dr. L. mag es mit seinen Ausführungen ganz ehrlich gemeint haben. Unsere wohlsituierten modernen Juden sind zum großen Teil Epikuräer, Genußmenschen, die sich ihr Vergnügen nicht durch den Anblick des Häßlichen und Trostlosen vergällen lassen wollen. Sie meinen: „Unangenehme Eindrücke zu empfangen, wohl noch gar Bußpredigten über die ‚Verkommenheit der modernen kapitalistischen Gesellschaft' mitanzuhören, dieser Gesellschaft, deren maßgebende Vertreter wir doch sind, — dazu ist uns unser schönes Geld zu schade. Ja, wenn es die Herren alle so machten, wie unser großer Paul, der Lindau; wenn sie uns die ‚Natur' und die ‚Wahrheit' nur soweit vorführen wollten, als sie uns angenehm sind, wenn sie uns nur etwas kitzeln und aufregen, aber nicht auch brennen und stechen wollten, dann wollten wir uns die ‚Natur' und die ‚Wahrheit' schon etwas kosten lassen!" Leider aber gehen Gerhart Hauptmann u. s. w. als echte deutsche Theoretiker gleich so fanatisch zu Werke, daß sie darüber ganz das Vergnügen ihrer zahlungsfähigen Leser und Zuschauer vergessen. Als „Ferment der Zersetzung" nimmt man auch sie gern zu Bundesgenossen, als maîtres de plaisir aber werden sie auf die Dauer langweilig und lästig. —

Der von Blumenthal bearbeitete Schwank hat ja, wie aus dem Referat des Herrn Dr. L. ersichtlich, Erfolg gehabt Mehr läßt sich darüber wohl auch nicht sagen. Blumenthal ist ein geschickter „Macher". Als Dichter gewürdigt zu werden, darauf erhebt er wohl selbst keinen Anspruch. Aber er „versteht sein Geschäft".

Digitized by Google

Monatsschau.

Politik.

Auch noch dem verwichenen Monat hat der russische Handelsvertrag den Stempel aufgedrückt. Die Parteien in Presse und Parlament haben mit unverminderter Kraft für ihre Ansichten gestritten und nicht einmal die Annahme des Vertrages im Reichstag mit über Erwarten großer Mehrheit hat die erbitterten Gegner zum Schweigen gebracht. Wie nach der Hunnenschlacht die Geister der Erschlagenen in den Lüften fortkämpften, so kämpfen hier Freihändler und Schutzzöllner auch nach der Entscheidung den alten Interessenkampf weiter, wenn auch mit veränderten Mitteln und Waffen. Die Freihändler können nach so viel Monaten banger Sorgen und Befürchtungen ein lautes Triumphgeschrei nicht unterdrücken, daß die Börse über den Grundbesitz gesiegt hat, und die Schutzzöllner überbieten sich in pessimistischer Darstellung der Lage und in düsteren Prophezeiungen.

Wir sagen nicht, daß durchaus kein Grund zu düsterer Stimmung vorhanden sei. Der „neue Kurs" hat mit der Art und Weise, wie er die Aufgaben der Zeit erfaßte, nur allzuoft Erinnerungen geweckt an das Goethesche: „du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben". An unserer auswärtigen Politik hat das Ausland einen viel zu bedeutenden Anteil und an der inneren arbeiten die äußerste Linke und die dem Centrum verbündeten deutschfeindlichen Elemente nur allzustark mit. Wohl versichert ja der geistvolle Herr Lieber, daß die Siege von 1870 mit dem „Siege" des Grafen Caprivi über Rußland auf gleicher Höhe stehen. Aber an diese plumpen Schmeicheleien glaubt selbst das Centrum so wenig, wie sonst jemand in der Welt an die offiziöse These, daß der russische Vertrag eine planmäßige Feinheit unserer Diplomatie gewesen. Im Gegenteil. Gab es hier Feinheiten, so sind wir daran unbeteiligt. Bei der Partie hielt das Ausland, welches die Karten gemischt hatte, wohlweislich auch die Trümpfe in der Hand. Und die Konservativen haben sicher wohlgethan, wenn sie jede Verantwortung von sich wiesen für neue Schädigungen der Landwirtschaft, die schon an ihren alten Lasten schwer genug trägt.

Aber nun geht's nicht mehr de lege ferenda, sondern das Gesetz ist da. In bestehende Gesetze gilt es aber sich finden und ihnen die beste Seite abzugewinnen. Und einzelne gute Seiten hat ja auch dieser Vertrag, oder richtiger sein Abschluß zu bieten, wenigstens die, daß er die Beziehungen zwischen Berlin und St. Petersburg entschieden verbessert hat. Bei dem persönlichen Regiment in beiden Hauptstädten und bei dem Charakter des Kaisers Alexander fällt das schwer ins Gewicht. Der deutsch-russischen Annäherung kommt es aber auch noch zu statten, daß die russisch-französische „Entente" zu früheren Stößen einen neuen hinzubekommen hat, indem einige mißvergnügte Diplomaten der Republik den „Figaro" in Paris benutzt haben, um skandalöse Enthüllungen

Digitized by Google

zu machen, glaubhafte Mitteilungen über französischerseits in Kopenhagen gemachte Versuche, den Zaren auszuhorchen hinsichtlich seiner Ansichten über die berühmte Frage: flirt ou alliance? Selbstredend ist man in St. Petersburg nichts weniger als erbaut gewesen über die Rolle, die dem Zaren in dieser ganzen Angelegenheit zugeteilt worden ist. Und die Liebe zu Frankreich wird auch dadurch nicht gewachsen sein, daß dieses seine Kornzölle erheblich heraufgesetzt hat in demselben Augenblick, wo das gefällige Deutschland sie fast um ein Drittel herabsetzte.

Die schweren Opfer, welche Deutschland bringt, darf man also immerhin als dem Weltfrieden gebracht ansehen. Außerdem aber gehört es zu den Vorteilen dieses wie jedes Vertrages, daß die Tarife nun wenigstens für bestimmte Zeit festgelegt sind, und daß die deutsche Industrie für ihre Zölle nach Rußland einige, wenn auch unerhebliche Zugeständnisse bekommen hat. Das ist immerhin etwas.

Für die Landwirtschaft ist es allerdings nur ein magerer Trost. Nun hat dieselbe wohl auf anderem Gebiet Versprechungen von hohen Stellen in verschwenderischer Fülle bekommen. Aber selbst wenn der ernste Wille überall vorhanden wäre, dieselben zu erfüllen — den Kernpunkt können sie nicht mehr treffen. Das Rückgrat der Landwirtschaft in der ganzen norddeutschen Tiefebene ist der Getreidebau. Wenn das Getreide Preis hat, so ist der Landwirt wohl auf; wenn es aber nichts bringt, so können auch Landwirtschaftskammern, Heimstätten, erbrechtliche Bestimmungen und was sonst geplant wird, dem Landmann nur wenig helfen. Gerade hinsichtlich der Hebung des Getreidepreises hat man aber jede Hülfe auf den einzig gangbaren Wegen — Zölle und Währung — abgelehnt. Was durch andere Mittel geholfen werden kann, bleibt in der Peripherie. Bei den schönen Versprechungen wird daher auch wenig oder gar nichts herauskommen.

Aber auch nach anderer, als der politischen und handelspolitischen Richtung, nämlich parteipolitisch angesehen, bieten der jüngste parlamentarische Feldzug und sein Resultat ein neues bedeutsames Bild. Die Konservativen sind zum erstenmal geschlossen und entschlossen in der Opposition gegen die Regierung geblieben. Was früher, wenn es sich um ideale Fragen, wie kirchenpolitische oder sociale, handelte, niemals glücken wollte, hat das materielle Interesse zu Wege gebracht. Die Frage ist nun: wird sich die gewonnene Unabhängigkeit auch auf andere Gebiete, als das des Kornzolls, übertragen?

Der russische Vertrag wird in zehn Jahren ungültig. Dann kann er geändert und die Schäden, die er etwa bringt, können beseitigt werden. Das Schicksal Deutschlands hängt nicht von ihm ab. Ganz anders steht es mit den socialen Fragen, von deren Lösung nicht nur die Zukunft Deutschlands abhängt, sondern das Schicksal der Welt. Daß hier Graf Caprivi jemals irgend eine Initiative ergreifen könnte, ist schwerlich anzunehmen — höchstens könnte es sich um internationale Maßregeln gegen die Anarchisten handeln. Werden nun die Konservativen den Führer abgeben und der Regierung in geschlossener Einheit die Wege zeigen, oder werden sie widerwillig, unentschlossen, gespalten den Bahnen folgen, die Andere ihnen vorzeichnen?

Wir wissen es nicht und wir prophezeien nicht. Das aber wissen wir, daß Parteien, die keine Ideale mehr haben, auch auf jede entscheidende und führende Rolle verzichten. Vielleicht vollzieht sich doch noch eine Verjüngung der alternden Partei, vielleicht auch entsteht eine neue Partei, welche die socialreformerischen Elemente der Rechten an sich zieht, insoweit sie bereit sind, dem vierten Stande zu geben, was ihm gebührt.

Daß in der Jugend, speciell in der akademischen, vielfach ganz andere Ansicht herrscht, als in den Fraktionen und Parteien, läßt sich klar erkennen. Zwei große öffentliche Studenten-Versammlungen, welche, von socialdemokratischer Seite provoziert, im letzten Monat in Berlin stattgefunden haben, zeigten deutlich, daß in eben dieser akademischen Jugend der Gegenwart bei manchen ein Verständnis der socialen Fragen

Digitized by Google

und eine Empfindung der Christenpflichten gegen die „Proletarier" sich zeigt, wie es der älteren Generation so häufig abgeht. Es wurde offen von einzelnen Rednern für den Staatssocialismus gesprochen und von Anderen es als unerträgliche Thatsache mit Recht bezeichnet, daß kräftige arbeitsfreudige Leute monate- und jahrelang vom Kapitalismus zur Arbeitslosigkeit und damit zum körperlichen und sittlichen Verfall verurteilt werden dürfen. Bedauerlich bleibt nur, daß dieselbe Versammlung, in welcher so verständige Ansichten laut wurden, dann noch Ergebenheitstelegramme an den Kaiser und den Fürsten Bismarck sandte. Ergebenheit und Treue dem Monarchen gegenüber verstehen sich für den Christen von selbst. Besondere Erklärungen darüber würden am Platze sein, wenn die frühere oder gegenwärtige Regierung unter dem Widerspruch revolutionärer Elemente die Bahnen ginge, die man wünscht. Aber sie geht gar nicht, sie steht still. Ergebenheitstelegramme können daher jetzt nur zu dem Mißverständnis Anlaß geben, als billige man den Stillstand. Erst dann sollte man Depeschen absenden, wenn die Regierung mit einem gesunden und konservativen Staatssocialismus Ernst machte, der allein dem vierten Stande so viel Anteil an den Gütern der Erde zu gewähren vermag, als überhaupt durch staatliche Maßnahmen ihm zugeführt werden können.

Kein Wunder, wenn bei dem geschilderten Verhalten der Regierung gerade die Oppositionsparteien immer üppiger werden und gerade die besten Gesetze am härtesten bekämpfen. Was aus den bekannten Finanzvorlagen werden wird, weiß kein Mensch, und Preußen stimmt mit dem Reiche so wenig mehr überein, daß schon die beiderseitigen Offiziösen verschieden lautende Losungen ausgeben. Am feindlichsten stellt sich den sehr verständigen Projekten des Herrn Miquel das Centrum entgegen — dieselbe Partei, mit welcher Arm in Arm der Reichskanzler wandert. Ganz besonders scheint das Centrum es darauf abzulegen, die weise Einrichtung, daß das Reich den Bundesstaaten Steuererträge auszahlte, in ihr Gegenteil zu verwandeln. Man kann sich aber leicht vorstellen, welche Mißstimmung in allen Staaten ausbrechen und wachsen muß, wenn das Reich immer mehr aus dem Geber zum Nehmer wird und immer steigende Summen für seine Finanzbedürfnisse absorbiert. Natürlich ist das gerade Herrn Liebers Ziel und vom Standpunkt des Syllabus aus scheint seine Politik durchaus nicht so übel. Und durchaus nicht zu verwundern ist es, wenn der reichsfeindliche Anhang des Centrums diese Politik unterstützt. Da indeß andererseits kein Zweifel ist, daß man an leitenden Stellen die Zersetzung des Reiches nicht wollen kann, so brodeln aus den trüben Wassern immer neue Krisengerüchte herauf, bisher freilich nur, um so schnell, als sie gekommen, auch wieder zu zerplatzen.

In Berlin hat sich gegen Ende des Monats wieder einer jener Prozesse abgespielt, wie sie vor 20 Jahren massenhaft der Gründerära folgten und bei der Börse und Börsenpresse immer die ängstliche Sorge des bösen Gewissens erregten. Die geprellten Aktionäre unsolider „Gründungen", die teils auf phantastische Prospekte, teils auf „hochachtbare" Namen hin Papiere gekauft hatten, boten damals alles auf, um von den Gründern, von denen sie getäuscht worden waren, vor Gericht Genugthuung und wo möglich auch Schadenersatz zu bekommen. Aber die Gründer, unter denen auch viele Parlamentarier waren, dachten gar nicht daran, weder zuzugeben, daß sie geschwindelt hatten, noch auch nur einen einzigen Pfennig zu erstatten.

Im Gegenteil — sie kehrten den Spieß um und an die Stelle der Gründerprozesse traten sehr bald die „Verleumder"-Prozesse. Einem liberalen Abgeordneten, der noch heute das große Wort im Reichstag führt, wurde z. B. damals von einem konservativen Blatt nachgewiesen, daß er etwa 20 Gründungsprospekte mit seinem Namen unterzeichnet habe, bei denen die Aktionäre ihr ganzes Geld verloren, darunter eine „Hütte", die bei Ausgabe des Prospekts nur ein Steinhaufen, und eine „Kunst-Ziegelei", die einstweilen nur als Lehmberg vorhanden war. Und es gelang auch damals, eine Reichstagskandidatur dieses Mannes unmöglich zu machen. Aber trotzdem wurde das

Blatt vor Gericht gezogen und mußte eine größere Geldstrafe wegen zu kräftiger Ausdrucksweise zahlen. Der betreffende Gründer aber benutzte fortan das gerichtliche Erkenntnis, in dem es sich nur um eine Beleidigung handelte, als Beweismittel, daß alles, was man ihm vorgeworfen, „Verleumdung" gewesen, und, wie gesagt, führt er heute noch das große Wort im Reichstag. Ganz ähnlich ging es mit zahllosen anderen Gründer- und Verleumder-Prozessen. Die Ankläger wurden bestraft und die Schwindler gingen frei aus, weil sie nicht in grober, sondern nur in feiner Weise ihre Hand in anderer Leute Taschen gehabt hatten. Und gar vom Staatsanwalt wurden in den weiten Maschen des Aktiengesetzes nur einige wenige ganz besonders ungeschickte und plumpe Gründer gefangen.

Für einigermaßen aufmerksame Beobachter unseres öffentlichen Lebens konnte daher kaum ein Zweifel sein über die Unmöglichkeit, auf dem Wege der öffentlichen Anklage gegen die damals meist genannten Leute auch nur den Schatten einer öffentlicher Sühne zu erlangen. Haben sich nun doch noch in neuester Zeit sehr hors de saison unverfrorene Leute gefunden wie Ahlwardt, Black, Schweinhagen u. a. m., die jetzt nach 24 Jahren auf Grund von zusammengeklebten Papierkorbschnitzeln Enthüllungen glaubten machen und gar einem so vorsichtigen Mann, wie Herrn Miquel, etwas gerichtlich Belastendes vorwerfen zu können, so stand von vornherein fest, daß auch ihr Beginnen ein völlig verlorenes war und nur mit empfindlicher Strafe enden konnte. Das ist denn auch geschehen. Freilich kann auch jetzt noch gesagt werden, daß dabei die pharisäischen Kritiker in den jüdischen Berliner Blättern einen sehr viel unerfreulicheren Eindruck machten, als die relativ gutgläubigen „Verleumder" im Gerichtssaal mit ihrer kritiklosen Phantasie.

* * *

In England befindet sich der Nachfolger Gladstones, Lord Rosebery, in fortdauernder Verlegenheit. Er ist trotz seiner Zugehörigkeit zum Kabinett Gladstone nicht ganzer Freund, sondern halber Gegner von Homerule, darf es aber nicht zeigen. In einer öffentlichen Rede hat er gleichwohl das für seine Stellung bedenkliche Wort fallen lassen, erst müsse England von der Notwendigkeit des Homerule überzeugt sein, ehe man die Sache wieder aufnehme. Natürlich sind die Iren mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit über den unbotmäßigen Premier hergefallen und erinnern ihn laut daran, daß ohne sie keine Mehrheit im Unterhause für ihn zu bekommen ist. Ja der neue Premier hat geradezu schon eine sogenannte „Niederlage" im Parlament erlitten, indem der agitatorische Antrag, die Königin solle in Zukunft nur ein Mitglied des Unterhauses zum Kabinettschef ernennen dürfen, mit geringer Mehrheit gegen die Regierung angenommen wurde. Nach der üblichen konstitutionellen Doktrin hätte das Ministerium zurücktreten müssen. Daß dies nicht geschehen, ist ein Beweis für die Schwierigkeit der Verhältnisse, die niemanden locken, sich die Finger zu verbrennen. Uebrigens wird Lord Rosebery auf die irische Bundesgenossenschaft ohnehin verzichten müssen. An Stelle der irischen Frage hat er denn auch schon die sociale Frage angeschnitten, und es ist wohl nicht unmöglich daß er, wie seine Gegner ihm vorwerfen, um die Arbeiterstimmen wirbt, damit er die irischen entbehren kann. Ob und wie weit das glücken wird, kann nur die Zukunft lehren. Wie es heißt, soll ja der Lord zwar andere, aber auch weitgehendere Pläne haben, als sein Vorgänger, und gewissermaßen allen Teilen des britischen Reiches, auch den Kolonien, Homerule geben wollen, d. h. eine Gesamtorganisation des Reiches herstellen, die ein gewisses Maß von Abhängigkeit und Selbständigkeit allen Teilen gleichmäßig zuerkennt, bei der also auch Irland pari passu mit den anderen Reichsteilen sein Stück Autonomie bekommen würde. Mit diesen Plänen verbindet sich eine radikale Abneigung gegen das Oberhaus, das der Minister mit dem allgemeinen Wahlrecht für unvereinbar erklärte. Die Regierung rechne auf die Unterstützung des Volkes, dann werde sie gegen die Lords vorgehen. An dieser Unterstützung wird es

Digitized by Google

nun in den Reihen der Demokraten und Socialisten natürlich nicht fehlen. Bereits hat der Arbeiterführer John Burns in einer Massenversammlung der Genossen im Hydepark direkt die Forderung der Abschaffung des Oberhauses formuliert. Die innerpolitischen Verhältnisse des Inselreiches spitzen sich also immer mehr auf eine Kammerauflösung zu, anders wenigstens kann man es nicht auslegen, wenn Lord Rosebery für das Vorgehen der Regierung gegen das Oberhaus auf die Unterstützung des Volkes zu rechnen erklärt. Mit der gegenwärtigen Zusammensetzung des Unterhauses sind radikale Erfolge im Sinne des Premierministers einfach unmöglich.

* * *

In Ungarn ist in den letzten Tagen des Monats die leicht erregbare im Bann der Judenherrschaft stehende Nation ziemlich stark aus dem Häuschen geraten, weil der alte Revolutionär Kossuth in Turin aus der Welt geschieden ist. Man begnügte sich nicht, diese zweifelhafte Größe privatim zu ehren, sondern der von der jüdischen Presse aufgehetzte Pöbel verlangte geradezu eine Nationaltrauer für den Verstorbenen, der bis an sein Ende ein erbitterter Feind der Habsburgischen Monarchie gewesen und geblieben. Und was das Schlimmste: der Pöbel verlangte nicht nur die offizielle Ehrung seines Helden, sondern er erreichte sie auch. Der Minister Wekerle hielt eine Rede auf Kossuth, die von unverdienten Lobeserhebungen triefte. — Es ist schwer zu verstehen, wie diejenigen, welche Hüter der Autorität sein sollten, sich dazu verstehen können, die monarchische Autorität derart mit untergraben zu helfen. Entweder die Revolution hatte recht, sich mit bewaffneter Hand zu erheben, oder die Monarchie hatte recht, die Aufständischen zu bekämpfen und niederzuwerfen. Mag immerhin zugegeben werden, daß den Personen gegenüber nach so langem Zeitraum ein mildes Urteil walten darf — der sachliche und prinzipielle Gegensatz bleibt bestehen und kein noch so langer Zeitraum giebt den Vertretern der Autorität das Recht, die Revolution als legitime Selbsthülfe der Völker zu feiern. Daß es in Ungarn dennoch geschieht, ist ein trauriges Zeichen der Zeit und ein Beweis, wohin es führt, wenn ein unreifes Volk sein öffentliches Leben den Juden überantwortet. Nur rücksichtslose Anwendung der Waffengewalt wäre in Pest am Platze gewesen, nicht aber die thatenlose Indolenz, die sich zum Mitschuldigen der Aufrührer darbietet. Im übrigen unterscheidet sich die Pester Korruption ja nur wenig von derjenigen im übrigen Oesterreich. Was verschiedene Prozesse der letzten Jahre in den Provinzen an Skandalen aufgedeckt haben, hat jüngst wieder ein neues Seitenstück in Wien selbst bekommen, indem der nächstberechtigte Aspirant zum Bürgermeisterposten dies Amt ganz offen durch einen Konfessionswechsel zu erreichen sich bereit erklärte. Paris vaut bien une messe. Berühmte Muster in den Fürstenhäusern kann der gefällige städtische Streber ja zahlreich für sich geltend machen. Aber die Charakterlosigkeit bleibt was sie ist, gleichviel, ob es sich um den Bürgermeisterstuhl oder um Szepter und Krone handelt. Dabei ist es immerhin ein wenn auch schwacher Trost, daß dies Mal der Konfessionswechsel nicht vollzogen zu werden brauchte, weil die öffentliche Meinung protestierte. Herr Lueger und seine Freunde haben doch das entschiedene Verdienst, in Wien ein wenig gewissenstärkend gewirkt zu haben. Herausstellen muß sich freilich erst, ob die bewirkte Reaktion eine bleibende ist, oder dem katholischen Charakter des Landes entsprechend nur ein Strohfeuer, das schnell emporlodert, aber noch schneller verlischt.

* * *

In Brasilien ist seit der Revolution von 1889, welche das Kaisertum stürzte und eine Republik von Abenteurern herstellte, der in allen südamerikanischen Staaten übliche Zustand eingetreten, daß Präsidenten und Generale sich gegenseitig befehden, nur daß dies Mal der General ein Admiral war, Custodio de Mello. Derselbe führte seinen Kampf gegen Herrn Peixoto anfangs mit ziemlich viel Glück und Erfolg. Fast alle in der Bai von Rio de Janeiro befindlichen Kriegsschiffe, sowie auch einige der bedeutendsten Forts, wie Villegnignon, Cobras u. s. w., gingen zu ihm über, und die

Situation Peixotos schien einen Moment eine recht verzweifelte zu sein. Endlich erkannte man in Rio de Janeiro, daß zur Bekämpfung de Mellos eine Flotte erforderlich wäre. Es galt also, im Auslande die nötigen Kriegsschiffe zu kaufen, sie auszurüsten und zu bemannen und dann nach Rio de Janeiro zu bringen. Die Kriegsschiffe fand man in den Häfen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und bald war eine fertige Flotte auf dem Wege nach Brasilien. De Mello erkannte die Gefahr, welche ihm durch die neue Kriegsflotte der Republik drohte, und er verließ die Bai von Rio de Janeiro, angeblich, um dem Gegner entgegenzufahren, eigentlich aber, um der Gefahr der Einschließung zu entgehen, der dann sein zurückgebliebener Stellvertreter Admiral da Gama verfallen ist. Der in den Händen Peixotos befindliche Telegraph meldet nun das völlige Erlöschen des Aufstandes und die Herstellung absoluter Ruhe, doch wird man gut thun, diesen Versicherungen frühestens in 6 Monaten zu glauben.

Daß de Mello die Absicht gehabt habe, das Kaisertum zu restaurieren, ist wohl vielfach behauptet, aber bisher nicht glaubhaft bewiesen worden.

Kolonialpolitik.

Der Monat März d. Js. wird in der Geschichte unserer westafrikanischen Kolonien eine bedeutende Rolle spielen. Er bezeichnet mit dem Abschluß des deutsch-französischen Abkommens über das Kameruner Hinterland diejenige Entscheidung, welche die Aussichten Deutschlands, in Westafrika und im mittleren Sudan eine der ersten politischen Stellen einzunehmen, endgültig abschneidet. Kamerun und Togo enthalten nicht einmal das Areal der portugiesischen Kolonie in Westafrika; Frankreich, dann England, der Kongostaat, Portugal und endlich Deutschland: diese Reihenfolge ist der Abschluß einer Politik, welche der deutschen Nation im ganzen vielleicht zwei Millionen Mark und der Regierung im Reichstag einige Redensarten von freisinnigen und socialdemokratischen Kolonialgegnern gespart, unsere Position in Westafrika aber von einer ausschlaggebenden — das hätte sie nach der Erwerbung von Bagirmi und Wadaï werden können — auf eine untergeordnete herabgeführt hat. Wir würden uns einfach damit begnügen, dieses traurige Ergebnis einer genial von dem unvergeßlichen Nachtigal gedachten und zielbewußt begonnenen Entwicklung festzustellen, wenn man wenigstens das Bewußtsein hätte, daß ungünstige Verhältnisse, politische Verwicklungen oder andere nicht in der Hand der deutschen Diplomatie liegende Ereignisse die natürliche und gesunde Ausgestaltung unserer Kamerun-Kolonie herbeigeführt hätten. Dem ist aber nicht so. Gerade die elf Druckseiten lange „Denkschrift" zu dem am 16. März veröffentlichten Vertrag, die den Kolonialfreunden im Lande die Zweckmäßigkeit dieses Vertrages klar machen soll, beweist klar, daß in dem Vermeiden jeder energischen Hinterlandpolitik „System" lag, daß man die Warnungsstimmen der deutschen Kolonialpolitiker, die immer wieder eine energischere Betreibung der Anschließung des Hinterlandes an die bisherige Machtsphäre forderten, absichtlich überhörte, weil diejenigen Kreise, die zunächst die „Interessenten" bildeten, d. h. die Hamburger Küstenfirmen, lebhaft gegen die Aufwendung von Mitteln für eine Hinterlandpolitik auftraten, die ihnen keinen sofortigen Nutzen, wohl aber durch etwa erhöhte Abgaben neue Kosten hätte verursachen können. Daß die Reichsregierung diesen krämerhaften Standpunkt seit dem Jahre 1885 hat festhalten können, wie die Denkschrift das feststellt, zeigt uns, in wie ungeeigneten Händen schon damals unsere Regierungs-Kolonialpolitik lag. Doppelt traurig aber ist die Wahrnehmung, daß die Reichsregierung denselben Standpunkt noch heute einnimmt. Was will es bedeuten, wenn die offizielle Darlegung von drohenden kriegerischen Verwicklungen mit jenen kräftigen und unruhigen Staaten wie Bagirmi und Wadaï spricht, während uns doch keine Macht der Erde hätte nötigen können, gleich nachdem wir jene Gebiete vor den Franzosen gesichert, unseren politischen Einfluß dort zur Geltung zu bringen? Geht aus unserem kraftlosen

Digitized by Google

Auftreten in unserer jetzigen Hinterlandsphäre nicht genugsam hervor, wie lange Zeit die deutsche Regierung sich mit der thatsächlichen Unterwerfung ihres Schutzgebietes zu lassen versteht? Alle jene Argumente aber, auch der Hinweis auf die geringen deutschen Expeditionserfolge im Vergleich zu den französischen vermögen keinen Schatten einer Begründung dafür zu bieten, daß man so teilte, wie man geteilt hat. Wenn man den Franzosen alles zugestand, worauf sie irgendwelche Erwerbstitel geltend machen konnten, so blieb immer noch ein Teilungsobjekt übrig, das zu gleichen Hälften zu vergeben war. Wie will man es da verteidigen, daß der deutsche Anteil zu dem französischen wie ein Fünftel zu vier Fünftel ausgefallen ist? Wie kann man es begründen, daß nicht einmal Bagirmi deutsch geworden ist? Hier giebt es nur eine einzige Erklärung, die sich wie ein roter Faden durch alle Kolonialverträge des „neuen Kurses" zieht: Die Neigung, unter allen Umständen, mit noch so großen Opfern jede politische Mißstimmung zu vermeiden, lieber mit ungeheuren Verlusten der Nachgebende sein, als es auf eine vielleicht eintretende Spannung ankommen lassen. Notdürftig annehmbar mag dieser Standpunkt erscheinen, wenn es sich um eine angeblich eng befreundete Macht wie England handelt. Daß man aber gerade den Franzosen gegenüber solche Schwäche zeigte, das hat in den Kreisen, wo man eine nationale Kolonialpolitik für notwendig und patriotisch hält, sehr tief verstimmt. Mag man noch so viele Abwieglungs- und Beschönigungsartikel in die Welt setzen, mag der offiziöse Preßapparat mit noch so starkem Druck alle Zeitungen, die irgend zugänglich sind, beeinflussen — unabänderlich steht der Eindruck eines großen diplomatischen Fiaskos in den einigermaßen unterrichteten kolonialen Kreisen fest, ein neues, wahrlich nicht zu unterschätzendes Moment, um das dem „neuen Kurse" eigene Selbstbewußtsein in schroffstem Gegensatze zu seinen Leistungen erscheinen zu lassen. Es war nicht nötig, das schon ohnehin reizbare Nationalgefühl von neuem zu verletzen; ob es richtig war, die geradezu ins Unerhörte gewachsene Unpopularität des Grafen Caprivi und des Herrn von Marschall noch weiter zu steigern durch diesen Vertrag, das mögen sich die genannten Herren selbst fragen. Soviel steht jedenfalls fest, wenn Graf Caprivi einmal zurücktritt, so wird dies Ereignis von allen warmen Anhängern einer zielbewußten Kolonialpolitik begrüßt werden als die Befreiung von einem Hindernis, das dem Fortschreiten unserer kolonialen Entwicklung mehr im Wege stand, als alle Aufstände und aller sonstige Widerstand, welchen die Eingeborenen dem deutschen Einfluß je entgegensetzen.

Ein Passus befindet sich in der Denkschrift, den wir nicht als unberechtigt zurückweisen können, trotzdem uns sein Erscheinen in diesem Zusammenhang Wunder nimmt. Die Regierung beklagt sich, daß sie an der öffentlichen Meinung in Deutschland keinen genügenden Rückhalt für eine westafrikanische Kolonialpolitik im großen Stile gehabt habe. Für den Mangel an Teilnahme führt sie u. a. die Schwierigkeiten an, welche die Uechtritzsche Kamerun-Expedition gefunden habe, um die zu ihrem Zustandekommen nötigen 50 000 Mark zusammenzubringen. Selbst in „maßgebenden kolonialen Kreisen" habe man Unternehmungen zur Sicherung des Hinterlandes überhaupt nicht mehr machen und Geldmittel nur noch zu einer „wissenschaftlich" planmäßigen Erforschung des Schutzgebietes selbst bewilligen wollen. Uns war diese Thatsache, zu deren Verständnis wir hinzufügen wollen, daß mit den „maßgeblichen kolonialen Kreisen" offenbar der Vorstand, oder wohl noch richtiger der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft gemeint ist, freilich auch bekannt. Diese Verwendung aber entbehrt doch nicht eines tragikomischen Beigeschmacks, wenn man bedenkt, daß gerade jene Persönlichkeiten sicherlich geglaubt haben, mit ihrem Widerstande gegen extensive Kolonialbestrebungen dem Auswärtigen Amt gefällig zu sein und durch ihre Erwähnung als offenkundiges Hemmnis kolonialer Fortschritte nicht eben angenehm überrascht gewesen sein mögen. Im übrigen aber haben wir alle Ursache, diese Thatsache durchaus ernst zu nehmen. Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß die Regierung — wenn auch nur andeutungsweise — den mangelnden agitatorischen Eifer unserer „kolonialen Kreise" für ihre geringen Erfolge mitverantwortlich

Digitized by Google

macht. Leider ist dies durchaus berechtigt. Die Deutsche Kolonialgesellschaft, um diese kann es sich nur handeln, macht seit mehreren Jahren überhaupt keine öffentliche Meinung mehr.

Man kann ja über den Wert oder Unwert von Agitationsgesellschaften überhaupt verschiedener Ansicht sein, man kann sich auf den Standpunkt stellen, daß eine wirklich gesunde Bewegung dieser künstlichen Förderung nicht bedürfe, daß man es also dem Verständnis des Handels- und Industrie-Standes ruhig überlassen könne, die Kolonialpolitik ihren Zwecken nutzbar zu machen. Das ist denn auch der Standpunkt der meisten Hamburger Kolonialfirmen, die folgerichtig auch selber die Führung der Kameruner Hinterlandpolitik für sich beanspruchen, da sie die ganze Ausgestaltung eines Schutzgebiets abhängig gemacht wissen wollen vom Grade der Rentabilität. Und gerade dieses Prinzip ist es, das in dem Abschluß des deutsch-französischen Kamerun-Vertrags eine unverhüllbare Niederlage der deutschen Politik gezeitigt hat. Dies ganze System der Rentabilitätspolitik ist nur berechtigt, wenn sich unsere kolonialen Konkurrenten ebenfalls auf diesen Standpunkt stellen. Sobald aber das Gegenteil davon eintritt, sobald Frankreich, unbekümmert um die Frage, in wie langer Zeit die erworbenen Länder wirklich handelspolitisch erschlossen werden können, sich die wertvollsten Gebiete politisch sichert und so der unendlich langsam vordringenden deutschen Flagge vorwegnimmt, fragt es sich, ob die dadurch eintretenden Verluste auf deutscher Seite mit den Mehrkosten, die ein energischer Wettbewerb verursacht haben würde, in vernünftigem Verhältnis steht. Und wenn in dieser Hinsicht anzunehmen ist, daß z. B. Bagirmi und Wadaï der Industrie unendlich wertvolle und kaufkräftige Absatzgebiete — wenn auch erst in 5—10 Jahren — bieten werden, so stehen diesen Aussichten die Summen nicht gleich, die eine rechtzeitige Erwerbung dieser Länder gekostet haben würde. Was die Franzosen jetzt erreicht haben, sind die Erfolge einer groß angelegten Politik, was wir verloren haben, bildet die Konsequenz einer krämerhaft beschränkten Kalkulationspolitik. Stellt sich im Laufe des nächsten Jahrzehnts heraus, daß Kamerun in der Umklammerung durch Frankreich wirtschaftlich und politisch zusammengedrückt wird, so wird man die Kurzsichtigkeit unserer Kolonialleitung in der Entscheidungszeit gar nicht verstehen. Das war die Schlußfolgerung, welche die Deutsche Kolonialgesellschaft, wenn sie auf dem Posten gewesen wäre, unablässig hätte vertreten und verbreiten müssen. Ihre Aufgabe war es, dem Standpunkt des Krämers die Anschauung des Politikers unermüdlich und agitatorisch entgegenzustellen. Dann war es sehr einfach, Massenproteste einer wohlunterrichteten öffentlichen Meinung hervorzurufen, die höchstwahrscheinlich den Abschluß des neuesten Verzichtvertrages verhindert hätten — vielleicht zum großen Unwillen der Regierung, welche jetzt glücklich jede Mißstimmung auf französischer Seite vermieden hat und dem Publikum gegenüber fast unkontrollierbar dasteht, weil die Massen keine Ahnung von dem Wert der abgetretenen Länder haben, sicherlich aber zum Wohle der Nation, welche sehr wohl verpflichtet ist, leidenden industriellen Erwerbszweigen eine bessere Zukunft zu sichern.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat von alledem nichts gethan. Eine Resolution, welche vom Gesamtvorstande im Dezember gefaßt und dem Reichskanzler übermittelt ist, steht auf einem diametral dem jetzigen Abkommen entgegengesetzten Standpunkt, hat aber, wie sich jetzt ergiebt, nichts, garnichts ausgerichtet. Was sollte auch den Reichskanzler bewegen, auf die Meinung von dreißig Herren Rücksicht zu nehmen, welche sich nicht einmal entschließen können, ihre bedeutenden Mittel zur Beeinflussung und Bildung einer kolonialen öffentlichen Meinung mobil zu machen? Noch hoffte man im kolonialfreundlichen Publikum auf eine energische Stellungnahme seitens der Hauptversammlung am 17. März in Berlin. Jedes der 17000 Mitglieder der Gesellschaft hatte hier Zutritt, von 5 Uhr abends an war Zeit, auf den Kamerun-Vertrag, das wichtigste koloniale Ereignis der letzten Jahre, einzugehen. Aber es kam anders. Am 16. März hatte die Abteilung Berlin die Besucher der Hauptversammlung zu einem

Digitized by Google

Begrüßungsabend eingeladen. Freies Abendessen, freie Weine, sehr rauchbare Cigarren in einem der schönsten Lokale Berlins! Gegen Schluß der Tafel erhebt sich der als Gast anwesende Chef der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, um in einer hochpolitischen einstündigen Rede den Vertrag, der wenige Stunden vorher durch eine Extraausgabe des Kolonialblattes veröffentlicht war, zu begründen. Inhaltlich war die Rede nur eine Wiedergabe der offiziellen „Denkschrift" zum Vertrage, im übrigen war sie mit unzähligen Liebenswürdigkeiten für die Kolonialgesellschaft geschmückt. Auf diesen „Ueberfall" war niemand vorbereitet, keine sachliche Erwiderung wurde laut. Am nächsten Tage aber wurde weder in der vierstündigen Vorstandssitzung noch in der Hauptversammlung eine Kritik am Vertrage geübt — weil er nicht auf der Tagesordnung stand! Als einziger Redner protestierte dagegen Professor Hasse aus Leipzig; vergebens, die Majorität, bestehend aus höheren Beamten und unbedingt regierungsfreundlichen Industriellen, wollte keine Besprechung. So ging die Hauptversammlung, was den Kamerun-Vertrag anlangt, zu Ende wie das Hornberger Schießen — ein Vorgang, der so charakteristisch ist, daß wir kaum noch etwas hinzuzufügen haben. Das eine nur stellen wir rückhaltlos fest: eine Gesellschaft, die sich freiwillig mundtot macht, um nicht zu protestieren, wo sie nicht zustimmen kann, hat jede politische Bedeutung verloren. Sie kann fortbestehen oder sich auflösen, dem Patrioten kann es gleich sein.

Glücklicherweise stehen den traurigen kolonialen Ereignissen im Mutterlande wenigstens einige Erfolge in den Schutzgebieten gegenüber. In Ostafrika hat Frhr. von Schele seine Expedition nach dem Nyassa beendet und ist an der Küste wieder angekommen. Genaue Berichte fehlen noch, nur ist bekannt, daß er im Nordosten des Nyassasees, zwischen diesem und den Quellen des Ulanga, ein Hochplateau entdeckt hat, welches er wegen seines kühlen Klimas und wegen seiner gesunden Luft für geeignet hält, deutsche Bauern als Ansiedler aufzunehmen. Sollte sich diese Möglichkeit bei der Prüfung näherer Details als richtig herausstellen, so würde Deutsch-Ostafrika dadurch mit einem Schlage eine neue Bedeutung gewinnen. Man hat bisher Deutsch-Ostafrika stets nur als ein Land für Handel und Plantagenbau betrachtet. Selbst das Kilima-Ndscharo-Gebiet, welches durchaus kühl genug ist, um auch dem Europäer körperliche Arbeit zu gestatten, zeigt so große Unvollkommenheiten als etwaiges Auswanderungsgebiet, daß der Gedanke, es dazu zu machen, in maßgebenden Kreisen vor der Hand nicht als ausführbar gilt. Zu den in dieser Hinsicht noch offenen Problemen gehört unter anderem die Aufgabe, ein gleichmäßiges Wachsen des Getreides herbeizuführen. Bis jetzt zeigen die gemachten Versuche ein so ungleichmäßiges Wachstum und Reifen der Aehren, daß man die Halme einzeln aussuchen und abschneiden mußte, um Körner von gleicher Reife zu erhalten. Unter diesen Umständen kann das Gedeihen europäischer Gemüse und Kartoffeln allein noch nicht die Besiedlungsfähigkeit des Landes beweisen, denn dort wie überall bildet für die Existenz von Bauerwirtschaften die Möglichkeit eines regelrechten Getreidebaues die Grundbedingung. In weiterer Reihe bleibt die Kommunikationsfrage zu lösen. Nun ist vielleicht das neuentdeckte Hochland nur halb so weit vom Ufer des Nyassasees entfernt, wie der Kilima-Ndscharo von der Ostküste bei Tanga oder Mombassa. Allein bis zu den portugiesischen Häfen ist vom Nordende des Nyassa noch ein Wasserweg von der Länge Königsberg-Straßburg i. E. zurückzulegen. Andererseits ist mehr wie fraglich, ob der Ulanga trotz seiner stattlichen Länge irgend welche Bedeutung als Verkehrsfluß besitzt. Man sieht also, das Vorhandensein eines kühlen Klimas garantiert noch nicht die Entwicklung einer Ackerbaukolonie. Doch sprechen in diesem Falle mehrere Umstände, vor allem die geographische Lage — zwischen Nyassa und der deutschen Küste für eine solche Entwicklung. Hoffentlich zaudert die Reichsregierung nicht, für weitere Aufklärung zu sorgen. Vor der Hand ist die Bedeutung der Scheleschen Entdeckung weit größer, als irgend ein Resultat, das man vordem von der Expedition des Gouverneurs erwarten durfte. Daß er den Mafiti bei seiner bewährten Vorsicht noch mehrere Niederlagen beigebracht hat, überrascht uns

nicht, da sein Expeditionscorps die dazu nötige Stärke besaß. Nötig allerdings wird trotzdem die Vermehrung der Stationen sein. Vielleicht kann man schon auf Grund des neuen Etats an der Küste soviel Mannschaften entbehren, um endlich mitten in die Heimat der Räuberstämme eine Station zu verlegen. Bevor dies nicht geschehen, bleibt die „Kette" von drei Forts bei dem Umfang des Mafiti-Gebietes zu lückenhaft, um eine völlige Ueberwachung der Eingeborenen zu ermöglichen.

Von Neu-Guinea ist zu berichten, daß die jetzt im Handel befindlichen Cigarren, besonders die zu 9 Pfennigen, im allgemeinen den Beifall des Publikums finden. Da die letzte Ernte einen bedeutenden Umfang hatte, so scheint damit endlich die Zeit klingenden Gewinnes für die Neu-Guinea-Gesellschaften zu beginnen. Wir gönnen ihnen gerne diesen Erfolg nach fast zehnjährigen Opfern.

Eine Entscheidung in Deutsch-Südwestafrika ist noch nicht gefallen. Man muß Geduld haben in afrikanischen Angelegenheiten. Graf Caprivi hat sie ja auch.

Wirtschaftspolitik.

Der russische Handelsvertrag ist nun beschlossen und in Kraft getreten. Er hat dem Zollkriege ein Ende gemacht, der in Rußland das Getreide festhielt oder doch auf einen ruinösen Preis herabdrückte und damit auch den Weltmarktpreis des Getreides auf einen kaum jemals erlebten Tiefstand sinken ließ, und der zugleich die oberschlesische Montanindustrie und den Handel unserer Ostseehäfen aufs schwerste schädigte. Die Urheber des Handelsvertrages sind der Ansicht, daß nun allmählich der frühere Stand des Waren-Austausches zwischen Deutschland und Rußland wieder hergestellt und der Getreidepreis wieder normal werde. Indem der Roggenmarkt in Deutschland für Rußland wieder geöffnet werde, müsse dort der Preis sich heben und damit der Weltmarktpreis für Getreide überhaupt. Der Zollnachlaß von 1½ Mark für den Doppelcentner komme gegenüber dieser preiserhöhenden Wirkung der vermehrten Nachfrage gar nicht in Betracht. Die Gegner des Handelsvertrages können sich zu einer so mystischen Theorie der Preisbildung nicht bekehren. Wir sehen die Ursache der beispiellosen Entwertung unserer Brotfrüchte in Folgendem: Die russische wie die deutsche Landwirtschaft arbeitet im allgemeinen mit ganz ungenügenden Barmitteln und ist gezwungen, ihr Produkt sofort nach der Ernte zu jedem Preise zu verkaufen, um Geld für die Neubestellung der Felder, die Hypothekenzinsen u. s. w. zu erhalten. In Deutschland war die Roggenernte so reichlich, daß selbst bei vollständigem Ausfallen des Importes ein Mangel bis zur neuen Ernte nicht zu befürchten war. Der Handel konnte hier also nicht durch Aufkaufen von Vorräten à la hausse spekulieren. Infolgedessen fehlte die Nachfrage, und das drängende Angebot der Landwirte warf die Preise. In Rußland fehlte für den Ueberschuß an Roggen und Weizen der gewohnte Absatz; die Reflektanten aus anderen Ländern mußten durch Preisnachlaß erst gewonnen werden; zur Aufspeicherung des der ersten Hand für ein Spottgeld abgenommenen Ware stellte die Regierung zwar mehrere Millionen zur Verfügung gegen nicht billigen Zins, in der Hauptsache aber mußte das Privatkapital zu diesem Zwecke herangezogen werden, und das wollte neben hohen Zinsen auch eine absolute Sicherheit und drückte den Lombardwert des Getreides so tief wie möglich herab. So war in Rußland immer noch viel Getreide weit unter dem Weltmarktpreis zu haben, und das lockte die Berliner Importeure zu großen Abschlüssen. Sie rechneten dabei mit Bestimmtheit auf die Annahme des Handelsvertrages noch vor der Wiedereröffnung der Schiffahrt. An dieser Annahme hat überhaupt kein Unterrichteter einen Augenblick gezweifelt, und die Herren von der Produktenbörse unterhalten so nahe Beziehungen zu den „maßgebenden Kreisen", daß man sie wohl zu den am besten Unterrichteten zählen darf. Hätten sie annehmen müssen, daß der Zollkrieg sich noch länger hinziehen, oder daß Rußland sich schließlich

Digitized by Google

mit dem 5 Mark-Zoll zufrieden erklären würde, so wäre das Geschäft mit Rußland nicht so sicher und nicht so unbedingt lohnend gewesen, also würde sich der Handel mehr für den heimischen Roggen interessiert haben, und der Roggenpreis wäre nicht so ins Bodenlose gefallen. Man darf also wohl sagen, daß der Handelsvertrag, noch ehe er abgeschlossen war, den Getreidepreis schon ruiniert hat. Wie steht es nun mit der weiteren Entwicklung des Getreidemarktes? Wird die steigende Nachfrage nach russischem Roggen auch den Inlandpreis heben, wie die Vertreter der Regierungen und der Börsen behaupten? — Wir sehen von der augenblicklichen Konjunktur ab. Diese ist offenbar durch ein Uebermaß von Engagements der deutschen Importeure in russischer Ware heillos verfahren, und die russischen Vorräte, die sich vor den Blicken unserer Konsuln in Rußland verstecken konnten, weil diese Beamten gewiß nur allzu gern an den Reichskanzler berichteten, was ihm zu lesen Vergnügen machte, — die russischen Vorräte scheinen weit größer zu sein, als irgend jemand geahnt hat. Wir sehen auch davon ab, daß eine einzige vorzügliche Roggenernte in Rußland den deutschen Roggenbau auf mehrere Jahre hinaus ruinieren muß. Nehmen wir nur normale Durchschnitts-Verhältnisse an, so liegt doch auf der Hand, daß jedem Steigen der Nachfrage nach russischem Roggen eine Vermehrung des Roggenbaues in Rußland folgen muß, während eine Zunahme des Konsums in Deutschland im höchsten Grade unwahrscheinlich geworden ist, seit sich immer breitere Schichten der Bevölkerung an das Weizenbrot gewöhnt haben. Auch ein Uebergang vom Roggenbau zu anderen, lohnenderen Kulturen ist in Deutschland nur in sehr geringem Maße möglich, da eben der Boden, der jetzt Roggen trägt, für wertvollere Gewächse nicht genügt. Es ist also ein Trugschluß, wenn man annimmt, der Roggenpreis könne durch eine stärkere Nachfrage nach russischem Roggen gehoben werden. Dieser Preis wird nach wie vor in Berlin gemacht, und wenn er hier um den Zollnachlaß sinkt, so sinkt er um ebenso viel auf dem Weltmarkt.

Man würde wohl den Vertretern der verbündeten Regierungen Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß sie selbst von ihren Gründen, die sie gegen die Agrarier vorbrachten, überzeugt seien. Sie hielten es im Reichstage und in der Kommission nicht für nötig, auf die zwingenden Gegengründe, die namentlich Freiherr von Hammerstein und Freiherr von Manteuffel ihnen auf jedem Schritt entgegenstellten, überhaupt zu antworten. Sie verlassen sich augenscheinlich auf ein gutes Glück, das ihnen doch noch Recht verschaffen soll. Es *kann* ja in Rußland eine Mißernte eintreten, während wir reichlich ernten, und diese Möglichkeit ist ja auch für das nächste und das übernächste Jahr nicht ausgeschlossen. Mit dieser Wahrscheinlichkeit von vielleicht 1 : 25 rechnet auch Herr Miquel, wenn er der „*Hoffnung*" Ausdruck giebt, daß sich die Befürchtungen der Agrarier nicht erfüllen. Die Sache liegt sehr einfach: die verbündeten Regierungen wollten dem Zollkriege ein Ende machen und glaubten dabei nach dem Grundsatze verfahren zu müssen, daß der Klügste nachgiebt. Dieser Grundsatz beherrscht jetzt unsere Politik. Er spricht auch aus den Zukunfts-Versprechungen, die verschiedene preußische Minister den Agrariern gemacht haben. Sie eröffnen eine verlockende Perspektive; aber die Männer, die jetzt unsere Politik machen, werden uns nicht in dies verheißene Land führen; dazu gehören Männer, von denen nach oben und nach unten hin Mut und Entschlossenheit ausgeht.

Die Agitation für den russischen Handelsvertrag hat sehr unangenehme, wirtschaftlich schädliche Nebenwirkungen gehabt. Kaum ein Jahresbericht einer industriellen Gesellschaft oder einer Aktienbank erschien, in dem nicht die Verwaltung der Hoffnung Ausdruck giebt, daß der russische Handelsvertrag das Geschäft beleben und den Gewinn dieses Jahres vergrößern werde. Sogar eine Gas- und Wasserleitungsfabrik kann sich diese Bemerkung nicht versagen. Die liberalen Zeitungen verhelfen diesen Urteilen, die als besonders sachverständig gelten, zur weitesten Verbreitung. So muß denn fast jeder Börsenbericht melden, daß dies oder jenes Papier wegen des Handelsvertrages besser bezahlt werde. Die von der Regierung und der Judenschaft ausgegebene Parole,

Digitized by Google

daß der Handelsvertrag unserer Industrie wieder aufhelfen werde, hat eine Spekulationswut entfacht, die nur Unheil bringen kann. Die tollen Kurssteigerungen sind bisher nur den Banken zu gute gekommen, die sich beeilt haben, zu den heutigen Phantasiekursen ihre Effektenbestände „abzustoßen", d. h. an die spekulierenden Privatkapitalisten zu verkaufen. Am leidenschaftlichsten werfen sich die Spieler auf die gefährlichsten Papiere, besonders diejenigen Bergwerksaktien, die keine oder nur geringe Dividenden abwerfen. Man sah, wie gerade diese Papiere von der Börse gesteigert wurden und greift nun nach ihnen in der Hoffnung, sie rechtzeitig wieder verkaufen zu können. Schließlich werden sich alle diese Spielpapiere in den Händen des Outsiders befinden, und dann ist es mit dem Verkaufen zu Ende. Hier drohen wieder Verluste, die unberechenbar groß sein werden. Alle Warnungen fruchten nicht. Mit Anfang dieses Jahres haben die Spielpapiere Kurssteigerungen von 20 Prozent und darüber erfahren, ohne daß sich in der wirtschaftlichen Lage das Geringste geändert hat. Das bischen Export nach Rußland kann die Preise nicht heben und die Dividenden nicht bessern, so lange ihm eine Abnahme der Konsumkraft unserer Landwirtschaft gegenübersteht. Man wird zufrieden sein müssen, wenn die Verhältnisse nicht schlechter werden.

Uebrigens konnten unsere wichtigsten Industrien über den Erfolg des Jahres 1893 nicht klagen. Betrachten wir z. B. die Eisenindustrie, also diejenige, deren Resultate klar die allgemeine Lage der Industrie wiederspiegelt. Die Roheisen-Erzeugung Deutschlands hat 1893 die höchste Ziffer erreicht. Sie betrug 4986000 Tonnen gegen 4937000 in 1892, 4641000 in 1891, 4658000 in 1890. Sie ist also gegen 1890 um reichlich 10 Prozent gestiegen. Allerdings ist der einheimische Verbrauch seit 1890 zurückgegangen von 81,7 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung bis auf 75 Kilogramm. Gegen 1892 (74,4 Kg.) und 1891 (69,7 Kg.) ist er aber nicht unerheblich gestiegen. Das Jahr 1890 war überhaupt ein Ausnahmejahr, da in demselben ungewöhnliche Aufwendungen für die Eisenbahnen und für die Heeres-Ausrüstung gemacht wurden. 1888 betrug der Eisen-Verbrauch nur 66,6 Kg. auf den Kopf der Bevölkerung. Seit 1870 ist er um 90 Prozent gestiegen. Die Preise waren im vorigen Jahre allerdings nicht besonders hoch, so daß trotz der Mehr-Erzeugung von 462000 Tonnen gegen 1889 der Gesamtwert der Roheisen-Produktion doch nur 216 Millionen Mark betrug wie im Vergleichsjahre 1889. Immerhin kann von einer Notlage der Eisen-Industrie keine Rede sein. Die Kohlenförderung erreichte ebenfalls die höchste Ziffer, die je dagewesen ist. Gefördert wurden 73,9 Millionen Tonnen gegen 71,3 — 73,7 — 70,2 — 67,3 Millionen in den vier vorhergehenden Jahren. Ihr Wert betrug 498 Millionen Mark gegen 527 — 589 — 538 — 385 Millionen in den vier Vorjahren. Der Inlands-Verbrauch übersteigt, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, den aller vorhergehenden Jahre. Auch das spricht nicht für eine Notlage, für einen Arbeitsmangel der Industrie. Wenn hier und da die Dividenden etwas geringer waren, so fällt das nicht schwer ins Gewicht, da eine absolut gleichmäßige oder stetig steigende Rentabilität der Industrie doch nicht herzustellen ist. Wer sie anstreben wollte, und gar auf Kosten der mit den größten Ertragsschwankungen rechnenden Landwirtschaft, mit dem läßt sich nicht reden.

Wenn der Staatssekretär Freiherr von Marschall in Beantwortung der Klagen über Verletzungen wichtiger landwirtschaftlicher Interessen durch den russischen Handelsvertrag auf seine 150 Bände Akten „betr. Schädigung der deutschen Industrie durch den Zollkrieg" hinwies, so sind 150 Bände Akten an sich noch kein hinreichender Grund, um eine Notlage der Industrie annehmen zu müssen. Die chemische Industrie, die am meisten geschädigt sein will und die russischen Zollermäßigungen am rückhaltlosesten lobt, hat, nach den Dividenden der chemischen Fabriken zu urteilen, im vorigen Jahre sogar sehr gut abgeschnitten. Schering zahlt 19 Prozent gegen 20 Prozent im Vorjahre, Hoechster Farbwerke 28 gegen 26, Askania 8½ gegen 3, Anilinfabrik 10 gegen 9, Union 10 wie bisher u. s. w. Auch die Textilindustrie muß nach Ausweis des Kurs-

Digitized by Google

zettels und nach den Mitteilungen Sachverständiger mit dem Jahre 1893 wohl zufrieden sein. Es kann sich also in den 150 Bänden des Staatssekretärs nur um verhältnismäßig geringfügige Schädigungen handeln; die dicken Aktenstücke, die von den Betroffenen eingereicht worden sind, haben aber offenbar den Geheimen Räten des Auswärtigen Amtes sehr imponiert, während die Schädigung der Landwirtschaft durch die Zollermäßigung des deutschen Vertragstarifs, da sie nicht in den Akten figuriert, sehr leicht genommen werden konnte.

In den letzten Wochen war viel davon die Rede, daß nach Abschluß des Handelsvertrages die alten finanziellen Beziehungen zwischen der russischen Regierung und der Berliner Hautebanque wieder aufgenommen werden dürften. Namentlich rückte man die Einführung der Goldwährung in Rußland in nahe Aussicht. Wir glauben nicht, daß Herr Witte ernstlich daran denkt. Wohl ist er seit seinem Amtsantritte bemüht, den Rubelkurs auf einer mittleren Höhe zu halten und wendet dafür verhältnismäßig große Summen auf. Allein bis zur Einführung der Goldwährung ist noch ein weiter Weg. Man weist auf die zwei Milliarden Mark Goldvorrat der russischen Bank hin, der aber die umlaufenden Noten nur mit etwa 57 Prozent deckt. Es bedürfte also einer weiteren Milliarde und mehr, um die Barzahlung zu ermöglichen. Ob Rußland stark genug ist, sich diesen Luxus gestatten zu können, und ob sein Kredit hinreicht, um diese Summe im Auslande zu erlangen, muß bezweifelt werden, abgesehen davon, daß die Goldwährung gerade für das russische Reich doch kaum die Vorteile haben kann, die man ihr im allgemeinen nachrühmt. Wir werden zufrieden sein müssen, wenn Herr Witte dem Kreditrubel einen Kurs von 2,20 Mark sichert.

Die italienische „Finanzreform", wie das Projekt des Herrn Sonnino euphemistisch genannt wird, hat wenig Aussicht auf Erfolg. Die Finanzkommission der Kammer hat die Erhöhung der Rentensteuer verworfen, — nicht weil sie dem Staatsbankerotte gleicht, sondern weil sie die Interessen der italienischen Plutokratie schädigt. Man will lieber sparen, am Heere, an den Eisenbahnen, wo es nur sein kann, aber neue Einnahmen aus den Taschen der Wohlhabenden will man nicht bewilligen. Offenbar hat sich die deutsche Politik seit Bismarcks Zeit in Italien gründlich getäuscht. Ein Ministerium Crispi, das, um jährlich 10 Millionen Lire an seinen auswärtigen Gläubigern zu sparen, mitten im Frieden Verträge brechen und den Staat also für bankerott erklären will, eine Kammer, die zwar nach außen hin das Dekorum wahren, aber durch Herabsetzung der Wehrkraft auf die Großmachtstellung Italiens verzichten will, um nur nicht die großen Einkommen der wohlhabendsten Bürger stärker zu besteuern, — mit einem solchen Italien kann kaum noch gerechnet werden. Es hat politisch bankerott gemacht, noch ehe es seine finanzielle Zahlungsunfähigkeit erklärt. Darum macht es auch hier kaum noch Eindruck, daß — offenbar als Antwort auf diplomatische Vorhaltungen seitens Deutschlands — von Rom aus mit einer Annäherung an Frankreich gedroht wird. Man hatte gehofft, Crispi werde der Kammer einen vernünftigen, des Landes und seiner Stellung unter den europäischen Staaten würdigen Reformplan vorlegen und denselben nötigenfalls mit Gewalt durchsetzen. Aber Crispi spinnt auch nur dasselbe Garn weiter, das er ehedem angefangen hat: die Politik der Vertuschung und der Schonung aller kapitalistischen Interessen. Schon sieht er sich genötigt, eine Zwangsanleihe bei den Banken zu machen, um nur die nächsten Coupons einlösen zu können. Die Währung verschlechtert sich von Tag zu Tag. Der Rentenkurs hat sich in der letzten Zeit zwar etwas gebessert; aber die Ursache lag nicht in einer besseren Beurteilung der italienischen Finanzlage seitens der Börsen, sondern in der Ueberspekulation der französischen Baissiers, die für den nächsten Liquidationstermin keine Stücke erhalten können, ohne etwas höhere Kurse dafür zu bewilligen.

Der Geldmarkt zeigt die gewohnte Flüssigkeit, die jedesmal alle größeren Rothschildschen Operationen begleitet. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß nach erfolgter Emission der neuen Serie österreichischer Kronenrente der Ueberfluß wieder verschwinden

wird. Nur die Dilettanten der Börsenspekulation sehen in der gegenwärtigen Billigkeit des Zinsfußes ein dauerndes „Haussemotiv", ein Anzeichen für das Vorhandensein großer, nach Anlage drängender Kapitalansammlungen in Privathänden, während die Geldflüssigkeit doch nur der Köder ist, mit dem gerade diese Dilettanten zur Spekulation gereizt werden sollen. Sie erleichtern die Banken und die Berufsspekulanten und bleiben schließlich auf ihren Massenern, Redenhütte und Ostpreußen sitzen.

Kirche.

Wie vorauszusehen war, hat die Bewegung gegen die Einführung der neuen preußischen Agende sich in immer weiteren Wellenschlägen fortgesetzt. Es haben sich nun wohl alle in den interessierten Kreisen vertretenen kirchlichen Richtungen dazu geäußert, und es ist dadurch ein Reichtum von Ansichten zu Tage gefördert, der es einem Berichterstatter nicht leicht macht, einen klaren Ueberblick zu geben. In der zweiten Hälfte des Monats April soll nach Zeitungsnachrichten die Agendenkommission wieder zusammentreten, um zu den seit den Provinzialsynoden aufgetretenen Vorschlägen Stellung zu nehmen. Der nach den Synoden aufgetauchte Plan, die Generalsynode schon im Frühjahr abzuhalten, was in unserem Novemberbericht bereits als wenig ratsam bezeichnet wurde, ist damit natürlich aufgegeben. Ich wiederhole, was der damalige Bericht sagte: haben wir so lange auf die neue Agende warten müssen, so wird es auf ein halbes Jahr früher oder später nicht ankommen; es muß über manche Punkte die öffentliche Meinung noch Zeit haben, sich zu klären und zu befestigen.

Diese Notwendigkeit hat sich nach dem inzwischen gegen die Agendeneinführung erhobenen verschiedenartigen Widerspruch noch deutlicher herausgestellt. Ehe ich denselben vorführe, sei es gestattet, an die Stellung zu erinnern, die von Anfang an in diesen Berichten zu der Gottesdienstordnung eingenommen ist. Im Novemberbericht wurde es als die Hauptschwierigkeit bezeichnet, daß eine Ordnung geschaffen werden soll im vollen Sinne des Wortes, ohne einen unevangelischen Zwang aufzulegen. Es wurde das an einzelnen Beispielen deutlich gemacht. Eine Ordnung — d. h. daß die von der Generalsynode gebilligte Agende durch den Evang. Oberkirchenrat im Namen des Landesherrn als allgemeine Norm für die Gottesdienste eingeführt wird —, aber kein unevangelischer Gewissenszwang, d. h. daß alle von den einzelnen Gemeinden oder Provinzen geltend gemachten Bedenken gehört und im Wege des freien kirchenregimentlichen Verfahrens erledigt werden. Schon auf der Augustkonferenz hob ich unter allseitiger Zustimmung hervor, daß es für eine „evangelische" Kirchenordnung selbstverständlich sei, daß die ihr gegenüber von Einzelnen ausgesprochenen Bedenken und Wünsche bei dem Kirchenregimente Berücksichtigung fänden. Und im Novemberbericht hieß es dementsprechend: „Im ganzen werden wir als evangelische Christen Augsburgischer Konfession lieber etwas zu weit nach Seiten der Freiheit als nach der Seite des Zwanges gehen müssen." — Ganz ebenso wurde im Januarberichte dagegen protestiert, daß in der Agende nur den Gemeinden etwas *dargeboten* werden sollte, was sie annehmen aber auch ablehnen könnten. Vielmehr „kommt das Kirchenregiment durch Einführung einer gesetzlichen *Ordnung* einfach seiner Pflicht nach, dem Glaubensleben in den Gemeinden Formen zu verschaffen, die es nach menschlichem Ermessen am besten tragen und schützen, erhalten und vertiefen können". Die evangelische *Freiheit* wird gewahrt durch Parallelformulare und durch Bestimmung derjenigen Instanzen, welche die privaten entgegenstehenden Wünsche in freier Weise zu prüfen haben, — wobei es sich natürlich nicht um das Aufgeben von Hauptsachen handeln darf.

Es ist nun erfreulich, daß das Moment der evangelischen Freiheit der Agende gegenüber nicht etwa nur durch den Protestantenverein, sondern ganz besonders kräftig durch meinen Freund und Kollegen D. *Cremer* vertreten ist, der in einem Artikel der

Digitized by Google

Stöckerschen Ev. Kirchenzeitung sich darüber ausgesprochen hat — freilich nicht ohne dabei gegen die obligatorische und für die fakultative Einführung der neuen gottesdienstlichen Formulare einzutreten. Gewiß — die evangelische Kirche würde aufhören, eine evangelische zu sein, wenn der Pulsschlag warmen Lebens und christlicher Subjektivität, der durch Cremers Ausführungen geht, nicht ganz und gar der ihrige wäre. Ich schließe mich dieser Tendenz vollkommen an, indem ich wiederhole: lieber etwas zu weit nach Seiten der Freiheit als nach der Seite des Zwanges! Allein ich kann mit der Aufstellung dieses evangelischen Freiheitsprinzipes die ganze Frage nach der Geltung von Kirchenordnungen in der evangelischen Kirche nicht für gelöst halten.

Die Kirche muß freilich bei allen ihren Ordnungen den Unterschied zwischen Gottesgebot und Menschengebot klar herausstellen und festhalten. „Wer Rat annehmen will", sagt Beck in seiner berühmten Reformationspredigt von 1857, „so lange es noch Zeit ist, der lasse es sich gesagt sein: tastet die Freiheit nicht an, welche Christus mit seinem Blute bezahlt hat und welche die Reformation als die verlorene Krone der Kirche Christi wiedergefunden hat, die Freiheit des Christentums von äußerem Gesetz, und namentlich von Menschengesetzen und Menschenknechtschaft". — Wir lassen uns dies ehrlich gesagt sein. Allein es muß doch irgend welche Ordnungen geben für das kirchliche Zusammenleben. Schon aus der heiligen Schrift sehen wir, daß die Apostel Ordnungen haben wollen, die sie deutlich und bestimmt als ihre Kirchenordnungen von Gottes Geboten unterscheiden. Paulus beruft sich wiederholt auf Ordnungen, die er in den Gemeinden eingeführt habe, wofür er keineswegs, wie an anderen Stellen, ausdrückliche Befehle des Herrn geltend macht. (1. Kor. 11, 2; 2. Thess. 2, 15; 1. Kor. 16, 1.) Er verspricht noch mehr anzuordnen, wenn er persönlich zugegen sein werde (1. Kor. 11, 34), und beruft sich darauf, daß Gott ein Gott der Ordnung sei, deshalb müsse alles „ordentlich und ehrlich" zugehen (1. Kor. 14, 33), er schreibt dem Timotheus, wie er wandeln soll im Hause Gottes, bis daß er selbst zu ihm komme (1. Tim. 3, 15). Wir unterscheiden diese Kirchenordnungen, denen ein zeitlicher und lokaler Charakter anhaftet, von den unerläßlichen Geboten Gottes und stehen dabei auf dem Standpunkt der Reformatoren.

Freilich die reformierten Bekenntnisse kennen diesen Unterschied von Kirchenordnungen und göttlichen Gesetzen nicht. Sie erkennen keine neueren Bestimmungen für das Gemeindeleben an, als die Christus selbst durch sein Wort und seine Apostel festgesetzt haben (s. die 2. Baseler Konfession, Art. 14 ff. und 25; die 1. Baseler, Art. 5; die 2. helvet. Konfession, Art. 2, 17, 18, 27). Es ist charakteristisch, daß auch gegenwärtig die „Reformierte Kirchenzeitung" sich mit Entschiedenheit gegen die Einführung der Agende als einer Kirchenordnung ausspricht; sie will damit die evangelische Freiheit vertreten. Auch das „Evangelische Allianzblatt" stimmt dem „vom bibelgläubigen Standpunkt" zu. Es ist sehr bezeichnend, wie dies dort weiter begründet wird. „Man will die Pastoren zwingen, jeden Sonntag drei gelesene Gebete herzusagen und es ihnen dadurch bei der nötigen Kürze der Gottesdienste unmöglich machen, freie Herzensgebete zu sprechen." Es folgt dann noch ein Protest gegen das Taufformular, in dem eine Reihe von Stellen auf die Wassertaufe bezogen würden, welche „nach unserem jetzigen erleuchteteren Schriftverständnis" von der Geistestaufe verstanden sein wollen, — ferner gegen „die katholisierende und schädliche Lehre von der Taufwiedergeburt". Sie sprechen die Hoffnung aus, daß die Agende, „diese Gefahr für die Union und für die auf Bekehrung und Wiedergeburt dringenden Kreise der evangelischen preußischen Landeskirche, von dieser abgewandt wird". — Also keine Regelung der kirchlichen Gebete! Es soll frei aus dem Herzen gebetet werden; sonst wird es „eine vorgeschriebene Bethätigung des Gebetslebens". — Ich bekenne hiermit, daß ich es für ein ungemein kühnes Wagnis halte, überhaupt ein freies Herzensgebet vor einer größeren Versammlung zu halten, das sich nicht auf die nächstliegendsten und allgemeinsten Bitten beschränkt; ich halte die freien Gebete in unseren öffentlichen Versammlungen, wie sie thatsächlich beschaffen sind, für einen ernsten kirchlichen Schaden, weil es meistens keine

Gebete sind, sondern Vorträge — bei denen der Betende nicht Gott, sondern den „Zuhörern" etwas sagen will; — und also Entweihungen des göttlichen Namens und wenn der Vorbeter auch mit Erbauung betet, — wie selten können die Zuhörer wirklich mitbeten! Ich halte es darum für außerordentlich weise, daß das Gebetsleben der Gemeinde auch durch Gottesdienstordnungen geregelt ist (was ein freies Kanzelgebet nach der Predigt nicht ausschließt, wenn dasselbe nicht zu lang ist).

Die lutherischen Bekenntnisse nehmen deshalb auch einen grundsätzlich anderen und ganz gesunden Standpunkt ein. Die Augustana handelt davon in Art. 15 und 28. Es wird da gelehrt, „daß die Bischöffe oder Pfarrherrn mögen Ordnung machen, damit es ordentlich in der Kirche zugehe, nicht damit Gottes Gnade zu erlangen, auch ist damit für die Sünde genug zu thun", sondern sie sind „um der Liebe und des Friedens willen zu halten, und den Bischöffen und Pfarrherrn in diesen Fällen gehorsam zu sein, und dieselben sofern zu halten, daß einer den anderen nicht ärgere, damit in den Kirchen keine Unordnung oder wüstes Leben sei. Doch also, daß die Gewissen nicht beschweret werden, daß man's für solche Ding halte, die noth sein sollen zur Seligkeit" u. s. w. — In diesem Sinne haben wir Kirchenordnungen. Und in diesem Sinne wünschen wir auch eine neue Ordnung für unsere Gottesdienste. Die evangelische Freiheit tasten wir damit in keiner Weise an, da wir absolut nichts schaffen, was als zum Glauben und Seligwerden nötig irgend jemandem aufgelegt wird, sondern nur Formen schaffen für das Glaubens- und Gebetsleben, das in den Gemeinden pulsiert, die auf dem evangelischen Bekenntnisgrunde stehen, — und da ferner alle Gewissensbedenken Gerechtigkeit widerfahren soll, soweit es mit den Existenzbedingungen der Kirche zu vereinen ist. Gerade in dieser persönlichen Aufgabe, die den Organen des Kirchenregimentes durch unsere Forderung gegeben wird, liegt eine Durchbrechung des gesetzlichen Standpunktes. Denn hierbei sind es im Grunde seelsorgerliche Motive, welche den Ausschlag geben.

Ich stimme deshalb dem Satze in den Cremerschen Ausführungen völlig zu: „Die Einführung der Agende kann nur geschehen unter freier Zustimmung der Gemeinden". Aber ich kann nicht finden, daß dazu „nur ein Weg offen bleibt: das Kirchenregiment legt der Generalsynode die Agende vor, und die Generalsynode giebt ihre Zustimmung zur Einführung derselben in den landeskirchlichen Gebrauch" — nämlich da, wo man sie haben will. Die Zustimmung der Gemeinde liegt vielmehr schon in der synodalen Vertretung. Und es scheint der andere Weg praktischer und nicht minder evangelisch: die Generalsynode giebt ihre Zustimmung, das Kirchenregiment führt die Gottesdienstordnung ein, nnd die Gemeinden, die etwas dagegen haben, erbitten sich ihre besonderen Bestimmungen. Es entspricht auch dies Verfahren den Grundsätzen früherer lutherischer Kirchenordnungen, z. B. der brandenburgischen von 1540, auf die schon die deutsche Evangelische Kirchenzeitung hingewiesen hat.

Wo werden denn die gegen die Agende von einzelnen Gemeinden und Geistlichen vorgebrachten Bedenken liegen? Ist nicht durch die Parallelformulare für den Aufbau des Gottesdienstes und durch den Reichtum des ganzen Materials eine solche Freiheit gegeben, daß man sich schon in ziemlich weiten Kreisen bewegen kann, ohne irgendwo an die Grenze des Erlaubten zu stoßen? Die Bedenken schwer wiegender Art können immer nur da liegen, wo die Agende absolut nichts neues setzt, sondern nur Ausführungsbestimmungen unseres Bekenntnisstandes giebt, die ganz denen der bisher schon geltenden Ordnung entsprechen.

Und hiermit kommen wir zu einer neuen und ganz anders gearteten Opposition gegen das Agendenwerk als diejenige, welche wir bisher besprochen haben. Es sind zwei Petitionen an den Evangelischen Oberkirchenrat abgegangen, die eine von 1400 Männern unterschrieben, die den Kreisen des Protestantenvereins angehören, und ihr entspricht ein Aufruf des Ausschusses des Protestantenvereins an die Protestanten Deutschlands, die andere mit ca. 800 Unterschriften, bei denen sich die Namen

Digitized by Google

der Ritschlschen Berliner Theologen finden und einige Führer der kirchlichen Mittelpartei (Harnack, Kastan, Rogge, Weser, von Soden ꝛc.); verwandt ist die Behandlung, die Beyschlag in den deutsch-evangelischen Blättern dem Agendenwerke angedeihen läßt. Als eine für diese Angelegenheit bedeutsame Erscheinung ist endlich der ausführliche Artikel zu nennen, mit dem Kleinert, einer der Hauptförderer des ganzen Werkes, in den „Theol. Studien und Kritiken" für dasselbe eingetreten ist.

Auch Kleinert wendet sich mit Recht gegen diejenigen Bestrebungen, welche, unter der Maske einer Vertheidigung der Kirche gegen einen neuen ihr auferlegten Zwang, darauf ausgehen, die bestehende Bekenntnisgrundlage zu erschüttern. Man fragt sich verwundert, wenn man die Schriftstücke des Protestantenvereins durchgelesen hat: in was für einer Kirche haben wir denn bisher eigentlich gelebt? soll denn wirklich das Apostolikum jetzt erst eingeführt, soll der Kirche jetzt erst eine Bekenntnisgrundlage gegeben werden? sind die Lehren von der Geburt und Auferstehung des Gottessohnes neue Satzungen, die jetzt den Gemeinden aufgedrängt werden sollen, während bisher jedem überlassen war, zu glauben was er will? Wo wird denn in der neuen Agende irgend etwas Neues zu glauben verlangt, das nicht die alte Agende ganz ebenso voraussetzte? — Und welch ein sonderbares „Gewissen" haben die Herren, die jetzt von Gewissensbedenken reden, nachdem sie selbst sich kein Gewissen daraus gemacht haben, sich auf die alten evangelischen Bekenntnisgrundlagen hin ordinieren und in das Amt einführen zu lassen.

Das preußische Kirchenverfassungsgesetz garantiert den Fortbestand der Bekenntnisse und der Union. Die Auffassungen der letzteren sind bekanntlich sehr verschieden. Die Allgemeine lutherische Kirchenzeitung, die von der preußischen Union eine ganz andere Auffassung hat als wir, meint: „Dem neuen Entwurf eignet nicht mehr der Charakter der Union, sondern der Konföderation." Wir halten es für einen Irrtum, anzunehmen, daß irgend etwas Grundsätzliches in dieser Beziehung durch die neue Agende repräsentiert werde. Dieselbe zeigt nur darin den Charakter der Zeit, daß man in einem getreueren und durchgebildeteren historischen Sinne an die Schätze der Vergangenheit herantritt. — Ganz anders fassen der Protestantenverein und das oben genannte Allianzblatt die Union auf; sie sehen in derselben eine Garantie gegen jede bestimmte und greifbare kirchliche Lehre; sie sehen das Christentum — die einen in philosophischen Vorstellungen und moralischem Handeln, die anderen in Gefühlen. Daß für diese Auffassungen jede Erinnerung an die bestehende Lehrgrundlage unserer Kirche unangenehm ist, begreift sich leicht; und eine solche bringt allerdings die neue Agende. Aber ich kann es eben nur eine Erinnerung nennen und nicht eine neue Ordnung oder Einführung.

Der Protestantenverein mit seinem Rufe: die Union ist in Gefahr! kämpft nicht gegen die Einführung einer Neuerung, sondern für die Zerbröckelung des Bestehenden. Es macht uns daher keinen Eindruck, wenn diese Richtung auch in politischen Blättern jetzt vertreten wird, wie es in einem Artikel der Vossischen Zeitung geschieht: „Die reichen Segenskräfte mögen in der preußischen Landeskirche ruhen, aber gerade die herrschende orthodoxe Partei ist schuld daran, wenn diese Kräfte nicht zur Entfaltung gelangen. An die Stelle der Liebesthätigkeit setzen sie Glaubensgezänk, an die Stelle der Mannigfaltigkeit religiöser Ueberzeugung setzen sie Bekenntniszwang. Diese zerstörende Thätigkeit der orthodoxen Richtung würde durch den Entwurf, wenn er zum Gesetz erhoben wird, gestärkt." — Es klingt wirklich so, als ob all die schönen Liebesarbeiten der freisinnigen Christen durch die Agende zerstört werden sollten. Wer gründet unsere großartigen Anstalten? wer leitet sie? welche Kreise sammeln sich um sie und tragen sie mit ihren Gaben und Gebeten? wer sammelt die Gemeinden, worin die Liberalen immer reden, in Männer-, Frauen- und Jungfrauenversammlungen? wer bildet die Diakonissen aus zu der berufsmäßigen Arbeit in den Gemeinden? und wer die Diakonen? Sind es die durch das Glaubensgezänk der Orthodoxen betrübten, gedrückten armen Freisinnigen? Vielmehr sind es eben die Kreise, welche die neue

Agende als eine erwünschte Auffrischung des kirchlichen Gemeindelebens schon lange erwartet haben und jetzt dankbar begrüßen.

Um die Pharisäer des Protestantenvereins brauchen wir uns also wirklich keine große Sorge zu machen. Die Stöckersche Kirchenzeitung sprach ihre Zustimmung aus zu der von jener Seite fallen gelassenen Drohung mit dem Austritt aus der Kirche und versprach: ihrerseits alles zu thun, um ihnen zu einem ihrer Zahl entsprechenden Anteil am Kirchenvermögen zu verhelfen. — Anders steht es mit der Petition der 800. In ihrer Vorstellung erkennen sie an, daß für das feierliche Bekenntnis des Glaubens das Apostolikum „die durch die Geschichte gegebene und gebotene Formulierung" bilde; nur wollen sie die agendarischen Formen der Bekenntnisakte so gestaltet wissen, daß dem Einzelnen, „seinem freien Glauben und Gewissen, vorbehalten bleibe, wie er sich innerlich zu dem Wortlaut dieses altehrwürdigen Glaubensbekenntnisses stellen kann und will". — Ich möchte diese Richtung die Partei der vortrefflichen Männer nennen. Denn es sind wirklich eine ganze Anzahl von nicht theologischen Namen darunter, die auf dem allgemein geistigen Gebiete in der Gegenwart eine Auffassung vertreten, die dem Christentum entschieden zugewandt ist, die auf dem Gebiete der Jurisprudenz, der Volkswirtschaft, der Litteratur der öden Spekulation und dem rationalistischen Doktrinarismus scharf entgegentreten. Wir haben in diesen Blättern öfter von der Wendung zur Wahrheit in der gegenwärtigen Kulturentwicklung gesprochen. Wir sehen dieselbe hauptsächlich in einer stärkeren Vertretung des Idealismus und des geschichtlichen Standpunktes bei allen Fragen des öffentlichen, besonders des socialen Lebens. Wir sähen es ungern, wenn verdiente Träger dieser Bewegung sich durch die kirchlichen Ereignisse vor den Kopf gestoßen fühlten. Andererseits wieder können wir einer Zeitrichtung wegen an den Fundamenten des evangelischen Glaubens nicht rütteln lassen und müssen von einem ausgebildeten historischen und realistischen Standpunkt die Anerkennung dieses unseres Bestrebens erwarten.

Wenn wir uns nun die Petition genau ansehen, so muß es sehr auffallen, welch ein ungeheuer hoher Flug im Anfang genommen wird gegenüber den praktischen Forderungen, die, ich möchte fast sagen auf doktrinäre Wortklaubereien herauskommen. So wird u. a. dagegen protestiert, daß die Paten „auf den Wortlaut des Apostolikums" verpflichtet würden. Sehen wir uns eins der Formulare für die Taufe in der neuen Agende an; es ist die zweite Form. In der einleitenden Ansprache heißt es: „So wollen wir uns dieses Kindleins um Christi willen von Herzen annehmen und erkennen, daß wir hier stehen im Namen der christlichen Kirche und mit unserem Gebet wider Sünde, Tod und Hölle ernstlich streiten sollen. Und weil dazu ein großer und starker Glaube erforderlich ist, so möge euch Gott den Glauben mehren und den Geist des Gebets in eure Herzen senden, daß ihr dem Kindlein mit eurer Fürbitte zu Hülfe kommt und dasselbige mit dem heiligen Geist getauft und versiegelt werde bis auf den Tag seiner Erlösung." Dann folgt Gebet, Schriftverlesung, Gebet des Vaterunsers über dem Kinde, und dann folgende Worte: „Lasset uns hierauf unseren christlichen Glauben bekennen, auf den alles, was Christen heißt auf Erden, getauft ist und auf den auch dies Kind getauft werden soll. Ich glaube an Gott . . . ewiges Leben. Amen. Begehret ihr nun, daß dies Kind auf diesen Glauben getauft und durch das Sakrament der heiligen Taufe der heiligen christlichen Kirche einverleibt werde, so sprechet: Ja". Nachher folgen noch sehr schöne Ermahnungen, für das Kind Sorge zu tragen, „daß es in der Erkenntnis Gottes und seines Willens —, also in der reinen Lehre des Evangeliums auferzogen werde u. s. w." — Wenn das Apostolikum überhaupt bei der Taufe vorkommen und „die unserer Kirche durch die Geschichte gegebene und gebotene Formulierung des feierlichen Bekenntnisaktes" bilden soll, so wüßte ich wirklich nicht, wie das anders geschehen könnte als durch diese zweite Form der neuen Agende. Und gerade die ernste Betonung des subjektiven „großen und starken Glaubens", den man

Digitized by Google

sich erbitten müsse, neben dem Festhalten an der Lehrgrundlage im Apostolikum, sollte den Petenten das Formular annehmbar machen. — Eine andere praktische Forderung derselben besteht darin, daß durch die Agende nicht verboten werde, ein „deutsches Credo", wie Luther sagt, durch die Gemeinde singen zu lassen. Sie sagen selbst, daß wenige Gemeinden davon Gebrauch machen würden. Und wenn es geschieht, inwiefern ihnen damit geholfen ist, ist nicht einzusehen.

Wir werden noch oft Gelegenheit haben, auf die Agenden angelegentlich zurückzukommen und glauben mit dem Bisherigen ein ungefähres Bild der Sachlage und der bezüglichen Strömungen gegeben zu haben, das für heute genügt.

Von anderen kirchlichen Ereignissen erwähne ich zunächst noch die württembergerLaienpetition. Es hatten sich 1100 Glieder der württembergischen Landeskirche an den König gewendet mit der Bitte um größeren Schutz der Gemeinden gegen die Willkür der modernen Geistlichen und besonders eine Aenderung der die Vorbildung betreffenden Verhältnisse; u. a. war die Gründung einer sechsten Professur an der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen gewünscht, damit dort die positive Richtung eine angemessene Vertretung finde, die gegenwärtig nur durch den im vorigen Herbst erkrankten Kübel repräsentiert wird, ferner die Errichtung eines Predigerseminars. Die Antwort Sr. Majestät ist im Februar erfolgt und klingt nicht sehr tröstlich. Doch machen uns die württemberger Christen nicht den Eindruck, daß sie sich durch ein solches Königswort leicht zum Schweigen bringen lassen werden.

Mit Interesse werden unsere Leser den Verhandlungen des preußischen Landtages gefolgt sein über die Regierungsvorlage, die einige Abänderungen des gesetzlichen Verhältnisses von Kirche und Staat bringt. Eine Reihe von Paragraphen der Kirchenverfassung werden der staatlichen Mitwirkung bei eventueller Veränderung entzogen und das Besteuerungsrecht der Kirche wird um 2 Prozent erhöht. Daß liberale Zeitungen dabei von „Beunruhigungen in den Gemeinden" schreiben, kann uns nicht Wunder nehmen. Thatsächlich ist es ein erfreulicher Schritt des Entgegenkommens der Staatsbehörden auf die Wünsche der Generalsynoden in Bezug auf die Selbständigkeit der evangelischen Kirche.

Greifswald, 26. März 1894. D. M. von Nathusius.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und H. Dietz.

Heft 134. Lutherzelle und Trappistenkloster. Von Dr. Heinrich Rocholl. 27 S. Preis 60 Pf.

Verfasser hat 1881 das Trappistenkloster Oelenberg bei Mühlhausen im Elsaß besucht. Er macht uns hier mit den Ergebnissen dieses Besuchs bekannt und geht des Näheren auf den Reformator dieses Ordens ein, Le Bouthillier de Rancé. Es folgt ein Vergleich desselben mit Luther und eine theologische Betrachtung über Heiligung im evangelischen und im römischen Sinn.

Heft 136. Ueber Träume im Lichte evangelischen Glaubens. Von Daniel Lemm. 38 S. Preis 80 Pf.

Eine Betrachtung über Träume, der wir durchweg zustimmen. Verf. wird nirgends phantastisch und verirrt sich nicht ins Unsichere. Andererseits ist er auch nicht allzu nüchtern, sondern zeigt auch, daß er die Bibel für sich hat, wenn er der Ansicht ist, daß Gott der Herr auch heute noch den Seinen Offenbarungen durch Träume zukommen lassen kann. Nur die Behauptung S. 37, 38 möchten wir beanstanden, daß die Offenbarung Gottes im Wort höher stehe als die Offenbarung im Traum. Gottes Befehl bleibt was er ist, gleichviel wie er den Menschen vermittelt wird. Nur soviel wird zu sagen sein, daß größte Vorsicht geboten ist, ehe man einen Traum für Offenbarung hält, und daß man sicher wird annehmen dürfen, der Traum sei keine Offenbarung, wenn er dem Worte Gottes widerspricht.

Heft 137. Moderne Kolportage-Litteratur. Von Paul Dehn. 35 S. Preis 80 Pf.

Eine sehr unterrichtende Arbeit, die gerade im Augenblick von erheblichem Interesse ist, da die buchhändlerische Kolportage demnächst den Reichstag beschäftigen wird. Verf. spricht im wesentlichen nicht selbst, sondern läßt einen Berliner Kolportage-Buchhändler, den er „interviewt", als Advokaten seines Gewerbes unparteiisch zu Wort kommen. So erfährt man das Für und Wider betreffend Einschränkung dieses Gewerbszweiges. Es lassen sich nämlich nicht nur wider, sondern auch zu Gunsten der Kolportage, und gerade vom christlichen Interesse aus, bedeutende Gründe ins Feld führen. Zerstört man den Vertrieb der Schauerromane, die zudem oft so schlimm nicht sind, wie ihre Titel, so zerstört man auch den Vertrieb christlicher Schriften, der sehr umfangreich ist — wenigstens auf evangelischer Seite. Geborene Gegner der Kolportage sind wesentlich die Katholiken, weil sie die entsprechende Arbeit durch ihren Klerus besorgen und stets fürchten müssen, daß von kirchlich unabhängigen Kolporteuren auch kirchlich inkorrekte Sachen in die Häuser gebracht werden. Ob diese Sorge ein Grund ist, der Kolportage zu Leibe zu gehen, wird der Reichstag zu entscheiden haben.

Wir empfehlen, wie immer, die „Zeitfragen" als konservativ-litterarisches Unternehmen, welches wärmste Förderung verdient.

— Kirche und Juden. Von einem Theologen. (Dresden, Glöß.) 1894. 51 S. 1 M.

Der Verfasser ist ein positiv christlicher Theologe, der auf S. 42 ein offenes, unanfechtbares christliches Bekenntnis ablegt. Um so verwunderlicher ist seine außerordentliche Begeisterung für den Antisemitismus. Wir verstehen es vollkommen, wenn jüngere Männer, die ein politisches Ideal wollen, sich einerseits von den bürgerlichen Parteien (konservativen und liberalen) abwenden, die keine Ideale mehr haben, sondern wesentlich materielle Interessen vertreten, gleichviel ob agrarische oder industrielle; und wir verstehen es, wenn die ge-

bildete Jugend von den falschen utopischen Idealen der Socialdemokratie erst recht nichts wissen will. Wir verstehen es aber nicht, daß ein so gescheiter Mann wie der Verfasser in den Antisemitismus derart wie in einen goldenen Kelch hineinschaut, daß er in dieser programmlosen und bunt zusammengelaufenen Gesellschaft das Heil des Vaterlandes erblickt. Verf. übt selbst zum Schluß etwas Kritik an einigen seiner Parteigenossen. Aber paßt diese Kritik nicht auch auf unzählige andere? ja auf die meisten? Wieviel defekte Persönlichkeiten unter den Führern! Verf. verweist auf das außerordentliche Wachstum der Partei — von 47000 Stimmen 1890 auf 263000 anno 1893. Das sei schneller gegangen als selbst die Socialdemokratie. Ja, aber woher dies Wachstum? Weil kein Demagogenkniff den antisemitischen Reduern zu gering ist, die sich nicht scheuen, selbst das Heilige in den Staub zu ziehen, wenn sich Beifall damit erzielen läßt. „Jetzt, wo sich eine junge Partei aufthut, mit dem Banner: ›Christentum, Monarchie, Vaterland gegen Juda‹, sollte die Kirche den Augenblick wahrnehmen und Mann für Mann der Partei den Rücken kehren, welche zwar an schönen Versprechungen viel, an Thaten gar nichts geleistet hat." Diese Kritik der Konservativen ist gewiß nicht ganz unberechtigt, aber da müßte „die junge Partei" doch erst Garantien geben, daß Herrn Böckels Christentum wirklich das der Kirche und seine Socialreform klare Ziele aufweist. Gerade hier aber hapert's. „Nicht, weil sie den Juden a priori bekämpfen, sondern weil sie die ungesunde sociale Lage im Staate bessern wollen, weil sie dahin zu gelangen streben, daß ein jeder, sei es, wer es sei, den Lohn seiner Arbeit genießen könne, und weil sie bei diesem Bestreben auf die Juden als eine große Ursache zur Verschärfung der Ungerechtigkeit und als die größten Gegner aller socialen Reformen gestoßen sind, welche demnach bekämpft werden müssen, deshalb heißen die Anhänger der socialen Reform Antisemiten." Ja, wenn's nur so wäre! Aber das ist gerade der Uebelstand, daß sich von klaren socialen Reformgedanken bei den Antisemiten so wenig findet, viel weniger als bei den Christlich-Socialen. Und am letzten Ende sind es doch nicht die Juden, sondern der Kapitalismus, der uns ruiniert, und der nur durch einen gesunden Staatssocialismus überwunden werden kann. Alles in allem: wenn der Antisemitismus das in Wirklichkeit wäre, was er in der Meinung des Verfassers ist, so könnten wir auch seine Schlußfolgerungen gelten lassen. So aber können wir nur sagen: die Partei des thatkräftigen Christentums und der ernsthaften Socialreform ist leider noch nicht erschienen im politischen Leben des deutschen Reiches. Wird sie einmal erscheinen — und Gott gebe, daß sie kommt, ehe es zu spät ist —, so werden manche „Konservative", manche „Wilde" und auch manche Antisemiten dabei sein. Aber doch nur die, die nicht schon in den Vorläufern der Gegenwart den Retter der Zukunft erblicken.

---

2. Kirche.

— Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther von Lic. Dr. F. R. Albert. I. Teil: Die Zeit vor Karls des Großen Tode. 600—814. 176 S. II. Teil: Lateinische Predigten von Verfassern deutscher Herkunft. 814—1100. 192 S. (Gütersloh, Bertelsmann.)

Mit großer Gelehrsamkeit und eindringendem Scharfsinn untersucht der Verfasser in diesen beiden ersten Bänden seines groß angelegten Werkes namentlich die beiden Fragen, ob in dieser frühesten Zeit der Kirche in unserem Volke die Predigt ein regelmäßiges Stück des Gottesdienstes gewesen sei und ob dem Volke die Unterweisung im Christentum durch die Predigt in der Landessprache vermittelt worden sei. Entgegen der früheren Annahme, daß die Predigt unter den Mitteln, die Gemeinde zu leiten, in jenen Zeiten nur eine untergeordnete Stelle einnahm, während das wesentliche Stück der Seelsorgerthätigkeit damals die Beichte gewesen sei, und daß vor Luther nur lateinisch und höchst selten einmal deutsch gepredigt sei, hat man in neuerer Zeit gemeint, der Predigt schon im frühen Mittelalter eine bedeutendere Stelle einräumen zu müssen, und hat auch behauptet: solange nicht direkte Zeugnisse für lateinische Predigten eines Bischofs in Deutschland vorlägen, seien wir zu der Behauptung berechtigt, daß die Sprache der öffentlichen Predigt in Deutschland von Anfang an und allezeit deutsch gewesen sei, ja auch die Kapitelpredigten seien der Laienbrüder wegen deutsch gehalten, selbst wo sie lateinisch aufgeschrieben seien. Mit eingehender Genauigkeit untersucht nun der Verf. alle uns bis zum Jahre 1100 bekannten Predigten sowohl nach Form wie nach Inhalt und alle vorhandenen Nachrichten über die Predigtthätigkeit und kommt dann zu dem Schlußergebnis, daß es trotz der namentlich durch Alkuin und Rabanus Maurus geweckten Erkenntnis von der Notwendigkeit und der Aufgabe der Predigt doch zu einer regelmäßigen Volkspredigt in Deutschland bis zum Ende des 11. Jahrhunderts jedenfalls noch nicht gekommen ist. Die christliche Kirche ist in der That in Deutschland nicht durch die Predigt des Evangeliums ausgebreitet worden. „Man begnügte sich, die Leute zu Christen zu machen, sie zur Teilnahme am Gottesdienste anzuhalten, sie in den einfachsten Stücken der christlichen Erkenntnis, Vaterunser und Glauben zu unterrichten, sie zur Beichte anzuhalten. Daneben ging in den Kathedralkirchen, von den Bischöfen bald gepflegt, bald vernachlässigt, die Ausübung der Predigt in lateinischer Sprache, oder doch jedenfalls im engsten Anschlusse an die lateinischen Vorbilder mit einem dem Volke unverständlichen und für dasselbe darum wertlosen Inhalte, selbst wenn bei außerordentlichen Gelegenheiten oder von einzelnen Männern die deutsche Sprache angewendet worden wäre." — Es ist übrigens schwer, das vorliegende Werk mit fortlaufender selbständiger Kritik zu lesen, weil wohl nur wenige Leser

Digitized by Google

bei der Unmöglichkeit, die entlegenen Quellen selbst zu vergleichen, im stande sein werden, gegenüber der eingehenden Analyse und der peinlich genauen Untersuchungen über Echtheit oder Unechtheit und über die Abfassungszeit der einzelnen Stücke zu einem eigenen Urteile zu kommen. Ueber das in Frage kommende, für Welt- und Kirchengeschichte gleich wichtige Resultat werden nur wenige Spezialforscher eine entscheidende Stimme haben.

J. P.

— Gott mit dir! Andachtsbuch für gebildete Christen jüngeren Alters. Elfte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage mit einem Titelkupfer. (Leipzig, Amelang.) 448 S. Preis: Fein gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Dieses Konfirmationsbuch gehört ja zu den wertvolleren und wird daher seine Verbreitung auf wohlhabende Kreise beschränkt bleiben. Diesen empfehlen wir es auf das wärmste — es ist das beste, welches wir kennen, eine Apologetik für Laien im kleinen. Das Buch zerfällt in fünf größere Kapitel: Einleitendes — der Gottesglaube — der Christusglaube — der Heilsweg — und endlich: Winke Warnungen Wegweiser. Im zweiten Kapitel wird das Dasein Gottes, das Wesen Gottes und Gottes Werke erörtert. Im dritten: der geschichtliche Christus, das Wesen Christi (Menschensohn und Gottessohn), Christi Werk. Im vierten Abschnitt werden die Heilsordnung, die Heilsmittel, die letzten Dinge abgehandelt. Im Schlußkapitel endlich folgt die ethische Anwendung auf das praktische Leben, Winke über Wahrheitsliebe, Jugendlüste, Lebensfreuden, Berufswahl, Fleiß, guter Name, Patriotismus, Nächstenliebe, Elternliebe, Freundschaft, Ehe u. a. m. Wir haben weder auf dogmatischem, noch auf ethischem Gebiet Bedenken gefunden; ein Konfirmand, der das vorliegende Buch mit auf die Lebensreise nimmt, nicht als totes Gepäck, sondern als lebenden Begleiter, wird reichen Segen daraus schöpfen können für Zeit und Ewigkeit.

— Bibeln und Neue Testamente mit revidiertem Text aus dem Verlag der Privileg. württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart.

Infolge der günstigen Aufnahme — schreibt die Bibelanstalt —, welche die neue, im Auftrag der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Lutherbibel allerorten gefunden hat, und nachdem dieselbe schon jetzt in weiten Gebieten unseres deutschen Vaterlandes amtlich zur Einführung in Kirche und Schule gelangt ist, und früher oder später allgemein eingeführt werden wird, ist den deutschen Bibelgesellschaften die Aufgabe erwachsen, für Bibeln mit dem neuen Text in hinlänglicher Anzahl und in den verschiedensten Formaten und Preislagen zu sorgen.

Mit Rücksicht auf diese Bedürfnisse hat unsere württ. Bibelanstalt schon kurz nach Erscheinen der ersten Hallischen revidierten Ausgabe im Jahre 1892 zwei Bibelausgaben in groß und mittel Oktav hergestellt, denen noch im Lauf desselben Jahres drei verschiedene Ausgaben des Neuen Testaments, darunter eine Taschenausgabe, sowie Psalter und neutestamentliche Bibelteile nachgefolgt sind.

In diesem Jahre hat dieselbe unternommen, eine Taschenbibel mit dem neuen, durchgesehenen Text zu drucken, die sowohl mit, als ohne Apokryphen in verschiedenen Einbandarten und Preislagen nunmehr fertig vorliegt.

Die neue Ausgabe läuft — von kleinen Abweichungen abgesehen — seitengleich mit den beiden größeren und ist gleich diesen mit Parallelstellen und oben auf jeder Seite mit Kapitel- und Inhaltsangaben versehen. Die einzelnen Abschnitte sind durch fette Anfangsbuchstaben, die Kernstellen durch gesperrten Druck kenntlich gemacht. Als besondere Beigaben sind zu nennen: Wortregister, Zeittafeln ꝛc., sowie 12 biblische Karten, Pläne und Ansichten auf 8 Tafeln. Die Preise der Taschenbibeln schwanken in der gewöhnlichen Ausgabe zwischen M. 1,20 und M. 3,50 (mit Apokryphen), in der feineren Ausgabe zwischen M. 4,— und M. 7,20.

— Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, zugleich ein Hülfsbuch für den Konfirmandenunterricht und die kirchlichen Katechismusunterredungen, auch für Leiter von Jünglingsvereinen. Auf Veranlassung herausgegeben von Dr. Ernst Siebel, Pfarrer em. Zweite vermehrte Auflage. (Dresden, Justus Naumann.) 1894. 272 S. 2,75 M.

Das Wort Leitfaden erinnert an ein dürres mageres Gerippe von Namen und Daten und sonstigem „Wissenswertesten". Davon aber ist hier keine Spur, sondern frisches gesundes Leben weht uns aus diesen Blättern entgegen. Und anderes ist freilich für den im Titel bezeichneten Zweck auch nicht zu gebrauchen, denn mit rein lehrhaften Entwicklungen kann man der Jugend gerade das Beste und Heiligste am leichtesten verleiden. Wie man es machen muß, dafür hat uns der Verfasser ein treffliches Vorbild gegeben, welches um so schätzenswerter ist, als er der erste ist, der die Fortbildungsschule berücksichtigt. Schon die Einleitung packt, sie zeigt, wie es dem Verf. gelungen ist, den Religionsunterricht in die Fortbildungsschule zu bringen, er hat ihn als „christliche Lebensphilosophie" eingeführt. Das Buch zerfällt in vier Hauptabschnitte, die in Form von Vorträgen das äußere und innere Leben des Jünglings, die Bibelkunde und die Socialdemokratie behandeln. Einer besonderen Empfehlung bedarf das Buch nicht mehr. Binnen 7 Monaten ist die erste Auflage verkauft und weitere Auflagen werden folgen, wenn diejenigen, denen die kirchliche Arbeit an der Jugend unseres Volkes befohlen ist, ihren eigenen Vorteil wahrzunehmen verstehen. Ihnen gilt daher meine Mahnung: Greift zu, hier habt ihr, was ihr brauchen könnt. Dem Verfasser gegenüber, welcher nach dem Vorwort für die Bemerkungen dankbarer Leser nicht

Digitized by Google

unempfänglich zu sein scheint, möchte ich einige kleine Wünsche zum Ausdruck bringen. Zuerst in betreff des Abschnitts über die Kirche. Ich meine nicht seinen Gegensatz zur Union, wer diesen nicht teilt, ist ja nicht gezwungen, bei der Unterweisung dem Buche in diesem Punkte zu folgen. Wohl aber finde ich es irreleitend, wenn es S. 85 heißt, daß die evangelisch-lutherische Kirche die rechte, wahre Kirche ist, und hier nicht zum Ausdruck kommt, in welchem Verhältnis die lutherische Kirche zur Una Sancta steht. Sollen wir auch unsere Jünglinge zu rechtem treuen Halten am eigenen Bekenntnis ermahnen, so dürfen wir ihnen doch deshalb nicht verhehlen, daß auch in den anderen Konfessionen, weil sie noch das Evangelium haben, Ströme geistlichen Lebens fließen und gläubige Christen leben. Ob unser Herr und seine Apostel, „wenn sie leibhaftig sichtbar wiederkämen, sich ohne allen Zweifel zur evangelisch-lutherischen Kirche halten würden", das wollen wir doch lieber unentschieden lassen und dabei bleiben: Der Herr kennet die Seinen. Ebenso halte ich es für mißverständlich, wenn in der Einleitung zu demselben Abschnitt auf die Frage: Was ist das höchste Gut, das wir auf Erden haben? geantwortet wird: Nicht Gesundheit, Gold u. s. w., sondern — die christliche Kirche. Sie ist Mittlerin, Spenderin des höchsten Gutes, aber dieses selbst ist sie nicht. Mein zweiter Wunsch betrifft die Stoffauswahl. Sollten sich neben den ausführlichen Belehrungen über die äußere Geschichte der Bibel nicht noch einige Bilder aus der Kirchengeschichte anfügen lassen? Das Wünschen ist freilich leicht, aber diesmal ist doch Aussicht auf Erfüllung da, während sonst oft alle Besserungsvorschläge vergeblich sind, da die neue Auflage nicht kommt. Hier wird sie aber nicht fehlen, und da nimmt man schon einmal die Gelegenheit wahr. Wenn mich freilich um dieser Ausstellungen willen der Verfasser für undankbar halten sollte, so hätte ich sie lieber unterdrückt. Ich weiß aber, er thut es nicht. Er ist für wohlgemeinten Rat empfänglich.

Als Beweis liegt ein neues Buch vor mir: Der Weg zur ewigen Jugend. Lebensweisheit für Jünglinge. Von Dr. Ernst Siedel, Pfarrer em. (Dresden, J. Naumann.) 1894. 396 S. Geb. 3,50 M. Von manchen Recensenten des vorhin besprochenen Buches ist dem Verfasser geraten worden, dasselbe der Jugend im allgemeinen durch eine Umarbeitung zugänglich zu machen. Ein ganz prächtiges Konfirmationsgeschenk ist dadurch zu stande gekommen. Wer es gelesen hat, braucht unter der großen Auswahl solcher Bücher nicht lange zu suchen, ein besseres wird er nicht finden. Wie ich unter den kleinen Gedenkbüchlein dem von Pastor Fricke (Stephansstift) wegen seiner kernigen herzandringenden Weise den Preis zuerkennen möchte, so unter den größeren dem von Siedel. Auch die Freunde der Union, welche mit dem auch in diesem Buche ausgesprochenen Gegensatze zu derselben nicht einverstanden sein mögen, sollten sich doch dadurch nicht vom Kaufen des Buches zurückhalten lassen. Das neue Kapitel: Jüngling, behüte dein Herz mit allem Fleiß! behandelt einen sehr wichtigen Punkt und ist wie alles übrige vortrefflich geraten. Möchte das Buch viele auf den Weg zur ewigen Jugend führen, auch Alle, die gerne jung bleiben möchten, wie der Verfasser, der als emeritus solche Bücher schreibt! Wt.

— Noch einmal über die Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift. Von Dr. A. W. Dieckhoff. (Rostock, Stiller.) 1893. 101 S. 2 M.

Die vor zwei Jahren erschienene Schrift des Verfassers über Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift (vergl. Monatsschrift 1891 S. 1218) hatte verschiedene Entgegnungen gefunden, so von Rohnert, von Greve (vergl. Monatsschrift 1892 S. 995) und in der Zeitschrift der amerikanischen Missourier „Lehre und Wehre". In ruhiger sachlicher Erörterung tritt D. diesen Gegenschriften gegenüber, man merkt es ihm an, daß es ihm nicht um seine eigene Ehre zu thun ist, er hat sich durch den etwas hochfahrenden Ton, den man ihm gegenüber bisweilen angeschlagen hat, nicht reizen lassen, etwa Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern in würdiger Haltung untersucht er noch einmal dogmahistorisch, biblisch-theologisch und dogmatisch, was von der Inspiration und Irrtumslosigkeit der Bibel sich sagen läßt, indem er immer vor Augen behält, daß es sich bei diesen Fragen um den göttlichen Gewißheitsgrund unseres Glaubens, mit dem derselbe steht und fällt, handelt. Nachdem wir in den beiden oben schon angeführten Anzeigen der früheren Schrift von D. und der Gegenschrift von Greve die Punkte ziemlich eingehend angedeutet haben, um die es sich bei dieser wichtigen dogmatischen Materie handelt, können und müssen wir uns jetzt damit begnügen, auf diese neue Publikation hinzuweisen und unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß der Herr Verfasser auch mit dieser Schrift dem Glauben der Kirche eine wesentliche Stütze geboten hat. Wenn es wahr ist, daß diejenigen, welche von der heil. Schrift eine absolute Irrtumslosigkeit auch in allen unwesentlichen Nebenpunkten aussagen, die thatsächliche Beschaffenheit der Schrift selbst wider sich haben, so handelt es sich nun für die gläubige Theologie darum, festzustellen, in welchem Sinne von einer, für den Glauben nun doch einmal notwendigen Irrtumslosigkeit der Bibel geredet werden muß und wie sich demgemäß das inspirierende Wirken des heil. Geistes zu der eigenen Geistesthätigkeit der heiligen Schriftsteller verhalten hat. J. P.

— Der Eid im Alten Testament, vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte aus betrachtet. Von Julius Happel. (Leipzig, Friedrich.) 1893. 72 S.

Der Eid ist diejenige Institution, bei welcher sich Staat und Kirche am innigsten berühren und bei welcher der Staat des Dienstes der Kirche am wenigsten entbehren kann. Wenn nun eine „Eidesnot" unter uns immer fühlbarer wird, so darf

doch die Kirche sich als die am wenigsten schuldige hinstellen, denn bei der Organisation des Eideswesens ist sie nicht einmal um ihr Gutachten angegangen, sondern die staatlichen Gewalten haben alles lediglich nach ihrem Rechtbefinden geordnet. Neuerdings allerdings fordert der Staat von der Kirche Schärfung der Gewissen, damit der Entheiligung des Eides gesteuert werde, aber der notwendigen Vorfrage sucht er sich dabei zu entziehen, ob in seiner Eidesordnung nicht schon eine objektive Entheiligung des Eides liegt, die dann eine subjektive Entheiligung mit Notwendigkeit im Gefolge hat. In dem Nachweise, daß dies letztere der Fall ist, gipfelt die vorliegende Schrift, von der wir bekennen müssen, daß wir sie mit immer steigendem Interesse wieder und wieder gelesen haben. Der Verfasser untersucht, was der Eid im Leben der Völker zu bedeuten gehabt hat, er zeigt, wie der Eid zu der seiner Idee entsprechenden Vollendung auf dem Gebiete der Offenbarungsreligion gekommen ist, und er läßt uns dann einen Blick thun in den Abfall des modernen Eideswesens von der in der Bibel uns vorliegenden Idee. Rationalismus und Deismus, nicht aber die Offenbarungsreligion haben an der Wiege unserer Eidesordnung gestanden und die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben, an welchen ein nachträglicher Appell an die gewissenschärfende Macht der Kirche wenig ändern wird. Um zum Studium der Happelschen Schrift einzuladen, möchte ich versuchen, ihren Inhalt in kurzen Sätzen zusammenzufassen. Das Fundament des Eides ist der wie eine Erbschaft aus dem Paradiese unter den Völkern verbreitete Glaube an die allwaltenden Mächte der Wahrheit und Gerechtigkeit, die nicht ungestraft verletzt werden können und unerschütterlich sind. Von ihnen geht, je nachdem sich die Menschen zu ihnen stellen, Segen oder Fluch aus, als naturnotwendige, gleichsam fatalistische Wirkungen. Insonderheit ist der Fluch die mit der Kraft einer natürlichen Erscheinung treffende, beim Eide auf das Haupt des Eidbrüchigen heraufbeschworene göttliche Strafe. „Die Strafen, die den Meineidigen treffen, sind wesentlich natürliche, aus der Natur des Eidbruchs selbst folgende, von höheren, geheimnisvollen Mächten garantierte. Da der Eidschwur gerade da eintritt, wo die menschliche Gerechtigkeit versagt, so kann auch ein Eidbruch nicht gebührend von Menschen bestraft werden. Es bedarf aber auch einer solchen Bestrafung durch Menschen nicht. Denn der Fluch, der an den Bruch des Schwurs geknüpft ist, verbürgt eine volle Rache des Unrechts.“ Was nun den Gerichtseid betrifft, so ist nach uralter Grundanschauung die Gottheit selbst der Schiedsrichter in allen streitigen Rechtssachen und wird in allen schwierigen Rechtsfragen um ihre Entscheidung angegangen. Somit wird nicht jede Kleinigkeit dem eidlichen Verfahren unterworfen, sondern nur da wird der Eid zu Hülfe genommen, wo Menschenwitz zur Findung der Wahrheit nicht ausreicht. Den Eid zu einem bloßen Geplapper herabzuwürdigen, ist an sich schon eine schwere Sünde wider das andere Gebot. Einen Zeugeneid im heutigen Sinne kennt die Bibel gar nicht, denn wo menschliche Zeugen sind, bedarf es keines Gotteseides, da kann die Sache unter Menschen abgemacht werden. Den Eid hat immer nur der Beklagte in dunklen Rechtsfragen zu leisten als Reinigungseid. Nicht also verspricht der Mensch nur unter Anrufung Gottes nach bestem Wissen die Wahrheit zu sagen, sondern er unterwirft sich für seine eigene Sache dem Urteil Gottes als des höchsten untrüglichen und allein gerechten Zeugen-Richters, damit das Gottesgericht an ihm thue, was das menschliche Gericht nicht zu thun vermag. (Beiläufig sei daran erinnert, daß auch das „so wahr mir Gott helfe“ unseres Eides von dem Reinigungseide herstammt, es bezeichnet die Provokation auf die Hülfe des gerechten Gottes bei dem Gottesurteile des Zweikampfs). Somit ist die alttestamentliche Idee des Eides die, daß derselbe dem Schwörenden aufgelegt wird, er wird beschworen und mit seinem Amen unterstellt er sich dem Urteil des gerechten und treuen Gottes sei es zum Segen, sei es zum Fluche. Damit wird der Eid zu einem religiösen Bekenntnisakte, der Schwörende huldigt dem Namen dessen, bei dem er schwört. Daraus ergiebt sich für uns Christen, daß wir bei der Eidesabnahme streng auf die christlich-konfessionelle Form des Eides bestehen müssen, denn das Volk Gottes soll bei keinem anderen schwören als bei dem geoffenbarten Namen des Herrn seines Gottes. — Nur wenige Hauptsätze der inhaltreichen Schrift haben wir angeführt. Sie ist in erster Linie eine religionswissenschaftliche Untersuchung, aber sie hat ihre praktischen Spitzen und diese werden mit Ernst hervorgekehrt. Wir haben reiche Belehrung von dem Verfasser empfangen und wir wünschen seinem Buche viele aufmerksame Leser. J. P.

3. Geschichte.

— Juden und Christenverfolgung bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Von Georg Rösel. (Münster i. W., Adolf Russels Verlag.) 1893. 1 M.

Die Schrift desselben Verfassers: „Luther und die Juden“ ist im Februarheft d. J. besprochen. In der vorliegenden Arbeit sucht Herr Rösel zu beweisen, daß die Juden einen wesentlichen Anteil an den Christenverfolgungen bis zum 7. Jahrhundert genommen haben, eine Frage, die an sich gewiß nicht uninteressant ist, aber nicht so leicht gelöst werden kann. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Juden in vielen Fällen bei der Verfolgung der Apostel und der Christengemeinden ihre Hand im Spiel gehabt haben; sehr oft aber — namentlich in den späteren Jahrhunderten — fehlte es hierfür an Beweisen, und das, was der Verfasser beibringt, ist vielfach nur Vermutung und kann als überzeugend nicht angesehen werden. Der Grundgedanke der Schrift ist aber richtig. Thatsächlich haben die Juden von jeher im schärfsten Gegensatz zum Christentum gestanden und kein Mittel ungenutzt gelassen, um

Digitized by Google

dem letzteren zu schaden. Ebenso, wie sie heute mit den ihnen zu Gebote stehenden Mächten, dem Gelde und der Presse, uns bekämpfen, so haben sie in den frühesten Zeiten den Verkündigern und Anhängern des Evangeliums feindlich gegenübergestanden und sie zu verderben gesucht.

v. H.

4. Litteraturwissenschaft.

— Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Fortgesetzt von Ernst Martin. II. Band. Dritte Lieferung, 1892. Vierte (Schluß-) Lieferung, 1894. (Basel, B. Schwabe [Schweighauser].)

Hiermit liegt dieses wertvolle Handbuch abgeschlossen vor. Die erste und zweite Lieferung waren 1885 und 1889, der erste Band (in zweiter Ausgabe) 1879 erschienen. Der weitaus größere Teil des zweiten Bandes ist dem Fortsetzer zu verdanken: von seinen 693 Seiten hat der schon 1869 verstorbene Wackernagel nur die ersten 177 verfaßt; für den Rest war sein Kollegienheft zu benutzen, das er aber selbst nur als Grundlage der Ausarbeitung benutzt haben würde. Plan und Methode des Werks war immerhin durch seinen Begründer fest vorgezeichnet, und Professor Martin hat sich mit rühmenswerter Selbstlosigkeit darein gefunden. So blieb die architektonische Wirkung ungestört, und die Absicht, das Ganze als Denkmal des bedeutenden Mannes, der es entworfen und bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts ausgeführt hat, erscheinen zu lassen, ist erreicht. Dazu gehört auch, daß diese Litteraturgeschichte durch einen besonderen Titel als vierter Teil des deutschen Lesebuchs eingeführt wird, welches ihr Wackernagel als dreiteilige Mustersammlung, zum kompendiösen Studium des massenhaften Stoffes, hatte vorausgehen lassen, und daß die Verweisungen auf dessen reiches Inventar durchgeführt werden, so weit es sich erstreckt. Seine eigene Arbeit hat Martin bis an die Grenze dessen, was wir jetzt die Gegenwart nennen mögen, ausgedehnt; an die Grenze der neuen, diesmal von drei Seiten zugleich kommenden Einwirkung des Auslands, die uns jetzt in den polaren Gegensatz der großen Epoche zu Anfang unseres Jahrhunderts hineintreibt. Die geschichtliche Vollständigkeit, die Wackernagel, so weit seine Arbeit reicht, erstrebt hat, würde sich auch ihm gegen die neuere Zeit hin mehr und mehr als undurchführbar bewiesen haben. Martin hat sich dann auf die Dichter und Schriftsteller beschränkt, die in ihrer Zeit angesehen waren, und auch bei Angabe der Litteratur über sie nur das Wichtigste ausgewählt; mehr zu leisten ist Sache der Bibliographie, nicht der Geschichte. Es ist viel gesagt, wenn man sagen darf: die Fortsetzung ist des Anfangs würdig; besonders auch in den allgemeinen Erörterungen, den Paragraphen über Sprache und Verskunst, welche die einzelnen Perioden einleiten. Wir besitzen in diesem Handbuch nun eine Anleitung zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit unserer Nationallitteratur, die durch kein ähnliches Werk ersetzt werden kann.

M. R.

— Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten von Rudolf Eckart. (Braunschweig, 1893.)

Während sich die hochdeutschen Sprichwörter vielfach abgeschliffen und verfeinerten Ansprüchen und Sitten angepaßt haben, haben die niederdeutschen Sprichwörter und Redensarten, fern vom Getriebe der großen Welt entstanden und daher weniger bekannt, sich ihre ursprüngliche Eigenart und Frische bewahrt. Eine gewisse Derbheit des Ausdrucks ist freilich vielfach bei ihnen mit untergelaufen; wenn man jedoch auch in diesen Fällen ihr stets außerordentlich treffendes Urteil erkennt, möchte man sicher auch die im Ausdruck weniger zarten Sprichwörter nicht entbehren, man wird sie sogar als getreues Spiegelbild unseres niederdeutschen Volkes erst recht lieb gewinnen.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts hat man sich in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes daran gemacht, diesen Schatz in Einzelforschungen zu heben. Diese zusammenzufassen unternimmt das verdienstvolle Werk von Rudolf Eckart. Der Verfasser, der uns schon durch seine Vorarbeiten rühmlichst bekannt ist — wir erinnern an seine „Niedersächsischen Sprachdenkmäler", an das „Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller" und das „Niedersächsische Dichterbuch" —, hat hier in 586 Quartspalten aus der vorhandenen Litteratur und auch aus dem Volksmund ein reiches Material zusammengetragen. Wir können uns mit der von ihm getroffenen Auswahl aus den Varianten der verschiedenen Gegenden, mit der hinter schwer verständlichen Wörtern angebrachten Sinnerklärung und auch mit der angewandten Rechtschreibung wohl einverstanden erklären; nur hätten wir der größeren Uebersichtlichkeit wegen eine Hervorhebung der Stichwörter bei ihrem ersten Auftreten durch stärkeren Druck gewünscht. Auf undedingte Vollständigkeit kann ein solches Sammelwerk selbstverständlich keinen Anspruch machen; wir verweisen für Mecklenburg auf die ergänzenden Forschungen von Wossidlo und Neudourg u. a., von denen einiges bereits in den mecklenburgischen Zeitungen veröffentlicht ist. Dagegen kann ein solches Sammelwerk dem Einzelforscher vielfach als Richtweg und Handhabe, jedem Liebhaber unserer niederdeutschen Volksart als bequemes Nachschlagebuch dienen. Einen ausgiebigen Gebrauch nach beiden Seiten wünschen wir der Eckartschen Arbeit.

5. Biographie.

— Kaiser Wilhelm II. Ein Herrscherbild in seinen Aussprüchen. Von C. Schröder, Herausgeber von Werken Friedrichs des Großen. Mit Porträt Kaiser Wilhelms II. und

Faksimile. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) 1893. 1 M.

Das Büchlein bringt Sätze aus Proklamationen, Thronreden, Reden bei Denkmalsenthüllungen, Festessen u. s. w., also Aussprüche, die ihrer Entstehung gemäß sehr verschieden beurteilt werden müssen; sie sind systematisch und innerhalb der einzelnen Abschnitte der Zeit nach geordnet. So verschieden diese Worte dem Inhalte nach sind, haben sie fast alle doch das gemein, daß aus ihnen ein außerordentlich willensstarker Geist, gepaart mit dem kühnen Wagemut der Jugend, spricht. Die freilich nur den kurzen Zeitraum von fünf Jahren umfassende Sammlung ist nicht ohne Interesse, wenn auch bei der Auswahl nicht immer richtig verfahren ist. Sätze wie: „Mein hiesiger Aufenthalt (in Konstantinopel 1889) ist in jeder Beziehung zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen", oder der Glückwunsch an Herrn Zelle bei seiner Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin gehören, da sie keine dauernde Bedeutung haben, in eine solche Sammlung nicht hinein.

v. H.

— Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1870/71. Von Oskar Leibig. 3. Auflage. (München, 1894. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung [O. Beck].) Preis geh. 2 M. 25 Pf., kart. 2 M. 80 Pf.

Direkt aus dem Hörsaal trat Vers. als Kriegsfreiwilliger 1870 bei dem 6. bayerischen Jäger-Bataillon in Erlangen ein, wurde schnell ausgebildet, stieß am 2. September, also unmittelbar nach Sedan, zu seinem Bataillon und machte als Jäger und als Unteroffizier die Einschließung von Paris mit. An großen Schlachten teilzunehmen, war ihm nicht vergönnt; die Mühen des Feldlebens hat er aber zur Genüge kennen gelernt. Was man in den Hauptquartieren denkt und treibt, davon hören wir nichts; aber wie der Soldat marschiert, auf Posten steht, Patrouillen macht, wie er ruht und schläft, ißt und trinkt, das beschreibt der Vers. in so treuer, unbedingt zuverlässiger und frischer Weise, daß es eine Freude ist, sein Buch zu lesen. Daneben haben diese „Erlebnisse" noch ein anderes Interesse. In ihnen steckt, oft unbewußt, viel, was zur Charakterisierung der bayerischen Armee von damals dienen kann, die zwar aus denselben tapferen, biederen Kernmenschen bestand, wie heute, deren Offiziere und Unteroffiziere jedoch etwas anders ausschauten wie heutzutage. Solche Originale, wie sie Leibig 1870 vorfand, giebt es jetzt unter den Unteroffizieren südlich des Mains nicht mehr. So war z. B. bei seiner Compagnie ein 50jähriger Unteroffizier, der, ursprünglich Polytechniker, nach langem Abenteuerleben und 7jähriger Dienstzeit im päpstlichen Heere, noch gegen die Franzosen ins Feld gezogen war. An Mut fehlte es diesem Troupier nicht. „I mach koan Laafschritt, i bin fufzk Jahr alt", ruft er, als es einmal im Kugelregen zurückging; aber leider war er bei der Flasche nicht minder tapfer und verführte die anderen Unteroffiziere zu gleichen Ruhmesthaten. Im bayerischen Heer ist seitdem viel geändert und, wir dürfen wohl sagen, besser geworden. Wir wünschen dem Buche, das die Leiden und Freuden des Soldaten treu und lebhaft schildert, auch in Norddeutschland einen größeren Leserkreis.

v. H.

— Lebens-Erinnerungen und Reise-Eindrücke einer Erzieherin von A. Mues. (Osnabrück, Hoppenrath.) 1894. 211 S. Geb. 3 M.

Ein einfaches, aber sympathisches Buch. Es werden ja vielfach Gouvernanten-Erlebnisse der Oeffentlichkeit übergeben. Aber meist ist es unerfreuliche Lektüre, Anklagen der Verfasserinnen gegen die Familien, in denen sie gelebt; besonders auf England und englische Art, die Erzieherin zu behandeln, sind deutsche Verfasserinnen meist schlecht zu sprechen. Hier haben wir es mit dem vollen Gegenteil zu thun. Verfasserin ist in allen Häusern, in denen sie Stellung nahm, zur Hausfreundin geworden, und die Freundschaften sind dauernde geblieben, auch über die Zeit des persönlichen Zusammenlebens hinaus. Dabei hat es sich gemacht, daß Vers. in ihren Stellungen große Reisen unter den angenehmsten Umständen gemacht und sogar alle Weltteile berührt hat. Besonders glücklich ist ein anderthalbjähriger Aufenthalt in Australien gewesen, in der Familie eines großen englischen Industriellen. Das Buch eignet sich um so mehr zum Vorlesen im Familienkreise, als Verfasserin aus ihrer festen christlichen Ueberzeugung kein Hehl macht. Spannende und aufregende Ereignisse kommen wenig oder gar nicht vor; aber gerade die Schlichtheit und Einfachheit der Darstellung gewinnen den Leser für sich. Besonderen Nutzen werden angehende Gouvernanten und Lehrerinnen daraus ziehen können.

6. Poesie.

— Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck von Richard Nordhausen. (Leipzig, Carl Jacobsen.)

Im Oktober des Jahres 1189 zerstörte Heinrich der Löwe die einst reiche Handelsstadt Bardowieck, ein Strafgericht dafür, daß sie von ihm abgefallen war, als er von Barbarossa geächtet und verfolgt wurde. Dieses Ereignis liegt dem Epos Nordhausens zu Grunde. Eine Hochzeit wird in Bardowieck gefeiert: Matthias Holk, ein vornehmer, aber verarmter Kaufherr vermählt seine Tochter Maria dem reichen Rolf Ebelingk. Aber in die Lust dieses Tages klingt von den Gassen der Lärm eines Aufstandes hinein, den die unzufriedenen Zünfte gegen die „Geschlechter" anregen; zugleich kommen Gerüchte, daß Herzog Heinrich aus England zurückkehre. An diesem Hochzeitstage ist auch Harald nach Bardowieck zurückgekehrt, ein natürlicher Sohn des Löwen und der Schwester jenes

Digitized by Google

Mathias Holk; mit Grimm erfährt er, daß Maria Holk, die Geliebte seiner Jugend, an einen ungeliebten Mann des Geldes willen verschachert ist, stellt sich an die Spitze der Aufrührer und verhilft ihnen zur Anerkennung ihrer Forderungen. Aber statt nun, gestützt auf diese Machtstellung, seinem Vater die Stadt ohne Kampf in die Hand zu spielen, verkommt er in unwürdigen Liebeleien, wird mit Maria Holk zum Ehebrecher und buhlt gleichzeitig mit Jussunda, einer Morgenländerin, die ein Bardowiecker aus dem heiligen Lande als Kind mitgebracht hat. Im neuen Kampf zwischen Rat und Bürgerschaft unterliegt diese, weil Harald unthätig bleibt und in Marias Armen seine Pflicht vergißt. Zugleich stürmt der Herzog die Stadt und erobert sie; sein Sohn, lebensmüde und verzweifelt, sucht und findet den Tod im Kampf mit den ihn nicht erkennenden Truppen seines Vaters. Auch Jussunda, von Harald getäuscht, ertränkt sich in der Ilmenau. — Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird man erkennen, daß der Dichter Erfindungsgabe besitzt; zudem beherrscht er die poetischen Formen in ungewöhnlichem Maße, ist nie um den Ausdruck verlegen, mag er in gereimten oder ungereimten Versen zu uns reden. Er vermag die Gefühle der Liebe und Leidenschaft ungekünstelt, in ergreifender Weise auszusprechen; aus manchen Stellen des Epos tönen uns wahre Dichterworte entgegen. — Trotzdem aber wird es wenige Leser geben, die diese „Mär von Bardowieck" befriedigen wird, und zwar deshalb, weil das ganze Gedicht von einem Pessimismus durchtränkt ist, wie er schlimmer kaum möglich ist. Der Glaube an das Göttliche im Menschen scheint dem Dichter verloren gegangen zu sein. Harald, des Löwen Bastard, ist trotz seines Heldentums ein Schwächling und jämmerlicher Sproß seines großen Vaters, Maria eine Ehebrecherin; daneben finden sich in dem Buche eigentlich nur verkommene Charaktere: selbstsüchtige Priester und noch selbstsüchtigere Kaufleute, verlotterte Maler, wüste Schenkwirte und Weiber der niedrigsten Sorte — kurz, nicht ein innerlich und äußerlich anständiger Mensch findet sich unter den Hauptpersonen des 317 Seiten langen Gedichts. Als rein und unverdorben wird Jussunda geschildert, aber auch sie endet als Selbstmörderin. Neben dieser Neigung, die Menschheit grau in grau zu malen, berührt die Sucht des Verfassers unangenehm, lüsterne und langatmige Liebesscenen zu schildern, die Schönheit des Weibes in sinnlicher Art zu malen. Auch das Hineinziehen der Person des Heilandes in derartige Schilderungen ist für den christlich gesinnten Leser nichts weniger wie schön. Manche Uebertreibungen und grelle Bilder, auch die Schlußverse des Gedichts deuten darauf hin, daß der Verf. noch jung ist. Ist dies der Fall, so dürfen wir vielleicht hoffen, daß er sich bald von der pessimistischen Richtung, wie sie sich in dieser „Mär" breit macht, abwendet und dem Vorbilde wahrhaft großer Dichter, wie Schiller, Goethe, Shakespeare, nachstrebt — nur dann wird seine unstreitig große Begabung edle Früchte treiben können.

v. H.

— Eine Bauernrevolution von Fritz Stoffel. (Dresden, Pierson.) 1894. 53 S.

Die Wunderlichkeiten und Tollheiten, welche die Bewegung des tollen Jahres 1848 auf dem Lande und in der Kleinstadt gezeitigt, haben schon manchem Humoristen die Feder in die Hand gedrückt. Wer kennt nicht den Fritz Reuterschen Reformverein in Rahnstädt und Bräsigs Rede, daß die viele Armut in der Welt nur von der großen „Powerteh" herrühre? Ein ähnliches Bild wird uns hier gezeigt — die Revolte der Bauern in einem Dorf auf dem Hunsrück. Der Sohn des Schulzen, ein verbummelter Student, kommt mit der Freiheitspredigt und dem Heckerhut aus Baden in das väterliche Dorf. Er versucht, die Bauern für revolutionäre Ideen zu gewinnen. Aber mit den idealen Gesichtspunkten als solchen erreicht er gar nichts. Erst als er an den alltäglichsten Eigennutz appelliert, findet er Beifall und kommt sogar dahin, die ganze Gemeinde zu einem großen in corpore unternommenen Forstfrevel zu verführen. Vor Gericht geht dann die Sache zuletzt glimpflich ab und daheim bekommt der zwischendurch flüchtig gewesene Schulzensohn seine wohlverdiente Tracht Prügel von den geschädigten Bauern. Die Anlage des Gedichts ist gut und die Erzählung liest sich leicht weg. Nur hier und da ist die Entwicklung zu skizzenhaft. Gleich am Anfang geht die Umstimmung der Bauern doch schneller als glaubhaft, und etwas mehr Vermittlung und epische Breite hätte nicht geschadet. Zwischen dem Lachen der Bauern über den Agitator und dem Sieg seiner Ueberredungskunst liegen gerade 6 Zeilen. Das ist zu wenig.

Was die Form betrifft, so ist sie, wie gesagt, im ganzen glatt, doch könnte sie durch Feile und etwas mehr epigrammatische Zuspitzung der humoristischen Stellen wohl noch gewinnen. Fremdworte wie Konsequenzen, optimistisch und andere gehören doch kaum in ein deutsches Gedicht; sie erinnern an den nichts weniger als mustergültigen Zeitungsstil.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Der Wahrheitsucher. Roman von Karl Emil Franzos. 2. Aufl. Zwei Bände. 346 und 340 S. (Jena, H. Costenoble.) 10 M., geb. 13 M.

Der Roman beginnt in feierlicher Weise mit den Worten, daß er Wahrheit, nur Wahrheit enthalte. „Der du diese Blätter liest, richte mich so, wie du ersehnst, dereinst von Gott gerichtet zu werden." — Da ich des Verf. zweibändiges, in dritter Auflage erschienenes Meisterwerk „Ein Kampf ums Recht" kenne, mußte ich in dem Wahrheitsucher eine gleichartig gedankenreiche, ethisch wertvolle Dichtung vermuten, aber die zwei Bände halten das nicht, was der Titel verspricht. Der Titel hätte auch lauten können: „Der Grübler" oder „Metamorphosen" oder „Mauserungen";

Digitized by Google

thatsächlich ist der Erzähler des Ich-Romans „Der Wahrheitsucher" ein Glückfinder.

Georg Winter aus Jansdarf in Nordböhmen, geb. 1823, das Kind armer, aber fleißiger Leute, hat sich schan in seinem 8. Jahre die Frage vargelegt: warum hungern gerade wir? und dem Pfarrer in Hannburg, der van dem Glück der Frommen und Fleißigen „in dieser der besten der möglichen Welten" predigte, laut dazwischengerufen: „Das ist nicht wahr!" Nach dem Gattesdienste unterredete sich der Pfarrer mit dem die Wahrheit suchenden Kinde, empfand dabei „die ganze Wucht des Erdenjammers" und nahm den jungen Geisbuben auf drei Jahre zu sich ins Pfarrhaus. Hier trat ihm das Christentum etwas näher, das Mitleid mit den Armen wurde der Grund, auf dem all sein Denken und Empfinden ruhte. „Ein Armer und Beladener hat diesen Glauben gestiftet, weil er den graßen Hunger auf Erden erkannt, und die ihm salgten, waren durch die Jahrhunderte nur die Enterbten des Glücks." Gearg will Priester werden trotz Abmahnen seines Pfarrers. Im Sammer 1834 kammt er auf sechs Jahre in die Schule eines Benediktinerklosters in Böhmen. „Still und behaglich lebten die Patres, wie ihre Vorfahren, dem Vergnügen und der Pflicht." Aus den alten Klassikern lernte er die schöne aber kalte Welt der Heiden kennen, die Wärme hat erst das Christentum auf die Erde gebracht. Die letzten beiden Jahre var Beginn des Studiums der Thealagie sollte er in Graz verleben. Er kam in das Haus einer reichen verwitweten Schwester des Hannburger Pfarrers. Bei dieser Witwe lebte eine Verwandte und der Jesuitenpater Marian, beide im Testament der reichen Frau reichlich bedacht. Van dem Pater hört Gearg, daß man durch den Jesuitenorden am sichersten zum Heil gelange. Versuchungen treten an ihn heran in der Person des Mitschülers van Binnenthal, einem aufgeklärten Beamtensohne, und in der üppigen und liederlichen Franzi, die mit ihrer Mutter ebenfalls Aufnahme im Hause der reichen Witwe gefunden hat. Da sich jene ältere Verwandte im Kassewesen des Hauses mancherlei hat zu Schulden kammen lassen, so ist die Hauskasse dem Schüler Georg Winter anvertraut worden. Aber auch er greift in die Kasse, freilich nicht um sich zu bereichern, sondern um einen Bruder der Franzi vam Untergang zu retten. Die Sache kommt heraus und da die Verführerin zugleich gesteht, daß Gearg sie verführt habe, muß er aus dem Hause. Zunächst wird er schwerkrank, dann veranlaßt ein durchreisender Jesuit aus Rom, ein alter Bekannter aus der Hannburger Zeit, Gearg's Uebersiedlung in das Collegium germanicum. Die Probezeit sall ein halbes Jahr dauern. Vier Wachen sollen die ersten Exercitien währen, man begnügt sich aber mit einer Woche, weil sanst nur die stumpfsten ader verderbtesten Naturen es aushielten und die anderen an Geist und Körper siech würden. Freundschaften werden nicht geduldet. Gegenseitige Beaufsichtigung tötet alle innigen Verbindungen. Der „Bambino", Streitigkeiten, ab etwas de fide ist ader nicht, und der Selbstmord eines in Verzweiflung geratenen Bekannten verleideten Georg den Orden; er nahm seine Entlassung. Nun geht er ins Prager Priesterseminar, dessen „Ziel war, Pfarrer auszubilden, die alles Aeußerliche wahl verrichten und in ihrer Gemeinde leidliche Zucht, Sitte und Gehorsam aufrecht erhalten konnten; van dem bösen Teufel der Revalution war zuweilen, von jenem des Unglaubens weit seltener, von dem der fleischlichen Sünde nie die Rede". Die in Rom bei den Wundern der Jesuitenbücher begonnenen Grübeleien und Zweifel wurden in Prag den Wundern der heil. Schrift gegenüber fartgesetzt. Stückweise brach der Boden, auf dem er als kathalischer Christ stand, zusammen. Die bekannte Anekdote van Napaleans Unterredung mit Laplace über die Beweise für das Dasein Gottes wurde die Schneeflocke, die zur Lawine des Unglaubens anwuchs. Dazu kam noch astranomischer Unsinn, der aus allerlei Hypothesen bestand! Georg wird aus dem Seminar entlassen. Er weiß nicht aus und ein. Nachts um die zwölfte Stunde will er sich in die Maldau stürzen. Schon hat er den Hut in den Fluß geschleudert, eben will er ihm nach, da saßt ihn ein kleiner höckeriger Mann und verspricht ihm mit der Formel Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit die ewige Wahrheit. Der Retter Christian Hager war ein Mitglied der revalutianären Propaganda in Paris, Landan, Dresden und Zürich, dagegen ein uneigennütziger, menschenfreundlicher, barmherziger Mann, darum jetzt Geargs „Vorsehung". Diese Vorsehung war vam Kathalizismus über das Luthertum zum Atheismus und vam Absalutismus über die kanstitutionelle Monarchie zur Republik gekammen. Hagers Lebensgeschichte wird ziemlich ausführlich dem Ich-Raman Georg Winters einverleibt.

Der zweite Band beginnt mit dem „Glück" des neuen Lebens, das für Georg beginnt, ohne daß das alte beschwerlich fällt. Es handelt sich eben um eine gründliche Mauserung. Sein Vorbild ist Hager. Wie der sich im Strame des Lebens an das Schiff des heiligen Gedankens der Völkerfreiheit hält und sich nur selten an die dem Strame „entgegenschwimmenden" (also flußaufwärtsschwimmenden) Balken des Gelderwerbs, der Versargung klammert, sa soll es auch Gearg machen. „Wir sind ziellas und zwecklas in diese Welt gestellt, aber in unserer Macht liegt es, uns selbst Ziel und Zweck zu geben: die Veredelung des Einzelnen und der Gesamtheit." „Die Welt ist ein Kampfplatz, der Stärkere zerfleischt den Schwächeren und kein höherer Wille greift ein, dem Verderben zu steuern — so rege sich denn unser eigener Wille. Erlöst uns kein Gott, so erlösen wir uns selbst!" Im Ausfindigmachen der neuen, besseren Weltardnung will Gearg aber vam Kammunismus nichts wissen. Durch Hagers Verbindung mit den damals glücklicherweise noch nicht vallberechtigten Juden wird der Wahrheitsucher Lehrer im Hause eines reichen Israeliten, in dessen schöne, reine, „von keiner Sünde, ja nicht einmal von einem schwülen Hauch der Phantasie berührte Tachter Miriam" er sich verliebt. Am Tage var dem beabsichtigten Liebesgeständnis hat Gearg das Glück, mit seinem von

den „Häschern“ verfolgten Freund Hager aus Prag fliehen zu müssen, unterwegs den verwundeten „Leitstern“ zu verlieren und nach Dresden zu entkommen. Hier macht er die Bekanntschaft des bekannten Bakunin, der ihm für seine „Freien Lieder“ — Georg Winter hat nämlich auch das Glück, Dichter zu sein — 200 Thaler bezahlen will und ihn zum Studium und Weiterdichten nach Leipzig schickt. Hier wird er Korrektor, sieht mit „Andacht“ das Haus, wo Goethe als Student gewohnt hat und mit durch die Seele gehenden Schauern das Schillerhaus in Gohlis. Er hört Vorlesungen bei Moritz Haupt und Otto Jahn, wird mit dem Grenzboten-Redakteur Kuranda bekannt, der einige von den freien Liedern abdruckt, ferner mit den Juden Karl Beck, Rudolf Hirth, Moritz Hartmann und Eduard Mautner. Während des Verkehrs mit diesen und anderen Demokraten gestaltete sich seine Ueberzeugung abermals um; sein Wesen „zwang ihn zu rastlosem Grübeln“. Er gab den Kosmopolitismus auf und fühlte sich als Deutscher, ebenso ließ er das socialistische Programm Hagers fallen. Seine „freien Lieder“ hatten ihn schnell zu einem berühmten Mann gemacht und als er das Glück hatte, Anna von Kreistenan, die schöne Tochter eines bei Wien in guten Verhältnissen lebenden pensionierten österreichischen Majors, kennen zu lernen, waren es jene Lieder, die die Herzen schnell zusammenführten. Auch der Major übte auf den Wahrheitsucher einen „mächtigen Einfluß“, denn der „vernünftige Absolutismus“ ist für lange, lange Zeit sein eigenes politisches Glaubensbekenntnis geworden. Die Märzrevolution 1848 führte ihn nach Oesterreich zurück. Er nahm zwar Teil an dem „Jubel eines Volkes, das seiner Menschenwürde bewußt geworden“, aber er grübelte weiter, „nur um die Wahrheit zu finden“, und kam als Mitarbeiter konstitutioneller Zeitungen immer mehr von links nach rechts. Im Oktober 1848 wurde er zur Teilnahme am Aufstand gepreßt, auf der Barrikade verwundet, aber zum Glück in der Nähe seiner Wohnung. In der gegen ihn in Gang gesetzten Untersuchung hatte er das Glück, seinen Grazer Freund Binnenthal zum Untersuchungsrichter zu haben. Wegen des Zwangs, unter dem er gekämpft hatte, bleibt er straffrei. Die wegen Hochverrats seiner Zeit in Prag über ihn in contumaciam verhängte Kerkerstrafe von 20 Jahren wird vom Kriegsgericht zur Umwandlung in eine kurze Gefängnisstrafe höchsten Orts empfohlen und schließlich ganz erlassen. Zuletzt wird der Glückspilz gar noch Gymnasiallehrer in Czernowitz. Hier mausert sich der Wahrheitsucher zu einem Gefolgsmann des Ministers Bach um, wendet diesem Manne aber den Rücken, als durch das Konkordat der österreichische Staat von der römischen Hierarchie in Verwaltung genommen wurde. Die Rückenwendung geht aber nur innerlich vor sich. Dagegen begrüßte er mit äußerlichem Jubel 1861 Oesterreich als „Verfassungsstaat“. Bei einer Verfassungs-Festfeier wußte es ein Gegner Winters dahin zu bringen, daß einer seiner Schüler sein Revolutionslied „Bis in den Tod“, ein anderer sein Reaktionslied „Nieder mit den Rebellen“ und ein dritter das funkelnagelneue Verfassungslied „Was lang und schmerzlich wir ersehnt“ vortrug. Die Entrüstung über den nicht gerade charaktervoll erscheinenden Dichter und Wahrheitsucher war so groß, daß er seinen Abschied nahm. Was aber anfangen? Zumal sein Schwiegervater sein Vermögen verloren hatte! Auch jetzt lächelte, ja lachte diesem Manne das Glück. Freund Binnenthal machte ihn zum Aufseher über das mit einer Fabrik in Böhmen verbundene, der Frau von Binnenthal gehörende Gut. Winter errichtet eine Schule für die Kinder der Fabrikarbeiter, welchen er täglich ein gewisses Schulgeld bezahlt, dann macht er Oedländereien urbar. Außerdem baut er Arbeitshäuser und nimmt zur „Lösung des großen Hungerrätsels“ den Kampf mit den Socialdemokraten auf. Sein Wahrheitssuchen hat ihn gelehrt, sich ebenso sehr gegen den Materialismus wie gegen die Annahme eines persönlichen Gottes zu erklären. Die Wahrheit ist etwas ganz subjektives. „Duldsamkeit ist das Einzige, was mich all mein Grübeln gelehrt hat.“ Damit schließt die Lebensgeschichte des Schwächlings, den Franzos zum Helden eines zweibändigen Romans gemacht hat. Der erste Band läßt sich mit einigem Interesse lesen, der zweite wesentlich politische Band ist recht langweilig. Man hat trotz der gewandten Darstellung des Vers. große Mühe, sich durchzuarbeiten. Das Interesse an dem Schicksal einer Wetterfahne ist selbstverständlich ein äußerst geringes. Es wäre nicht uninteressant, zu erfahren, inwieweit Franzos eigene Lebenserfahrungen, Bestrebungen und Ideen in diesen misratenen Roman verarbeitet hat.

O. K.

— Wilhelm von Polenz. Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden. (Berlin W., F. Fontane & Co.) 1893. 212 S., 250 S., 234 S.

In dem Pfaerer von Breitendorf hat die reiche Egidy-Litteratur nunmehr auch ihren Roman gefunden. In gar mancher Erzählung unserer Unterhaltungsblätter zeigten sich zwar hier und da recht nette Ansätze zu einem Egidy-Roman, die Ideen des „einigen Christentums“ fanden hin und wieder in den edlen Helden moderner Gartenlaubenovellen ihre Vertreter, aber zu einer umfassenden Darstellung der Egidyschen Gedankenwelt im Rahmen eines großangelegten Romans hatte sich bisher noch keiner der Verehrer Egidyschen „Christentums“ aufgeschwungen. Wilhelm von Polenz erst giebt uns hier den dreibändigen Egidy-Roman, den er seinem ehemaligen Rittmeister in dankbarer Verehrung gewidmet hat.

Von vornherein müssen wir, bei aller Wahrung unseres Standpunktes, anerkennen, daß der Roman als solcher recht gut geschrieben ist, anschaulich und spannend, und daß er von scharfer Beobachtung und guter Menschenkenntnis zeugt. Ob aber der Egidy-Bewegung mit seiner Veröffentlichung ein guter Dienst geschehen ist, das ist eine Frage, die

wir nicht zu entscheiden haben. Daß der geistliche Vertreter ihrer Anschauungen die Flinte ins Korn wirft und seinen Beruf wechselt, wirkt gerade nicht nach allen Seiten ermutigend. Für die Kirche selbst bedeutet sein Austritt allerdings keinen Verlust. Von hundert seiner Gedanken waren gewiß neunundneunzig weltlicher Natur. — Unter tausend weltlichen Interessen verlor sich bei ihm jene große, starke Liebe, die den ganzen Menschen durchdringen soll. Pfarrer Gerland war viel zu sehr moderner Mensch, voll Skepsis und nervöser Sinnlichkeit. Schon früher wollte er den Beruf wechseln und trug sich mit Selbstmordgedanken. Trotz alledem giebt er sich in seinem Berufe redliche Mühe. Zwar versichert er noch S. 123, daß er sehr hoch von seinem Berufe denke —, daß er für seine Person *um keinen Preis der Welt* den Talar ablegen möchte. Es tritt jedoch ein nicht recht motivierter Wechsel plötzlich ein, bereits S. 127 kommt eine Stimmung unzufriedener Zerfahrenheit über ihn. Mitten in einer Amtshandlung begegnete es ihm, daß er den tollen Wunsch in sich aufsteigen fühlte, laut aufzulachen! Seine Freude am Konfirmandenunterricht war in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Später sieht er immer mehr und mehr ein, daß ja so wenig darauf ankommt, *was* einer glaubte, das *wie* war alles. Als er an der Leiche seines Kollegen Fröschel steht, der sich selbst den Tod gegeben, da schien es ihm wie ein Traum, daß Polani niederknicte. *Jetzt beten!* — *Das hätte für ihn gar keinen Sinn gehabt.* Schließlich macht er sich klar, wie herzlich wenig im Grunde Religiosität und Kirche miteinander zu thun haben, daß das wahre Christentum jetzt *überall anders* zu suchen ist, als im Schoße der offiziellen Kirche; daß er jetzt weit mehr Christ ist, als in jenen Zeiten, wo er sich äußerlich die Bezeichnung „orthodox" beilegen konnte. Der Superintendent macht ihm Vorhalt darüber, daß er nach der Predigt, noch im Amtskleide, mit der Tochter des Dissidenten — mit einer ungetauften Person, seiner späteren Frau — öffentlich sich gezeigt habe. Eines Tages bricht sein zukünftiger Schwiegervater, der Gottesleugner Dr. Haußner, in die Worte aus: „Es wäre wirklich schade, wenn Sie Geistlicher bleiben wollten!" Nachdem Pfarrer Gerland einige Bände Darwin, Vogt und Büchner (!) zu sich genommen, sieht er ein, daß die wahrhaft Frommen, die allezeit Zweifelnden und aus Zweifeln sich zu neuem Glauben Emporringenden — die Ungenügsamen — Durstigen — die Tiefbohrenden und Wühlenden sind. — Die Freude war nicht verboten, das Dasein zu genießen war erlaubt, das Natürliche hieß nicht mehr schändlich. Nicht düstere Askese war der Wille des Schöpfers, nicht Furcht und Zittern, nicht Kreuzigung des Fleisches, nicht Knechtssinn. Für das Armesündergefühl war kein Platz in dieser freien Welt. Das ganze morsche Gerüst der Autorität und der Gewohnheit, auf dem er gestanden, brach jetzt zusammen. Hatte ihn Gott nicht wunderbar geführt? Er hatte gewonnen, was er sein Lebenlang blind tastend gesucht: das Christentum! — Wie ein Traum scheint es dem Neubekehrten, daß er einst von dem glühenden Verlangen beseelt gewesen, Haußnern zu bekehren — den Abgefallenen der Kirche zurückzugewinnen. Dieser Kirche, der er jetzt selbst den Rücken gewandt hatte. — Nun weiß er, daß Tausende und Abertausende im deutschen Reiche unter dem Joche der konfessionellen Orthodoxie seufzen, und daß die Zeit reif ist für einen Wandel, damit die Lüge, die Heuchelei, der Widerspruch zwischen Glaube und Bekenntnis nicht ins Unendliche fortwächst. Nachdem er die Spätgetaufte geheiratet, will er Lehrer werden, um die Menschen fromm zu machen (nach Vogt und Büchner?), sie zu Christen zu erziehen. Denn bis jetzt waren wir nur *Namenchristen*.

Die Thätigkeit kirchlich gesinnter Theologen charakterisiert der zum Selbstmörder werdende Fröschel folgendermaßen: — Was ganz anderes ist es, wenn einer genau weiß, daß diese Säcke Sand enthalten und trotzdem vorgiebt, es sei lauteres, unverfälschtes Gold darin; den Ruin der Firma kennen und dennoch weiter wirtschaften — so thun, als wäre keine Fäulnis vorhanden — nicht alles in Zersetzung begriffen, in Auflösung — die alten Werte längst morsch und wurmstichig, durch und durch — erstarrte Götzenbilder mit thönernen Füßen, ohne Herz, mit wackelnden Köpfen — und helfen diesen Puppen immer wieder neue Kleider anfertigen, um ihre lächerliche Nacktheit zu verstecken! — Lächerliche Figuren sind wir geworden, wir evangelischen Geistlichen, in dieser Zeit der Aufklärung. — Die Kirche kommt mir vor, wie ein schadhafter Mehlsack — möglichst wenig Fälle von Ungetauften und Trauungsverweigerern — also die Renommierchristen auf einer hohen Präsenzziffer erhalten — das ist neuerdings das Gemeinde-Ideal geworden.

Leider hat der Verfasser keinen Geistlichen zu zeichnen vermocht, der im stande gewesen wäre, die schiefen Ansichten des „einigen Christentums" zu widerlegen. Diese Arbeit bleibt dem Leser überlassen, sie ist nicht allzuschwer.

Sch.-K.

— *Der Dornenweg.* Roman von Adolf Wilbrandt. 2. Auflage. (Stuttgart, Cotta.) 318 S.

Wilbrandt ist ein im ganzen geschickter Erzähler, obschon ihm neuerdings die Darstellung hier und da etwas in die Breite läuft. Aber daß seine Romane eine besonders erfreuliche Lektüre seien, wird niemand behaupten. Liebenswürdige, sympathische Menschen kommen äußerst selten vor. Dagegen ist die Heldin des Buches eine elende Kokette, die den braven Liebhaber verschmäht, weil er nicht Geld genug hat, dann einen Grafen heiratet, weil er reich ist, dann von diesem geschieden wird, dann einen reichen Juden heiratet, den sie durch Ehebruch betrügt und hintergeht. Ueberhaupt geht das „Lieben" und sich verlieben immer kreuz und quer in dem Buch —, glaubt man da einen glücklich versorgt, so stellt es sich

Digitized by Google

plötzlich heraus, daß er seine Augen schon wieder in andere Richtung geworfen hat. Zwei Mal in dem Roman halten nicht die Männer um Frauen, sondern die Frauen um Männer an, d. h. sie werfen sich ihnen, um den populären Ausdruck zu brauchen, einfach an den Hals. Der einzige halbwegs erträgliche Charakter des Buches könnte Dr. Olearius sein, wenn er nur nicht mit dem übrigen Gesindel freundschaftlich verkehrte und Pessimist wäre, wie sie. Ohne hinreichenden Grund kommt er erst am Schluß des Bandes nach viel Brimborium unter die Haube, obschon er das gleich am Anfang sehr wohl hätte haben können. Wir sind außer stande, uns in der glaubenslosen, sittenlosen und haltlosen Gesellschaft, die Wilbrandt schildert, wohl zu fühlen. So lange Verfasser in diese Umgebung nicht wenigstens einen wirklichen Helden stellt und mit Eigenschaften ausstattet, daß gesund und christlich empfindende Leser im stande sind, Zuneigung und Teilnahme für ihn zu empfinden, so lange werden die Romane Adolf Wilbrandts auch außerhalb dessen bleiben, was man das Reich des Schönen nennt.

— Spinngewebe. Roman von Ernst Ziegler. Zwei Bände. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) 1894.

Der Roman führt seinen etwas sonderbaren Titel von den Eigenheiten, den Schrullen oder Marotten, die manche Menschen im Kopf haben. Der Held des Romans, ein Litterat Pergamenta, nennt dieselben Spinngewebe. Möchte es drum sein, wenn nur der Roman ein besserer wäre. Realisten, Naturalisten überall, in Wien wie in Berlin. Ob die Wiener schlimmer sind als die Berliner? Nach dieser Leistung zu schließen, könnte mans meinen. Gewiß, der Verfasser hat jenen Blick fürs wirkliche Leben, der die Realisten auszeichnet, in dem ihr Recht und ihre Kraft beruht. Gestalten wie diejenigen des Papa Kunzmann, den die eigenen Töchter Papa Ganz-Gescheit nennen, dessen Schwiegersohn, der bankerotte Kaufmann Holberg, der jüdische Doktor Goldenstein sind nach der Natur gezeichnet bis in die kleinsten Züge hinein. Aber der Litterat Pergamenta liebt zugleich zwei Ehefrauen und steht mit ihnen in ehebrecherischem Verhältnis, ein trauriger Mensch, schmutzig bis auf den Grund seiner Seele, ob er gleich von der Liebe die hohe Rede führt: „Liebe ist ein Ineinanderleben, eine selige fromme Gemeinschaft, ein warm strahlendes Licht, welches von Aug zu Aug aus einer Seele in die andere leuchtet“. Die eine der beiden Frauen ist eine gemeine Person, die ihn belügt, die andere ist von Haus aus edler angelegt, aber sie sinkt von Stufe zu Stufe bis in den Tod. Es kommen unglaubliche Scenen vor, Scenen, die man nicht erwähnen darf. Der Vorgang im Warmbade zu Baden, in einer Weise ein Meisterstück realistischer Schilderung, ist doch einfach scheußlich. Ein Satz könnte genügen, um das ganze Buch zu verurteilen. „Die Haushälterin des Doktors Goldenstein, Fräulein Bauer, setzte sich auf einen weiten Lehnstuhl aus Birkenholz, ihre Beine in der ganzen Breite des Stuhles auseinander gespreizt; ihr Gesäß füllte den Sitz und quoll rechts und links darüber hinaus; ein gewaltiger Bauch hing wie eine Trommel auf die feisten Schenkel herab; sie legte auf jede Lehne einen Arm und schöpfte Atem“. Es ist ja richtig, daß einem das Leben zuweilen einen solchen Anblick zeigt, schön ist er auch da nicht, aber beschrieben, ist er geradezu ekelhaft. Und dies Buch hat Ziegler seiner Mutter gewidmet! Ihm schwant allerdings, daß die Gabe ihren Beifall nicht haben wird. Er tröstet sie, er wolle ihr bald ein anderes Werk schicken, worin die Leute sich nicht so tadelnswert betragen wie hier. Damit ist doch aber die erste Widmung nicht ausgelöscht. Und mag dies immer Wiener Leben sein, es ist Schmutz und bleibt Schmutz, und man kann nur bedauern, daß Ziegler seine Darstellungskraft so mißbraucht. Seiner Mutter kanns wahrlich keine Freude sein, und denen, die es lesen, auch nicht. D.

— Kloster Lugau. Von Wilhelm Raabe. (Berlin, Otto Janke.) 309 S. 6 M., gebunden 7 M. 25 Pf.

Das Kloster Lugau ist ein lutherisches Fräuleinstift, in dem die mit dem Dr. Eckbert Scriewer verlobte Eva Kleynkauer, Tochter eines Professors und Oberkonsistorialrates, zugleich mit der alle Professoren und Studenten kennenden Tante Euphrosyne Kleynkauer eine Zuflucht findet vor dem wesentlich auf das Vermögen dieser Tante rechnenden Bräutigam, einem Streber erster Klasse. In Lugau stellt sich auch ein junger Jurist aus Schwaben ein, der in der Klosterbibliothek nach einer Handschrift des Sachsenspiegels sucht. Dieser süddeutsche liebenswürdige junge Gelehrte, der, wie es sich herausstellt, ein entfernter Verwandter der Sippe Kleynkauer ist, sticht den Streber aus und wird nach dem Franzosenkrieg ohne Zweifel das Glück haben und die Braut heimführen. Zu demselben Ziele wird auch der Hofrat Franz Herberger, vordem Prinzenerzieher, mit seiner vorübergehend im Kloster Lugau untergebrachten Braut, der Gräfin Laura Warberg, gelangen. In die einfache Geschichte wird das politische Denken und Fühlen der Jahre 1869 und 1870 geschickt verwoben. Die Charakterzeichnung ist in diesem Buche wie in allen Raabeschen Erzählungen. Auch die widerwärtigen Personen, an denen in dieser Weibergeschichte kein Mangel ist, pflegen sich mit Humor mündlich und schriftlich auszudrücken, sie können eben die Verwandtschaft mit den Kindern Wilhelm Raabes nicht verleugnen. Nur „das Kind“, die fast willenlose Professorentochter, macht davon eine Ausnahme. Am besten gelungen ist die Tante Euphrosyne, auch der erste und der zweite Bräutigam des Kindes sind gut gezeichnet. —

Zu den Glanzstellen des hübschen Buches sind folgende zu rechnen: „Damen erheben sich über ihre Schwestern auf Erden am besten nur so weit, als Esel und Tragsessel reichen; studieren sie aber

Digitized by Google

kurzgeschoren in Zürich, so mögen sie meinetwegen auch in Männerhosen den Montblanc erklettern: Esel sind die, welche sie wieder herunterholen, und mögen dann auch unbeschadet ihres häuslichen Glückes für das politische Stimmrecht ihrer Weiber reden, schreiben und drucken lassen — es kommt wirklich nichts darauf an für uns andere — es geht gottlob fürs erste nur sie allein was an." Von dem Arzte der Eva Kleynkauer wird gesagt: „Er erkannte aber weder den Sitz des Uebels, noch das Uebel selber, rechnete diese Patientin zu denen, bei welchen ein vielbeschäftigter Arzt gern vorfährt, um die Familie zu beruhigen, von den neuesten Tagesneuigkeiten ein Wort zu plaudern und sich im übrigen auf die gute Natur der jungen Dame zu verlassen." —

Der Stil Raabes zeichnet sich durch Glätte und Sorgfalt vorteilhaft vor der Schreibart vieler Romanschreiber aus, doch laufen auch einem so gewandten Schriftsteller manche Fehler unter. Des schwäbischen Dialektes ist er nicht mächtig. Kein Mensch in Schwaben sagt z. B. weisch statt weiß. — Kein Süddeutscher bedient sich der falschen norddeutschen Form Butterbrödе. — Die Mutter eines Bräutigams als die zukünftige Schwägerin der Mutter der Braut zu bezeichnen oder umgekehrt, ist ein dick anzustreichender Fehler. —

Unfug wird auch mit dem von den Medizinern eingeführten Ausdruck „erblich belastet", wie ihn Raabe S. 57 ohne Anführungszeichen verwendet, von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße getrieben, am meisten von Leuten, die die größte erbliche Belastung des Menschen, die Erbsünde, ebenso aufgeklärt als gedankenlos in Abrede stellen.

O. K.

— Die Wunderblume von Woxindon von Jos. Spillmann S. J. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg.) 1893. 2 Bde. 332 S., 304 S.

So lange die Worte St. Barbes II, 274 noch nicht in Erfüllung gegangen sind, der von Maria Stuart begeistert ausruft: Jeder Zoll eine Königin, ja eine Heldin bis in den Tod hinein. Man wird sie noch auf den Altären verehren! werden Erzählungen wie die vorliegende ihr Möglichstes thun, um den Ruhm der „heiligmäßigen" Königin derart zu steigern, daß ihrer Aufnahme in den Kalender der Heiligen nichts mehr im Wege steht. Von evangelischem Standpunkte aus betrachtet, kann man den Papisten die Stärkung ihres Glaubens von Herzen gönnen, die sie am Altare der neuen Heiligen finden werden. Nur würden wir es schöner finden, wenn die Verhimmelung der Stuart, die wir statt für heiligmäßig nur für mäßig-heilig halten können, ohne hämische Ausfälle gegen die Reformation und ihre Anhänger stattfinden könnte. Die „Diener am Worte" spielen selbstverständlich in diesem Romane eines Jesuiten eine höchst klägliche Rolle. Unter dem neuen Evangelium betet man nicht mehr so, und unsere Prediger besuchen die armen Kranken nicht, wie es die alten Geistlichen thaten. Der junge Prediger von St. Paul war hier und dann hat er erst den Vater ausgezankt, daß er ihn eine solche lebensgefährliche Leiter hinaufgenötigt, und nachher las er etwas vor aus der Agende, was ich nicht verstanden und was mich nicht getröstet hat. — Die alte Kirche hat es doch besser verstanden, die Sterbenden zu trösten. Es wird darauf das schöne Gebetlein von den heiligen Schutzengeln und von der Mutter Gottes und von den fünf Wunden des Heilandes gebetet. — Allerdings kann die evangelische Kirche mit derartigen Tröstungen, die Walther v. d. Vogelweide „kaum ein Tröstchen" nennen würde, niemand helfen. Sie kennt einen besseren Trost. — Als eine Seuche in Kent wütete, mußte einer von den alten Priestern an die Sterbebetten gerufen werden, denn die abgefallenen Pfarrer gingen der Seuche sorglich aus dem Wege. Die alte Religion hatte „der dicke Heinz" aus Weibergier gestürzt, und mit der neuen war alles Unglück über England hereingebrochen. Item, es war die christliche Liebe unter dem sogenannten reinen Evangelium, das alles auf den Glauben und nichts auf die Werke gab, schier gänzlich ausgestorben. Kein Wunder, daß deshalb Babington den Wunsch ausspricht, Parma möge herüberkommen und die Prädikanten samt ihrem ganzen Anhange mit der Schärfe des Schwertes zu Paaren treiben, und daß er sogar die Frage in Erwägung zieht, ob es uns nicht Elisabeth gegenüber erlaubt ist, dieselben Waffen zu gebrauchen, so sie und ihre Räte gegen Maria Stuart anwenden, will sagen die Waffen offener Gewalt! — Wohlverstanden, es handelt sich nicht um einen Königsmord, denn sie ist keine Königin. — Dieser Plan wird verworfen, wenn auch manche, vorab der Knox und Luther, gar kein Bedenken tragen, die Ermordung eines Fürsten, der dem Evangelium im Wege steht, zu billigen, ja solche Mordthat ein verdienstliches Werk zu nennen. — Ein Jesuit muß diese frevelhafte Ansicht Luthers, daß der Zweck das Mittel heilige, in unserem Romane widerlegen, und ein anderer Jesuit erzählt dem deutschen Volke diese rührende Geschichte! — Hier ist das Mittel schöner als der Zweck! Durch die aus Weibergier eingeführte Reformation ist alles verdorben worden, die Religion, Moral, Politik, Gesinnung, selbst — das Bier! Ein evangelischer Brauer klagt: Reines Evangelium und reines Bier, das ist mein Spruch, Herr! Leider aber ist es gekommen, daß je reiner die Lehre, desto schlechter das Bier wird, und unsere Väter haben trotz dem papistischen Unrat, in dem sie steckten, ein besseres Bier getrunken!

Es ist selbstverständlich, daß da, wo es sich um Erörterung einzelner Glaubenslehren handelt, ein katholisches Kind, das allerdings etwas sehr altklug ausgefallen ist, die Einwürfe seiner Gegner spielend widerlegt. Ebenso leicht fällt es den übrigen Verfechtern der „katholischen Wahrheit", heilsbegierige Seelen zurückzugewinnen. Wer kann aber auch der Beweiskraft solch zwingender

Digitized by Google

Sätze widerstehen, wie z. B. des folgenden: „Entweder die Lehrgewalt der Kirche hat nie und in keinem wichtigen Punkte geirrt, oder Christus ist nicht der allwissende und allgetreue Gott, als den wir ihn anbeten?“ — In gut katholischen Familien wird der fleißig gearbeitete und nicht ungewandt geschriebene Roman seine Bewunderer finden, für evangelische Christen ist er mehr ein Kuriosum. Zwar ertönt das in einer Recension der Februarnummer so bewunderte „volltönende christliche Credo aus dem Munde des Papisten“ auch in diesem Jesuitenwerke, uns aber, als evangelischen Christen, ist doch Beyschlags Christentum unendlich viel lieber, als das Roms.

Sch.-K.

8. Verschiedenes.

— Aus den Werkstätten des Geistes. Ein litterarischer Citatenschatz. Gesammelt und geordnet von Walter Eichner. (Frankfurt a. O., Hugo Andres.) 800 S.

Volle 800 Seiten Citate, gruppiert nach folgenden Gesichtspunkten: Wort, Gedanke, Sprache, Rede, Schrift, Ausdruck, Stil, Spruch, Witz, Poesie, Prosa, Kunst, Talent, Schriftstellerei, Buch, Publikum, Kritik, Dilettantismus u. a. m. Zu recensieren ist naturgemäß an einem solchen Buch nicht viel, wie es denn auch nicht wohl möglich ist, die 800 Seiten voll Sentenzen en suite zu lesen. Soviel nach wiederholter Prüfung einzelner Kapitel uns scheint, ist im ganzen und großen bei der Auswahl mit Geschmack verfahren. Zu einigen Kapiteln hätten wir andere Auswahl getroffen, z. B. zu der „Preßfreiheit“. Man braucht noch kein Freund der Censur zu sein, um doch nicht gerade Webers Demokrit und die beiden Juden Heine und Börne für diejenigen zu halten, die das Beste in dieser Frage geäußert. Sollte sich nicht etwa beim alten Justus Möser, bei Riehl und anderen Gediegeneres finden. Uebrigens nehmen wir das erste Citat aus Demokritos aus. Der öde Phrasenmacher Konrad wird S. 574 zwischen Goethe und Schiller citiert mit einer Sentenz, die das Papier kaum wert ist. Ebensowenig wie Konrad sollten Nordau, Zola und ähnliche Leute citiert werden. Die Citierung einiger christlicher Philosophen und Dichter an Stelle von Juden und Heiden würde dem Buche zum Vorteil gereicht haben.

Nicht ohne Sorge sind wir bei der Frage: Wer wird das Buch kaufen? Wer hat Verwendung für einige Tausend Sentenzen? Möge unsere Befürchtung zu Schanden werden!

— Tägliche Gedanken. Aus den Schriften Charles Kingsleys gewählt von seiner Frau. Autorisierte Uebersetzung von Marta Baumann. (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.) 1893. Preis 4 M. 50 Pf. (eingebunden).

Kingsley hat so viele Freunde und Freundinnen in Deutschland, daß dieses Gedenkbuch zweifellos Verbreitung finden wird. Die 1891 verstorbene Frau Kingsley hat aus den Werken ihres Mannes für jeden Tag des Jahres eine ihr der Erinnerung wert scheinende Stelle ausgeschrieben. In diesen, die verschiedensten Gebiete berührenden Sätzen spiegelt sich die ganze Persönlichkeit Kingsleys wieder, mit ihrer tiefen Frömmigkeit, dem heißen Streben, den Nebenmenschen zu helfen, der Liebe zur Natur, mit allen ihren Vorzügen und Eigentümlichkeiten Wer diesen eigenartigen Charakter kennt und liebt, der wird auch einzelne weniger bedeutende oder seinen Ansichten nicht entsprechende Stellen der Sammlung gern mit in den Kauf nehmen und sich an den zahlreichen tiefen und erbaulichen Gedanken, die sie bringt, stärken und erfreuen. Die Uebersetzung, bei welcher die schon vorhandenen Uebertragungen Kingsleyscher Bücher nur in geringem Maße benutzt sind, ist vortrefflich, die Ausstattung des Buches sehr gut.

v. H.

— Ersatz für Branntwein und andere starke Getränke. Von Dr. Wilhelm Martius, Oberpfarrer in Domnitzsch. (Hildesheim, Dr. Bode.) 18 S. Preis mit Porto 20 Pf.

Der Verfasser, bekannt durch seine unermüdliche litterarische Thätigkeit auf dem hier in Rede stehenden Gebiet, beantwortet in vorliegender Schrift die oft gestellte Frage: welchen Ersatz die Gegner des Alkohols dem Durstigen zu bieten haben. Verf. bespricht zunächst die „Ersatzgetränke, welche selbst Alkohol enthalten“, als da sind: Kolanuß-Likör, Traubenwein, Lagerbier, leichte Biere, Apfel- und Beerenweine, Meth; dann den Alkoholgetränken ähnliche: Ambrosia, Ingwerbier, Temperenz-Champagner; dann alkoholfreie, nervenanregende: Kaffee, Thee, Matthee. Diese letzten empfiehlt Verf. mit größter Wärme, weil sie sich ihrer Billigkeit wegen auch für das Volk eignen, als Ersatz für Schnaps. Dann folgen eine Reihe durstlöschender Getränke und schließlich „Ersatzgetränke, welche nahrhaft sind“, als Milch, Schokolade, Suppe. — Die kleine Schrift ist sehr instruktiv und wird nicht nur von Freunden der Temperenz, sondern von jedem Arbeitgeber, ja von jeder Hausfrau gern und mit Nutzen gelesen werden.

— Meine Wasser-Kur, durch mehr als 35 Jahre erprobt und geschrieben zur Heilung der Krankheiten und Erhaltung der Gesundheit von Msgr. Sebastian Kneipp, päpstl. Geheimkämmerer, Pfarrer in Wörishofen. Jubiläums-Ausgabe. 50. Auflage. (Kempten, Kösel.) 1894.

Wir würden nicht jedermann raten, sich persönlich in die Wasserkur des Pfarrers Kneipp zu begeben. Denn neben dem Wasser haben in

Wörishofen auch Ultramontanismus und Propaganda ihre wohlbereitete Stätte. Anders ist es mit dem sehr instruktiven Buch des reich erfahrenen Mannes, das niemand ohne Nutzen lesen wird, und das wir als Hausbuch gern empfehlen. Wie die Verlagshandlung mitteilt, ist die erste Auflage des vielbesprochenen Werkes im Oktober 1886 erschienen, im Mai 1887 folgte die zweite und im Oktober desselben Jahres noch die dritte Auflage, im Jahre 1888 wurde die vierte und fünfte Auflage nötig; von da ab steigerte sich der Absatz in enormer Weise, im Jahre 1889 gelangte die 6.—12., 1890 die 13.—25., 1891 die 26.–35. und 1892/93 die 36.–49. Auflage zur Ausgabe; insgesamt ist das Buch heute in mehr als 300 000 Exemplaren verbreitet. Dazu kommt noch dessen Verbreitung in fremden Sprachen. Beim Verleger der deutschen Originalausgabe, der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten, erschienen bisher eine böhmische, polnische, englische, spanische und italienische Uebersetzung, sämtliche schon in mehreren Auflagen, so daß sich auch der Absatz der fremdsprachlichen Ausgaben schon auf mehr als 50 000 Exemplare beläuft. Es versteht sich, daß solcher Erfolg nicht möglich wäre, wenn nicht die Erfolge der wirklichen Kuren an wirklichen Menschen der litterarischen Verbreitung den Boden bereitet hätten.

— Das Nichtsthun. Von Graf Leo N. Tolstoi. Mit Genehmigung des Verfassers, unter Ergänzung der Censur-Lücken, nach dem Original-Manuskript aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. (Berlin, Otto Janke.) 72 S. Preis 50 Pf.

Das Buch enthält zunächst eine längere Rede, welche Herr Zola in Paris an die Studenten gehalten hat, und in der er unter Berufung auf sich selbst und seine Erfahrungen seinen Hörern als Quelle des Glücks nicht Religion oder Wissenschaft oder Kunst, sondern Fleiß und Arbeitsamkeit ans Herz legt — sie sollen die Arbeit „an sich“ hoch halten und sich begnügen, Mitarbeiter am allgemeinen Fortschritt der Menschheit zu sein — und dann einen Brief an den „Gaulois“ von Herrn Dumas, der in der Menschheitsgeschichte eine Periode der allgemeinen Brüderlichkeit und Nächstenliebe an Stelle des jetzigen allgemeinen Hasses voraussagt. Den beiden Briefen fügt Tolstoi seine eigenen Gedanken und Ansichten bei, die, wie immer, sehr viel Treffendes und Richtiges neben großen Wunderlichkeiten enthalten. Dem Zola hält er mit Recht entgegen, daß es doch nicht auf Arbeit als solche ankommt, sondern darauf, daß diese Arbeit auch nützlich sei. „Zola sagt, die Arbeit mache die Menschen gut; ich aber habe immer das Gegenteil bemerkt: bewußte Arbeit, Ameisenstolz auf die eigene Arbeit macht nicht nur die Ameise, sondern auch die Menschen grausam. Die größten Bösewichter der Menschheit, Nero, Peter der Erste (von der Censur gestrichen), waren immer sehr beschäftigt und blieben nicht eine Minute allein mit sich ohne Beschäftigung oder Unterhaltung.“ — „Die Arbeit ist nicht nur keine Tugend, sondern in unserer falsch organisierten Gesellschaft meistens ein moralisch betäubendes Mittel, wie das Tabakrauchen oder der Wein, um sich selbst die Unregelmäßigkeit und Lasterhaftigkeit des eigenen Lebens zu verbergen.“ Jedenfalls wäre es ein großer Segen für die Menschheit, wenn die Arbeit des Pornographen Zola niemals gethan wäre. — Die Gedanken des Dumasschen Briefes sind Tolstoi seiner ganzen Richtung nach viel sympathischer. Nur daß er sie noch schärfer in die christliche Richtung wendet, allerdings in einem Optimismus, der die Sünde und ihre Macht unterschätzt. Verf. schließt mit der Mahnung: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Wahrheit, so wird euch das Uebrige alles zufallen.“ — Die kleine Schrift enthält, wie alles was Tolstoi schreibt, eine Reihe geistvoller Gedanken, die zum Nachdenken anregen, auch wenn man ihnen nicht immer zustimmt.

— Das Buch der Abenteuer. Von Gotthold Klee. Den deutschen Volksbüchern nacherzählt. Mit 16 Abbildungen. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.) 3,60 M., gebunden 4,50 M.

Inhalt: Fortunat und seine Söhne. — Alexander und Ludwig, die treuen Freunde. — Kaiser Oktavianus. — Die schöne Melusine. — Loher und Maller. — Die schöne Magelone. — Heinrich der Löwe. — Die Schildbürger. — Markgraf Walther und die geduldige Griseldis. — König Apollonius von Tyrus. — Die heilige Pfalzgräfin Genovefa. — Karl und Elegast. — Die vier Heymonskinder. — Till Eulenspiegel. — Flos und Blankflos. — Der gute Gerhard von Köln. — Herzog Ernst u. a.

Von den schönen sog. „Deutschen Volksbüchern“ aus alter Zeit das Schönste von Klees bewährter Meisterhand nach gesunden pädagogischen Grundsätzen neubearbeitet. Verfasser sagt im Vorwort: „Es sind vierundzwanzig Lieblingsgeschichten unserer Altvordern und Aurbachers köstliche Mär von den Sieben Schwaben, die hier der Jugend und dem Volke in neuer, wohlerwogener Bearbeitung dargeboten werden. Bei weitem die meisten dieser Erzählungen gehören zu den sogenannten deutschen Volksbüchern, eine Benennung, die von mir vorzüglich deshalb nicht zum Haupttitel des Buches benutzt wurde, um keine Verwechslung mit zwei älteren Büchern von Gustav Schwab und mir, die im gleichen Verlag erschienen sind, zu veranlassen. Die Bezeichnung „Buch der Abenteuer“ wird dadurch gerechtfertigt, daß das Element des Abenteuerlichen in allen diesen herzerfreuenden Geschichten in reicher Entwicklung hervortritt. Der Erneuerung nicht wert erschienen mir indes alle solchen Stücke, die durch nichts als durch den abenteuerlichen Stoff zu reizen vermögen; man wird den hier dargebotenen auch Anderes, Edleres nicht absprechen: einmal ist es echte, unbewußte Poesie, ein andermal harmloser

Digitized by Google

Humor, dann wieder tief sittlicher Gehalt, nicht selten auch echte Religiosität, was diesen „Abenteuern“ erst ihren bleibenden Wert verleiht. Und darum hoffe und wünsche ich, daß das Buch, das ja nur in beschränktem Sinne mein ist, nicht im Strom der alltäglichen Jugendlitteratur untergehe, sondern recht viele Leser finde.“

Dem Wunsche des Verfassers schließen wir uns gerne an. Das Buch ist ein treffliches Geschenk für Knaben im Alter der unteren Gymnasialklassen.

— Geschichte der Familie Eckart. Bearbeitet von Theodor Eckart. Fortgesetzt und herausgegeben von Rudolf Eckart. 2 Bände. (In Kommission bei H. G. Wallmann, Leipzig.) 326 S.

Eine in trefflichem christlichem Geist geschriebene Familienchronik, aber doch so breit und ausführlich angelegt, daß wohl nur Glieder der Familie oder nächste Freunde und Bekannte sich in den Inhalt vertiefen dürften. Der Autor ist Vorsteher des gräflich Hardenbergischen Waisenhauses zu Nörten in Hannover.

Neue Auflagen.

— Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Haide. Von R. Rocholl. 4. Aufl. (Hannover, Karl Meyer.) 1894. Pr. geh. M. 3,—, geb. M. 5,—.

Dem bekannten poesievollen Werk unseres geehrten Mitarbeiters geben wir gern die besten Wünsche mit zu seiner vierten Ausfahrt.

— Deutsche Redensarten, sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Richard Richter.) 1893.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß der Verfasser der vorliegenden Schrift der schnell vergriffenen ersten Auflage eine wesentlich vermehrte zweite hat folgen lassen. Auf 188 Oktavseiten werden 191 deutsche Redensarten, die zwar von aller Welt im Munde geführt werden, deren Entstehung und ursprüngliche Bedeutung jedoch nur wenigen bekannt ist, mit bestem Erfolge erklärt. Das treffliche Buch mag jedem gebildeten Deutschen warm empfohlen sein. Zu wünschen wäre, daß bei einer etwa nötig werdenden dritten Auflage auch gewisse volkstümliche niederdeutsche Redensarten in den Kreis der Untersuchung gezogen würden, wie z. B. „dar het 'ne Uhl seten“, „enem enen Schäw rieten“ u. a. m.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

Otto Kraus.

IX.

In die Zeit des drohenden und ausgebrochenen orientalischen Krieges fallen mehrere Briefe, die Leo an den General Leopold von Gerlach und an seinen Bruder, den Präsidenten Ludwig von Gerlach, geschrieben hat.

An Leopold von Gerlach ist ein Brief vom 8. August 1853 gerichtet:

„Mit umgehender Post Ew. Excellenz zu antworten, verführt mich nur die herzliche Freundlichkeit Ihres Briefes, der mich durchaus glücklich macht. Ich müßte freilich eigentlich mich erst hinsetzen und wenigstens 24 Stunden bedenken, was ich so hohem Herrn schreiben soll und darf, aber der Ton, der mir aus Ihrem Briefe herüber in das Herz klingt, ist so hell und laut, daß ich seinem Zauber gegenüber ganz ohnmächtig bin und die Zuversicht habe, Sie verzeihen mir auch, was unüberlegter in Form und Inhalt etwa in meiner Antwort enthalten sein wird.

Ihr Brief trifft mich im Ganzen in einer eher wehmüthigen Stimmung. Mich hat die letzten Wochen fast fortfährend gequält, wie wenig doch in der Welt mit dem vortrefflichen Material menschlichen Herzens und Geistes angefangen und ausgerichtet wird. Ich saß vor Kurzem an einem öffentlichen Orte und sah da ein junges, eben heranwachsendes Mädchen mit einem Gesicht, aus dem ein ordentlicher Mann und ein ordentliches Leben etwas Prächtiges machen könnte, und spann so in mir den Gedanken weiter, was wohl des armen Kindes Schicksal sein werde, ein seltenes großes Loos abgerechnet. Da erschien's mir: sie wird allerhand Ahnungen, Hoffnungen, vielleicht kleine täuschende Erscheinungen haben von menschlichem Glücke und zuletzt wird die prächtige Morgenröthe ausgehen in einen ordinären Tag: sie wird in dubio einen ordinären Mann und ordinäre Verhältnisse kriegen, durch sie selbst von Herzen ordinär werden, das Gedicht, was jetzt auf ihren Zügen schwebt, wird in zwanzig Jahren sich in ein Intelligenzblatt nützlicher Comestibeln, Fahrgelegenheiten und Dienstgesuche verwandelt haben; hat sie noch so viel Poesie mit in die Ehe geschleppt, um ein paar schöne Kinder zu machen, so wird vielleicht, so lange die jung sind, noch einmal ein göttlicher Funke eine Zeitlang dies Gesicht überstrahlen und dann wird die Tochter der Mutter Schicksal haben und der Sohn wird todtgeschrieben oder todtgerechnet, nämlich geistig, und sich von diesem Tode in der Ressource bei Whist und Braunbier, oder auf

Digitized by Google

der Landpfarrei mit Revision der Kartoffelsäcke von den Sorgen für die Kinder, die er nicht alle Seiler werden lassen oder an Schuster verheirathen möchte, erholen, kurz ein ebenso ordinärer Kerl werden, wie sein Vater. Und so geht das fort von Generation zu Generation. Und dann fiel mir ein, daß es doch im großen Leben auch nicht ein Haar breit anders und besser geht als im kleinen. Trotz alles Unglücks und aller Schande des Jahres 48 wie prächtig glänzte einmal eine frische Seele und einige Aufopferungsfähigkeit und Entschlossenheit wider aus tausend und abertausend Gesichtern, hüben und drüben muß man sagen, denn gehoben war ja sogar das Pack. Und wo ist der dichterische Ansatz hingekommen? Ich habe keine Antwort darauf als die: er ist ordinär verheirathet worden und wird nun täglich ordinärer. — O wie jammert mich das! Ich kann die quälende Gedankenreihe nicht los werden, schon mehr als einmal sind mir die dicken Thränen die Backen herunter gelaufen. Mein Gott! mein Gott! welch prächtiges Menschenmaterial haben wir in unserem Norddeutschland, namentlich in unserem gesegneten Preußenlande, und wie vergeht das in untergeordnetem, engem, fragmentarischem Thun! Ordinär verheirathet! Und dann nach einer Generation wieder einmal ein Strahl Gottes von Poesie, von Thaten- und Gesinnungspoesie über die Gesichter fahrend und dann doch Alles von Neuem in die ordinärsten Wege einlenkend. Und unser theurer, guter, prächtiger König, er hätte alles Zeug dazu, dies vorhandene prächtige, preußische Menschenmaterial als eine rechte Krone zu schmücken — und was richtet er aus? Dies, daß die Dinge gehen, wie sie gehen mögen. Er hat so viel Freude an dem Leuchten Gottes aus aller edlen Kunst, und vor lauter Freude an den Künsten, Dichtungen und Herrlichkeiten, die andere untergeordnete Personen zu treiben haben und treiben, vergißt er ganz die Kunst, die er allein treiben kann, daß im Volk auch das Material ist zu einem künstlerischen Schaffen, und das Herrlichste, Göttlichste, Größte von Allem, daß er ein Künstler zu sein Beruf und Ausstattung hat in welthistorischem Stile, oder vielmehr, er vergißt das nicht, sondern er hat sich offenbar nie klar gemacht, daß kein Künstler etwas kann ohne das Werkzeug, auch ein König-Künstler in der Staats-Werkstätte nicht, und hat so allezeit versäumt, sich Werkzeuge, wie er sie braucht und haben muß, wie sie ihn verstehen und wiederum sein Verständniß fördern, zu bilden oder mühsam zu suchen. So ist er auf die Werkzeuge gewiesen, die Zufall oder Verhältnisse in seine Hände spielen, und die Folge ist, daß er nicht frei mit diesen Werkzeugen seinen Geist ausdrücken kann, daß er lahmt unter der Unvollkommenheit der Werkzeuge, daß nichts wird, wie es sein soll, daß statt zu mächtigen Thaten und glänzenden Erfolgen zu kommen, in denen wie durch Blitze rings die Nacht erleuchtet würde, alles von dem Gewicht und der geistlosen Last der Verhältnisse gezogen wird; summa, daß ordinär fortgeheirathet wird.

Nun! wir sitzen beide nicht in Gottes Rathe und müssen es seinen Händen weiter überlassen! Ich werde mich also zuletzt auch bald trösten und mit ordinären Dingen abfinden, nur wird es mir im Augenblicke schwerer, da ich eben Rektor bin und in meinen Berührungen mit Polizei, Benefizienwesen u. s. w. u. s. w. täglich, täglich die Macht dieser schleimigen Ordinärheit, die unser Leben umgarnt, fühlen muß. Sonst warf ich alles Dergleichen hinter mich und sah mich, wenn mich etwas plagte, an meinem Bücherbrett um, wo sich dann immer irgend ein Feldherr oder Dichter, König oder Philosoph fand, der sich mit mir in eine Unterhaltung einließ und mich alle Lumperei vergessen ließ, jetzt, wenn ich die Lumperei zur Thüre hinausschmeiße, kömmt sie zum Fenster herein. Ich glaube, dies Gefühl, von den gemeinen Verhältnissen gegen meinen Willen mich berühren lassen zu müssen, stimmt mich so schwächlich melancholisch.

Ueber die katholischen Dinge wollen wir uns in Briefen doch lieber nicht streiten. Ich weiß, Sie sind von mir überzeugt, daß ich mein Stück christliches Priesterthum nur mit dem Leben hergebe. Was mich aber das katholische Priesterthum hoch halten läßt, ist, daß ich sehe, wie sich die katholische Kirche darin wirklich ein göttliches [?], prächtiges Werkzeug geschaffen hat, das ihr erlaubt, frei sich für ihre Zwecke, für ihr Kunstwerk,

für ihre göttliche Aufgabe zu bewegen, während wir auch darin dem Zufalle und den schleimigen Verhältnissen entgegengeworfen sind. Der alte Thadden hat wahrhaftig recht, die protestantische Kirche wird nur durch Wunder regiert, aber da Wunder selten sind, wird sie eben größtentheils gar nicht regiert, oder was schlimmer ist, mißregiert. Ich habe allerdings mich bei näherem Zusehen in die Lagen verschiedener Pastoren überzeugt, daß ohne der Confession Rechnung zu tragen gar nicht mehr durchzukommen war, aber was hier nothwendig war, hätte der Oberkirchenrath wohlfeiler haben können, als mit der Maßregel von vorigem März, welche durch ihre weitgreifende Unbestimmtheit nothwendig alarmiren und zu Remonstrationen herausfordern mußte. Ich habe mich nicht weiter bei diesen Remonstrationen betheiligt, finde die Art aber, wie nun z. B. das Magdeburger Consistorium wieder durch ein Generale im Unionseifer die Agende zu einer Art unantastbaren Götzen machen will, von Neuem aufregend. Ich möchte beinahe mich jetzt bei einer entgegengesetzten Manifestation betheiligen, thue es aber nicht, weil ich das Gefühl habe, doch so wenig wie bei der ersten so bei der zweiten Remonstration verstanden zu werden. In solchen unverstandenen Schritten aber kann ein Mensch sich vollständig Namen, Geltung und Charakter consumiren. Also zunächst betheilige ich mich bei keiner dieser kirchlichen Agitationen, jammere aber auch da: o daß wir ein klares Ziel und brauchbare, die Hand frei machende Werkzeuge hätten! — Schleim und Kleister auf allen Seiten! — In unserer katholischen Controverse, bin ich überzeugt, wären wir in einer Viertelstunde vollständig verständigt, wenn wir darüber sprächen, darüber zu schreiben scheue ich mich besonders deshalb, weil ich die Ueberzeugung von Ihnen habe, daß Sie trotz meines Eiferns für die una catholica doch wissen, daß ich an die Berechtigung der Reformation und also auch noch unserer jetzigen Getrenntheit von Rom glaube, daß das keine Redensart von mir ist.

Ueber Friedrich II. habe ich nur von Ihnen zu lernen. Er ist Ihnen immer ein Gegenstand sorgfältigen Aufmerkens gewesen, während er mir nur auch durch die Studienreihe gegangen ist. Persönlich könnte ich nicht sagen, daß ich ganz apart von ihm angezogen wäre, wie das dagegen entschieden mit seinem Vater der Fall ist. Daß er nur in der Noth ein großer Feldherr gewesen, ist mir sehr begreiflich, große Menschen sind immer am größesten, je mehr sie zu raschem, fast unbesinnlichem Handeln genöthigt werden. Dann wird ihr Geist und der reißende Strom der Begebenheiten wie eine geeinigte Macht und die eine Seite stärkt und bestimmt die andere. In ruhigeren Zeiten, wo Friedrich nicht so persönlich, positiv mächtig hervorzutreten gezwungen war, wird ihn auch (nur vielleicht von etwas anderen Seiten her) der Somnambulismus des hochstehenden Lebens oft genug ergriffen haben. Kein Mensch am Hofe, auch ein König wie Friedrich nicht, kann sich diesen somnambulisirenden Zaubern ganz entziehen. Zerstreuung und Spannung, Vielerlei und doch immer Einerlei frißt nothwendig an der frischesten Persönlichkeit. Der heilige Bernhard hat deshalb, als sein Schüler Papst ward (Eugenius), ihn dringend ermahnt, dafür zu sorgen, daß er täglich wenigstens eine Stunde (nicht etwa in aufgeriebenem Zustande, sondern bei frischen Kräften) ganz für sich habe, er werde sonst sich selbst verlieren.

Was Ew. Excellenz über die momentane Lage sagen, verstehe ich, glaube ich, ganz. Diese Krisen, die keine Krisen sind, gehören ja eben zu den Folgen unserer ordinären Verheirathung. — Noch nie ist in politischen Dingen Großes geschehen, ohne daß die bestimmende Persönlichkeit sich eine Partei geschaffen (d. h. Werkzeuge gebildet) oder eine Partei aufgenommen und sich an deren Spitze gestellt hat. Was ist Partei, wenn nicht die Gestalt, in welcher eine Kraft im Zustande ihres Noch-Nicht-Fertigwerdens, ihres Arbeitens im Menschen verkörpert auftritt.

Was die Gehorsamsfrage anbetrifft, so würde ich, so lange nicht Gottes Gebot unweigerlich in Conflict tritt, auch nicht einen Schritt weichen und wanken, so lange ein Funke Kraft in mir des Aushaltens wäre, und also nachgeben und die Persönlichkeiten tragen, ja! hegen, so viel mir meine Nerven irgend gestatteten."

General von Gerlach hat unterm 10. August notiert: „Einen Brief von Leo an mich und einen Aufsatz im Hallischen Volksblatt über Evangelische und Römische Kirche lese ich beides dem Könige vor, der den darin enthaltenen Tadel sehr gut aufnahm." — Wie ehrt dies Vorlesen und Anhören den Herrn und den Diener!

Unterm 29. März 1854 hat Leo jedem der beiden Gerlach bei Uebersendung eines „langweiligen, deutsch-gelehrten" Buches, das nur Bote „unverbrüchlicher Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung", nicht aber anmaßliche Aufforderung zum Lesen sein soll, einen Brief geschrieben. Der an den General lautet nach dem Eingang so:

„Es geht wieder einmal, wie so oft in den vierziger Jahren, eine Seuche durch Deutschland, wenigstens durch unser preußisches Sachsen. Leute, von denen man nicht begreift, wie in aller Welt sie ein Interesse an Türken und Russen und England und Frankreich nehmen können, denen ihrer natürlichen Stellung und Fassungskraft nach nichts willkommener sein könnte als die deutsche, mächtige Neutralität, wie sie jetzt besteht, — und zwar bis in die geringsten Schichten herab — zerreißen sich wieder die Mäuler: man müsse den Türken helfen, Rußland entgegentreten, die Kammer müßte das Anlehen nicht genehmigen, den Steuerzuschlag verweigern. Ich führe das nicht an, als hielte ich es für eine an sich irgend bedeutende Erscheinung, sondern nur, weil offenbar wieder eine Agitation dahintersteht, der der deutsche Michel, soweit er Demokrat oder republikanischer Bourgeois ist, mit Bewußtsein dient und das ganze Philisterium als Schlachthammel in die Hände gegeben ist, weil wir also in der Hauptsache eigentlich heute nicht ein Haar breit weiter sind, als 1846 und 1847. Die Leute sind Kinder und wollen mit der Ruthe und dem schwarzen Manne regiert sein, und doch wird ihnen täglich gesagt, daß die Ruthe unserem aufgeklärten Zeitalter nicht mehr gezieme und ein schwarzer Mann nicht existire. Die Leute wollen aber die Ruthe und wollen den schwarzen Mann, denn sie gehören einmal zur natürlichen Poesie der Kinderstube, und wenn die, welche sie ihnen geben sollten, sie nicht geben, so machen sie sie sich selbst, die einen aus unklaren Befürchtungen und die anderen aus dem Kaiser von Rußland. Die große Masse der Menschen ist nicht mit sich fertig geworden, so lange die Welt steht, und wird auch nie mit sich fertig — deshalb sollte man mit ihr fertig werden.

Verzeihen Sie diese Expektoration, die sich einfach an die Wetterbeschreibung von Halle anschloß."

An den Präsidenten von Gerlach:

„Ich bewundere Ihre Geduld und Ihren aushaltenden Humor den kleinen Kindern gegenüber in der Kammer, oder nimmt bei Ihnen der Unmuth nur eine andere Gestalt an als bei anderen Menschen und zeigt sich darin, daß Sie den armen Kerlen weiterreichendere und geschwindere Gedanken zumuthen als sie aus sich hervorzutreiben vermögen?

Diese türkische Geschichte hat doch der liebe Gott, glaube ich, apart zu meinem Amüsement in die Welt geschickt. — — Was soll man anders thun, als von Herzen lachen, wenn ein guter Philister im Ernst meint, die Russen seien am theuren Brode schuld. Daß es vergebens ist, solch einen guten Kerl zu belehren, ist einfach klar; daß er selbst schuld sei, daß seine Schwachköpfigkeit das Jahr 1848 möglich gemacht und dadurch die Regierung damals den Fabrikanten in die Hände gegeben und dadurch zu Wege gebracht habe, daß, um der augenblicklichen Stockung zu helfen, 15 Millionen Darlehnskassenscheine in die Welt geworfen worden sind, deren die Cirkulation eigentlich nicht bedurfte, daß aber dies Beispiel von den anderen Regierungen zu Abhülfe anderer Verlegenheiten nachgeahmt worden sei, und all dies in Cirkulation gebrachte Geld doch in den Händen, in die es gekommen, weiter geworben und Deutschland mit einer Masse Cirkulationsmitteln überschüttet hat, die eigentlich nicht nöthig gewesen wären, die aber nun die Wirkung haben, daß sich die Preise gegen die Masse des cirkulirenden Geldes ausgleichen, daß nicht eigentlich das Brod theuer, sondern das Geld wohlfeil geworden ist, und sich diese Wohlfeilheit zuerst dem Stande gegenüber

geltend macht, der am leichtesten zusehen kann, nämlich dem Grundbesitzerstande, daß das Brod so leicht nicht wieder wohlfeiler werde, dagegen er (der Philister) in die Lage kommen wird, in Zukunft auch mehr Geld für seine Arbeit erhalten zu können, das alles tröstet ihn nicht augenblicklich, folglich begreift er es auch nicht, was bleibt da übrig, als über die Abderiten zu lachen. [Der Briefempfänger hat an den Rand geschrieben: „Diese Deduktion ist wohl nicht richtig. Der Bedarf an Cirkulationsmitteln hat sehr zugenommen. Wäre des Papiers zu viel, so würde es in die Staatskassen und Banken zurückfließen. Die Engländer sind umgekehrt der Meinung, daß Kalifornien und Australien nöthig waren, um den Goldbedarf einigermaßen zu befriedigen."]

Neben der lustigen Seite hat die Sache aber doch auch ihre ernsthafte, und ich glaube wirklich, der liebe Gott braucht diese türkische Geschichte und wird sie noch weit evidenter brauchen, um die Leute mit der Nase darauf zu stoßen, was sie an der Kirche verloren haben, und daß es außer der subjektiven Aufgabe des Christenthums doch auch eine pädagogische, weltgeschichtliche giebt, die so wichtig ist jener subjektiven gegenüber, daß, wenn einmal die pädagogische Aufgabe ganz aufgegeben würde, das subjektive kirchenlose Christenthum bald auch aussterben müßte. Dieser Gegensatz bildet für mich besonders einen Erörterungspunkt mit unserem prächtigen Zahn, der das subjektive Christenthum fast allein accentuiren und von einer anderen Macht und Herrlichkeit der Kirche, als ihrerseits von den Menschen drangsalirt und gekreuzigt zu werden, nicht gern etwas wissen möchte.

Uebrigens empfinde ich jetzt recht die Wahrheit der Warnung des heil. Bernhard an seinen Schüler Papst Eugen vor vielerlei Geschäft, denn obwohl meine Geschäfte weder wichtig noch spannend sind, zerstreuen sie doch und zerstören die Stimmung. Ich bin am Ende dieses Semesters so öde und ledern, wie noch fast nie in meinem Leben."

An General von Gerlach vom 8. Juli 1855:

„Ew. Excellenz Briefe haben für mich jedesmal etwas so Wohlthuendes, ich komme mir, wenn ich einen zu erhalten die Ehre gehabt habe, jedesmal auf lange hin in so helfender Weise als ein recht vornehmer Mann vor, und zugleich ist es mir so rührend, daß Sie über so großen Gewichten, die Sie zu heben haben, das kleine Grangewicht, was auch daneben liegt, nicht vergessen, daß ich gar nicht anders kann, als Ihnen meinen Dank ausdrücken, obzwar ich daneben ein Gefühl der Unbescheidenheit bei solchem Benehmen habe. Sie haben ja allezeit Besseres zu thun, als mein Geschreibsel zu lesen.

Als Kirchengeschichte möchte ich nicht gern den innersten Kern aller Menschengeschichte bezeichnen, aber sicher als Religionsgeschichte. Ich bin überzeugt, eigentlich neugeschaffen, wie sich die Menschen immer einbilden, hat noch keiner etwas, weder in Literatur noch im Leben; es sind nur immer die alten Fäden, an denen sie fortspinnen, zu denen sie neue Hände bringen. Am meisten den Eindruck des neuen Schaffens macht die Poesie, und doch hängen überall Gegenstände und Formen an älteren und sind nur Fortbildungen, nicht Neuschöpfungen, so daß es außer Gottes Schöpfung und Christi Erlösung eigentlich nichts Neues auf der Welt giebt, so lange sie steht, als den dazwischen fallenden Sündenfall. Alle Aktion dieser Welt hängt mit Gedanken zusammen, die ihr innerster, bewegender Kern sind. Gedanken aber wachsen so still wie das Gras, oft Jahrhunderte lang, ehe man sie in ihrer Besonderheit bemerkt, denn sie treten auch nicht als Neues, sondern als langsame Zersetzung und Fortbildung von Aelterem auf, und wenn sie dann mit einem Male aktive Macht gewinnen, sind sie lange, lange schon im Mutterleibe der Zeit reif getragen worden. Von wie feinen Gedankenzusammenhängen, Gedankenbiegungen hängt der Charakter aller unserer sittlichen Bänder ab, und doch sind diese Bänder allein es, die alle größere Aktion möglich machen. Wie hülflos ist der größeste Kaiser, wenn plötzlich alle sittlichen Bänder reißen, durch die ihm andere

Digitized by Google

Menschen zu Gehülfen seiner Aktion werden! — Ich habe deshalb in der Welt die größeste Besorgniß immer, aber auch die größeste Hoffnung zu diesen still sich vorbereitenden und vollziehenden Alterationen in den sittlichen Gedanken der Menschen, sie sind mir das Wichtigste — und sie fallen alle in das Gebiet der Religionsgeschichte.

Wenn ich von solchem Standpunkte aus unsere Zeitgeschichte betrachte, werde ich vom tiefsten Mitleiden ergriffen mit all den Staatsmännern, die ihre kranke Situation nur nach den Bedürfnissen des Augenblickes, wie schlechte Aerzte eine Krankheit nur nach den Symptomen, behandeln, und von diesem Standpunkte erscheint die jetzige englische sowohl als französische und österreichische Politik im Voraus dem Tode verfallen. Es liegt ein wahnsinniger Widerspruch darin, auf der einen Seite Alles, was die Auflösung nährt, zu fördern und auf der anderen Seite Gewalt behalten zu wollen. Wo noch ein größeres Capital auflösbarer Verhältnisse vorhanden ist, wie in Oesterreich und England, ist das Spiel vielleicht für den Moment nicht so gefährlich, aber das Ende wird doch das gleiche sein. Alle diese Auflösungsprocesse haben aber denselben wesentlichen Inhalt: daß man nämlich sinnlichen Gütern einen höheren Werth beilegt als sittlichen, daß man vergißt, daß Sokrates kein Schnupftuch, Cato kein Hemd und Unser Herr nicht einmal einen Stein hatte, da er sein Haupt hinlegen konnte. Es wäre unnatürlich, wenn Preußen so ganz außer der Welt stünde, daß es nicht auch sein bescheiden Theil von diesen Dingen hätte, und in der That haben wir ja auch breit genug das Geschrei nach Civilisation (irgend eine neue Cigarrenlunte und Polixandertischchen u. s. w.), nach Förderung von Handel und Industrie (immer noch auch auf Kosten sittlicher Gestaltungen, Bänder und Beziehungen) und was dergleichen politische Fetischanbetung mehr ist, aber wir haben doch auch einen sittlichen, religiösen Kern, und zwar im wachsenden Keimen, oben und unten; ich weiß aber auch außer Preußen kein Land in der Welt, wo es so ist. Wir haben in Deutschland den Kelch der sittlichen und religiösen Verkommenheit am tiefsten, am gründlichsten geleert, aber nicht so, daß wir dabei wie Frankreich die Seele selbst zugesetzt haben, vielmehr so, daß wir den Feind haben kennen lernen und im letzten Moment noch ein kleines wenig Ueberkraft gehabt und uns von diesem kleinen Wenig aus wieder emporgerungen haben, oder vielmehr fortwährend emporringen. Ich habe eine Ahnung davon, daß Preußen, wenn es seinen Gott nicht fahren läßt, den aller-, allergrößesten Dingen in der Welt entgegengeht, denn was Helfendes in Deutschland ebenso wie in Preußen ist, lehnt, stützt und kräftigt sich alles an Preußen. England wird seinen Stolz auf Reinerhaltung von religiös- und politisch-revolutionären Bewegungen über lang oder kurz sehr theuer bezahlen, denn diese Reinerhaltung hat ihm auch seine Kräfte nicht am Feinde entwickeln, hat diese Kräfte nicht mit dem Feinde wachsen lassen und dieser krallt sich jetzt in giftigster Gestalt gerade in die innersten Gedankencombinationen des Volkes. Mammon hat einen erschrecklich wüsten Tempel im englischen Denken, selbst in dem vornehmeren, und unten im Volk bricht alles wie der Untergrund in einem Moor unter den Füßen zusammen. Rußland aber, was ja in diesem Kriege noch herrlich genug dasteht, ist doch eigentlich nur ein Rahmen, ein gutgenähter Sack weit geöffnet, um den Gott Mammon hineinkriechen zu lassen, und eigentlich steht er schon mit beiden Beinen darin. Bei der sinnlichen Kraft des ganzen Volkes, bei der Lust am Genuß, bei der geistig-strohfeurigen, Irrwischen leicht nachlaufenden Natur aller Slaven und dem Mangel tieferen Bedürfnisses und tieferer Auffassung wird in nicht zu langer Zeit die Göttin Civilisation, die Schwester des Mammon, nirgends höhere, mächtigere Altäre haben als in Rußland. Ich habe mir seit Anfang dieses Jahres eine sehr gerühmte Petersburger Zeitung, die Siewernaja ptschela, gehalten und aus ihr einen vollen Eindruck bekommen (abgesehen von den schönen und zum Teil ergreifenden Eindrücken des momentanen Krieges) von der Verehrung vor allem, was den Genuß fördert, das Leben elegant und leicht macht, und von der untiefen sittlichen, fast polizeilichen Auffassung der wahren Lebensgüter, wie sie in Rußland dominiren, zugleich von einer höchst reizbaren Eitelkeit

und von der Fähigkeit, bei Bewahrung ruhiger Haltung, blutig hauen zu können auf einer Seite, und viel, sehr viel falscher Sentimentalität und gentlemanlike aufgeputzter Bedientenhaftigkeit auf der anderen. Dies Rußland ist ein offener Sack, in welchen Gott Mammon und Göttin Civilisation mit Pauken und Trompeten einziehen, sowie die Spannung dieses Krieges nachläßt, der überdies selbst die Wege bahnt, denn, falls die ptschela nicht Unwahrheiten sagt, hat dieser Krieg den Anstoß gegeben zum Suchen und Finden größester, schönster Steinkohlenlager und Schwefelwerke, so daß Rußland ganz mit eigener Kohle Dampfschifffahrt, Eisenbahn und Fabriken bestreitet, und allen Schwefel, den es braucht, in seinem Inneren hat. Nirgends sind auch die Arbeitskräfte besser zur Hand. Mit einem Worte, das uncivilisirte Rußland macht mir nicht die mindeste Besorgniß, die russische kommende Civilisation könnte die größeste machen, wenn nicht die Civilisation überall ihre eigenen Gebrechen mit sich schleppte. Der Teufel ist ja von jeher lahm gewesen. — Oesterreichs Politik aus der Hand in den Mund wird uns doch die von der Natur der Thatsachen und Kräfte selbst geschaffene Stellung im Bunde nicht wieder rauben können!

P. S. Meine schönsten Grüße an Ihren Herrn Sohn — er hatte uns Hoffnung gemacht, ihn diesen Sommer wieder zu sehen? — Das Geschlecht von Studenten, was 1848 Primaner, Secundaner und Tertianer war und unreif die Komödie mitgemacht hat, besteht mit geringen Ausnahmen aus blasirten Philistern. — Dem Kirchentage hier werde ich aus dem Wege gehen und vor ihm ausreißen, während ich sonst nie verreise. Ich mag mit wohlmeinendem Zusammengelauf in der Kirche so wenig zu thun haben als im Staate."

Die Schweiz wird von Leo als Sitz des Radikalismus und als Objekt der Verteilung unter Oesterreich, Preußen und Frankreich, bei Erhaltung der acht alten Orte, wiederholt in den Monatsberichten erwähnt. Im Maibericht 1854 wird des am 20. Mai erfolgten Todes des Verfassers der Staatsrestauration, des Karl Ludwig von Haller, gedacht. Leo nennt dieses Werk insofern „ein mächtiges", als es durch den Aberwitz der Revolution stark gemacht wurde, aber „sehr schwach, sehr schwach und eher gedankenroh, wo der Verfasser etwas positiv zu entwickeln versuchte. Das soll uns und unsere Freunde aber nicht abhalten, dem Manne, der unserer Polemik den ersten Kinderbrei gereicht hat, ein dankbares Andenken zu erhalten".

Auf briefliche Anfragen des Herrn von Rappard hat Leo sich wiederholt in den Jahren 1850 und 1851 über Haller in seinen Antwortschreiben ausgelassen.

Brief vom 12. April 1850: „Da ich von Nathusius noch immer keine Antwort habe in Betreff Ihres Aufsatzes [‚Ueber das Verhältniß zwischen Polen und Deutschen im Großherzogthum Posen' Volksblatt 1850 Nr. 61 und 62], will ich nur ohne eine solche abzuwarten Ihnen einstweilen auf einen Theil Ihrer Fragen zu antworten suchen. Da mir die Antwort auf eine spätere, die Herrn von Haller betrifft, zugleich die Antwort auf eine frühere, die die Volkssouveränetät betrifft, erleichtert, will ich also dies Thema von Haller voranstellen. Sie sagen, wir hätten wohl unrecht, daß wir Haller das Reduciren des Staates auf den Standpunkt des Privatrechts zum Vorwurf machten. Allein erstens leugnen wir damit nicht die Identität des innersten Rechtsprincips von Staatsrecht und Privatrecht überhaupt, und sodann sucht Haller dies Princip am falschen Orte. Gewiß ist es derselbe Rechtssinn, der bei einem Volke öffentliches und Privatrecht gestaltet, aber doch in verschiedener Weise. Das Leben eines Volkes ist ein geistiges Fluidum, was in den Kultur- und Regierungsformen gewissermaßen die Adern hat, in denen es cirkulirt. Nun kann man das Leben des Einzelnen in hohem Grade in dies Adersystem hereinziehen, wie z. B. bei den Juden, wo noch die ganze Landnutzung ein Stück des öffentlichen Rechtes war, des Staatsrechtes, oder bei den Spartanern, wo gar kein Privatrecht in den Händen der herrschenden

Gemeinde war, sondern deren Glieder mit Gut und Blut dem Staate anheimfielen und erst die bürgerliche Gewerbe treibenden Hintersassen (Periöken) Privatrecht hatten. Das Privatrecht hat immer eine negative Beziehung zum Staate und eine positive. Der Staat läßt nämlich einerseits gewisse Lebenssphären, z. B. den Tausch und Genuß und Besitz beweglicher, bei uns auch unbeweglicher Vermögenstheile, oder Heiraths- und Vatergewaltsverhältnisse, Dienstverhältnisse und dergl. von seiner unmittelbaren Direktion frei und giebt sie den Privaten anheim (das ist die negative, ausschließende Beziehung), jedoch andererseits so, daß er sie ihnen in gewissen Umfange garantirt, also sie zu Rechtsgebieten macht (denn ohne diese Garantie gäbe es ja z. B. gar kein Eigenthum) und eben deshalb, um sie garantiren zu können, sie an gewisse Schranken und Formen bindet. Während das Staatsrecht also aus sich und flüssig in zartester Beziehung zu allen wirkenden Kräften und nachbarlichen Umgebungen sich entwickelt, ist das Privatrecht ein mehr oder weniger der Willkür, dem Ermessen und Vertrage anheimgegebenes Wesen. Bei uns nun aber vollends! Denn wir haben unser Privatrecht nicht einmal auf nationalen Grundlagen, sondern auf fremden, unter ganz anderen Umgebungen entstandenen Grundlagen, auf römischen entwickelt. Solche Dinge, wie *echtes*, egoistisches, ganz meinem Willen, sei er noch so eigensinnig und launenhaft, nach gewissen Seiten preisgegebenes Eigenthum, demzufolge ich eine große Bibliothek bloß in der Absicht sie zu verbrennen, Wein in der Absicht ihn zu verschütten kaufen kann, demzufolge ich einen großen Bauernhof kaufen und in so kleine Parcelen zerschlagen kann, daß jede Parcele nur eine Hungerleiderfamilie und in zwei Generationen also ziemlich sicher eine Diebesfamilie tragen wird, und dergl. mehr, solches echtes Eigenthum ist, wenigstens in Beziehung auf Grund und Boden, kein deutscher Rechtsbegriff. Auf dieses negative, isolirende Rechtsprincip, auf das Princip des äußeren Vermögens und des willkürlichen Vertrages, des einmal abgemachten Rechtsgeschäftes möchte aber Haller im Grunde alle Staatsbildung reduciren. Besitz und Vertrag — andere Götter kennt er im Grunde nicht, und er sieht nicht ein, daß nirgends Besitz und Vertrag *aus sich*, sondern erst durch einen schützenden Rahmen des Staates, der Kirche, der Gemeinde u. s. w. etwas gilt. Offenbar hat ihn getäuscht, daß wo einmal das Privatrecht sich entwickelt hat, auch der Staat, die Kirche, die Gemeinde u. s. w. privatrechtliche Beziehungen neben den staatsrechtlichen haben, z. B. im Fiscus, und deshalb möchte er den ganzen Staat in eine Reihe fiscalischer Verhältnisse verwandeln. Das ist aber offenbar ein Irrthum. — Das Rechtsprincip aus dem Staatsrechte herauszuschaffen, fällt mir nicht ein, sondern ich sage vielmehr: das Privatrecht ist Unsinn und Eigensinn, soweit es nicht in lebendiger Harmonie mit dem Staatsrecht steht, und darin wurzelt alle Revolution seit dem Mittelalter, daß die Rechtsbegriffe eines uns volksfremden Privatrechts, des römischen, als kritisches Maß an unser deutsches Staatsrecht, d. h. an das Lehenssystem angelegt worden sind, täglich mehr Macht erhalten, das Lehenssystem durchlöchert, ausgehöhlt und ausgeseelt, dadurch am Ende zur Last und Karikatur gemacht haben, aber nun nicht im Stande sind, ein neues grundhaltiges Staatsrechtssystem an dessen Stelle zu setzen, weil sie eben dafür von Hause aus untüchtig und geschaffen waren als eine Sphäre, die vom Staate frei sein sollte. — Diese isolirte Privatfreiheit mit ihrer persönlichen Berechtigung, ihren willkürlichen Verträgen und Abmachungen ist freilich nun auch der tiefinnerlichste Boden der Volkssouveränetät, und wie dies plebejische Privatrecht schon bei den Römern das patrizische Lehenrecht des ager publicus, die priesterliche Bedeutung der strengen römischen Ehe und Familie, die römischen Stände aufgefressen und in Rom eine Demokratie und aus ihr zuletzt einen imperator geboren hat, so läßt es sich bei uns gerade wieder an. Von dieser Grundlage des echten Eigenthums aus kömmt man zum contrat social, zur Tyrannei der Majoritäten — und zuletzt werden wir auch wieder bei der Militärherrschaft ankommen, wenn Gott nicht ein Wunder thut, und es wird sich nur fragen, ob unsere Regierungen sich zeitig genug zu der Rolle der Militärherrschaft entschließen, wo sie dann bald und mild kommen kann,

oder ob wir sie nach furchtbaren Kämpfen aus der Mitte der Demokratie (wie durch Napoleon) erhalten, wo sie dann einigermaßen gräulich sein dürfte.

Auch die Antwort auf Ihre Frage, was ich vom Eide halte, hängt mit diesen Dingen im Grunde zusammen. Im innersten Grunde des Gewissens fühlen unsere heutigen Staatsweisen, daß ihr Staat nur ein Erzeugniß willkürlicher Abmachung ist, da möchten sie eine höhere Garantie dafür gewinnen und die Gewissen der ihnen Gegenüberstehenden, auf tiefere Grundlagen Hinweisenden in Ketten legen, dringen also auf Eide, durch welche an sich ephemere Einrichtungen eine mehr als ephemere Bedeutung erlangen sollen. Dabei aber verlangt derselbe Staat, den sie verewigen möchten, seiner Natur als willkürlicher Vertrag zufolge, daß ihm ein Loch gelassen werde, durch welches er aus einer willkürlichen Abmachung in die andere geführt werden könne. In diesem Loche ist aber überhaupt der freien Bewegung ein Loch gelassen und also der Eid auf die Bedeutung einer Beschwörung des Gehorsams gegen wirklich geltende Einrichtungen, des Gehorsams gegen die Landesgesetze reducirt, neben welchem Gehorsam Wissenschaft und politische Diskussion als vollkommen freie Mächte bestehen. — Dieser Eid auf die Verfassung für sich hilft nichts und schadet nichts, er ist aber das Zeichen des bösen Gewissens unserer wahrhaft Constitutionellen und ein Zeichen, daß sie sich doch noch vor etwas fürchten. Ich habe recht gern ihnen dies zugestanden, kam mirs doch vor, wie wenn Heiden sich in diesem Akte der geheimnißvollen Macht christlichen Gottesdienstes beugten, und war mir besonderbar merkwürdig, daß gerade alle die, die am meisten sich dieser Eide freuten, doch den Herrn Christus nicht dabei zu bekennen wagten.

Was die Lehniner Weissagung anbetrifft, so halte ich sie allerdings für etwas älter ihrem ganzen Tone nach als den Anfang des 18. Jahrhunderts, aber über das 17. Jahrhundert hinauf möchte ich auch nicht gehen. Eine Weissagung ists auch nicht, sondern eine Wahrsagung, und man hat sich, wie ich glaube, vor solchen Wahrsagungen einigermaßen zu hüten, denn hängt man sein Interesse daran, so hilft man sie nur gar zu leicht erst wahrmachen. Das pastor habebit gregem, Germania regem hat, wie ich mir einbilde, schon mehr gethan, als die denken, durch deren Phantasie es eben gewirkt hat. Meinholds Uebersetzung läßt sich, glaube ich, noch etwas zutreffender machen, wenn man, was in solchen lateinischen Exercitien nicht selten ist, an einer Stelle einen Subjektswechsel annimmt und das perit in undis qui miscuit summa profundis nicht auf König Friedrich Wilhelm II., sondern auf Napoleon und dessen Tod auf St. Helena bezieht. — In allen verwirrten Zeiten haben Wahrsagungen, Ahnungen, Träume u. s. w. eine große Rolle gespielt, hunderterlei was zutrifft merkt man, tausenderlei was nicht zutrifft wirft man bei Seite und vergißts. Das Merkwürdigste in der Lehniner Weissagung ist mir immer das et princeps nescit quod nova potentia crescit, das ist doch höchst sonderbar eingetroffen; es ist aber mit solchem Eintreffen wie bei Träumen, überraschend, schlagend sieht man den halben Traum eintreffen und wartet und wartet und dann kömmt nichts weiter und das Uebrige war eben Schaum.

Meiner Ueberzeugung nach war der falsche Waldemar wirklich ein falscher, eine abgerichtete Puppe in der Hand einiger Fürsten.

Massenbach war zu unserer großen Freude hier und ist nun schon über eine Woche wieder in meinem sonst so geliebten, nun so langweiligen Erfurt. Ich habe einen Teil meiner Kindheit in Erfurt zugebracht, eine Reihe Generationen meiner Vorfahren sind in Erfurt angesessen gewesen, noch kenne ich ihre Häuser, ihre Landgüter in der Umgegend, durch Heirathen derselben mit Stadtjunkerfamilien und mit Kaufmannsfamilien bin ich dem ganzen Kreise des alten städtischen Regimentes blutsverwandt, und im tollen Jahre 1509, wo Stadtjunker und Zünfte miteinander haderten, sind die v. Ziegler, v. Grohman, v. d. Sachsen, v. d. Marthen u. s. w. auf der einen Seite, wie die Nacke, Macke, Börner u. s. w. auf der anderen Seite meine direkten Vorfahren und der arme Teufel der Kranichfeld, der die Suppe mit seinem Halse ausbaden mußte, eines meiner

Digitized by Google

Vorfahren Bruder. In mir sitzt das feindliche Geblüt dieses tollen Jahres doch ziemlich friedlich beisammen, und für den Augenblick ist mir mein altes Erfurt so verleidet, daß ich nicht einmal die 3 Stunden Eisenbahn daran wende, einmal dort vorzusprechen, ohngeachtet ich mutterseelenallein hier sitze und meine Frau auf einige Zeit mit Schwiegersohn und Tochter nach Rostock gegangen ist, wo diese nun wohnen werden.

P. S. Ist der Herr Dr. Wantrup, der in diesen Tagen bei Ihnen war, und vielleicht noch ist, derselbige, den ich vor 12 Jahren hier kennen lernte, und der seinerseits damals Ruge, Schwarz und Consorten so schön im negligé sah? In diesem Falle würde ich bitten, ihn herzlich zu grüßen."

Brief vom Sommer 1850:

„Ihr Brief, hochverehrtester Herr und Freund! kömmt eben recht, mich an eine schon zu lange dauernde Schuld zu mahnen, die gleichwohl nicht durch meine Schuld so lange hinausgeschoben ist. So'n Professor der Historie muß ein kurioses Leben führen — z. B. will ich in diesem Semester eben Geschichte des Mittelalters und Grammatik der alten deutschen Sprache vortragen und habe dabei das Glück oder vielmehr Unglück, eben Dekan meiner Fakultät zu sein. Nun ist mit Erfolg über alte Zeiten gar nicht zu sprechen, wenn man sich nicht gewissermaßen in ihre Umgebung und Gemüthsverfassung einträumt mit allen möglichen Mitteln des Hineinstudirens in jene Zeit und des Taubseins gegen die Gegenwart; auch die feinen zarten Wellenschläge der Sprachbildung lassen sich nur durch stilles ungestörtes Lauschen an der Sprache, durch ein Hineinträumen in ihre Werkstätte fassen. Da das Mittelalter mit der Darstellung der ältesten deutschen Zustände, ihrer Zusammenhänge rückwärts mit Gothen, Persern und sanskritredenden Völkern anfängt und dahin auch unsere sprachlichen Anfänge weisen, paßt's gut und ich könnte mich gut hineinträumen, wenn nur nicht von früh acht Uhr an Studenten gelaufen kämen, die ins Album der Fakultät eingetragen sein wollen — und das müssen alle Neuankommenden werden — also circa nach und nach 150, wenn nur nicht die armen Teufel vom Dekan noch allerhand in Betreff ihrer Freitische, ihrer Honorarerlasse oder Honorarstundungen wollten, wenn nur nicht auch die eigenen Zuhörer sich allmählich meldeten, wenn nur nicht auch Examina wären und ich Direktor der Prüfungskommission, wenn dabei die Leute nur nicht so schüchtern wären und immer einzeln hereinkämen und anpochten und zwar nicht unmittelbar einer nach dem anderen, sondern wenn einer herausgeht, wartet einer im Vorzimmer gewöhnlich noch zwei Minuten, ehe er den Finger an die Thüre setzt, so daß man sich ja erst selbst wieder gesetzt und die Feder in die Hand genommen hat; wenn die Leute nur nicht gar zu wenig mit dem Formellen aller dieser Dinge und überhaupt der Welt bekannt wären, und nicht gar zu kuriose Anliegen vorkämen, und die richtigen Anliegen auf einmal abgemacht werden könnten und nicht, weil einmal dies Zeugniß vergessen und dann das falsche verstanden ist, fast jedes Anliegen drei Besuche brächte, und dann dazwischen ein Pedell nach dem anderen mit Sachen zur Unterschrift, mit Cirkularen und Erlassen, der Barbier mit seinem Scheerbeutel und endlich auch die Neue Preußische Zeitung käme, die auch gelesen sein will. — So mit dem Bedürfniß und der Sehnsucht nach einem isolirten, traumartig ruhig auseinanderfließenden Studium wird man hundertmal jeden Vormittag gestört und muß sich nach jeder Störung mit neuer Geistesanstrengung zurückversetzen, so wird bis Mittag meine Arbeit fertig, um dann bis Nachmittag 4 Uhr in Vorlesungen zu Markte getragen zu werden — und dann bin ich selbst fertig, in einer Stimmung, wie altem Leder zu Muthe sein müßte, wenn es denken könnte, und eben nur angelegt, durch die grünen Felder zu dämmern und in irgend einer entlegenen Kneipe ein Glas Bier zu mir zu nehmen. Sonst machte mir alles das nichts aus, aber ich fange an, meine 52 Jahre zu fühlen, und munter etwa Nachmittags oder Abends einen Brief zu schreiben, bin ich nicht mehr im Stande. Abends hat aller

Produktionstrieb bei mir ein Ende und ich kann nur lesen, leichte Waare lesen, eigentliche Geschichten und Geschichtchen. — Das ist die lange und langweilige Entschuldigung für mein nicht zu entschuldigendes Aufschieben meiner Antwort.

Wenn ich Sie recht verstehe, so sind wir im Grunde über Herrn von Haller ganz einig. Allerdings haben Staats- und Privatrecht eine Wurzel, und allerdings ist alles Recht göttlichen Ursprungs, aber bei alledem ist doch zwischen Staatsrecht und Privatrecht ein Unterschied wie zwischen Stamm und Blatt. Es giebt Gewächse ohne Blätter und Staaten ohne alles Privatrecht, Staaten wie der der spartanischen Herrengemeinde, wo alles Eigenthum und alles Eherecht nur auf der Diskretion des Häuptlings ruhte und ihm gegenüber nicht vorhanden war, und endlich, und das ist unser Fall, giebt es auch okulirte Bäume, welche in einzelnen Zweigen oder in der ganzen Krone Blätter tragen, die gar nicht zum Stamme gehören. So ist uns das römische Privatrecht inokulirt mit seinen eigenthümlichen Rechtsbegriffen, und diese Rechtsbegriffe verderben unseren deutschen Staat. Also: das Privatrecht soll sich harmonisch aus dem Staatsrecht heraus entwickeln und insofern mit ihm eins sein, aber nicht das Privatrecht soll die Grundlage des Staatsrechts abgeben und soll nicht dies höhere, umfassendere, ursprüngliche Element nach dem niederen, specifischeren, abgeleiteten beurtheilt und gemodelt werden. Nicht das tadele ich an Haller, daß er eine Einheit im Staats- und Privatrecht sucht, sondern dies, daß er sie sucht, indem er das Privatrecht als das prius setzt. Allerdings wird die Familie früher gewesen sein, als der Staat, aber das war dann auch keine Familie in unserem Sinne, sondern eine, die wesentlich auch ein Staat war, was die jetzige nicht mehr ist, deren Hausvater zugleich König, Priester, Held und Richter war, was alles nur in sehr untergeordneten Momenten noch Prädikate unserer jetzigen Hausväter wären.

Wie Sie darüber erschrecken können, daß man jetzt hauptsächlich auf Herstellung der Autorität dringt, begreife ich doch nicht recht. Allerdings thut es die Autorität allein nicht, aber so wenig Sie einen einzelnen lebendigen Menschen sich denken können ohne Blut, läßt sich ein Gemeinwesen irgend welcher Art denken ohne Autorität, es zerfällt ohne solche. Damit aber, daß man sich einen einzelnen Menschen nicht ohne Blut denken kann, ist ja doch nicht gesagt, daß dieser Mensch nun bloß Blut sei, oder daß in dem Blute in ihm nie eine Krankheit ihren Sitz haben könne. Diejenigen Zustände der katholischen Kirche, welche die Reformation nothwendig hervorriefen, waren ein krankhafter Zustand der Autorität in ihr, und was jetzt die Christenheit wieder hauptsächlich krank macht, hat seinen Sitz in der Art, wie die Autorität in ihr vorhanden oder vielmehr nicht vorhanden ist. Die protestantischen Kirchen waren nothwendig vis-à-vis der kranken katholischen Kirche, aber ihr getrenntes Fortbestehen ist selbst eine Krankheit der Christenheit und hat auch zu krankhafter Verfolgung einseitiger Richtungen in den protestantischen Kirchen, zur Vernichtung fast der kirchlichen Autorität, namentlich des Bisthums in seiner Succession als des eigentlichen Trägers der monarchia Christi geführt. Es soll ein Hirt und eine Heerde sein. Jetzt aber fehlt den Katholiken sehr viel nach der einen und uns noch bei weitem mehr nach der anderen Seite.

Ueber Markgraf Waldemar weiß ich Ihnen, da ich ohne zu große Weitläuftigkeiten mir das Einzelne nicht vergegenwärtigen kann, nichts zu schreiben, als daß ich einmal, wie ich mir diese Dinge näher ansah, die Ueberzeugung gewann, der falsche Waldemar sei von einer Fürstenpartei im Reiche begünstigt, wahrscheinlich auch zum Auftreten veranlaßt worden, um gewisse Dinge zu erreichen, nach deren Erreichung sie ihn fallen ließen, ohne ihn ganz schutzlos zu machen. Solche verhältnißmäßig rohe diplomatische Proceduren kommen im Mittelalter häufig vor, jetzt würde man gar nicht damit durchkommen. — Das Einzelne weiß ich nicht mehr so speciell, daß Sie es nicht am Ende specieller wüßten, da ich die Geschichte der Marken im Mittelalter, auf dessen allgemeinere Zustände sie herzlich wenig einwirken, nie mit besonderer Sorgfalt studirt

Digitized by Google

und auch keine Bücher dafür gesammelt habe. Ich müßte mich erst weitläuftig danach umsehen, wo ich die Dinge wieder fände, mir die Bücher von der Bibliothek holen lassen und durchstudiren — kurz! so viel Zeit daran wenden, wie ich dermalen wirklich nicht habe. In meinen Vorlesungen habe ich noch nie Gelegenheit gehabt, den falschen Waldemar auch nur zu nennen. — Fast ganz gleich steht es mit der Lehniner Wahrsagung. Vor etwa 10 Jahren kam ich durch Gfrörers prophetae pseudepigraphi, worunter sie abgedruckt war, darauf mich näher umzusehen, habe damals die Untersuchung von Wilcke gelesen und hatte nach alledem doch den Eindruck, daß die Wahrsagung älter sein könne, als Wilcke meine, daß sie keines Falles ein Erzeugniß so gemeiner Interessen sein werde, wie Wilcke annehme. Einzelnes glaubte ich auch anders erklären und dadurch über einige Schwierigkeiten hinwegkommen zu können. Dann habe ich mich nicht weiter um das Ding bekümmert, bis voriges Jahr Meinhold in der Neuen Preußischen Zeitung damit kam, was in mir das Gedächtniß in einigen Punkten aufgefrischt hat, aber ein besonderes Interesse daran hatte ich nicht, auch besaß ich selbst kein einziges der einschlagenden Bücher, auch meine Freunde nicht, auch die hiesige Bibliothek so gut als nichts, habe es also gehen und hängen lassen. Auf Ihren Aufsatz über die polnischen Verhältnisse kann ich Ihnen auch noch nicht antworten; Nathusius hat ihn noch nicht drucken lassen, mir ihn aber auch nicht zurückgegeben."

Brief um Ostern 1851:

„Ich habe diesmal lange auf eine Antwort warten lassen, woran aber nicht sowohl gegen Ende des Semesters häufigere Störung, als vielmehr der Umstand schuld war, daß mir Nathusius auch auf mehrfaches Mahnen noch nicht geschrieben hat, wie er es hinsichtlich Ihres Aufsatzes [„Beitrag zur Beantwortung der Frage ‚was ist Wahrheit'", erschienen in Nr. 47 und 48 des Volksblattes vom 11. und 14. Juni 1851] zu halten gedenkt. Doch hoffe ich nun, er läßt ihn abdrucken, da er im letzten Volksblatte im Briefkasten, wie er die Rubrik nennt, eine Anzahl ihm zugesandte Aufsätze abweist und des Ihrigen dabei nicht gedenkt, wie er wohl gethan hätte, wenn er nicht wenigstens noch unentschieden wäre.

Ihre Anfrage in Betreff Hallers kann ich nicht rein beantworten, weil er, wie alle die, gegen welche er polemisirt, meiner Meinung nach die ganze Frage um Recht und Staat auf ein falsches Terrain bringt. Das Recht ist in seiner wahren Natur ein geistig flüssiges, nämlich der äußere Ausdruck der Natur der Dinge. Nun gehört es aber zu dieser Natur der Dinge, daß ihre Erscheinung sich nicht so geistig und friktionslos verschiebt wie ihr Inneres, daß also die äußere Erscheinung immer einen Schritt hinter der Bewegung des Inneren, dessen Ausdruck sie sein soll, zurückbleibt. Daher ein ewiger Konflikt zwischen dem Bedürfnisse der Menschen und dem Rechte der Menschen, nicht bloß deshalb, weil das Recht zugleich die Aufgabe alles sittlichen Lebens hat, mit seinem Schwerpunkte nämlich auf das Bleibende im Wechsel hinzudrängen und eine Schranke gegen das bloß momentane subjektive Belieben und Bedürfen zu bilden, sondern auch weil die äußere Erscheinung sich ruckweise, größtentheils in wirklichen Festsetzungen und Abmachungen zu bewegen hat, wo dagegen das innere Wesen der Sache in ungebrochenem Strome fortfließt. Am meisten entspricht noch die äußere Erscheinung dem inneren Kerne im sog. Gewohnheitsrecht, aber bei weiterer Gliederung der Gesellschaft und sobald Geschäfte eintreten, die sich nur durch positive, willkürliche Festsetzungen abmachen lassen, wie es bei ganzen Parthien des Obligationsrechts, namentlich im eigentlichen Handelsrecht ist, wird die positive Gesetzgebung vielfach bestimmend und hemmend in den Strom des Gewohnheitsrechtes eingreifen müssen.

Dies aber einmal angenommen, daß zwischen dem geltenden Rechte und zwischen der Natur der Dinge im Laufe der Entwickelungen fast immer eine Differenz, oft eine große Differenz ist, wird es zweierlei Unrecht geben, einmal Rechtsverletzungen durch subjektive Sünde, also absolutes Unrecht, und sodann Rechtsverletzungen, die im Grunde

nur Versuche sind, der Natur der Dinge gegen die zum Hemmniß gewordene Rechtserscheinung Luft zu machen, wobei nur theilweise Unrecht ist. In diese letzte Kategorie gehört meist das, was man von Unrecht und Gewalt in Staatengründungen findet. Wenn ein Staat einmal seiner Natur gemäß sich gebildet hat und seine Gestalt stehen bleibt, ohngeachtet sich sein Wesen ändert; wenn ein Staat einmal der Natur seiner Macht gemäß eine Geltung zu seinem Nachbarn erlangt hat, und dann das Wesen dieser Geltung sich durch die Machtmehrung oder Machtminderung in seinem Inneren, oder in dem Inneren seiner Nachbarn ändert, und in hundert anderen Fällen, wo die Differenz zwischen der wirklichen Natur des Staates und seiner äußeren Gestaltung oder Stellung zu groß wird, entstehen krankhafte Zustände, Krisen, die die Aufgabe haben, das richtige Verhältniß herzustellen, zu denen aber auch die durch das vorhergehende Mißverhältniß herausgeforderten und aufgestachelten subjektiven Leidenschaften mitzuwirken und absolutes Unrecht persönlicher Art in das nur als pathologischer Verlauf zu fassende andere Unrecht zu mischen pflegen. Vom Standpunkte der Politik wird man von diesem persönlichen, eingemischten, absoluten Unrecht (vorbehaltlich seiner Strafe, sei es durch der Menschen, sei es durch Gottes Hände) absehen und das übrige Unrecht rein pathologisch zu fassen haben. Kein Staat hat noch bei längerer Dauer ohne diese Art Unrecht bestanden, sowie kein thätigerer, kräftigerer Mensch noch gewesen ist, der ohne Krankheit und Sünde gelebt hätte. Es ist hier aber auch mit den Staaten, wie mit den Einzelnen: ‚Denen, die Gott fürchten, müssen alle Dinge, auch ihre eigenen Krankheiten und Sünden zum Besten dienen.‘

Ich komme dabei immer wieder auf meine alte Einwendung gegen Haller zurück, daß er im Rechte nie dessen eigentlich göttlichen Kern, jene flüssige geistige Natur des Rechtes anerkennt, sondern sich an die äußere Erscheinung und Festsetzung desselben, namentlich in seiner Gestalt als Privatrecht, hält.

Die faktische Thatsache des Rechts ist noch lange nicht das Recht selber, was vielmehr einen tieferen, geistigeren Grund hat, den Haller nie faßt; die faktische Thatsache des Rechts kann sogar im Grunde schreiendes Unrecht sein. Thäte er das, so könnte ich mir seine Identificirung von Privat- und Staatsrecht ganz gut gefallen lassen. Da er aber die Differenz zwischen Natur der Dinge und Erscheinung der Dinge schon beim Privatrechte nicht in Anschlag bringt, so kann ich seine Ansicht vollends im Staatsrecht gar nicht statuiren. Das Staatsrecht duldet jene Differenz noch weniger als das Privatrecht, und wo sie durch mächtige Einzelinteressen einmal großgenährt wird, endet sie allemal mit Revolution oder Krieg, Verwirrung irgend einer Art.

Staat und Volk sind meiner Meinung nach immer identisch, denn ein anderer Staat schafft auch ein anderes Volk. Wir Preußen sind keine Deutschen mehr, denn die Sprache macht nicht das Volk allein, sondern das ganze im Staate befangene sittliche Leben bildet das Volk. Im 13. Jahrhundert war es hier in Halle, wie es jetzt bei Ihnen in Pinne ist. Die Stadteinwohner sprachen großentheils deutsch, auch der Adel, aber das gemeine Volk im Mansfeldischen wie im Osten der Saale redete slavisch, bis in die Gegenden von Fulda und Würzburg hin war das hörige Landvolk noch slavisch melirt, alles aber östlich der Saale und Elbe hat slavische Grundlage der Abstammung, wenn auch noch so viele deutsche Elemente eingesprengt worden sind und wenn auch deutsche Sprache und Bildung gesiegt hat. Auf diesem Terrain ist ein eigenthümlicher Staat entstanden, wie er am Rhein und in Schwaben gar nicht entstehen konnte. So lange dieser Staat noch in seiner eigenthümlichen Entwickelung durch die Einrahmung in das deutsche Reich gehemmt war, konnte man ihn als deutsches Land ansehen, wenn auch die deutsche Krone des Baumes von slavischer Wurzel genährt ward; seit dieser Rahmen gesprengt ist — und auf dieser Sprengung ruht ja Preußens ganze Erhebung — ist hier ein neues Volk, ein Volk, was aus der Vermittelung deutschen und slavischen Wesens erwachsen ist und immer weiter erwächst, entstanden.

Digitized by Google

— Die Nationalität des Blutes und der Sprache braucht allerdings durchaus nicht sich immer in einem Staate darzustellen, aber diese Nationalität der Sprache und des Blutes ist auch nicht die konstituirende Grundlage der Volksbildung, sondern das ist die ganze sittliche Bewegung, wie sie der Staat darstellt. Die Nationalität macht also nicht den Staat, aber der Staat allemal das Volk. — Ich glaube, von verschiedenen Punkten aus kämen wir hier zu demselben Resultate.

Wäre die Natur der Dinge die freigestaltende Macht und nicht immer durch früher herausgetriebene Erscheinungen in ihrem Laufe gehemmt, so müßten Böhmen und Sachsen preußische Hauptländer sein, denn ihrer Weltstellung nach gehören Böhmen und die Marken heut noch so nothwendig zusammen, wie zu der luxemburgischen Könige Zeit — und wer weiß, ob sich die Natur der Dinge nicht noch Bahn bricht — dagegen die Rheinlande bilden einen Mißton zu unserem Staate und Volke, und sachgerecht müßte man sie ganz als erobertes Land behandeln, während es fast das Ansehen hat, als wären wir von ihnen erobert."

Die Neuenburger Angelegenheit hat Leo zwar von seinem preußischen Standpunkte aus, aber durchaus nüchtern beurteilt. Die Erhebung der Royalisten nennt er unüberlegt, aber für die ärmeren Teilnehmer an der Erhebung Geldmittel aufzubringen, ist ihm eine Ehrensache. — „Daß es in der Schweiz bis zur elften Stunde d. h. richtig bis zum 15. Januar (ja eigentlich bis zum 16. Januar) dieses Jahres [1857] gedauert hat, ehe der Beschluß der Behörden der Republik zu Stande kam, die Gefangenen in Neuschatel nicht als Schweizerangehörige und folglich als Verbrecher, sondern derzeit noch als Unterthanen Sr. Majestät von Preußen zu behandeln, hat gewiß nur zum Theil als Ursache die zweideutige Haltung Oesterreichs und Englands in dieser Angelegenheit und lag zum größeren Theile daran, daß die Behörden der Schweiz der politischen Canaille gegenüber selbst die größeste Noth hatten, dem nothwendig werdenden Beschluß eine einigermaßen annehmliche Färbung zu geben. Davon, daß das ganze Verhältniß der Schweiz zum Neuenburger Lande unter die Sünden gegen das siebente Gebot gehöre, durfte natürlich Niemand sprechen. Dem Kindchen mußte der Rand des Glases erst mit Honig bestrichen werden, wenn der Rhabarberinhalt hintergehen sollte. Da wird also zuerst die Sache so gefaßt, die Gefangenen sollten bedingungslos freigegeben werden, aber unter der und der Bedingung, hintennach wurden aus den Bedingungen bloße Voraussetzungen. — — Nebenbei kann man eine Studie machen über den politischen Werth unserer neumodigen, immer leicht gegen einander vertauschbaren und deshalb heimathlosen Valeurs. Eine Menge wohlhabender Schweizer nämlich sollen, französischen Zeitungen zufolge, als der Krieg drohte, ihr Vermögen und ihre werthen Personen über die französische Grenze in Sicherheit gebracht haben. Das ist ein Vorspiel dessen, was einmal bei einem drohenden Kriege überall in Europa kommen wird, und in um so größeren Umfange kommen wird, je länger sich die Sache hinausschiebt. Der reiche Theil der Bevölkerung wird durch seine kosmopolitischen Valeurs von dem kosmopolitischen Nervenfieber angesteckt werden und dem armen Volke seinen Kinderbraten allein lassen." (Volksblatt 1857 S. 118.)

„Wenn uns als Historiker auch leid thut, daß in Neuenburg der (nebst Monaco) noch einzige Rest mittelalterlicher Dynastenherrschaft, sowie der letzte mit Deutschland noch in Verbindung stehende Rest unseres ehemaligen Königreiches Burgund zu Grunde gegangen ist, hat das doch zu Preußens politischen Verhältnissen nicht die mindeste Beziehung; und was war diese ganze Besitzung im Jura anders als ein steter Anlaß, Preußen in Dinge zu verwickeln und für Dinge in Betracht zu bringen, die uns übrigens nicht die mindeste Wichtigkeit haben können? — Wir also können sagen: fort mit Schaden!" (Volksblatt 1857 S. 771.)

In den Briefen Leos an Ph. Nathusius vom Jahre 1857 wird wiederholt der Neuenburger Angelegenheit gedacht.

Brief vom 9. Januar 1857:

— — „Die Schweizerei wird allmählich sehr käsig, und Oesterreichs Benehmen ist doch wiederum so schenßlich, wie man es nur wünschen kann. Allmählich keimt wahrhaftig in mir beinahe ein Wunsch auf, die Italiener möchten unsere guten Holter wieder ein wenig in die Zwicke nehmen. Wie manche Menschen unerträglich sind, wenn sie nicht eine Last Schulden auf dem Leibe haben, so ist dies österreichische Pack unerträglich, wenns ihm nicht schlecht geht."

Brief vom 31. Januar 1857:

„Beifolgend, verehrter Freund! sende ich Ihnen ein Scherflein für unsere Neuenburger Royalisten, für welche Sie ja Beiträge annehmen wollen. [Volksblatt 1857 S. 118: ‚Die Redaktion des Volksblattes erklärt sich gerne hiermit zur Empfangnahme von Unterstützung für diese mit republikanischen Einquartierungen systematisch erdrückten oder, um nicht wider ihren König zu dienen, über die Grenzen geflüchteten Treuen bereit.'] Sollte so viel herauskommen, daß Sie einmal die Beiträge registrirten, so nennen Sie meinen Namen nicht, sondern bloß L.

Ich bin übrigens begierig, da nun die Kreuzzeitung auch auf den Vorschlag eingegangen ist, an dem Resultate unser preußisches Gefühl ein wenig zu messen. Die Beifügung der Kreuzzeitung, daß die Neuenburger selbst es nicht an der Zeit gehalten hätten, wird der Sache einigen Schaden thun, und doch sehe ich keinen rechten Grund zu dieser Beifügung, als daß Beutner sich nicht ganz durch ein anderes Blatt zuvorgekommen wissen wollte, denn brauchen werden es die armen Kerle jedenfalls, die vielleicht jetzt nur noch ablehnten, weil sie sich das alles rascher und sanguinischer in Ordnung gebracht dachten, als es kommen wird. Ich bin überzeugt, es vergeht Jahr und Tag, ehe der Trödel soweit ist, daß die, welche zurückwollen, heimkehren können."

Brief vom 22. Mai 1857:

„Sie müssen mir einmal wieder erlauben, den Monatsbericht des April mit dem des Mai zusammenzufassen. Es geschieht so wenig Markantes in der Welt, daß die dünnen Monatsberichte mir immer eine doppelte Gefahr bereiten, mich in einer Weise gehen zu lassen, die weicheren Gemüthern Anstoß giebt, was ich doch nicht gern thue, da man es ohnehin oft nicht vermeiden darf.

Unsere Art, die Neuenburger Angelegenheiten zu behandeln, hat, wie ich aus Briefen weiß, in der Schweiz selbst einige enthusiasmirte Anhänger gefunden — natürlich wem der Radikalismus alle Tage die Finger brennt, der weiß noch ein ander Lied davon zu singen als wir — und da die freie Schweiz keine Gelegenheit gestattet, den Schmerz energisch auszusprechen, freut man sich wenigstens der verwandten Töne.

Die Artikel über Gebetserhörung [Volksblatt Nr. 31 und 32 von 1857], wie sie von unserem guten Schulzen [Gustav Jahn] angeregt worden sind, haben mir nicht sehr wohlgethan. Es kömmt meist nur auf ein naturalisirendes Herumtasten heraus, wobei die Leute bei jedem Tritte und Schritte über die Abstraktionen stolpern und auf die Nase fallen, die ihnen als Kindern unter dem Namen der Eigenschaften Gottes eingetrichtert worden sind, und in denen ihre Gedanken laufen wie die eines Kindes im Laufkorbe. Am leichtesten kann man ihnen dieselben noch zerschlagen bei der Allmacht, denn das begreifen sie doch bald, daß Gott, wenn er in ihrem Sinne allmächtig sein sollte, auch das können müßte, was er nicht kann, nämlich ungöttlich sein. Sobald er das nicht kann, ist er in ihrem Sinne nicht mehr allmächtig, er kann es aber nicht, wie sie auch selbst einsehen. Sie helfen sich dann aber mit einem Unsinn in thesi, nämlich mit der Collision der abstrakten Eigenschaften. Sie sagen, er könne es wohl, die Macht habe er wohl; aber weil er zugleich heilig sei, komme er nicht zur That. Als wenn nicht jede Collision von Abstraktionen der Abstraktion ein Ende machen, d. h. sie in ihrer leeren Nichtsnutzigkeit hinstellen müßte. Ein allmächtiges Wesen, was in sich anderweitig so bestimmt ist, daß es eben nicht alles kann, ist eben in ihrem Sinne

auch nicht mehr allmächtig. Wie anders nimmt sich diesen abstrakten Seifenblasen gegenüber die Allmacht Gottes aus, wenn man von ihr aussagt, daß sie eben darin besteht, der Inbegriff und die Wurzel aller wahren Macht im Himmel und auf Erden zu sein, wo dann das Ungöttliche sofort aus ihr herausfällt, weil das Ungöttliche eine wahre Macht weder ist, noch hat, noch geben kann.

Am schwersten wird es den Leuten, bei der Allgegenwart und Allwissenheit aus der Abstraktion herauszukommen. Am ehesten kömmt man ihnen da noch nahe, wenn man ihnen eine andere Abstraktion, mit der sie sich die sinnliche Welt zerschneiden, zu nichte macht. Sie haben eine Abstraktion der Schwere, als wenn die Schwere irgend etwas in der Welt, ein Dasein für sich Habendes, also als Schwere eine Realität wäre. Sie ist aber nie ohne einen Körper, ist also nur mit den einzelnen Körpern zusammen und nur zum Behuf gewisser Arten von Betrachtungen. Durch die Abstraktion als eine allgemeine Eigenschaft ausgesondert, als Schwere ist sie ein bloßes Gedankending. So ist auch die Allgegenwart Gottes in der Weise, wie die Menschen sie als Abstraktion fassen, ein bloßes Gedankending, welches darin seine Veranlassung hat, daß Alles was ist auch von Gott und in Gott ist; diese reale Eigenschaft, und in ihr Gott, begleitet alle Dinge, auch die kein in sich wahrhaftes Dasein, keine wahrhafte Macht haben, nämlich als ihre Widerlegung, Bestrafung, Verdammung. In der Verdammniß begleitet Gott noch den Teufel, der ganz gottverlassen wäre, wenn ihn die Verdammniß verließe, ohne daß er aufhörte der Teufel zu sein, was eben unmöglich ist. Wie ein Körper, der das Gleichgewicht verliert, fällt, so gebiert jede Sünde ihre Strafe, und Gottes Allgegenwart ist den Dingen immanent, wie Ihr Bewußtsein Ihrem Fuße, so lange es Ihr Fuß, d. h. ein Organ Ihres Leibes ist. (Sobald er gefühllos ist, ist er in der That nicht mehr Ihr Fuß, sondern ein Stück Fleisch und Knochen an der Stelle, wo Ihr Fuß wäre, wenn er da wäre.) Haben sich die Leute hier aus der Abstraktion herausgewunden, dann ist es schon leichter, sie auch hinsichtlich der Allwissenheit aus der Abstraktion herauszuwinden und ihnen deutlich zu machen, wie Gottes Bewußtsein vom Bösen als solchem nichts weiß, sondern nur von dem Guten, das zu ihm um Hülfe schreit, und daß seine Hülfe eben darin besteht, daß alles Gute aus ihm wächst und Nahrung zieht, seine Unwissenheit des Bösen aber nicht darin besteht, daß das Böse von ihm verlassen wäre, vielmehr bleibt er dabei als dessen innere Vernichtung, Strafe und Verdammniß, das liegt aber in den Dingen, wenn sie nicht in Gottes Ordnung, d. h. darin stehen wollen, worin sie ihr Leben, ihre wahre Macht und ihre Seligkeit haben. Gott braucht darum vom Bösen noch nicht Notiz zu nehmen, thuts auch nicht, da es etwas in sich Nichtiges ist, als Nichtiges vorausversehen vor aller Welt Anfang, deren Ordnung darauf eingerichtet ist, durch das Böse nie getrübt, sondern nur bestätigt zu werden, da die Bösen in sich und unter sich die Strafen vollziehen. Ist aber Gottes Allwissenheit nur dies wahrhaft Positive, daß sie der Inbegriff und die Wurzel alles wahren Wissens im Himmel und auf Erden ist, so fällt sofort die alberne pantheistisch-rationalistische Abstraktion der consequenten Calvinisten, nämlich der Supralapsarier, daß auch die Sünde in Gott wurzele, weil Gott sie vorausgewußt und zugelassen, also da in Gott Wissen und Vollbringen eins ist, auch für die Welt geordnet habe, in ihr volles Nichts zusammen, aus dem sie ohne die Abstraktionskrankheit der neueren, d. h. seit der Reformation zu Ansehen gekommenen Philosophie nie hätte aufsteigen dürfen. Allwissenheit Gottes und Gebetserhörung schließen einander nicht aus, sondern gehören zusammen, denn ohne die Gebete der vom Bösen Geängsteten, Gequälten würde Gott in seiner Allwissenheit für das Böse gar keinen Platz haben.

Verzeihen Sie, daß ich, indem ich gegen gewisse Ausführungen Protest einlegen wollte, Ihnen nun selbst eine solche Ausführung schicke."

Das Ende von Troja auf Hissarlik.

Von

Ernst Böttticher.

II.

Das „herakleische Troja“ und seine „Befestigungen“.

Auf Hissarlik wurden Tempelruinen der historischen Stadt Neu-Ilion gefunden. Sie bildeten die Krönung des ganzen Schutthügels. Der gesunde Menschenverstand sagt sich nun einfach: Dieser Schutthügel, das sind Reste von Neu-Ilion in verschiedenen Zeitaltern; vielleicht reichen sie bis in vorgeschichtliche Zeit hinein; aus den Funden wird sich dies ergeben. Unsere Trojaner denken anders. Sie gehen nicht von bekannten Größen aus, und wenn sie an Schliemanns „Sieben-Städte-Theorie“ etwas auszusetzen haben, so ist es nur dies: „Schliemann hätte sagen sollen, er habe Troja gefunden, ersichtlich ein mehrtausendjähriges Troja, und in diesem langen Dasein nachgewiesene verschiedene Lebensalter und Entwicklungsstufen der Stadt, einstweilen sieben, vielleicht noch mehr.“ Seitdem nun infolge der erneuerten Ausgrabungen die fast unmittelbar unter der Oberfläche gelegene 6. Schicht „das Troja des trojanischen Krieges“ vorstellen muß, ist die bisher dafür genommene 2. Schicht noch „verältert“, nämlich dem „herakleischen Zeitalter“ überwiesen worden. Es giebt allerdings eine Mythe, daß Herakles oder Herkules Troja, wo damals ein König Laomedon herrschte, infolge eines Zwistes mit diesem im Pferdehandel erobert und zerstört habe. Ist es aber nicht eine köstliche Burleske, wenn nun die verbrannte 2. „Burg“ von Hissarlik als dies Troja hingestellt wird? Ausgezeichnet, eine von Herkules*) zerstörte Burg! Vielleicht finden sich dort noch Keule und Löwenfell, — Kriegsgarnitur. Wenn das so weiter geht und auch an anderen Orten brav gegraben wird, so müssen wir bald ein Museum erbauen für die goldenen Aepfel der Hesperiden, die Spindel der Omphale, die Knochen des nemeïschen Löwen, die Reste des Augiasstalles und andere Herrlichkeiten des Herkulesmythus. Und wenn gar eines Tages dem Prof. Virchow, der sich jüngst so geistreich über den in Athen gefundenen „Schädel des Sophokles“ ausgesprochen hat (vgl. „Zukunft“ vom 5. August 1893), der Schädel des Herkules vorgelegt werden könnte! Welche unermeßliche Bedeutung hätte das für die Anthropologie oder das „Wissen vom Menschen“,

*) Nach Varro hat der Name Herakles oder Herkules 44 verschiedene Individuen in sich aufgesogen. — Schon Peisandros von Rhodos (c. 650 v. Chr.) übertrug in seiner Herakleia auf den griechischen Heros die Wanderungen des syrischen Sonnengottes Melkarth durch die 12 Zeichen des Tierkreises.

Digitized by Google

da doch Herkules bekanntlich von göttlicher Abkunft war! Es ist das gar nicht auszudenken! Kurz und gut, ein „Herkules-Museum" — natürlich in Berlin — würde alles in den Schatten stellen, was die vereinigte Archäologie und Anthropologie bisher geleistet haben. Einen hübschen Grundstock dazu besitzen wir bereits in Schliemanns trojanischen Altertümern, die, wie man jüngst lesen konnte, an dem homerisch-trojanischen Zauber, der sie bisher umgab, nicht viel verloren haben, vielmehr „an Reiz gewinnen, wenn wir sie um 1000 oder 2000 Jahre älter finden, als sie bislang geschätzt wurden". Ein Glück, daß Herkules, als er die uralte Hissarlikburg stürmte, diese Goldsachen nicht gefunden hat, weil der schlaue Laomedon sie in alten Töpfen und in einer Kiste gut vergraben hatte! So sind sie dem General-Direktor Schöne, der nebst Virchow im Dezember 1880 n. Chr. ihre Erwerbung so eilig hatte, für die königlichen Museen erhalten geblieben, wo „ein sinniges Gemüt" (ich referiere bloß) „in ihrem Anschauen um so größere Befriedigung empfindet, als sie zwar nicht mehr vom König Priamos herrühren, aber viel — viel älter noch als dessen Urahnen, ja tausend oder mehr Jahre älter als Erzvater Abraham sind".

Nebenbei, wie hübsch, daß nun auch die Zeit festgestellt ist, wann Herkules — gelebt hat! Also 1000 — na, vielleicht auch 2000 Jahre vor Erzvater Abraham!

Merkwürdig ist, wie jene Goldsachen u. s. w. sich über Nacht verändert zu haben scheinen, seit sie nicht mehr dem homerischen Troja angehören. Berlin sollte ja „stolz sein auf den Besitz dieser vom Zauber der Poesie verklärten Schätze", so klang es sonst in allen Tonarten. Eine sehr bekannte Persönlichkeit fand noch im Sommer v. J. „die Fundstücke von Hissarlik hoch interessant" und zwar „vom großen Gold- und Silberschatze bis zu dem Skelettfragment eines 4000 Jahre alten Sechs-Monat-Fötus" und nannte sie „eine Bereicherung der Wissenschaft, einen Schmuck der Museen", und das ohne jede Einschränkung. (Vgl. „Nord und Süd" Heft 196, Juli 1893.) Aber in der „Deutschen Bauzeitung" vom 21. Oktober vor. Jahres nennt derselbe sie: „— — ehrlich gesagt — doch sehr roh, sehr primitiv" und meint: „Selbst das Prachtstück, so sehr man mit ihm prahlte, der „große Goldschmuck" . . . nun, er war immerhin etwas, das allen Museumsbesuchern, besonders den Damen interessant war, die sich aus den so und so viel tausend Spinnwirteln, Feuersteinsplittern, Reibsteinen und dergl. nichts machten, aber gegenüber den Metallarbeitern von Mykenä mußten die trojanischen desselben Zeitalters doch sehr in der Kunst zurückgewesen sein."

Seltsamer Wandel der Anschauung! Harmoniert vortrefflich mit dem Interesse der Entdecker des „wahren" homerischen Troja, diesem zuliebe, das nichts bietet als mykenische Scherben, das Goldgerät des nunmehr bloß noch herakleischen herabzusetzen. Vergebliches Bemühen! Eine ganze Reihe dieser Goldsachen sind mykenische Ware! Doch davon nachher!

* * *

Um dem geehrten Leser ein selbständiges Urteil über die Befestigungen dieses nunmehr herakleischen Troja zu ermöglichen, soll das Nachfolgende quellenmäßig darlegen, wie „ein geschichtskundiger Kriegsbaumeister, oder um modern zu sprechen — Ingenieuroffizier" dieselben analysiert hat. Als solch ein „Kriegsbaumeister" präsentierte sich in der Vossischen Zeitung vom 10. Mai 1891 (Sonntags-Beilage) der Generalmajor z. D. Gustav Schröder. Dieser hatte 1888 im „Archiv für Artillerie und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres" aus Schliemanns Ausgrabungen Gewinn für die Geschichte der Befestigungskunst zu ziehen versucht und Mykenä, Tiryns und Hissarlik-Troja die drei ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst genannt, erklärte aber nun in der genannten Zeitung, das heiße nach Phantasie und Wunsch urteilen, und strich im Jahrgang 1892 (Februar-Heft) des Archivs Hissarlik-Troja wieder aus der Reihe jener Denkmäler. Es heißt dort S. 66: „Wir (plur. maj.) hatten unsererseits im Schliemannschen Troja etwas fortifikationsgeschichtlich Besonderes nicht

gefunden, wir sahen höchstens eine polygonale Umschließung, oder genauer, deren Unterbau im Charakter einer den unregelmäßigen (Berg) Abhang zur Terrasse gestaltenden Stützmauer. Die Türme, welche Dörpfeld der Mauer zugeschrieben hatte, ließen wir nicht gelten; ihrer Lage nach konnten die als Turmsubstruktionen angesprochenen Mauervorsprünge nur für Strebepfeiler angesehen werden."

In der That, wie kann da von Befestigung die Rede sein! Festungs-Türme erkennt der Herr General nicht an und sagt sogar (Deutsche Bauzeitung vom 9. Mai 1891): „Man sollte kaum glauben, daß ein Architekt in diesen Vorlagen etwas anderes sehen könnte, als Strebepfeiler, angelegt, um die Mauer standfester zu machen."*) Thortürme nennt der Herr General gar „Phantasiegebilde" (Archiv 1892, S. 97) und findet meinen Einwurf, für eine Burg habe das Ding zuviele Eingänge (sieben!) „vom Ingenieurstandpunkt ganz fein" (Vossische Zeitung 1891, Nr. 213), fügt aber hinzu: „Thore entscheiden die Frage nicht, Thore braucht Herr Böttticher so gut wie wir, wir brauchen uns dabei nicht aufzuhalten." Bleibt also nur „die Umschließung oder genauer deren Unterbau im Charakter einer Stützmauer", aber — diese „Umschließung" ist nicht einmal eine vollständige, wie es doch für eine Burg nötig wäre.

„Fortifikatorischer Betrachtung zu unterziehen ist nur die Zone des Mauerringes, der zumeist unbestritten Futtermauer, Terrassenstützmauer, von wechselnder (von 1 bis 10 m) Höhe ist", sagt General Schröder und stellt dabei fest, daß in diesem Ringe eine ca. 300 m breite Lücke besteht:

„Längs des nördlichen Umfang-Drittels hört leider jede Spur von künstlicher Terrassenbegrenzung auf" (folgt die Frage, ob sie nie bestanden hat oder von Schliemann zerstört wurde**) „gefunden ist jedenfalls nichts worden. Ich kann nicht verschweigen, daß dieses fehlende Drittel im Ringe unangenehm ist. Für uns nämlich, die wir die Burg von Troja beweisen zu können wünschen und hoffen. Dem Hauptmann Böttticher kann das gleichgültig sein. Er braucht nur die Terrasse: die Terrasse findet ihren nördlichen Abschluß am natürlichen Felshang. Wir aber brauchen den geschlossenen Ring, von dem ein Drittel thatsächlich nicht vorhanden ist. Wir müssen also hier bereits ergänzen!"

Ergänzungen sind meist Luftgebilde. Die Geschichte der Archäologie ist die der mißlungenen Ergänzungen.

Der nicht geschlossene Ring weist südöstlich, wo die steinerne Untermauer nur 1 m hoch ist, eine 2,7 bis 4 m dicke und bis 4 m hoch erhaltene, ebenfalls mit Strebepfeilern ausgestattete Mauer aus ungebrannten Ziegeln auf. General Schröder vermißt auch hier „jede Spur von einer Verteidigungseinrichtung".

„Was sie zur Verteidigungsmauer stempeln würde, das ist — Dörpfelds Ergänzung der thatsächlich fehlenden oberen Hälfte!"

Dörpfeld „vermutet" nämlich, die Mauer sei noch einmal so hoch gewesen und habe oben nach Art der mittelalterlichen Stadtbefestigungen einen bedeckten Wehrgang getragen. Natürlich heißt das ins Blaue hineinphantasieren, weil keine Spur zu dieser Vermutung berechtigt. General Schröder gebraucht zwar nicht diesen Ausdruck, aber er sagt:

---

*) Dörpfeld beruft sich für seine „Türme" jetzt auf eine unlängst in Eleusis gefundene Inschrift, worin Strebepfeiler an der Umfriedung des Demeter-Heiligtums „Pyrgos" plur. Pyrgoi genannt werden. Pyrgos heißt in unseren Lexicis Turm, bedeutet nun aber nach jener Inschrift auch Strebepfeiler. Das mag Dörpfeld berechtigen, die Strebepfeiler von Hissarlik wie die von Eleusis Pyrgoi zu nennen, aber zu der deutschen Benennung „Türme", die hier die Deutung „Festungstürme" einschlösse, berechtigt es offenbar nicht.

**) Schliemann hat zwar Vieles zerstört, aber jede Mauer, welche er niederlegen zu müssen glaubte, gewissenhaft angegeben. — Die aus der Luft gegriffene Vermutung, die Einwohner von Sigeion hätten die Steine weggeholt, verdient kein Wort. Eine Ueberlieferung derart spricht zwar von Troja, aber nicht von Hissarlik-Nordseite.

Digitized by Google

„Dem Mauertorso ist es nicht anzusehen (wie der Forstmann irgend einem Stubben es anzusehen vermag), wie seine Krone beschaffen gewesen" (Archiv S. 105) und fügt an anderer Stelle (in Nord und Süd 1893, S. 65) hinzu:

„Bei der Mauer kann nur die Krone bezeugen, ob das Werk zur Verteidigung eingerichtet gewesen ist. Es könnte dem vorliegenden Befunde nach auch nur eine Einfriedigung gewesen sein. Eine stattliche allerdings, aber doch auch nur assyrisch-babylonischen Vorbildern entsprechend und der Würde einer Kultstätte durchaus angemessen. An den unzweifelhaften Analogien der trojanischen Baukunst (der ägyptischen und assyrisch-babylonischen) sind Strebepfeiler sehr häufig, auch bei entschieden nicht zur Verteidigung bestimmten Mauern." *)

Ebenso lesen wir im „Archiv" 1892, S. 106:

„Zwingt doch der Mauergürtel in seiner Trümmerhaftigkeit nicht einmal zu der Annahme, daß er überhaupt eine Festungsmauer sei! Ja, schon indem wir das Wort ‚Ring' oder ‚Gürtel' gebrauchen, ergänzen wir den Befund nach Phantasie und Wunsch, denn längs des natürlichen Felshanges an der Nordseite ist keine Spur von Mauer festgestellt."

Wir sehen, wie wichtig dem Kriegsbaumeister offenbar jene für eine Burg so fatale Lücke „das fehlende Drittel im Ringe" erscheint. So sagt derselbe auch in „Nord und Süd" 1893 S. 64, nachdem er das Gelände auf der Nordseite, das übrigens dort keineswegs wie er meint „in steilem Felshange", sondern nur in Erde und auch nur mit 45 Grad (hier und da vielleicht 60 Grad) abfällt, als „schwer- aber nicht unzugänglich" gekennzeichnet hat:

„Die Beschaffenheit des Geländes würde den Kriegsbaumeister nicht davon entbinden, einen geschlossenen Ring herzustellen. Daß ein solcher bestanden habe, nehmen Schliemann und Dörpfeld an, nachgewiesen ist er bis jetzt noch nicht!"

An diese Forderung eines geschlossenen Ringes knüpft der Kriegsbaumeister in der Deutschen Bauzeitung vom 6. Mai 1891 (Nr. 36) sogar die Bemerkung:

> „und wenn der Kritiker sich streng an das hält, was da ist und Ergänzungen (Rekonstruktionen) nicht duldet, dann sind wir eigentlich bereits fertig".

Derselbe Kritiker will

> „aber nicht zu streng sein und der wohlwollenden Phantasie (oho!) gestatten, den Ring zu schließen"

und gelangt auf diesem Wege endlich zu dem Schluß:

> „Türme sieht er unter allen Umständen nicht. Daß die Mauern und Thore einer Burg angehören, ist möglich — er will sogar zugeben wahrscheinlich — aber erwiesen ist es nicht."

Streichen wir das Thatsächliche auch in dieser Abhandlung sozusagen rot an, so treten aus dem üppigen Geranke der Phantasie immer wieder die drei Thatsachen hervor:

der Ring ist nicht geschlossen,
Festungstürme existieren nicht,
von einer Verteidigungseinrichtung der Mauer ist nicht die Spur vorhanden.

Diese Thatsachen machen eine Burg gewiß nichts weniger als „wahrscheinlich".

Und wirklich ist „der Kritiker" in anderen Abhandlungen objektiver. In der „Vossischen Zeitung" vom 10. Mai 1891 (S. B. Nr. 19) — merkwürdigerweise also zur selben Zeit, als er jenen Bauzeitungsartikel schrieb — resumiert er, wie folgt:

> „Wer nicht mit dem fertigen Glauben (an Dörpfelds Burg) herantritt, der muß sagen, daß der ruinenhafte Zustand keine Entscheidung gestattet"

*) Das ist meinem Buche „Hissarlik wie es ist" entnommen, wo ich auf Grund meines Studiums der Werke Masperos, Rawlinsons, Taylors u. a. diese erst von mir ermittelten Analogien dargestellt und illustriert habe. In keiner Schrift ist vordem auch nur eine Andeutung davon zu finden.

Digitized by Google

und schließt mit folgendem scharf pointierten Satze:

„Wenn die mehrerwähnten Zehn (Schliemanns Zeugen, ‚Archäologen und Gelehrte ersten Ranges') die Feuernekropole verwerfen, so hat der archäologisch-ungelehrte Ingenieur nichts einzuwenden; wenn sie aber der Ruine Hissarlik den fortifikatorischen Charakter zuerkennen, so sagt der Ingenieur: Sie haben nach Phantasie und Wunsch geurteilt, nicht nach der nüchternen Thatsache".

Was ist hier „nüchterne Thatsache?"

Antwort: Die Nichtgeschlossenheit des Ringes, die Nichtexistenz von Festungs-Türmen, die Nichtexistenz jeder Spur von Verteidigungseinrichtung der Mauer — also insofern die Unbestimmbarkeit der Ruine, d. h. man kann und darf nicht sagen, diese Ruine sei eine Burg.

Und deshalb ist es ganz natürlich, daß Schröders Analyse derselben im „Archiv für Artillerie- und Ingenieuroffiziere" 1892, die ausführlichste von allen, zu dem Schlusse gelangt:

„Löschen wir vom Verzeichnis das dritte der ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst und begnügen wir uns mit Tiryns und Mykenä!"*)

Alledem entspricht auch das in „Nord und Süd" (Heft 196) Juli 1893 abgegebene Urteil, das „aus bautechnischen, insbesondere kriegsbau-technischen und geschichtlichen Gründen" dahin lautet, daß

„das Aufgedeckte nicht genüge, die Ruine als die eines Burgbaues oder wiederholter Burganlagen zu erkennen".

Es ist aber bis zur Stunde von dieser Ruine nichts Neues aufgedeckt worden, und deshalb bleibt es unerlaubt, sie eine Burg zu nennen.

* * *

Hier mögen nun einige Berichtigungen im Anschluß an meine Erklärung im Januarheft eine Stelle finden. Diese Berichtigungen wenden sich gegen das anon. „Nochmals Trojanische" im Dezember-Heft.

Ich bitte den geehrten Leser, der Anschuldigung S. 1314, mein „Trojanisches" im September-Heft hätte „den Kriegsbaumeister" nicht loyal verwertet, das auf identische Citierung in „Nord und Süd" (Dezember-Heft 1892) ergangene Zeugnis eben dieses Kriegsbaumeisters gegenüberzustellen:

„Böttticher hatte meine Zeugenschaft nicht erbeten; er hatte es auch nicht nötig; was gedruckt ist, konnte er beliebig verwerten, wenn er es nur ehrlich und gewissenhaft that.

Das hat er gethan!"

(„Nord und Süd", Juli 1893.)

Gegenüber dem wegwerfenden Ausdruck „der ehemalige Artillerie-Hauptmann" sei bemerkt, daß bei uns pensionierte Offiziere, die das Recht haben, die Uniform ihres Regimentes zu tragen, offiziell zur Klasse der „inaktiven Offiziere" rechnen. „Ehemalig" hat einen Beigeschmack.

Gegenüber der unzutreffenden Darstellung S. 1303 (Konferenz in Hissarlik) verweise ich auf mein Buch „Hissarlik wie es ist" SS. 16—19, 48—50, 58—59 und konstatiere, daß S. 1001 im September-Heft unangefochten ist.

Gegenüber dem „Netz von Balkenhölzern" S. 1307 sei auf „Hissarlik wie es ist" S. 21 und 88—89 hingewiesen.

*) Dazu rät General Schröder a. a. O. „vorsichtshalber", — nicht etwa vorläufig; das letztere Wort kommt nirgend vor. Die Löschung ist definitiv gemeint.

Digitized by Google

Uebrigens wäre eine Holzverankerung in den Lehmwänden keineswegs ein Hindernis für die Deutung des Gemäuers als Feuernekropole, denn diese Einfassung der Scheiterhaufen wurde für jede Verbrennung neu hergerichtet; die Verankerung, das Fachwerk im Lehm, konnte ruhig mitverbrennen. Wohlunterrichtete werden wissen, daß im südöstlichen Asien noch ganz andere Konstruktionen in Holz rings um den Scheiterhaufen errichtet werden, als das bischen Holz im Lehm zu Hissarlik, reineweg zum Mitverbrennen samt kostbarer Draperie. Römische Schriftsteller berichten Aehnliches aus antiker Zeit. Ich mache aufmerksam auf die bezüglichen Bräuche in Siam und Birma. Auch, was F. Grabowsky aus Süd-Borneo berichtet hat (vgl. „Ausland" 1884, S. 469ff.), ist für die Vergleichung mit gewissen Erscheinungen in Hissarlik sehr lehrreich, eingeschlossen das Nichtmitverbrennen kleiner Kinder bis zum 7. Jahr.

* * *

III.

Homerische Fata Morgana im Jahre 1893.

Die nun in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie und in den Atheniischen Mitteilungen des K. D. Archäologischen Instituts vorliegenden Berichte über die vorigjährigen Ausgrabungen und den Ersatz des nicht länger haltbaren Troja von 1882 durch ein „neuentdecktes" bestätigen die Richtigkeit des Urteils, welches ich auf Grund meiner genauen Kenntnis der einschläglichen Verhältnisse alsbald abgeben konnte. Dies in Kürze auch in Fußnoten zu meinem „Trojanischen" im September-Heft dieser Blätter niedergelegte Urteil fußt nicht, wie behauptet wird, auf dem bekannten „ungenauen Standard-Telegramm". Keineswegs! Ich bin und war völlig orientiert.

Unsere Trojaner konnten das Troja von 1882 nicht länger halten. Der zehnjährige Kampf dagegen war doch wirksamer gewesen, als öffentlich zugegeben wurde. In ihrem Bestreben, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, haben sie sich nun in eine Sackgasse verrannt. Schon Professor Dr. A. Brückners Aeußerung in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, man wolle die Priamosburg nun außerhalb der 2. Schicht suchen in Fundamenten, die daneben noch im Hügel steckten, ließ ahnen, was kommen werde. Nur das war nicht zu erwarten, daß man dies so ganz sich selbst widerlegend motivieren werde, wie es geschehen ist. Die Motivierung des in der 6. Schicht „entdeckten" neuesten „homerischen" Troja: „die Auffindung mykenischer Scherben bezw. ‚Bügelkannen' in der 6. Schicht nötige zu der Folgerung, daß in dieser die Burg gelegen haben müsse, um welche der trojanische Krieg geführt worden sei" ist eitel Dunst, denn es ist nicht wahr, daß Mykenisches erst dort gefunden worden sei. Das Troja von 1882 ist daran viel reicher.

Seit Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä heißt bekanntlich die Zeit, in welche der trojanische Krieg fällt, das mykenische Zeitalter. Ihm gehörte das von Homer in nachmykenischer Zeit besungene „homerische Troja" an. Die mykenische Kultur (deren Blütezeit zwischen 1700 und 1100 gesetzt zu werden pflegt) beruhte auf einer engen durch die Phönizier vermittelten Verbindung mit dem Morgenland und ging unter, als die einwandernden Dorier die Phönizier vom ägäischen Meere verdrängten und den Grund legten zur hellenischen Kultur. Das anfangs ziemlich naturalistisch gerichtete phönizische Kunstgewerbe, das babylonische und ägyptische Vorbilder vermischte, liebte Verzierung mit Spiralen und Wellenlinien, Rosetten, Pflanzen- und Thierfiguren (Algen, Polypen), und diese sind es auch, die die sogenannte mykenische Kunst charakterisieren. Nun ist es eine unabweisbare Thatsache, daß Fundstücke von diesem Charakter in der „trojanischen Burg" von 1882 sehr zahlreich sind, was im Einklang steht mit

dem Grundriß der Gebäude. Schliemann selbst, aber nicht er allein, wies darauf hin. In seiner gefeierten Sammlung in Berlin (und abgebildet im Ilios) sehen wir Goldschmuck, dessen Verzierung mit Rosetten und Spiralen den charakteristischen Formen der mykenischen Kultur angehört. Namentlich hübsche mit vier Spiralen verzierte Schieber, die zu Halsketten aneinander gereiht wurden (Ilios Nr. 836, 838, 853, 909) und Scheiben aus Goldblech mit sternartigen Rosetten (Ilios Nr. 903, 904) kommen genau so in Mykenä vor, und ebenso haben goldene Haarnadeln oder Spangen wie Ilios Nr. 834, 835, 848—50 ganz und gar mykenischen Charakter. Auch das Pflanzenmotiv (Blätter und Blüten) der Diademe, namentlich Nr. 687, und des rosettengeschmückten Ohrgehänges Nr. 920 weist nach Mykenä. Kostbare Armbänder (Ilios Nr. 873 und 874) sind plastisch über und über mit mykenischem Spiralornament verziert, und zwar mit demselben, das auf den schönen Thonvasen Ilios Nr. 231, 233, 240, 349, 354, 355 u. a. in ebenfalls plastischer Ausführung wiederkehrt und auch im Buche Troja S. 162 erwähnt ist. Ueberhaupt sind sehr viele Gefäße, Scherben und Wirtel der „Burg" von 1882 mit Pflanzenornament (namentlich mit Palmen, doch auch mit einer rosen- oder sternartigen Blume, z. B. Ilios Nr. 230, 257, 293, 302, 303, 349, 353, 354, 389, 520, 1809, 1887, 1902 u. a.), mit Wellenlinien und Spiralen verziert, und auch der mykenische Polyp (Tintenfisch) erscheint in brauner Malerei auf einem Vasendeckel (vergl. Ilios Nr. 264, auch 484). Was die Form der Vasen angeht, so weist schon Schliemann wiederholt auf Aehnlichkeiten mit mykenischen hin, die sogar schon in der 1. also ältesten Schicht auftreten, wo ein roter Thonbecher genau die Form mykenischer von Thon und Gold hat (Ilios S. 256 und Nr. 51). Auch die in Mykenä so häufigen siebartig durchlöcherten Gefäße sind in der 2. „Burg" (von 1882), aber auch in der vierten, „nicht selten" (Ilios S. 418). Also lauter Mykenisches in der „Burg" von 1882! Im Einklang hiermit steht ja auch der Charakter ihrer Baulichkeiten, denn es ist eine allbekannte Thatsache, daß sich die (anfangs für Tempel angesprochenen) „Paläste" der „Burg" von 1882 „haarklein ebenso" (wie Schliemann schrieb) 1884 in den Ruinen von Tiryns und 1886 in dem „Atridenpalast" der „Burg" von Mykenä wiedergefunden haben. Diese Uebereinstimmung der „Megara" (Plur. v. „Megaron", terminus technicus für gewisse besonders charakteristische Theile jener „Paläste") galt seitdem als ein Hauptbeweis dafür, daß die 2. „Burg" (von 1882) wirklich die von Troja sei, und zwar des homerischen, dem mykenischen Zeitalter angehörigen. Alle seine Vorkämpfer haben das triumphierend hervorgehoben.

Was soll man nun dazu sagen, daß diese Leute ihren eigenen „Beweis" jetzt, wo die 6. Burg das homerische Troja sein soll, also allein ein Seitenstück zu Mykenä und Tiryns abgeben darf, verleugnen und gänzlich ignorieren! In den „Athenischen Mitteilungen" kennt Dörpfeld außer den in der 6. Burg aufgefundenen Megara solche nur noch in Tiryns und Mykenä, und in dem Brief an Virchow vom 15. Juni (siehe Zeitschr. f. Ethnologie) schreibt er, die Megara der 6. Schicht könnten sich dreist neben „den Bauten" (ei ei!) der 2. Schicht und neben „den Megara" von Tiryns und Mykenä sehen lassen. Also „die Bauten" der 2. Schicht oder „Burg" von 1882 sollen nicht mehr als „Megara" gelten!!!

Was soll man ferner dazu sagen, daß der nicht besser orientierte Leser aus den „Athenischen Mitteilungen" wie schon früher aus dem „Bericht über die Ausgrabungen von 1890" (S. 60) die irrige Vorstellung gewinnen muß, als sei die Auffindung mykenischen Kleingerätes in Hissarlik etwas ganz Neues, und als sei dergleichen erst in der 6. Schicht zu Tage gekommen!!! Nicht einmal in dieser sind solche Funde neu, denn im Ilios sieht der Kenner unter „6. Stadt" mykenische Typen abgebildet, z. B. einen Vasenhenkel mit einem Kuhkopf, eine Spange mit einer Taube, eine Elfenbeinscheibe mit laufenden Tieren, siebartig durchlochte Gefäße, und die vielberufene Doppelaxt, die, bildlich in mykenischer Goldarbeit zwischen den Hörnern eines Kuhkopfes dargestellt, hier aus Bronze in natura gefunden ist und (nach Schliemann) ganz dieselbe

Gestalt hat wie die ebenfalls bronzenen in Mykenä. In keiner Schicht ist jedoch, wie oben gezeigt, soviel Mykenisches gefunden worden wie in der zweiten, also gerade in der, die nun nicht mehr das „homerische" Troja sein soll.

Es wird aber unseren Trojanern nicht gelingen, die vorstehend aufgeführten Proben mykenischen Kunststiles aus dem Troja von 1882 hinauszudisputieren. Die Wissenschaft wohnt nicht bloß in Deutschland, und noch weniger einzig an der Spree. Sie wird die Thatsache nicht unterdrücken lassen, daß ganz insbesondere die Goldschmucksachen Ilios Nr. 834, 835, 836, 838, 848—850, 853, 903, 904, 909 und 920 kunstwissenschaftlich längst als mykenische importierte Waare anerkannt sind.

So steht es mit der neuen Weisheit, mykenisches Gerät sei erst in der 6. Schicht gefunden worden, und das bedinge die Anerkennung ihrer „Mauern und Türme" als das von Dörpfeld entdeckte wahre homerische Troja!

* * *

Was es nun mit den „Mauern und Türmen" des neuesten „Troja" für eine Bewandtnis hat, werden wir durch Vergleichung der vorigjährigen Ausgrabungsergebnisse mit früheren erkennen. Es liegt auf der Hand, daß der Schutthügel Hissarlik bei fortschreitendem Wachstum stets neuer Stützmauern bedurfte, nachdem der Schutt die alten begraben hatte. Daher kommt es, daß bereits Schliemann fortwährend auf „Befestigungsmauern" stieß (vergl. Ilios SS. 47, 48, Troja SS. 23, 24). Befestigungsmauern waren es freilich, aber nicht in fortifikatorischem Sinne! Sie mußten doppelt und dreifach stark sein, sobald das historische Ilion dort die durch Ruinen und Inschriften beglaubigten Tempelbauten aufführte. Die Ilier trugen den obersten und lockersten Schutt ab und stützten, wie schon die Bebauer der inzwischen längst begrabenen Terrasse (2. „Burg") gethan hatten, die Hänge durch Böschungsmauern. Diese, die mit denen jener Terrasse im großen und ganzen parallel laufen, kamen natürlich in höheres Niveau und so weit von jenen entfernt zu stehen, wie der Hügel inzwischen an Umfang zugenommen hatte. Ihre Stärke unten 5 m, dann von halber Mauerhöhe ab 2,5 m, entspricht der Belastung des Schuttes mit großen und tief fundamentierten Gebäuden. Nach Dörpfelds Plänen und Photographien ist die Sachlage diese: „Beide Umgürtungen, „die altbekannte wie die neuentdeckte, können als Ellipsen aufgefaßt werden, sind aber „excentrische. Gemeinsam ist ihnen im Norden die Strecke längs des Steilabfalls zum „Dümbrek-Thal. Von da ab schwingen sie sich divergierend in dem Maße, daß der „umschlossene Flächenraum der 6. Schicht etwa doppelt so groß ist als derjenige der „zweiten." Das sind die Worte des Generals Schröder. Mit anderen Worten: die „Burg" von 1893 ist etwa doppelt so groß wie die von 1882, die 96½ m in nord-südlicher, 107½ m in westöstlicher Richtung mißt.

Ist nun diese neue „Burgmauer", die Umgürtung der 6. (früher 5. genannten) Schuttschicht, wirklich eine neue Entdeckung, wirklich erst ein Ergebnis der Ausgrabungen von 1890 und 1893?

Antwort: Nein! Das ist aus folgendem Grunde ganz unmöglich! Bereits 1882 war der Schutthügel Hissarlik von allen Seiten ähnlich wie ein Napfkuchen angeschnitten und von tiefen Gräben, mehr oder weniger radial, durchquert. Wenn der geehrte Leser den Plan I im Buche Ilios betrachtet, so findet er diese Gräben bei X, NN, V, W, K, Z-L, Y-Z, R und Z[1]; dazu kam 1882 „der große Nordost-Graben" von K quer durch bis L. [Mithin ist es ein grober Irrtum (siehe das anonyme „Trojanische" des Dezember-Heftes S. 1311 — wo der Verfasser dies gar eine Thatsache von Wichtigkeit" nennt — und S. 1320), daß die „Fundstätte bis 1893 nur das Loch im Napfkuchen war und daß der als Ringwall stehen gebliebene Teil des Berges noch undurchsucht war."]

Notwendigerweise haben also jene Durchquerungen bereits jeden in dem Hügel enthaltenen Mauergürtel bekannt gegeben.

Wir verstehen jetzt auch, was es bedeutete, daß der vom preußischen Kultusministerium zu den Ausgrabungen von 1893 deputierte Prof. Dr. A. Brückner im Winter zuvor in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft erklärte, „man wolle die Burg des Priamos nun in gewissen Fundamenten außerhalb der 2. Burg suchen"; man hatte in trojanischen Kreisen ein fertiges Programm, nach dem im Sommer „entdeckt" werden sollte. Das wird jetzt widerwillig eingestanden in der Phrase: „Dörpfeld hat die Fährte aufgenommen, die er — zum letztenmal mit Schliemann gemeinsam arbeitend — vor drei Jahren gespürt hatte." Freilich ist auch das nicht wahr. Gerade er kannte alle jene Mauern schon seit 1882.

Werfen auch wir einen Blick darauf! Bereits von Schliemann war im nordöstlichen und östlichen Teil des Hügels nahe der Oberfläche, also wo jetzt ein Stück der „neuentdeckten" Burgmauer und ein „Turm" ausgegraben wurde, in den siebziger Jahren stattliches Mauerwerk (NO und K im Plan I) aufgedeckt worden, ebenso im südöstlichen Teil (bei Z), ferner laut Ilios S. 28 „eine stattliche aus großen Blöcken zusammengefügte Bastion ziemlich nahe an der Oberfläche" im südlichen Teil (Y im Plan I) — nun Turm im neuen Ring — und ähnliches Mauerwerk auch im westlichen Teil (R im Plan I), also überall, wo die obenerwähnten Gräben den Hügel angeschnitten und durchquert hatten. Verbinden wir nun diese Punkte, so haben wir die Umgürtung des neuesten Troja, die größere der Schröderschen Ellipsen.

Diese Umgürtung, die wiederum nur Böschungsmauer (Futtermauer) ist und „aus großen wohlbehauenen Kalksteinblöcken ohne Mörtel" besteht, pflegte Schliemann „Mauer des Lysimachos" zu nennen, weil Lysimachos, der bekannte Feldherr, Neu-Ilion mit einer Mauer umgeben hatte. Als aber Schliemann diesen Mauerzug, der „noch zu $^5/_6$ im Boden steckt, später am nordöstlichsten Ende des obenerwähnten Nordostgrabens (bei K im Plan I) wiederantraf, rechneten seine Architekten (Dörpfeld und Höfler) denselben zur 5. Ansiedlung. Der geehrte Leser findet die Einzelheiten, wenn er sie wissen will, im Buche Troja S. 22, 23, 211. Was uns hier unmittelbar angeht, ist dies: Im Unterschiede von den tiefer gelegenen Mauern besteht diese „in höchst solider Weise aus großen lagerhaften Steinplatten ohne Mörtel oder mechanisches Bindemittel". Die Steine haben „namentlich im unteren Teile der Mauer gewaltige Dimensionen". Die „an ihrer Außenseite leicht geböschte" Mauer hat „oben eine Breite von ca. 2,50 m, unten von 5 m infolge einer auf halber Mauerhöhe angebrachten Verbreiterung". Dem entspricht die von Dörpfeld in einem Bericht an Virchow vom 15. 6. 1893 (siehe Zeitschrift f. Ethnologie 1893) gegebene Beschreibung der Mauer des neuen homerischen Troja: „Ferner fanden wir die zugehörige Burgmauer als eine stattliche Steinmauer von 2,50 bis 5 m Dicke." Nach den „Athenischen Mitteilungen" (1893) ist dieselbe aus großen, nach Prof. Mystakidis im unteren Teil aus riesigen Steinen erbaut und zeigt an ihrer Außenseite eine regelmäßige Böschung. Sie steht noch mehrere Meter hoch aufrecht.

Demnach ist es sicher, daß dies die schon 1882 unter römischen Quadern aufgefundene und im Buche Troja S. 22, 23, 211 beschriebene mir wohlbekannte Mauer ist.

An diese vermeintliche „Burgmauer" von Troja ist nun nach Dörpfelds Auffassung „ein gewaltiger Turm" von etwa 18 m Breite an der Nordostecke vorgebaut, der im Inneren eine Treppe enthält und noch jetzt eine Höhe von mehr als 8 m hat (das will sagen, so tief im Hügel, im Schutt steckt). Die genaue Fügung der Steine und die saubere Bearbeitung der Ecken deutet auf griechische Zeit, so sagt Dörpfeld selbst, weist aber diese sich mit Gewalt aufdrängende Erkenntnis mit der leeren Betrachtung von sich, daß „Ilion damals (!) von zu geringer Bedeutung war, als daß es eine solche

Digitized by Google

Burgmauer erbauen konnte, und daß man an Ort und Stelle deutlich sehe, wie der Turm in griechischer Zeit überbaut, durch Hinzufügung einer äußeren Treppe teilweise entfestigt und schließlich in römischer Zeit unter gewaltigen Quaderfundamenten begraben worden sei".

Eine neue Entdeckung ist auch dieser „Turm" nicht. In seinen oberen Teilen habe ich ihn schon im Dezember 1889 gesehen. Betrachten wir ihn einmal genauer! Mit der Oberkante kommt er bis dicht unter die römischen Quaderfundamente, d. h. auf rund + 38 m Meereshöhe, und reicht mehr als 8 m tief, also unter + 30 m M.-H. hinab, steht also wohlfundamentiert auf dem Fels. Dort, neben einer schon 1872 horizontal in den Nord- bezw. Nordostabhang des Schutthügels hineingearbeiteten Plattform, 40 Fuß = 12 m unter der Oberfläche, also auf + 28 m M.-H., das ist in der Tiefe, bis zu welcher der „Turm" von 1893 hinabreicht, haben Schliemann und Dörpfeld im Jahre 1882 (nach Buch Troja S. 217) „eine sehr merkwürdige Mauerecke" oder (nach S. 240) „Turmecke", die „aus großen behauenen Muschelkalkblöcken ohne Bindemittel besteht und scheinbar aus makedonischer Zeit stammt", entdeckt. Schliemann sah darin wieder die Mauer des Lysimachos, und auch seine Architekten wiesen sie, wie Buch Troja zeigt, der Stadt Neu-Ilion, also der griechisch-makedonischen Zeit zu, was um so sicherer richtig ist, als „neben der alten Turmecke" der Troja Nr. 127 abgebildete weibliche Marmorkopf aus makedonischer Zeit lag. Das Mauerwerk besitzt „abwechselnd hohe und niedere Steinschichten", die im Aeußeren als Rustikaquadern bearbeitet sind. (Diese technischen Daten des Buches Troja rühren von Dörpfeld her.) Der geehrte Leser vergleiche nun, was 1882 und 1893 zu Tage gefördert worden ist! Kein Zweifel, 1893 ist „die alte Turmecke aus makedonischer Zeit" weiter aufgedeckt und „trojanisch" getauft worden.

Jedenfalls sind jene unmittelbar unter römischen Quadern gelegenen und, wie Dörpfeld von dem „Turm" sagt, in griechischer Zeit „überbauten" Mauern den Neu-Iliern zu Gesicht gekommen. Hätten diese nun, die bekanntlich den höchsten Wert auf angeblich trojanische Abstammung legten, die in Rede stehenden Mauern als trojanische ansprechen können, so würden sie dieselben ganz gewiß wie so manches andere den ihre Stadt besuchenden Fremden gezeigt haben, und so wären „trojanische Mauern" auch in die Berichte gekommen, die die lächerlichen ilischen Renommierstücke, z. B. die Leyer des Paris, den Altar, auf welchem Priamos erschlagen wurde, den Stein, worauf Palamedes die Griechen im Würfelspiel unterwies, und andere mehr beschreiben. Aber von einem Rest der nach dem Glauben jener Zeit von Poseidon und Apollon erbauten trojanischen Mauern ist weder bei Polemon noch bei Plutarch noch bei anderen Autoren die Rede, wenigstens hat nie etwas davon verlautet. Mit „trojanischen Mauern" hatten nicht einmal die Neu-Ilier renommiert.

Es fehlt also, alles in allem, jeder vernünftige Grund, Mauern, deren griechisch-makedonische also neu-ilische Herkunft auch Dörpfeld 1882 und noch im Dezember 1889 anerkannt und 1893 wenigstens noch erörtert hat, jetzt „trojanische" zu taufen, gleichwie sich der für den „homerisch-trojanischen" Charakter der ganzen 6. Schicht vorgebrachte Grund, ihr vermeintlich ausschließlicher Besitz von mykenischem Gerät, als ein erstaunlicher Irrtum erwiesen hat.

Somit war „die Entdeckung des homerischen Troja im Jahre 1893" eine Täuschung, wie der Wanderer sie erlebt, wenn er mitten in der Wüste plötzlich eine Stadt und blühende Gefilde zu sehen glaubt, eine Fata Morgana.

Schlußwort.

Der geehrte Leser ist noch nicht zufrieden und fragt, was bedeutet aber das 1893 aufgefundene Gemäuer. Die Antwort ist für den Kenner alles einschläglichen Materiales sehr einfach. Was zuvörderst den sogenannten Turm angeht, so ist dies Gemäuer nichts als die Fundamentierung jenes griechischen Gebäudes, das — wie Dörpfeld es in großartiger Verblendung ausdrückt — den „Turm" überbaute, bis derselbe unter römischen Quadern „begraben" wurde*). In Wahrheit hat auch der römische Bau diese gewaltige Fundamentierung, wie das Altertum solche gerade bei Tempelbauten liebte, wiederbenutzt. Also! An der Stelle, wo die Fundamentierung zum Vorschein gekommen, lagen 1872 Trümmer eines dorischen Apollotempels im Schutt, dorische Säulentrommeln und die berühmte Metope „Apollo mit der Quadriga der Sonne", und es war damals nicht ersichtlich, wo dieser Tempel gestanden haben könnte, d. h. Fundamente sah Schliemann nicht. Natürlich! Kam doch erst 1882 die erste „Mauerecke" davon zum Vorschein (s. o.)! Auf diese irrtümlich für einen Turm genommene, mit einer äußeren und inneren Treppe ausgestattete Fundamentierung, die bei 18 m Breite um ein nicht näher angegebenes Maß vor die bekannte Böschungsmauer vortritt, stelle ich jenen dorischen Apollotempel oder richtiger sein Propylaion, so daß es hinausschaut in das Dümbrek-Thal, aus dem, wenn Virchows Bemerkung in der „Zeitschrift für Ethnologie" 1890 S. 337 so zu verstehen sein sollte, „eine mit großen Steinplatten belegte Straße in Form einer Serpentine" zu ihm emporstieg. Die mehrerwähnte äußere Treppe führte dann vollends hinauf zu dem Thor (Propylaion). Die ganze Situation erinnert an die ebenfalls aus großen Quadern errichtete ähnliche Fundamentierung (L) im Süden, die dem sel. Schliemann damals gerade wie die nordöstliche nun Dörpfeld — als Turm erschienen war, bis Dörpfeld das im Buche Troja S. 120 abgebildete Propylaion darauf rekonstruierte. Es entspricht allgemein bekannter antiker Weise, Tempel und Propyläen wirkungsvoll an den Rand der Höhe vorzuschieben, und da Apoll, dessen Tempel unmittelbar auf den Dümbrek hinabsah, ersichtlich hier eine große Rolle spielte, so haben wir hier vielleicht (wie schon im Septemberheft dieser Zeitschrift 1893 bemerkt) das Heiligtum des thymbrischen Apollo zu erkennen, ein noch rätselhaftes, an dessen Fuß, wie Strabo (XIII, 598) sagt, der Thymbrios in den Skamander mündet, was für den Dümbrek, der in Vieler Augen mit Recht als der antike Thymbrios gilt**), zutrifft.

Nachdem feststeht, daß oben auf dem Schutthügel neu-ilische Tempel gestanden haben, muß der gesunde Menschenverstand auch die darunter gelegenen Schichten solange für neuilische halten, bis das Gegenteil durch ausschließlich vorgeschichtlichen Charakter hervortritt. Nun ist allerdings, wie nachgewiesen, „mykenisches" (also doch wohl vorgeschichtliches) Gerät bis zum Urboden hinab zu Tage gekommen, aber — nicht nur solches, sondern auch das der schon historischen Dipylonkultur. Was das ist? Nach wissenschaftlicher Lehre folgte der (älteren) Mykenäkultur die (jüngere) Dipylonkultur, so benannt nach der Hauptfundstätte ihrer Reste an dem atheniſchen Doppelthor

*) Nach Dörpfelds Beschreibung ist dieser Mauerklotz hohl gewesen und später ausgefüllt worden, um „festen Untergrund für ein neues Werk" zu gewinnen. Ich weiche also nur darin von D. ab, daß ich sage, diese Ausfüllung ist nach bekannter Art sofort geschehen.

**) Schliemann hat zwar den Thymbrios eine Meile nach Süden gerückt und (Ilios S. 90 und 796) behauptet, Inschriften, welche Frank Calvert in Ruinen am Kemar gefunden habe, ließen über die Identität des Fundortes derselben mit der Stadt Thymbra, also auch des Kemar mit dem Thymbrios keinen Zweifel, aber das ist irrig, denn abgesehen davon, daß der Name Thymbra sowohl bei Strabo wie bei Homer die Ebene des Thymbrios, nicht aber eine Stadt bezeichnet, enthalten jene Inschriften (publ. v. Le Bas et Waddington in »Voyage archéologique« III sub 1743 d. i. k. l. m.) weder den Namen Thymbra oder Thymbrios noch die leiseste Beziehung, die Schliemanns Behauptung rechtfertigen könnte.

Digitized by Google

(Dipylon). In der Dipylonkultur tritt an Stelle des Runden in der nun geometrischen Verzierung das Eckige, an Stelle der Spiralen und Wellenlinien das Zickzack. Im Hügel Hissarlik sind nun bereits in der ersten also untersten Schicht beide Stilarten nebeneinander vertreten, wie der geehrte Leser aus den Abbildungen Nr. 28—35 auch 58 und daneben Nr. 53 und 54 sowie 51 des Buches Ilios ersehen kann. Dieses Nebeneinander beider Stilarten, des vorgeschichtlichen Mykenätypus und des historischen Dipylontypus, wiederholt sich in allen Schichten, auch in der 6., wo z. B. die Kannen Ilios Nr. 1365 und 1366 mit Wellenlinien, Nr. 1368 und 1373 mit Zickzack verziert sind, bis in den oberen Schichten, etwa 2 m unter der Oberfläche, auch der Mäander in seinen Elementen angewendet ist, und dies Nebeneinander erklärt sich von selbst aus der bekannten Erfahrung, daß niemals ein Kunststil, der eine Weile allein herrschte, plötzlich wie abgeschnitten verschwindet, sondern mit dem neuen fortlebt und sich mit ihm mischt. Da nun bereits die unterste Schicht von Hissarlik — ganz im Einklang mit ihrer als eine historische Sitte bekundeten Embryobestattung (vgl. 1. Abschnitt) und im Einklang mit Virchows Urteil über die Schädel von Hissarlik*) — jenes historische Dipylongerät, und zwar besonders gut gearbeitetes, dessen eingeschnittene Ornamente mit weißer Farbe ausgestrichen sind, enthält, so reichen die Anfänge des Hügels Hissarlik nicht über den Beginn der Dipylonkultur, also nicht über die letzte Zeit des homerischen Epos hinaus, mit einem Wort, der ganze Hügel ist historischer Zeit angehörig, was jede Möglichkeit, daß er Reste von Troja bergen könne, ausschließt.

Welche eminente Bedeutung es hat, daß all das Gerät, auf welches unsere Anthropologie ihre darwinistische Märchenwelt aufgebaut hat, in einem der historischen Zeit angehörigen, höchstens bis 800 v. Chr. zurückreichenden Hügel wie in einem Museum vereinigt gefunden worden ist, das wird jeder, der meinen im Septemberheft dargelegten Anschauungen über die Verkennung der vorzeitlichen Funde zustimmt, alsbald erkennen.

*) In Virchows Akad. Abhandlung „Alttroj. Gräber und Schädel" S. 45: „Sie tragen in höchst auffälliger Weise das Aussehen von Knochen einer schon in vorgerückter Civilisation befindlichen Bevölkerung an sich." Einer dieser 4 Schädel lag in der 2. Schicht, 42 Fuß unter der Oberfläche des Hügels, 10 Fuß über dem Urboden.

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Zweiter Teil. Von Glatz nach Lützen.

IV.

Die Mansfelder und Dänen rückten in Schlesien ein, aber sie erfüllten die Hoffnung der evangelischen Glatzer auf Befreiung nicht; sie marschierten am rechten Oderufer entlang, in weiter Entfernung an der Grafschaft vorüber, um sich mit dem von Ungarn anrückenden Bethlen Gabor so rasch als möglich zu vereinigen, und überließen das unglückliche Land seinem Schicksal; und doch wie leicht hätten sie die Feste Glatz nehmen können, welche jetzt nur von ungefähr 100 Mann besetzt war! Bei einer Werbung, welche die Kaiserlichen in der Grafschaft, um 1200 Mann aufzustellen, vornahmen, brachten sie nur 270 Mann zusammen; die meisten waffenfähigen Leute entflohen und traten in Mansfelds Heer, namentlich in die alte Glatzer Truppe; und weder auf die Bürgerschaft, noch auf die zusammengetriebenen Leute konnten sich die Behörden verlassen; wenn eine auch nur mäßige Abteilung der Protestanten vor die Feste rückte, war sie verloren! Doch es geschah nicht. So wie die Bürger von Glatz, wünschten auch die ehemaligen Verteidiger der Festung, das Regiment von Baudissin, dringend, die alte Stätte ihres einstigen Wirkens, ihre treuen Kampfgenossen wiedersehen und befreien zu können; und gar oft erscholl aus ihren Reihen der Ruf: „Nach Glatz", namentlich von den zahlreichen, in ihren Reihen kämpfenden Kindern der Grafschaft, aber immer vergeblich; doch sie trösteten sich, daß sie ja vorwärts gingen, um den Kaiser zu besiegen, und daß dann die Befreiung ihres Vaterlandes ganz von selbst erfolgen würde.

Es war am späten Nachmittag des 30. Juli 1626; auf den äußersten Höhen des schlesischen Katzengebirges zu beiden Seiten der von Trebnitz nach Breslau führenden Straße war das Lager der dänisch-weimarschen Truppen, darunter der Baudissiner, aufgeschlagen; Konrad von Pauwitz saß vor seinem Zelte, welches dicht an der Kirche von Hochkirch, dem weithin sichtbaren, höchsten Punkte der Gegend, aufgeschlagen war; zu seinen Füßen lag die breite, prächtige Oderebene mit ihren grünen Feldern, in der Mitte derselben die zahlreichen Türme von Breslau und hinter ihnen, aber weit zurück, erkannte man die Gebirge der Glatzer Heimat. Sein alter Vogt kochte neben dem Zelte mit kundiger Hand das Abendbrot, während weiter hinten die Lagerstätten der Mannschaften

Digitized by Google

waren, welche mit ihren Weibern um die Feuer ſtanden und lagen oder dem ſchon fertigen, heute ſehr reichlichen Eſſen zuſprachen. Während Hab und Gut der evangeliſchen Bewohner ſtreng geſchont wurde, hatten die Truppen in dem Gebiet der Aebtiſſin des Nonnenkloſters von Trebnitz reiche Vorräte weggenommen und ſich davon ein leckeres Mahl bereitet. An dem mit Flaſchen dicht beſetzten Tiſch der Marketenderin ſaß eine Anzahl von Offizieren und Junkern, untermiſcht mit Gutsbeſitzern der Gegend, welche unter ihnen Freunde und Verwandte hatten, und ſangen, lachten und ſpielten; Panwitz hatte zuerſt bei ihnen geſeſſen, ſich aber bald weggeſtohlen, da ihm das laute Treiben nicht zuſagte; ſeine Kameraden, welche ihn ſeines immer gleichbleibenden Ernſtes wegen „den ſtillen Konrad" nannten, waren gewöhnt, ihn ſeine eigenen Wege gehen zu ſehen; ſie wußten, daß er ſich durch nichts aus ſeiner Zurückgezogenheit herausreißen ließ, achteten ihn aber hoch als einen ihrer tapferſten und tüchtigſten Soldaten und treuen Kameraden. Jetzt ſchaute er, in tiefe Gedanken verſunken, hinüber nach jenen Bergen, hinter denen ſeine Heimat und das Grab ſeines Vaters lag und hinter welchen er im Geiſt ſeine Geliebte wirken ſah, und ſummte dabei halb unbewußt den Vers des alten Volksliedes:

„Sollt' ich dich denn nimmer ſehen,
Nun ich ewig ferne muß!" . . . . .

Da kam von den Vorpoſten her ein Pikenier, begleitet von einem 16jährigen, ſchlank gewachſenen Burſchen, mit ſchwerem Schritt an ihn heran, ſtemmte, dicht vor ihm ſtehen bleibend, ſeine lange Pike auf die Erde, nahm ſeine Sturmhaube ab und meldete: „Lieutenant, hier iſt ein junger Menſch, welcher Euch ſprechen will."

Ehe Panwitz aber noch Zeit hatte, den Begleiter des Pikeniers zu betrachten, fühlte er ſich plötzlich von zwei Armen umſchlungen und hörte den jubelnden Ruf: „Konrad!" Da erkannte er ſofort ſeinen jüngſten Bruder, hielt ihn weit von ſich ab, um ihn genau betrachten zu können, und rief endlich voller Freude:

„Hans, Hans, wo kommſt du her?"

„Von Breslau und Glatz," antwortete dieſer, „und jetzt gehe ich nicht mehr von dir fort; behalte mich bei dir!" fügte er in dringend bittendem Tone hinzu. Konrad ſah mit warmem Gefühl und Stolz auf ſeinen jüngſten Bruder. Wie war der Knabe in den letzten vier Jahren gewachſen, wie hübſch, klug und offen waren ſeine Züge! Daß Hans gerade ihm ſprechend ähnlich war, konnte er nicht bemerken. Dann aber ſagte er:

„Willkommen, mein alter, lieber Hans! Das iſt ja eine ganz beſondere Ueberraſchung! Wenn es geht, will ich dich wohl bei mir behalten; vorher aber mußt du mir erzählen, wie du hierher kommſt."

Als Konrad dies ſagte, da ſchrie ſein junger Bruder laut auf vor Wonne:

„Gerettet!" — legte ſeinen Kopf an ſeine Bruſt und weinte und lachte durcheinander, ſo daß dieſer lange warten mußte, ehe er ſich beruhigte.

Vogt, der mannigfachſten Vorgänge gewöhnt, hatte zuerſt gar nicht auf ſeinen Herrn und deſſen jugendlichen Beſuch geachtet, ſondern rührte wacker mit ſeinem Löffel in einem am Feuer ſtehenden Tiegel; als aber Hans „Gerettet" rief, kam ihm dies doch ſonderbar und die Stimme bekannt vor; er erhob den Kopf, blickte nach der Gruppe herüber und erkannte zu ſeiner Freude den jüngſten Sohn ſeines Gutsherrn. Da legte er ſeinen Löffel raſch zur Seite, ging an die Brüder heran und begrüßte mit wahrhafter Zärtlichkeit ſeinen Freund Hans, welchem er einſt in Raiersdorf ſo manchen Pfeil geſchnitzt, gar manchmal aufs Pferd geholfen hatte. Dann aber ſagte er, ſich mit der Hand über die naſſen Augen wiſchend:

„Herr Lieutenant, der Junker ißt doch mit Euch, es iſt genug da; ich hatte heute ſchon ſo eine Ahnung, daß wir einen Gaſt haben würden; in einer halben Stunde iſt das Eſſen fertig; und dann wird er wohl auch im Zelt bei Euch ſchlafen; heute können wir ihn doch nicht mehr nach Hauſe laſſen?"

„Ich will auch gar nicht mehr nach Hause zurückkehren; ich bleibe bei euch und werde ein Reiter," warf Hans mit Entschiedenheit ein, worauf Konrad sagte:

„Ja, wenn es geht; doch das soll bald entschieden werden."

Vogt aber vergaß allen Respekt und rief:

„Nein, Junker Hans, Ihr bleibt hier und werdet ein Reiter, der Lieutenant muß es zugeben."

„Na na, Vogt!" sagte Konrad mit leichtem Lachen; „nur abwarten! Hans ißt mit mir und bleibt bei mir über Nacht."

Vogt ging wieder ans Feuer, indem er noch zu Hans sagte:

„Nur keine Bangigkeit, er behält Euch!"

Konrad aber sprach zu seinem Bruder:

„Komm näher ans Feuer, du bist erhitzt und es weht ein kühler Wind. Dort kannst du mir erzählen, wie es dir ergangen ist, mein alter Junge! Du scheinst Schlimmes durchgemacht zu haben."

Dabei führte er ihn zum Feuer, hüllte ihn vorsorglich in seinen Mantel und lauschte dann des jungen Bruders Erzählungen, welche er mitunter mit seinen Fragen unterbrach und von der auch der biedere Vogt trotz seiner Beschäftigung mit der Küche kein Wort verlor. Hans erzählte, daß er mit seiner Mutter und den Schwestern nach der Flucht aus Glatz in Breslau gelebt habe und nach der ersteren Tode zu ihrem Oheim ebendort gekommen sei und wie er dann mit den Schwestern dem Begräbnis des geliebten Vaters beigewohnt hätte; der Dechant Keck hätte sie abholen und nach Raiersdorf und dann, als jenes vorüber war, ihrem Wunsche gemäß zu Verwandten nach Reichenstein bringen lassen. —

„Nachdem ich dort ein paar Tage gewesen und mir das stille Leben langweilig geworden war," fuhr Hans fort, „beschloß ich, einmal wieder das alte Glatz zu besuchen und machte mich auch auf den Weg."

„Junge, um Himmels willen, du hast dich nach Glatz gewagt!" fiel Konrad erschrocken ein.

„Ja, und es ist mir auch sehr schlecht bekommen. Als ich dorthin kam, wurde mir unheimlich zu Mute; die Stadt lag halb in Trümmern und war wie ausgestorben; um doch wenigstens einen Bekannten zu sehen, ging ich in das Haus des Bürgermeisters Scholz, in welchem wir 1622 gewohnt hatten; ich hoffte, wenn sonst niemand, so doch die Frau Bürgermeisterin, die immer so freundlich gegen mich gewesen war, zu treffen. Als ich nun in das Haus trat, fand ich mich nicht zurecht, so sehr war alles verändert; während ich mich noch umsah, kam ein mir unbekannter Mann und fragte mich, wer ich wäre und was ich wollte; als ich ihm Bescheid gab, sagte er scheinbar mit großer Freundlichkeit: ich solle nur mitkommen, er würde mich zur Frau Bürgermeisterin führen; ich ging mit ihm, sah mich aber plötzlich, nachdem er mich in ein Zimmer geschoben hatte, vor einem katholischen Geistlichen, welchem mein Führer sagte:

„Hier bringe ich einen wertvollen Gefangenen, er ist ein Sohn des Hauptrebellen Bernhard von Panwitz."

Ich wollte erschreckt fliehen, doch der Mann hielt mich fest und schloß, mich mit dem Jesuiten allein lassend, die Thür von außen . . . ."

„Mein Gott", fiel Konrad ein, „du in den Händen der Jesuiten!"

„Ja! der Jesuit fragte mich nochmals nach meinem Namen und sprach dann:

„Mein Sohn! erkenne darin, daß du ohne unser Zuthun in unsere Hände gelaufen bist, den Finger Gottes, der dich auf den rechten Weg, zum wahren Glauben zurückführen wird."

Ich aber sagte ihm, daß ich bei meinem Glauben bleiben würde, und daß er mich sofort loslassen solle, da er kein Recht habe, mich festzuhalten.

„Nur gemach!" antwortete er, „schon mancher hat erklärt, für ewig evangelisch bleiben zu wollen und hängt jetzt begeistert an den Heilswahrheiten unserer Kirche."

Digitized by Google

Noch vieles sagte er; ich aber bat immer wieder, mich zu entlassen, oder zum Dechant Keck zu führen; doch vergebens; er erwiderte mir, daß die Jesuiten nicht unter dem Dechanten ständen; endlich wurde ich wieder dem Manne übergeben, welcher mich ergriffen hatte, und von diesem in ein Zimmer geführt, in welchem noch 3 andere Söhne von evangelischen Glatzer Edelleuten waren; einer von ihnen, Otto Mosch aus Eisersdorf, hatte sich stets geweigert, katholische Ceremonien mitzumachen; die beiden anderen rieten mir, so zu handeln, wie sie: äußerlich den katholischen Glauben anzunehmen, inwendig aber evangelisch zu bleiben; dies widerstrebte mir aufs äußerste; ich mochte mein Bekenntnis nicht verleugnen. Anfangs suchte man mich mit Freundlichkeit zu überreden; dann drohte man mir; eines Tages zwang man mich, mit in die Messe zu gehen; als ich aber dort nicht niederkniete, wollte man mich mit Gewalt zur Erde drücken; da warf ich mich flach hin und wehrte mich so, daß man mich des Gottesdienstes wegen loslassen mußte. Zu Hause angekommen, wollte mich ein Jesuit zur Rede stellen und, als ich entschlossen antwortete, schlagen; da wallte das Blut in mir auf, gewaltsam stieß ich ihn vor die Brust und sprang aus dem Zimmer, um zu entfliehen, doch die Hausthür war verschlossen, ich wurde wieder eingefangen."

Hans machte eine Pause; die Erinnerung an die ihm zugedachte und zu teil gewordene Behandlung brachte ihn von neuem in Aufregung; aber noch aufgeregter war Vogt, der mit seinem Kochlöffel einen furchtbaren Hieb durch die Luft führte und des Knaben sonst so ruhiger Bruder Konrad, der endlich sagte: „Und weiter?"

„Man brachte mich in eine Bodenkammer und erklärte mir, daß ich dort so lange bei Wasser und Brot eingesperrt bleiben solle, bis ich mich eines Besseren besonnen hätte und daß ich zur Strafe für meinen Widerstand gegen den Jesuiten am nächsten Tage vor allen Schülern gezüchtigt werden sollte. Anfangs raste und weinte ich vor Wut; als ich aber ruhiger wurde, fiel mir ein, daß ich ja als Knabe in diesem Hause, das die Jesuiten erhalten hatten, nachdem es dem gefangenen Bürgermeister einfach weggenommen worden war, öfter auf das Dach gekrochen wäre. Vielleicht könnte ich mich über dasselbe hinweg retten. Ich kletterte, um mich deshalb umzusehen, durch die Dachluke über mir auf dasselbe hinaus und fand, daß gerade unter mir die Dachrinne auf die Straße herabging, und als es Nacht war — es war Mondschein — kroch ich wieder auf das Dach und an der Rinne herunter bis auf die Straße."

„Hans, um Gottes willen, was hast du unternommen!" rief Konrad entsetzt; er schauderte; in seinen Gedanken sah er das blühende, lockenumgebene Haupt seines Bruders blutüberströmt auf dem Straßenpflaster liegen.

„Wenn die Rinne nachgab, warst du verloren!"

„Das wußte ich, aber lieber tot, als in den Händen der Jesuiten; und darf ein Panwitz sich schlagen lassen?"

Der treue Vogt, welcher jetzt den Kochlöffel aus der Hand gelegt und nur für seinen kleinen Junker Augen und Ohren hatte, atmete schwer vor Aufregung mit gefalteten Händen. Hans aber fuhr fort:

„Ich kam glücklich zur Erde; es wurde mir dann nicht schwer, ohne entdeckt zu werden, aus der Stadt zu gelangen, da die Mauer am Mühlgraben noch in Trümmern lag; dann lief ich ohne Unterbrechung nach Silberberg, von wo mich ein Beamter des Herzogs von Brieg, welchem die Stadt gehört, am nächsten Morgen nach Breslau mitnahm. Als ich wieder zum Oheim kam, welcher mich schon für verloren hielt, hörte ich zu meiner Freude, daß die ehemaligen Glatzer Truppen hier in der Nähe seien; ich hoffte bestimmt, daß ich dich unter ihnen finden würde, erzwang vom Oheim durch vieles Bitten die Erlaubnis, unter deiner Leitung Soldat werden zu dürfen, und eilte, so rasch ich konnte, hierher."

„Wo du auch bleiben sollst, mein treuer, tapferer Hans! Gott sei innig Dank für deine wunderbare Rettung!" rief Konrad, den jüngeren Bruder in stolzer Freude an sein Herz drückend, „so Gott will, bleibst du unter meinem Schutze und wirst

ein tüchtiger Kämpfer für unseren Glauben, um dessentwillen du schon soviel gelitten und gewagt hast."

„So ist es recht," sagte Vogt, „ich wußte es, daß Euch der Lieutenant nicht fortläßt; na wartet, ihr Pfaffen, wenn wir nach Glatz kommen!" Dann aber fiel ihm plötzlich sein ganz vergessenes Amt als Koch ein: „Potz Spieß und Hellebarden! mein Essen! das wird wohl ganz verbrannt sein!" — Schnell trat er zum nahen Feuer und untersuchte seine Töpfe; aber er mußte zufrieden sein, denn er schmunzelte befriedigt und deckte dann dicht an jenem den Tisch für seine beiden Herren.

Wie wunderbar glücklich und frei fühlte sich jetzt der eine von ihnen, Junker Hans, im Vergleich zu dem Leben bei den Jesuiten! Dort von offenen und versteckten Gefahren für Leib und Seele umringt, mit schmachvoller Züchtigung bedroht, in einem engen Raum gefangen gehalten; hier an der Seite seines geliebten Bruders, den er als Helden verehrte, unter Gottes freiem Himmel am Lagerfeuer, vor sich die für die Jugend so verlockende Aussicht auf ein ehren- und siegreiches Soldatenleben. Wie prächtig schmeckte ihm hier am Lagerfeuer das Essen, wie weit und herrlich that sich die Welt vor ihm auf!

„Nun Junker, wie schmeckts?" fragte Vogt, „wer hätte vor 5 Jahren gedacht, daß ich einmal für Euch kochen würde! Aber seitdem habe ich viel gelernt."

„Herrlich schmeckt es," antwortete Hans, „und das hast du gekocht?"

„Ich will unserem guten Vogt nicht unrecht thun; er hat gut gekocht; aber dir, mein lieber Hans," sagte Konrad, seinen Bruder über das Haar streichend, „würde heute wohl auch eine noch geringere Kost schmecken."

Hans mußte ihm nun vom Begräbnis des Vaters, den Schwestern und Verwandten erzählen. Endlich fragte Konrad:

„Und hast du in Glatz etwas von Martha von Reichenbach gehört? Sie war wohl noch dort?"

„Ich habe von ihr zwar gehört, aber nichts Gutes," antwortete Hans dem gespannt Zuhörenden. — „Eines Tages kam der Pförtner in unser Zimmer und sagte mit häßlichem Lachen: „Nun will ich Euch etwas Neues erzählen; heute ist Eure Ketzerheilige, die sogenannte Oberin Martha, auf unseren, d. h. der Jesuiten Wunsch endlich aus Glatz herausgejagt worden; sie soll geradenwegs in die Hölle gefahren sein!"

Hans sah nicht, wie furchtbar sein Bruder zusammenzuckte, und er fuhr, noch ganz empört in der Erinnerung, fort:

„Wir hätten den Kerl am liebsten zu Boden geschlagen, hofften aber, daß er uns nur belogen habe. Doch als ich nach Silberberg kam, hörte ich, daß sie wirklich ausgewiesen und nach Reichenstein gegangen sei."

„Weiter hast du nichts von ihr erfahren, wußte der Oheim nichts über sie?" fragte Konrad; als sein Bruder dies verneinte, geriet er, durch die Nachricht arg aufgeregt, in tiefe Gedanken, an welchen er, da dieser nichts von seiner Liebe wußte, Hans nicht Teil nehmen lassen konnte. Wo war Martha geblieben? Das war also der Dank für ihre Aufopferung!

Während Konrad so in Gedanken versunken war, schaute Hans sich neugierig und behaglich von seinem Platz aus nach allen Seiten um; da sah er plötzlich eine sehr lange, magere Gestalt mit ganz verwittertem, narbenbedecktem Gesicht, langem Schnurrbart und großen, steifen Schritten auf den Tisch zu herankommen; er erschrak und stierte mit offenem Munde auf die sonderbare, grimmig aussehende Gestalt.

„Guten Abend, Panwitz; das macht dahinten" — sagte der Ankömmling mit der Hand über die Schulter auf den Tisch der Offiziere zeigend — „wieder einen Lärm, daß man kein vernünftiges Wort reden und verstehen kann; die jungen Leute werden immer wilder und trinken immer mehr; gebt mir einen Platz bei Euch! — Doch," fuhr er plötzlich fort, indem seine Augen sich förmlich in des Junkers Züge hineinbohrten,

Digitized by Google

„was habt Ihr da für einen Vogel gefangen? entweder seid Ihr das selbst, wie Ihr im Jahre 1618 zu uns kamt, oder dies ist, so wahr ich Plato heiße, Euer Bruder!“

„Also das ist der berühmte Plato! den habe ich mir anders gedacht!“ sagte Hans sich enttäuscht im Stillen; er hatte sich unter diesem tapferen Helden einen schönen Mann von prächtiger Gestalt vorgestellt. Konrad aber sagte:

„Ja, Herr Hauptmann, das ist mein jüngster Bruder, der heute ganz überraschend hier zu mir gekommen ist. Er hat Schlimmes durchgemacht und wird jetzt, wie ich hoffe, ein tüchtiger Reiter werden. Ich will Euch seine Geschichte erzählen. Doch vorher, Vogt, einen Becher und einen Schemel für den Herrn Hauptmann!“

Plato setzte sich zu den beiden, streckte seine langen Beine weit von sich gegen das Feuer, stellte den Säbel zwischen dieselben und horchte, oft einen Fluch gegen die Pfaffen oder eine Drohung ausstoßend, dann wieder wohlgefällig Hans zunickend, der Erzählung des Lieutenants, welcher mit Stolz von dem Benehmen seines Bruders berichtete; als er geendet hatte, stand Plato auf, klopfte dem Junker auf die Schulter und sprach:

„Hans, du bist ja ein Wetterjunge! ich denke: du wirst gerade so sicher auf dem Pferde, wie auf der Dachrinne reiten; mit dir werden die Pfaffen keine Geschäfte machen. Das muß man Euch lassen, Ihr Pawitze seid Dickköpfe und Wagehälse, aber aus festem Eichenholze; Pawitz,“ fuhr er fort, sich an Konrad wendend, der bei seinen Worten tüchtig lachte, „den Jungen müßt Ihr mir geben; er wird mir meinen Freund Wolfram, welcher zu den Schweden ausgerissen ist, ersetzen.“

Hans war zwar sehr erfreut über das Lob des grimmen Plato, bekam aber einen Heidenschreck, als der Hauptmann diesen Vorschlag machte; er hatte durchaus keine Lust, seinen Bruder zu verlassen und vernahm es daher mit einem Gefühl der Erleichterung, daß dieser sagte:

„Verzeiht, Herr Hauptmann! so ehrend Euer Anerbieten ist, so möchte ich es doch nicht annehmen; ich will den Jungen nicht von mir lassen. Mit Wolfram war es etwas anderes; der war, als er zu Euch kam, schon lange beim Grafen Thurn in Dienst gewesen und hatte schon in der Belagerung viel erfahren; Hans kommt zum ersten Male in die Welt und in das Heer, da möchte ich ihn bei mir behalten, was ich bei Wolfram schon deshalb nicht konnte, da ich damals noch nicht Führer eines Cornets war.“

„Na, wie Ihr wollt; ich kann es Euch nicht verdenken; aber nicht wahr, mein lieber Hans, wir wollen Freunde werden, wie deine Brüder und ich es sind; ich fasse im allgemeinen schwer Vertrauen zu jemand; Euch vertraue ich.“

„Junge, der Herr Hauptmann thut dir eine große Ehre an, wenn er, ein so berühmter Kriegsmann, so freundlich zu dir ist!“

Hans aber hatte, erfreut darüber, daß er bei seinem Bruder bleiben konnte, jede Scheu vor dem alten Haudegen verloren und sah mit seinen offenen Augen dankbar zu dem grimmen Antlitz empor. — Nachdem Plato weggegangen war, ging Konrad mit Hans zum Feuer der Offiziere, um ihn diesen und den vielen Junkern vorzustellen. Der neue Rekrut wurde freudig begrüßt und fand hier manchen Verwandten und alten Bekannten, ja viele Schulkameraden, welche zum Teil noch jünger waren, wie er. Er war glücklich über das Wiedersehen und die Aufnahme, die er fand, und garnicht zufrieden, als Konrad zum Aufbruch mahnte; noch lange hätte er hier unter freiem Himmel, bei seinen neuen Kameraden und alten Freunden im Scheine des Lagerfeuers sitzen mögen. Das Gefühl der Rettung aus Gefahr und die Poesie des Feldlebens erfüllten sein junges Gemüt, als er sich neben seinem Bruder im Zelt auf das Lager legte, welches ihm Vogt vorsorglich zurecht gemacht hatte; mit wonnevollem Behagen, doch ermattet von den Anstrengungen des Tages, schlief er bald ein, das erste Mal auf freiem Felde; der Anfang eines wechselreichen, aber kurzen Soldatenlebens!

Digitized by Google

V.

Am nächsten Tage zogen die Mansfelder und Weimaraner, mit ihnen der neue Rekrut Hans von Panwitz, am linken Oderufer weiter nach Süden; sie erreichten am 12. August Oderberg, während zu gleicher Zeit der Feind, 5000 Wallensteinsche Reiter und Dragoner, unter Oberst Pechmann am anderen Ufer entlang marschierte und am 11. Stadt und Schloß Ratibor durch eine Dragonerabteilung unter Oberst von Hebron besetzte. Die Feinde standen sich jetzt auf geringe Entfernung gegenüber. Um dieselbe Zeit war aber auch Wallenstein selbst schon von der Elbe und Zerbst her auf dem Marsche, um dem Kaiser gegen Mansfeld und Bethlen Gabor zu Hülfe zu kommen, allerdings hatte er die schlesische Grenze damals noch nicht erreicht.

Am 12. August 1626 stand an einem Fenster über dem Thore des uralten Ratiborer Schlosses der Lieutenant Konrad von Panwitz und erwartete die Rückkehr des kaiserlichen Obersten von Hebron, zu welchem er vom Herzog von Weimar als Unterhändler gesandt war, um ihn zur Uebergabe von Stadt und Schloß aufzufordern. Vor dem Thore zu seinen Füßen hielten zwei seiner Reiter, der eine mit dem Pferde des Lieutenants am Zügel, der andere der notwendige Begleiter jedes Unterhändlers, ein Trompeter, und schwatzten mit den Mannschaften der Schloßwache und einigen müssig umherstehenden Dragonern. In der zur Verteidigung des Thores neu errichteten Schanze sah man einen Posten mit der Pike in der Hand stehen. Einer der Dragoner sagte jetzt zu dem weimarschen Reiter, welcher das Pferd hielt, des Lieutenants von Panwitz treuem Vogt:

„Euer Offizier sieht höllisch grimmig und ernst aus."

„Ja, ernst und mitunter recht streng ist er freilich," erwiderte Vogt, „aber wir sind doch zufrieden mit ihm."

„So, wie heißt er denn?"

„Panwitz."

„Wie, Panwitz? Gerade so, wie unser Lieutenant!" rief der Dragoner, „aus welcher Gegend stammt er denn?"

„So wie ich," erwiderte Vogt, aus der Grafschaft Glatz."

„Merkwürdig, unser Lieutenant soll auch von dort hinten, wo die Böhmen anfangen, her sein; vielleicht sind sie verwandt."

„Das ist wohl nicht der Fall," sagte Vogt im abweisenden Tone, „mein Lieutenant ist evangelisch, Euer aber . . ."

„Soll auch evangelisch sein;" unterbrach ihn der Dragoner, „was hat der Glaube noch mit unserem Kriege zu thun! Bei uns dienen viele Evangelische; doch seht Euch unseren Lieutenant an, dort kommt er."

Aus dem Schloßhofe von den Stallungen her kam ein junger Offizier, die Reitpeitsche in der Hand schwenkend, langsam auf die Gruppe und die Schanze losgeschritten, eine prächtige Kriegergestalt, groß, schlank, kräftig und mit einem hübschen Gesicht, welchem man Sorglosigkeit und Uebermut ansah. Kaum erblickte ihn Vogt, so murmelte er:

„Mein Gott, welche Aehnlichkeit!" und gleich darauf: „Wahrhaftig, es ist unser Junker Robert!" dabei übergab er rasch die beiden Pferde dem Trompeter, ging dem Offizier entgegen, hielt ihm die Hand hin und rief:

„Grüß Gott, Junker Robert!"

Erstaunt ob dieser Anrede und mit einem ziemlich hochmütigen Gesichtsausdruck sagte dieser von oben herab:

„Was willst du, wer bist du?"

„Entschuldigt, Herr Lieutenant, daß ich Euch so dreist begrüße, ich bin aber ein alter Bekannter; es ist ja natürlich, daß Ihr mich nicht wiedererkennt, da es 5 Jahre her sind, seit wir uns zum letztenmal sahen; ich bin Vogt vom Raiersdorfer Schloßgut."

„Wahrhaftig, jetzt erkenne ich dich; doch wie kommt es, daß wir uns hier wieder sehen, was machst du hier?“ rief nun der Lieutenant Robert von Panwitz erfreut, ihm freundlich die Hand reichend.

„Ich bin unter Graf Thurn in Glatz Soldat und bei Eurem Bruder Konrad Diener geworden und habe ihn heute hier herüber auf das Schloß begleitet, wo er bei Eurem Oberst als Unterhändler zu thun hat.“

„Was, mein Bruder hier auf dem Schlosse!“ rief der Lieutenant, indem Staunen, Freude und Schreck sich auf seinem Gesichte malten. „Wo ist er?“ Er schien zu schwanken, ob er sofort zu ihm eilen solle oder nicht, doch kam er nicht dazu, einen Entschluß zu fassen, da die Wache das Thor der Schanze öffnete und der Oberst Hebron mit starkem Gefolge hereinritt. Konrad von Panwitz hatte eben vom Fenster herunter verwundert die freundliche Begrüßung Vogts mit dem kaiserlichen Offizier bemerkt, aber auch seine Aufmerksamkeit fesselte, noch ehe er seinen ihm den Rücken zukehrenden Bruder erkennen konnte, der Eintritt jener Gruppe; es war natürlich, daß er sofort den Obersten in derselben mit seinen Blicken heraussuchte; er erkannte in ihm einen schon bejahrten Herrn, dann jedoch glitten sie alsbald zu der hervorragendsten Erscheinung des Zuges hinüber, der gebietenden Gestalt einer neben diesem reitenden, bildschönen, jungen Frau, welche jedem, der sie sah, auffallen mußte. Ihr rabenschwarzes Haar hing in einem langen Zopf hernieder von einem mit federgeschmücktem Hut bedeckten Kopf mit ansprechenden, nur etwas starken Zügen und blitzenden Augen, aus welchen man festen Willen und Uebermut herauslas; eine volle und doch biegsame Gestalt von seltenem Ebenmaß, saß sie auf ihrem schneeweißen Pferde, das sie mit leichter Hand lenkte, als wäre sie auf demselben geboren, und glich mit ihrer wettergebräunten Hautfarbe, den Pistolen im Halfter und der Feldbinde einer Zigeunerfürstin.

Eine kurze Weile starrte Konrad die Reiterin an, dann sagte er leise vor sich hin: „Ursula von Praedel, die Perle der Grafschaft! Nein, es ist kein Irrtum; aber wie kommst du hierher unter die Kaiserlichen?“

Dabei bog er sich, um sie genauer zu betrachten, weit vor und bemerkte, wie sie jenem Offizier, welcher mit Vogt gesprochen hatte, verstohlen einen lächelnden, vielsagenden Blick zuwarf, dann aber, als wenn sie sich überzeugen wollte, daß niemand diesen Blick gesehen habe, ihr Auge hebend, an den Fenstern über dem Portal entlang sah und, als es ihn traf, rasch zusammenzuckte. Die Anwesenheit und das Benehmen Ursulas war ihm ein Rätsel, aber er suchte seine Lösung nicht, da er annehmen mußte, daß sie, den wilden Sitten jener Zeit entsprechend, nur eine wenig erfreuliche sein konnte; er nahm sich vielmehr vor, seine Geschäfte bei dem kaiserlichen Befehlshaber so rasch als möglich abzumachen und dann sofort das Schloß zu verlassen, um einem Zusammentreffen mit jener auszuweichen. Als der Oberst Hebron erfuhr, daß ein feindlicher Unterhändler ihn erwarte, trat er sofort mit ihm in Unterhandlung, welche damit endete, daß er die Uebergabe von Ratibor entschieden verweigerte; als Konrad dann, nachdem er eine Einladung des Obersten zum Mittagessen höflich abgelehnt hatte, sich verabschiedete und das Schloß verlassen wollte, trat ihm aus einer anderen Thür im Vorzimmer seine Landsmännin, die schöne Ursula, entgegen und lud ihn ein, ihr in ihr Gemach zu folgen. Konrad mußte gehorchen. Darauf reichte sie ihm die Hand und sprach:

„Konrad, das ist ein freudiges, unverhofftes Wiedersehen; wir einst Jugendgespielen, jetzt auf verschiedener Seite, ich die Frau des kaiserlichen Oberst von Hebron, du der weimarsche Offizier!“ Indem sie so ihr Hiersein erklärte, half sie Konrad über manche schwierige Frage hinweg und zeigte ihm, daß sie, wenn auch auf außergewöhnlichem, so doch auf rechtmäßigem Boden stehe.

„Ich erkannte,“ fuhr sie fort, „als ich dich vorhin am Fenster stehen sah, alsbald den alten Jugendfreund wieder und merkte, daß auch du mich erkanntest.“

Digitized by Google

Als sie so sprach, machte sie entschieden nicht mehr den Eindruck einer Amazone, sondern den einer liebenswürdigen Frau; Konrad aber verbeugte sich und sagte kühl:

„Seid gegrüßt, Frau Ursula! Nehmt mir nicht übel, wenn ich erstaunt bin, Euch hier zu finden, während ich Euch in Breslau vermutete; es ist lange her, daß wir uns nicht sahen!"

„Ja, es muß lange her sein, sonst würde mein alter Landsmann und Vetter doch noch einen wärmeren Gruß bei so unverhofftem Wiedersehen für mich haben!" warf die schöne Ursula schmollend ein.

„Rechnet es meinem Erstaunen zu gute, Euch hier zu sehen; alles andere hätte ich eher vermutet, als die Tochter eines protestantischen Edelmannes im katholischen Lager!"

„Ihr seid erstaunt; nun, ich will es euch erklären: Ich bin vor der Belagerung von Glatz, wie Ihr wißt, mit vielen anderen von Scharffeneck nach Breslau geflüchtet. Dort starb meine Mutter; mein Bruder fiel im Kriege; meine nächsten Angehörigen waren also tot; in unserem Hause lag der verwundete kaiserliche Oberst von Hebron; dieser bot mir, als ich dort verlassen war, seine Hand an und ich — schutzlos und ohne Mittel — nahm sie an."

„Ursula, Ihr habt Euch getäuscht, ich weiß, daß Ihr nie schutzlos gewesen wäret, wenn Ihr Euch an meine Verwandten hättet anschließen wollen, und auch die anderen Glatzer Familien hätten Euch gern aufgenommen," sagte Konrad ruhig, während er im Inneren dachte: dich hat nur die Eitelkeit, die Sucht, die Frau eines hohen Offiziers zu werden, dahin getrieben, dem Feinde deines Glaubens die Hand zu reichen.

Die schöne Frau, welche wohl fühlen mochte, was Konrad dachte, wollte weiteren unangenehmen Erörterungen ausweichen und bat ihn deshalb, ihr von seinen Schicksalen zu erzählen, worauf er erwiderte:

„Verzeiht, aber meine Zeit ist sehr gemessen; ich bin im Dienst und muß sofort zurückreiten; ich habe auch nichts zu erzählen, als daß ich seit dem Fall von Glatz immerfort auf evangelischer Seite im Felde liege."

„Nun, ich kann doch hoffen," rief Ursula mit bezauberndem Lächeln, „daß der Umstand, daß wir im entgegengesetzten Lager stehen, nicht die Freundschaft zweier junger Leute, welche sich einst so nahe gestanden haben, zerstören wird, zumal auch ich evangelisch bin."

„Verzeiht, Ursula, Eure Wahl hat sich zwischen uns gestellt; wenn ich hier weggehe, haben wir wohl keine Aussicht, uns wiederzusehen."

Ursula aber nahm seine Hand und hielt ihn fest:

„Nein, Konrad, Ihr dürft so nicht scheiden. Hört, was ich Euch sagen will: gern zöge ich Euch zu uns herüber; Eure Sache ist verloren; Wallenstein ist auf dem Marsche hierher und wird Euch sehr bald vernichten; Bethlen Gabor läßt Euch sicher im Stich; was wird dann aus Euch? Mich aber kostet es ein Wort an meinen Mann und er giebt Euch in seinem Regiment das Cornet eines eben gefallenen Hauptmanns. Tretet unter die kaiserliche Fahne, dort erwartet Euch ein besseres Los, als auf Eurer Seite. Ihr schüttelt den Kopf; Ihr glaubt: Ihr dürft dies Eures Glaubens wegen nicht thun, aber viele Evangelische dienen ohne Zagen auf kaiserlicher Seite, sogar Euer Bruder Robert."

Das schöne Weib sprach zu Konrad in dringendem, verlockendem Tone; diesem aber stieg jetzt die Erinnerung an Scharffeneck, das Bild Marthas vor Augen, und Ursula stieg im Vergleich zu dieser unendlich hoch in der Wage; ihre Worte erregten ihm nur Widerwillen, namentlich als er jenes Blickes gedachte, welchen sie dem jungen kaiserlichen Offizier vorhin zugeworfen hatte. Wie sie aber jetzt seines Bruders erwähnte, wurde es ihm klar: sein Bruder war jener Offizier, welchen Vogt begrüßte, aber er war es auch, dem jener Blick gegolten hatte; er war wohl ein Spielzeug in ihrer Hand, und auch ihn, Konrad selbst, wollte sie zu einem solchen haben. Dann aber machte

Digitized by Google

ihm das Bewußtsein, mit seinem verlorenen Bruder unter einem Dache zu sein, das Herz klopfen; doch schnell faßte er sich und sprach entschieden:

„Mein Bruder Robert ist für mich tot, und nimmermehr trete ich in das Heer des Kaisers. Erspart Euch jedes Wort darüber und beurlaubt mich; es ist spät am Tage, und ich habe noch einen weiten Weg."

„Nun, wenn Ihr so scheiden wollt, so geht," sagte Ursula verletzt, „vielleicht treffen wir uns einst wieder, und Ihr seid dann anderen Sinnes geworden."

Mit stummer Verbeugung verließ Konrad das Zimmer. —

Aus dem Thore tretend, rief er sofort nach dem Pferde; Vogt kam rasch heran und teilte ihm mit, daß er den Junker Robert hier getroffen habe, fuhr aber erschrocken zurück, als ihm jener nur ein barsches „Schweig" zuwarf. Vor der Schanze wartete seiner ein Zug kaiserlicher Dragoner, welcher ihm bis zu den Vorposten das Geleit geben sollte; in dessen Führer erkannte Konrad seinen Bruder Robert, welcher besonders, um mit ihm zusammen zu sein, um dies Kommando gebeten hatte; beide ritten, sich von den anderen loslösend, auf einander zu, doch als Robert, auf dessen Gesicht Verlegenheit und Freude wechselten, seinem Bruder die Hand reichen und zu ihm sprechen wollte, wich dieser, indem er militärisch grüßte, dem Händedruck aus und sprach mit eisiger Kälte:

„Wir sind hier im Dienst und haben nur dienstlich miteinander zu verhandeln; es würde wohl auch nicht angehen, daß wir, ich als Unterhändler, du als mein Schutz, welche in vollendeter Höflichkeit miteinander zu verkehren haben, uns in Gespräche einlassen, welche nur mit Streitigkeiten enden können."

„Warum mit Streitigkeiten?" fragte Robert entsetzt, „ist es denn nötig, daß ...."

„Genug!" unterbrach ihn Konrad, „ich sehe in dir nur den kaiserlichen Offizier, nichts anderes!"

„Konrad!" rief sein jüngerer Bruder mit einem verzweifelten Ausdruck, dann aber regte sich auch in ihm das heiße Blut der Panwitze; sich hoch aufrichtend, sprengte er zu seinem Zuge, setzte sich an die Spitze der einen Hälfte desselben, lud Konrad ein, sich hinter diesen zu setzen und ließ dann den anderen Halbzug folgen.

Konrad konnte nicht umhin, die ritterliche Haltung seines Bruders, seinen tadellosen Sitz im Sattel, seine ganze, prächtige Krieger-Erscheinung zu bewundern; aber nur um so mehr schmerzte ihn sein Abfall, wie er den Eintritt in das sächsische und nun gar in das kaiserliche Heer nannte. —

Und doch hatte Robert — nach seiner eigenen und der Ansicht von Hunderten seiner Kameraden — nichts gethan, was ihm zum Verbrechen angerechnet werden konnte, gegen die Soldatenehre verstieß! Viele katholische Offiziere dienten in den Heeren evangelischer Fürsten und umgekehrt, darunter bedeutende Feldherren, teils aus Lust am Soldatenleben, der Sucht, empor zu kommen, teils aus Not und weil sie nicht die Mittel hatten, das Heer eines Fürsten ihres Glaubens zu erreichen. So war es auch mit Robert von Panwitz; als das sächsische Heer aufgelöst worden war, weil Sachsen mit allen Mächten Frieden hatte, konnte und wollte er weder dem Kriegerleben entsagen, noch zu den Seinen, welche ihn nach seiner Meinung verlassen hatten und auf der Flucht oder in der Gefangenschaft waren, zurückkehren und ließ sich, den Rückweg für verschlossen haltend, unter die kaiserlichen Fahnen treiben. —

Als der Zug die dänisch-weimarschen Vorposten erreichte, machte er Halt, die beiden Brüder ritten auf einander zu, Robert erwartete Konrads Anrede; als dieser nun aber vornehm und dienstlich kühl für den geleisteten Schutz dankte, da grüßte er ebenfalls kalt, kommandierte seinen Leuten Kehrt und ritt ohne weiteres zurück.

Vogt hatte verwundert das Benehmen der beiden beobachtet; wie er aber sah, daß sie ohne brüderlichen Gruß von einander ritten, wollte er nicht derart von dem ihm einst so lieb gewesenen, jungen Herrn scheiden, sondern sprengte ihm nach und sagte ihm

Digitized by Google

treuherzig Lebewohl, was jener freundlich erwiderte; Konrad bemerkte es wohl, sagte aber kein Wort dazu. —

Am Abend saß er sinnend am Feuer im Lager bei Oderberg; es bedrückte ihn doch, daß die Begegnung mit seinem Bruder, welcher, ihm im Alter am nächsten, einst sein Spielgefährte gewesen war, einen solchen Verlauf hatte nehmen müssen; und mußte sie wirklich so sein, mußte er seinem Bruder so gegenübertreten? Bei der strengen Selbstprüfung, welche er, namentlich seit seiner Trennung von Martha, vorzunehmen gewohnt war, legte er sich diese Frage immer wieder vor; in früheren Jahren hätte er sich von seiner Leidenschaftlichkeit zu heftigen Vorwürfen gegen jenen fortreißen lassen; hatte er jetzt nicht, zurückgehalten durch den Abscheu vor der Handlungsweise seines Bruders, zu wenig gethan? Er war in starkem Zwiespielt und konnte nicht das Rechte finden. Aber zwei andere waren mit seinem Verhalten gar nicht zufrieden: sein jüngster Bruder Hans und Vogt. Als der erstere, jetzt ein hübscher Fahnenjunker im Lederwams, ihn am Feuer aufsuchte, erzählte ihm Konrad seine Begegnung mit Robert; nachdem er geendet hatte, rief Hans:

„Wie, Konrad! so konntest du handeln, das hätte ich nicht gethan; er bleibt doch unser Bruder!"

Bei ihm siegte das Herz über den Verstand, sonst hätte er wohl nicht gewagt, sein hochverehrtes Vorbild, den Vorgesetzten und Beschützer, zu tadeln. Konrad schaute den jungen Tadler ernst an und sagte nach einiger Zeit:

„Wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, hätte ich wohl so gehandelt, wie du. Du hast deiner Jugend wegen den furchtbaren Kummer, welchen er unserem Vater gemacht hat, nicht im vollen Umfange verstanden. Glaube mir: es ist mein innigster Wunsch, daß Robert uns noch Gelegenheit giebt, ihm zu verzeihen. Gott möge geben, daß wir Brüder nie im Gefecht aufeinander stoßen!"

VI.

So kühn auch der Feldzug unternommen war, so frische Hoffnungen auch die Mansfelder hatten, den Kaiser in seinem Lande zu besiegen, seine Hauptstadt Wien einzunehmen, so traurig sollte er scheitern. Nachdem sie Troppau und Teschen erobert und starke Besatzungen als Rückhalt hineingelegt hatten, zogen sie weiter nach Ungarn zur Vereinigung mit Bethlen Gabor; als ihnen hier Wallenstein gegenübertrat, schienen große Entscheidungen bevorzustehen; doch weder dieser, noch Bethlen hatten Lust, eine Schlacht zu wagen; die Mansfelder allein waren zu schwach dazu; der Winter kam heran und brachte schwere Krankheit über die in den ausgesogenen Gegenden beinahe verhungernden Truppen; da beschloß Mansfeld, das Heer zu verlassen und über Venedig nach England und Norddeutschland zu gehen, um dort Verstärkungen für den Feldzug des nächsten Frühjahrs zu sammeln; doch er starb unterwegs am 29. November, — indem er, noch bis zum letzten Augenblicke ein echter Soldat, in voller Rüstung, von zwei Offizieren gehalten, stehend den Tod erwartete, und am 14. Dezember folgte ihm der andere Führer, der ritterliche Johann Ernst von Sachsen-Weimar, in das Grab; Bethlen Gabor aber schloß Frieden mit dem Kaiser und ließ die verwaisten Verbündeten im Stich; infolgedessen lösten sich diese zum größten Teil auf, nur ein kleiner Rest kehrte zu den in Oberschlesien bei Teschen, Troppau und Jägerndorf zurückgebliebenen Truppen zurück.

Zu diesen in Schlesien gebliebenen Heeresteilen, welche unter dem militärischen Befehl des Obersten Baudissin standen, gehörte auch dessen eigenes Regiment, die alten Glatzer; sie hatten es einst schwer beklagt, daß sie nicht mit Mansfeld nach Ungarn und vor Wien ziehen sollten, doch Baudissin war durchaus nicht der Mann, hier auf der Bärenhaut zu liegen. Er entriß den Kaiserlichen Jägerndorf, Leobschütz und viele

Digitized by Google

andere Orte und streifte bis Neiße und in die Gegend von Römerstadt, dieselbe, von welcher aus einst im Winter 1621 zu 1622 Thurn seinen kühnen Zug nach Glatz angetreten hatte. Da wich auch der Mißmut von der alten Glatzer Truppe und dem Lieutenant von Panwitz und machte wieder der Hoffnung Platz, bald die Feste und die Heimat zu befreien. Dort aber in Glatz zitterten die Behörden von neuem, mit ihnen die Katholiken; sie wußten wohl, daß es die alten Feinde von 1622 waren, die sie bedrohten, und kannten den Zustand der Festung, die einer Belagerung nicht widerstehen konnte, die Gesinnung der Bevölkerung; das evangelische Volk aber faßte noch einmal Hoffnung. Baudissin selbst, der kühne, verwegene Soldat, welcher jeden Steg um Glatz kannte, wollte es sobald als möglich dem Feinde entreißen; immer wieder kamen Bürger und Edelleute von dort und baten ihn dringend um Errettung, bestürmten ihn seine eigenen Truppen mit Bitten und Aufforderungen zum Marsche gegen Glatz; doch so lange das Heer in Ungarn war, durfte er sich mit seinen schwachen Truppen nicht zu weit von seiner Rückzugslinie entfernen, um jenes nicht zu gefährden, mußte er seinen Plan bis zu einer glücklichen Wendung des dortigen Feldzugs aufschieben; als dieser aber einen so traurigen Ausgang nahm, die Reste des Heeres um Neujahr 1627 zurückkehrten, Wallenstein mit großer Macht in Niederschlesien und bis an die Thore der Grafschaft Winterquartiere bezog, blieb Baudissin nichts übrig, als Glatz seinem Schicksal zu überlassen, zerrann die letzte Hoffnung der Grafschaft auf Befreiung — und zwar für immer. War es doch, nachdem der dänische König im August 1626 bei Lutter am Barenberge geschlagen worden war, Wallenstein sich in Niederschlesien im Rücken Baudissins festgesetzt hatte, nur noch eine Frage der Zeit, wie lange der letztere noch in Oberschlesien bleiben sollte, lediglich abhängig von dem Willen des vielfach überlegenen, kaiserlichen Feldherrn. Vorläufig aber von diesem unbelästigt, breitete sich Baudissin im Frühjahr 1627 hier immer mehr aus, bis im Sommer Wallenstein nach wiederholter Mahnung des Kaisers gegen ihn zum Angriff schritt, einen Ort nach dem anderen nach tapferem Kampfe eroberte und einen großen Teil seiner Truppen gefangen nahm. Seine Uebermacht war zu bedeutend, als daß der Oberst Baudissin sich ihr im freien Felde hätte gegenüberstellen können. — Am 26. Juni 1627 lag der gewaltige Wallenstein vor Leobschütz und griff die Stadt, welche von ungefähr 1200 Weimaranern und den beiden Reitercornets des Regiments von Baudissin auf das zäheste verteidigt wurde, mit aller Energie an; die Reiter, vom Lieutenant von Panwitz befehligt, hatten ihre Pferde verlassen und nahmen zu Fuß am Kampfe vor den Stadtmauern teil. Der Friedländer ließ sein gesamtes Geschütz auffahren und die Stadt beschießen. Viermal hintereinander stürmten seine Truppen gegen die Mauern, doch vergeblich; die Besatzung schlug sie zurück, unterstützt von den Bürgern, welche auch hier wieder mit dem Mute der Verzweiflung für ihren evangelischen Glauben kämpften, ja selbst von den Weibern, die mit heißem Wasser und großen Steinen die Stürmenden von den Mauern abwehrten; an 1800 Mann der Angreifer waren tot oder verwundet, unter den letzteren der Herzog Albrecht von Sachsen.

Es ist 3 Uhr, der vierte Sturm eben abgeschlagen, erschöpft holten die Verteidiger, Soldaten und Bürger, Atem; der Kommandant, Major Benzenhäuser, hatte die Offiziere der Besatzung und Bürgerschaft um sich gesammelt und besprach mit ihnen die Lage; ihm gerade gegenüber sah man auf einer Höhe östlich von Schlegenberg den kaiserlichen Generalissimus Wallenstein, Reiter ab- und zusprengen; die Leobschützer bemerkten die Vorbereitungen zu einem neuen Sturm; ihr Kommandant aber mußte seiner Umgebung auseinandersetzen, daß er mit der geschwächten Besatzung und Bürgerschaft nicht mehr im stande sei, einen solchen abzuschlagen, da nach den vielen Verlusten die Mannschaft nicht mehr ausreichte, die zum Teil in Bresche geschossenen Mauern zu besetzen, daß ihm also bei des Feindes furchtbarer Uebermacht und der Aussichtslosigkeit des weiteren Kampfes nichts übrig bleibe, als Unterhandlung mit diesem. Der Kriegsrat stimmte ihm mit schweren Herzen bei: Uebergabe nach einer regelmäßigen Kapitulation war das

einzige Mittel, die sonst in sicherer Aussicht stehende Erstürmung und Plünderung der Stadt und Niedermetzelung der Verteidiger zu verhindern. Da trat der Lieutenant von Panwitz vor und erklärte, daß er mit seinen Reitern sich der Kapitulation nicht anschließen wolle; die Pferde wären frisch, und er hoffe sich durchzuschlagen, wenn ihm der Kommandant erlaube, sofort mit seinen Reitern auszufallen. Dieser reichte ihm die Hand:

„Versucht Euer Heil; ich will Euch nicht hindern, aber sofort! Möchtet Ihr glücklich durchkommen!"

Der Lieutenant von Panwitz sammelte seine Reiter am Thore nach Jägerndorf, ließ sie aufsitzen und rief ihnen entschlossen zu:

„Reiter, die Stadt muß kapitulieren, wir aber schlagen uns durch; wenn die Baudissiner geschlossen anreiten und dreinhauen, widersteht ihnen selbst der Teufel nicht. Also vorwärts!"

Von seinen Worten entflammt, folgten die Reiter freudig ihrem Führer. Die Wallensteiner lagen dicht an den Wällen der Stadt, nur gerade aus der Gewehrschußweite herausgezogen; aber ermüdet von heißem Kampf und mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, dabei einen Ausfall garnicht für möglich haltend, hatten sie ihre Waffen abgelegt; da brachen aus dem Thore die weimarschen Reiter, an ihrer Spitze ihr stattlicher, schneidiger Führer auf seinem herrlichen Rappen, und sausten, ehe jene noch an die Gewehre eilen konnten, wie der Sturm die Jägerndorfer Straße entlang an ihnen vorüber; nur einzelne Schüsse knallten ihnen nach; sie trafen zwar niemand, riefen aber ein Regiment Fußvolk, welches weit zurück zwischen dieser Straße und dem Dorfe Kreisewitz als Reserve lag, zu den Waffen; als dasselbe noch im Sammeln war, stürmten auch schon die tapferen Reiter auf 50 Schritt an ihm vorüber, ohne daß es sie aufhalten konnte, doch sank infolge des Gewehrfeuers ein Teil derselben vom Pferde, darunter der Führer, Lieutenant Konrad von Panwitz; sein Pferd, sein alter Sturm, war von einer Kugel getötet; Panwitz lag — infolge des furchtbaren Sturzes bewußtlos — unter demselben, während die Reiter über ihn hinwegjagten. Junker Hans sah den Bruder stürzen und wollte ihm zu Hülfe eilen, wurde aber von der Wucht der Reitermasse mit fortgerissen und erreichte mit ihr, nachdem sie unterwegs noch zwei feindliche Cornets zusammengehauen hatten, Jägerndorf und das Regiment von Baudissin. Der arme Hans war außer sich über das Geschick seines Bruders und nur mit Mühe gelang es dem treuen Vogt, welcher selbst ganz fassungslos war, ihn abzuhalten, zurückzureiten, um jenen zu suchen. Doch wurde ihnen am nächsten Tage wenigstens Gewißheit über sein Ergehen: ein Bote aus Leobschütz brachte die Meldung, daß die tapfere Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs mit militärischen Ehren kapituliert und den Marsch in die Heimat angetreten habe, und erzählte zugleich, daß der Lieutenant von Panwitz noch lebe, aber gefangen sei.

Als Konrad aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich im Zelte eines kaiserlichen Offiziers, dessen Leute ihn unter dem toten Pferde hervorgezogen hatten; wie sich herausstellte, war er bis auf leichte Quetschungen unverwundet; wenige Tage später wurde er nach Glatz auf das Schloß, das Gefängnis seines Vaters und die Stätte so vieler Erinnerungen, gebracht.

Oberst Baudissin, obwohl durch das Wallensteinsche Heer und das Land des damals zum Kaiser haltenden Kurfürsten von Brandenburg, von den Truppen seines Kriegsherrn vollständig abgeschnitten, gab sich trotzdem nicht verloren, sondern beschloß, von Jägerndorf an der polnischen Grenze entlang rückend, sich durchzuschlagen. Er sammelte die erreichbaren Reste der Truppen um sein Regiment, zog aus zu seinem kühnen Zuge, vernichtete bei Pitschen das Regiment des Herzogs von Holstein und erreichte in Eilmärschen die Neumark. Hier stellte sich ihm und seinen ermüdeten Truppen sein alter Feind, der Oberst von Pechmann, bei Bernstein in der Gegend von

Digitized by Google

Friedeberg mit doppelter Uebermacht entgegen; es kam zu einem heißen Gefecht, in welchem die Baudissiner schwere Verluste erlitten und nur die Glatzer Reiter und Dragoner, namentlich infolge der glänzenden Tapferkeit des wilden Plato sich in geschlossener Masse durchschlugen; die Glatzer Musketiere, die beste Infanterie ihrer Zeit, wurde hier vernichtet; aber auch der feindliche Führer, Oberst von Pechmann, den Wallenstein einen seiner tüchtigsten Offiziere nannte, fiel von einer der letzten Kugeln dieser dem Tode geweihten Schar. Baudissin ritt mit dem Rest seiner Truppen weiter nach Norden und erreichte unter vielfachen Gefahren auf einem Riesenmarsch von hundert Meilen endlich im September 1627 in Schleswig das Heer des Königs von Dänemark. — Junker Hans von Panwitz, welcher in seinem jungen Soldatenleben bald so traurige Verhältnisse kennen lernen sollte, hatte sämtliche Gefechte und Strapazen des Marsches von den Karpathen nach der Nordsee mit fester Standhaftigkeit ertragen; wenn er einmal mißmutig wurde, brauchte er nur an die Jesuiten in Glatz zu denken und sofort kehrte sein Lebensmut wieder. Er wurde von den Reitern, welche in ihm seinen tapferen Bruder, ihren Lieutenant, ehrten und die ihn wegen seiner eigenen Verwegenheit liebgewonnen hatten, mit größter Sorgfalt geschützt; außerdem hatte er zwei besondere Freunde, den alten Vogt und den wilden, aber gegen ihn so wohlwollenden Hauptmann von Plato. —

VII.

Auf einem weiten Feld dicht bei der Stadt Straßburg in dem damals zu Polen gehörenden Teil von Preußen sah man an einem Tage der zweiten Hälfte des August im Jahre 1628 ein echt kriegerisches Schauspiel: Reiter und Dragoner, ungefähr 1500 Mann, halten zu Pferde in langer Linie aufmarschiert; die Trompeter blasen, die Dragonertrommeln wirbeln, die Fähnriche und Cornets schwenken in kunstvoller Weise ihre vielen Fahnen, die Hauptleute halten vor der Front, weit vor allen vor der Mitte der Truppen ein alter Soldat mit faltigem Gesicht und mächtigem Schnurrbart, weit hinter der Front der Troß. Als jetzt von der Stadt her ein Offizier mit der schwedischen Feldbinde, geleitet von mehreren anderen, heransprengt, da leuchtet ein Blitz der Freude über das verwitterte Gesicht des alten Kommandeurs, er giebt seinem Pferde die Sporen und jagt jenem vom Flecke aus in flotter Gangart entgegen, zieht seinen Hut und meldet:

„Das Regiment von Baudissin zu Euer Gnaden Befehl!"

Der Ankommende, der schwedische Generalfeldwachtmeister Graf Thurn, der Held von Glatz, läßt ihn seine Meldung kaum zu Ende bringen, dann ruft er, ihm herzlich die Hand reichend:

„Willkommen mein ritterlicher, tapferer Plato! Das ist die größte Freude meines Lebens, Euch wieder führen zu können!"

Wie schön sah jetzt das sonst so mürrische Gesicht des alten Soldaten aus, auf welchem sich die Freude über das Wiedersehen mit dem hochverehrten Grafen Thurn spiegelte! Beide ritten nun an die Truppe heran, begrüßt von einem begeisterten „Vivat Graf Thurn!" Der Name des Grafen hatte im Regiment von Baudissin trotz der fünf Jahre, welche seit der Schlacht von Stadtlohn vergangen waren, fortgelebt: noch waren eine große Anzahl von Soldaten von der Verteidigung von Glatz vorhanden; oft auseinander gerissen, hatten sie sich immer wieder zusammen gefunden; ein anderer zahlreicher Teil der Mannschaft bestand aus Glatzer Flüchtlingen, welche den Grafen von dorther kannten, und auch der Rest derselben, welcher ihn bisher nie gesehen, jubelte ihm, von dessen Heldenmut so oft erzählt wurde, entgegen. Nachdem der Graf die Linie der Truppen abgeritten war, ließ er sie absitzen und ritt dann mitten

Digitized by Google

unter sie, um erst die Offiziere und dann viele der Mannschaften, welche ihm noch bekannt waren, zu begrüßen. Auch sein Adjutant, der Lieutenant Wolfram von Panwitz, jetzt ein kräftiger, mannhafter Offizier mit blitzenden, offenen Augen, begrüßte manchen Bekannten; freilich packte ihn dabei ein tiefer Schmerz darüber, seinen geliebten Bruder Konrad, dessen Gefangennahme er schon vor längerer Zeit durch einen hierher geflüchteten Glatzer Edelmann erfahren hatte, nicht bei seinem Regimente zu sehen; als er aber jetzt zu dessen Reitern ritt, da klang plötzlich von einer anderen ihm so bekannten Stimme der Ruf „Wolfram!" an sein Ohr; erstaunt blickte er sich um und erkannte zu seiner Ueberraschung in einem mit offenen Armen auf ihn zustürzenden jungen Soldaten seinen Bruder Hans.

„Hans, mein lieber, guter Hans, du bist Soldat bei den Glatzern!"

Mit diesen Worten sprang er vom Pferde und feierte nun mit seinem jüngsten Bruder, welcher schon seit einigen Tagen mit maßloser Ungeduld demselben entgegengesehen hatte, ein für ihn ganz unerwartetes, aber um so freudigeres Wiedersehen. Schon im ersten Augenblick der Begrüßung war ein älterer Reiter mit einer tiefen Narbe auf der rechten Backe bis nahe an sie herangetreten und hatte keinen Blick mehr von ihnen verwandt, aber ruhig gewartet; endlich glaubte er, daß er sie jetzt nicht mehr stören würde, trat vor und sprach, Wolfram die Hand reichend:

„Guten Tag, Junker Wolfram!"

„Wahrhaftig, mein alter, guter Vogt! Also du lebst noch! Guten Tag!"

„Ja, Herr Lieutenant! Aber was seid Ihr für ein stattlicher Offizier geworden! Was würde mein guter Herr für eine Freude haben, wenn er Euch sehen könnte, anstatt in Glatz gefangen zu sitzen!"

Alle drei wurden sehr ernst, namentlich Wolfram, welcher durch jenen geflüchteten Edelmann mehr von Konrad und der ihm drohenden Gefahr der Bestrafung als Hochverräter wußte, als Hans. Da kam Graf Thurn mit Plato angeritten und rief, die Gruppe erblickend:

„Nun, Wolfram," — er nannte seinen alten Edelknaben immer noch beim Vornamen, — „wen hast du denn da gefunden, alte Bekannte aus Glatz?" — wandte sich aber, ehe der Angeredete noch antwortete, betroffen an Plato:

„Der junge, hübsche Mensch hier ist doch sicher noch ein Panwitz, das unverkennbare Ebenbild des ältesten Bruders, meines früheren Adjutanten!"

„Ja, Herr Generalfeldwachtmeister, sein jüngster Bruder und" — fügte er leise hinzu — „aus demselben festen Holz geschnitten, wie die anderen Brüder Panwitz, verwegen, ausdauernd und zuverlässig. Er ist vor zwei Jahren den Jesuiten, die ihn gefaßt hatten, entwischt und bei Breslau unter eigentümlichen Umständen zu uns gekommen; Baudissin hatte vor, ihn bei der nächsten, sich bietenden Gelegenheit zum Offizier zu machen."

Der Graf begrüßte nun den jungen Soldaten mit so großer Güte, daß dieser in wahre Begeisterung geriet, dann aber sagte er zu Vogt:

„Dich kenne ich, du bist ein Soldat von Glatz und der Diener meines alten Adjutanten."

„Zu Befehl," sagte dieser freudestrahlend und seinen Eisenhut abnehmend, „aber leider jetzt ohne meinen tapferen Herrn!"

„Ja, leider, mein braver Kamerad! Möge Gott ihn schützen! Nicht wahr, du bist zugegen gewesen, als er gefangen wurde?"

„Ja, aber ich konnte ihn nicht retten; ich wurde bei dem rasenden Ritt mit fortgerissen und mußte ihn liegen lassen," sagte Vogt eifrig; der Graf unterbrach ihn freundlich:

Digitized by Google

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen; ich weiß: wenn es möglich gewesen wäre, hättest du mit deinen Kameraden ihn bis in den Tod verteidigt. War Junker Hans auch bei Leobschütz?“

„Jawohl.“

„Nun, dann sollt Ihr mir Genaueres über die dortigen Ereignisse berichten. Plato, wenn die Truppen hier ihr Lager bezogen haben, beurlaubt doch den jungen Panwitz und diesen hier in die Stadt. Die Brüder werden sich wohl nach so langer Zeit manches zu erzählen haben und ich möchte weiteres hören!“

Darauf ritt Thurn mit Wolfram und seinem Stabe zur Stadt zurück.

Das Regiment von Baudissin, das so viel umhergeworfene, hatte schwedische Dienste genommen und war wieder unter den Befehl seines Heldenführers von Glatz, des Grafen Thurn, getreten. — Es hatte sich damals — nach dem unglücklichen Feldzug in Ungarn und Schlesien — im Herbst 1627 einen Weg nach Schleswig gebahnt; als aber hier sein tapferer Führer Baudissin, welchem die Dänen als Deutschen die Schuld ihrer Niederlage aufbürden wollten, in Anklage versetzt wurde, von welcher er freilich glänzend freigesprochen wurde, als auch im Norden der Feldzug unglücklich geführt wurde und der Wille, Frieden mit dem Kaiser zu schließen, bei den dänischen Führern sich kundgab, da ging das altberühmte Regiment, nachdem seine Kapitulation im Frühjahr 1628 abgelaufen war, namentlich durch des Grafen Thurn Sendboten bewogen, in die Dienste des siegreichen Königs Gustav Adolf und wurde zu Schiff von Jütland nach Schweden überführt; hier lag dasselbe in Bereitschaft, um nötigenfalls den tapferen Verteidigern Stralsunds gegen Wallenstein zu Hülfe zu eilen; als dieser aber in der zweiten Hälfte des Juli 1628 die Belagerung aufhob, sandte der König von Schweden, welcher mit dem Könige von Polen, dem Verbündeten des deutschen Kaisers, im Kriege lag und ihm einen großen Teil des polnischen Preußen entrissen hatte, das Regiment dorthin zur Verstärkung seines Heeres und bestimmte, um Thurn zu ehren, daß es zu dessen Truppen stoßen sollte. Der Inhaber des Regiments, der jetzige schwedische General Baudissin, sollte ihm mit einer Anzahl neugeworbener Truppen binnen kurzem folgen; Plato übernahm unterdeß die Führung desselben.

Mit unendlichem Jubel traten die alten Glatzer wieder unter des Grafen Befehl, welcher sie einst so vorzüglich geführt und auch in dem jetzigen Kriege schon von neuem Ruhm und Ehre gewonnen hatte. Von 1626 an hatte er unter den Schweden in Liefland und Polen gefochten und durch seine Thaten Vertrauen und Dank des Königs erworben, sodaß ihm dieser in Anerkennung seiner Verdienste die Herrschaft Pernau in ersterem geschenkt hatte; vor kurzem hatte er die Stadt Straßburg mit Sturm genommen und stand nun hier mit seinen Truppen zum Schutze des gewonnenen Landstrichs, unbelästigt von dem weit zurückgedrängten Heere der Polen.

Nachdem das Regiment Baudissin auf der Stelle, wo Graf Thurn es begrüßt hatte, ein Lager bezogen hatte, ritten Junker Hans von Panwitz und Vogt nach Straßburg hinein; alle Häuser der kleinen Stadt waren mit Soldaten überfüllt, doch fanden beide trotzdem ein gutes Unterkommen bei Wolfram, welcher als Thurns Adjutant im Hauptquartier lag, und bald saßen die beiden Brüder traulich zusammen und sprachen von ihren Erlebnissen in den letzten 6 Jahren, in welchen sie sich nicht gesehen hatten und in denen beide zu Soldaten geworden waren. So jung sie waren, so hatten doch beide ein inhaltsreiches Leben hinter sich; voll von Gefahren und Kämpfen, reich an traurigen Begebenheiten, und doch waren sie beide stolz auf dieses Leben, welches sie um keinen Preis hätten missen wollen; freilich erfaßte sie bei dem Gedanken an die Schicksale und den Tod ihrer Eltern und an die Gefangenschaft ihres Bruders eine tiefe Trauer und ernste Besorgnis; die frische Jugend aber verzagt nicht, immer wieder beschäftigte sie der Gedanke, was wohl zu Konrads Rettung geschehen könne, ein Gedanke,

Digitized by Google

welchem sich auch Vogt mit ganzer Seele hingab. Schon am Tage nach ihrem Wiedersehen sagte dann Wolfram zu Hans und Vogt:

„Ich habe einen Plan, Konrad zu retten. Hört mir zu: Wie ich erfahren habe, werben die Kaiserlichen in Schlesien Truppen, um den Polen zu Hülfe zu kommen, und haben auch in Schweidnitz und Glatz Werbepatente angeschlagen; wir drei nehmen Urlaub, welchen wir jetzt, da es zum Winter geht und die Polen kaum etwas gegen uns unternehmen, wohl durch Thurn erhalten und reiten in die Nähe von Glatz; einer von uns muß sich dann von den Kaiserlichen anwerben lassen, und zwar kann dies nur Vogt sein, da wir beide von Verwandten und Bekannten leicht erkannt werden und der Feind Verdacht schöpfen würde; also Vogt läßt sich anwerben, und wir werden dann schon ein Mittel finden, Konrad mit seiner Hülfe aus dem uns so bekannten Schloß Glatz herauszuholen; wir halten mit den Pferden in der Nähe und sind, wenn wir ihn erst heraus haben, bald aus dem Bereich des Feindes."

Hans war sofort Feuer und Flamme für den Plan; Vogt, der älteste von den Dreien, überlegte eine Weile, dann aber sprach er:

„Wie es gehen wird, weiß ich noch nicht, aber es muß gehen; das Nähere findet sich am besten, wenn wir erst bei Glatz sind und sehen, wie es dort steht. Möglich ist der Plan, und ich bin bereit."

Der treue Bursche schien gar nicht daran zu denken, in welche bedenkliche Nähe zum Galgen gerade er sich begab; ja er nahm sich im Inneren vor, alle Gefahren möglichst auf sich zu nehmen, um die Brüder zu retten. Nachdem sie noch manches über den Plan gesprochen hatten, sagte Wolfram:

„Und nun zu Thurn; was wir thun wollen, geschehe bald! er ist zwar nicht ganz wohl, aber mich nimmt er immer an und er wird nichts dagegen haben, wenn ich Hans mitbringe."

Graf Thurn hatte schon am Abend vorher die Brüder zu sich kommen und Hans von seinen Erlebnissen und Konrads Schicksal berichten lassen, und mit Freude bemerkt, daß auch Hans ein so wackerer Junge wie seine Brüder war; als sie jetzt in sein Zimmer traten, empfing er sie, obwohl er wirklich unwohl war, freundlich und sagte zu seiner Gattin, einer berühmten Schönheit jener Zeit, welche von Pernau in Liefland hierher zu ihm in die ziemlich sicheren Winterquartiere gekommen war, um endlich einmal länger mit ihm zusammen sein zu können:

„Magdalene, hier ist der jüngste aus dem Kleeblatt der Gebrüder von Panwitz, zwar schon ein tüchtiger Soldat, aber noch sehr jung, erst 18 Jahre alt; nimm ihn in deinen Schutz."

Die Gräfin reichte ihm freundlich die Hand: „Willkommen, Junker, wir wollen gute Freunde werden."

Hans ergriff zwar die Hand und küßte dieselbe, wurde aber, nicht an den Verkehr mit Frauen gewöhnt, so verlegen, daß Thurn sehr belustigt war und Wolfram sich über seinen Stock von Bruder ärgerte. Als ersterer dies bemerkte, fragte er:

„Nun was bringt Ihr mir, darf meine Frau es hören?"

„Gewiß," erwiderte Wolfram, „vielleicht legt die Frau Gräfin ein gutes Wort für uns ein; wir bitten gehorsamst um Urlaub, um unseren Bruder, den Lieutenant von Panwitz, aus der Gefangenschaft in Glatz zu befreien."

„Wolfram!" rief Thurn erstaunt, „das ist wieder einmal einer deiner Streiche! Ihr wollt Euren Bruder aus den Händen der Kaiserlichen in Glatz herausholen! Da siehst du, Magdalene, wie die Panwitze sind, unerschrocken und unbesonnen; der junge Herr da hat mir durch seine Tollkühnheit schon manche Sorge gemacht. Euer Plan ist thöricht; doch erzählt mir, wie Ihr es machen wollt. Selbst wenn ich Euch meine sämtlichen Truppen mitgebe, wird es wohl unmöglich sein, ihn auszuführen."

Digitized by Google

„Nein Ew. Gnaden; wir beide wollen es mit Vogt allein unternehmen.“

„Kinder, Ihr seid des Teufels! Glatz ist 70 Meilen von hier entfernt; doch erzählt!“

Wolfram entwickelte nun zuversichtlich ihren Plan, soweit sie ihn fertig hatten, während Thurn, ohne ihn zu unterbrechen oder ein Zeichen der Mißbilligung zu geben, ruhig zuhörte, Frau Magdalene aber, von des Lieutenants Beredsamkeit hingerissen, bald ganz für das Unternehmen eingenommen war. Er schloß endlich mit den Worten:

„Es muß Ew. Gnaden doch selbst daran liegen, den alten Führer unserer Reiter, den früheren Adjutanten und Waffengefährten, befreit zu sehen. Hätten wir jetzt einen Angriff des Feindes zu erwarten, würden wir gewiß nicht um Urlaub bitten.“

Als er geendet hatte, sprach Thurn bewegt:

„Ich werde mir die Sache überlegen; Ihr seid mir zu wert, als daß ich Euch ohne weiteres auf solche Entfernung in eine derartige Gefahr ziehen lasse; bittet den Hauptmann von Plato, daß er in einer Stunde zu mir komme. Ich muß Euch leider verabschieden, da ich mich sehr unwohl fühle; lebt wohl und seid überzeugt, was ich zur Rettung Eures Bruders vor meinem Gewissen verantworten kann, soll geschehen.“

Sie eilten sofort zu Plato und trugen diesem, da sie wohl wußten, daß Thurn mit ihm darüber sprechen würde, ihren Plan vor; zu ihrer Freude ging der grimme, so bedächtige und doch so kühne Haudegen, nachdem er erst eine Zeitlang in gewohnter Weise gewettert hatte: „leichtsinniges Volk, Wagehälse, wahnsinnige Gesellen“ u. s. w., und ihnen vorausgesagt hatte, daß sie bald mit ihrem Bruder in einem Loche sitzen oder an einem Baume hängen würden, endlich auf ihr Unternehmen ein und versprach, seinen ganzen Einfluß für dessen Genehmigung beim Grafen einzusetzen. —

Als er dann von diesem zu den ihn mit Ungeduld erwartenden Brüdern zurückkehrte, sagte er sehr ernst:

„Der Graf giebt Euch den Urlaub und seine Einwilligung; Ihr verdankt dies, wie es scheint, am meisten der Gräfin; als ich kam, war er schon halb entschlossen. Aber, Kinder, er scheint mir sehr krank zu sein; ich fürchte, daß der hier so stark herrschende Typhus auch ihn ergriffen hat; ehe er nicht wieder hergestellt ist, dürft Ihr nicht fortgehen.“

Die große Freude, welche Hans und Wolfram unter anderen Umständen über die Gewährung ihres Gesuchs gehabt hätten, kam über der Sorge um den kranken Führer nicht zur Geltung; das Nachdenken über den Plan zu Konrads Befreiung trat ganz zurück. Der Typhus herrschte in der kleinen Stadt Straßburg; dies war auch der Grund, weshalb das Regiment Baudissin außerhalb derselben ein Lager beziehen mußte. Thurn aber hatte in seiner Sorglosigkeit jeder Gefahr gegenüber gar nicht daran gedacht, daß auch er von der tückischen Krankheit ergriffen werden könnte. Bald lag er selbst schwer krank auf dem Lager, von einem Feldscheer und seiner treuen Gattin gepflegt; doch auch die beste Pflege war vergeblich; am dritten Tage seiner Erkrankung starb er; der Held, welcher auf so vielen Schlachtfeldern sich so oft dem Tode ausgesetzt, so oft nur wie durch eine höhere Fügung diesem entgangen war, dessen Laufbahn auch nur in einem echten Soldatentode auf der Wahlstatt einen würdigen Abschluß gefunden hätte, erlag der tückischen Seuche auf dem Krankenbett, und doch starb er auf dem Schauplatz seines letzten Sieges, in den Mauern der von ihm erstürmten Stadt. Eine glänzende Laufbahn wäre ihm sicher gewesen, da riß ihn der Tod aus derselben im frühen Mannesalter von 33 Jahren. Seine Gattin, von welcher er durch den Krieg so oft und so lange getrennt war, war nur gekommen, ihm die Augen zuzudrücken, seine alte Glatzer Truppe nach fünfjähriger Trennung nur zu ihm zurückgekehrt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Unter dem dumpfen Wirbel der Trommeln, mit gesenkten, verhüllten Fahnen wurde der Held von allen Truppen zur Ruhe geleitet, ins Grab gesenkt unter den

Digitized by Google

Salven der von Plato befehligten Glatzer Dragoner, welche besonders um diesen Ehrendienst gebeten hatten; nach einer ergreifenden Rede des schwedischen Feldpredigers, mit tiefem Schmerze sagten die Truppen ihrem Heldenführer ein letztes Lebewohl, ganz besonders groß war die Trauer des Hauptmanns von Plato, dessen Gesicht statt seines gewöhnlichen grimmen Ausdrucks den eines edlen Schmerzes zeigte, und Wolframs von Panwitz, welcher in Thurn seinen Erzieher und zweiten Vater verlor.

Tief niedergedrückt kam letzterer mit seinem Bruder Hans vom Begräbnis in sein Quartier zurück; doch nicht lange sollten sie sich ihrer namenlos traurigen Stimmung hingeben: schon am anderen Morgen beschied sie der Hauptmann von Plato in seine Wohnung und sagte ihnen:

„Hört, Ihr Panwitze, wenn Ihr Euern Bruder retten wollt, so müßt Ihr bald losreiten. Wir haben neue Nachricht von Glatz. Leider ist der General von Baudissin mit den von ihm angeworbenen Truppen auf dem Marsche nach dem Osten bei Osterode von dem polnischen General Koniecpolski überfallen und gefangen worden; von seinen Truppen haben sich einzelne Leute, darunter ein Herr von Mosch aus der Grafschaft, zu uns gerettet. Dieser erzählt, daß Euer Bruder dicht vor seiner Verurteilung als Hochverräter steht; Ihr findet ihn hier im Nebenzimmer. Euer einmal bewilligter Urlaub soll Euch bleiben."

Vierundzwanzig Stunden später waren die beiden Brüder, zu frischer Energie erwacht, in Begleitung Vogts auf dem Wege nach Glatz. —

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzis Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ in seiner Beziehung auf die Gegenwart.

Von

Dr. R. Hanns.

Pestalozzis Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ erschien 1781, wenige Jahre also vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Damals rang der dritte Stand, das Bürger- und Bauerntum, um eine bessere materielle und sociale Stellung, genau so wie heute der vierte Stand ringt, und es verlohnt der Mühe, jene und unsere Zeit nach dieser Seite hin in Kürze zu vergleichen.

Gab es damals eine Reihe von Zuständen im Staate, welche von der großen Masse des Volkes als Uebelstände und als Ungerechtigkeiten gegen sie selbst empfunden wurden — es sei erinnert an die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, an die Leibeigenschaft, an die Art der Besetzung der oberen Stellen im Staate und im Heere, an die Ueppigkeit des Lebens an mehreren Höfen —, so hören wir heute vom Arbeiterstande die Klagen über die Unzulänglichkeit der Löhne oder die Verkümmerung des vollen Ertrages seiner Arbeit, über die zu große Ausnutzung der Kräfte in zu langen Arbeitszeiten, Klagen über die bittere Notwendigkeit, Frauen und Kinder mit in das harte Joch der Lohnarbeit spannen zu müssen, in vielen Staaten auch über die Vorenthaltung der vollen staatsbürgerlichen Rechte.

Wurde damals das Gemüt des Volkes schon Jahrzehnte vorher aufgeregt durch Schriftsteller und Redner, welche, zum teil in frivoler Weise, in religiösen, naturwissenschaftlichen und politischen Dingen Aufklärung versprachen, auf jeden Fall aber Streit und Gärung hervorriefen, so finden wir heute nicht minder eine eifrige Presse und zahlreiche Agitatoren, welche dem Arbeiterstande täglich von seinen Rechten, niemals von seinen Pflichten predigen, welche den Druck seiner Lage als einen unerträglichen hinstellen, welche die Notwendigkeit einer gründlichen Umänderung aller socialen Verhältnisse behaupten und die dadurch herbeizuführende paradiesische Glückseligkeit aller Menschen in Aussicht stellen.

Handelte es sich vor hundert Jahren darum, daß der Adel und die Geistlichkeit ganz wesentliche Opfer an Vorrechten und Vermögensquellen brachten, so sind es gegenwärtig die Arbeitgeber im Klein- und im Großbetriebe und die Besitzenden überhaupt, welchen von der Gesetzgebung zu Gunsten des Arbeiterstandes bereits ganz bedeutende Lasten aufgebürdet wurden, und welchen von der Masse des vierten Standes, die durch ihre Presse systematisch in stetiger Unzufriedenheit gehalten wird, noch viel weitergehende, geradezu ungeheuerliche Opfer angesonnen werden.

Digitized by Google

Und während vor hundert Jahren die einmal erregte Menge nicht mehr fragte nach dem historischen Rechte, welches die höheren Stände thatsächlich besaßen, und nach den Verantwortlichkeiten, die mit diesem Rechte verknüpft waren, so ist auch bei uns die Menge blind gegen die volkswirtschaftliche Unmöglichkeit, die Ansprüche derselben zu befriedigen.

Fügen wir noch hinzu, daß damals wie heute eine ganze Anzahl von Pädagogen und pädagogischen Maßnahmen diejenigen socialen Zustände, die eine wirkliche Notlage darstellen, zu beseitigen aufrichtig bemüht ist, so sind auch die Hauptpunkte erschöpft, in welchen beide Zeiträume sich gleichen; prüfen wir kurz die Unterschiede derselben.

Sah man damals, wenigstens in Frankreich und in mehreren kleineren Staaten Deutschlands, erst mit Leichtsinn, Uebermut und Spott, später mit schlecht verhehlter Verlegenheit an den Höfen der wachsenden Aufregung im Volke zu, griff man weiterhin zu dem Mittel, die unbequemen Schreier und Schreiber in der Bastille oder auf dem Hohenasperg verschwinden zu lassen, so begegnet heute eine ernste, gerechte Regierung den berechtigten Klagen mit nachhaltig wirkenden Mitteln.

War es vor hundert und mehr Jahren das Fehlen einer durch geordnete Volksschulen hervorgebrachten Volksbildung, welches die Unzufriedenheit und die Empörung begünstigte, so geschieht gegenwärtig für diese Volksschulbildung das Aeußerste, und wir haben an derselben nur das Eine zu beklagen, daß sie zwar Wissen und Können, in vielen Fällen reiches Wissen und tüchtiges Können vermittelt, daß sie aber nicht genügend die sittliche Festigkeit ihrer Zöglinge auf die Dauer zu garantieren vermag.

Und endlich: Ging in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die pädagogische Bewegung nur von einzelnen Privatleuten aus — ich erinnere an Rochow, an Pestalozzi, an Rousseau und die Philanthropen —, so ist dieselbe bei uns eine allgemeine Angelegenheit geworden, in welcher die Nationen unter sich wetteifern, in welcher Staat und Gemeinde einander gegenseitig vorwärts drängen, eine Angelegenheit, welcher Kaiser und Könige ihre besondere Fürsorge angedeihen lassen.

In diesen Hauptpunkten charakterisieren sich die zwei Zeiten, jene, in der und für die Pestalozzi sein Buch „Lienhard und Gertrud“ schrieb, und die unsere, deren Wesen und Bedürfnisse wir an Pestalozzis Volksbuche prüfen und nachweisen möchten. Wir könnten wohl über die nachfolgenden Betrachtungen, die auf den ersten Blick nicht ganz einheitlich zu sein scheinen, eine Kapitelüberschrift aus dem Buche selbst setzen; sie lautet: „Erziehung und nichts anderes ist das Ziel.“ Denn alle die im Folgenden berührten Fragen sind Erziehungsfragen. Erscheint dabei nicht alles auf die Schule beschränkt, werden Haus, Gemeinde und Staat mit ihren erziehlichen Maßregeln dabei berührt, so soll damit die Wahrheit bekräftigt werden, daß die Schule für sich allein in erziehlicher Hinsicht nichts Rechtes vermag, und daß sie auf das friedliche und gewissenhafte Zusammenarbeiten mit diesen Faktoren angewiesen ist. Und nun zur Sache:

I. Lienhard war ein Maurer zu Bonnal in der Schweiz. Er war geschickt, fleißig und hatte guten Verdienst; aber er hatte einen Fehler: er ließ sich oft im Wirtshause verführen. Schlaue, abgefeimte Burschen verlockten ihn zum Trunk und Spiel und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Bald waren die Schulden beim Vogt Hummel — wir würden ihn Gemeindevorstand nennen —, der zugleich der Gastwirt des Ortes war, auf dreißig Gulden angewachsen. Und dieser Vogt Hummel war wie ein Hund und nicht wie ein Mensch gegen die, die ihm schuldig waren. Wenn Lienhard nicht bei ihm verkehren wollte, so drohte er mit Verklagen, und wenn er dort verkehrte, so war der Lohn seines Fleißes und seiner Arbeit in Hummels Klauen. „Das,“ so wehklagt Lienhard, „das ist die Quelle unseres Elends.“

Gertrud ist eine Frau, „der unter Tausenden keine gleichkommt“. Kräftig und gesund, tüchtig und unermüdlich, fromm und fleißig, hält sie das Haus und die Wirtschaft in vorzüglicher Ordnung, und ihre sieben Kinder blühen und gedeihen an Leib

und Seele. Aber stiller Kummer belastet die Treffliche; die Schwäche ihres Lienhard raubt ihr die Ruhe. Sie erkennt mit hellem Blick, daß, wenn er sich nicht ändert, die Zeit kommen muß, in welcher sie mit den Ihren verschupft, d. i. aus dem eigenen Häuschen vertrieben und ins Elend gestoßen wird. Am Mittwoch vor den letzten Ostern, als ihr Mann auch gar zu lang nicht heimkam, als die Kinder voll Liebe und Bangigkeit sich an sie heraudrängten und ihr Blick über sie alle hinwegschweifte, da stürzten ihr, die schon oft heimlich geweint, die Thränen aus den Augen. „Mutter, du weinst?“ riefen da die Kinder aus und es ergriff sie alle; keins fragte nach dem Grunde. Schluchzen und Wehklagen, ein entsetzliches Jammergeschrei füllte die Stube; da trat der Vater herein. „Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.“ Totenblässe bedeckt Lienhards Antlitz bei diesem Anblick; gebrochen und mit bebenden Gliedmaßen ruft er: „Herr Jesus Christus, was ist das?“ Da entfernt die Mutter ihre Kinder, „sammelt alle ihre Stärke und faßt Mut, an ihn zu dringen, daß er sie nicht ferner dem Elend und dem Unglück aussetze“. Sie ist fromm, und ehe sie redet, betet sie still für ihren Mann und ihre Kinder, und dann beginnt sie: „Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse Mut, ganz recht zu thun.“ Und wie er ihr nun die drückende Schuld gesteht, hören wir kein Scheltwort, sondern nur guten Rat und raschen Entschluß, Hülfe zu schaffen. In sieben sauberen Päckchen hat sie je ein Spargeld der Kinder; das zu verwenden zur Deckung der Schuld, wäre ihr eine Sünde; aber sie trägt es hin zum Gutsherrn, zum Arner, daß er ihr gegen dies Pfand die dreißig Gulden leihe.

Arner hat schon im voraus die günstigste Meinung von Gertrud; ihre Kinder sind ihm als die saubersten und sittsamsten bekannt geworden, wenn er durchs Dorf ging; es ist ihm eine Freude, ihr zu helfen. Er schießt das Geld vor, ohne das Pfand zu nehmen; er sagt dem Lienhard eine dauernde, lohnende Arbeit zu, die Leitung beim Kirchbau, und vor allem verspricht er, die Tücken und Frevel des Vogtes, der ja *sein* Vogt, *sein* Beamter ist, gründlich zu untersuchen und abzustellen.

Welch eine Hausmutter Gertrud ist, erhellt aus einer Reihe von Einzelheiten. Daß ihr eigenes Heim ein Muster der Ordnung und Sauberkeit ist, steht nach dem Gesagten schon zu erwarten. Ueber den Eindruck, den ihre Stube, die mit fleißig spinnenden Kindern gefüllt ist, auf Arner und seine Begleitung machte, spricht sich Pestalozzi ganz besonders aus: „Ihr könnt nicht glauben, wie diese Stube die Herren ergötzte. Und das ist natürlich. Die Ordnung und der Wohlstand bei einem reichen Manne nimmt nicht so ein. Man denkt gleich, hundert andere können das nicht so machen, sie haben das Geld nicht. Aber der Segen und Wohlstand in einer armen Hütte, die so unwidersprechlich beweist, daß es allen Menschen in der Welt wohl sein könnte, wenn sie Ordnung hätten und wohl erzogen wären. Dieses nimmt ein gutes Gemüt ein.“

Und was ihr daheim gilt, das sucht Gertrud auch in dem verkommenen Hauswesen des verwitweten Nachbarn, des Hübelrudi, durchzuführen. Sie hat der jüngst verstorbenen Mutter desselben noch auf dem Totenbette versprochen, ihm wieder zur Ordnung zu verhelfen, und da giebt es nun auch kein Besinnen und kein Zaudern. „Rudi, wenn deine Kinder wie rechte Menschen erzogen werden sollen,“ so ruft sie aus, „so muß alles bis auf die Schuhbürste hinunter in eine andere Ordnung kommen. Und wir wollen jetzt nicht schwatzen, sondern die Hände in den Teig stoßen. Es muß mir heut, noch ehe die Sonne untergeht, in der Stube aussehen, daß man sich nicht mehr drinn kennt. Tisch, Fenster, Boden, alles muß abgewaschen und erlustet sein . . . Es ist ein Unglück, daß deine Frau selig auf die letzt auch gar allen Mut verloren und alle Hausordnung ein Ende hatte . . . Glaube mir, es kommt weiß Gott in der Jugend auf Kleinigkeiten an, ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe, ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig und sauber zusammen an

einen Ort lege, ob es gelernt habe, Brot, Mehl, Butter in der Woche richtig abzuteilen und mit dem Gleichen auszukommen oder ob es unachtsam bald mehr, bald weniger verbraucht. Solche Sachen sind es, welche hundertmal machen, daß eine Frau mit dem besten Herzen doch ins größte Elend kommt und ihren Mann und ihre Kinder darein bringt.“

Im Wirtshause erblickt Gertrud den schlimmsten Feind der Arbeitsleute. „Gnädiger Herr“, ruft sie dem Arner zu, „bei der heißen Arbeit dürstet man oft . . . Und wenn Sie doch wüßten, wie dann ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder herauszuwickeln.“

Vom Borgen ist sie durchaus kein Freund. Der gutmütige Rudi will im ersten Eifer seiner Neueinrichtung das Zeug zu Kleidern und Hemden für seine Kinder borgen, entlehnen. Aber mit Bestimmtheit entgegnet sie: „Nichts entlehnen, Rudi!“ — „Warum nicht?“ — „Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie nichts von einem Nagel auf den anderen zu hängen und weil unter Hunderten, die darleihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und besonders dich. Du bist zu gut — es würden sich geschwind genug Blutsauger an dich machen und dich in allen Ecken rupfen.“

Den Kranken ist sie eine echte Samariterin. Als es mit der kranken Vögtin zu Ende gehen will, ist Gertrud schon mit Sonnenaufgang bei ihr „und erquickt ihr jeden Augenblick die Leiden ihres schmerzlichen Lagers. Bald trocknet sie ihr den Schweiß von der Stirne, bald legt sie ihr die Kopfkissen zurecht, bald kehrt sie sie sanft auf die andere Seite, reinigt die Luft ihrer Stube mit Essig“ und mild, wie ihr Handgriff, mild und trostreich sind die Worte, die sie an die Sterbende richtet.

Gar lieblich ist das Bild, wie sie sich und die Ihren auf den Sonntag vorbereitet und wie sie den Sonntag selbst mit ihrer Familie feiert. Am Samstag-Nachmittag, noch ehe Lienhard von der Arbeit heimkommt, ist das Haus blank und sauber, sind die Kinder gekämmt und gewaschen. „In sich geschlossen und still bereitete Gertrud das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selbst die Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue.“ Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch. Nachdem sie der Ereignisse der Woche gedacht, erhebt sie zunächst die Frage: „Aber wie ists in dieser Woche mit dem Rechtthun gegangen?“ Und in einem so recht mütterlichen, keineswegs aber weibischen Gericht, das sie abhält, werden alle die Schwächen und kleinen Vergehen der einzelnen Kinder durchgenommen. Dann beten die Kinder ihr Abendgebet, das sie täglich üben; an dieses fügt Gertrud, was nach den Erlebnissen der Woche ihr Herz besonders erfüllt, und endlich kommt noch ein Zusatz für jedes einzelne Kind. Mitten in diese Hausandacht tritt Lienhard, nicht mehr vom Weine erhitzt und mit sich selbst zerfallen, wie ehedem, sondern klaren Auges und freudigen Sinnes.

Dementsprechend ist der Sonntag selbst. Während sie mit Rudi die Kirche besucht, sind die Kinder sittsam in der Stube versammelt. Lise, die älteste, muß die kleine Greteli versorgen und warten, und das ist ihre größte Sonntagsfreude. Die anderen sitzen still, singen dann und gehen eifrig durch, was sie in der Woche gelernt haben. Denn sie müssen solches alle Sonntage Abend der Mutter wiederholen. Im übrigen gehört der Tag dem freundlichen Gespräch und dem Umgange mit den Kindern. „Die häuslichen Freuden der Menschen sind die schönsten der Erde und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit.“

Die guten hauswirtschaftlichen Grundsätze der Gertrud sind zugleich, wie das ja immer der Fall ist, gute volkswirtschaftliche Regeln. Das erkennen wir aus ihrer Ansicht über das Almosengeben. In diesem Punkte hält sie es ganz wie ihre Freundin, die Renoldin. „Sie war von jehr wohlthätig, aber jetzt, da sie sah, daß die Arbeitslust

Digitized by Google

und die Anleitung zur Ordnung und zum Sparen in einer Woche mehr aufhilft, als man ihnen mit Almosen in Jahren aufhelfen kann, so ändert sie von Stund an ihre Art und schlägt auch der besten Gevatterin eine Gabe ab, wenn sie nicht mit ihr auf den Grund geht und ihr klar und lauter zeigen will, wie sie stehe, was ihre Haushaltung die Woche durch verdiene, wie sie das abteile und warum sie nicht auskomme. Ihre erste Antwort, wenn ihr jemand eine Not klagte, war jetzt: „Ich muß mit dir heim und in deiner Stube sehen, wo es dir eigentlich fehlt und wie dir zu helfen.“ Und nun geht sie den Arbeiterfrauen mit Rat und That an die Hand; „sie giebt jetzt ihren Armen nicht mehr bloß Brot und Geld, sondern sich selber und ihre Zeit, ihren Verstand, ihr Ansehen und alles, sogar ihren freudigen Mut.“ Pestalozzi setzt hinzu: „Man mag darüber sagen, was man will; gewiß ist nur das ein wahres Almosen, wenn man macht, daß der, so es empfängt, nicht ferner betteln muß. Das ist wahr, oder das Almosen ist nicht ein Opfer der Weisheit und Güte, sondern etwas ganz anderes.“

Was soll nun wohl die Vorführung dieses simplen Familienbildes bezwecken? In seiner Einfachheit und Anschaulichkeit soll es nachdrücklich hinweisen auf die Wahrheit:

Die Pflege eines geordneten, tugendhaften und frommen Familienlebens in allen Ständen, besonders auch in den unbemittelten, ist gegenwärtig wie damals eine der wichtigsten Aufgaben und der Wert jeder socialpolitischen Maßregel ist zumeist zu bestimmen nach dem Maße, in welchem dieselbe dieses Ziel erreichen hilft.

Heute wie damals. Denn heute wie damals bilden Schenkenbesuch und Branntweingenuß die Quelle unermeßlichen Elends; Schulden sind eine drückende Fessel des Arbeiters; Frauen, die unfähig sind, zu wirtschaften, zu kochen, zu sparen, die Kinder zu etwas Gutem zu gewöhnen, sind heute wie damals die Ursachen des Unglücks von Hunderttausenden und das Hindernis einer vernünftigen Erziehung im Volke. —

II. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt. Lienhards Wohnort Bonnal mit seinen Bauern und Arbeiterfamilien bildet einen Herd des krassesten Aberglaubens. Gespenstergeschichten und Teufelsbeschwörungen, Hexen und Kobolde füllen und verwirren die Köpfe der Bewohner und die Geschichte, wie den Vogt der Teufel holen will, bildet den Gegenstand größter Aufregung. Der Vogt, welchem der Gutsherr Arner das Handwerk gelegt hat mit seinen Ungerechtigkeiten und Blutsaugereien, will sich rächen und sich zugleich bei den Bauern einschmeicheln und zwar dadurch, daß er einen wichtigen Grenzstein ausgräbt und beseitigt. Wohl warnt ihn seine Frau: „Es ist stockfinster, es geht auf zwölf und in der Karwoche hat der Teufel viel Gewalt;“ aber er nimmt die Flasche, Schaufel, Karst und Pickel und eilt fort; Rausch, Rache und Wut machen ihn kühn. Doch wie er hackt und schaufelt, erschreckt ihn plötzlich ein Geräusch. Ein schwarzer Mann hinter dem Gesträuch kommt auf ihn zu; um den Mann ist es hell und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. „Das ist der Teufel leibhaftig“, sagt sich der Vogt, flieht, heult entsetzlich und läßt Karst und Schaufel, den Hut und die leere Branntweinflasche dahinten. Es war Christoph, der Hühnerträger aus Arnheim, der in der Umgegend Eier aufgekauft hatte und nun auf dem Heimwege begriffen war. Er trug auf seinem hohen Korbe das Fell einer schwarzen Ziege und hatte oben daran eine Laterne hängen, um den Weg im Finstern zu finden. Wir verfolgen nicht die tolle Jagd bis ins Dorf hinein und die entsetzliche Aufregung, die der Vorfall erweckt, auch nicht die allmähliche Aufklärung des Teufelsspukes. Ebenso wenig haben wir Raum für die ergötzliche Gespenstergeschichte, die sich zuträgt, als eine Anzahl Dorfbewohner gegen den Rat der Gutgesinnten den Maienmarkt in Hirzau besucht hat und spät in der Nacht toll und voll heimkehrt. Ueberhaupt, so werden Sie fragen, was hat derlei mit der Gegenwart zu thun? Solchen Aberglauben und Gespensterwahn haben wir glücklich überwunden. Wohl; zwar wirkt, namentlich in unseren Frauenkreisen

mehr, als wir Männer in der Regel ahnen, noch manches Stück Aberglauben still und versteckt fort und es giebt nicht leicht ein wichtiges Familienvorkommnis, das nicht heimlich mit abergläubischem Brauch verbrämt würde; aber im ganzen ist es ja richtig: der Glaube an Teufelserscheinungen und Gespensterspuk ist verschwunden. Jedoch fast Schlimmeres ist an seine Stelle getreten, der Irrglaube, daß eine kommende Zeit die Armut aus der Welt schaffen und eine allgemeine, auf äußeres Wohlleben gegründete irdische Glückseligkeit eintreten werde. Die große Masse des Volkes ist arm und wird arm bleiben müssen. Daß sie aber trotzdem glücklich werde, das muß ein Hauptziel aller Erziehungsthätigkeit sein.

Die Größe Pestalozzis ruht vor allem in seiner unendlichen Liebe zum armen Volke. Ist doch sein langes, arbeitsreiches Leben nichts anderes als eine einzige, große, dauernde Liebesthat an den Kindern und Waisen der Armen und Elenden, und hundert Klagen und Wünsche in seinen Schriften und besonders in Lienhard und Gertrud lassen sein warmes Mitgefühl gegen den Armen erkennen. „Ja das Elend der Armen ist groß“, ruft Gertrud aus, „und man muß grausam und hart sein, wenn man nicht gern, was man kann, an sich selbst und seinem eigenen Maul erspart, ihnen ihre große Not zu erleichtern“. Den wackeren Arner läßt er sagen: „Die erste Pflicht des Menschen ist, der Armut seiner Mitmenschen, wo er kann, aufzuhelfen, damit ein jeder ohne Drang und Kummer des Lebens Notdurft erstreiten möge.“ Und aus der Predigt des Pfarrers klingt es heraus: „Selig ist der Mensch, der nicht schuld ist an der Armut eines seiner Nebenmenschen; selig seid ihr, wenn der Arme euch segnet und wenn Witwen und Waisen Thränen des Dankes über euch zu Gott weinen.“

Fast befremdlich nimmt sich neben solchen Stellen der Ausspruch Pestalozzis aus: „Man muß die Armen zur Armut erziehen.“ Ist das nicht ein hartes Wort, das dem Armen von vornherein allen Trost nimmt? Gleichwohl finden wir in diesem Worte eine weise Forderung, bei der wir etwas verweilen müssen. Wie will das Wort verstanden sein? Pestalozzi giebt darüber selbst Auskunft. Zunächst zeigt er, wie Gott selbst den Armen erzieht. „Gott, der es vom Armen fordert, zu entsagen, wenn er andere in Ueberfluß sieht, giebt ihm Kraft, es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Not und die vielen Leiden seiner Umstände zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert — Gertrud spricht zu ihrem Manne — glaube mir, Gott hilft dem Armen so im Verborgenen und giebt ihm Stärke und Verstand, zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was schier unglaublich scheint. Wenns dann durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, dann ist ihm himmelwohl, viel besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.“

Jenes Wort hat jedoch noch einen anderen Sinn. „Es ist ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Not mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten wie die Pest“, spricht Arner zum Lienhard, und an anderer Stelle heißt es: „Behüte Gott alle armen Leute vor der Feder.“ Und diese Worte sind um so wichtiger, als der Vogt ganz recht hat, wenn er sagt: „Die Bauern glauben mir lieber zehn, als dem Pfarrer ein halbes.“ Ists denn nicht noch heute so, daß die arme Bevölkerung manchem Schurken zwanzigmal so viel glaubt als dem, der es wirklich gut mit ihr meint, und stammt nicht das Mißtrauen heute noch bloß daher, daß der Wohlmeinende gesellschaftlich höher steht und deshalb ohne weiteres vom Armen zu den Ausbeutern gerechnet wird? Man muß den Armen zur Armut erziehen — das will also zunächst sagen: Man muß ihn vor Einflüsterung, Aufhetzung und Verführung zu bewahren suchen, wie man Kinder davor bewahrt. Der vierte Stand ist in seinem größten Teile ein unerzogener Stand und von diesem Gesichtspunkte aus hätte man die gesetzlichen Maßregeln beurteilen sollen, welche die Reden und Schriften der Irreleitung von diesem Stande fernhalten wollten.

Der Kern des Wortes liegt freilich noch in etwas anderem.

Digitized by Google

Glücklich sein heißt heutzutage bei den meisten Menschen reich sein, und — so fordert man — alle Menschen müssen glücklich werden dadurch, daß man sie alle wohlhabend macht. Das erste ist nicht wahr und das andere ist nicht möglich.

Wo ist das Glück? Wer das Leben und die Menschen kennen gelernt hat, wer ebenso Jahre des Mangels und der Armut wie Jahre der Sorglosigkeit durchlebt hat, der hat auch erkannt, daß dem Armen, dem Notleidenden, wenn er nicht systematisch verhetzt und erbittert wird, jede kleine Erleichterung, jede geringe Besserung seiner Lage schon eine Freude bereitet, die der Bessergestellte selbst bei größeren Glückszufällen gar nicht empfindet. Armut und Mangel lehren den Menschen, seine Ansprüche und Bedürfnisse soweit zurückzuschrauben, daß er manchen Mangel gar nicht mehr als solchen empfindet. Und wenn man hinzunimmt die tausend Erfahrungen von Menschen, die reich geworden sind und doch häufig genug die Zeiten des Mangels und der Sorge als die glücklichsten Zeiten ihres Lebens bezeichnen — und sie sind es, weil sie die Zeiten des Strebens waren —, wenn man hineingesehen hat in die Hohlheit vieler scheinbar glücklichen Existenzen, wenn man erfahren hat, daß der Begriff vom „glänzenden Elend" kein bloßer Romanbegriff ist, wenn man erkennt, wie so mancher eben den beneidet, von dem er selbst im Stillen beneidet wird: so drängt sich mehr und mehr der Gedanke auf, daß Gott wirklich gerecht ist, und daß bei aller Ungleichheit der äußeren Lage es doch in der subjektiven Empfindung der Menschen, die wir Freude, die wir Glück nennen, ein festes Maß giebt, das jedem zugeteilt ist, eine bestimmte Einheit von Glück, die jeder erlangen kann und über die auch keiner hinauskommt. Wer dächte hier nicht an Diogenes, wer nicht an Krösus? Schließlich hat doch die Gertrud recht, wenn sie zu ihrem Lienhard sagt: „Lieber, die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, wenn man recht thut und wenig wünscht."

Gleichwohl, wer wollte nicht dem, der in saurem Schweiße ums liebe Brot ringt, eine Erleichterung seiner Lage von Herzen gönnen und wünschen? Wir haben es schon ausgesprochen: Die materielle Verbesserung, die der Arbeiterstand erhofft oder gar fordert, weil die Führer sie ihm vorspiegeln, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Unser Sachsen ist nicht arm und doch ist es bekannt, daß das jährliche Durchschnittseinkommen, das auf einen Kopf kommt, etwa 440 Mark beträgt. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Plus, das wir der Erde an Produkten, die zu Genußmitteln werden, abringen, durch erhöhte Kultur, durch Gewinnung neuer Kulturflächen abringen, wieder aufgewogen wird durch die stetig zunehmende Bevölkerung. In ihrem materiellen Teile ist die sociale Frage nichts als die Uebervölkerungsfrage, und es ist verkehrt, immer noch zu behaupten, es könne in materieller Beziehung wesentlich besser werden. Es erscheint frivol, wenn gesagt wird, man habe der Arbeiterbevölkerung in einer gutmütigen Laune ein Zuckerbrot hingeworfen, indem man das Arbeiterschutzgesetz, die Kranken-, Unfall- und Altersversorgungskassen schuf. Diese Einrichtungen sind vielmehr die weisesten und gerechtesten unseres Zeitalters; und wenn die uns auferlegten Opfer drückende sind, so ist dafür auch das Ganze eine große, echt christliche Liebesthat, eine Verwirklichung der biblischen Forderung, daß einer des anderen Last trage. Der Erkrankte und Arbeitsunfähige braucht diese Hülfe, und er will und soll sie nicht als ein Almosen empfangen. Wer aber von der Zukunft materiell noch wesentlich mehr erwartet, der täuscht sich selbst ebenso, wie derjenige, der wesentlich mehr verspricht, andere täuscht. Was für den vierten Stand künftig noch Wesentliches geschehen kann, liegt zumeist auf erziehlichem Gebiete. —

III. Als vor etwa 12 Jahren ein namhafter sächsischer Schulmann öffentlich auftrat gegen den Verbalismus in der Schule, also gegen das Wortlernen und Wortwissen, entstand eine ziemliche Aufregung. Mancher Schulmann stimmte zu, aber die meisten wiesen die erhobenen Beschuldigungen als unwahr zurück. Mag der Vorwurf übertrieben gewesen sein — ganz unberechtigt ist er noch heute nicht. Wenn hie und da

Digitized by Google

in den Realien Reihen von Namen oder Zahlen eingeprägt werden, ohne daß die dazu gehörigen Vorstellungen vorhanden sind, wenn biblische Geschichten auswendig gelernt und hergesagt, statt frei erzählt werden, wenn noch immer — in seltenen Fällen freilich — das Einmaleins mechanisch eingeprägt, statt vom Schüler selbst gebildet wird, wenn — es muß gesagt sein — noch immer einzelne, wenn auch wenige Abschnitte des Memorierstoffes vorhanden sind, an die das kindliche Verständnis nicht hinanreicht, so sind dies Reste jenes Verbalismus.

Bereits in Lienhard und Gertrud haben wir den Kampf gegen das Wortwesen, wie Pestalozzi das Fremdwort treffend übersetzt. „Die Menschen unserer Zeit sind von früher Jugend an an das arme Wortwesen wie verkauft. Das viele Wortwesen ist ganz und gar nicht für den gemeinen Mann. Die vielen Worte bringen ihm alles durcheinander und heben ihm jeden Augenblick hundert Nebensachen über die Hauptsache empor.“ So klagt der Pfarrer, von dem Pestalozzi ausdrücklich betont: „Er machte immer gar wenig aus Worten und sagte, sie seien wie der Rauch, Zeichen des Feuers, nicht das Feuer selbst, und je reiner das Feuer, je weniger Rauch.“ Und dem Hartknopf, der seit 20 Jahren sich mit allerhand Bücherwesen und Bücherlesen eingelassen hat und dabei mehr und mehr zurückgekommen ist, ruft er zu: „Wenn du ein fleißiger, braver Strumpfweber geblieben wärst und deinen Kopf immer recht bei deinem Stuhl und Garn gehabt hättest, wärest du nicht viel ehrlicher, viel wohlhabender, viel zufriedener und an Leib und Seele gesünder, als du jetzt bist mit allem dem dummen papiernen Kram, den du im Kopf hast?“

Doch nicht bloß gegen das leere Wortwesen wendet sich Pestalozzi; auch gegen das bloße Wissen, und wenn es noch so sehr durch die Anschauungen gestützt und mit dem Verstande durchdrungen wäre, richtet sich sein Angriff. „Es ist zwischen Wissen und Thun ein himmelweiter Unterschied. Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat groß acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.“ Und an anderer Stelle: „Wenn vieles Wissen die Leute brav machen würde, so wären ja eure Anwälte und eure Vögte und eure Richter, mit Respekt zu melden, immer die bravsten.“ Und wieder an anderem Orte wird die Erziehungsaufgabe noch mehr erweitert: „Die Natur lehrt den Menschen, daß alles an ihm arbeiten muß, daß er Hände und Füße, Kopf und Herz brauchen muß und keines von allen still stehen lassen darf, wenn er will, daß es ihm wohlgehen soll auf Erden.“

Was gilt denn von alledem für uns? *Das Wortwesen muß verschwinden; auch das bloße Wissen genügt nicht; Kopf, Herz und Hand müssen gleichmäßig gebildet werden; vor allem ist in der Erziehung die Arbeit mehr zu betonen.*

Was es heiße, den *Kopf* zu bilden, kann hier übergangen werden. Die Bereicherung mit Wissen, die Ausbildung des Verstandes und des Urteils steht ja in unseren Schulen — das muß anerkannt werden — auf einem günstigen Standpunkte und wenn in dieser Beziehung noch ein Wunsch bleibt, so ist es der, daß Wissen und Denken noch durchgängiger auf *Praktisches* gerichtet sein und die einzelnen Wissensgebiete zum Zwecke einer besseren Durchdringung noch häufiger durch geschickte *Konzentration* auf einander bezogen werden möchten.

Was aber ist mit der Bildung des *Herzens* gemeint? „Wenn es nichts anderes als Arbeit und Verdienst brauchte,“ sagt Pestalozzi, „die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so: bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen.“ Wodurch kommt denn das Herz in Ordnung? Zunächst durch die Erziehung zur *Sittlichkeit*, nicht einer, die sich in Abstraktionen bewegt und mit hochtönenden Worten um sich wirft, sondern einer Sittlichkeit, die durch vernünftige, unablässige *Gewöhnung* von klein auf erworben, die

Digitized by Google

immer aufs praktische Leben bezogen wird und an den alltäglichen und kleinsten Thatsachen des Lebens sich bewähren muß. Tugenden, die der Ethiker für Tugenden zweiten Ranges erklärt, Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß — sie sind in der Erziehung von besonderer Wichtigkeit, weil sie die *ersten* sind, die erworben werden können, und weil von diesen ersten Erwerbungen das wirtschaftliche Wohl des Erwachsenen abhängen wird. Gehorsam, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Ehrerbietung gegen Eltern und Vorgesetzte und die hilfsbereite Nächstenliebe vervollständigen das Bild eines sittlichen Charakters, das Pestalozzi zeichnet und dessen Einzelzüge wir nur deshalb nicht mit Citaten belegen, weil Kürze geboten erscheint.

Aber Sittlichkeit ohne *Religion* ist für Pestalozzi ein Unding. Und das kann ja auch nicht anders sein. Wer Gottes Wesen und Gottes Walten verneint, der macht dadurch sich selbst, den Menschen, zum höchsten aller Wesen. Und wie dadurch für ihn die Demut fortfällt, die den Gehorsam erleichtert, so fehlt ihm auch — es ist dies eine einfache Konsequenz — die Notwendigkeit, einen anderen Menschen als seinen Richter und das Gesetz, das nun auch für ihn nichts anderes als ein von Menschen vor ihm oder neben ihm aufgestellter, lästiger Zwang ist, als für ihn maßgebend anzuerkennen. Pestalozzi hat mit seinen Ansichten über Religion und religiöse Bildung viel Widerspruch und Mißtrauen erweckt; er wendet sich oft gegen den „Buchstabendienst einer starren Orthodoxie, welch letzterer doch, wenigstens in unserer Zeit, das Zeugnis nicht versagt werden kann, daß gerade sie eine Zahl praktischer Fragen des Christentums in Angriff genommen hat; er will nichts wissen von vielem „Spintisieren“, von unfruchtbarem, wie er sich hart ausdrückt, „Katechismuskram“ und von „müssiggängerischem Histörleinaufsuchen“. „Nicht wissen und nicht verstehen wollen, was einem zu hoch ist — dabei bleibts einem wohl. Man singt ruhig sein Glaubenslied und kommt heiter zum Grab, und wer am meisten weiß, weiß immer, daß er nichts weiß.“ „Thun, was in der Bibel steht, ist unser einem seine Sache, und davon erzählen, des Pfarrers.“

Gottesfurcht, Liebe und Vertrauen zu Gott, alles ruhend auf der kindlich einfachen Vorstellung „Gott ist unser Vater“ — das ist der Kern seiner Religion; der Ausfluß, der rechte Beweis derselben ist der sittliche Wandel. „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir dies thun — Wir sollen Gott fürchten und lieben, so daß wir jenes nicht thun“ — das ist ihm der Hauptsatz, in welchem Religion und Sittlichkeit wie bei Luther vereint erscheinen. Sind damit die Tiefen des Christentums nicht erschöpft, so ist doch darin gerade für die Volksschule, für die Anfänger im Glauben, eine brauchbare Grundlage geboten.

Und was ist gemeint mit der Bildung der *Hand*? Glüphi, ein invalider Offizier, Arners neuer, einen neuen Geist in die Schule verpflanzender Lehrer, glaubt der Gertrud eine wichtige neue Methode abgelauscht zu haben. Wenn ihre Kinder daheim spinnen, so hat jedes sein Buch oder einen Zettel vor sich stecken, und da die Kinder so weit geübt sind, daß sie ihr Auge nicht mehr auf das Gespinnst zu richten brauchen, so müssen sie während des Spinnens zugleich etwas Nützliches auswendig lernen. Diese Verbindung von Arbeit und gleichzeitigem Lernen ist es, welche Glüphi in seiner Schule einführt und welche sich dort wohl bewährt.

Es ist jedem Pädagogen bekannt, daß dies eben dieselbe Methode ist, welche Pestalozzi in den verschiedenen Anstalten, die er leitete, leidenschaftlich anwendete. Aber ebenso bekannt ist es, daß sich die Praxis von diesem Brauch wieder abgewandt hat. „Denn wer nach zwei Hasen zugleich läuft, fängt gar keinen.“ Jedoch etwas ganz Wichtiges ist uns hiervon geblieben, die Wertschätzung der Arbeit in der Erziehung. Am weitesten durchgeführt ist die Anwendung der Arbeit als Erziehungsmittel in den geschlossenen Anstalten, nicht nur den Stätten der Heilpädagogik, den Erziehungsanstalten für Blinde, Taubstumme, Schwachsinnige, den Besserungsanstalten und Rettungshäusern, sondern auch den Lehranstalten, die ein freundlicheres Gesicht haben, wie die zu Keilhau

und Schnepfenthal oder bei uns in Sachsen Kleinstruppen. Hier bildet die körperliche Arbeit einen wichtigen Teil des Tagesplanes. Besonders erfreuen sich Garten- und Feldarbeit einer hervorragenden, von keiner Seite angefochtenen Wertschätzung. Und auch in die Volksschulen hält die Arbeit mehr und mehr ihren Einzug. Noch vor 20 Jahren wurde die Einführung der weiblichen Handarbeiten in die Volksschulen häufig genug perhorresciert und heute besitzen wir in Sachsen in denselben einen allgemein anerkannten, segensreich wirkenden Unterrichtsgegenstand. Und mit dem Koch- und Haushaltungsunterrichte wird es nicht anders gehen. Was sagt Sachsens Schulgesetz? „Die Volksschule hat die Aufgabe, der Jugend durch Unterricht, Uebung und Erziehung die Grundlagen sittlich religiöser Bildung und die für das bürgerliche Leben notwendigen allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten zu gewähren." Gehört etwa für die Mädchen das Kochen und die Hauswirtschaft nicht mindestens ebenso zu den für das bürgerliche Leben notwendigen allgemeinen Fertigkeiten, wie z. B. das Schreiben? Und wenn auch die Einführung dieses Gegenstandes nicht eine allgemeine wird sein können, wenn auch der Handfertigkeitsunterricht für Knaben nur vereinzelt und nicht in organischer Verbindung mit der Schule wird auftreten können — allenthalben wird es möglich sein, der Arbeit mehr Gebiet zu überlassen. Liegen doch in den häuslichen Schularbeiten eine Reihe günstiger Momente für die Erziehung zu Sauberkeit, Ordnung und Ausdauer, und für viele Familien bedarf es nur der Anregung, damit sie auch in der Stadt — auf dem Lande fehlt es ja nicht an natürlicher Handarbeit für die Kinder — in einer Reihe von häuslichen Verrichtungen und Besorgungen, durch Beschäftigung im Garten oder mit dem Werkzeugkasten ihren Kindern den Segen einer geregelten körperlichen Arbeit zu teil werden lassen. —

IV. Zum Letzten. Als in Bonnal alle die materiellen und sittlichen Schäden bloß gelegt worden und zur Kenntnis des Gutsherrn Arner gekommen waren, erfolgte zunächst die Absetzung und Bestrafung des Vogtes Hummel. Aber dabei sollte es nicht verbleiben; das weitaus Wichtigere war die Verbesserung aller Verhältnisse, die durch eine ganze Reihe von Maßregeln und Einrichtungen herbeigeführt wurde. Zweierlei ist an diesem großen Werke charakteristisch: der Ausgang aller Verbesserungsmaßregeln von der Familie und der Zusammenschluß, das Zusammenwirken aller Kräfte und Kreise bei diesem Unternehmen.

Wir haben schon vorhin die Bedeutung des Familienlebens betont. Von der Zeit an, da Lienhard und Gertrud „neue Entschlüsse faßten für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten", wohnte und wuchs der Segen in ihrer Hütte und wie ein befruchtender Strom ergoß sich derselbe auf die Nachbarhäuser. Beispiel und hülfsbereites Eingreifen wirkten auch dort umgestaltend, segensreich. Die Kinder, die bis dahin manchem als eine Last erschienen waren, wurden der Gegenstand des lebhaftesten Interesses und verdoppelter Hoffnungen und sie selbst bildeten eine sittlichende Macht in der Gemeinde. „Als unser Kind noch lebte," spricht die sterbende Vögtin, „da beteten wir auch und scheuten uns auch noch zu zeiten vorm Bösen. Aber nachdem es gestorben, scheuten wir uns nichts mehr, weder im Himmel noch auf Erden."

Wie die neue Schule aus dem Hause der Gertrud die Verbindung von Arbeiten und Lernen herübernahm, ist schon besprochen. Doch ist damit das Wesen derselben noch nicht erschöpft. Ein frischer, fröhlicher, immer aus Konkrete anknüpfender, aufs Praktische gerichteter Unterrichtsgeist belebt dieselbe. Eine wichtige Rolle spielt das Denkrechnen; die größeren Knaben üben unter der Leitung Glüphis das Feldmessen und müssen selbst prüfen und vorschlagen, wo der neue Entwässerungsgraben der Gemeindewiese am besten zu führen sein wird. Ein Schulgarten wird angelegt, in dem die Kinder selbst säen, pflanzen, jäten, veredeln, ernten, dessen Abfälle sie benutzen, ihre Ziegen und Kaninchen zu unterhalten und zu pflegen. Bäume werden ausgeteilt und

Digitized by Google

unter Mithülfe der Kinder gepflanzt und veredelt; die Häuser, um die es bisher wüst und wild ausschaute, werden mit Obst- und Blumengärten umgeben.

Eng verbunden mit Haus und Schule beteiligt sich auch der Vertreter der Kirche am segensreichen Werke. Der Pfarrer ist in erster Linie Seelsorger. „Bonnal sieht diesen Edlen in der Mitternachtstunde am Todesbette der Menschen, vor Aufgang der Sonne auf den Wegen zu den zerstreuten fernen Berghütten seines Dorfes, in der Mittagsstunde bei der hungernden Witwe, am Abend im Kreise der Kinder des Dorfes, in jeder Stunde des Tages, wohin ihn seine Pflicht ruft.“ Seine Predigten sind kurz und einfach; zuweilen läßt er sie ganz ausfallen. Im Religionsunterrichte, den er erteilt, kommt es ihm darauf an, „die Kinder ohne viele Worte zu einem stillen, arbeitsamen Berufsleben zu führen, durch feste Angewöhnung an eine weise Lebensordnung den Quellen unedler, schandbarer Sitten vorzubeugen und auf diese Weise den Grund der stillen, wortlosen Gottesanbetung und der reinen, thätigen und ebenso wortlosen Menschenliebe zu legen. Zu diesem Ziele zu gelangen, bindet er jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an ihre Umstände und Berufspflichten.“

Dadurch arbeitet er zugleich mit an den zahlreichen Reformen, welche Arner in der Gemeinde anregt und durchsetzt. Unangenehm genug berührt die Bewohner von Bonnal der Anfang dieses Reformwerkes. Alle die Schulden, die sie beim Vogt gemacht und welche die einzelnen Familienglieder bis auf die Kinder herab peinlich vor einander verheimlicht haben, müssen vor dem Gutsherrn, der des Vogts mit Beschlag belegte Bücher in der Hand hat, offen bekannt und in kurzer Frist beglichen werden. Auch späterhin dürfen Schulden nicht länger als 14 Tage anstehen. Dann schreitet Arner zur Verteilung des Gemeindelandes, damit auch der Aermste, wie er ausdrücklich hervorhebt, die Verbindung mit dem Landbau nicht gänzlich verliere Und wo die Mittel fehlen, die milchspendende Ziege zu erwerben, da giebt er selbst dieses Haustier vorschußweise her, und es ist eine gar fröhliche Stunde für die Kinderwelt, wie etwa 40 Ziegen zur Verteilung kommen und der Pflege der Kinder übergeben werden. Die große Dorfwiese, bisher sauer und sumpfig, wird entwässert und fruchtbar gemacht; ein Flurbuch und ein Gemeindeinventarium werden angelegt. Die Bauern werden von Glüphi in einer einfachen Form der Buchführung unterwiesen und jeder wird angehalten, ein Wirtschaftsbuch zu führen und an einem bestimmten Tage des Jahres vorzuweisen. Die Bebauung der Aecker eines jeden erfährt eine besondere Kontrolle, und wo Wirtschaftsbuch und Saatenstand einen Rückgang aufweisen, wird den Gründen des Rückschrittes nachgeforscht und auf Abhülfe gesonnen.

Damit für diese Aufgaben immer ein passender Mann vorhanden sei, werden Dorfräte gewählt; wer den Wiesenbau am besten versteht, wird Dorfrat für den Wiesenbau, wer den Getreidebau vorzüglich kennt, wird Dorfrat für den Getreidebau u. s. w. Den Kindern und jugendlichen Arbeitern wird eine gewisse Sparpflicht auferlegt und eine ansehnliche Prämie, bestehend in einem Stückchen Land, denjenigen in Aussicht gestellt, welche täglich 2—3 Kreuzer zurücklegen und in ihrem 20. Jahre 8 oder 10 Dublonen, welche durch Sparen erworben sind, aufweisen können. Bestimmte Aufseher, ebenfalls aus den Gemeindegliedern gewählt, haben das Gesundheitliche zu kontrollieren, und bald kann mit Genugthuung festgestellt werden, daß der früher so verbreitete Hautausschlag verschwunden ist, daß die Kinderkrankheiten immer seltener, die Impfung gegen die Blattern immer allgemeiner wurden.

Damit der Holzdiebstahl verschwinde, läßt Arner Anweisungen auf billiges Holz austeilen, und eine Folge dieser und ähnlicher Maßregeln ist, daß er bald Galgen und Pranger beseitigen kann. So dringt er in allem „auf die Fortsetzung einer einfachen häuslichen Arbeitserziehung als das beste Mittel, dem Schwindelgeist und der Anmaßungssucht unserer Zeit“ — so spricht Pestalozzi von jener Zeit — „und ihren Folgen vorzubeugen“. Und diese Arbeitserziehung ist ihm zugleich eine Erziehung zur

Selbsthülfe: „Die ganze Natur und die Geschichte ruft dem Menschengeschlechte zu, es solle ein jeder sich selbst versorgen, denn es versorge sonst ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das Beste, was man an dem Menschen thun könne“, sagt Arner, „sei, daß man ihn lehre, es selbst zu thun.“

Neben dem, was Arner fordert, steht manches, was in dem einmal entfachten Eifer freiwillig geboten wird. So bildet sich unter den Frauen des Ortes ein „Weiberbund“. Der ganze Ort wird in fünf Bezirke geteilt und je einer Vertreterin dieses Frauenvereins wird ein solcher Teil zugewiesen, nicht, damit sie dort Almosen verteile, sondern damit sie nach der Art der Gertrud und der Renoldin mit Rat und That eingreife und die häusliche Ordnung und, wo es not thut, die häusliche Kinderzucht überwache. Auch die erwachsene Jugend bildet eine Vereinigung, und zwar eine, die den Wirtshausbesuch nicht befördert, sondern ausdrücklich einschränkt, eine Vereinigung, die in sinnigem Spiel und Brauch Zucht und Sitte zu erhalten bestrebt ist.

Und endlich — wie stellt sich die Landesregierung zu diesem Reformwerke? Sie nimmt zunächst eine abwartende Haltung ein; der Landesfürst, dem man immer vorgesagt hat, so lange, bis er's ziemlich glaubte, „es sei nichts damit, es sei ein schöner Traum, dem armen Volke helfen zu wollen“, der Landesfürst nimmt mit Interesse Kenntnis von den Bestrebungen Arners, und wenn, wie ja auch im Orte Bonnal selbst, allerhand Widerstand und üble Nachrede und Aufhetzung entsteht und selbst bis an den Fürstenthron hinan versucht wird, so schlagen doch die handgreiflichen Erfolge, die sich dem Fürsten bei seinem persönlichen Besuch in Bonnal klar vor Augen stellen, alles siegreich zu Boden, und Fürst und Landesregierung helfen das Werk durch Anerkennung und Beihülfe stützen und fördern.

So lehrt uns denn das Ganze: Kein Erziehungsfaktor kann etwas Rechtes für sich allein erreichen; der Zusammenschluß, das Ineinandergreifen des Wirkens aller beteiligten Kreise, der Familie, der Schule, der Kirche, der Gemeinde, der freien Vereinigungen und der Staatsregierung ist notwendig. —

Digitized by Google

Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

Von

J. N. Potapenko.

Aus dem Russischen übertragen von H. Nonne.

V.

Mittwoch ungefähr um zwei Uhr nachmittags fuhr, von einer dichten Staubwolke eingehüllt, der Postwagen in dem Marktflecken Lugowoje ein. Beim ersten Blick sah man, daß dieser Ort nur durch ein Mißverständnis hatte Marktflecken werden können. Durch irgend einen Zufall hatte sich in den Leuten der Gedanke festgesetzt, daß der Ort ein bequemer und verkehrsreicher wäre, und sie hatten Hütte neben Hütte gebaut; möglich auch, daß in vergangener Zeit eine Haupt-Handelsstraße hier vorbeigeführt und das Volk da gesammelt hatte, und später, als man bessere Wege gebaut hatte, war dieser Punkt abgelegen geworden.

Lugowoje war ohne Ordnung zwei Werst lang und einen Werst breit gebaut; die Hütten waren niedrig, mit altem, schon längst schwarz gewordenem Schilfrohr gedeckt; sie stammten von früheren Besitzern, welche in vergangenen Zeiten noch wohlhabend gewesen waren; sie folgten dem Laufe der Hauptstraße, ohnweit von dem schmalen Fluß, der von dichten Wänden grünen Schilfrohres eingeschlossen wurde. An dieser Straße stand auch die Kirche, klein, niedrig, mit nur einer einzigen grünen Kuppel und ohne Turm. Die Glocken hingen unter einem hölzernen Dach, das nur auf zwei Pfeilern ruhte. Weiter oben zweigten auf beiden Seiten schmale Gassen ab, welche mit Erdhütten besetzt waren; auf ihren niedrigen Dächern wuchs hohes Unkraut, an manchen Stellen standen angesäeter Lauch und sogar Gurkenpflanzen. Das war ein sprechendes Zeugnis, daß die späteren Generationen sich schon durch eine ausgesprochene Armut auszeichneten.

Gerade bei der Einfahrt in den Ort dehnte sich ein ziemlich großer Garten aus, stark vernachlässigt, mit einer Menge verdorrter Bäume, mit hohem Gras und Gestrüpp bewachsen. Mitten im Garten befand sich das Haus des Pameschtschik (Gutsbesitzers), viereckig, mit einem schwarzgewordenen, verzogenen Dach, nicht groß und, wie es schien, unwohnlich.

Der Postwagen fuhr zur Kirche und hielt vor der Thüre eines reinlichen, aus Stein gebauten Häuschens mit grünem Dache, welches sich an die Mauer des Kirchplatzes anlehnte. In der Thüre stand der Diakon von Ustimiewka und lächelte freundlich; er war zufrieden und gut gelaunt, weil die Wohnung im Kirchhause bequem, anständig und geräumig war.

Digitized by Google

„Nur ist das Volk hier armselig, abgerissen; es ist mir zweifelhaft, ob hier ordentliche Gebühren einkommen werden," setzte er hinzu, als die jungen Leute in das Haus traten und ihre staubbedeckten Ueberkleider ablegten. Er erzählte aber auch einiges Tröstliche. Er war schon bei dem Priester gewesen. Vater Rhodion Manuskriptof saß hier in Lugowoje schon seit fünfzehn Jahren und wußte selbstverständlich, wie es hier mit den Einnahmen bestellt war. Zuerst empfing er den Diakon trocken.

„Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht! — Ihr Sohn ist noch sehr jung und will hier Oberpfarrer werden, und ich sitze nun schon seit fünfzehn Jahren hier." Aber der Diakon erklärte, daß Kyrill gar nicht um die Oberpfarrstelle gebeten hätte, und geschehen wäre es nur deswegen, weil er Erster Magistrant der Akademie sei.

„Magistrant? So? Nun, dann gewiß, gewiß! Dann ists eine andere Sache."

Das Wort „Magistrant" war für Vater Rhodion Manuskriptof etwas Zauberisches. Es gab dem Menschen das Anrecht auf den Vorrang nach jeder Seite. Er selbst hatte die Priesterwürde nach und nach erlangt, durch langjähriges Bitten, denn er hatte das Seminar nicht ganz durchgemacht. Nach einer so wichtigen Erklärung öffnete er dem Diakon von Ustimiewka seine Seele und erzählte ihm, daß eigentlich die Einnahmen hier gut wären, wenn man es nur verstände. „Die Leute sind zwar arm, es giebt aber ungefähr zehn reiche Höfe, und dazu kommen am Sonntag noch ziemlich viele Bauern aus den umliegenden Weilern. Diese Leute sind so: wenn man sie einladet und bewirtet sie mit Thee und Branntwein, bringen sie einem am folgenden Sonntag eine volle Lade Korn. — Von diesen Einzelbauern leben wir auch zum größten Teil" — setzte Vater Rhodion hinzu. „Von Lugowoje selbst kann man mit dem Sprichwort sagen: ‚Groß ist Theodora, aber dumm'. Man hat wenig davon; das Volk ist arm und dabei grob. Drei Schenken sind hier, die sind immer voll, und die Kirche ist leer. Auch eine Gutsbesitzerin ist hier, aber eine merkwürdige Frau; besucht die Kirche nicht und ist überhaupt dem geistlichen Stande nicht geneigt. Nun, im ganzen läßt es sich hier schon leben."

Dies alles erzählte der Diakon Kyrill und setzte von sich aus hinzu; „Mit Vater Rhodion mußt du zusammenhalten, und besuche auch die Gutsbesitzerin. Vielleicht sieht sie dich um deiner Gelehrsamkeit willen an; das wird immer eine Hülfe sein."

Nun aber fing er an zu eilen, trank rasch noch eine Tasse Thee und fuhr dann nach seinem Ustimiewka ab, da er Angst bekam, der dortige Oberpfarrer würde böse auf ihn werden, wenn er so lange ausbliebe.

Müde von der Reise, mochte Kyrill an diesem Tage nichts anfangen; er half eifrig Mura die Möbel zu stellen, aus den Kisten Kleider und Wäsche herauszunehmen und alles dies in Kommoden und Schränke zu verteilen. Es war ein heißer Augusttag; sie machten die Fenster auf das kleine Gärtchen zu auf, in welchem Georginen und Stiefmütterchen blühten, wahrscheinlich noch von ihren Vorgängern gepflanzt. Aus den Fenstern hatte man den Blick auf die Bauernhütten, mit schmalen Tennen, in welchen man die Drescher in Arbeit und ihre Flegel in der Luft sah; das Tik-Tak schallte lustig herüber. Die Frauen rechten das Stroh zusammen und kehrten das Korn auf einen Haufen. Mura sah auf alles dies mit der Neugierde eines Kindes; zum erstenmale im Leben sah sie, woher das Brot kam. Das Tik-Tak von dort unten erregte in ihr eine unverständliche Unruhe; der Gedanke, daß sie hier Hausfrau in der fremden Gegend, bei fremden Leuten und unter fremden Gewohnheiten sein sollte, wollte ihr gar nicht in den Kopf. Ihr schien es immer, als ob sie sich auf der Reise befände, und dies war nur eine originelle Reise-Episode.

Es dämmerte schon. Sie saßen im Schlafzimmer beim offenen Fenster und ruhten sich aus. Es schien ihnen, als ob im Vorderzimmer die Thüre knarrte und sich etwas bewegte. Maria Gabrielowna fuhr zusammen, stand auf und sah durch die Thüre.

„Guten Abend, Matuschka," sagte eine Frau, die eingetreten war, und verneigte sich tief. Sie war ziemlich klein, von fester Bauart, mit hervortretendem Leib. Ihr Gesicht war rot, als ob sie den ganzen Tag am glühenden Herd stehen müßte. Auf

Digitized by Google

diesem Gesicht war alles groß. Dichte schwarze Augenbrauen, in eine gerade Linie zusammenlaufend, eine dicke Nase, aufwärts strebend, mit offenen breiten Nasenlöchern, ein breiter Mund mit dicken, dunkelroten Lippen, ein massiges, viereckiges Kinn und ein dicker, kurzer Hals. Auf dem Kopf hatte sie einen dunkelgrauen, wollenen Shawl, der zweimal um den Hals geschlagen war, trotzdem es sehr heiß und schwül war. Das weiße Hemd war etwas schmutzig und der Kattunrock war hoch aufgeschürzt, was dieser ganzen lächerlichen Person ein arbeitsames Aussehen verlieh.

„Was wollen Sie?" fragte Marie Gabrielowna mit Erstaunen. Es schien ihr merkwürdig, daß man hier in ein fremdes Haus ohne Aufforderung und ohne Meldung eintrat. Sie wußte, daß es die Art von Bettlern und verdächtigen Leuten war.

„Glücklichen Einzug!" sagte die Frau und bückte sich ein zweites Mal so tief. Ihre Stimme war stark und hart. Sie fuhr fort:

„Vielleicht könnte ich was helfen?"

Mura sah sie mit Mißtrauen an und antwortete nichts. Kyrill kam heraus.

„Wer bist du denn?" fragte er. Die Frau verneigte sich auch vor ihm.

„Guten Abend auch Ihnen, Batuschka! Ich bin die hiesige Frau Fiokla, die Tschiburriga, wie die Leute sagen. Ich bin eine einsame Witwe; habe hier in der Nähe ein Erdhüttchen; ich habe allen Batuschken gedient. Dem verstorbenen Vater Parfentij habe ich gedient; und dem Batuschka, der vor Ihnen da war, dem Vater Mannil, habe ich auch gedient. Nun, auch Ihnen, wenn Sie es brauchen, werde ich dienen."

„Gut," sagte Kyrill, sich zu Mura wendend, „laß sie dienen; wir haben so niemanden."

Mura rief ihn ins Schlafzimmer und fragte ihn leise: „Ist es nicht gefährlich? Vielleicht hat sie ihre Hintergedanken?"

Kyrill lachte. „Was für Hintergedanken könnte sie haben? Guck ihr nur in das Gesicht, und du wirst sehen, daß in ihrem Kopf überhaupt keine Gedanken sind, keine guten und keine bösen."

„Nun gut, Fiokla, diene uns; wir werden es schon recht mit dir machen."

„Nun, warum sollten Sie es auch nicht recht mit mir machen? Und wie viel brauche ich denn, ich arme Witwe?"

Und Fiokla fing an zu dienen. Das war das erste Band, das sich zwischen dem jungen Paar und der Bevölkerung von Lugowoje knüpfte. Fiokla machte ihre Sache ordentlich, wenigstens für das erste Mal. Sie lief hin und her, klapperte in der Küche mit Geschirr und Gelten, stellte sie in verschiedene Ecken, wusch die Fußböden, wischte den Staub ab, und im allgemeinen verdiente sie sich den aufrichtigen Dank von Maria Gabrielowna. Als es dunkel wurde, sagte sie, daß sie zur Nacht in ihre Hütte gehen wollte. Mura gab ihr einen „Poltinnik" (50 Kopeken), welcher Fiokla in ein unbeschreibliches Entzücken versetzte. Sie nahm beide Hände der jungen Matuschka und küßte sie schallend, was Mura wiederum in Verwirrung brachte. Mit hochklopfendem Herzen, den Kopf voll von Eindrücken und Neuigkeiten, trat sie endlich auf die Straße und blieb einen Augenblick stehen, um zu überlegen, wohin sie gehen sollte. In ihre Hütte schon gehen, hatte sie nicht viel Lust; dort war keine Seele, also konnte sie sich vor niemandem erleichtern. Man mußte einen Ort auswählen, wo es Weiber genug gab, wohin auch die Nachbarinnen kommen würden, wenn sie erführen, daß sie bei dem neuen Priester gewesen war. Mit einem Wort, sie lechzte nach einem genügenden Auditorium und beschloß endlich, zum Kirchenältesten zu gehen, in dessen Haus es Weiber genug gab. Also ging sie dorthin.

Bald nachdem sie weggegangen war, knarrte die Thüre im Vorzimmer wieder und man hörte Schritte von schweren Stiefeln; der Kirchendiener war es. Er wollte sich nur dem neuen Oberpfarrer vorstellen und sagte, er hieße Kyrill.

„Und wie befehlen Sie, daß ich Sie nenne, Batuschka?"

Digitized by Google

„Ich heiße auch Kyrill," antwortete der Batuschka.

„Das ist ja schön, das merkt man leichter; seinen eigenen Namen vergißt man nie," bemerkte philosophisch der Kirchendiener und setzte hinzu: „Und wegen Gefahr haben Sie keine Angst; die ganze Nacht schlafe ich auf der Kirchentreppe, und wenn ich nur einmal aufwache, läute ich gleich die Glocke; oder ist es Ihnen lieber, daß ich nicht mehr läute; denn die junge Matuschka könnte vielleicht von meinem Läuten gestört werden."

Kyrill meinte, er solle es nur wie bisher halten.

Die Nacht kam. Mura, welche durch die Reise, das Räumen und die neuen Eindrücke müde geworden war, schlief ein, als sie kaum im Bette lag; Kyrill aber konnte nicht einschlafen. Heute war er noch ein Privat-Mensch, der durch nichts mit dem neuen Leben verbunden war; morgen aber würde sein Dienst anfangen. Halb wider seinen Willen prüfte er sich auf seine Freudigkeit zu seinem Amte; er wußte noch nicht, was ihm das Leben bringen und wie er seinerseits seine Ansichten vom Leben in die That umsetzen würde. Beispiele hatte er genug vor Augen, nur waren es immer Beispiele von der Art, die er nicht wollte.

Wie er wohl wußte, war immer und überall im Leben der Dorfpfarrer die Hauptsache der Kampf mit den Gemeindegliedern um die Gebühren; die Pfarrkinder versuchen sie immer mehr herabzudrücken, und der Geistliche ist bei seinem geringen Gehalt genötigt, das Seine zu verlangen und wo möglich mehr herauszubringen. Mehr einnehmen, sich besser einrichten, seine Familie vorwärts bringen, das ist das Ziel des Geistlichen.

Kyrills Seele bäumte sich bei dem Gedanken an so ein „Programm" auf. Wird ihm aber das seinige gelingen? Wird es ihm gelingen, sich das Vertrauen seiner Pfarrkinder zu erwerben? Werden sie ihn nicht auslachen? Solches Herkommen erwächst im Laufe von Jahrhunderten. An Schlechtes gewöhnen sich die Menschen gerade so wie an Gutes. Solche Traditionen sind zustande gekommen durch die Arbeit verschiedener Generationen, welche an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, aber in derselben Richtung thätig waren. Und er, ganz allein, will das Schwert gegen dieses unabsehbare Heer erheben, gegen ein Werk von Jahrhunderten?

Durch die geöffneten Fenster fiel ein blasser Mondstrahl in das Zimmer. Vom Dorfe her hörte man das ferne Bellen der Hunde. Der Nachtwächter wachte auf und gab zwanzig Schläge an die Glocke. Mura fragte Kyrill im Halbschlaf, warum er nicht schlafen ginge?

„Die Nacht ist zu schön. Ich habe keinen Schlaf!" antwortete er, und seine Gedanken gingen auf Mura: Hier schläft sie, unbesorgt, jung, voll Leben und Gesundheit, und sie liebt ihn aufrichtig und hat ein gutes Herz. Solch ein Wesen hat er neben sich, darf er da sagen, daß er allein ist? Wird sie ihn ermutigen, ihm helfen? Auf diese Fragen, die ihm heute zum ersten Male in so deutlicher Form sich aufdrängten, hatte er keine Antwort. Es war nicht gut, daß sie nicht vorher alles besprochen hatten; wer weiß, was sie alles von ihm erwartet und was alles vorkommen kann!

„Komm schlafen, Kyrill," sagte Maria Gabrielowna, die Augen halb öffnend.

Und Kyrill schien es, als ob das eine Antwort auf seine geheimen Fragen wäre: Nein, von dieser Seite hatte er nichts zu fürchten; sie liebte ihn; in ihm treffen alle ihre Freuden zusammen; nun, da wird sie auch gewiß Hand in Hand mit ihm gehen, was auch vorkommen mag!

Am anderen Tag erschien schon um neun Uhr der Kirchendiener und meldete, daß in der Kirche der Diakon und Diatschok (Vorsänger und Vorleser) den „Vater Oberpfarrer" erwarteten.

„Der Kirchenälteste ist auch gekommen; nur sind der Vater Rhodion noch nicht da. Befehlen Sie vielleicht, sie zu rufen?"

Digitized by Google

Aber Kyrill hielt es für seine Pflicht, den Vater Rhodion selbst zu besuchen. Er zog seinen Priesterrock an und befahl dem Diener, ihn zu dem Priester zu führen.

Vater Rhodion wohnte im eigenen Hause, welches er, wie er erklärte, deswegen gebaut hatte, damit nach seinem Tode seine Witwe und seine Töchter, deren er ein halbes Dutzend hatte, wüßten, wo sie ihr Haupt niederlegten. „Denn wenn man im Kirchenhaus wohnt, darin wird der neue kommen und sie auf die Straße setzen." Darum hatte er seine Hälfte des Kirchenhauses großmütig dem Amtsbruder abgegeben. Sein Haus stand unweit des Flusses, abseits von den Bauernhütten, und unterschied sich von ihnen durch seine Größe, sein Schieferdach und seine gelben Fensterläden.

Vater Rhodion befand sich in einer peinlichen Stimmung. Nach den Regeln mußte er als der Untergebene zuerst zum Oberpfarrer gehen und sich vorstellen. Da aber der Oberpfarrer so jung war, er aber, der Vater Rhodion, schon fünfzehn Jahre Priester war und genau dieselbe Zeit vorher im niederen Kirchendienst als Diatschok und Diakon gedient hatte, so erlaubte ihm sein Selbstgefühl den Besuch nicht; und er wußte ganz genau, daß, wenn der Oberpfarrer nach ihm schickte, würde er am Ende doch zu ihm gehen müssen — und doch bewegte er sich nicht vom Platze.

Das Kommen Kyrills befreite ihn aus seiner schwierigen Lage.

„Ich komme, mich Ihnen vorzustellen, Vater Rhodion; ich heiße Kyrill, und mein Familienname ist Obnowlensky," sagte Kyrill.

„Es wäre schicklich gewesen, daß ich mich Ihnen vorstellte, denn Sie sind der Oberpfarrer."

„Ach, was braucht man denn hier auf dem Lande eine Rangordnung?" sagte Kyrill in einfachem und aufrichtigem Tone. „Nehmen Sie mich als Amtsbruder, dann ist es schon recht."

„Ja gewiß, so wäre es auch richtig."

„So wird es auch werden," versicherte Kyrill. „Wie kann ich ein guter Oberpfarrer sein, wenn ich noch nicht einmal meine gottesdienstlichen Funktionen gut weiß?"

Vater Rhodion war zurückhaltend, sprach langsam und überlegte jedes Wort, das er sprach. „Wer weiß, was für ein Vogel der ist. Er spricht schon recht schön, aber wenn es zum Treffen kommt, weiß man nicht, wie es werden wird." Als Vorsichtsmaßregel hatte er auch für dieses Zusammentreffen seinen ältesten schon recht abgeschabten Rock angezogen, obgleich er einen ganz neuen besaß. „Der soll ja nicht denken, daß ich hier Geld erworben hätte; sonst könnte er noch versuchen, mich zu drücken.

Ein Viertelstündchen sprachen sie über allgemeine Gegenstände. Vater Rhodion fragte, ob es wahr wäre, daß Kyrill als Erster Magistrant die Akademie beendigt hätte. Kyrill antwortete ihm bejahend.

„Was hat Sie denn, mit Erlaubnis zu fragen, veranlaßt, auf das Land zu gehen? Das ist doch merkwürdig."

„Die Gesundheit!" antwortete Kyrill. „Ich bin nicht sehr stark und in der Stadt fühle ich mich nicht wohl."

„Das erkläre ich ihm nicht; er versteht mich doch wohl nicht," dachte er, als er in das dicke ausdruckslose Gesicht Vater Rhodions sah.

„Ja, das ist richtig, daß der Mensch sich in der Landluft erholt," sagte Vater Rhodion und dachte dabei: „Man sieht es ihm nicht an, daß er schwach von Gesundheit wäre."

Auf jeden Fall verringerte sich nach diesem kurzen Gespräch sein Mißtrauen gegen den neuen Amtsbruder. „Nun, vielleicht ist es ein Original, sein Herz ist aber gut, er ist nicht hochmütig und trägt die Nase nicht zu hoch in der Luft." Er hatte aber eine Frage in Bereitschaft, welche ihm als sicherer Probestein dienen sollte; und als sie aufstanden, um in die Kirche zu gehen, sagte er:

„So, Vater Kyrill, damit es keine Mißverständnisse giebt, wollen wir uns gleich wegen der Gebühren verständigen."

Digitized by Google

„Ueber was denn eigentlich, Vater Rhodion?"

„Ueber das Teilen. Bei uns ist es so: Zwei Kopeken kommen den Priestern, die dritte dem übrigen Kirchenpersonal zu."

„Nun gut, wenn so die Gewohnheit ist, so will ich sie nicht stören."

„Ja, ja, so ist es. Nur ist es wegen dieser zwei Kopeken, welche den Priestern gehören; wie halten wir es mit denen?"

„Mit denen? Natürlich teilen wir sie in gleiche Teile."

„Nein, der ist doch ein guter Mensch, ein wirklich guter Mensch," dachte Vater Rhodion. „Der Vater Manuil, der nahm sich den größten Teil. Ja, bei Gott, er ist ein guter Mensch."

Und von diesem Augenblick an wurde der Blick von Vater Rhodion heller, seine Bewegungen wurden freier und seine Rede floß rascher.

„Sie müssen entschuldigen, Vater Kyrill; meine Familie werde ich Ihnen später vorstellen; in diesem Augenblick ist sie nicht zurecht," sagte er und sie begaben sich in die Kirche.

Die Kirche von Lugowoje war ein altertümliches Gebäude. Ihr niedriges Gewölbe war schwarz von Feuchtigkeit und Weihrauch, ihre Heiligenbilder waren bis zu dem Grade verwischt und verdunkelt, daß nur die alten Gemeindeglieder die Gesichter darauf erkennen konnten. Alles hier verlangte eine gründliche Reparatur, von dem löcherichten seit zwanzig Jahren nicht gestrichenen Fußboden und den von der Zeit mit Grünspan überzogenen Stand-Leuchtern an bis zum Gebäude selbst. Dabei war die Kirche klein, sie faßte nicht mehr als dreihundert Seelen.

„Ist doch noch leer," sagte Vater Rhodion. Beim Eingang auf der rechten Seite auf einem erhöhten Platz vor dem Tisch stand der Kirchenälteste, ein breitschulteriger starker Bauer mit einem kurzen grauen Barte und sorgfältig geöltem Haar. Er hatte eine buntfarbige Weste, ein Kattunhemd und weite Hosen an, deren Schnitt jedoch städtisch war; einen Rock hatte er nicht an.

„Karpo Michailowitsch Kulik, unser Kirchenältester," stellte ihn Vater Rhodion vor, „eins von unseren ehrwürdigsten Gemeindegliedern; ist vermögend, dreihundert Schafe und so weiter."

Kulik neigte den Kopf und streckte die Hände aus, um den Segen zu empfangen. Kyrill segnete ihn schweigend.

„Da . . da . . das dri . . dritte . . ." stotterte Kulik, brachte aber den Satz nicht zu Ende.

„Er will sagen, daß er jetzt zum drittenmale die drei Jahre als Kirchenältester dient; er ist ein Stotterer," erklärte Vater Rhodion.

Kulik hob unterdessen das seidene Tuch ab, welches den Tisch bedeckte; und den Augen Kyrills zeigte sich eine ganze Reihe von Wachslicht-Haufen, welche systematisch geordnet waren von den dünnen zu zwei Kopeken bis zu den Hochzeitslichtern für 50 Kopeken. Man sah, daß Kulik nicht umsonst so lange gedient hatte; auf jeden Fall hatte er gelernt, den Lichtertisch in Ordnung zu halten.

Kaum war Kyrill bis zur Mitte der Kirche gelangt, als von beiden Seiten des Altarraumes ihm zwei Personen entgegenkamen; sonst einander äußerst unähnlich, hatten sie doch etwas Gemeinsames. Von links kam eine kleine Person in grauem Rock, mit einer Masse schwarzen lockigen Haares auf dem Kopfe; eingesunkene Wangen, eine spitze Nase und gelbes Gesicht mit spärlichem Bartwuchs wiesen auf eine den armen Menschen verzehrende Krankheit hin. Die andere Person, welche von rechts kam, war groß von Statur und athletisch gebaut. Der enge Halbrock schloß eng an die elastischen Glieder. Er trat schwer auf und der alte Fußboden bog sich unter ihm. Die Aehnlichkeit der beiden bestand darin, daß sie beide ankamen, die Hände an die Seitennaht haltend, und das kränkliche Gesicht des ersten drückte dieselbe Demut aus, wie das rote, gesundheitstrotzende, bärtige Gesicht des zweiten; mit derselben Unterwürfigkeit verneigte sich vor

dem Oberpfarrer der lockige Kopf des mageren Menschen und der kahle, glänzende Kopf des Riesen, und ganz auf dieselbe Art streckten sie ihre Hände aus, mit der Fläche nach oben, um den Segen zu empfangen.

„Diakon Simeon Strutschok," sagte der kleine Mann mit einer kränklichen Stimme.

„Diatschok Dementij Gluschtschenko," stellte sich mit einer dröhnenden Baßstimme der Athlet vor.

Und nachdem sie den Segen empfangen hatten, stellten sie sich zu beiden Seiten auf, so daß Vater Kyrill und Vater Rhodion zwischen ihnen hindurchgehen mußten. Man besah sich den Altar; Kyrill fand, daß das Kirchengebäude in Gefahr des Einsturzes stand, und daß auch das Geräte eine Erneuerung vertragen konnte.

„Wir haben keine Mittel, sonst hätten wir es längst gethan," sagte Vater Rhodion; in Wirklichkeit aber war ihm bis jetzt ein derartiger Gedanke noch gar nicht in den Kopf gekommen. Er ging von dem Standpunkt aus, daß für Gott alles gleich sei, wo und wie man ihm diente.

Nach Beendigung der Besichtigung lud Kyrill alle zu sich ein. Fiokla hatte schon längst den Samowar zurechtgestellt, obgleich Mura noch schlief; Kyrill bewirtete den „Pritscht" (das Kirchenpersonal) von Lugowoje mit Thee.

VI.

Zu Vater Rhodions Verwunderung war am Sonntag die Kirche ganz voll von Leuten aus Lugowoje selbst. Es gab gewiß auch Bauern aus den Einzelhöfen, aber die Hauptzahl der Andächtigen bestand aus Bewohnern des Dorfes. Allein Vater Rhodions Verwunderung erreichte den höchsten Grad, als beim Lesen des Evangeliums durch den Diakon die Pameschtschitza (Gutsbesitzerin) Nadjeschda Alexjejewna Krupjejewa in der Kirche erschien und sich links hinter das Podium stellte.*)

Eigentlich war das gar nichts so Verwunderliches. Denn diesem Sonntag war eine große Agitation des Pritscht vorausgegangen, des Kirchenältesten, des Dieners und hauptsächlich der Fiokla. Jeden Abend hatte Fiokla irgendwo auf einer Bank Weiber versammelt, ihnen den neuen Priester und die junge Matuschka beschrieben, wie sie lebten und was sie sprachen. Von Kyrill erzählte sie, daß er „die gutheste Seele" hätte, und von Mura, daß man schwer aus ihr klug werden könne; sie wäre gar zu scheu; von der Wirtschaft verstände sie nichts. Aus anderen Quellen wurde es bekannt, daß Kyrill ein außerordentlich gelehrter Mensch wäre. Der Kirchenälteste Kulik erzählte, daß solche Gelehrte es nur zwölf im ganzen Reiche gäbe; wahrscheinlich hatte die Gelehrtheit von Kyrill die Neugierde der Pameschtschitza erweckt. Alle erwarteten, daß der neue Oberpfarrer eine Antrittsrede halten würde und darin seine ganze außerordentliche Gelehrtheit zeige. Man erwartete auch, daß der gelehrte Oberpfarrer einen ganz aparten Gottesdienst halten würde. Vom ersten Schritte an aber begann die Enttäuschung. „Ein richtiger Dreikäsehoch, dünn und ohne Bart," sagten die Gemeindeglieder, nach deren Meinung ein Priester stark gebaut sein, einen langen Bart und starke Stimme haben mußte. Der Altardienst des neuen Priesters gefiel auch nicht.

„Er plappert sich etwas unter die Nase; kann man nichts verstehen. Der Vater Rhodion, obgleich er weniger gelehrt ist, versteht er den Dienst doch besser; bei ihm hört man jedes Wort. Worin besteht denn diese Gelehrtheit?" Und die Weiber schwatzten. . . . . Ach, was für ein Volk!

Als aber die Messe zu Ende war und der neue Oberpfarrer nicht einmal eine Predigt gehalten hatte, erreichte die Enttäuschung ihren Gipfel.

---

*) In der russischen Kirche giebt es keine Sitzplätze; man steht oder kniet während des Gottesdienstes.

„Der wäre ein Gelehrter? Ein Schwachkopf ist er wahrscheinlich, da hat man ihn zu uns geschickt. Ihrer zwölf wären's, sagt er, in ganz Rußland? Nun, von solchen, denke ich, würden zwölftausend zu finden sein."

Vater Rhodion stand während der ganzen Messe im Altar-Raum. Vor dem Ende kam er an Kyrill heran und sagte ihm leise: „Vater Kyrill, hier in der Kirche ist die Pameschtschitza; das ist eine Seltenheit; man müßte ihr ein Kirchenbrot bringen." (In den russischen Kirchen werden kleine weiße Brote geweiht und von den Leuten gekauft, um mit nach Hause genommen zu werden; man ißt sie nüchtern. Respektspersonen dagegen, wie Beamten, dem Gutsbesitzer ꝛc. werden die Brötchen vom Priester entgegengetragen; sie dürfen nichts dafür zahlen.) Kyrill kannte diese Sitte wohl, aber er hatte sie schon als junger Mensch nicht gerne gehabt.

„Nein, Vater Rhodion, es ist nicht nötig; bis jetzt kenne ich noch keines von ihren Verdiensten; und Sie, kennen Sie welche, Vater Rhodion?"

„Eigentlich, nein .... nichts .... aber sie ist doch die Pameschtschitza; ich bringe ihr sonst immer ein Brot."

„Entschuldigen Sie mich, Vater Rhodion; ich werde ihr aber kein Brot bringen," antwortete Kyrill ruhig.

Die Beobachtenden unter den Gemeindegliedern bemerkten wohl, daß der neue Priester der Pameschtschitza kein Brot herausbrachte. Man merkte auch noch etwas Anderes. Als die Messe zu Ende war, schirrten die Gehöftebauern ihre Pferde an die Wagen und fuhren nach Hause; gerade so gingen nach Hause die reichen Leute vom Ort; Kyrill lud niemanden zum Thee oder zur Sakuska zu sich ein. Alle diese Vorgänge riefen zwei Mutmaßungen hervor. Die einen sagten, Kyrill wäre stolz; die anderen, er wolle für alle gleich sein. Man musterte den Gesichtsausdruck der Pameschtschitza, ob sie nicht von dem Mangel an Aufmerksamkeit von seiten des neuen Priesters beleidigt worden wäre, bemerkte aber nichts davon. Sie kam aus der Kirche heraus, sprach mit zwei Weibern (es stellte sich nachher heraus, daß sie dieselben nur nach ihrem Namen gefragt hatte), setzte sich in den Wagen und fuhr nach Hause.

Natürlich drehten sich die Dorfgespräche an diesem Tage hauptsächlich um den neuen Priester; und man muß sagen, im ganzen hielt man nicht viel von ihm.

An diesem selben Tag aber begab sich etwas, das die Gemeinde ganz in Verwirrung brachte. Anton Bondarienko, dessen Hütte ganz am Rande des Dorfes stand, gedachte seine Tochter zu verheiraten. Es war ein wenig merkwürdig; denn die Zeit für Hochzeiten beginnt gewöhnlich erst Ende September. Die Sache aber war, daß seine Tochter Gorpina ganz plötzlich angefangen hatte, stärker zu werden; als das gar zu augenscheinlich wurde, legte Marko Pacziuk, ein junger Bursche, welcher an der Sache seine Mitschuld nicht leugnete, Dreschflegel und Grabscheit zur Seite und schickte Brautwerber zu Anton. Da von diesem Sonntag an die Amtswoche des neuen Priesters begann, so kam Anton zu Kyrill. Es war sieben Uhr Abends. Kyrill kam gerade nach Hause, nachdem er den Abendgottesdienst gehalten hatte, und fand Mura am Theetisch.

„Ist Batuschka zu Hause? fragte Anton Fiokla, welche sich in der Küche schon ganz eingerichtet hatte.

„Sie trinken Thee. Kannst auch warten!"

„Ich habe aber weit nach Hause; es sind fast zwei Werst, du weißt es selbst."

„Ich kann sie doch nicht vom Tisch losreißen; eben jetzt sind sie erst aus der Kirche gekommen."

Dieses Gespräch wurde im Hausflur geführt. Kyrill hörte es von Wort zu Wort; er öffnete die Thüre und wendete sich zu Anton.

„Was willst du?"

Anton nahm den Hut ab und grüßte. „Zu Ew. Gnaden, Batuschka; ich habe eine Sache an Sie."

„Komm in die Stube," sagte Kyrill. Anton kam herein und machte gegen Maria Gabrielowna seine Verbeugung.

„Nun, was ist es für eine Sache?"

„Ich muß meine Tochter trauen lassen; darum bin ich gekommen!"

„Nun gut, trauen wir sie; wann willst du?"

„Morgen möchte ich."

„Gut, wollen wir es morgen machen; um zehn Uhr kommt in die Kirche."

Anton verbeugte sich wieder und schwieg.

„Nun, geh mit Gott," sagte Kyrill. Anton aber bewegte sich nicht vom Platz. Die Angelegenheit schien ihm nicht fertig, sondern noch gar nicht angefangen. Nach seiner Meinung fehlte die Hauptsache. Auf jeden Fall würde Batuschka die Gorpina trauen, daran war kein Zweifel; dafür war er Batuschka.

„Wie viel wirds für die Trauung machen, Batuschka?" fragte endlich Anton.

„Hundert Rubel wirst du schon geben müssen," sagte Kyrill und sah ihm ganz ernsthaft in die Augen. Anton lächelte sarkastisch und schüttelte nachdrücklich mit dem Kopf.

„Hm, so ein Geld habe ich noch niemals beisammen gesehen."

„Nun, ich werde aber nicht weniger nehmen."

Anton hob seine Augen zu ihm auf und gab sich Mühe zu verstehen, ob der neue Batuschka Spaß machte oder von Natur dumm war. Wahrscheinlich ist er ein Spaßmacher, dachte Anton und sagte:

„Nein, Batuschka, sagen Sie nur den richtigen Preis."

„Wie heißt du?" fragte Kyrill.

„Anton Bondarienko."

„Dann höre, Anton; nach dem richtigen Preis frage du dann, wenn du auf den Markt gehst; wenn du ein Spanferkel kaufst, dann wird man dir den richtigen Preis sagen. Zu mir aber bist du wegen einer kirchlichen, einer heiligen Sache gekommen; die Kirche ist kein Markt und in ihr kann man sich mit keinem Handel abgeben."

Anton sah ihn mit verwunderten Augen an.

„Ich kann ihn gar nicht verstehen," dachte er in sich, „ob er geizig ist oder Gott weiß was."

„Geh nur mit Gott," setzte Kyrill hinzu. Anton bewegte sich nicht von der Stelle.

„Wie wird es denn werden, Batuschka?" fragte er.

Kyrill kehrte zum Tisch zurück, setzte sich und nahm ein Glas mit Thee.

„Hast du viel Grundbesitz?"

„Grundbesitz? Vier und ein halb; und vielleicht eine halbe Deßjätine Ueberschwemmungsland."

„Und hast du dieses Jahr gute Ernte gehabt?"

„Was für Ernte? Ja, wie soll man sagen? Es war so so; mit dem Korn war nichts besonderes, aber das Heu gab eine schöne Ernte; gerade vom Ueberschwemmungsland; das trägt bei uns immer Prachts-Heu; das ist kein Heu, Batuschka, glauben Sie mir, das ist Seide."

„Da bist du aber ein reicher Mann, Anton Bondarienko; warum soll ich denn nicht hundert Rubel von dir nehmen?"

Anton machte wieder ganz große Augen. Er ließ sich das feine Lächeln entgehen, mit welchem Kyrill seine Worte begleitete. Da Kyrill seine Verlegenheit sah, sagte er geradeheraus: „Nun gehe mit Gott; Anton! Für die Trauung giebst du soviel du kannst; und wenn du nichts zahlen kannst, so trauen wir dich auch so. Und sage auch den anderen allen, sie sollen mit mir nicht handeln."

Digitized by Google

Anton dankte und ging in größter Verwirrung weg. Er wußte sogar nicht einmal, ob er von seinem Gespräch mit Batuschka weiter reden dürfte; auf dem Weg rechnete er bei sich selber aus, daß er, ohne sich wehe zu thun, einen Rubel für die Trauung geben könnte, die Lichter ungerechnet, welche er außerdem noch kaufen würde. Wäre es bei Vater Rhodion gewesen, so würde er unter fünf Rubel nicht weggekommen sein, und mit den Lichtern zusammen sieben Rubel. Das war so angenehm, daß er fürchtete, es möchte ihm jemand in den Weg kommen und von dem neuen Priester abraten. Gewiß weiß der neue Batuschka die Ordnung noch nicht. Wenns aber bis zu den Ohren von Vater Rhodion kommt und der ihm alles erklärt, so wird die Sache eine andere Wendung nehmen. Deshalb beschloß Anton, die Sache einstweilen geheim zu halten und sie erst dann den anderen zu erzählen, wenn alles vorbei wäre; und wenn man ihn fragte, wieviel der neue Batuschka genommen hätte, antwortete er ohne Zögern: „Sechs Rubel hat er eingesackt!"

„Oho, man sieht, daß er die Ordnung kennt."

„Und ihr denkt nicht," log Anton weiter, „nicht umsonst ist er, wie man sagt, gelehrt und übergelehrt."

Als Anton weggegangen und die Thüre hinter ihm geschlossen war, stand Kyrill auf und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Weißt du, das thut einem weh, zu sehen, bis zu welchem Grade tief in ihnen diese Krankheit sitzt," fing er an, sich zu Mura wendend. „Da kommt er zu mir gerade wie zu einem Händler: Eure Ware, — unser Geld! und ich bin sicher, daß er unzufrieden ist. Nein, überlege dir nur das; ich bin der Priester; ich muß den Bund seiner Tochter mit ihrem Bräutigam heiligen; er ist deswegen zu mir gekommen; und er sagt mir: Verkaufe mir für 5 Rubel Gottes Segen; ich hätte sagen sollen: Nein, das geht nicht! das kostet 10; und endlich, wenn wir genug gehandelt hätten, wären wir bei 7 Rubel zusammengekommen. Welche Meinung würde er dann von mir haben?"

„Ja, Kyrill! aber der Priester muß auch von etwas leben!" erwiderte ihm Maria Gabrielowna.

„Gewiß muß er, Mura, gewiß! Das muß man aber irgendwie anders einrichten; solche Form ist mir verletzend — ja, verletzend."

Mura erwiderte nichts mehr; aber überzeugt hatte er sie nicht. Sie hatte von Kindheit an gesehen, wie man um die Kirchengebühren feilschte, und war so daran gewöhnt, daß sie gar nicht daran dachte, es könnte anders sein.

Am anderen Tag früh war die Trauung von Gorpina mit Marko Parziuk; es waren wenig Leute dabei, da es im Felde viel zu thun gab und es von Gorpina auch bekannt war, daß sie nicht mehr Mädchen war. Die Jungvermählten eilten, um bei Zeiten auf die Scheune zu kommen, und dachten die Feier erst Abends zu halten. Nach der Trauung näherte sich Anton Kyrill und sagte ihm sehr verlegen:

„Da! wie Sie es erlaubt haben, Batuschka. Einen Rubel kann ich Ihnen geben."

Kyrill nahm ruhig den Rubelschein von ihm und übergab ihn sofort dem Diakon Vater Simeon. Der Diakon sah auf den Schein, und ganz ohne es zu wollen, schnitt er ein so klägliches Gesicht, daß der Diatschok Dementij, welcher die Kränze in den Altarraum trug, sofort merkte, die Sache war nicht richtig. Nach einer halben Minute flüsterten sie auf dem Podium über etwas; dann lief Dementij mit großen Schritten durch die ganze Kirche, holte den weggehenden Anton ein und hielt ihn beim Aermel fest.

„Du Ochsenkopf, bist du toll geworden?" fragte er ihn mit zurückgehaltener Stimme.

„Was denn," fragte Anton, obgleich er genau wußte, was der Diatschok wollte.

„Wie was? Für die Trauung giebst du einen Rubel?"

„Bei Gott, Dementij Jermilitsch, ich habe nicht mehr."

Digitized by Google

„Ja, ich frage nicht, ob du haſt oder nicht haſt, ſondern wie viel der Batuſchka von dir gewollt hat.“

„Batuſchka? Batuſchka haben geſagt: Soviel in deiner Kraft ſteht, ſoviel giebſt du! Nun ich —“

Der Diatſchok Dementij war ſtarr; ſo etwas ſchien ihm unerhört. Das benutzte Anton und beeilte ſich hinauszukommen, da er Angſt hatte, man möchte doch noch etwas von ihm wollen. Dementij kehrte mit kleineren Schritten auf das Podium zurück und erzählte dem Diakon, was er von Anton erfahren hatte. Währenddem hatte Kyrill ſeine Kirchenkleider ausgezogen, kam aus dem Altar heraus und wandte ſich zum Ausgang. Sie verſtummten; auf ihren Geſichtern aber war klar ihre Verwunderung und ihre Unzufriedenheit zu leſen, obgleich ſie ſich Mühe gaben, nichts merken zu laſſen. Kyrill ſah dies ſehr gut, that aber, als bemerkte er nichts, und ging aus der Kirche heraus.

„Nein, was iſt denn das, Vater Simeon, ich frage Sie,“ ſchrie da Dementij aus voller Kehle; „ſo kann man ja Hungers ſterben! Wenn man für Trauungen nichts nimmt, für was ſoll man denn dann noch etwas nehmen?“

„Neue Ordnung, Dementij Jermilitſch,“ antwortete mit kränklicher Stimme der Diakon und ſetzte hinzu: „Nehmen Sie die heiligen Gefäße weg, Dementij Jermilitſch.“

Diatſchok Dementij ſtürzte zu dem niedrigen, in der Mitte der Kirche ſtehenden viereckigen Tiſchchen, ergriff die Kanne und lief damit an den Altar, in deſſen Schrank die heiligen Gefäße aufbewahrt werden. Dies alles machte er mit einer unbändigen Entrüſtung. Der Diakon aber ſtand da, den Kopf demütig geneigt, wie ein Menſch, der gewohnt iſt, ſich mit allerlei Unglück abzufinden.

„Wiſſen Sie was?“ ſagte der Diatſchok, welcher aus dem Altarraum zurückgekehrt war, „gehen wir zu Vater Rhodion und erzählen wir ihm alles!“

„Das müſſen wir, das müſſen wir,“ antwortete der Diakon, und aus der Kirche wandten ſie ſich direkt zu Vater Rhodion.

(Fortſetzung folgt.)

Berliner Brief.

Von

Johannes Siegbalt.

Berlin, Ende April 1894.

In der That — es wird nachgerade Zeit, dem überspannten Sensationsbedürfnis und der falschen, wollüstigen Sentimentalität kräftig entgegenzuarbeiten, ganz besonders in Presse und Litteratur. Ja, es ist unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben, sogar eine Revolverpoesie zu erzeugen. Sie steht in üppigster Blüte, von Hippolit Mehles an („Kein Mann ohne Revolver!") bis hinauf zum Realisten fin de siècle. Geldsack und Revolver sind die Sinnbilder unserer Zeit; sie ergänzen sich gegenseitig. Wenn der Geldsack geleert ist, tritt der Revolver in Aktion. Es hat immer viel Elend, Not, Schuld und Verzweiflung in der Welt gegeben, aber die Leichtherzigkeit, mit der heute zum Revolver gegriffen wird, ist doch eine ganz besondere Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Erst kürzlich spielte sich in Berlin eine Gerichtsverhandlung ab, die in dieser Beziehung sehr lehrreich ist. Ein junger, noch nicht 20jähriger Kaufmann mißbrauchte das Vertrauen seines Chefs jahrelang zu systematischen Betrügereien. Er erhob für sich große Summen auf den Namen seines Prinzipals, verbrauchte dieselben in galanten Abenteuern, hielt sich eine Reihe von „Geliebten", fuhr in eigener Equipage spazieren, kurz, lebte herrlich und in Freuden. Und was hatte er auch zu fürchten? Er war ja stets und all die Jahre hindurch von einem treuen Freunde begleitet, der ihn sicher nicht im Stich lassen würde: er führte immer einen wohlgeladenen Revolver mit sich. Als nun endlich das Unausbleibliche eintrat, der Betrug entdeckt wurde, — da sollte der „Freund" helfen. Aber es kam anders. Der „Freund" that zwar seine Schuldigkeit, aber — nicht ganz. Der junge Mann, der ohne zu zögern sofort nach seiner Entlarvung einen ernstlichen Selbstmordversuch gemacht hatte, kam — „wie durch ein Wunder", sagten die Aerzte — mit dem Leben davon und wurde nun dieser Tage von der irdischen Gerechtigkeit abgeurteilt. Man bedauert bei solchen Fällen, daß — die Prügelstrafe abgeschafft ist. Sie würde auf solche romantische Gemüter, wie auf das jenes jungen Mannes, ganz außerordentlich ernüchternd wirken. Von größerem Nutzen für den flotten Burschen, als die erkannte Gefängnishaft, wäre es vielleicht gewesen, wenn man ihn — dem Kanzler Leist in Kamerun auf einige Wochen in Behandlung gegeben hätte.

Aber dem Revolver bezw. der Pistole scheint noch eine andere Bestimmung vorbehalten zu sein: die Lösung politischer Konflikte. Das Duell zwischen dem Redakteur des „Kladderadatsch", Herrn Polstorff, und Herrn von Kiderlen-Wächter ist ja allbekannt und bildet natürlich auch in Berlin das Tagesgespräch. Nun kann man der

Digitized by Google

wärmste Anhänger und Verteidiger des Duells sein, ohne doch gerade diesem Zweikampfe Geschmack abzugewinnen. Ich möchte es — auch auf Grund der strengsten Ehrengesetze — dahingestellt sein lassen, ob Herr Polstorff im vorliegenden Falle verpflichtet, ob er überhaupt berechtigt war, die Herausforderung des Herrn von Kiderlen-Wächter anzunehmen. Denn es handelt sich hier doch keineswegs um eine reine Privatangelegenheit. Herr Polstorff selbst hat ja wiederholt versichert, daß er die Angriffe gegen das Auswärtige Amt aus rein patriotischen Gründen unternommen habe. Wenn es sich hier also um die Sache und nicht um die Person handelt, dann darf die Person auch nicht durch Preisgabe ihrer selbst die Sache preisgeben, was zweifellos durch die Annahme der Kiderlen'schen Herausforderung geschehen ist. Wie, wenn Herr Polstorff im Duell geblieben wäre? Was wäre dann aus der ganzen Angelegenheit geworden? Wer hätte diese Angelegenheit weiter geführt, von der Herr Polstorff behauptet, daß sie die Interessen des Reiches aufs empfindlichste berühre? Und es ist heute noch gar nicht gewiß, daß Herr Polstorff auch wirklich mit dem Leben davonkommt, denn seine Verwundung ist eine überaus schwere. Daß aber Herr von Kiderlen-Wächter zu diesem Auskunftsmittel gegriffen hat, giebt doch sehr zu denken und verbessert seine Position in keiner Weise. Ich würde es verständlich finden, wenn er Herrn Polstorff nach ausgetragener Sache gefordert hätte, nachdem er aus einer gerichtlichen Verhandlung etwa völlig intakt hervorgegangen wäre. Wenn er dann in dem Spruche des Gerichts, in der Klarlegung des Sachverhalts selbst keine ausreichende Sühne erblickt, wenn er dann noch das Bedürfnis nach einer persönlichen Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung empfunden hätte, dann würde ich das, wenn auch nicht gerade besonders geschmackvoll oder gar notwendig, so doch immerhin verständlich finden. Aber so — ohne daß er von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen auch nur das Mindeste widerlegt hätte, ohne daß irgend eine Klarstellung stattgefunden, unter Umständen, die dem Ankläger im wesentlichen recht zu geben scheinen, und die jedenfalls eine bisher unüberwindliche Scheu vor einem ordentlichen und öffentlichen Austrage verraten, den Ankläger einfach vor die Pistole fordern — doch jedenfalls nicht zum Scherz, sondern um ihn niederzuschießen oder selbst erschossen zu werden —, das ist denn doch eine Auslegung und Anwendung des Duellbegriffs, die zu den schwersten Bedenken Anlaß giebt. Ein anderes ist die einfache Beleidigung, ein anderes die Anklage. Und hier handelt es sich um eine solche. Herr Polstorff hat als Vertreter der Presse öffentlich eine Reihe von schweren Anklagen gegen Herrn von Kiderlen erhoben und sich erboten, ja sich förmlich dazu gedrängt, den Wahrheitsbeweis vor Gericht anzutreten. Es heißt die gegebene Sachlage völlig verdrehen, wenn man nun von Herrn Polstorff fordert, er solle diesen Wahrheitsbeweis außergerichtlich führen. Nicht an ihm ist es, vor einer unkontrollierbaren, schwankenden und allen loyalen und illoyalen Einflüssen zugänglichen sogenannten „öffentlichen Meinung" seine Behauptungen zu erhärten, sondern dem Angegriffenen liegt es ob, sich vor dem einzig maßgebenden, dem ordentlichen Gerichte zu reinigen, vor dessen Schranken ihn der Ankläger geladen hat. Herr Polstorff ist völlig berechtigt, die Entscheidung über die Wahrheit oder Unwahrheit seiner Behauptung nicht einer „öffentlichen Meinung", d. h. einer Presse zu überlassen, deren vorwiegende Eigenart nachgerade sattsam bekannt ist, sondern dieselbe dem ordentlichen Gerichtsverfahren, dem Urteilsspruche berufener, unparteiischer, auf Ehre und Gewissen vereideter Richter anheimzustellen. Nur diese sind auch wirklich in der Lage, Klarheit in die Sache zu bringen und nötigenfalls das Zeugnis zu erzwingen, das die „Hintermänner" des „Kladderadatsch" schon aus Rücksicht auf den lieben Frieden ohne besondere Nötigung wahrscheinlich nicht abgeben würden. Wenn trotzdem dieser gerade, allein zum Ziele führende Weg nicht beschritten wird, so bleibt eben keine andere Annahme übrig, als daß man ihn zu betreten sich scheut. Und wenn als Grund dieser Scheu „Staatsgeheimnisse" angegeben werden, die man nicht einmal hinter verschlossenen Thüren lüften könne, so bleibt wieder nur die einzige mögliche Annahme übrig, daß

diese Staatsgeheimnisse so bedenklicher Natur sind, daß man lieber den kühnsten und ausschweifendsten Phantasien darüber Raum geben will, bevor man sich entschließt, ihren wirklichen Inhalt auch nur vor verschlossenen Thüren zu entdecken. Für den „Heroismus" aber, der durch solche Entsagung sowohl seitens der angegriffenen Personen, als auch der in Frage kommenden Behörde zur Schau getragen werden soll, habe ich um so weniger Verständnis, als es ja bekanntlich gesetzliche Bestimmungen giebt, welche dem Beamten die Zeugnisverweigerung gestatten, wenn ihre Aussagen dienstliche und andere Interessen des Gemeinwesens schädigen könnten. Alles, was darüber in der offiziösen Presse zu Tage gefördert wird, trägt so deutlich den Stempel der Verlegenheit — um nichts Schlimmeres zu sagen! — zur Schau, daß man sich wundert, wie über den Fall überhaupt noch verschiedene Ansichten möglich sind. So lange die Beschuldigungen des „Kladderadatsch" nicht durch ein ordentliches Gerichtsverfahren aus der Welt geschafft sind, so lange bleibt Herr Polstorff Sieger auf der ganzen Linie.*) Jeder Versuch der Beschuldigten, die Angelegenheit diesem allein zulässigen Austrage zu entziehen und auf andere Gebiete hinüberzuspielen, kann ihre Stellung in der Sache nur noch mehr erschüttern, kann nur erschwerend für sie ins Gewicht fallen.

Schön sind ja solche Denunziationen, wie die des „Kladderadatsch", auch nicht, und ebensowenig ist es schön, auf den Gegner, von dem man weiß, daß und warum er sich nicht wirksam verteidigen kann, unentwegt weiter einzuhauen und sich gewissermaßen am eigenen, bis zur Neige ausgekosteten Triumphe zu berauschen. Man muß sich da doch die Frage vorlegen, inwieweit der Zweck den Mitteln entspricht, inwieweit die Mittel überhaupt noch mit dem Zwecke in Verbindung stehen. Der „Kladderadatsch" erhob seine Anklagen, und die Angeklagten — schwiegen. Sie schwiegen und gaben zu erkennen — nein, sie erklärten unumwunden, daß — sie nicht in der Lage seien, die Sache zum gerichtlichen Austrage zu bringen. Was wollte denn der „Kladderadatsch" noch mehr? Was konnte er überhaupt noch weiter bezwecken? Er hatte den Betreffenden und den maßgebenden Persönlichkeiten einen Wink gegeben, der nicht deutlicher sein konnte, und die Angegriffenen hatten diesen Wink auch verstanden. Sie und die maßgebenden Stellen waren für die Zukunft gewarnt. Sie appellierten an die Ritterlichkeit, an die Großmut des Siegers. Denn wir wollen doch einmal deutsch reden: worin bestand denn die Mission des Herrn Kammergerichtsrats und Vorsitzenden des „Vereins Berliner Presse" Ernst Wichert, mit der ihn der Reichskanzler Graf Caprivi beim „Kladderadatsch" betraut hatte, wenn nicht in einem solchen Appell? Aber die Kladderadatschgelehrten, weit entfernt davon, sich an diesem Eingeständnis der Schwäche genügen zu lassen, gaben dasselbe vielmehr öffentlich zum Besten und schmiedeten daraus nur eine neue Waffe zum Angriff. Ich weiß nicht, ob auch andere so empfinden, aber ich halte dies Verfahren weder für christlich, noch für ritterlich, noch für deutsch. Wenn die Kladderadatschleute erklärten, sie könnten dem Wunsche des Herrn Reichskanzlers, die Sache ruhen zu lassen, nicht Folge leisten, weil sie ein wichtiges Interesse des Gemeinwohls verträten, so hätten sie ihre Forderungen für dieses Interesse irgendwie präeisieren müssen. Denn an dem bloßen Sensationsprozesse konnte ihnen doch nicht gelegen sein, ebensowenig konnte Geschehenes rückgängig gemacht werden. Also was wollten sie denn eigentlich noch? Wollten sie etwa wirklich — wie der „Kladderadatsch" das ja auch einmal erklärt hat — „die ganze offiziöse Presse in die Luft sprengen?" Ja, wer das könnte, der wäre wirklich ein Wohlthäter Deutschlands, wert, daß man ihm ein Standbild — vor dem Reichskanzlerpalais errichtete! Aber an eine solche Möglichkeit auch nur zu denken, ist doch mindestens naiv. Ebensogut hätte der „Kladderadatsch" die Ablehnung des russischen Handelsvertrages oder den Rücktritt des Grafen Caprivi verlangen können, denn beide, sowohl Handelsvertrag als auch Reichskanzler Graf Caprivi, sind doch ohne freiwillige und unfreillige offiziöse Presse nicht gut denkbar.

*) Die Redaktion urteilt hier etwas anders.

Doch solche Kriterien, wie das, ob etwas „schön“ und „ritterlich“ ist, werden wir lieber bei einem gewissen Teil der Presse überhaupt nicht in Anwendung bringen. Wir können schon ganz zufrieden sein, wenn sie nicht gerade schmutzig und gemein ist. Das war sie leider zum großen Teile erst kürzlich wieder in hohem Grade — in ihrer Berichterstattung über den bekannten, an der Schwester Helene durch den Maurer Thiede verübten Lustmord. Maximilian Harden, der das Nützliche mit dem Angenehmen stets außerordentlich geschickt zu verbinden weiß, hat das Verhalten der Presse in diesem Fall sehr richtig geschildert. Allerdings so, daß er zur Verurteilung der Pikanterie selbst einen recht pikanten gepfefferten Artikel verfaßt hat. „Mama, was ist denn ein Lustmörder?“ mit dieser Frage eines 10jährigen Mädchens, die der Verfasser an einer Straßenecke erlauscht haben will, beginnt der Aufsatz. Was er über die Presse sagt, ist gleichwohl so zutreffend, daß es hier einen Platz verdient. Herr Harden schreibt:

> „Die Presse begnügt sich nicht, knapp und nüchtern, nach dem Polizeibericht, die traurige Thatsache zu melden, sie greift hastig nach dem sensationellen Stoff und erschöpft sich in pikanten Einzelheiten. . . . . Nicht die Verwandten der Toten nur bis ins vierte Glied, nein, auch die Familienverhältnisse der zweiten, der lebenden überfallenen Frau werden, sicher zur Freude des Mannes und der Kinder der Unglücklichen, ausführlich geschildert und kein widrigstes Detail wird unterdrückt, denn der Sommer ist vor der Thür, der Stoff fängt an, knapp zu werden, Kiderlen ist mit Waschzetteln auch vorsichtiger geworden, mit vernünftigen Dingen fängt man keine Abonnenten und —: wenn wirs nicht bringen, bringts der Konkurrent nebenan und der kann beim Quartalsschluß dann uns gefährlich werden. Das freie Spiel der Kräfte regt sich, keiner will hinter dem anderen zurückstehen, die billigsten Blätter sind, wo die hohe Politik und die lokalen Machthaber nicht in Frage kommen, immer die eifrigsten und ein besonders findiger Mann macht rasch gar ein Extrablatt. Nun beginnen die Personalbeschreibungen des Mörders: wie er aussieht, ob er mutig, gefaßt, brutal, vergnügt ist oder in Reue zusammenknickt, wie er die erste und dann die zweite Frau überfallen hat, — und so weiter, bis der rote Dunst in die Wohnstuben und in die Küchen dringt, die Phantasie der Kinder umnebelt und manchem Erwachsenen fast eine Bewunderung für den Kerl suggeriert, der zweimal so Ungeheuerliches vollbracht hat.“

Das ist nun alles sehr wahr und hübsch gesagt, durch Kritik allein aber wird nichts gebessert. Die „schlechte Presse“ muß eben durch die gute Presse verdrängt werden. Geschieht das? Keineswegs. Ganz abgesehen davon, daß die christlich-konservativen und antisemitischen Blätter so manche Sünde der Skandalpresse fröhlich mitmachen, werden sie auch ausschließlich von Gesinnungsgenossen gelesen, also von Leuten, die es im großen und ganzen „nicht mehr nötig“ haben, durch die Presse „erzogen“ zu werden. Hingegen haben die jüdischen und verwandten Blätter zahlreiche Leser und Abonnenten, die politisch und konfessionell auf ganz anderem Standpunkte stehen. Man denke nur an das „Berliner Tageblatt“, das von vielen Konservativen, sogar Agrariern, gekauft und gelesen wird, an das „Kleine Journal“, daß sich zahlreiche Offiziere in die Manöver nachschicken lassen, an die billigen Mosseschen Morgen- und Abendzeitungen, Ableger vom „Berliner Tageblatt“, deren Leserkreis in der Hauptsache aus politisch indifferenten kleinen Leuten besteht. Zur Erklärung dieser Thatsache genügen keineswegs die üblichen larmoyanten Klagen über die „Lauheit“ der Parteigenossen und die „Urteilslosigkeit“ der „großen Menge“. Jene mit Recht so sehr bekämpften Blätter sind, auch nach Abzug ihres klatschhaften, skandalisierenden und frivol pikanten Inhalts, immer noch unvergleichlich inhaltreicher, interessanter und besser redigiert, als die deutsch-christlichen. Ja, es ist für denjenigen, der noch für anderes Interesse hat, als nur für

die engste Parteipolitik, schlechterdings unmöglich, sich ohne Zuhülfenahme der sogenannten „Judenpresse" zu orientieren. Man will doch nicht immer nur parteipolitische Leitartikel und Entrefilets, Berichte über christlich-sociale und antisemitische Volksversammlungen und dergleichen lesen, man interessiert sich doch auch für die Vorgänge in der großen Welt, für Theater, Konzerte und Kunstausstellungen, für neue Entdeckungen und Erfindungen auf wissenschaftlichem Gebiet, für Ereignisse aus der künstlerischen und litterarischen Welt, für mehr oder weniger bemerkenswerte neue Bücher und Schriften. Wie blutwenig von alledem wissen unsere christlich-deutschen Zeitungen zu berichten! Manche derselben erwecken geradezu den Anschein, als ob es außer der Partei- und Vereinspolitik gar kein anderes geistiges Leben im deutschen Volk gäbe. Wenn die wichtigsten politischen, lokalen und vermischten Nachrichten schlecht und recht mit der Scheere zusammengeschnitten, mit dem Blaustift zusammengestrichen, der Leitartikel und einige polemische Auseinandersetzungen glücklich zu stande gebracht sind, dann ist das Redaktionstagewerk zur völligen Zufriedenheit der Redaktion erledigt. Allenfalls werden noch einige politisch gefärbte Notizen aus dem geistigen Leben mit hinübergenommen. Unter dem Strich findet sich dann noch der Fetzen eines beliebigen Romans, der entweder von einer schreiblustigen „hochgeschätzten" Abonnentin gratis geliefert oder schon in zwanzig anderen Blättern vorher abgedruckt worden ist. „Fertig ist die Laube!" wie der Berliner sagt. Und nun schlage man das „Berliner Tageblatt" oder den „Berliner Börsen-Courier" oder ein ähnliches Blatt auf und vergleiche sie mit „hochchristlichen", „echtdeutschen", antisemitischen Zeitungen, wie z. B. — doch ich will keine Namen nennen. Es ist geradezu beschämend: wir rühmen uns, das Volk der Denker und Dichter zu sein und überlassen die ganze geistige, intellektuelle, wissenschaftliche, litterarische, künstlerische Führung unseres Volks ausschließlich einer Presse, die wir selbst als „Judenpresse" stigmatisiert haben! Wer kann sich da noch wundern, wenn die deutsche Schriftstellerwelt zu neun Zehnteln dem „Liberalismus" dienstbar wird? Sie wird einfach dazu gezwungen. Der Schriftsteller ist doch sozusagen auch ein Mensch, der leben will. Das kann er aber bei der sich für die „gute" haltenden Presse nur in einzelnen wenigen Ausnahmefällen. Im allgemeinen ist er fast ausschließlich auf das liberale Absatzgebiet angewiesen. Das Wenige, was konservative und antisemitische Zeitungen an feuilletonistischem, litterarischem und ähnlichem Lesestoffe verbrauchen, möchten sie am liebsten auch noch geschenkt haben, und das Honorar, das sie allenfalls dafür zahlen, steht mit ihren schönen „socialreformatorischen" Leitartikel-Grundsätzen in schreiendem, um nicht zu sagen: „brüllendem" Widerspruch. Dem konservativen und antisemitischen Verleger und Redakteur erscheint eben jede Ausgabe für rein geistiges Material als Luxus, als weggeworfenes Geld. Da muß man sich doch die Frage vorlegen, ob eine solche Presse auch wirklich berufen ist, eine Besserung unserer öffentlichen Zustände herbeizuführen? Es herrscht da ein geistiger Indifferentismus, eine Geringschätzung des idealen Lebens der Nation, die häufig wahrhaft erschreckend und geeignet sind, Zweifel an der geistigen Reife, an der wirklichen Durchbildung der betreffenden Kreise zu erwecken. Ich könnte aus diesen Kreisen, aus dem Munde mir persönlich sehr gut bekannter, sonst ganz vortrefflicher Herren Meinungsäußerungen über Poesie und Kunst wiedergeben, die wahrhaft staunenerregend sind.

Nun höre ich im Geiste auf vielen Seiten den Einwand: „Sie mögen ja wohl im allgemeinen recht haben, verehrter Herr Siegbalt, aber Sie bedenken gar nicht, daß die ‚Judenpresse' mit großen Mitteln arbeitet, namentlich auch große Inseraten-Einnahmen erzielt, während unsere jungen christlichen und antisemitischen Blätter mit großen materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben." Nun, zunächst glaube ich nicht, daß die mangelhafte Pflege des idealen geistigen Lebens in der nationalen Presse lediglich durch finanzielle Gründe verschuldet wird; sie wurzelt meines Erachtens vielmehr in der Interesse- und Verständnislosigkeit der betreffenden Kreise. Dann gebietet aber schon

Digitized by Google

die Rücksicht auf das eigene Gedeihen die Zusammenstellung eines möglichst interessanten, reichhaltigen, alle Bedürfnisse befriedigenden Inhalts. Dadurch gewinnt ein Blatt eben erst die gewünschte Verbreitung, dadurch kommt es auch erst aus seinen finanziellen Schwierigkeiten heraus. Und endlich sind den nationalen Zeitungsgründungen im Laufe der Jahre so große Kapitalien zur Verfügung gestellt worden, daß wir, wenn es daran allein läge, zur Zeit eine blühende christliche Presse besitzen müßten. Daran liegt es aber nicht allein und nicht einmal zum maßgebenden Teile, sondern wir haben so geringe Fortschritte gemacht, so geringe Erfolge erzielt, weil die Gelder schlecht angelegt und weil die Gründungen verkehrt geleitet wurden! Man denke nur an das verflossene „Deutsche Tageblatt" in Berlin, das Millionen verschlungen hat und von dem nicht einmal der Name übrig geblieben ist!

Es scheint, daß der „Bund der Landwirthe" mit seinem geplanten Organ „Deutsche Tageszeitung" eine Art Wiederbelebung dieses Unternehmens bezweckt. Möchte er sich die beim „Deutschen Tageblatt" gesammelten Erfahrungen zu nutze machen! Was bisher darüber verlautet, ist nicht gerade geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Es ist darin immer noch von „Richtung" und von „Interessenvertretung" die Rede. Das ist ja aber leider der Hauptirrtum bei allen nationalen Zeitungsgründungen, daß man glaubt, das Blatt werde allein „um der guten Sache willen" abonniert werden. Diejenigen, die das thun, sind so wenig zahlreich, daß sie nicht einmal eine Wochenschrift, geschweige denn eine Tageszeitung zu erhalten im stande sind. Ueberdies ist die Wirksamkeit in einem solchen Leserkreise zum guten Teile auch ganz überflüssig, denn wer schon gewonnen ist, braucht nicht erst noch gewonnen zu werden. Die große Masse aber — und auf diese kommt es doch schließlich an — ist politisch indifferent, sie greift nach dem, was billig ist und ihr Lesebedürfnis am ausgiebigsten befriedigt. Wer sich diese Erkenntnis noch nicht zu eigen gemacht hat, der sollte das Zeitungsgründen lieber gar nicht erst anfangen.

Das Größte in journalistischer Einseitigkeit bietet ohne Zweifel das Paul Förstersche, aus vorübergehender (?) Lethargie durch anhaltende Bemühungen wieder erweckte „Freideutschland". Schon in meinem vorigen Briefe habe ich die warme nationale Gesinnung dieses Blattes rühmend erwähnt. Und ich kann dies Urteil heute nur wiederholen. Wir haben wenige Blätter, die so entschieden und zielbewußt den deutschen Standpunkt, den Standpunkt der deutschen Weltstellung und des altdeutschen Volkstums vertreten, wie dieses. Um jeden Verdacht des Uebelwollens von mir zu entfernen, teile ich nur mit, daß ich selbst Abonnent dieser Zeitung bin, um so auch mein Scherflein zur Unterstützung des Unternehmens beizutragen. Aber ich fürchte, mein und Anderer Scherflein wird vergebens beigetragen sein, denn das Blatt ist — vorläufig wenigstens — gar zu einseitig! Wissenschaft, Litteratur, Kunst, Theater u. s. w. existieren für „Freideutschland" überhaupt nicht. Sollte man es für möglich halten, daß in der deutschen Reichshauptstadt eine populär gehaltene, für weitere Kreise berechnete Tageszeitung erscheint, die das gesamte geistige Leben der Nation einfach ignoriert?! Man mache mir nicht den billigen Einwand, dieses geistige Leben sei „verjudet". Wenn es „verjudet" ist, dann tragen diejenigen die Schuld daran, die dieses ganze große, unendlich wichtige Gebiet, ohne einen Finger zu rühren, dem Judentume ausliefern. Ich will nicht hoffen, daß sich auch an „Freideutschland" des „Sängers Fluch" erfüllt, und daß auch seinen Namen bald „kein Lied, kein Heldenbuch" mehr meldet!

Die antisemitische Journallitteratur hat übrigens in diesem Monat eine Bereicherung erfahren, nämlich durch die von Herrn Ahlwardt und dem antisemitischen Reichstagskandidaten Herrn Hans von Mosch begründete Wochenschrift „Der Bundschuh". Der Titel allein „spricht ganze Bände von der Zeiten Roheit", wie sich ein neuerer Dichter sinnig ausdrückt. An den Bundschuh, dieses Wahrzeichen des Aufruhrs, diese

Erinnerung an die traurigſte Epoche der deutſchen Geſchichte, wird angeknüpft —: da iſt es ja nur folgerichtig, wenn Männer wie Thomas Münzer in dem neuen Blatte verherrlicht werden. Und das iſt denn auch in der ausgiebigſten Weiſe geſchehen. In der Probenummer widmet Herr Ahlwardt dem biederen Wiedertäufer Worte pietätvoller Erinnerung, indem er u. a. erklärt, das Andenken ſolcher Männer, wie Münzer und Genoſſen, müſſe „im deutſchen Volke hochgehalten“ werden! Ich habe die folgenden Nummern nicht zu Geſicht bekommen und kann daher auch nicht ſagen, ob dort die Gemäldegalerie verdienter deutſcher „Volksmänner“ fortgeſetzt wird und etwa auch Johann von Leyden und Knipperdolling die verdiente Würdigung erfahren, die ihnen nur durch eine „ſyſtematiſche Geſchichtsfälſchung“ ungerechterweiſe ſolange vorenthalten werden konnte. Bisher hat der „Bundſchuh“ noch keine breiten Spuren in unſerem öffentlichen Leben getreten; wenn aber erſt — was ſicher zu erwarten ſteht — Herr Ahlwardt einige Centner „Enthüllungen“ darin abgeladen haben wird, dann wird ſicher „Leben in die Bude“ kommen.

Ach, ein wenig Selbſterkenntnis und Selbſtironie, wie ſie der Norwege Björnſtjerne Björnſon in ſeinem Luſtſpiel „Geographie und Liebe“ dramatiſch zu verarbeiten verſucht hat, könnte allen unſeren Weltverbeſſerern wahrlich nicht ſchaden! Das Stück hat vor einigen Tagen im Deutſchen Theater ſeine Erſtaufführung erlebt und im erſten Akte auch recht gut gefallen. Aber Herr Björnſon hat nicht hauszuhalten gewußt und ſich in den erſten Aufzügen in Detailſchilderungen vertieft, die ihn ſelbſt zwar ſehr intereſſiert haben mögen, bei denen aber dem Publikum das „heilige Lachen“ verging, das dann durch ſehr unheiliges Gähnen abgelöſt wurde. So ward, was ſich als ſchöner Erfolg anließ, zum Schluß ein ziemlich unbeſtrittener Mißerfolg. Es iſt eben um die Selbſtironie ein heikles Ding. Meiſt verflüchtigt ſich die „Ironie“ dabei gar ſchnell, und es bleibt dann nur das liebe „Selbſt“ — mit ſich allein zurück. . . .

Monatsschau.

Politik.

Der Reichstag hat seine Sitzungen geschlossen und damit eine Sitzungsperiode, die an politischen Erregungen nicht arm war, wohl aber, wie wir fürchten, an Ergebnissen, deren das deutsche Volk Veranlassung haben wird, sich in kommenden Tagen zu freuen. Wir wollen auf das vielberufene positive Resultat des Winters, den russischen Handelsvertrag, nicht weiter zurückkommen; doch hat uns der verwichene Monat an die bedauerliche negative Entscheidung in Sachen der Reichssteuerreform eindringlich erinnert. Ein einziges Stück des großen Reformplanes haben die letzten Sitzungen unter Dach gebracht, die Börsensteuer. Alle anderen Projekte dagegen sind abgelehnt, darunter die Tabakbesteuerung, die so berechtigt und notwendig ist, wie irgend eine, und am berechtigtsten wäre in der Form des Monopols.

Ob im Herbst auf diesem Gebiet noch etwas erreicht werden, oder ob das Defizit einfach den Einzelstaaten überlassen wird, steht dahin. Der Reichskanzler kündigte an, daß die verbündeten Regierungen am Reformplan festhalten und zu dessen Durchführung dem Reichstage veränderte Projekte vorlegen würden. Wenn sich aber die Situation bis zum Herbst nicht vollständig ändert, so ist keine Aussicht vorhanden, daß irgend ein Steuervorschlag von der jetzigen Mehrheit des Hauses angenommen wird.

Es kommt alles auf die Laune des Centrums an. Vielleicht läßt es mit sich reden, wenn man ihm die Jesuiten oder das Bistum Berlin oder etwas Aehnliches bewilligt. In Betracht kommt freilich auch die Person des neuen Führers dieser Partei, Dr. Bachem, eines homo novus, nachdem dem Dr. Lieber, der erst von seinen Nerven und dann von seinen Freunden im Stich gelassen wurde, die Zügel entglitten sind. Wie immer aber die Zugeständnisse des Staates an die Kirche ausfallen mögen — schwerlich wird Aussicht sein, daß sie den Römischen genügen, ganz abgesehen davon, daß jede neue Konzession immer neue Ansprüche gebiert. Die Rückberufung der Jesuiten wäre immerhin etwas. Mit ihr könnte der katholische Abgeordnete vor seinen Wählern paradieren. Aber gerade hier hat sich Graf Caprivi glücklicherweise verredet und die dauernde Ausschließung zugesagt; der Beschluß des Reichstages wird also wohl vom Bundesrat abgelehnt werden. Das Centrum wird voraussichtlich in die glückliche Lage kommen, daß es einerseits eine Reihe sekundärer Forderungen durchsetzt und andererseits sich das bei der Agitation ganz unbezahlbare Inventarstück aus Windthorsts Nachlaß — die Jesuitenfrage — dauernd konserviert.

Aber nicht nur mit den Launen und Ansprüchen des Centrums hängt die Unfruchtbarkeit des Reichstages zusammen, sondern auch aufs engste mit der zunehmenden Ratlosigkeit des neuen Kurses, der einerseits allen wirklichen Fragen der Zeit, der landwirtschaftlichen, der socialen, der Handwerkerfrage ohne Plan und Verständnis gegenüber-

Digitized by Google

steht, und andererseits den Versuchen, diese Probleme in konservativem Sinne zu lösen, sich Arm in Arm mit Ultramontanen, Freisinnlern und Socialdemokraten mit einer Entschiedenheit widersetzt, die besserer Ziele würdig wäre. Wo immer Graf Caprivi oder Herr von Marschall reden, verzeichnen die Berichte den „Beifall links". Und Herr Rickert konnte mit einem Scheine des Rechts in Grünberg behaupten, er kämpfe „an der Seite der Regierung gegen Junker, Pfaffen und Antisemiten".

Wäre dem Reichskanzler nichts weiter vorzuwerfen, als daß er gewisse Vorschläge der Rechten mißbilligt, so läge kein Grund zu besonderer Verstimmung vor — das Vorgehen des „Bundes der Landwirte" ist vielfach recht leidenschaftlich und anfechtbar. Erbitternd wirkt aber die Art, wie Graf Caprivi auftritt. Wenn die Bank- und Börsenwelt, nachdem sie die Landleute bis aufs Hemd ausgeplündert, ihnen auch noch „agrarische Begehrlichkeit" vorwirft, weil sie sich nicht auch das Fell noch über die Ohren wollen ziehen lassen, so weiß man, wer es ist, der „Haltet den Dieb" ruft. Wenn aber der Kanzler Reden hält, aus denen hervorgeht, daß er in der gemischten Gesellschaft unserer Linken sich wohl fühlt, wie der fortgeschrittenste Volksredner, so erzeugt dieser Bruch mit allen Traditionen der Vergangenheit naturgemäß auch eine Rücksichtslosigkeit der Gegner, die nicht gerade zur Pflege und Hebung des Ansehens staatlicher Autoritäten beiträgt.

In der That hat sich das Verhältnis des Kanzlers zu den Konservativen immer weiter verschlechtert und in den letzten Sitzungen die größte Schärfe angenommen. Besonders dazu beigetragen haben zwei Anträge. Zunächst der Antrag des Grafen Kanitz auf Einführung eines Getreidemonopols, durch welches bestimmt wird, daß der Einkauf und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides mit Einschluß der Mühlenfabrikate ausschließlich für Rechnung des Reichs erfolgen soll und Verkaufspreise in Mindestbeträgen festgesetzt werden, welche die Produktionskosten decken. Sodann die Interpellation Förster, welche dem Kanzler die ihn beängstigende Frage vorlegte, in welcher Weise denn er sein akademisches Wohlwollen für die Landwirtschaft praktisch zu bethätigen denke. Dem Antrag Kanitz hat die Regierung ein „rundes Nein" entgegengesetzt und auf die Interpellation Förster mit formaler Silbenstecherei geantwortet.

Man hat viel darüber gestritten, ob der Antrag Kanitz socialistisch sei oder nicht. Von konservativer Seite ist es mit Emphase bestritten worden und als Beweis hat man den Umstand angeführt, daß die socialdemokratische Partei sich dem Getreidemonopol widersetze. Von offizieller, offiziöser und liberal-kapitalistischer Seite ist es immer wieder behauptet und den Konservativen der Vorwurf gemacht worden, daß sie den Socialdemokraten in die Hände arbeiteten. Wir glauben, es kann kein Zweifel sein, daß der Antrag in der That socialistisch ist. Aber von unserem Standpunkte aus ist dies kein Tadel, sondern ein Lob. Allerdings müssen wir es beklagen, daß man von konservativer Seite nur diese eine socialistische Maßregel, die den Besitzenden zu gute kommt, befürwortet, während man die zahllosen viel notwendigeren socialistischen Reformen, welche den Arbeitern dienen sollen, fortdauernd ablehnt und als Utopien behandelt. Es zeigt sich leider auch hier, daß die Selbstsucht ein weit größeres Machtgebiet in der Welt okkupiert, als die Liebe, und daß Herz, Verstand und Dialektik sich mit Vorliebe dahin begeben, wo das materielle Interesse liegt.

Auch innerhalb des Centrums vollziehen sich dergleichen Prozesse. Die Partei hat ein großes konfessionell-soziales Programm herausgegeben und eine große Menge Forderungen darin aufgestellt für alle Lebensgebiete. Nur für den Arbeiter, dem doch die Socialreform gilt, fällt blitzwenig ab. Wenn daher die Judenpresse das Programm in vielen Punkten als „reaktionär" bezeichnet, so kann man ihr nicht ganz unrecht geben. Hier wie überall drängt sich immer mehr die Ueberzeugung auf, daß erst nach den schwersten und bittersten Erfahrungen die kapitalistischen Leiter des Gegenwartsstaates sich dazu verstehen werden, die unumgänglichen Konzessionen an den Zukunftsstaat zu machen. Durch die drohenden Wetterzeichen der socialen Revolten in Ungarn, Belgien,

Digitized by Google

Nordamerika u. a. O., durch die Bomben-Attentate in Paris, London und fast allen Hauptstädten der Erde läßt niemand sich warnen. Um das alte triviale Gleichnis zu brauchen: man tanzt weiter auf dem Vulkan, bis man einst gezwungen auf Befehl von unten dennoch wird geben müssen, was man jetzt noch autorativ und freiwillig in Weisheit und Ordnung von oben her geben könnte.

Einen einzigen sehr verständigen Beschluß hat der Reichstag gefaßt — er hat den Fortbildungsunterricht der gewerblichen Jugend vom Sonntag auf den Werktag verwiesen. Der kapitalistische Liberalismus und der Eigennutz einzelner Handwerker will den Fortbildungsunterricht an Sonntagen beibehalten, „ohne die religiösen Interessen zu schädigen", und in diesem Sinne redeten auch die Vertreter des Reiches. Erfreulicherweise waren aber nicht nur freikonservative und konservative, sondern diesmal aus Sorge, auf christlichem Boden von den Protestanten überboten zu werden, sogar ultramontane Redner darin einig, daß der Werktag für die Arbeit und der Sonntag für die Ruhe da sei. Gehört der Fortbildungszeichenunterricht unumgänglich zur vollständigen Ausbildung in gewissen Handwerken, so muß er am Werktag erteilt werden, und es wird kein Meister darüber zu Grunde gehen, wenn er die wenigen Stunden, die dazu gehören, an einem Werktag-Vormittag freigiebt. Der ganze Fortbildungsunterricht am Sonntag ist ein Mißbrauch, der je eher je lieber durch den Werktagsunterricht ersetzt werden sollte. Auch die Socialdemokraten erwiesen sich als Gegner des Unterrichts am Sonntag.

Herrscht aber im inneren Deutschland viel Streit und Unfriede, und nähern wir uns offenbar wieder mit großen Schritten dem Zustande einer gar nicht fernen Vergangenheit, wo nicht zwei Deutsche der gleichen Meinung waren, so bietet es wenigstens einigen Trost, daß der auswärtige Himmel sich entschieden klärt. Zu mehreren nur in diesem Sinn zu deutenden Monarchenzusammenkünften ist die Verlobung des Großfürsten Thronfolgers hinzugekommen mit einer deutschen Prinzeß. Wohl lehrt ja hinreichend die Geschichte, daß dynastische Verbindungen dieser Art nicht über Krieg und Frieden entscheiden. Immerhin ist in dieser Richtung das Ereignis mit Freuden zu begrüßen.

Ganz andere Empfindungen freilich erregt es nach der konfessionellen Seite. Der Uebertritt der Prinzeß zur griechischen Kirche ist bedungene Sache. Wie lange werden sich noch protestantische Prinzessinnen finden, denen ihr kirchliches Bekenntnis so wenig gilt, daß sie es skrupellos um äußerer Vorteile willen preisgeben?

* * *

Im Auslande war wenig mehr Bewegung, als welche die socialistische und anarchistische Bewegung überall verursacht. Nur Italien steht in einer politischen Krise, welche sich augenblicklich an den Namen Crispi knüpft. Wir glauben daher die nachstehende uns eingesandte Skizze über Crispi hier einfügen zu sollen:

Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß in dem Staatsmann Crispi drei Charaktere sich vereinigen, und daß der vierte, den seine Landsleute von ihm erhoffen und seine Freunde ankündigen, sich entwickeln werde. Crispi war nacheinander revolutionärer Verschwörer, überzeugter Monarchist und demokratischer und zugleich autoritativer Minister. Es scheint mit seinem abermaligen Gelangen zur Macht unter außergewöhnlichen Umständen ihm eine neue Wandlung bevorzustehen, und man darf gespannt sein, was ihm sein unbestreitbarer Patriotismus eingeben wird. Doch das gehört der Zukunft an, die übrigen Crispis der Vergangenheit.

Das Bild, welches Dr. Hans Barth in seinem kürzlich erschienenen Werke über Crispi von demselben entwirft, läßt nichts von der Bildung und den Wandlungen dieses an Kontrasten reichen Naturells unbekannt, allein in 3 Hauptmomenten des politischen Lebens Crispis sind die von Dr. Barth gesammelten Dokumente besonders bedeutsam. Diese Erinnerungen reichen um 35 Jahre zurück. Im Jahre 1859 ist Crispi noch nicht der leitende Kopf der heroischen Expedition der Tausende*), deren Andenken ganz

*) Anmerkung d. Redaktion. Wir geben des thatsächlichen Materials wegen diesen Artikel wieder, ohne mit der Auffassung in allem einverstanden zu sein.

Digitized by Google

Italien vor kurzem mit Genua feierte. Aber Crispi ist bereits das frühere revolutionäre Regierungsmitglied Siciliens von 1849, der aus 2 oder 3 Ländern Vertriebene, stets wachsam und in Bewegung, der rechte Arm Mazzinis und des internationalen revolutionären Komités von London. Der zwischen den beiden Kaisern Napoleon III. und Franz Joseph ohne Beteiligung Italiens geschlossene Friede von Villafranca hatte die italienischen, um Mazzini gruppierten Emigranten aufgebracht. Die Sache der Unabhängigkeit und Einheit Italiens war aufgegeben und verraten worden. Die Allianz mit Napoleon III. war ein Fehler gewesen. Man mußte das Unrecht wieder gut machen, indem man das revolutionäre Werk wieder aufnahm. Crispi ging unverweilt nach Sicilien ab. „Das Jahrhundert", äußerte er über sich selber, „hat 3 große Verschwörer gehabt: Mazzini, Napoleon III. und mich."

Die Mitarbeiterschaft Crispis mit Mazzini versprach etwas nicht Gewöhnliches. Um die Polizei von Paris zu täuschen, wo er ausgewiesen war, und Siciliens, wo er seinen Kopf riskierte, hatte Crispi von Mazzini einen völlig regelrechten Paß auf den Namen Manuel Pareda, argentinischer Kaufmann, erhalten, und hatte gleich einem Meister in diesem Fach seinem Kopf das Alter von 50 Jahren, graue Haare, rasiertes Kinn und englischen Backenbart gegeben. In seinem Koffer befanden sich weder Bücher noch Papiere. Er durchflog Frankreich wie ein Pfeil von Paris nach Marseille, und hielt sich in Genua nur so lange auf, um seine politischen Freunde, die Brüder Orlandi, große Rheder, zu sehen, die ihm für den Fall des Aufstandes Munitions- und Waffensendungen versprachen, und schiffte sich sofort ein. Er entging den französischen Agenten und der an der Landungsbrücke von Civita Vecchia beobachtenden päpstlichen Polizei. Zwei Monate lang zog er von Stadt zu Stadt und ließ seinen Paß von der bourbonischen Polizei visieren, ohne daß dieselbe hinter der Brille und den grauen Haaren des Sennor Manuel Pareda das ehemalige Mitglied der revolutionären Regierung von Palermo ahnte. Dieser Kaufmann ohne Waren, dieser „Reisende" besichtigte nacheinander mit völliger Kaltblütigkeit und Unbefangenheit die Befestigungen und die Kasernen von Messina und setzte sich mitternachts in der klassischen Stunde, wo man Verbindungen anknüpft, in Connex mit den revolutionären Gruppen, welche die Unterdrückung und Zersprengung des Jahres 1850 überlebt hatten. Was man bei diesen Zusammenkünften trieb, vermag niemand besser wie Crispi selbst in einigen kurzen Sätzen des damals von ihm geführten Tagebuchs zu schildern. Am 27. Juli, 12 Tage nach seiner Abreise von London, schreibt er: „Der Versammlungsort der Verschworenen ist das Haus eines Engländers, namens Peirce. Unter dieser Adresse empfangen wir unsere Briefe, Journale, Waffen, Munition ic. Am 28. Juli. Wir begeben uns in das Weichbild von Messina, nicht weit vom Kapuziner-Kloster. Ich gebe die erforderlichen Anweisungen für die Fabrikation und die Verwendung von Bomben. Ein Gießer ist bei uns und ich stelle ihm in Gips ein Bombenmodell her. Am 2. August: Giacomo Agresta übernimmt die Fabrikation von Bomben. Um sich einen Moment zu zerstreuen, verläßt er auf 1 bis 2 Tage die Verschworenen und die verborgene Werkstätte, in der man die den Befreiungsversuch zu unterstützen bestimmten Geschosse fabrizierte, und besteigt den Aetna, überschaut die Insel, das Meer, die Küsten Italiens und Afrikas an beiden Horizonten und sinnt nach und notiert die Ergebnisse seines Nachsinnens in seinem Tagebuch. Am 12. August, morgens 5½ Uhr, erreichen wir den Krater gerade in dem Augenblick, wo die Sonne sich hinter den Gipfeln Calabriens erhebt. Sicilien zeichnet sich vor unseren Augen von den Wogen umgeben in der Tiefe ab. Der Aetna scheint es mit seinem Schatten decken zu wollen, der sich in dem Maße stetig vermindert, als die Sonne steigt und ihre Macht über Land und Meer äußert. Afrika ist zu unserer Linken, das Festland Italiens zu unserer Rechten. Selbst vom Mont Cenis gesehen besitzt Italien nicht die wunderbare Schönheit, wie vom Aetna aus betrachtet. Soweit das Auge reicht, erblickt man das Meer, das Europa von Afrika trennt. Für uns, die wir die Größe Italiens ersehnen und uns seiner nationalen Geschichte

Digitized by Google

erinnern, bildet das Phantom der Vergangenheit eine Hoffnung und eine Inspiration für die Zukunft . . . ."

Von der Zukunft in die Gegenwart, die Aktion und die Verschwörung, zurückgekehrt, geht Crispi von Messina nach Catania, um dort den Verschworenen dieselben Lehren einer „neuen Taktik" zu erteilen. In Catania ist es nicht mehr ein Fremder, der ihm ein Asyl anbietet, sondern der Konsul des sardinischen Königreichs. Crispi zieht Erkundigungen über die Garnison ein, dieselbe ist schwach, über die Forts, welche schlecht bewacht sind, und er konstatiert mit Mißvergnügen, daß die Breite der Straßen dem Barrikadenbau ungünstig ist. Er erklärt dort seine Bomben mit den Worten: „Dieselben sind oval und von verschiedenen Abmessungen — das Modell Mazzinis ist sehr klein — und sie kann mit einer Art Schleuder geworfen werden. Jede besteht aus 2 gleichen mit Schrauben verbundenen Teilen und wird mit gewöhnlichem Pulver gefüllt. Ihre Oberfläche ist rings mit Zündhütchen besetzt, so daß die Bombe beim Fallen unfehlbar explodieren und in tausend Stücke springen muß, die alles in der Nähe Befindliche vernichten." Zuerst überrascht, werden die Verschworenen bald von der vortrefflichen Wirkung dieser Waffe, die so leicht zu handhaben ist und die man ohne Schwierigkeit bis zum Moment der Verwendung bei sich haben kann, überzeugt. In Palermo vergegenwärtigt sich Crispi beim Anblick einer Prozession, daß 2—3 unerwartet geworfene Bomben genügen, um die Hälfte der Truppen, welche die Chaine bilden, zu Boden zu strecken und den Rest in die Flucht zu jagen. Er entwirft daher für Palermo den folgenden am 4. Oktober, dem Festtage der Bourbons, auszuführenden Plan: Die von der auf dem Foro Borbonico abgehaltenen Revue zurückkehrenden königlichen Truppen sollten, bevor sie in die Kasernen rückten, aufgehalten werden. Sobald sie die Porta Felice passiert haben würden, sollten 50 der entschlossensten Verschworenen Bomben auf sie werfen. Auf die von dieser neuen Kampfesart, auf die sie nicht gefaßt seien, in Unordnung gebrachten Truppen sollten dann die übrigen Verschworenen das Feuer eröffnen. Man sollte dann die entstehende Verwirrung benutzen, um Barrikaden zu errichten. 30 der entschlossensten mit Bomben und Dolchen bewaffneten Leute sollten dann schleunigst vom Platz, der Porta Nuova, der Hospitalstraße und der Porta di Castro nach dem Königlichen Palais eilen und sich der 12 auf die Stadt gerichteten Geschütze bemächtigen. Die übrigen Städte Messina, Catania u. a. sollten bei der ersten Nachricht vom Aufstande Palermos ebenso verfahren. Crispi versprach nach Palermo zurückzukehren und am 4. Oktober morgens dort einzutreffen, um alles in Gang zu bringen. Er traf in der That, nachdem er in Florenz vorgesprochen war, wo er Mazzini sah, und in London gewesen war, um Namen, Paß und Maske zu wechseln, in Palermo zu Schiff am bestimmten Tage ein. Ans Land gestiegen, erfuhr er, daß die Verschworenen die Erhebung nicht wagten, da die Aufmerksamkeit rege geworden war, kurz daß man sich ruhig verhalten müsse. Er bestieg das Schiff schweren Herzens wieder. Bekanntlich verzweifelte er nicht, und führte seine Willenskraft mit den Tausend und Garibaldi die Revolution herbei, welche er auf dem Boden des Aetna nicht zum Ausbruch zu bringen vermocht hatte.

In dem ersten in Turin nach der Vereinigung des Königreichs beider Sicilien mit Piemont eröffneten italienischen Parlament war es, daß Crispi sich aus einem Revolutionär in einen überzeugten Monarchisten verwandelte. An dem Tage, wo ihm die Verhältnisse diese Umwandlung diktierten, vollendete er dieselbe so plötzlich wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus, oder, um Crispi nur mit sich selbst zu vergleichen, mit der für Einwendungen und Hindernisse blinden Entschlossenheit, welche ihn immer beherrscht hatte.

Im Jahre 1884 schien ihm die Stunde gekommen, eine Brücke zwischen der Monarchie und der Demokratie zu bauen. Die Hand, welche Mazzini zögerte, der Dynastie von Savoyen, trotz seiner häufigen geheimen Beziehungen zu Viktor Emanuel, zu reichen, bot Crispi derselben aus Liebe zur Einheit Italiens und dies mit kühner

Stirn, verächtlich auf die Angriffe, welche ihm diese Schwenkung zuzog, herabblickend und anscheinend unempfindlich für den Bruch, der darauf mit Mazzini, dem Vater seiner geistigen Entwicklung, erfolgte. Im Laufe der Debatte über die berühmte Konvention von 1864, welche die Hauptstadt des neuen Königreichs von Turin nach Florenz verlegte, nahm Crispi mit Nachdruck seine definitive Stellung gegenüber der durch die Plebiszite von Toskana und Sicilien „geweihten" Monarchie ein. Sein Kollege Mordini hatte eben erklärt, daß es in dem und dem Falle seine Pflicht sein werde, die Schranken des Parlaments zu verlassen und eine andere Fahne aufzupflanzen. Bei diesen Worten erhob sich Crispi und legte das folgende Glaubensbekenntnis ab, durch welches er sich des alten Mordini entledigte: „Für mich giebt es keine andere Fahne, als die, welche ich bei Marsala entfaltete: Italien und Viktor Emanuel! Wer eine andere will, ist ein Feind der Einheit Italiens. Die Monarchie vereinigt es, die Republik würde es trennen. Und da die Aktionspartei ein großes und starkes Italien von den Alpen bis zum Apennin will, werden wir dem Könige und unserem Schwur treu bleiben. Wir sind alte Republikaner, aber von dem Augenblick an, wo wir erkannten, daß unsere Ideen die Einheit Italiens verhindert haben würden, haben wir unsere Grundsätze auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und die Monarchie Viktor Emanuels mit derselben Loyalität und Aufrichtigkeit angenommen, mit denen wir früher für den Sieg der Republik kämpften. Ebenso wie wir damals für unser Prinzip kämpften, werden wir für unser heutiges Prinzip kämpfen, in der Voraussetzung, daß Italien um diesen Preis eins und unteilbar werde, und daß man denjenigen seiner Provinzen, die noch unterdrückt sind, Unabhängigkeit gewährt."

Die Monarchie, welcher Crispi diesen Vertrag vorschlug, war zwar nicht die der konservativen Tradition Savoyens, diejenige Carl Alberts, des Königtums von Gottes Gnaden, allein diejenige, welche die gekrönte Revolution annahm, und welche sich entschließen mußte, sich in Rom gegenüber dem entthronten Papsttum auf dem Hügel zu installieren, wo Rienzi das antike Tribunat wieder zu errichten versucht hatte. Als Garibaldi im Jahre 1864 versuchte, die Expedition der Tausend gegen die päpstlichen Staaten zu erneuern, war Crispi der Vermittler zwischen ihm und dem Ministerium, welches denselben Erfolg wieder zu finden hoffte, indem es das doppelte Spiel von 1860 wieder aufnahm. Die Chassepots von Mentana sollten den Marsch nach Rom um 3 Jahre verzögern. Im Jahre 1870, als kaum die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Deutschland begonnen hatten, ertönte nur ein Ruf in Florenz unter den Fenstern des königlichen Palais und der französischen Gesandtschaft: Mentana, Mentana, nieder mit Frankreich, es lebe Preußen! In der Kammer bildete die ganze Linke das Echo desselben. „Italien", rief Nicoli, „ist im Lager Deutschlands"! und Nicotera drohte dem Hause Savoyen, weggefegt zu werden, wenn das umgehende Gerücht einer Allianz mit Frankreich wahr sei. „An dem Tage, wo ihr diesen Weg einschlagt, wird ganz Italien revoltieren." Und er wiederholte inmitten des Tumults, der auf den konservativen Sitzen entstand: „Ja, in Revolution, in Revolution!" Crispi überließ sich nicht solchen Ausbrüchen, aber er redete vertraulich dieselbe Sprache. Er empfahl, mit größter Beschleunigung zu rüsten, allein um bereit zu sein, die italienischen Interessen im Falle eines Kongresses zur Geltung zu bringen, und fügte hinzu, daß es für Italien nur eine Frage, die römische, gebe. Bevor einer der beiden zur Zeit einander gegenüberstehenden Gegner intervenieren könne, müsse Italien in Rom sein, und das katholische Deutschland, wie das katholische Frankreich einer vollendeten Thatsache gegenüberstehen. Während Crispi die noch unentschlossene Regierung drängte, sandte er einen ihm befreundeten Deputierten, Francesco Curchi, ins deutsche Hauptquartier, um die Dispositionen Herrn von Bismarcks, mit dem er seit der gescheiterten Expedition von 1867 im Einverständnis war, zu sondieren. Der Bundeskanzler gab zu verstehen, daß er den Weg Italiens nach Rom nicht kreuzen werde. Diese von Crispi dem damaligen Senatspräsidenten und dem Könige selbst mitgeteilten Versicherungen beseitigten das

Digitized by Google

letzte Zögern. Das Uebrige ist bekannt. Am Tage nach Mentana durcheilten Gruppen die Straßen von Florenz mit dem Rufe: „Wir wollen ein energisches Ministerium, wir wollen Crispi!“ Diese starke Regierung sollte erst 20 Jahre später erstehen. Crispi gelangte zweimal zur Macht, jedoch unter dem beschränkenden Einflusse Depretis, der ihn am Zaum hielt, die Ecken abstumpfte und die Schwungfedern beschnitt. Erst nach dem Tode des „alten Fuchses von Stradella“ hatte Crispi als Chef der Regierung die Hände frei. Im Jahre 1887 beauftragt, ein Kabinett zu bilden, zögerte er nicht, die Hand zugleich auf das Innere und die Auswärtigen Angelegenheiten zu legen, und bemühte sich, das zu verwirklichen, was unter so viel Veränderungen um ihn und in ihm selbst seine feste Idee geblieben war. In seiner Erklärung an die Kammern gab er derselben den folgenden Ausdruck: „Italien soll sich nicht nur geachtet, sondern auch gefürchtet machen.“ Um dieses Programm zu verwirklichen, überraschte er noch manchesmal Freunde wie Gegner. Der eingefleischte Feind der weltlichen Macht des Papstes versuchte mit einer gewissen Beharrlichkeit den heiligen Stuhl und die italienische Monarchie zu versöhnen. Der Patriot, dessen innerstes Hoffen das ungeteilte Italien war, unterdrückte oder hinderte jede irredentistische Manifestation mit Strenge und eignete sich das bekannte Wort über Oesterreich an: „Wenn es nicht existierte, müßte es erfunden werden.“ Die Politik, welche im Jahre 1886 die bitteren Worte über den Eintritt Italiens in die deutsch-österreichische Allianz ausgesprochen hatte: „Wir haben uns zu Gendarmen einer neuen heiligen Allianz gemacht“, dieselbe Politik schien Berlin und Friedrichsruhe zum definitiven Pol zu wählen.

Es bedarf keiner Wiederaufzählung der Demonstrationen der italienischen, europäischen und afrikanischen Politik Crispis während seiner 3 Jahre der Quasidiktatur. Das ist Geschichte von gestern, sie ist in der Erinnerung Aller. Es genügt der Hinweis, daß sie sich durch eine völlige Freiheit der Bewegung und eine Entschiedenheit kennzeichnete, die vor keinem Extrem, noch keinem offenbaren Widerspruch zurückschreckte. Die innere Logik dieser verschiedenen einander gegenüberstehenden Phasen ist nur in dem Manne selbst, in dem sie sich vollzogen, zu suchen. Crispi hat dieses Moment mit Bismarck gemein, daß er in seine Individualität das absoluteste Vertrauen setzt. Er glaubt sich stark genug, jede Schwierigkeit zu überwinden, die Gegensätze zu versöhnen, Ordnung in die Unordnung zu bringen, Frieden mit dem Kriege zu schließen und das Ziel, welches er will, mit den entgegengesetztesten Mitteln zu erreichen. Ein einziges Wort erklärt diese Verschiedenheit seiner Haltung, diese Direktionsveränderungen, dieses anscheinende Durcheinander der Ideen. Dieses Wort, die Devise Crispis, lautet: „Ich!“ Zwei Männer, die ihn lange Zeit kennen gelernt haben, Mayor, sein Geheimsekretär, und General Türr, sein alter Gefährte der Tausend, haben zwei Zeugnisse über ihn ausgestellt, die in dem Zeitpunkte, wo Crispi als der notwendige Mann wieder erscheint, zu denken geben. „Ohne offenbar zuzugeben, daß der Haß unpolitisch ist, ist Crispi das Gefühl der Rache fremd“, und General Türr schreibt: „Ich glaube nicht, daß sein bester Freund sich rühmen kann, ihn von Grund aus zu kennen“. Vielleicht liegen hierin zwei Aufschlüsse für die Beurteilung dieses an so vielen Rätseln reichen Charakters.

Kolonialpolitik.

Aus unserer Kamerun-Kolonie ist wenig Erfreuliches zu berichten.

Gegen den Assessor Leist ist Disciplinaruntersuchung eingeleitet, eine solche gegen seinen Vertreter, Assessor Wehlau, wird wahrscheinlich nachfolgen. Ueber die behördlichen Erhebungen verlautet noch nichts, von einer Aenderung der bisherigen Verwaltungs-Praxis erst recht nicht. Der „Schrei der Entrüstung“, der bei der Veröffentlichung der Leist und Wehlau in der „Neuen deutschen Rundschau“ vorgeworfenen Schandthaten

durch die Presse ging, ist verstummt, seitdem Herr von Marschall im Reichstage eine strenge Untersuchung zugesagt hat. Das ist nun weiter nicht sonderbar; die Tagespresse kann sich nicht immer von neuem entrüsten, weil das dem Leser langweilig wird. Wunderbar aber bleibt, daß man nicht weitere sehr naheliegende Schlüsse zieht und fragt: wie waren denn jene Gräuel in Kamerun möglich, ohne daß man in Deutschland irgend etwas davon erfuhr? Man kann annehmen, daß bei jenen Veröffentlichungen vielleicht persönliche Feindschaft mitgespielt hat, aber reine Erfindung kann unmöglich vorliegen. Dem Assessor Wehlau wird, abgesehen von den unrichtigen „Siegesnachrichten", vorgeworfen, daß er geduldet habe, wie wehrlose Gefangene nach dem Kriegszug gegen die Bakoko durch Leute seiner „Polizeitruppe" (!) rite geschunden wurden, dem Kanzler selbst werden Aeußerungen von haarsträubender Roheit, die bei der Tafel in der Gouvernements-Messe gefallen seien, in den Mund gelegt. Und das alles zu einer Zeit, als der Gouverneur Zimmerer die Oberleitung der Verwaltung an Ort und Stelle führte! Wie ist das möglich? Kann dem Gouverneur ein derartiges Auftreten seines ersten Beamten verborgen bleiben, wenn er selbst Augen und Ohren offen hält? Wir haben gegen den Gouverneur Zimmerer schon Bedenken erhoben, als die Meuterei der Polizeitruppe bekannt wurde. Für die Vorenthaltung des Soldes gegenüber den freigekauften Polizeisoldaten war der Gouverneur und nicht der Kanzler Leist verantwortlich, für die Vernachlässigung der Hinterlandstationen muß ebenfalls bis zu einem gewissen Grade der Gouverneur die Verantwortung tragen, selbst wenn die Hamburger Firmen durch ihren Einfluß in Berlin die verhängnisvolle Konzentrierung aller Mittel auf die Küste veranlaßt haben. Wir können uns, wenn auch nur ein Bruchteil der öffentlichen Anschuldigungen gegen die genannten beiden Beamten wahr ist, der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Gouverneur nicht nur kein politisch beanlagter Mann, sondern kein Vorgesetzter mit jenem unbedingten Einfluß auf seine Untergebenen ist, wie er es in den Schutzgebieten sein muß. Unter Männern wie Wißmann oder Dr. Peters wären Vorfälle, wie die oben angedeuteten, nicht einmal während ihres Urlaubs denkbar. Aber diese tüchtigen Afrikaner sind ja leider mit Bureaukraten vertauscht. Man braucht nun keineswegs so unbureaukratisch zu denken, um jede Berechtigung eines gelegentlichen „Vertuschens" zu bestreiten; aber ein Oberrichter, der Kriegsgefangene in entsetzlicher Weise abschlachten läßt, ist etwas so Ungeheuerliches, daß man weder den Gouverneur versteht, dem derartiges entgehen kann, noch die in Kamerun ansässigen Europäer, die zu solchen Dingen schweigen.

Wir sind hierbei auf die bedenkliche Alternative gekommen, zwischen deren beiden Möglichkeiten man bisher in Berlin geschwankt hat, nämlich entweder bureaukratische oder sog. Hamburger Politik zu treiben, d. h. beschränkte Krämerpolitik ohne jeden größeren wirklich politischen Ausblick. Man hat auf Veranlassung der Hamburger Kreise sich zu jener sonderbaren Hinterlandpolitik entschlossen, die wesentlich darin bestand, daß man acht lange Jahre hindurch unzureichende Expeditionen ins Innere sandte, die nicht zahlreich genug und mit zu geringen, d. h. gerade „verfügbaren" Mitteln ausgerüstet waren, um etwas auszurichten, die aber den Franzosen um so deutlicher zeigten, daß man mit ganz anderer Entschlossenheit vorgehen müsse. Frankreich hat demgemäß das Vierfache der deutschen Opfer gebracht; die notwendige Folge war, daß der Löwenanteil des Hinterlandes unserem Nachbar zufiel, als man sich in Berlin aus Höflichkeit zu einer für uns sehr vorzeitigen Teilung bereit fand. Diese Entwicklung ist von der unabhängigen nationalen Presse in Deutschland schon jahrelang vorhergesagt worden, man hat protestiert gegen jene „kostenlose" Hinterlandpolitik Deutschlands, die sich immer wieder nach den Einnahmen der Küstenverwaltung, niemals aber nach den realen Erfordernissen richtete. Man wollte aber in Hamburg keine Politik im großen Stile, man wollte kein Gouvernement, das notwendig ähnliche Mittel und gleiches Interesse für die Binnengebiete aufwenden würde, wie z. B. das ostafrikanische. Wohl ist den Hamburgern der Ruhm geblieben, in Kamerun schon mehrere Jahre ohne Reichszuschuß

„gewirtschaftet" zu haben, endlich aber hat sich gezeigt, daß diese „Wirtschaft" nicht nur politisch Fiasko gemacht hat, sondern daß auch empörende Mißstände in der Küstenverwaltung sich entwickelt haben. Die Engländer mit ihrem durch Jahrhunderte geschärften politischen Instinkt verfahren anders. Unter „stürmischem Beifall" ist soeben im Londoner Parlament die Annexion von Uganda verkündet worden, obschon Uganda auf Jahre hinaus große Kosten machen wird.

Ob sich nun die Folgen des Regierungssystems bald oder erst in Jahren zeigen werden, ist schwer zu sagen. Augenblicklich lenkt ein Ereignis die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, das möglicherweise unsere neu „begrenzten" Hinterlandinteressen nahe berühren wird. Von Dar-Runga, also dem Südosten von Bagirmi aus, hat sich ein früherer Sklave an der Spitze großer Heerhaufen Bagirmis bemächtigt und soll nach der Einnahme von Massenja weiter nach Westen vorgedrungen sein. Sogar vor einem Angriff auf Bornu, also britisches Protektorat, habe Rabah, so nennen ihn die Nachrichten, nicht zurückgeschreckt; sein neuester Erfolg soll die Einnahme von Kuka, der alten Hauptstadt Bornus, von der schon Barth und Nachtigal prächtige Schilderungen entwerfen, sein. Die großen Zahlenangaben, z. B. 30000 Mann auf seiten Rabahs, sind zwar unzuverlässig, wie alle afrikanischen Zahlen, aber auch die Uechtritzschen Telegramme lassen auf einen thatsächlichen Hintergrund jener Nachrichten schließen, da Uechtritz selbst durch diese große Bewegung am Tschadsee an weiterem Vordringen gehindert worden ist. Jedenfalls darf man, wenn sich die Einnahme von Kuka bestätigt, auf das Schauspiel gespannt sein, daß sich die britische Royal Niger Compagnie zu „diplomatischen" Verhandlungen mit dem unternehmenden Emporkömmling verstehen, oder ihm mit Waffengewalt entgegentreten wird. Nicht wahrscheinlich, aber auch nicht unmöglich ist ein Abschwenken Rabahs nach Süden, also in die deutsche Interessensphäre. So lange er sich dort auf Gebiete beschränkt, die nicht unter unserem thatsächlichen Einfluß stehen, könnte uns sein Erscheinen ziemlich kalt lassen; sollte er sich z. B. in Karnak Logone oder am oberen Benuë niederlassen, so wird erst in einigen Jahren die deutsche Regierung mit ihm zu verhandeln haben. Jedenfalls aber zeigt das Auftauchen dieses neuen Usurpators, wie nötig eine gewisse militärische Organisation unseres weiteren Schutzgebietes ist. So wie die Sache jetzt liegt, würde es vielleicht genügen, Rabah auf die wohlhabende und gut angebaute Kamerunküste aufmerksam zu machen, um seine augenscheinlich ziemlich weitschweifenden Wünsche auf dieses Ziel zu lenken; wenigstens ist es nach unseren bisherigen „Erfolgen" in Kamerun nicht ausgemacht, daß der Respekt vor der deutschen Flagge einen fanatisierten Mohammedaner, der schon einige Staatengebilde über den Haufen geworfen hat, zurückhalten würde, zur Küste zu ziehen. Unsere bisherige militärische Macht an der Kamerunküste aber würde, darüber kann kein Zweifel sein, einem solchen Angriff ohnmächtig gegenüberstehen. Während z. B. in Deutsch-Ostafrika eine Mobilisierung von vielen Tausend irregulären Hülfsmannschaften gegen einen von außen auftretenden Gegner keineswegs unausführbar wäre, würden in Kamerun kaum zweitausend Mann zusammenzutrommeln sein. Dieser Zustand ist jedenfalls auf die Dauer unhaltbar. Es ist gleichgültig, ob man sich den Fall eines Krieges mit Frankreich vergegenwärtigt und in Betracht zieht, daß Kamerun dann einen Angriff zu Wasser und von zwei Landseiten zu erwarten hätte, oder ob man die Möglichkeit einer spontanen Invasion nach Westen vordringender Eingeborener ins Auge faßt — immer kommt man zu dem Resultat, daß die Sicherheit der Kolonie neuer und umfassender Maßregeln bedarf. Es muß ernstlich versucht werden, die der Küste nächstliegenden größeren Sultanate, die jetzt schon eine gewisse militärische Organisation zeigen, unter den Einfluß des Gouvernements zu bringen; den Wert von Pufferstaaten würden sie auch dann schon haben, wenn eine durchgeführte militärische Organisation noch nicht gelungen wäre.

Uebrigens möchten wir auch diese Erwägung nicht ohne die oft wiederholte Forderung eines System- und Personalwechsels in Kamerun schließen. Daß Zimmerer

weder ein Mann von militärischen Eigenschaften ist, noch organisatorisches Talent besitzt, steht fest. Entweder müssen also die militärischen Funktionen in die Hand eines tüchtigen, vom Gouverneur unabhängigen Offiziers gelegt werden, oder man müßte an die Spitze der Kolonie endlich eine Persönlichkeit stellen, die politische und organisatorische Anlagen besitzt und auch den dortigen Kolonialoffizieren ein autoritativer Vorgesetzter sein kann. Möchte man sich doch endlich zu einem Versuch entschließen, der in kolonialen Kreisen schon oft diskutiert ist, nämlich den Reichskommissar Dr. Peters an die Spitze zu stellen, da man, wie es scheint, an dem Verwaltungstalente Wißmanns gewisse Zweifel hegt. Soll denn nicht endlich Kamerun aufhören, eine politische Null in Westafrika zu sein? Zehn Jahre werden es im kommenden Juli, daß Kamerun deutsch geworden. Es ist kein Ruhmes-Jubiläum, das wir demnächst begehen.

Aus Ostafrika kamen beunruhigende Gerüchte über einen von dem berüchtigten Bana Heri angezettelten Aufstand. Nähere Nachrichten lassen aber die Vorfälle als unbedeutend erscheinen. Zwar liegt in dem Umstand, daß der alte, als äußerst gerieben und hartnäckig vom Küstenaufstand her bekannte Araber nicht gefangen ist, die Gefahr, daß er bald an anderer Stelle auftauchen und neue Zettelungen versuchen wird. Indessen ist die Rückkehr des Gouverneurs von seinem Zuge nach dem Nyassa einem Aufstand so ungünstig wie möglich. Wiederholte Siege über die Mafiti sind so ziemlich das beste Mittel, um das Ansehen der deutschen Militärmacht bei den Arabern und Eingeborenen zu stärken. Nachdem Meli unterworfen und der Eindruck der Zelewsky-Affaire ausgelöscht ist, dürften wohl im Küstengebiete die Zweifel daran schwinden, daß die Periode der Niederlagen zu Ende ist. Wohl hat dies Resultat Millionen und manches blühende Menschenleben gekostet; aber man vergleiche das Bild mit Kamerun! Auch in Ostafrika haben wir jetzt deutsche Unternehmungen, die sich rentieren. Hatte man es für unmöglich gehalten, die Konkurrenz der Araber und Inder im Handel zu überwinden, so zeigen die Faktoreien der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und kleinerer Unternehmungen, wie Perrot u. Co. in Tanga, daß das „Unmögliche" dennoch für deutsche Zähigkeit und deutschen Fleiß möglich ist. Es können noch Jahre vergehen, bis die Kolonie ihre finanzielle Unabhängigkeit vom Reich sich errungen haben wird, aber daß diese Thatsache eintreten wird, beweisen heute unzählige Privatbriefe und Aussagen von Besuchern dieses Schutzgebietes aus der letzten Zeit. Wohl klingt es bisweilen etwas scherzhaft, wenn junge Beamte und Offiziere oder Kaufleute, die außer Deutschland nur Ostafrika kennen, sich in Briefen begeistert über die dortigen wirtschaftlichen Erfolge und Aussichten äußern; aber ist der Zug von Selbstbewußtsein und Hoffnungsfreudigkeit, der das Leben unserer Landsleute in Deutsch-Ostafrika beherrscht, nicht ein charakteristisches Symptom für die Zukunft dieses Schutzgebietes gegenüber der mühsam unterdrückten Unzufriedenheit, die nun schon jahrelang bezeichnend für die Stimmung in Kamerun ist?

Aus Südwestafrika sind wieder einige Siege über Hendrik Witbooy gemeldet. Noch weiß man nicht, ob diese in einem beschleunigten Vorgehen des Majors von François, im Eingreifen des Majors Leutwein oder auch zum Teil in der Abberufung des Lieutenants von François ihren Grund haben. Hoffentlich haben sie mehr „Folgen", als die bisherigen Siege.

Zum Schluß eine Frage an die Baseler Mission: Der vom Pastor Schall erzogene Neger, der kürzlich als Unteroffizier in die Schutztruppe in Kamerun eingetreten ist, beschwert sich in einem Briefe an Pastor Schall, daß er an der Küste keine evangelische Gemeinde und keine Kirche vorfinde, er fragt, ob er zu den Katholiken gehen solle! In dem Bergdorf Buëa sollte eine Gesundheitsstation von der Baseler Mission angelegt werden, um den Weißen von Kamerun Erholung zu bieten. Jetzt hat nach dem neuesten Kolonialblatt Peter Vieter von den katholischen Pallotinern in Buëa einen Platz für eine Sanitätsstation erworben. Wie steht es mit der Baseler Mission in Kamerun?

Digitized by Google

Wirtschaftspolitik.

Die Notlage der Landwirtschaft hat im verflossenen Monat eine größere Anzahl agrarischer Abgeordneter veranlaßt, einen Antrag im Reichstage einzubringen, nach welchem das Reich für das importierte Getreide einen Minimal-Verkaufspreis auf dem deutschen Markte festzustellen habe. Der Zweck des Antrages ist: Hebung der Inlandspreise auf eine die Produktionskosten deckende und einen mäßigen Unternehmergewinn gewährende Höhe. Die Mehrzahl der Unterzeichner des „Antrages Kanitz" hat wohl die von dem Urheber des Antrags berechneten Minimalpreise nicht als die Hauptsache, von der sich nichts abhandeln ließe, betrachtet; über die Festsetzung der Preise läßt sich streiten, sobald man über das Prinzip einig ist. Und über das Prinzip sollten sich konservative Politiker leicht verständigen können. Daß dies bisher nicht geschehen ist, daran ist wohl die mehr taktische als wirtschaftliche Begründung des Antrages im Parlamente schuld. Unter den konservativen Parlamentariern sind kaum zwei, die von der Regierung des Grafen Caprivi irgend ein wirksames Eingreifen zu Gunsten der Landwirtschaft erwarten und daher von einem „gemäßigten" Vorgehen sich noch Erfolge versprechen. Die konservative Reichstagsfraktion ist vielmehr fast einstimmig der Ansicht, daß jetzt gegenüber der rücksichtslosen Geltendmachung der Interessen von Handel und Industrie ein ebenso rücksichtsloses Betonen der agrarischen Interessen angezeigt ist. Da mit diesen letzteren die Interessen des Kleinhandels und des Kleingewerbes in den größeren und kleineren Landstädten aufs engste verknüpft sind, so schließen sich dem Vorgehen der Konservativen auch die deutsch-socialen Abgeordneten an, die nach ihrem Programm vorzugsweise die Interessen des gewerblichen Mittelstandes zu vertreten versprochen haben. Ob diese Taktik richtig ist, haben wir an dieser Stelle nicht zu untersuchen. Sie soll hier nur erklären, warum in Parlament und Presse gerade die taktische Bedeutung des Antrags Kanitz in den Vordergrund tritt. Seine wirtschaftliche Bedeutung hielt man für einleuchtend genug, um sich eine ausführliche Kommentierung sparen zu können. Das war, wie die Erfahrung zeigt, nicht ganz richtig. Denn selbst in der konservativen Presse hat sich der Antrag Kanitz viele Mißdeutungen gefallen lassen müssen, die man nicht immer auf Voreingenommenheit, sondern auf einen Mangel an Verständnis zurückführen muß. Nach unserer Ansicht ist der Antrag Kanitz bisher der beste Vorschlag zur Ersetzung der fast wirkungslos gewordenen Schutzzölle, wenn er auch noch nicht das Ideal selbst ist.

Man hat ihm vorgeworfen, daß er alle Konsumenten zu Gunsten der Produzenten besteuere. Das thut jeder Schutzzoll. Der Antrag Kanitz hat den Vorzug vor den schwankenden und stets ungenügend wirkenden Schutzzöllen, daß er mit einem einmaligen Gewaltstreich die Landwirtschaft in den Stand setzt, alles verfügbare Ackerland mit Getreide zu bestellen, zahlreiche Arbeiter zu beschäftigen, Meliorationen vorzunehmen, Maschinen zur rationelleren Kultur anzuschaffen, damit die Produktionskosten herabzusetzen und schließlich, vielleicht schon in ganz kurzer Zeit, den Inlandspreis des Getreides dauernd zu ermäßigen, ohne die Bodenrente herabzudrücken. Daß er einmal eine Ueberproduktion an Getreide in Deutschland zur Folge haben würde, daran ist bei der wachsenden Bevölkerungsziffer, bei der zu erwartenden Verminderung der Auswanderung und bei der Begrenztheit des Areals nicht zu denken.

Mit Recht macht man der deutschen Landwirtschaft den Vorwurf, daß sie nach veraltetem System wirtschafte, in der Anwendung von zweckmäßigen Maschinen, in der Düngerwirtschaft, in Ent- und Bewässerung nicht genügend fortschreite mit der Entwicklung der Theorie und mit den praktischen Erfahrungen der außereuropäischen Landwirtschaft. Der Grund hierfür liegt aber einzig in der mangelnden Rentabilität aller dieser Verbesserungen, nicht, wie die freisinnigen Politiker vorgeben, in einem intellektuellen Mangel der deutschen Landwirte. Bei einem Durchschnittspreise, wie ihn Graf Kanitz berechnet, oder wie ihn andere vielleicht zutreffender berechnen mögen, werden die

Landwirte, die im Besitz eines kulturfähigen Bodens sind, keinen Augenblick zögern, sich alle jene „technischen Errungenschaften" zu nutze zu machen. An Kredit hierfür wird es ihnen dann auch nicht fehlen. Mit dieser Verbesserung des Betriebes geht — normale Ernten vorausgesetzt — eine allmähliche Steigerung des Ertrages, also eine Verteilung der Produktionskosten auf ein größeres Erntequantum, Hand in Hand. Sobald wir die uns bisher fehlenden 12 Prozent des deutschen Getreidebedarfs selbst hervorbringen, wird der Preis sich diesen verminderten Produktionskosten anpassen und doch noch einen angemessenen Gewinn für den Produzenten gewähren. Ein weiteres Anwachsen der Getreideproduktion in Deutschland ist nur im Verhältnis zum Anwachsen der Bevölkerung möglich, da die billigere Konkurrenz des Auslandes uns den Export von Getreide in unabsehbare Zukunft unmöglich macht.

Diese Wirkung des Kanitzschen Vorschlags auf die Landwirtschaft ist unanfechtbar. Wie würden nun die anderen volkswirtschaftlichen Wirkungen sein? Man hat gesagt, er würde das Brot so verteuern, daß unsere Industrie-Arbeiter höhere Löhne haben müßten, und daß infolgedessen unsere Exportfähigkeit abnehmen würde. Diese Annahme ist hinfällig, wenn in dem Gesetze wirklich rationelle Mindestpreise für fremdes Getreide festgesetzt werden. Wir sind nicht im stande, die Zahlen des Kanitzschen Antrages zu prüfen; sie wollen einen Durchschnittspreis angeben, bei dem die Landwirtschaft überall in Deutschland bestehen kann. Thun sie das nicht, so lassen sich richtigere Zahlen finden und an ihre Stelle setzen. Und diesen richtigen Durchschnittspreisen wird man nicht vorwerfen können, daß sie die deutsche Industrie bedrücken. Allerdings ist kaum anzunehmen, daß ohne ein energisches Eingreifen des Staates die Getreidepreise in Deutschland jemals wieder die Durchschnittshöhe des vorigen Jahrzehnts erreichen würden, da die südamerikanische Konkurrenz trotz des bestehenden und selbst trotz eines doppelten und dreifachen Zolles zu den heutigen und noch billigeren Preisen mit Nutzen nach Deutschland exportieren kann, und da die Weizenproduktion der La Plata-Staaten sich erst in den Anfangsstadien der Entwicklung befindet. Insofern kann also freilich von einer künftigen „Brotverteuerung" durch den Antrag Kanitz gesprochen werden. Aber dagegen müssen wir auch mit allem Nachdruck geltend machen, daß die Produktivstände eines Staates auf einander angewiesen sind und für einander einstehen müssen, wenn nicht der Staat seine Existenz aufs Spiel setzen will. Es hieße Deutschland selbst preisgeben, wollte man seine landwirtschaftliche Urproduktion preisgeben. Es handelt sich für diese nicht mehr um eine vorübergehende Krisis. Wäre das der Fall, so ließe sich zur Not die Haltung der Liberalen verstehen, die in dem gegenwärtigen Kampfe nur ein Uebergangsstadium erblicken, nach welchem der Grundbesitz sich zwar in anderen Händen befinden, aber infolge Sinkens der Bodenpreise wieder rentabel sein würde. Wäre es so, handelte es sich nur um Sein oder Nichtsein des grundbesitzenden Adels und konservativen Bauernstandes, dann wäre wenigstens System in dem Widerstande der Liberalen und Juden gegen die agrarischen Vorschläge. In Wahrheit aber werden auch die Hypothekengläubiger unserer Landwirte (die großen Hypotheken-Aktienbanken und Kapitalisten), wenn ihre Schuldner ihnen das Pfandobjekt ausliefern müssen, in einigen Jahren keine Rente mehr aus ihren Gütern schlagen können. Es ist also eine sehr kurzsichtige Politik, die den Schutz der landwirtschaftlichen Produktion verweigert, nur weil die Produzenten augenblicklich politische Gegner sind.

Wir brauchen nicht noch einmal darauf hinzuweisen, daß die wiederkehrende Konsumkraft der zwanzig Millionen von der Landwirtschaft lebenden Deutschen sehr wohl die Industrie schadlos halten könnte für einen etwaigen vorübergehenden Ausfall im Export. Das ist oft genug dargethan worden. Graf Caprivi ist freilich, gestützt auf die Gutachten lieberaler Geheimräte, der Ansicht, daß die deutsche Volkswirtschaft ohne stetige Zunahme unseres Ausfuhrhandels nicht bestehen könne, und daß wir deshalb nichts thun dürfen, was die getreideexportierenden Staaten zu Restriktionen herausfordern könnte. Hierin liegt sein prinzipieller Gegensatz zum Konservatismus. Der

Digitized by Google

deutsche Konservative sieht das Heil Deutschlands nicht in einer Bereicherung durch den Welthandel unter Verzicht auf die volle politische und wirtschaftliche Selbständigkeit. Wir wollen lieber ein mäßig wohlhabendes, wenn es sein muß ein armes Deutschland sein, in dem ein Stand für den anderen eintritt und dessen Einheit seine Stärke ist, als ein reiches Deutschland, in dem der Bauernstand der Industrie geopfert wird, und dessen Ernährung und Handelsgewinn von dem guten Willen der anderen Staaten abhängt. Das Reichwerdenwollen macht die Staaten wie die Einzelnen zu Knechten. — Wohin wird der von Caprivi betretene Weg führen? Schon jetzt müssen wir den zehnten Teil unseres Getreides vom Auslande beziehen. Binnen kurzem wird die Hälfte unserer für den Verkauf produzierenden Gutsbesitzer abtreten und ihre Nachfolger werden auch den Körnerbau einschränken müssen. Wenn wir dann in normalen Jahren die Hälfte oder ein Drittel unseres Getreidebedarfs vom Auslande beziehen müssen und es bricht ein Krieg aus, in dem wir noch dazu die meisten arbeitsfähigen Männer dem Ackerbau entziehen — wovon sollen wir uns ernähren? Der Hunger wird uns zwingen, jeden Frieden anzunehmen, wenn wir nicht gleich im ersten Anlauf den Feind vernichten.

Die politische und wirtschaftliche Notwendigkeit einer dauernden Abwehr der überhandnehmenden Getreide-Einfuhr wird von allen Konservativen anerkannt. Um so mehr befremdet es, daß der „Reichsbote" in denkbar schroffster Form gegen den Antrag Kanitz Stellung nimmt. Er eignet sich alle die schwachen Argumente der liberalen und der offiziösen Presse an, nennt den Antrag „überspannt" und dergl. Eine Erklärung dieser sachlich ganz unmotivierten Opposition können wir in seinen Artikeln nicht finden, um so weniger, als er selbst einen Vorschlag macht, der noch viel gewaltsamer in den Handelsverkehr eingreift, als der Antrag Kanitz. Der „Reichsbote" will, daß die Reichsbehörden alljährlich feststellen, wie groß der Bedarf Deutschlands an fremdem Getreide ist. Dieses Quantum sollen die heute bestehenden Importfirmen herbeischaffen dürfen, mehr aber nicht. Angenommen, dies wäre durchführbar, was es nicht ist, so wäre ein Ausgleich zwischen Vorrat und Bedarf geschaffen, und die Preise würden in Deutschland (vorausgesetzt daß die Spekulation nicht eingreift) alsdann die Höhe einnehmen, bei der der Produzent bestehen kann, d. h. die vom Grafen Kanitz unter Vorbehalt des Irrtums ausgerechnete. Diese Wirkung erwartet auch der „Reichsbote" von seinem Vorschlage, und es ist also beim besten Willen nicht einzusehen, wodurch der Antrag Kanitz seinen Zorn erregt hat. Der „Reichsbote" vergißt aber folgendes: Wenn Vorrat und Bedarf sich die Wage halten, bildet sich allerdings ein Preis, der die Produktionskosten deckt und einen Unternehmergewinn abwirft, aber es ist unter solchen Verhältnissen ein Leichtes für den Handel, einen Bruchteil des Vorrats einzusperren und dadurch die Preise zum eigenen Vorteil in die Höhe zu treiben, und den Importeuren wird durch den Reichsboten-Vorschlag das Zünglein an der Wage geradezu in die Hand gedrückt. Wer kann sie zwingen, ihre ausländische Ware zu verkaufen, bevor die deutsche Ernte aufgezehrt ist? Oder wenn dies möglich wäre, wer kann sie zwingen, ihr durch den Verkauf des Importgetreides freigewordenes Kapital alsdann in deutschem Getreide „anzulegen"? Die Importeure haben in allen Fällen die Preisbildung in der Gewalt, und da sie sämtlich Juden sind, würde also ganz Deutschland den Juden tributpflichtig. Will das der „Reichsbote" wirklich? — Aber von dem allem abgesehen: selbst wenn die Getreidejuden anständig sind und keinen Kornwucher treiben, so liefert ihnen der Reichsboten-Vorschlag doch die ganze Differenz zwischen dem höheren Inlandspreise (der voraussichtlich ohne alle Kunstgriffe die Ziffern des Antrages Kanitz erreichen oder gar übersteigen würde) und dem billigen Preise Argentiniens, Rußlands u. s. w. in die Tasche, schüfe *ihnen* also das Monopol, das der „Reichsbote" in dem Antrag Kanitz entdeckt zu haben glaubt. Der Antrag Kanitz will den Getreide-Importeuren nur den Preis des Weltmarkts (des „offenen Marktes") zuerkennen, nicht den des geschlossenen deutschen Marktes; die Differenz soll das Reich erhalten und zur Schuldentilgung verwenden. Der „Reichsbote" will die Differenz zwischen dem Preise am offenen Markt

und dem am geschlossenen Markt den Getreidejuden schenken. Alles rätselhaft! Und wenn der Vorschlag des „Reichsboten" wenigstens durchführbar wäre! Dann könnte man von ihm zum Antrag Kanitz wenigstens eine Brücke schlagen. Aber seine praktische Anwendung ist kaum diskutabel. Die Ermittlung des deutschen Ernte-Ertrages ist vor Januar-Februar nicht möglich. Alle Bemühungen der statistischen Büreaus haben eine frühere Feststellung nicht ermöglicht, und wie weit weichen meist die definitiven Ziffern von den provisorischen Herbstermittlungen ab! Und dabei handelt es sich doch bisher immer nur um schätzungsweise Angaben. Künftig würde auf jeder Tonne ein Steuerbeamter postiert werden müssen, um eine zu hohe Deklaration unmöglich zu machen, oder man müßte den Landwirten eine eidesstattliche Versicherung abverlangen, daß ihre Angaben der Wahrheit entsprechen. Und dann ist der Konsum überhaupt nicht abzuschätzen. Steigen die Preise, so wird weniger Brot gegessen, faulen die Kartoffeln vorzeitig, so wird mehr Brot gebraucht, tritt eine günstige Spiritus-Konjunktur ein oder mißrät die Futterernte, wird die Vieheinfuhr oder die Viehausfuhr der Epidemien wegen gehindert, immer hat man es mit unbekannten Größen zu thun, die auf den Jahresverbrauch in Getreide einwirken. Welche Behörde könnte also die Verantwortung übernehmen, das Einfuhrquantum zu bestimmen? Und nach welchen Grundsätzen soll dies dann an die Getreidejuden vergeben werden? Wie soll die Kontrolle an den Grenzen des Reiches ausgeübt werden? In welche Abhängigkeit geraten die Schiffer und Rheder, die Müller u. s. w. von dem halben Dutzend Getreidejuden, die natürlich sofort gemeinschaftliche Sache machen werden, da sie ja nicht mehr Konkurrenten sind! Wer wird sich im Inlande noch mit Getreidehandel befassen, da die Monopolfirmen die Preisbildung ganz unbedingt beherrschen! Rätsel über Rätsel! Wir hoffen, der „Reichsbote" beteiligt sich an der Verbesserung des Antrages Kanitz und läßt seinen eigenen Vorschlag klanglos in der Versenkung verschwinden. Der Antrag Kanitz wird zum Schiboleth werden, daran ist nicht mehr zu zweifeln, und wenn der erste Schrecken überwunden ist, werden alle wahren Freunde der deutschen Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit für seinen Grundgedanken, „die Festsetzung eines Minimalpreises für fremdes Getreide", eintreten. Wenn es gelingen sollte, Vorrat und Bedarf so zu kontrollieren, daß sich auf Grund dieser Verhältniszahlen eine gleitende Skala für den Verkaufspreis fremden Getreides festlegen ließe, so wäre ein Ausgleich zwischen dem „Reichsboten" und dem Grafen Kanitz möglich. Daran glauben wir aber nicht.

Die höhnende Zurückweisung des Antrages Kanitz durch die Vertreter der Industrie und der Kohlen- und Eisen-Ringe läßt den Konservativen keine andere Möglichkeit offen, als daß sie nun zunächst auf eine Ermäßigung der Industrie-Zölle dringen. Der Landwirtschaft wird der nötige Schutz versagt. So kann man von ihr auch nicht verlangen, daß sie zu Gunsten der mit hohem Gewinn arbeitenden Industrie den Zoll auf Eisen, Werkzeuge, Maschinen und Textilwaren trägt; selbst der Zoll auf Kolonialwaren, obwohl nur Finanzzoll, ist anfechtbar, seit der Reichstag den Getreidezoll leichten Herzens ermäßigt hat.

Außer dem Kampf um die agrarischen Forderungen hat der verflossene Monat wenig wirtschaftspolitische Ereignisse gebracht. Die unbedeutende Erhöhung der Börsensteuer ist mit großer Mehrheit angenommen worden. Das war zu erwarten. Die Börse hat inzwischen ihre Begeisterung für den russischen Handelsvertrag in übertriebenen Kurssteigerungen der Industriepapiere zum Ausdruck gebracht. Inzwischen ist der Zauber aber verblaßt. Das „Publikum" wendet sich mehr den heimischen Staatsfonds zu, als den gefährlichen fremden Anleihen und Dividendenpapieren. Letztere sind augenblicklich wieder einmal kaum verkäuflich, und da der Verkaufs-Andrang auch sehr gering ist, so darf man wohl annehmen, daß die Gelegenheitsspekulanten sich meist rechtzeitig zurückgezogen haben. Die serbischen Finanzen enthüllen sich allmählich in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit. Das Beispiel Griechenlands läßt den neuen Finanzminister sich mit seinem schönsten Stolz gegen jede Bevormundung seitens des Gläubiger-Ausschusses

waffnen. Da aber dieser von den Banken geleitet wird, die in der einen Hand neue Millionen-Vorschüsse, in der anderen ihre Kontroll-Bedingungen bieten, so wird er schließlich doch wohl beides annehmen, mit der reservatio mentalis, gelegentlich doch die fremden Kontrolleure zum Lande hinauszujagen. Man lasse sich von dem zu erwartenden serbischen „Finanz-Abkommen" also nicht täuschen.

Berlin, 21. April 1894. Dr. Th. Müller-Fürer.

Kirche.

Wir werfen unsere Blicke heute auf die Socialdemokratie, um ihr Verhältnis zur Kirche und den die Kirche berührenden Fragen an einigen Ereignissen und Zuständen der Gegenwart zu erkennen. Es wird ja die Frage vielfach behandelt, ob nicht ein Christ auch könne Socialdemokrat sein. Daß ein „anständiger Mensch" sich zu dieser Partei rechnen könne, wird neuerdings mehrfach mit Entschiedenheit betont. Aufsehen erregte in dieser Beziehung die Aeußerung des Universitätsprofessors Natorp in Marburg, der sich darüber ausgelassen hatte, wie sich ein Student zur Socialdemokratie zu stellen habe, wobei er in der objektiven Prüfung etwas sehr weit gegangen war. Zur Entschuldigung hat er nachher eine Erklärung erlassen, daß er nur die Absicht gehabt habe, den Gedankengang verständlich zu machen, durch den „geistig hochstehende Männer" heute zur Socialdemokratie geführt werden, oder wenigstens zu der Frage, unter welchen Umständen sich man derselben wohl anschließen könne. Er verteidigt sich über diese Absicht, da er nicht verpflichtet sei, Stützen unserer heutigen Gesellschaftsordnung heranzuziehen. An sich ist dieses letztere ganz richtig. Wenn er aber hinzusetzt: auch keine „Stützen unseres heutigen Staates", so liegt hier eine bedauerliche Verwirrung der Begriffe zu Grunde, die sich unser heutiger Staat schwerlich wird gefallen lassen können.

Thatsache ist, daß die Beschäftigung mit den Problemen der Socialdemokratie in den akademisch gebildeten Kreisen eine viel „objektivere" geworden ist. Und es ist auch begreiflich, daß gerade bei manchen jungen Theologen die Gefahr, für jene Ideen gewonnen zu werden, vorhanden ist. Ich denke zwar nicht im entferntesten daran, einen Mann wie Herrn von Wächter als Typus unserer jungen Theologen hinzustellen. Doch aber ist gar nicht zu leugnen, daß in den socialistischen Ideen, wie sie auch von der Socialdemokratie vertreten werden, ein Kern steckt, der seinen christlichen Ursprung nicht verleugnen kann, trotz der antichristlichen Umhüllung und dem antichristlichen Geist, von dem jene Ideen getragen werden. Und es muß sich der Theologe und der Christ in der Gegenwart die scharfe Scheidelinie, die ihn von der Art und Weise, wie auf jener Seite christlich-humanistische Gedanken vertreten und verzerrt werden, trennt, klar zum Bewußtsein bringen.

Natürlich wären alle solche Erwägungen überhaupt nicht nötig und nicht möglich, wenn die Socialdemokratie lediglich nach wüsten Volksversammlungen zu beurteilen wäre, die vielen Zeitungslesern als Quelle ihrer Anschauungen über diese Richtung dienen. Ich kann nur immer wieder betonen, daß die sittlichen Anschauungen der socialdemokratischen Partei im ganzen höher stehen, als die des freisinnigen Liberalismus. Letzterer ist eben grundsätzlich die Partei der individualistischen Auflösung nach dem Prinzip des Egoismus und des Kampfes um das Dasein; der Socialismus ist eine wirkliche Ordnungspartei, nur daß er eine utopistische Ordnung anstrebt. Bezeichnend ist, daß die socialdemokratischen Organe sich ganz frei halten von dem sittlichen Schmutz im Inseratenteil, der es unmöglich macht, nicht „freisinnigen" Damen ein freisinniges Blatt in die Hand zu geben. Vor einigen Wochen erst wieder hat ein socialdemokratisches Organ für Schlesien und Posen einen Aufsatz über die „Hefe der Gesellschaft" gebracht, der die Gemeinheiten aus den Inseratenteilen der „bürgerlichen Presse" mit Recht gehörig geißelte. Das ist ja freilich richtig, daß die Partei, wie sie gegenwärtig ist, keine

Versöhnung mit der Kirche zuläßt. Wächter hat es erfahren und erfährt es noch fortgehend, daß er ohne Kenntnis der tieferen geschichtlichen Prinzipien an die Sache herangetreten ist, als er glaubte oder sagte: er wolle ein guter Christ bleiben und doch socialdemokratischer Agitator werden. Er hat ja auch letzthin schon abgelehnt, noch über Religion in socialdemokratischen Versammlungen zu sprechen, weil er damit kein Glück macht. Bedauerlich ist es aber, wenn die Berührungen mit den Socialdemokraten auf Volksversammlungen dazu benutzt werden, um sie durch Abschwächungen des Christentums für das letztere zu gewinnen. So wenn auf einer Wächter-Versammlung in Frankfurt a. M. im Winter ein Geistlicher sich gegen die „Dogmen" aussprach, von der sittlichen Zugkraft des Christentums redete u. dgl. m., daß auch Naumann bei derselben Gelegenheit äußerte, des Gemeinsamen sei zwischen ihm und Wächter mehr als des Trennenden, bedauere ich; sowohl wenn die Thatsache falsch ist, daß es ausgesprochen wird, als auch — und zwar dann noch mehr — wenn die Thatsache richtig wäre.

Es ist mit aller Entschiedenheit den Versuchen der jüngeren Ritschlianer entgegenzutreten, die sich auf socialem Gebiet so rüstig bewegen, aber einen christlichen Socialismus bringen, der sich von dem Boden der gesunden Lehre entfernt und darum zu „enthusiastischen" Anschauungen und Forderungen führt. Wir müssen hier und da Aeußerungen aus diesen Kreisen lesen (in der „Christl. Welt" — den „Mitteilungen des Ev. socialen Kongresses" — in einigen Heften der „Evang.-socialen Zeitfragen"), die, so christlich sie klingen und so gut sie gemeint sind, grundsätzlich sich nicht scheiden von dem Geiste der Schwärmer der Reformationszeit, gegen die Luther so gewaltige Geisteskämpfe zu führen hatte. Ich kann hier nur im Vorübergehen auf diese Zeichen der Zeit aufmerksam machen und darf die Leser der Allg. kons. Monatsschrift vielleicht schon jetzt auf den bereits im Druck befindlichen 2. Teil meiner „Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage" verweisen, in dem nach dieser Seite sehr ernste Auseinandersetzungen zu vollziehen waren.

Um zu den Socialdemokraten zurückzukehren, so sei noch bemerkt, daß in Genf ein internationaler socialistischer Studentenkongreß stattgefunden hat, an dem sich von Deutschland auch Studenten aus Berlin, Freiburg, Marburg, Kiel und Münster beteiligt haben. Die Namen der letzteren sind mir nicht bekannt geworden; es wäre interessant, zu wissen, ob nicht die meisten von ihnen Vornamen wie Isidor oder Veitel geführt haben. Bei den socialistischen und antisocialistischen Studentenversammlungen im Februar in Berlin stellte es sich wenigstens deutlich heraus, daß ohne die jüdischen Studenten von einem eigentlichen Anhang jener Partei in der akademischen Jugend überhaupt nicht gesprochen werden könnte.

Und dies bleibt ja das Verhängnis der Partei, daß sie von Juden (Lassalle — Marx) gegründet ist und von Juden geleitet wird. Wenn es gelänge, die deutsche Arbeiterschaft aus den Händen dieser Verführer zu bringen, so würde aus ihnen eine socialistische Partei hervorgehen können, die ein sehr gesundes Element in unserem politischen Leben bilden würde. Das Wichtigste dafür müßte sein, daß wir eine große Zahl von Christen gewinnen, aus Geistlichen und Laien, die mit wirklicher Sachkenntnis der in Frage stehenden Gebiete ausgerüstet sind, die nicht nur ein Herz haben für das Volk, sondern auch eine klare Anschauung von der christlichen Lehre betreffs der menschlichen Gesellschaft und aller ihrer einzelnen Faktoren. Freilich gehört weiter dazu, daß besonders von den Geistlichen diese Fragen ebenso mutig wie taktvoll behandelt werden. Dem greulichsten Unverstande wird man da oft entgegenzutreten haben — etwa wie es einem hannoverschen Geistlichen passierte, der wegen socialdemokratischer Umtriebe verklagt wurde, weil er am 5. Sonntag nach Trinitatis über die Epistel gepredigt und dabei die „Brüderlichkeit" ausgelegt hatte. Einige Fabrikherren fühlten sich dadurch verletzt. Man giebt ja deshalb auch die Regel: Die socialen Fragen gehören überhaupt nicht auf die Kanzel, weil immer die Einzelnen oder die Klassen sich persönlich getroffen und verletzt fühlen würden. Gewiß muß der Prediger eine solche Wirkung so viel als

möglich vermeiden und deshalb, was er einzelnen seiner Gemeindeglieder zu sagen hat, ihnen auch unter vier Augen freundlich vorhalten können. Aber wenn man aus jenem Grunde sociale Fragen nicht auf die Kanzel bringen dürfte, dann könnte man auch niemals über Empfindlichkeit, Versöhnlichkeit, Geldliebe und Entzweiung bei Erbteilungen, niemals über Erziehung, Putzsucht u. dgl. predigen, denn ein Pastor, besonders auf dem Lande, weiß in seiner Gemeinde so Bescheid, daß er es gar nicht umgehen kann, an bestimmte Persönlichkeiten und Verhältnisse dabei zu denken. Soll er aber deshalb nicht in einer allgemeinen aber verständlichen Weise solche Sünden strafen und die rechten Wege dafür weisen?

Welche Erfolge die Kirche auf socialem Gebiete erreichen kann, sieht man an England. Der letzte Kirchenkongreß in Birmingham giebt davon wieder Kunde. Er fand anfangs Oktober vorigen Jahres statt*) und es waren mehrere Nachmittagsvorträge und drei Abende der socialen Frage gewidmet. Zu diesem allgemeinen englischen Kirchentage hatte man ausdrücklich die Arbeiter eingeladen, von denen auch einige in den Ausschuß zur Feststellung der Vorträge eingetreten waren. Verschiedene Geistliche, auch hochstehende wie der Bischof Perrowne, haben sich dort mit ungemeiner Sachkenntnis und mit hinreißender Beredsamkeit über die Sache ausgesprochen. Ich hebe besonders den originellen Rev. Adderley hervor, den Redakteur einer Zeitschrift Good will, einen Führer der hochkirchlich gerichteten Christian social Union. Er versuchte auf dem Kongreß ganz besonders die Vorurteile zu bekämpfen, als ob die sociale Thätigkeit des Geistlichen nicht eine kirchliche Thätigkeit wäre. Er geißelte es, daß man es für kirchlich anständig hielt, wenn ein Geistlicher an arme Leute Suppen und Windeln austeilte, aber nicht, wenn er der Sache auf den Grund ginge und an Maßregeln sich beteiligte, die verhinderten, daß die Armut entstände oder so grelle Farben annähme, wie es der Fall ist. Er seinerseits fühle sich nicht weniger geistlich, wenn er eine Gewerkschaftsversammlung leite, als wenn er etwa präsidierte in einer Versammlung von Müttern. „Die Leute machen sich nicht klar, sagte er, was für ernste, sittliche Fragen mit allen socialen Fragen zusammenhängen; und sittliche Fragen in Angriff zu zu nehmen, kann doch nicht ungeistlich sein!“

In den letzten Wochen sind mehrere Angelegenheiten zur Sprache gekommen, welche das Verhältnis der evangelischen zur römischen Kirche betreffen. Eine Broschüre erregte Aufsehen, in welcher die Verwandten einer in Wörrishofen verstorbenen evangelischen Württembergerin deren Behandlung nicht eigentlich durch Pfarrer Kneipp selbst, wohl aber durch seine Umgebungen beschreiben, welche zu ihrem Uebertritt zur römischen Kirche führen. Kneipp hat in einer öffentlichen Erklärung die Verdächtigungen seiner sanitären Behandlung in befriedigender Weise zurückgewiesen, aber in geistlicher Beziehung zwar alle Verantwortlichkeit abgelehnt, doch aber indirekt die erhobenen Beschuldigungen gegen die in Wörrishofen betriebene Bekehrungsfabrik zugegeben. Daß ganz nebenher von einer Reihe in den dortigen Kuranstalten zum Katholizismus konvertierter Frauenzimmer geredet werden kann, ist doch eine Thatsache, die Beachtung verdient. — Etwas unglücklich für den evangelischen Part ist eine andere litterarische Fehde abgelaufen, die bereits an anderer Stelle in der Monatsschrift erwähnt ist; es ist die Polemik zwischen Beyschlag und den Trierer Katholiken bezüglich eines vor vierzig Jahren konvertierten Gefängnisinspektors, wo das Gedächtnis des evangelischen Professors ihm entschieden einige Streiche gespielt hat. Solche Unvorsichtigkeiten sind sehr schädlich für unsere ganze Abwehr römischer Uebergriffe. — Endlich gehört hierher noch die bereits in den Januar gehörende Differenz zwischen dem Bonner Rektor, dem evangelischen Theologen Camphausen und den katholischen Studentenverbindungen. Was der erstere gesagt hat, ist alles richtig, daß nämlich jene Verbindungen in erster Linie specifisch katholische Zwecke verfolgen, und daß sie gewiß vielfach den konfessionellen Frieden

*) Ich weise wiederholt auf die früher hier empfohlene englische Zeitschrift Social works hin.

stören. Aber es fragt sich, ob es richtig ist, alles zu sagen, auch wenn es wahr ist. Meistens sind solche Sachen, in welchen die Parteiauffassung mitspricht, nur halbwahr. Es sind doch auch katholische Studentenverbindungen bekannt, welche z. B. in sehr lobenswerter Weise mit evangelischen christlichen Verbindungen in allgemeinen studentischen Angelegenheiten gemeinsame Sache gemacht haben.

Sehr unangenehmes Aufsehen hat der Streit zwischen zwei Geistlichen in Magdeburg gehabt, der mit einer Bestrafung des einen, des Pastor Ballien, und der Begnadigung desselben durch Se. Majestät den Kaiser — endete. Letztere scheint hauptsächlich durch die Kriegervereine beantragt zu sein, in denen Pastor Ballien viel zu reden pflegte. Unangenehm ist die Sache deshalb, weil das vorher gesprochene Urteil gegen ihn veröffentlicht ist, in dem sein Verfahren in einer Weise charakterisiert wird, daß es tief bedauerlich ist, daß ein solcher Mann im geistlichen Amte bleiben darf. Die Deutsche evangelische Kirchenzeitung hat den Fall mehrfach behandelt und ihn nach der Seite der Forderung einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche verwertet. Doch wird er schwerlich damit in Verbindung gebracht werden können, da es sich hier um ein Begnadigungsrecht des Königs handelt, das ein ganz allgemeines bleiben muß.

Daß Professor Dernburg in einem zu Wien gehaltenen Vortrage sich gegen die obligatorische Civilehe ausgesprochen hat, ist eigentlich kaum eine kirchliche Frage zu nennen. Es war nur eine gewisse Genugthuung für die christlichen Politiker, ihre früheren Gründe gegen dies unpopuläre Institut von so unanfechtbarer Seite bestätigt zu sehen. — Im Landtage sind die Verhandlungen über die Fortbildungsschulen am Sonntage von den Christen im Lande mit Interesse verfolgt, die besonders dem Abgeordneten Kropatscheck für sein entschiedenes Eintreten für christliche Sonntagsfeier Dank wissen werden. Desgleichen werden die Verhandlungen über das Kirchengesetz im Abgeordnetenhause in kirchlichen Kreisen mit Interesse gelesen sein. Die Heuchelei der liberalen Gegner aber kann man auch eigentlich kein kirchliches Ereignis nennen. Wir hoffen bestimmt, daß das Gesetz nach seiner Annahme auch vollzogen werden wird.

Endlich sei erwähnt, daß neuerdings Nachrichten über den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein bekannt geworden sind, wonach seine Arbeit in Japan eher im Rückgang als im Fortgang befindlich erscheint. Es hat sich eine Polemik zwischen dem früher in seinen Diensten befindlichen Pastor Brinkmann im Evang.-kirchl. Anzeiger von Berlin und dem Leiter des Vereins, Prediger Dr. Arndt, entsponnen, aus der jedenfalls hervorgeht, daß eine Station hat aufgegeben werden müssen und daß die Missionare des Vereins mit den Buddhisten und den Unitariern zwar nicht gemeinsame Sache machen, aber im japanischen Volk vielfach mit ihnen zusammengethan werden. Danach scheint das japanische Volk einen sehr feinen Fühler zu haben. Und es wäre wirklich ein entschiedener Fortschritt zur Klärung unserer heimischen Verhältnisse, wenn unsere Unitarier sich eine eigene Kirche bildeten und dann auch alle Menschenvergötterung, wie sie die Anbetung unseres Heilandes nennen, öffentlich vor den Gemeinden ausgäben.

Greifswald, 25. April 1894. D. M. von Nathusius.

Das Duell.

(Es sind uns aus unserem Leserkreise eine Anzahl Entgegnungen auf den Artikel von C. Beyer über das Duell zugegangen. Wir müssen uns aus räumlichen Gründen darauf beschränken, diejenige des Herrn Dr. Funk zum Abdruck zu bringen. Die Redaktion.)

Entgegnung von Dr. Funk.

Auf die Ausführungen im Aprilheft Seite 406—408 ist kurz folgendes zu erwidern:

Es mag gerne sein, daß „die Stelle 1. Petri 2,23 zunächst nur auf das Verhalten des Herrn auf seinem letzten Leidensgange hinweist." Aber dieses Verhalten ist gerade

auch für uns vorbildlich für unser Verhalten auf den Leidenswegen, die wir geführt werden. Und wenn unser Heiland auf alle Mißhandlung, Schmach, und Spott, und Hohn nur die Antwort hatte, daß er für seine Feinde betete (Luc. 23,24), dann sollten seine Jünger und Nachfolger, wenn ihnen eine damit gar nicht zu vergleichende Beleidigung zugefügt wird, zur Waffe greifen?!

Wenn böse Zungen stechen,
Mir Glimpf und Namen brechen,
So will ich zähmen mich;
Das Unrecht will ich dulden,
Dem Nächsten seine Schulden
Verzeihen gern und williglich

singt Paul Gerhard in seinem Passionsliede, und so soll der Christ handeln.

„Wiedergescholten, da er gescholten ward", „gedräuet, da er litte", hat der Herr Christus niemals, auch nicht „während seiner Kampfeszeit", in dem Sinne, in dem wir Menschen schelten und drohen. Die Stellen Johs. 8, Matth. 23 können nicht als Beweis dafür angeführt werden. Was sie enthalten, ist: der ernste Ruf zur Buße und die Ankündigung des göttlichen Strafgerichts für diejenigen, welche diesen Ruf verachten.

Und wenn es dann weiter heißt: „Auch Christus hat seine Ehre gegen ruchlose Angriffe nachdrücklich verteidigt" — wo findet sich im Leben des Herrn ein einziger Vorgang, der auch nur annähernd mit der Verteidigung der menschlichen Ehre durch ein Duell in Vergleich gestellt werden könnte? Der, der mit Wahrheit von sich sagen konnte: „Ich suche nicht meine Ehre" (Johs. 8,50), hat da, wo er anscheinend „seine Ehre verteidigt" hat, dies nie anders gethan als durch Warnung vor der Versündigung gegen Gott (z. B. Johs. 5,23). All Sein Reden und Thun ging darauf aus, die Seelen zu retten, das Thun der Menschen, die sich duellieren, geht darauf aus, Leib und Seele zu verderben.

Der Versuch endlich, das Duell als Notwehr darzustellen, ist durchaus verfehlt. „Notwehr" ist ein Begriff, den die Rechtswissenschaft aufgestellt hat, um Handlungen, die an sich strafbar sind, unter gewissen Umständen für straflos zu erklären, nämlich dann, wenn sie zur Abwehr eines gegenwärtigen rechtswidrigen Angriffs von sich oder einem anderen erfolgen, und notwendig sind, weil die durch den Angriff drohenden Nachteile auf anderem Wege nicht abgewendet werden können. Bei dem Duell handelt es sich aber gar nicht um Verteidigung gegen einen gegenwärtigen Angriff, welcher noch abgewendet werden kann, sondern um einen bereits in der Vergangenheit liegenden, für welchen dem, der ihn ausgeführt hat, eine Züchtigung zu teil werden soll, um Rache, um ein Eingreifen in das Strafamt der Obrigkeit. (Vergl. auch Oppenhoff, D. Straf-Gesetz-Buch d. deutschen Reichs § 53 note 8: „Die Herausforderung zum Zweikampf ist nicht als ‚Notwehr', sondern als Selbsthülfe anzusehen.") Daß das aber unchristlich ist, wird Seite 407 oben ausdrücklich zugegeben.

Zwischen denen, welche das Duell als unchristlich verwerfen, und denen, welche es verteidigen, ist um deswillen eine Verständigung nicht möglich, weil die letzteren von einem Ehrbegriffe ausgehen, welcher im Worte Gottes nicht begründet ist. So lange nicht aus der Heil. Schrift der Beweis geführt wird, daß dieselbe das, was man persönliche Ehre nennt, für ein so hohes Gut erklärt, daß sie demjenigen, welcher sie verletzt glaubt, gestattet, zu ihrer Wiederherstellung die göttlichen Gebote, welche Leib und Leben unter ihren Schutz nehmen und Gehorsam gegen die Obrigkeit fordern, zu übertreten, — so lange muß die Behauptung, daß die Verteidiger des Duells damit nicht auf christlichem Boden stehen, als unwiderlegt gelten. Deshalb ist aber auch weiteres Reden darüber zwecklos.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Leitfaden der Währungsfrage. Von Dr. Otto Arendt. 9. Auflage. (Berlin, Walther.) 1893. 46 S. 60 Pf.

Die neueste Silberkrisis und unser Münzwesen. Von Prof. Adolf Wagner. (Berlin, Walther.) 1894. 82 S.

Finis argenti. Eine Beantwortung des Fragebogens der Silber-Enquete-Kommission. Von Dr. Justus Ichenhaeuser. (Zittau, Haase.) 1894. 25 S.

Die wirtschaftliche und soeiale Bedeutung der Währung. Von Emil Aschendorff. (Berlin, Telge.) 1894. 51 S. 1,25 M.

In den Streit um die Währung ist ein neues thatsächliches Moment hereingekommen, die außerordentliche Vermehrung der Gold- und der Silber-Produktion; und zwei daraus folgende tief eingreifende politische Maßregeln, die relative Depossedierung des Silbers in Nordamerika und Indien. Die Monometallisten beuten das alles in ihrem Sinne aus. Die Vermehrung des Goldes, sagen sie, liefere den Beweis, daß die Golddecke keineswegs zu kurz sei; die Vermehrung des Silbers beweise, daß der Preissturz desselben natürliche und nicht politische Gründe, wie den Verschluß der Münzen, habe. Und die gesetzlichen Maßregeln in Amerika und Indien beweisen angeblich, daß der Siegeslauf des Goldes als alleinigen monometallistischen Wertmessers nicht aufzuhalten sei und allmählich alle Kulturstaaten zur Goldwährung übergehen müßten. Von den Bimetallisten werden diese Argumente, und wie wir glauben, mit Recht bestritten. Zuzugeben ist, daß für den Augenblick die Verwirrung auf dem Währungsgebiet so groß ist, wie sie noch nicht gewesen, und daß die Schwierigkeiten, eine internationale Vereinbarung über Gold- und Silber-Relation herbeizuführen, gewachsen sind. Andererseits scheint klar, daß der Sturz des Silberpreises nicht in natürlichen, sondern in politischen Maßregeln seinen Grund hat, und daß er für die deutsche Landwirtschaft eine schwere, weil fortdauernd wirkende Kalamität darstellt. Die Kapitalisten und der internationale Handel gewinnen, die Landwirtschaft aber verliert und wird ausgesogen bis aufs Hemd. Daß es so weit gekommen, ist Schuld des deutschen Reichskanzlers, der in dieser Frage von der liberalen, im Dienst der Börse stehenden Berliner Bureaukratie beraten wird. Die Zeit, wo es möglich war, im Sinne des internationalen Bimetallismus erfolgreich zu wirken, ist leider verpaßt. Nun steht man, gerade wie auf dem Kolonialgebiet, vor den Folgen der rat- und thatlosen Passivität, um zu erkennen, daß die Erledigung der laufenden Nummern auch hier keine glückliche Politik ist, besonders dann nicht, wenn diese Politik von den Juden unterstützt wird. Wie die Dinge nun sich gestalten werden, steht dahin. Nur soviel scheint gewiß, daß eine dauernde Entwertung des Silbers nur aus dem Grunde, weil die Großkapitalisten einiger Kulturvölker das Gold bevorzugten, nicht wahrscheinlich ist. Vielmehr dürfte das Silber seinen durch Jahrtausende behaupteten Wert mit der Zeit wieder erringen — trotz Herrn Ichenhaeuser, der es in seiner übrigens sehr geschickt geschriebenen Broschüre endgültig zu den Toten wirft. Schon seiner absoluten Unentbehrlichkeit wegen im täglichen Verkehr muß der gegenwärtigen Depression des Silbers eine fröhliche Auferstehung folgen.

Die Schriften von Arendt, Adolf Wagner und Aschendorff (Bund der Landwirte) sind bimetallistisch und bewegen sich in ihren Ausführungen ungefähr auf der gleichen Bahn. Adolf Wagner betont die Gefahren, die für den Kriegsfall oder für Spekulationskrisen in unserer „hinkenden" Währung liegen.

Digitized by Google

— Vaterlandsliebe, Parteigeist und Weltbürgertum im Deutschen Reich. Von Jürgen Bona Meyer, Geh. Reg.-Rat und Professor in Bonn. Heft 108 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen". (Hamburg, 1893. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).) Preis 1 M.

Die „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" stellen wegen Mangel an Abonnenten ihr Erscheinen ein, nachdem sie 7 Jahre für die liberalen Ideen gewirkt haben, ein neues Zeichen, daß die Zahl der Anhänger dieser Ideen sich von Jahr zu Jahr verringert. Dieses letzte Heft ist also ein Schwanengesang, in dem der Verfasser noch einmal das Zurückweichen der Regierung im Kulturkampf bejammert, das Scheitern des Volksschulgesetzes frohlockend begrüßt und der Regierung trotz des Eingehens der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" empfiehlt, „ihre Stütze im gemäßigten Liberalismus" zu suchen. Verfasser schließt im Anschluß an Bennigsens Worte im Reichstage: „zuerst das Vaterland, dann die Partei und dann erst kommst du selbst!" mit dem Wunsche, daß seine Schrift zur Beseitigung des mehr und mehr um sich greifenden Pessimismus beitragen möchte, ein Wunsch, den wir teilen, wenn wir auch nicht glauben, daß die vom Verfasser empfohlene Politik, nämlich die mittelparteiliche, bisher wesentlich zum Heile des Vaterlandes gedient hat. v. H.

— Fürst Bismarck und die Parlamentarier von Dr. H. Ritter von Poschinger. Erster Band. Die Tischgespräche des Reichskanzlers. 2. Aufl. 371 S. Preis geb. 9 M.

Die Bismarck-Litteratur gewinnt immer mehr an Umfang. Wir haben in den letzten Heften drei große neue Biographien anzuzeigen gehabt. Hier folgt eine Sammlung der Tischgespräche, die Bismarck auf seinen Diners und parlamentarischen Soireen geführt hat. Es versteht sich, daß manches allgemein Bekannte geboten wird, doch auch an neuen bisher ziemlich unbekannten Mitteilungen fehlt es nicht. Der Wert des Buches aber liegt in der Sammlung und übersichtlichen Zusammenstellung, der nur ein Register fehlt, um noch besser praktisch verwertbar zu sein. Zur Abfassung des Buches war aber sicher niemand geeigneter, als der Herr von Poschinger, der viel im Bismarckschen Hause verkehrt hat und ein Veteran im Gebiete der Bismarck-Litteratur ist. — Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Hauptabschnitte: erstens eine Einleitung, welche die Entstehung der parlamentarischen Abende behandelt, zweitens eine Darstellung dieser Gesellschaften, drittens einen Anhang, der als „Einführung in das Hauptwerk „Bismarck und die Parlamentarier" bezeichnet wird. Das Buch ist eine außerordentlich interessante Lektüre, auch für den, der nicht ganz auf derselben Stufe der Bewunderung für den Fürsten wie der Ritter von Poschinger steht. Hier und da verliert sich Verf. vielleicht etwas zu sehr ins Detail, z. B. bei der Aufzählung dessen, was es „gegeben" hat, auch manche ganz unbedeutende Aeußerung Bismarcks, die für die Nachwelt kaum einen Wert hat, könnte wohl gestrichen werden. Immerhin liegt ein Buch vor, das als Geschichtsquelle von keinem Historiker wird unbeachtet bleiben dürfen, der sich mit der Aera Bismarck beschäftigt.

— Bismarcks Leben und Wirken. Nach ihm selbst erzählt von ***. Mit 2 Porträts. (Leipzig, Renger.) 486 S. Preis 8 M., gebd. 10 M.

Die Bismarck-Biographien häufen sich. Innerhalb weniger Monate das Blumsche, das Lowesche und nun dies anonyme Werk! Das Buch hat entschieden Aehnlichkeit mit dem Blumschen Werk und giebt, wie der Titel schon andeutet, das Wirken Bismarcks in derjenigen Darstellung, die der Kanzler als die nach seiner Auffassung richtige und von ihm gewünschte bezeichnet hat. In dieser Einseitigkeit liegt ohne Zweifel ein gewisser Vorzug, insofern die Bismarcksche Ansicht bei Vergleichung verschiedener Ansichten aus diesem Buch sich ohne weiteres ermitteln läßt. Kritik übt Verf. niemals gegen Bismarck. Das Werk hat etwa 50 Kapitel und findet jede Hauptaktion in der politischen Thätigkeit des Altreichskanzlers ein geschlossenes, in sich abgerundetes Kapitel. Wir empfehlen das gut geschriebene Buch als übersichtliches Nachschlagewerk. In dieser Eigenschaft wird es besonders allen Redaktionen und politischen Personen die schätzbarsten Dienste leisten.

— Fürst Bismarck und die „Hamburger Nachrichten". Authentische Tagebuchblätter von einem Eingeweihten. 3. Aufl. (Berlin, Rentzel.) 1894.

Eine kleine Broschüre mit einigen Indiskretionen und viel bekannten Sachen. Es geht daraus hervor, wovon jeder Leser der „Hamburger Nachr." ohnehin überzeugt ist, daß Fürst Bismarck nicht nur gelegentlich seinem Organ etwas mitteilt, was er publiziert haben will, sondern daß er ungefähr den Chef-Redakteur abgiebt und in ununterbrochener Verbindung mit der Redaktion steht. Die kleine Schrift gehört zu denen, die gut und nützlich zu lesen sind, wenn man in der Tagespolitik auf dem Laufenden bleiben will.

— Die Reden des Grafen Caprivi im Deutschen Reichstage, Preußischen Landtage und bei besonderen Anlässen, 1883—1893. Herausgegeben von Rudolf Arndt. Mit der Biographie und dem Bildnis. 27 Bogen Großoktav. (Ernst Hofmann & Co., Berlin.) Geh. 5 M., geb. 6 M.

Die Reden des Reichskanzlers Grafen von Caprivi, die hier zum ersten Male und zwar in vollständiger Form, mit den nötigen Sacherklärungen und orientierenden Einleitungen begleitet, vorliegen, sind nützlich für jeden, der sich mit den parlamentarischen Vorgängen der letzten Jahre auf dem Laufenden erhalten will. Das Buch umfaßt die rednerische Wirksamkeit Caprivis als Chef der Admiralität (seit 1883), sodann die als Reichskanzler im Reichstage, ferner

Digitized by Google

die in der Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident im Herren- und Abgeordnetenhause gehaltenen Reden, und endlich die außerparlamentarischen Ansprachen und Trinksprüche. Die vorausgeschickte Biographie ist wohl mit allzu viel Verehrung für den Reichskanzler geschrieben. Das mit dem wohlgetroffenen Bildnis des Reichskanzlers gezierte Werk, dem die Verlagshandlung eine vornehme Ausstattung verliehen hat, birgt ein reiches Material und wird namentlich als Nachschlagewerk dauernd seinen Wert behalten.

— Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung. (8. Heft der Socialen Frage, beleuchtet durch die Stimmen aus Maria Laach.) Erster Teil. Von Heinrich Pesch, S. J. (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.) 1893. Preis 1 M. 60 Pf.

Auf diese „Stimmen aus Maria Laach" ist schon früher (Oktoberheft 1892) in der Monatsschrift hingewiesen. Der Verfasser des vorliegenden Heftes ist Jesuit und behandelt naturgemäß die soziale Frage vom katholischen Standpunkt aus. Zwar mißt er nicht, wie manche andere katholischen Socialpolitiker, der Reformation allein „die ganze Schuld der beklagenswerten Verirrungen bei, welche man unter dem ganz generellen Namen Liberalismus zusammenfassen mag", aber er bezeichnet den modernen Socialismus als den Abschluß „der 400jährigen Revolutionsperiode", d. h. der Zeit seit der Reformation. Spricht er von der Kirche, so meint er die katholische; die Hauptzeugen, auf die er sich beruft, sind Thomas von Aquino, der Bischof von Ketteler und Papst Leo XIII. mit der Bulle „Rerum novarum". Diese und ähnliche Besonderheiten muß man in den Kauf nehmen, wenn man das Buch lesen will; sie verschwinden auch ganz gegen die vortrefflichen Gedanken, die es enthält. Der Verfasser ist ein klarer Kopf er weiß genau Bescheid in der einschlägigen Litteratur; er gliedert den Stoff logisch und, was die Hauptsache ist, er ergeht sich nicht nur in allgemeinen Redewendungen, sondern giebt bestimmte Ziele und Ausblicke. Die am Schluß dieses Teiles aufgestellten Forderungen wird auch der evangelische Christ unterschreiben können: Beseitigung der Freiwirtschaft, Rückkehr zum Prinzip der Genossenschaft; Geldkapital und Grundeigentum dürfen nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden; Rückkehr zum Rentenprinzip und Rückkehr zu den Prinzipien der kanonischen Zinsgesetzgebung. Auch das, was der Verfasser über die staatliche Wohlstandssorge und das Verhältnis des Staates zur Volkswirtschaft vorbringt, ist sehr beachtenswert. Die Socialreform ist der Boden, auf dem sich Protestanten und Katholiken die Hand reichen können, und das vorliegende Buch sollte von ersteren nicht bei Seite geschoben werden, weil hinter dem Namen des Verfassers die Buchstaben S. J. stehen. Es verdient wegen seiner ernsten christlichen Richtung und seiner klaren Durcharbeitung die Aufmerksamkeit der evangelischen Christen.

v. H.

— Bayerns nationale und internationale Stellung. Historisch-politische Studie von Prof. Dr. Franz Franziß. (München, 1894. J. Lindauersche Buchhandlung [Schöpping].) Preis 80 Pf.

Der Verfasser nennt Bayern einen „europäischen" Mittelstaat und fordert unverblümt die Einmischung der Großmächte in die inneren deutschen Angelegenheiten, wenn er S. 31 sagt: „Wird von belgischen oder rumänischen, schwedischen oder dänischen u. s. w. Reichsangelegenheiten auch im Rate (!) der europäischen Großmächte verhandelt, um wie viel mehr werden dann die bayerischen Reichsfragen von denselben beachtet werden müssen." Ganz folgerichtig hält er denn auch die Beibehaltung besonderer bayerischer Gesandtschaften im Auslande für hervorragend wichtig. Nach ihm ist als wichtigste Aufgabe der bayerischen Volksvertretung, wie auch aller politischen Parteien und Persönlichkeiten im In- und Auslande die Aufrechterhaltung der bayerischen Unabhängigkeit und der Integrität des Landes hinzustellen, während er zugleich die Möglichkeit der Vergrößerung Bayerns innerhalb Deutschlands nicht von der Hand weisen will. Interessant wäre es zu erfahren, „warum (S. 10) die Versuche, für die treue und entscheidende Allianz im Kriege 1870 eine Entschädigung entweder in Form einer territorialen Landverbindung der Pfalz mit Alt-Bayern durch Zurückgabe der altwittelsbachischen Gebiete Heidelberg, Mannheim u. s. w. oder einer Vergrößerung der Pfalz zu erlangen, nicht mit Erfolg gekrönt worden sind". Der Verfasser meint, diese Angelegenheit sei noch nicht völlig aufgeklärt, und wir möchten glauben, daß sie auch nie aufgeklärt werden kann, sondern nur als kühner Wunsch bayerischer Biertischpolitiker in unklaren Köpfen ein Scheindasein geführt hat. Hand in Hand mit der hohen Idee von Bayerns Stellung als europäischer Mittelstaat findet sich in der Broschüre eine nicht unbedeutende Ueberschätzung der Bedeutung Bayerns auf den Gebieten der Industrie, der Kunst und des Kunstgewerbes. Die Broschüre geht über die Grenzen eines berechtigten Partikularismus weit hinaus. v. H.

— Zur Freiheit aus Deutschland und Rußland. Von Friedrich Dukmeyer. (Berlin W., Verlag von Eduard Rentzel.) 1893.

Der Verfasser, obwohl deutscher Herkunft, entblödet sich nicht, deutsches Denken und Fühlen dem Russentum gegenüber herabzusetzen und zu beschimpfen; die ganze Schale seines Zorns gießt er über die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen aus, über die Universität in Dorpat, die „baltischen Kulturträger" u. s. w. Eine feurige Philippika richtet er gegen die Kreuzzeitung, die bekanntlich energisch für den Glauben und die Rechte der Deutschen in Rußland eintritt, aber auch die Juden, die Socialdemokraten und vieles andere kanzelt er nach besten Kräften ab. Ebenso unklar wie über politische Dinge äußert er sich über Glaubens-Angelegenheiten; als Probe mögen folgende Sätze dienen: „Das jüngste Gericht ist

Digitized by Google

ein Phantom. Das erste und letzte Gericht des Menschen ist sein natürlicher Tod; damit schließt er auf immer mit dem individuellen Dasein ab. Was weiter nach seinem Tode geschieht, oder aus ihm ihn überlebt, das betrifft nicht mehr seine Individualität, sondern die Individuen, die aus den Spuren von dem Vorgange seines abgeschlossenen Lebens ihre physischen oder geistigen Anfänge genommen haben oder unmittelbar oder mittelbar weiter nehmen." Etwas dunkel, aber jedenfalls nicht christlich! Wir warnen jeden, dem die Brochüre in die Hände geraten sollte, das unreife Geschreidsel zu lesen. v. H.

— Die Pflicht der Selbstverteidigung. Eine Rede von Dr. M. Mendelsohn. Jahresbericht des Vorsitzenden in der ersten ordentlichen Generalversammtung des Centralvereins deutscher Staatsdürger jüdischen Glaubens. (Berlin, Imberg und Lesson.) 1894. 30 Pf.

Daß die Juden sich verteidigen gegen die nunmehr offiziell in das deutsch-konservative Programm aufgenommene Forderung ihrer Ausschließung von allen autoritativen Stellungen, kann man ihnen ja von ihrem Standpunkt aus nicht verdenken. Und wenn sie jetzt schreien, daß sie nicht Juden, sondern „deutsche Staatsdürger jüdischen Glaubens" sind, und sich als solche zusammenschließen, so kann man ihnen auch das nicht verdieten. Eine andere Frage ist, ob sie durch Sophismen, wie die in vorliegender Schrift aufgespeicherten, irgend etwas erreichen werden. Die Wäsche, die Herr Mendelsohn mit seinen Glaubensgenossen vornimmt, ist und bleidt eine Mohrenwäsche. Mit der ihm und seinem Stamme eigentümlichen Bescheidenheit charakterisiert Verf. die Wünsche der Antisemiten (S. 21) dahin: „Das ist ja gerade das Leidige, daß man von uns verlangt, wir sollten vollkommen sein bis in das letzte Glied." Ach nein, Herr Mendelsohn, das verlangt kein Mensch. Man wäre schon zufrieden, wenn nur nicht im Handel und Wandel nach Ausweis der Kriminalstatistik die Juden die größten Betrüger und gerade diejenigen wären, welche die Moral unserer ganzen Geschäftswelt völlig korrumpieren; und man wäre zufrieden, wenn die Juden nicht durch ihre nichtswürdige Presse auch hier als eigentliche Volksverführer im schlimmsten Sinne des Wortes wirkten. Freilich versteigt Herr Mendelsohn sich zu dem Satz: „M. H., es giebt keine Judenpressel" Aber er wird nicht hoffen, selbst bei Herrn Rudolf Mosse mit dieser These etwas anderes zu erreichen, als ein ironisches Lächeln. — Ob der Verfasser übrigens mit seiner dreist zur Schau getragenen Zuversicht auf den Erfolg seiner Glaubensgenossen recht oder unrecht bekommen wird — wer wills im voraus entscheiden? Ob es gelingen wird, das christlich-germanische Volksbewußtsein noch einmal so zu stärken, daß es den Juden auf Grund der rechten politisch-religiösen Prinzipien auch die rechte Stellung im Staatswesen anweist, steht dahin. Gelingt es nicht, so wird freilich die Ursache nur im religlösen Verfall, in der sittlichen Entnervung des deutschen Volkes und in der ungeheuren kapitalistischen Geldmacht der Juden zu finden sein, nicht aber im „Staatsbürger"-Verein und in den albernen Schutzschriften des Dr. M. Mendelsohn.

— Unter der roten Fahne. Blätter aus dem Tagebuche eines Volksschullehrers im Jahre 151 (1943) mitgeteilt von Hermann Lahrßen. 1.—3. Tausend. (Leipzig, Peter Hobding.) 1894. Preis 1 Mark.

Ein neuerer socialpolitischer Schriftsteller meint, der Nachweis der Unvereinbarkeit des sog. Zukunftsstaates mit den Anforderungen jeder höheren Kultur u. s. w. sei eine sehr wirksame und namentlich für populäre Darstellung höchst geeignete und fruchtbare Art der Widerlegung der socialistischen Ideen. Eine solche Art der Widerlegung enthält das vorliegende Buch, und sie ist dem Verfasser, der als Volksschullehrer mit dem Wesen der Volksschule vertraut ist, wohl gelungen, wenn auch natürlich der socialistische Staat, in den er uns versetzt, ein Phantasiegebilde ist. Wir glauben dem Verfasser gern, daß die Volksschule andere Daseinsbedingungen braucht, als sie der Socialismus mit seiner Gleichmacherei und seiner scheinbaren Freiheit bieten kann. Man würde das Buch trotz einzelner Längen und mancher hochtrabender Reden mit Beifall begrüßen können, wenn es sich auf die Bekämpfung socialistischer Ideen beschränkte; thatsächlich aber richtet es sich weit weniger gegen diese, wie gegen die heutigen Verhältnisse der Volksschule. Das Buch ist angefüllt mit Angriffen gegen das ganze jetzige System, namentlich gegen die Uebertragung der Schulaufsicht auf Geistliche; auch sonst regnet es Hiebe nach allen Seiten, sogar die „Vorrechte" des Adels und die „Liebesgabe" an die Spiritusbrenner erhalten ihr Teil. Nach dem Verfasser tragen die strenggläubigen Geistlichen, „die gedankenlose Orthodoxie", die Hauptschuld an dem Anwachsen der Sociatdemokratie; er selbst folgt in religiöser Beziehung der Fahne des vorgeschrittenen kirchlichen Liberalismus. Aus dem Buch klingt das Lied wieder, das auf so manchen Lehrertagen gesungen ist: Freiheit von der Aufsicht durch Geistliche, bessere Bezahtung, höhere Rangstellung u. s. w., Wünsche, die, soweit sie die äußere Lage der Lehrer betreffen, zum Teil berechtigt sind, aber oft mit maßloser Ueberschätzung des eigenen Wertes vorgebracht werden. Auch dem Verfasser war es augenscheintich mehr darum zu thun, diese Wünsche vorzubringen, als die socialistischen Ideen zu bekämpfen, und die Verquickung dieser beiden Dinge hindert uns, der Ansicht des Verlegers, das Buch sei zur Massenverbreitung geeignet, beizustimmen. v. H.

— Nachbarschafts-Gilden. Ein Werkzeug socialer Reform. Von Stanton Coit, Ph. D. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. (Berlin, 1893. Robert Oppenheim [Gustav Schmidt].) Preis 2 M.

Unter Nachdarschaftsgilden versteht Herr Coit, ein englischer Menschenfreund, eine Vereinigung von Familien u. s. w., welche in unmittelbarer

Nähe, in derselben Straße, in einem eng begrenzten Stadtviertel wohnen und sich zusammenschließen, um sich gegenseitig zu unterstützen, innerlich und äußerlich weiter zu helfen und mit Hülfe höher gebildeter Männer wissenschaftlich zu fördern. Also ein Verein mit beschränkter Mitgliederzahl, ganz im Gegensatz zu dem umfassenden Auftreten der Heilsarmee oder unserer Vereinigungen auf dem Gebiete der inneren Mission in Berlin. Herr Coit erzählt, es sei ihm und seinen Freunden gelungen, solche Gilden in London, Newyork und anderen Städten zu bilden; schon seien Vereinslokale vorhanden, ein guter Einfluß auf die Mitglieder sei unverkennbar. Wir können diese Angabe nicht kontrollieren; gewiß wird aber auch bei diesen Gilden sehr viel davon abhängen, wer sie leitet, noch mehr aber, auf welchem Grunde sie aufgerichtet sind. Und da können wir uns leider mit den Grundsätzen, die Herr Coit als Richtschnur für seine Vereinigungen angenommen hat, ganz und gar nicht einverstanden erklären. Zunächst entreißt er die Teilnehmer viel zu sehr dem Familienleben. Da giebt es in jeder Woche wissenschaftliche Vorträge, Turnübungen, Musikübungen u. s. w.; am Sonnabendabend (!) Tanzkränzchen, am Sonntag-Vormittag (!) Fortbildungsunterricht, am Nachmittage Konzert u. s. w.; sogar die Speisen sollen aus gemeinschaftlicher Küche entnommen werden können. In England mag das möglich sein, in Deutschland ist es undurchführbar. Aber selbst wenn man sich hiermit befreunden wollte, so steht jedenfalls die geistige Grundlage der Coitschen Gilde in schärfstem Widerspruch zu unserer Auffassung. Jede religiöse Behätigung ist in der Gilde ausgeschlossen. „Die Ursache des Gedeihens unserer Gilde liegt darin, daß wir nie jemand mit religiösen Dingen behelligen“ (S. 32), und „das Hineintragen irgend welcher religiöser Lehre wäre offene Feindseligkeit gegen den Grundgedanken der Nachbarschaftsgilde“ (S. 79). Wir sind der Meinung, daß solche Vereinigungen auf Sand gebaut sind, wenn nicht das Christentum ihr Boden ist, und daß sie deshalb ohne wahren Erfolg bleiben müssen. Aus dem Buche spricht ein warmes Herz für die Mitmenschen, ein gewisses Organisationstalent ist nicht zu verkennen, und wir bedauern deshalb, daß der Verfasser in falscher Richtung marschiert. Die Uebersetzung ist gut, der Name des Uebersetzers ist nicht angegeben. v. H.

2. Kirche.

— Der Römerbrief. Bibelstunden für evangelische Gemeinden. Von Kirchenrat Schlier, Dr. theol. (München, Beck.) 1893. VIII u. 293 S. 4 M.

Der Verfasser, einer der Veteranen der lutherischen Kirche Bayerns, hat vor Jahren mehrere Bände Missionsstunden und alttestamentlicher Bibelstunden herausgegeben. Daß es Geschäftsüberbürdung war, was ihn jetzt lange hat schweigen lassen, erfahren wir aus der Vorrede zu dem vorliegenden Werke. Nun da er Erleichterung gefunden hat, ist die alte Lust zum Schreiben wieder erwacht und er bietet uns als eine reife und köstliche Frucht seiner Muße Bibelstunden über den Römerbrief, wie er sie für die Wochengottesdienste in seiner Gemeinde Hersbruck ausgearbeitet hat. Es liegt eine Vergleichung dieser Bibelstunden mit den bekannten Bibelstunden von Besser nahe. Beide Männer stehen in der Einigkeit des Glaubens, aber Besser geht mehr in die Breite, er ist lehrhaft und entwickelt, er zieht namentlich Luther und unsere klassischen Theologen in großem Umfange heran. Besser verlangt gesammelte Aufmerksamkeit, er führt den schriftkundigen Laien von Erkenntnis zu Erkenntnis, für das Durchschnittsgemeindeglied ist das nichts, und vor einer Gemeinde gehalten konnten diese Bibelstunden erst recht nicht werden. Bei Schlier merkt man, daß man wirklich gehaltene Bibelstunden vor sich hat. Allerdings die ganze Sonntagsgemeinde ist wohl nicht als anwesend vorausgesetzt, über deren Verständnis würde auch hier noch manches hinausgehen. Aber zur Wochenbetstunde sammeln sich doch regelmäßig auch nur die, welche schon zu weiterem Forschen erweckt sind, und diesen wird Schlier gewiß in seiner schlichten und doch tief eindringenden Schriftauslegung ein guter Förderer sein. Er umspannt nicht wie Besser alle bei jedem Verse etwa in Betracht kommenden Fragen, aber er hält doch den Leser bei der Sache, bei dem Gedankenfortschritte des Apostels fest und teilt ihm so mit, was Luther das „tägliche Brot der Seele“ nennt. Das Buch ist übrigens der theologischen Fakultät in Erlangen gewidmet als eine Dankesgabe für die dem Verfasser erteilte theologische Doktorwürde. In der Widmung bekennt sich der Verfasser als Schüler dieser Fakultät. Seit er von 1846—50 dort studiert habe, habe er all seine theologische Erkenntnis wie seine ganze kirchliche Richtung von dorther erhalten. So ist es denn Erlanger Luft, die uns in dem Buche anweht, und daß das immer noch gesunde Luft ist, wird auch zugestehen, wer, wie der Referent, nicht allenthalben mehr den Bahnen dieser Theologie folgen kann. Wer einmal zu den Füßen von Hofmann, Delitzsch und Thomasius gesessen hat, wird sich niemals frei machen können und wollen weder von der Dankbarkeit gegen diese Lehrer, noch von dem Einflusse, welchen ihre Schrifttheologie auf ihn geübt hat. Den vorliegenden Bibelstunden wünschen wir somit aufmerksame und heilsbegierige Leser. J. P.

— Wissen und Glauben. Oeffentliche Vorträge von Dr. C. Güttler. (München, 1893. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung.) 8°. 214 S. 3,50 M.

Der Verfasser, Privatdozent in München, veröffentlicht in diesem Buch 16 Vorlesungen, die er seit einigen Jahren vor Mitgliedern aller Fakultäten an der Universität München hält. Wir begrüßen diese Veröffentlichung mit Freuden und raten allen Freunden christlicher Philosophie dringend zum Studium dieses schönen Buches, das an apostolischem Wert Dutzende von seinesgleichen

aufwiegt. Eine besondere Freude hatten wir an der klaren Sprache und daran, daß der Verfasser die heutzutage unerläßliche Forderung an einen Apologeten erfüllt, daß er mit den Ergebnissen der Naturforschung bekannt ist. Wenn wir auch nicht in allem und jedem mit dem Verfasser übereinstimmen, so ist doch sein Standpunkt als christlicher Philosoph nicht genug zu schätzen. Derselbe geht besonders aus der ersten und aus der letzten Vorlesung klar hervor. In jener behandelt er „Glauben und Wissen in der Geschichte". Er giebt hier einen Ueberblick über die Geschichte der Beziehungen zwischen Glauben und Wissen, er verwirft für den Philosophen ebensowohl den theologisch-dogmatischen wie den polemischen Teil und bekennt sich zur vergleichenden Chronik. In der Schlußvorlesung bekennt er sich zum theistischen Dualismus. Die wahre Weltanschauung muß nach ihm dem Verstande in gleichem Maße Rechnung tragen wie dem Herzen. Was das Verhältnis der Philosophie zur Religion anbetrifft, so soll sie nach dem Verfasser „den Anfänger im Gebiet des Wissens zur Gottesidee hinleiten, sie soll über die Gegensätze der Zeit Klarheit verschaffen und sich bemühen, in ihnen einen versöhnenden Satz nachzuweisen".

In Bezug auf den reichen Inhalt des Buches müssen wir uns begnügen, folgende Themata anzuführen: „Unser Erkennen", „Die Grenzen des Erkennens", „Ursprung und Wesen der Religion", „Die Gottesidee" (historisch, kritisch, kritisch-dogmatisch), „Die Schöpfung in der Zeit", „Die Einheit und Entwicklung des Kosmos", „Die Entwicklungsgeschichte der Erde", „Das Problem des organischen Lebens", „Die Entstehung der Arten und die Formen des Darwinismus", „Der Mensch", „Die menschliche Wahlfreiheit", „Die Unsterblichkeitsidee". Dt.

— Zur Beurteilung des Christentums Justins des Märtyrers von Dr. phil. Wilh. Flemming. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1893. 76 S. 1 M. 20 Pf.

„Die vorliegende Abhandlung sucht die Frage zu beantworten, ob und inwieweit die Anschauungen Justins vom Christentum wirklich christliche oder stark durch heidnische Elemente versetzt seien." Gerade auf Justin hat sich die Frage zugespitzt, welche auf dem Gebiete der Dogmengeschichte die Ritschlsche Schule und die kirchliche Wissenschaft scheidet, weil gerade für diesen altkirchlichen Apologeten ein anerkannt bedeutender kirchlich-lutherischer Theologe (M. von Engelhardt, das Christentum Justins des Märtyrers 1878) als unerwarteter Bundesgenosse der Ritschlianer auftrat. Die ersten Väter haben nach dieser Anschauung bei ihrer Erfassung des Christentums von der heidnischen Philosophie, in welcher sie groß geworden waren, nicht bloß formalen Gebrauch gemacht, sie haben vielmehr den ganzen christlichen Lehrstoff mit reichlichen Elementen hellenisch-philosophischen Denkens durchsetzt, diese Elemente sind somit in das kirchliche Dogma hineingekommen, welches daher, sofern es von der alten Kirche zu uns herüber geerbt ist, einen beträchtlichen heidnisch-philosophischen Einschlag hat. Wenn nun von dieser Seite heutzutage ein „neues Dogma" verlangt wird, so hat das den Sinn, daß es die Aufgabe der modernen Theologie sei, all diese angeblich hellenischen Bestandteile des Dogmas, welche dem modernen Denken fremd geworden seien, aus dem Dogma zu entfernen, um so das reine „Christentum Christi" zu gewinnen. Bei dieser Sachlage hat es natürlich ein hohes, das Leben der Kirche bewährendes Interesse, genau festzustellen, welches das Verhältnis jener ersten Theologen sowohl zum Christentum wie zur Zeitphilosophie war, und es ist nicht zu verwundern, daß namentlich die Justinfrage seit 1878 nicht zur Ruhe kommen will. A. Stählin „Justin der Märtyrer und sein neuester Beurteiler" trat alsbald in eingehender Weise Engelhardt gegenüber und in Zeitschriften und Broschüren wogt seitdem der Kampf. Auch die vorliegende Broschüre tritt in diese Debatte ein, sie beschränkt sich aber darauf, zu untersuchen, was Justin gedacht habe über die Notwendigkeit und Beschaffenheit der Erlösung und über die Art und Weise des Heilserwerbes. Die Gotteslehre Justins wird nur gestreift. Als Resultat ergiebt sich dem Verfasser, daß bei dem zum Christentume bekehrten Philosophen Justin allerdings und selbstverständlich philosophische Einflüsse fort und fort sich geltend machen. Er ist auch nicht allenthalben zur völligen Wertschätzung des Christentums durchgedrungen, aber was er darstellt, ist im letzten Grunde doch Christentum und nicht platonische Philosophie. Jene ersten Theologen waren an der Philosophie irre geworden, mehr als Wahrheit suchende, denn als Vergebung und Gnade suchende zum Christentum gekommen. Weil sie so vor allem Wahrheit über Gott suchten, so blieb ihnen der Kern des Christentums, nämlich die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, noch verborgen, sie bezeichnen erst den Anfang einer langen dogmengeschichtlichen Entwicklungsweise, welche in Luther erst zu ihrem Ziele gekommen ist. Mußte auch noch manches ausgeschieden, manches berichtigt werden, so war es doch Christentum und nicht bloß christlich gefärbter Platonismus, was in diesen ältesten Vätern lebte. J. P.

— Was ist Wahrheit? Vorgetragen am 30. Januar 1893 im Museum zu Tübingen durch Joh. Claassen. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1993. 30 S.

Drei Fragen sollen in dieser Schrift beantwortet werden: Was heißt Wahrheit? Wo ist die Wahrheit? Wie gelange ich zu dieser Wahrheit? Wiewohl die Antworten in durchaus positiv-christlichem Sinne gegeben sind, hat mich die Schrift wenig befriedigt. Die theosophische Neigung des Verfassers, welche sich bald zu erkennen giebt, hat daran keine Schuld. Die ließe man sich bei solchem Thema schon gefallen. Aber ein anderes, was sich in diesen Blättern immer wieder geltend macht, verleidet dem Leser den Genuß, dessen er vielleicht an einzelnen Stellen froh geworden. Ich weiß es nicht anders zu nennen als Viel-

Digitized by Google

wisserei, welche gerne glänzt in leicht hingeworfenen, meist geringschätzigen Urteilen. Zur Begründung dieses Vorwurfs verweise ich auf den ganzen Abschnitt über das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst zur Wahrheit. Zwar verwahrt der Verf. sich ausdrücklich dagegen, als ob er die Wissenschaft an sich verwerfen oder auch nur verkleinern wolle. Aber eine tiefere Würdigung der Aufgabe des Menschen, die Welt Gottes erkenntnismäßig zu durchdringen, sucht man vergebens, man findet nur den oberflächlichen Nachweis, daß die einzelnen Wissenschaften die Wahrheit, welche unser Herz zu Ruhe bringt, nicht aufweisen können. Dabei liest man folgendes: „Was die sog. sittliche Zucht des Gedankens in dieser (der Mathematik) und aller Wissenschaft betrifft, so lehrt dieselbe Erfahrung, daß dieselbe meistenteils auf guter Veranlagung beruht, also Naturtrieb ist, andererseits Nötigung im Blick auf das Kommende und zu Erreichende, das hochnotpeinliche Examen mit seinen Folgen, der Stellung in Amt und Leben. Endlich spielt der Ehrgeiz, vielleicht auch eine Art Liebe dabei mit eine Rolle. Was bleibt dann noch für die Liebe zur wesentlichen Wahrheit und für diese selbst?“ Ob das wohl nicht „Verkleinerung“ der Wissenschaft genannt werden darf. Ferner sei auf folgende Sätze verwiesen S. 17: „Nur die Theosophie weiß davon (von der Symbolik der Natur) und in neuester Zeit H. Drummond zum Teil, obschon mit darwinistischen Irrtümern untermischt.“ S. 19: „Die Wahrheit, die wir suchen und brauchen, findet sich in der Geschichtskunde nicht, oder doch nur in vereinzeltem Durchblitzen. Die Kirchengeschichten machen davon eine nur sehr teilweise Ausnahme.“ Auf S. 29 passiert dem Verfasser etwas ganz Absonderliches. Es ist ihm aufgefallen, daß die beiden Vernunfttheologen Abelard und Albrecht Ritschl in ihrem Namen ein A haben; er stellt ihnen vier B als wahre Theologen gegenüber: Bernhard, Albr. Bengel, Tobias Beck und Franz von Baader! Hört man den eilig entworfenen Vortrag eines gesprächigen Journalisten, so lächelt man darüber; anders wenn man liest. Wer seine Feder in den Dienst der christlichen Wahrheit stellt, sollte doch „die sittliche Zucht des Gedenkens“ soviel üben, daß er nicht derartige Vorträge so, wie sie gehalten, in den Druck giebt. Es ist richtig: im Blick auf die christliche Wahrheit „wird zur Lappalie eine Masse aufgehäufter Gelehrsamkeit, zu nichtigem Dunst so viele hochfliegende ›geistreiche‹ Schönrednerei.“ (S. 29.) Aber wenn man solche Worte in diesem Vortrag liest, woran denkt man dann? Wt.

— Die biblischen Geschichten des Neuen Testaments in Bildern von Presting, königl. Seminardirektor. (Gotha, Schloeßmann.) 1893. 245 S. 2,80 M.

Ganz vortreffliche Vorbereitungen für die biblische Geschichte des neuen Testaments. Verf. teilt seinen Stoff in sechs Hauptabschnitte: die Vorgeschichte, die Jugendgeschichte, die Geschichte der Wirksamkeit, die Lehre des Herrn vom Reiche Gottes in Gleichnissen, das Leiden und Sterben, die Herrlichkeit. Zu jeder Geschichte giebt Verf. praktische Anleitung, zunächst das Bild dessen, was vorgeht, zu zeichnen. Dann folgt die Unterschrift des Bildes, zuletzt die Moral, der religiöse und sittliche Inhalt. Recensent hat das Buch bei der Vorbereitung für den Kindergottesdienst praktisch erprobt und empfiehlt es allen Lehrern und Helfern als außerordentlich nützlichen Wegweiser.

— Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem inneren Verhältnis. Eine sociale und religiöse Frage der Gegenwart. Von A. Schindler. (Basel, „Allg. Schweizer Zeitung“.) 1894.

130 Druckseiten, geschrieben in der Absicht, „das innere Verhältnis der kirchlich gesinnten Christen gegenüber der Heilsarmee womöglich freundlicher zu gestalten“. Wir können nur wünschen und hoffen, daß der Verfasser mit dieser Absicht gründlich zu schanden werden möge. Daß es auch aufrichtige Christen giebt, welche der Heilsarmee dienen, kann gerne zugegeben werden, auch wohl, daß hier und da für das Reich Gottes ein Nutzen durch diese Christen geschaffen wird. Ebenso gewiß ist aber auch, daß gerade das, was das Wesen der Heilsarmee ausmacht, die militärische Organisation, der Mummenschanz mit den bunten Kostümen, die lärmenden Aufzüge, um Sensation zu machen u. s. w. —, daß alles dies, wodurch die Heilsarmee in besonderer, von anderen Christen unterschiedener Weise für das Reich Gottes wirken will, allen christlichen und biblischen Grundsätzen für die Ausbreitung des Evangeliums rücksichtslos ins Gesicht schlägt. Es stände noch trauriger um das kirchliche und christliche Leben in Deutschland, als es steht, wenn eine so perverse Gemeinschaft wie die Heilsarmee Zustimmung und Beifall bei uns jemals hätte finden können.

— Licht- und Schattenbilder aus dem alten Testament. Von C. Hackenschmidt, Pfarrer. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1893.

Ein vortreffliches kleines Erbauungsbuch, das zu einer Anzahl (19) alttestamentlicher Geschichten praktisch-erbauliche Nutzanwendungen bietet. Verf. kennt das menschliche Herz im allgemeinen und die Schäden unserer Zeit im besonderen. Kein Leser wird das Buch ohne Segen aus der Hand legen.

— Das Vergängliche, das Bleibende, das Ewige. Von Chr. Henop, Dr. med. (Altona, J. Harder.) 36 S. Preis 80 Pf.

Der Verfasser steht vor den Rätseln des Daseins still und sucht im Blick auf die Vergänglichkeit und den Wechsel alles Irdischen nach einem Bleibenden, Ewigen. Mit Ernst widerstrebt er dem Materialismus, der den Thatsachen des Seelenlebens nicht gerecht wird. Ausgehend von der sittlichen Freiheit des Menschen, ist der Verf. zum Idealismus gelangt und legt die Grundzüge der ihn befriedigenden Weltanschauung in den vorliegenden seinen Kindern gewidmeten Blättern dar. Ein elegischer Zug geht durch das Ganze;

Digitized by Google

wie sollte es auch anders sein können, wenn es uns unbekannt bleibt, „ob und wie auch nach dem Tode noch der individuelle Geist im göttlichen Geist seine Individualität sich zu erhalten vermöge; wenn solchen Fragen gegenüber uns ehrfurchtsvolles Schweigen geziemt“. Es ist eben genug, zu wissen, daß man die verantwortungsvolle Aufgabe hat, mit allen Kräften an seinem Teile die Idee des Menschlichen zu verwirklichen. Aber ist dieses „verantwortungsvoll“ auch die Meinung des Verfassers? Er schreibt S. 9: „Ist das Gewissen, das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit für die Art der Pflichterfüllung in der That nur ein Traum oder gar die Ausgeburt eines kranken Gehirns?“ Diese Frage enthält doch wohl eine Behauptung. Aber Verantwortung vor wem? wann? Wollte der Verfasser diesen Fragen, zu welchen seine durchaus richtige Behauptung führt, weiter nachgehen, so würde ihm freilich das „Wie“ des Lebens nach dem Tode nicht begreiflicher werden, er würde es aber trennen lernen von der Frage nach dem „Ob“; dies letztere würde ihm dann nicht mehr als Frage, sondern als eine durch unser Gewissen verbürgte Thatsache erscheinen. Möge der Verfasser dahin geführt werden, daß er seinem Citat aus Psalm 103 von der Vergänglichkeit mit Petrus hinzufügen lernt: Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Denn aus den Rätseln des Lebens und ihrer erschütternden Tragik finden wir doch nur heraus, wenn wir es erfahren: Bei dir ist die ewige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht; dann würde der Abriß einer Lebens- und Weltanschauung auch befriedigender ausklingen, als in den mehr Phantasie als Tiefsinn zeigenden Versen F. Dahns. Wt.

3. Geschichte.

— Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz. Von Carl Tanera. Vierter und Fünfter Band: Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege. Erster Teil: Von Valmy bis Austerlitz. Zweiter Teil: Von Jena bis Moskau. (München, 1893. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung [Oskar Beck].) Preis des einzelnen Bandes 2 M, eleg. kart. 2,50 M.

Frühere Bände dieser vaterländischen Bibliothek sind schon von uns in der Monatsschrift angezeigt und empfohlen, weil der Verfasser ein hervorragendes Geschick besitzt, anregend, lebhaft und übersichtlich zu erzählen, den Sinn für die Ruhmesthaten unserer Väter zu wecken und zu beleben. Auch diesen beiden Bänden sind dieselben guten Eigenschaften nachzurühmen, was umsomehr anzuerkennen ist, weil in ihnen einer der traurigsten schmachvollsten Abschnitte deutscher und preußischer Geschichte zur Darstellung gelangt. Wir würden uns auf diese kurze Anzeige beschränken können, wenn nicht der Verfasser in seinem Streben, einzelne bedeutende Persönlichkeiten möglichst hervorzuheben, ihren Ruhm hell erstrahlen zu lassen und dadurch auf sie hinzuweisen, sich hier und da verleiten ließe, andere Männer zu verkleinern, sogar ihrer Ehre zu schaden. Zu dieser Bemerkung führt uns namentlich die Behauptung Taneras, der Verteidiger von Menin, der General von Hammerstein, habe, ehe er den berühmten Ausfall unternahm, an Uebergabe gedacht und sei erst durch Scharnhorst darauf gebracht, sich durchzuschlagen. Die Angabe, Hammerstein habe an Uebergabe gedacht, steht im schärfsten Widerspruch zu dem, was Scharnhorst selbst in seiner 1803 über Menin veröffentlichten Schrift ausspricht, in der er sagt: „Sein (Hammersteins) heroischer Geist, seine hohen Begriffe von militärischer Ehre und der Gedanke, daß die Feinde den Emigranten nicht die Capitulation halten möchten, bestimmten ihn, unter keinen Umständen sich auf eine Unterhandlung einzulassen.“ Herr Tanera ist bis jetzt den Beweis für seine, die Ehre des hochverdienten hannoverschen Generals antastende Behauptung schuldig geblieben, und wir würden es für erwünscht ansehen, wenn er Gelegenheit finden wollte, sie zu widerrufen. v. H.

— Die nordische Herkunft der Trojasage, bezeugt durch den Krug von Tragliatella. Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 12 Abbildungen im Text. (Glogau, 1893. Verlag von C. Flemming.) Preis 1 M.

Verfasser hat in seinen großen Werken „Tuisko Land“ und „Die Trojaburgen Nordeuropas“ die Ansicht verfochten, daß die Urheimat der Indogermanen (Arier) nicht in Hochasien, sondern in Nordeuropa zu suchen sei, und daß der Ueberschuß der Volkskraft dieses Stammes in vorgeschichtlicher Zeit sich von hier nach Süden gewendet, Westeuropa, Griechenland, Italien und Teile von Asien bevölkert oder doch die Urbevölkerung dieser Länder stark beeinflußt habe. Die Beweise für seine Annahme, die natürlich von Sprachgelehrten vielfach angegriffen und verspottet ist, findet der Verfasser hauptsächlich auf naturwissenschaftlichem und mythologischem Gebiet, ohne die Sprachforschung ganz bei Seite zu schieben. In der vorliegenden Schrift führt Herr Krause mit überzeugender Kraft aus, daß die Mythologie der Griechen auf nordischer Grundlage beruht, und daß auch die Ilias, Homers Epos vom Kampf um Troja, die poetische Gestaltung jener nordischen Sage ist, nach welcher die Sonnenjungfrau, hier Helena genannt, in der Burg des Wintergottes eingeschlossen ist und durch die Kraft des Frühlings, den Gewittergott, aus ihren Banden befreit wird. Trojaburgen finden sich in England und Nordeuropa zahlreich unter gleichlautendem oder doch ähnlichem Namen als Trojeborg, Tröborg, Troytown, walls of Troy, Caer Droida u. s. w. — labyrinthische Steinumwallungen, in denen in vorchristlicher Zeit und auch noch lange nach Einführung des Christentums der Sieg des Frühlings, die Befreiung der Sonne mit feierlichen Schwerttänzen begrüßt wurden; auch in Italien wurde bekanntlich in altrömischer Zeit durch die Salier das trojanische Spiel (ludus Troiae) gefeiert. In Mittelitalien wurde auch

der aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammende Krug von Tragliatella gefunden, etruskischer Herkunft, auf dem ein mit Troia bezeichnetes Labyrinth eingeritzt ist, aus welchem ein Reiter und eine Reiterin kommen, begleitet von sieben Tänzern. Dieser Krug ist für Dr. Krause ein schlagender Beweis, daß auch in Italien diese Labyrinthe, ebenso wie in Nordeuropa, als Trojaburgen bezeichnet wurden, ehe man vermutlich dort von der Ilias und Homer etwas wußte, und daß die Feier des Schwerttanzes, das Fest des Frühlingsanfanges aus Nordeuropa dorthin gebracht ist. Auf die Einzelheiten der kleinen Schrift können wir hier nicht eingehen, wollen aber alle Leser, welche sich für die nordische Mythologie interessieren, auf die oben genannten großen Werke Dr. Krauses, sowie auf die vorliegende Arbeit aufmerksam machen.

v. H.

— Mülhausen i./E. im XVI. Jahrhundert. Die Reformation in Mülhausen und der Aufruhr von 1587. Der Mülhauser Chronik nacherzählt von G. Tournier. (Illzach [Elsaß], Verlag und Druck der Buchdruckerei „zur Heimat".) 1894. Preis 1 M.

Zwei durch 60 Jahre getrennte Ereignisse werden erzählt: die Durchführung der Reformation in Mülhausen und der mißlungene Versuch der katholischen Partei, die alte Glaubensform wieder einzuführen. Derartige geschichtliche Bilder haben keineswegs nur lokales Interesse, sind sie doch gewissermaßen die Bausteine, die der Geschichtsschreiber für seine Arbeit verwenden muß. Auch als Zeuge der Wahrheit gegenüber der Fälschung und Verleumdung, deren sich neuerdings katholische Geschichtschreiber, in erster Reihe Janssen, schuldig gemacht haben, verdient die vorliegende kleine Arbeit Beachtung; in Mülhausen herrschten vor der Reformation jedenfalls nicht die idealen Zustände, die Janssen und seine Freunde überall in Deutschland im Beginn des 16. Jahrhunderts entdeckt haben. Wir wollen die Broschüre Geschichtsfreunden empfehlen.

v. H.

— Die große Reiterschlacht bei Brandy Station am 9. Juni 1863. Bearbeitet von Heros von Borcke, damals Stabschef des General Stuart, und J. Scheibert, damals Capitän. Illustriert von C. Sellmer. (Verlag von P. Kittel, Berlin.) 1893. Preis geheftet 7,50 M., gebunden 9 M.

In der Schlacht bei Brandy Station schlug der General der Südstaaten James Stuart die ihm gegenüberstehenden Truppen der Nordstaaten glänzend aufs Haupt. Der Sieger verfügte über 22 Kavallerie-Regimenter und 4 Batterien, während sein Gegner, General Pleasanters außer etwa der gleichen Masse Kavallerie 6 Batterien und 8 Infanterie-Regimenter ins Gefecht führte. Der gewaltige Kampf, der fast einen ganzen Tag dauerte, ist somit eine der größten Reiterschlachten der Neuzeit, und die beiden Verfasser, die ihm beiwohnten, haben ihn mit Recht der Vergessenheit entrissen. Herr von Borcke war, obwohl erst 28 Jahre alt, schon damals der Stabschef und Vertraute des kühnen Reiterführers Stuart, Major Scheibert war vom Könige nach Amerika geschickt, um als Ingenieuroffizier im Secessionskriege Erfahrungen zu sammeln. Beide Herren haben ihre Tagebücher, Briefe, Skizzenbücher u. s. w. hervorgesucht und eine ganz vortreffliche Beschreibung des Gefechtes geliefert, eine Beschreibung, die ebenso klar und übersichtlich, wie gewandt geschrieben ist, und die einen höchst interessanten Einblick in das von unseren Heeresverhältnissen so sehr verschiedene Getriebe der konföderierten Armee, die Gesinnung der Offiziere, die Kampfweise u. s. w. thun läßt. Das Buch ist natürlich in erster Reihe für den Reiteroffizier bestimmt, der aus demselben viel lernen kann; es wird aber zweifellos jeden Leser fesseln, der einmal Soldat gewesen ist. Die Karten sind gut, die hübsch gezeichneten Portraits und anderen Skizzen tragen zum Verständnis wesentlich bei. Wir können das Buch als eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte bezeichnen. v. H.

— Bilder aus der ägyptischen Geschichte. In fünf Vorträgen nach Reise-Erinnerungen zusammengestellt. (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.) 1893.

Recht ansprechende Schilderungen aus dem alten Aegypten, über die Mythologie, die staatlichen Einrichtungen, die Königsgeschlechter, Geschichte, Sitten und Kunst dieses eigentümlichen Volkes. So weit wir sehen können, bringt Verfasser, ohne in wesentliche Irrtümer zu verfallen, die Ergebnisse der neueren Forschungen. Freilich bleibt er dabei auf der Oberfläche, und seine Vorträge halten beispielsweise den Vergleich mit den Aufsätzen nicht aus, die Victor von Strauß und Torney in früheren Jahrgängen der Monatsschrift über die altägyptische Religon u. s. w. veröffentlicht haben. Es berührt wohlthuend, daß der Verf. seinen Glauben als Christ offen bekennt. Das elegant ausgestattete Buch liest sich gut und wird auch denen, die nach dem Lande der Pharaonen ziehen, ein erwünschter Begleiter sein.

v. H.

4. Naturwissenschaft.

— Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Haus. 2. Auflage von R. Schmidtlein. 3. Band mit 1 Karte, 1 Tafel in Farbendruck und 713 Abbildungen. (Leipzig, Bibliogr. Institut.) 1893. Gr. 8°. 963 S. 10 M.

Der dritte und letzte Band der neuen Ausgabe des bekannten Buches; er enthält Kriechtiere, Lurche, Fische, Insekten, niedere Tiere. Wir haben die beiden ersten Bände besprochen und haben nun diesem letzten Band nicht mehr viel hinzuzufügen. Der Text ist gut und die Ausstattung vorzüglich, die Bilder sind fast alle außerordentlich lebenstreu und anschaulich. Die schöne Bunttafel zeigt uns eine Reihe von Seeanemonen und die beigegebene Karte die Verbreitung wichtiger Tiere.

Digitized by Google

Wir möchten zum Schluß noch einmal das ganze Werk, das in seinen drei Halbfranzbänden 30 Mark kostet, zur Anschaffung für jede Hausbibliothek denen bestens empfehlen, welchen die große Ausgabe zu teuer ist. Die kleine Ausgabe erfüllt ihren Zweck durchaus. Dt.

— Kosma. Die Erde von ihrem Uranfang bis zu ihrem Endziel im Rahmen und Lichte der heiligen Schrift. Eine Skizze als Abwehr wissenschaftlicher Eingriffe in die biblische Lehre. (Berlin, 1893. R. J. Müller.) 8°. 107 S.

Ein sonderbares Buch! Der Verfasser, der sich leider nicht nennt, unternimmt etwas ebenso Kühnes wie Schwieriges, nämlich die Entwicklung der Erde aus der heil. Schrift darzustellen, indem die moderne Wissenschaft nur nebenbei zu ihrem Recht kommt. Die Voraussetzung, von der er ausgeht, muß dabei als eine ganz verkehrte angesehen werden, er hat nämlich den naiven Standpunkt, daß sich die Geologie nach der heil. Schrift richten müßte, sagt er doch direkt, „daß es nicht richtig ist, ohne Mose Geologie zu treiben". Das heißt doch nichts anderes als, wir haben in der heil. Schrift auch eine Art geologisches Lehrbuch, und das ist der große Fehler, bei dem sich der Streit, um den sich auch dieses Buch dreht, niemals beilegen läßt. Die Naturwissenschaft hat nichts mit Theologie und die Theologie nichts mit Naturwissenschaft zu thun, nur bei klarem Auseinanderhalten beider Gebiete kann man etwas Ersprießliches leisten. — Im Uebrigen enthält das Buch ein wunderliches Gemisch von naturwissenschaftlichen Thatsachen und phantastischen Ideen, die der Verfasser aus der heil. Schrift zu begründen sucht. Man muß sagen, daß er oft recht gute Ideen hat, aber damit ist doch so Absonderliches gemischt, daß man von naturwissenschaftlicher Seite darüber nur lächeln wird; damit ist aber der Sache doch durchaus nicht gedient. Den originellen Gedanken, daß der Stoff durch Zerlegung des Nichts gewonnen ist, sucht Verfasser durch den Vergleich mit der Entstehung der Farben aus dem weißen Sonnenlicht zu erhärten. Er unterscheidet 5 Weltalter. Das erste sollen die 6000 Jahre vor dem Sechstagewerk sein, er gebraucht für sie den wissenschaftlichen Ausdruck „archäisch", das zweite Weltalter ist die paläozoische Periode (800 Jahre lang), das dritte die mesozoische (600 Jahre), das vierte die känozoische, 356 Jahre (bis zur Sintflut), das fünfte die anthropozoische Periode (bis jetzt). — Im einzelnen lassen sich außerordentlich viel Fragezeichen machen.

Der größere Teil des Buches behandelt die Heilsgeschichte spricht dann auch von der Judenfrage, vom Antichrist, vom tausendjährigen Reich und der darauffolgenden Zeit, vom Weltgericht u. s. w. Auf das Einzelne hier einzugehen, geht hier nicht an.

Wie gesagt, wir können diese Art der „Abwehr wissenschaftlicher Eingriffe in die biblische Lehre" nicht billigen, es wird damit gar nichts erreicht: ein großer Teil des Publikums belächelt sie und ein anderer versteht sie nicht. Zum Schluß sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es unverständlich ist, wie der Verfasser die Form „Kosma" rechtfertigt. Dt.

— Zur Entstehung der Cholera und ein Rat zur Verhütung derselben. Von Hofrat Dr. med. R. Telchow, Hofzahnarzt weil. Sr. Majestät des Kaisers Friedrich III. (Berlin, 1893, Fr. Stahn.) 13 S.

Dies kleine Schriftchen bekämpft die Kochsche Theorie von der Entstehung der Cholera durch den Kommabacillus, es steht dabei auf dem Boden der Pettenkoferschen Ansicht, nach welcher bekanntlich die Ursache der Cholera nicht in einem Bacillus, sondern in den Bodenverhältnissen zu suchen ist. Da der Verfasser Zahnarzt, also wie er selbst sagt „ein Halbberufener", ist, so wird man ja in medizinischen Kreisen bei dem dort herrschenden blinden Autoritätsglauben auf ihn nicht hören. Dies soll aber uns nicht hindern, das Schriftchen anzuerkennen und es zu empfehlen. Es legt in knappen und klaren Sätzen die Unhaltbarkeit der Kochschen Lehre dar. Jeder Unbefangene muß sie einsehen. — Von seiner Idee über die Ursache der Cholera ausgehend und mit Bezugnahme auf die Thatsache, daß Städte mit undurchlässigem kalkigen Untergrund niemals Choleraepidemieen haben, schlägt der Verfasser sodann zur Unschädlichmachung der giftigen Sumpfgase vor Bestreuung des Bodens, Imprägnieren der fauligen Gewässer und auch des Trinkwassers mit Kalksalzen. — Die Anwendung der letzteren, die übrigens schon stattfindet, ist in der That schon deshalb wünschenswert, als unsere jetzt gebräuchlichen Desinfektionsmittel für die Atmungsorgane schädlich sind. Dt.

5. Biographie.

— Goethes religiöse Entwicklung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte von Dr. Eugen Filtsch, evang. Pfarrer in Bukarest. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) Preis 5 M.

Ein eigenartiges Beginnen. Ueber Goethe ist viel geschrieben worden, mehr als über jeden anderen deutschen Dichter. Nach und nach hat sich eine eigene Goethe-Bibliothek gebildet. Und die treibende Kraft, die dem Namen einwohnt, hat sich noch nicht erschöpft, sie bringt immer noch wieder neues hervor. Ja, man versucht es sogar, noch ganz neue Seiten an dem deutschen Dichterfürsten zu entdecken. Der Verfasser des vorstehenden Werkes hatte sich 1879 in dankbarer Begeisterung für die Lebensrichtung, die er von Goethe empfangen hatte, daran gemacht, die Stellung des Dichters zur Religion zu erörtern; Zillers Jahrbuch für wissenschaftliche Pädagogik hatte diese Arbeit, seine Doktordissertation, aufgenommen. Jetzt kehrt er zu dieser Frage zurück. Die historisch-theologische Betrachtung, wobei es sich darum handeln würde, die Stellung Goethes zu den Problemen und Systemen der Theologie und zu den kirchlichen Gemeinschaften zu zeichnen, soll gegen die litterargeschichtlich-biographische,

welche aufzeigen will, wie sich die Individualität des Dichters unter den mannigfachen Einflüssen und Verhältnissen eines langen reichen Lebens in religiöser Richtung bestimmte, sowie gegen die religiös-praktische Seite, die nachweisen will, wie viel praktisch-religiöses Leben aus Goethes Werken und Lebensgang für andere zu schöpfen ist, zurücktreten. Die Aufgabe kommt einem zunächst fremd, verwunderlich vor. Man ist gewohnt, in Goethe einen alten Heiden, einen Menschen heiteren Lebensgenusses, einen stark egoistischen Charakter zu erblicken, der sich auch namentlich in seinen Beziehungen zu der Welt des Weibes eine schrankenlose Freiheit verstattete, und nun sollen wir in ihm nicht bloß einen religiösen Menschen, sondern sogar einen Christen, und einen Christen evangelisch-protestantischer Richtung erkennen. Wird es dem Verfasser möglich sein, eine so völlige Umkehr des Urteils in uns zu bewirken? Das muß ihm eingeräumt werden, daß er mit großer Liebe und Treue alle Worte, alle Lebenszüge, die irgendwie seinem Zweck dienen können hervorsucht. Und gewiß ist es ihm da gelungen, manches ans Licht zu ziehen, worüber man hingegangen war, ohne es sonderlich zu beachten, anderes zu erklären, was zu Mißdeutung Anlaß geben konnte, noch anderes endlich zu mildern, woraus sich Anklagen und Vorwürfe gebildet hatten; aber daß es ihm gelungen wäre, eine völlige Umstimmung zu bewirken, das kann ich von mir nicht bekennen. Die Kirche entfremdete schon den Knaben von sich durch einen verfehlten trocknen, aller Innerlichkeit baren Religions- und Konfirmationsunterricht, so daß derselbe sein lebhaftes religiöses Bedürfnis in eigener Weise befriedigen mußte. Die arme Kirche! Sie hat Friedrich den Großen auf ihrem Gewissen, sie hat auch Goethe auf ihrem Gewissen. Es ist doch gut, daß man für die genialen Menschen, die ihre eigenen Bahnen sich wählen, einen Schuldigen hat, auf dem man die Schuld ablagern kann. Goethes Jugendzeit bringt ihn dann in lebhafte Berührung mit den die Zeit erfüllenden und bewegenden Richtungen, er wird sogar selbst zum Theologen und schreibt theologische Abhandlungen, die in den Streit des Tages eingreifen. Eigen ist dabei seine Stellung zur Bibel. Aber zu einer festen abgeklärten Ueberzeugung gelangt er nicht. Spinozas Ethik gewinnt Einfluß auf ihn. Aber auch Lavater, Jakobi, Klopstock. Er bildet sich eine Privatreligion, von der es leichter ist zu sagen, was sie nicht ist, als was sie ist, denn sie ist all das nicht, was es von Religion in der Zeit giebt, sie ist Gefühl: Gefühl ist alles. Name ist Schall und Rauch umnebelnd Himmelsglut! Worte, die freilich sehr verschieden gedeutet werden. Zu Weimar und zumal nach der ersten italienischen Reise tritt die Abwendung vom positiven Christentum und Kirchentum immer deutlicher hervor, dessen Stelle nimmt eine reine Vernunft- oder Naturreligion ein. Die Gemeinschaft mit Schiller konnte daran nichts ändern. Erst in der Sturm- und Notzeit, die nun hereinbricht, läßt sich der Anfang einer Befreiung aus der antik-heidnischen Lebensauffassung und einer Hinwendung zu christlichem und deutschem Wesen bemerken, aber doch auch nur der Anfang. Wie weit die spätere Weimarsche Zeit diesen Anfang gefördert hat, ist schwer zu bestimmen. Man findet eben Aeußerungen entgegengesetzten Sinnes, aber in welchen findet man den wirklichen Goethe? Es bleibt gewiß ein berechtigter Schmerz für uns, daß unsere beiden größten Dichter dem Christentum fern stehen. Gern möchte man auch hier eine Versöhnung. Und es soll dem Verfasser dafür gedankt sein, daß er diese Versöhnung gesucht hat. Der Gefahr, sie auf Kosten des Christentums zu suchen, scheint er mir doch nicht ganz entgangen zu sein. Und ich fürchte, er wird wenig Lohn seiner Mühe haben. Dem eigentlichen Goethekreise derer, die in dem Dichter den Großmeister einer heiteren, harmonischen Auffassung vom Menschen und vom Leben verehren, der sogenannten Goethegemeinde, dürfte schwerlich damit gedient sein, daß der religiöse christliche Zug so stark betont ist, sie wünschen denselben gar nicht an ihrem Dichterbilde; die christlichen Kreise aber, soweit sie sich von der Frage berühren lassen, dürften kaum für die Ansicht des Verfassers gewonnen sein. Immerhin bleibt das Filtsche Buch ein hoch interessantes, zumal es wie ein deutscher und evangelischer Gruß aus jenen Ostlanden herüberklingt, wo wir sonst nicht gerade deutscher und evangelischer Arbeit zu begegnen gewohnt sind. D.

6. Poesie.

— Reime und Träume. Von Kurt von Zelau. 127 S. Preis 2 M. 1894. (Dresden, Pierson.)

Ein buntes Durcheinander von Gedichten. S. 4 ein Liebeslied „Wärst du die Himmelskönigin“ mit dem Schluß:

Um deines süßen Leib's Gewinn
Gäb willig ich die Seele hin.

10 Seiten weiter ein Osterhymnus:

Osterwoche,
Heil'ge Woche
Frommer Einkehr
Im Gebet.
Osterwoche,
Leidenswoche,
Da ein Gott den
Tod besteht.
Osterwoche,
Wunderwoche,
Da der Heiland
Aufersteht — u. s. w.

Einiges ist „frei nach Heine“, z. B. S. 41: „Man war gar laut und gesprächig“. S. 67 „Das Weib aus dem Volke“ ist Drehorgelpoesie. Wenig glücklich sind die Phantasien in Prosa am Schluß. S. 36 sagt der Dichter:

Glaubt mir, der Preis, den ich ersehne,
Ist, daß ergreife mein Gedicht;
Und weckt es eine einz'ge Thräne —
Ich kenne höh'ren Lobspruch nicht.

Wir fürchten, der Dichter wird mit geringerem Lobe vorlieb nehmen müssen.

Digitized by Google

— Meine Lieder. Von Lina Herrlinger-Ludwig. (Stuttgart, Bonz.) 1894. 238 S.

Die Verfasserin hat die Gabe, kleine ansprechende Gelegenheitsgedichte zu machen, auch wohl lyrische Stimmungsbilder. Aber warum gleich drucken lassen? Originelles haben wir kaum gefunden. Im Gegenteil ist manches bekannten Dichtungen „nachempfunden". Dabei kommen gar zu viele flüchtige Reime vor, z. B. S. 3 trägt—geweckt. Kleid—Freud; S. 10 Schatten—Thaten, nieder—Hüter; S. 12 werde — währte; S. 215 liegt — geschmückt und S. 174 sollen sogar Totenstirn und Siegerin sich reimen! S. 11 soll der Vers „Muß weichen der Osterfreud!" skandiert werden; — ∪∪ — ∪∪ —! Das geht nicht. — Im Freundes- und Verwandtenkreis kann gleichwohl eine Gabe, wie die der Verfasserin, viel Freude bereiten.

— Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. 100 S. Preis 2 M. (Leipzig, O. R. Reisland.)

Dem Recensionsexemplar, welches uns zuging, sind eine Anzahl Besprechungen schon beigefügt. In der ersten von einem Herrn Max Koch (Schlesische Zeitung) heißt es: „Wundervoll ist es Avenarius gelungen, in das alte lyrische Thema vom Liedesleide das gewaltige Notmotiv der Gegenwart zu verweben, durch Berührung der Tagesfrage zu ergreifen, ohne von der reinen Höhe der Dichtung auf den flachen Boden der Tendenzpoesie herabzusteigen . . . Wenn die Lehre vom erlösenden Mitleid uns an den geistigen Zusammenhang dieser Gedichtreihe mit dem Parsifal gemahnt, so erinnert uns das pantheistische Naturerfassen an Goethe." — Und der bekannte Münchener, stets in Sensationsworten und Superlativen sich bewegende Herr M. G. Conrad schreibt: „‚Lebe!' ist ein Festtagswerk, in dem alles zusammenklingt, vom schlichten Liede bis zum schwungvollen Hymnus, von der schmerzlichen Klage bis zum jauchzenden Psalm: — alles, was ein Gott zum Erleiden und Erleben in eines starken Menschen Brust zusammengepreßt hat. Ein Buch der Erlösung ist diese zyklische Dichtung, ein Heilandsgeschenk an die Mühseligen und Beladenen. Und in der neueren deutschen Lyrik wird es leuchten in reinem Geistesglanze, der nicht zu trüben ist." — Die Leser der „Kons. Monatsschrift" werden sich aus diesen beiden freisinnigen Recensionen ein Bild davon machen können, was sie zu erwarten haben, wenn wir hinzunehmen, was der Dichter im Vorwort selbst sagt: „Der Held der Dichtung verliert unerwartet und gerade, da er ein Heim begründen will, seine leidenschaftlich geliebte Braut. Zunächst kann er den Verlust nicht fassen — als er ihn nach und nach begreift, erkennt er auch mehr und mehr, wie all sein bisheriges Leben in dieser Gestorbenen gewurzelt hat; haltlos treibt er nun der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Selbstmord entgegen. Da stellt ihn plötzlich das Schicksal mitten hinein in anderer Menschen Leid, zwingend, zu vergleichen. Und wie er sich sträuben mag, er kann sich der Wirkung so eindringlicher Anschaulichkeit nicht entziehen. Leise zuerst, doch nach und nach anschwellend zu unwiderstehlichem Befehl hallt aus dem Unbewußten seiner Seele das Lebe! Die Wohlthat des Mitleids, des Denkens und Sorgens für Andere, der Arbeit überhaupt geht ihm allmählich auf und dazwischen das Bewußtsein davon, wie viel ihm die Geschiedene gegeben hat, was nicht gestorben ist. Die Ahnung erdämmert, die Erkenntnis erlichtet sich ihm, daß gerade der Schmerz alle Kräfte seiner Seele geübt und gestärkt hat zur Empfänglichkeit auch für das Große und Schöne." Die Dichtung birgt viele poetische Schönheiten, freilich auch eine Neigung zur sensationellen Ausdrucksweise und zum Gräßlichen. Was ihr aber fehlt, ist „das Beste in der Welt", die Erkenntnis, daß dies Erdenleben mit seinen Leiden nur Schule und Vorbereitung ist auf ein besseres Leben in anderer Welt und daß die Erlösung nicht im kategorischen „Lebe!" liegt, das der Mensch sich selber zuruft, sondern im besseren Imperativ, den der Christ nicht aus sich selbst, sondern aus Gottes Wort empfängt: Glaube!

7. Unterhaltungslitteratur.

— Obdachlos. Bilder aus dem socialen und sittlichen Elend der Arbeitlosen. Von Constantin Liebich. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Adolf Wagner. (Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben.) 8°. 256 S. 3 M.

Die sittliche Gefahr der Arbeitslosigkeit aufzudecken und das stark unterschätzte Interesse der Gesellschaft an der Heilung dieses socialen Schadens zu begründen, ist der Zweck dieses Buches, das im Gewande fesselnder Erzählung und anschaulicher Schilderung des Lebens und Treibens der Arbeitslosen in den von ihnen bevölkerten Häusern und Anstalten eine der brennendsten Tagesfragen behandelt. Der Verfasser ist als Vorsitzender des Vereins „Dienst an Arbeitslosen" in Berlin, eines bescheidenen, aber nicht unwichtigen Zweiges der Inneren Mission, zu dieser Arbeit besonders berufen. Was er mitteilt, beruht auf den persönlichen Mitteilungen der Obdachlosen und Vagabunden. Herbergen und Verpflegungsstationen, Penne und Volkscafé, Asyl und Wärmehalle, „Schrippenkirche" und Arbeiterkolonie erscheinen hier nicht in der üblichen offiziellen Beleuchtung, wie ihn etwa die Jahresberichte dieser Anstalten vermitteln, sondern vom Standpunkte der Obdachlosen selbst, gewissermaßen von der Kehrseite betrachtet, und eine Fülle von Beobachtungen giebt den Besitzenden überraschende Aufschlüsse über den Gebrauch und den Mißbrauch der planlosen wie der organisierten Wohlthätigkeit durch die vagabondierende Bevölkerung. Ein grelles Licht fällt sowohl auf die Unzulänglichkeit vieler Einrichtungen als auch auf die Verkommenheit vieler sich im Kriegszustande mit der Gesellschaft befindlichen Obdachlosen. — Die mitunter recht drastischen, nirgends jedoch das Sittlichkeitsgefühl verletzenden Schilderungen entbehren auch nicht des Humors,

Digitized by Google

dessen Wirkung noch durch die Anwendung des unverfälschten Kundenjargons erhöht wird. Wir empfehlen das Buch aufs wärmste an alle, die mit Innerer Mission und socialen Notständen zu thun haben. Ein treffliches, sehr ernstes Vorwort hat Prof. Adolf Wagner dem Buche vorausgeschickt. „Hier werde", so sagt er, „die Grundfrage aller neueren Socialökonomie berührt, geregeltere Produktion und besser geregelte Verteilung des Produktionsertrages."

— Phantasien über den „Gotha". Von Bertha von Suttner. Mit Porträt. (Dresden, Pierson.) 1894. Pr. 5 M. geb.

Der „Gotha" ist nicht etwa Herzog Ernst, sondern der Gothaische Kalender, Hof-Almanach und Taschenbuch der gräflichen Häuser. Die Verfasserin greift einzelne Notizen heraus und schreibt darüber Phantasien. Zum Beispiel: „Victor Graf F., geb. 13. Mai 1839, Oberst-Erbland-Panier des Königreichs Böhmen, k. k. Kämmerer, Rittmeister i. d. R., vermählt 19. August 1872 mit Ottilie, geb. Mayer, Besitzerin der Herrschaft Talkewitz (4 Quadratmeilen) in Böhmen." — Es ist nicht schwer zu erraten, welcherlei Phantasien sich der Verfasserin hier aufdrängen. Wir bekommen die Schilderung der unglücklichen Ehe zwischen einem Kavalier und einer reichen Jüdin. Er hat sie genommen, um seine Schulden zu bezahlen, sie ihn, um Rang und Ehre zu gewinnen. Und der Schwiegervater ist vorsichtig genug gewesen, den „Knopf auf dem Beutel" in der Hand zu behalten. Ein anderes Mal erleben wir die Einkleidung einer Nonne aus einer Familie der hohen Aristokratie, ein anderes Mal den Tod einer jungen Frau im Wochenbett und die Leichenfeier. Bei dieser Feier muß der Priester seine Rede unterbrechen. „Alles, was er bisher gesagt: von Himmel und Hölle, von Sündenfall und Erlösung, hat die Versammlung ruhig gelassen; aber das einzige menschlich wahre Wort, das einfache, so traurige ›du armer Witwer‹, das hat alle Herzen erschüttert. Nicht ein Auge bleibt trocken."

Bertha von Suttner ist eine sehr gewandte Erzählerin und ihre Phantasien zeigen in der That Phantasie. Was man vielfach vermißt, ist leider der sittliche Ernst. Das Stück Nr. IV, wo ein Vater seinem Sohne die Geschichte seiner drei auf einander folgenden Ehen erzählt, ist von verletzender Frivolität. Wer einen Mann wie den Grafen Franz Xaver das erzählen läßt, was er erzählt, muß irgendwie zu erkennen geben, daß er die Gesinnung desselben mißbilligt. Aber im ganzen erscheint der charakterlose Mann doch immer als ein „guter Kerl", als liebenswürdiges Mitglied der leichtsinnigen österreichischen Aristokratie. Die Verfasserin wird durch dies Buch wohl nicht berühmter werden, als sie es durch ihr „Die Waffen nieder" geworden ist.

— Geschichte Wendelins von Langenau, wie sie von ihm selbst beschrieben und neulich in einem hispanischen Kloster aufgefunden worden ist. Ans Licht gegeben von Heinrich Steinhausen. Mit vielen schönen Bildern geziert von Wilhelm Weimar. (Berlin, Pasch.) 1893. 75 S.

Eine abenteuerlich-romantische Erzählung für das Volk und die Jugend. Junker Wendelin von der im Lahnthal belegenen Burg Langenau wird zur Zeit des Bauernkrieges von einer bösen Stiefmutter ins Kloster Corvey gesteckt. Auf die dort erhaltene Nachricht vom Tode seines Vaters entflieht er und wird unterwegs gezwungen, sich aufständischen Bauern anzuschließen. Bei seiner Ankunft in der väterlichen Burg will gerade der Stiefbruder die Jugendliebe Wendelins heimführen. Dieser dringt im Zorn auf den unrechtmäßigen Burgherrn ein, um ihn zu erstechen, wird aber entwaffnet und ins Burgverließ geworfen. Die aufständischen Bauern stecken die Burg in Brand und befreien ihn. Nun leidets ihn nicht mehr in Deutschland — er beschließt, über Spanien nach Amerika zu gehen und schreibt als Gast eines spanischen Klosters dort seine Erlebnisse auf. — Da auf den 75 Seiten des Buches sich nicht nur ein deutscher, sondern merkwürdigerweise auch, ohne daß man den Grund erführe, ein englischer Text findet und daneben eine große Menge mittelmäßiger Bilder, so ergiebt sich von selbst, daß die Erzählung nur skizzenhaft gehalten sein kann. Die Personen bleiben schattenhaft. Es ist zu bedauern, daß der an sich dankbare Stoff nicht ausführlicher verarbeitet ist. Wenn der Autor auf Grund geschichtlicher Studien dem Leser ein treues Bild der Zeit vermittelt und dabei die Kunst der Charakteristik etwas mehr hätte spielen lassen, so hätte ein wertvoller Roman entstehen können, während jetzt nur eine „Geschichte" zu stande gekommen ist, deren altertümelnde, aber doch mit vielen modernen Wendungen durchsetzte Sprache nicht ausreicht, uns in das 16. Jahrhundert zu versetzen. — Ueber den beigedruckten englischen Text wäre doch wohl der Verleger dem Publikum ein Wort der Aufklärung schuldig gewesen. Soll das Buch als Schulbuch gebraucht, soll es in England vertrieben werden? Dann entsteht aber doch die Frage, ob es nicht richtiger gewesen wäre, zwei Ausgaben zu machen, eine deutsche und eine englische. Das wäre billiger für beide Teile.

— Glück und Leid. Romane und Skizzen. Von Elise Polko. (Leipzig, Karl Braun.) 187 S.

Wir haben nicht alle diese Romane und Skizzen gelesen, aber was wir gelesen, reicht gerade aus, um das Buch abzulehnen. In der Skizze „Ein Konfirmationsspruch" handelt es sich um den Spruch Schleiermachers: „Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wollen sie dich halten, so mache dich frei oder — gehe zu Grund!" Dieser etwas dunkle Spruch wird so erklärt: „Wie oft hatte der Pfarrer in den vorbereitenden Lehrstunden eben diesen ernsten Spruch Schleiermachers erklärt und die schrankenlose opferwillige Liebe eines frommen jungen Herzens einen „Sabbath" genannt, den zu feiern keine Macht der Erde hindern dürfe und könne." Die Verf.

Digitized by Google

findet diese Religion ganz in der Ordnung und hat auch nichts dagegen, daß den Konfirmanden Menschenwort statt Gottes Wort mit auf die Lebensreise gegeben wird. Entsprechend dieser mangelhaften Unterweisung benimmt sich die Empfängerin des erwähnten Spruches. Als unreifes junges Mädchen geht sie 1866 als Pflegerin in die Lazarette, um „unter Leitung der barmherzigen Schwestern, dieser opferwilligsten und selbstlosesten aller Engel an den Krankenbetten und Sterbelagern", Verwundete zu pflegen — was beiläufig barmherzige Schwestern einem solchen „Backfisch" niemals zugegeben hätten. Natürlich verliebt sie sich in den Offizier, den sie pflegt, und weil sie ihn nicht heiraten soll, beschließt sie, zu Grunde zu gehen. Konsequenter Weise müßte nun ein Selbstmord folgen. Aber die Verfasserin läßt milder Weise auf natürlichem Wege ihre Heldin aus der Welt gehen. „So erlosch denn dies reine Mädchenleben wie eine Flamme, der es an Nahrung gebricht, ohne sichtlichen Kampf, ohne Schmerz — sie wollte eben sterben." — Wir wüßten nicht, wem wir so ungesunde Geschichten empfehlen könnten. Gerade so oberflächlich und krankhaft ist die Künstler-Novelle „Schmetterlingsflügel". Die Skizze „Annette" giebt durchaus kein Bild der tief-christlichen westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshof. Alles in allem: ein Buch, das wir ablehnen.

— Der atheistische Schuhmacher. Von Hugh Price Hughes. Ein Blatt aus der Geschichte der West-London-Mission. (Leipzig, Werther.) 71 S. 60 Pf., 10 Exemplare 5 M.

Die Bekehrungsgeschichte eines Schuhmachers, der aus einem dem Christentum feindlichen Redner in socialdemokratischen Klubs zum gläubigen Christen wird. Die Erzählung ist zuerst in der Methodist Times erschienen und trägt diesen Stempel an sich. Verf. beklagt den frühen Tod des bekehrten Schuhmachers besonders deshalb, weil dem Bekehrten nunmehr die Gelegenheit genommen sei, seine Bekehrungsgeschichte in öffentlichen Versammlungen zu erzählen. In Deutschland wird die Geschichte wohl kaum populär werden; ist doch auch das Kapitel „Die streitenden Sekten" ganz auf englische Verhältnisse zugeschnitten. Und glücklicherweise giebt es in Deutschland auch noch recht viele Menschen, die nicht wissen, was ein Atheist ist.

– Rang und Geld. Roman von Helene von Beniczky-Bajza. Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. 2 Teile. 192 und 176 S. (Berlin, Otto Janke.) 1894.

Ein interessanter Roman, in dem Geburts-aristokratie und Geldaristokratie mit den ihnen eigentümlichen Anschauungen und Vorurteilen sich gegenüberstehen, bis schließlich die Liebe den Edelmann, nachdem er durch schwere Schicksale geläutert ist, mit der Tochter des reichen Fabrikbesitzers verbindet, die übrigens ihrerseits von den Schwächen des Protzentums immer unberührt geblieben ist. Der Roman ist nicht ausgesprochen christlich, aber in gutem sittlichen Geist geschrieben, kann also auch in dieser Hinsicht empfohlen werden. Die Charakteristik ist fein, der Gang der Handlung fesselnd, die Darstellung anschaulich. Freilich müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir Ungarn nicht kennen, ob es dort wirklich noch Edelleute giebt von so thörichten Vorurteilen, wie die Gräfin Aglaja Artemon, und Männer, die vom eigenen Bankerott so überrascht werden, wie ihre beiden Söhne, und die es für das Beste halten, wenn das Volk in „völliger Unwissenheit" aufwächst. Bd. II, S. 36 wird ein Schulbau genehmigt, „und noch an demselben Tage wurde das Material herbeigeschafft und der Bau begonnen". Ganz so schnell geht es doch nicht mit dem Bauen!

— Weidmannsheil! Novelle von Hans Werder. (Berlin, Janke.) 232 S. Broschiert 5 M., geb. 6 M.

Eine Novelle, die sich angenehm wegliest und wohl geeignet ist, dem ermüdeten Weidmann, wenn er von der Jagd heimkehrt, eine unterhaltende Stunde zu bereiten. Es kommt eine glücklich verlaufende Liebe und auch Mord und Wilddieberei vor. Ein ganzes Kapitel — das achte — schildert nur die nächtliche Erlegung eines Sechszehnenders mit allem erregenden Detail. Die Verfasserin hat die Jägersprache offenbar sehr gründlich studiert — es regnet Kunstausdrücke. Ob sie alle richtig angewandt sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Unsere Zweifel haben wir gehabt. Z. B. heißt es S. 130 und 131 gelegentlich einer Suche mit dem Schweißhund: „Doch nur wenige Minuten war er gefolgt, als Waldmanns tiefes Geläut — wau! wau! das Standlaut verkündete." Wir glauben nicht, daß ein Jäger so spricht. Nicht ganz korrekt ist die Wendung: „Neben ihr stand die Theemaschine, und sie lauschte mit regem Interesse den Anstrengungen derselben, ins Kochen zu geraten." Noch bedenklicher der Satz: „Möbel und Geräte standen umher mit dem Ausdruck wartender Unruhe." Indessen stören diese Flüchtigkeiten den Gesamteindruck nicht. Tiefe Probleme hat der Leser nicht zu erwarten, aber harmlose Unterhaltung in leicht gezimmerter Form.

— Alphonse Daudet. Entre les Frises et la Rampe. Petites Études de la Vie Théâtrale. Illustrations de Marold et Picard. (Paris, E. Dentu.) 216 S. 2 Fr.

Für den Juni 1893 war ein neuer Roman Daudets, „Soutien de famille", angekündigt. Krankheit des Dichters hat die Vollendung der Dichtung verhindert. Im Laufe des letzten Winters ist als jüngste Veröffentlichung der aus zierlichen Sedezbändchen bestehenden „Petite Collection Guillaume" eine Studie Daudets mit dem Titel „Sur les planches" angezeigt worden. Diese Studie ist Mitte Februar l. J. erschienen, aber mit dem minder glücklichen Titel „Entre les Frises et la Rampe". Bekanntlich hat der vielgelesene Romanschreiber sich viel Mühe gegeben, einzelne seiner Romane und Dramen umzuarbeiten

Digitized by Google

und auf die Bühne zu bringen. Er hat damit wenig, sehr wenig Glück gehabt. Erinnerungen an die Arbeiten und Mühen, den Pariser Schauspielern seine Dramen einzulernen, sind in dem kleinen dem Bühnenleben gewidmeten Buche mit der Nüchternheit des erfahrenen Mannes zu Papier gebracht. Daudet weiß, daß der Schauspieler unausgesetzt arbeiten muß, wenn er etwas Tüchtiges leisten soll, aber er weiß auch, daß er im ersten Satze des ersten Le comédien travaille überschriebenen Abschnittes der Wahrheit die Ehre giebt, wenn er sagt: Il faut bien en convenir, les comédiens qui travaillent sont très rares; aussi y en a-t-il fort peu de bons und doch même pour devenir un comédien médiocre, il faut énormément travailler. — Im 2. Abschnitt Le Rêve de Madame d'Éplnay werden in höchst ansprechender Weise die Regeln erörtert: copier la vie, étudier la nature de préférence à l'art. — Der 3. Abschnitt Tournées de Province handelt von den in den Ferien zu Gastrollen in der Provinz reisenden Pariserinnen. Ein Zwiegespräch entre deux strapotins (Klappsitzen) bespricht die Trauerfälle in der Familie des Schauspielers. — In dem ausführlichen 5. Abschnitt Mise en Scène et Répétitions sind Daudets Bühnenerfahrungen enthalten. — Der 6. Abschnitt betrifft die Darstellung der Trunkenheit, einen besonders schwierigen Fall. — In den drei letzten Abschnitten Solxante ans de Théatre — Conseils de Diderot à une comédienne — Fanny Kemble weiß der Verfasser aus allerhand Büchern Anziehendes aus dem Leben hervorragender Schauspieler mitzuteilen. Der Gegensatz zwischen der Französin Jodin, einer mittelmäßigen Künstlerin des 18. Jahrhunderts, und der wider Willen zur Rettung ihrer Familie auf die Bühne gegangenen englischen Schauspielerin Fanny Kemble (geb. 1810) läßt unwillkürlich erkennen, was sittliche Schlaffheit und sittlicher Ernst in einem Berufe ernten, der nach wie vor mit einem berechtigten Vorurteil von der bürgerlichen Gesellschaft angesehen wird. — Daudet will sein kleines Buch als Rettungskahn angesehen wissen, mit dem er 1893 dem absolu naufrage entgangen ist.

O. K.

8. Verschiedenes.

— Kaiser Wilhelm II. 25 Jahre Soldat. (Heft 4 der Kleinen Soldaten-Bibliothek.) Von F. v. Stenglin. Mit dem Bilde Sr. Majestät des Kaisers und Königs. (Berlin, 1894. Verlag der Vereins-Buchhandlung SW. 68.) Preis 60 Pf., bei 5 Bänden 50 Pf.; broschiert 40 Pf.

Das kleine Buch verdient, weil es lebendig und anregend geschrieben ist, Anerkennung und eignet sich gut zur Anschaffung für Volksbibliotheken und dergl. Daß in einem derartigen Lebensbilde viel Licht und wenig oder gar kein Schatten zu finden ist, wird niemand wundern, soll es doch begeistern, die Treue zum Kaiser stärken und das Vertrauen auf ihn, seine Kraft und Tüchtigkeit befestigen.

v. H.

— Konfirmations-Gedenkblätter von Pfarrer Dr. E. Steinmetz in Mainz sind soeben erschienen. Diese neuen Scheine sind in Stich, sowie in Gold- und vielfarbigem Druck hergestellt, (Format 26×35 cm) und gelangen zur Ausgabe als: vierte Serie in 30 Blatt, fünfte Serie in 30 Blatt (jedes Blatt mit anderem Text ꝛc.).

Die wichtigsten Wahrheiten des evangelischen Glaubens, die bedeutungsvollsten Mahnungen werden in klaren Aussprüchen der Heiligen Schrift und herrlichen Zeugnissen des evangelischen Kirchenliedes vor Augen gestellt. Jedes Blatt aus Serie IV und V ist für alle Konfirmanden zu gebrauchen, da die Berücksichtigung besonderer Lebensumstände vermieden worden.

Die ganze Sammlung ist damit auf 210 Blatt vermehrt und zwar in sorgfältigster Auswahl und Berücksichtigung aller Verhältnisse.

Der Preis für die neuen Scheine ist für eine Serie von 30 Blatt auf 3 Mark (also pro Blatt 10 Pfennig) festgesetzt.

Die Serien I, II, III à 50 Blatt in zweifarbigem Buchdruck liegen bereits in vierter Auflage vor.

— Aerzte, Aerztinnen und das sechste Gebot (Berlin, K. J. Müller.) 1894. 30 S. Preis 50 Pf.

Die kleine Schrift unternimmt es, eine sittliche Notwendigkeit für das Vorhandensein weiblicher Aerzte zu erweisen; die Behandlung der Frauen durch Aerzte soll dem sechsten Gebot widersprechen. Das geht unseres Erachtens weit übers Ziel hinaus. Was zunächst die weiblichen Aerzte betrifft, so sind sie in gewissen Fällen wohl zulässig, obschon der ganze Charakter der Frau diese weit mehr auf Pflege, als auf ärztliche Behandlung der Kranken hinweist; man hat mit Aerztinnen schon die übelsten Erfahrungen gemacht. Dann aber halten wir es für ganz unzulässig, die Behandlung von Frauenkrankheiten durch Männer als Unkeuschheit zu verbieten. Das Wesen dieser Sünde liegt doch, um einen Juristenausdruck zu brauchen, im dolus. Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der versündigt sich. Den Arzt aber, der eine Operation ausführt, mit dem Lüstling auf eine Stufe zu stellen, scheint uns überspannt und ungeheuerlich.

— Was muß in diesem Jahrhundert noch erfunden werden? Ein Appell an die deutschen Erfinder von Leopold Ketschendorf. 2. Auflage. (Berlin, 1893, Fr. Stahn.) 8°. 14 S.

Der Verfasser sucht in diesen wenigen Zeilen auf den Wert eines Instruments hinzuweisen, welches unser Geruchsorgan verstärken würde und will dadurch die deutschen Erfinder anregen, in der Richtung zu arbeiten. Wenn der Geruch auch zu den untergeordneten Sinnen gehört, so läßt sich seine Wichtigkeit gewiß nicht leugnen, ersetzt er doch bei manchen Tieren die mangelhaft ausgebildeten anderen Sinnesorgane; wir wollen

Digitized by Google

dem Verfasser auch gern zugeben, daß seine Gründe, mit denen er den Wert eines Mikrosphrans, wie er das zu erfindende Instrument schon vorweg nennt, zu beweisen sucht, einleuchtend sind. — Allein — erfinde dies und das! — ist leichter gesagt als gethan, und gerade in diesem Fall möchte sein Appell denn doch ohne Antwort verhallen; denn die Bedingungen, unser Geruchsorgan zu verschärfen, sind doch andere als die bei Auge und Ohr. In Bezug auf letzteres sind wir übrigens doch ebenso zurück wie beim Geruchsorgan. Es handelt sich bisher beim Ohr nur um zweckmäßige Leitung der Schallwellen und beim Auge um eine zweckmäßigere Brechung der Lichtstrahlen. Wenn aber der Nerv in dem einen oder anderen Fall verletzt oder schwach ist, so sind alle Bemühungen vergebens, beim Mikroskop ist es ebenso. Und es scheint doch so, als ob die Sache bei der Nase ähnlich liegt. Wir riechen nur Gase, welche sich in der Flüssigkeit unserer Nasenschleimhaut auflösen. Es läßt sich vor der Hand schwer einsehen, wie hier eine Verschärfung unseres Sinnes eintreten sollte. Allein, man hat ja freilich niemals vorher eine Erfindung geahnt, daher wollen wir auch hier nicht ganz absprechend sein. Dt.

— Der ehrbare Mann und die prostituierte Frau. Ein Zeitgemälde von Ludwig Heinrich. (Leipzig, Werther.) 24 S.

Verf. geht von der Ansicht aus, daß es Kreise giebt, in denen die prostituierte Frau verachtet und zur Verbrecherin gestempelt, der Mann aber für ehrbar gehalten wird, auch wenn er prostituiert. Ob es solche Kreise giebt, wissen wir nicht. Sehr groß werden sie nicht sein. Im ganzen stehen sich doch zwei Weltanschauungen gegenüber, die christliche und die naturalistische. Die christliche hält einfach fest am sechsten Gebot, das keine Ausnahmen weder für Männer noch für Frauen kennt. Die naturalistische dagegen giebt Männern und Frauen den Freibrief, zu thun was sie wollen. Wenn auch die Naturalisten in der Regel die prostituierten Frauen als minderwertig behandeln, so liegt darin doch kein prinzipielles moralisches Urteil, sondern nur ein vielleicht ganz unbewußtes Zugeständnis, daß die Frucht des sittlichen Libertinismus, die Prostitutionswelt, etwas Abscheuliches ist. Zugegeben muß werden, daß Staat und Polizei oft Männer und Frauen mit ganz verschiedenem Maße messen. Und das ist dann in der That nicht genug zu beklagen. Beide sollen, soweit sie dem Laster fröhnen, in gleicher Verdammnis und das Laster als solches immer auf der Flucht sein. Leider sind wir ja von diesem Ideal noch weit entfernt. — Uebrigens ist das „Zeitgemälde" gut gemeint und mag in den Kreisen, wo das Christentum keine Autorität hat, auch gute und nützliche Wirkung ausüben. Einen richtigen und festen Standpunkt gewinnt man auch in dieser Frage nur auf dem Boden des Evangeliums.

Neue Auflagen.

— Das Wort vom Kreuze. Ein Jahrgang Predigten. Von Hermann Cremer. 2. Aufl. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1894.

Das Evangelium von der Vergebung der Sünden. Ein Jahrgang Predigten von K. Beckhaus. 2. Auflage. Mit Lebensbild von Pfarrer Burgbacher und Porträt. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1894.

Die erste Predigtsammlung ist besprochen Jahrgang 1891, Band 2, S. 773; die zweite Jahrg. 1892, Bd. 1, S. 551. Wir verweisen auf die beiden ausführlichen und empfehlenden Recensionen.

Ed. Herberger'o Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

Otto Kraus.

X.

Der Geschichtsschreiber Leo ist nicht selten mit seinen Monatsberichten dann ins Gedränge gekommen, „wenn", wie man sich auszudrücken pflegt, „nichts passierte". An sich ist ja der Beruf des Geschichtsschreibers und des die Tagesereignisse berichtenden Chronisten ein diametral entgegengesetzter. Dieser Gegensatz kann vom Geschichtsschreiber nur dann überwunden werden, wenn die Tagesereignisse einen historischen Anknüpfungspunkt, einen Blick auf die Vergangenheit gestatten. In ruhigen, ereignislosen Zeiten ist deshalb Leo nicht selten in Verlegenheit gekommen mit seinen Monatsberichten. Er hat dies auch nie verhehlt. So beginnt er den Junibericht 1852 mit den Sätzen:

„Der Hauptinhalt unseres diesmaligen Berichtes wird die Klage sein über die Uebeldranigkeit des Berichterstatters, der da einen ganzen Haufen Zeitungen vom Monat Juni durchgegangen, aber fast nichts gefunden hat, womit er seine Leser unterhalten könnte. Oder soll er etwa über alle die Reisen und das Herumkutschieren hoher Herrschaften in Europa ein Register liefern? Er zweifelt zwar nicht, daß sich an diese Reisen auch manches politisch sehr Wichtige anhängt, aber da ihm das Niemand anvertraut hat, kann er's auch seinen Lesern nicht anvertrauen, und bliebe ihm also nichts übrig als eine Reihe Guckkastenbilder, in denen hohe Damen Erfrischungen auf den Bahnhöfen anzunehmen geruhen, und die hohen Herren sich huldvoll mit dieser oder jener weißen Cravatte unterhalten oder auch die Vorhänge zuziehen und im Coupé eine Partie L'hombre zu Ende spielen: Guckkastenbilder, eingeleitet jedesmal von dem infernalischen Geschrei der Lokomotive und beendigt wieder damit. Dergleichen aber ist seine Sache ebenso wenig als die Geschichtsschreibung der Bartverfolgung in Hessen-Darmstadt [gemeint ist das „interdictum quarum barbarum" und die Unterdrückung des Schnurr- und Kinnbartes, eine Ordonnanz, die u. a. zur Folge hatte, daß ein renitenter Advokat jahraus jahrein wegen seines Schnurrbartes kontrolliert und zu Offizialsachen nicht zugelassen worden ist] oder die der Journalverwarnungen in Frankreich — — alles dieses ist seine Sache nicht. — — Mit einem Worte: er ist übel dran, sehr übel! und wäre es noch mehr, wenn nicht da ganz nachträglich noch Nachrichten sich fänden über den Kampf der Engländer im Birmanenreiche, so daß er wenigstens thun kann, als schriebe er einen Monatsbericht, wenn's auch eigentlich keiner ist."

Digitized by Google

Auch der Novemberbericht 1853 (S. 1670 ff.) war nicht groß geraten, was der Redakteur bedauert haben muß, denn Leo schreibt am 8. Januar 1854 an Philipp Nathusius:

„Sie machen mir Vorwürfe, daß ich nicht mehr geschickt habe, aber ich mache ja leider, oder vielmehr glücklicherweise die Weltgeschichte nicht und kann nach meinem Interesse nichts zu- und nichts absetzen. Ich selbst fühle das Unzureichende meiner Monatsberichte am stärksten, wie Sie daraus abnehmen können, daß ich das letztemal eine Art Einleitung mit den Haaren herbeigezogen habe. Ich gäbe gern mehr, so ich es hätte. Sonst war's anders, von 48—51 lebte man in der Politik und hatte das Herz immer voll und war zuweilen froh, abschießen zu können; jetzt lese ich die Zeitungen mit Widerwillen und denke an Politik eigentlich immer nur, wenn der letzte Termin heranrückt für Absendung des Monatsberichtes."

Jener Novemberbericht aber giebt die Monatsgeschichte in etwas mehr als drei Spalten und eine Einleitung in fünf Spalten. „Jede Zeit spiegelt ab ihren Glauben, und aus ihren Thaten erkennt man ihren Glauben." Das ist das Thema der Einleitung. „Das, was man den Charakter des Menschen nennt, seine Willensrichtung, geht allein aus dem hervor, was der Mensch für anstrebungswert hält, was er glaubt, daß mit der Aufgabe, mit dem Zweck seines Lebens zusammenhänge; die Rückwirkung aber der unmittelbaren natürlichen Auffassung des Wertvollen, Zweckvollen im Leben auf das Bewußtsein ist eben der Glaube.

Ich verstehe nämlich unter Glaube nicht ein Fürwahrhalten aus Verstandesgründen, denn das läßt sich dem Menschen ausdemonstriren, von dem Begriffsgewandteren ausdemonstriren fast nach Belieben, und Jemand kann, sobald man den Glauben als ein solches Fürwahrhalten nimmt, nicht bloß bekennen, sondern bona fide selbst glauben, daß er einen ganz anderen Glauben habe, als er wirklich im eigentlichen Sinne hat. Dieser Wahnglaube wird aber unfehlbar überall bankrutt machen, wo er mit einer tieferen Regung des Menschen in Conflict kömmt, ja die meisten Menschen halten sich einen solchen Wahnglauben, nur wie man auf einen guten Rock hält, um sich damit in Gesellschaft zu präsentiren. Mit all solchem Wesen hat der wahre eigentliche Glaube des Menschen nichts zu thun; der wahre Glaube aber ist die Kraft in dem Menschen, die überhaupt seine Handlungen bedingt, ist eine Kraft, die ihn auch in der Leidenschaft nicht verläßt, mit der er überhaupt nie in vollständigen Conflict kommen kann, es sei denn, er werde wahnsinnig. — — Diese unmittelbare Kraft der Action also, das ist der Glaube; und der hängt nothwendig zusammen mit der Vorstellung, die Jemand hat von den ewigen Gütern. Wo überhaupt keine Kraft der Erfassung ewiger Güter ist, da kann der Glaube auch nur in einem Verfolgen irdischer Ziele bestehen, und da diese dem Wechsel des Alters, der Verhältnisse und der Begierden unterliegen, wird in diesem Falle auch von einer Kraft des Glaubens und von Charakter überhaupt nicht die Rede sein können. — — Ist das nun so, so verlohnt es sich doch wohl auch der Mühe, aus dem Charakter unserer Zeit darüber ins Klare zu kommen, was denn eigentlich unsere Zeit nun glaube. — — Bilde sich doch Keiner ein, wir seien den Rationalismus los; im Gegentheil, während er wissenschaftlich besiegt scheint, so daß sich auf diesem Gebiete Niemand zu ihm bekennen mag, regiert er in der Gestalt der negirenden Vornehmigkeit und Gescheidtigkeit, in der Gestalt des sich keine Blöße vor dem vornehmen Pöbel, d. h. vor den glaubenslosen Vornehmen geben wollens in einem Umfange über unser ganzes Leben, daß durch ihn wie durch ein schleichendes Gift alle unmittelbare Lebensregung gehemmt, alle wirkliche Glaubensbethätigung (ich meine damit nicht Predigten und Maulbekenntnisse, die wohlfeil genug sind und wohlfeil genug taxirt werden) gelähmt, das ganze Mark des Lebens, alles wahre Pathos gewissermaßen aufgesogen und aufgetrocknet wird.

Die unmittelbare Folge dieser Philisterreligion, zu der sich in Wahrheit die weitaus, weitaus Mehrzahl unserer Zeitgenossen, Christen und Juden, zwar nicht aus einem

Munde, aber aus einem Muthe bekennt, ist das völlige Verschwinden aller tragischen Elemente aus unserem Leben; höchstens flüchten diese eigentlichen Blüthen des Lebens noch dann und wann in verkommenster, verlumptester Gestalt in die Zucht- und Irrenhäuser und finden zwischen geistiger und moralischer Hefe allein noch einen Platz. Wir sind ein sattes Volk — und dennoch wird der Fluch dieser Sattheit als ein Fluch der Langeweile und des Unbefriedigtseins gefühlt; wie eine lechzende, ausgedörrte Flur sehnen sich die Herzen unserer Zeit nach befruchtendem Regen, so daß wir den Skandal erlebt haben, daß Klaviervirtuosen und deutschkatholische Prediger oder besessene Demokraten sie auf Momente in verrückten Enthusiasmus versetzt haben, weil der Mensch das Bedürfniß erhöhter Interessenahme hat und wenn wirklich höhere Interessen fehlen, es an niederen zu befriedigen sucht. — — Das ist die wahre signatura temporis, unter der wir leben: Unsere Zeit ringt die Hände nach Glauben, und ist doch zu schwach, ihn zu ergreifen."

Im Novemberbericht 1855 kommt Leo auf dieses Thema nochmals zurück:

„Die Männer, die wie Simson die Säulen des Hauses in eigener Kraft packen und umreißen können, sind in unserer Zeit ebenso selten, wie die, welche in der Kraft des Herrn einhergehen und mit ihren Händen in Schlangengruben greifen können. Es fehlt die frische Kraft des Glaubens, wenn auch Jedermann den lumpigen Quark von Meinen und Aftermeinen, mit dem er sich durch's Leben drückt oder schleicht, sein Gewissen nennt."

Den Maibericht 1856 beginnt Leo mit den Sätzen:

„Da die großen politischen Blätter jetzt Noth haben, ihre Spalten zu füllen, wie man deutlich an der leeren Spreu, die sie in überwiegender Menge in ihrem Raum aufnehmen, sehen kann, wäre es einem Monatsberichtler, dem mit solcher Spreu nicht gedient ist, gar nicht zu verdenken, wenn einmal sein ganzer Bericht in den Worten bestünde: Hodie non legitur [Ph. Nathusius erläutert diese Worte ‚Heut wird nicht gelesen' mit der Bemerkung ‚Mit diesen Worten über der Thür des Hörsaals zeigen die Herren Professoren an, wenn sie sich und ihren Zuhörern einen Tag freimachen']. Indessen ein so gutes Gewissen würde er nicht dabei haben, denn wenn man sich dabei nur nicht scheut und keck hineingreift, zu berichten giebt es im Grunde überall mehr, als einem lieb sein kann. Die Scheu ist aber keine persönliche, vor irgend einer Person, sondern sie liegt darin, daß es schwer ist, sich über gewisse Dinge deutlich zu machen, da von unserer Ansicht ganz abweichende Grundvorstellungen einmal in der Herrschaft sind, und man also, um verstanden zu werden, immer lehrhafte Abhandlungen statt kurzer Bemerkungen und Schilderungen, die die eigentliche Aufgabe der Monatsberichte sind, schreiben müßte und dann noch dem ausgesetzt bleibt, daß die in Abstraktionen verwöhnten Leute, sobald sie etwas von ihrer Ansicht Abweichendes lesen, immer gerade nur das Entgegengesetzte von sich selbst, die entgegengesetzte Verzerrung darin finden, einen in ihrem Verständniß zur Karikatur machen [Kladderadatsch!] und einem Dinge unterlegen, an die man nicht gedacht hat. Wir leben in einer Zeit eines neuen babylonischen Turmbaues, bei dem sich wiederum die Sprachen scheiden und verwirren, weil sich die Gottesbegriffe scheiden und verwirren. Wer einen anderen Gott hat, hat einen anderen Glauben, eine andere Liebe und vor allem: eine andere Ehre. Wer sich aber in dem, was Gott, Glaube, Liebe und Ehre betrifft, nicht mehr versteht, ist geschiedener als wenn er von anderer Race und mit anderem Fleisch und mit anderen Nerven begabt ist. — Indessen, was bleibt dem Monatsberichtler übrig? Will er nicht bei jedem Bericht immer mehr Dinge bei Seite liegen lassen, so wird er sich entschließen müssen, doch nach und nach in einzelnen Richtungen seine Ansicht des Breiteren darzulegen, um einen Boden bei seinen Lesern zu gewinnen, auf dem er sich später wieder natürlich und in kurzen einfachen Wendungen bewegen kann, ohne befürchten zu müssen, mißverstanden zu werden — es sei denn, das Mißverständniß sei einmal so tief in die Welt eingedrungen, daß ihm überhaupt nicht mehr abzuhelfen ist."

Digitized by Google

Hieran schließt Leo seinen auszugsweise an anderer Stelle von mir mitgeteilten Exkurs über die wirtschaftliche Revolution des vorigen Jahrhunderts in vollen acht Spalten! Ph. Nathusius war mit Recht über diesen in der Gestalt des Monatsberichtes erschienenen Aufsatz in hohem Grade erfreut und dankbar, aber Leo erwidert ihm unterm 11. Juli 1856:

„Wenn wir ein solches Danken anfangen wollten, dann müßte ich Ihnen wenigstens alle Monate einmal die Hände für einen Ihrer Aufsätze mit Lobwasser waschen. Wollens lieber nicht thun, sondern, da wir in seltener Einigkeit der Richtung und Gesinnung sind, jeder an seinem Theil seinen Weg schlecht und recht weiter wandeln, bis einer etwa einmal strauchelt, dann wollen wir einander zu halten und zu helfen suchen, das ist besser als das Loben. — — Von Ihrer Güte hinsichtlich des Porträts werde ich keinen oder nur höchst sparsamen Gebrauch machen. [Es war ein nach einem Lichtbild ausgeführter Steindruck des Bildes Leos zum Besten des Lindenhofs in Reinstedt erschienen.] Wie sollte ich dazu kommen, ein Bild, was zum Besten einer Anstalt herausgekommen ist, an solche gratis zu verschenken, die es sich selbst kaufen können und möglicherweise auch wirklich kaufen würden. Sie werden ohnehin Mühe haben, auf die Kosten zu kommen.

Getroffen ist es meines Erachtens so gut als ein Daguerrotyp getroffen sein kann; nämlich die vorspringenden Teile des Gesichts werden immer um ein Härlein stärker, doch trägt das nicht mehr aus, als sich auch der beste Maler verzeichnet. Ein guter Porträtmaler freilich, der zugleich ein geborener Physiognomiker ist (denn sonst wäre er jenes nicht), macht die Sache im Ganzen doch besser, d. h. geistvoller, wenn er sich selbst im Einzelnen noch stärker versehe; der Totaleindruck wird immer richtiger und geistvoller sein. Solche Porträtmaler giebts nur leider nicht viel und die wenigen sind entsetzlich theuer und mit Recht. Der Mangel der Brille macht das Bild nur denen fremd, die mich nicht anders als auf der Straße und in Gesellschaft sehen, denn zu Hause trug ich nie und seit sechs Jahren auch auf dem Katheder die Brille nicht mehr. Nahe Freunde und Zuhörer also kennen mich mehr ohne als mit der Brille. Aber ich war, als das Daguerrotyp genommen ward, in nicht viel besserer Stimmung als ein Kalb, was einen Schlag vor den Kopf bekommen hatte. Ich war den Sonnabend Mittag nach Berlin gekommen und Berlin versetzt mich nach einiger Zeit immer in eine so zerstörte Stimmung, als hätte ich eine Stunde Whist gespielt. Ich hatte aber den Sonnabend auch etwa 2 Meilen zu Fuß abgelaufen, um Geschäfte zu besorgen, und Besuche zu machen, und war Abends bis nach 12 Uhr in vornehmer Gesellschaft, während ich mich gewöhnlich um 9 Uhr zu Bette lege. Den Sonntag habe ich außer den Droschkenfahrten etwa auch wieder 3 Meilen abgelaufen, hatte ein Diner und ein Souper mitgemacht und war wieder erst nach 12 Uhr ins Bett gekommen, hatte miserabel geschlafen und fand am Morgen beim Erwachen niederrieselndes, schlechtes Wetter, was mir, bis ich wirklich freie Luft geschnappt, auf einem Spaziergange auch in Halle einen Druck auf das Gehirn hervorbringt — nun mußte ich bis 9 Uhr im Hotel sitzen und auf Herrn Engelbach warten, ohne Buch oder andere Unterhaltung, rauchte eine Cigarre nach der anderen und sah zum Fenster hinaus. Endlich kam er und schleppte mich in ein sehr ungemüthliches Atelier, wo erst über eine halbe Stunde verging, ehe der passende Hintergrund gefunden und die rechte Kopfstellung ausprobirt war, dann mußte ich 5 Minuten auf eine Kastenecke hinstieren, daß mir zuletzt der Blick im Auge verging, dann fast eine halbe Stunde warten, ehe sich zeigte, ob das Bild brauchbar sei, und als es endlich zum Vorschein kam, war es unbrauchbar, weil bei dem trüben Morgen ein längeres Sitzen nothwendig war, um das erforderliche Licht in das Bild zu bringen. Wieder wurde über Hintergrund und Positur deliberirt und endlich mußte ich dann, als ich vor Langeweile schon fast mich in meine Bestandtheile aufgelöst hatte, nun 7 Minuten auf die Kastenecke stieren — da wird Ihnen vollkommen erklärlich sein, was

Sie an dem Bilde mangelhaft finden. Es drückt die Resignation eines Schafes mit meinen Gesichtszügen aus, ist aber gewiß ungeheuer ähnlich.

Durch eine falsche Adresse von Ahrends war ich gleich nach meiner Ankunft Sonnabends zu einem anderen Lithographen gegangen, der aber von nichts wußte. Da Sie Sonnabend früh, wie ich schon erfahren hatte, abgereist waren, nehme ich an, Sie hätten Jemand anderes Auftrag gegeben, mit dem Lithographen zu sprechen, und der würde noch zu ihm gehen und fragte ihn also für den Fall, daß die Sache noch an ihn komme, von welchem Photographen er mein Bild wolle, und er nannte mir Gebrüder Graff in der Jerusalemerstraße, zu denen ich sofort ging, da ich den Meinigen jedesfalles Photographien versprochen hatte. Es war auch etwas langweilig, denn erst das dritte Bild gelang, aber ich war noch frisch von der Reise, mit guter Nachtruh im Rücken und noch nicht von Berlin zerlebert. Das Bild ist viel besser. Ich bot es Engelbach an, allein der wollte nichts von einer Photographie wissen, nach der könne er nicht arbeiten. Meine nächsten Angehörigen haben nun die Photographie bekommen und einige andere Freunde haben sich Exemplare davon nachträglich abziehen lassen. Es hat auch die nothwendigen Mängel aller solcher Bilder, ist aber doch frischer und energischer. Ihrem Bilde thut es keinesfalls Abbruch, da ein solcher späterer Abzug doch 4 Thaler kostet, und Abzüge in solcher Menge auch nicht gemacht werden können, daß sie ein Handelsgegenstand werden könnten.

So, nun habe ich Ihnen doch soviel Langweiligkeit mit mir gemacht, daß Ihnen ohngefähr zu Muthe sein wird, wie mir, nachdem ich 7 Minuten lang die Kastenecke observirt hatte."

Den sehr kurzen Augustbericht 1852 hat Leo durch nachstehenden Zusatz verlängert, der ein Licht wirft auf die Art und Weise, wie man den Monatsberichtler verstanden und mißverstanden hat:

„Und nun erlaube ich mir bei der Kürze des diesmaligen Berichtes noch etwas Singuläres zur Sprache zu bringen. Es ist schon oft vorgekommen, daß mir persönliche Vorwürfe gemacht worden sind über den Inhalt meiner Berichte. Diese Vorwürfe, soweit sie an mich gelangt sind, bezogen sich nicht auf die Richtung und Ansicht, sondern immer darauf, daß ich im Einzelnen Unrecht gethan haben sollte durch zu allgemeine Aussprüche. Dasselbe ist nun auch in Beziehung auf den letzten Monatsbericht geschehen; man hat mir sogar in zwei Exemplaren ein Blatt des christlichen Volksboten zugesandt mit einem Aufsatze, der die Ueberschrift führt: Es ist noch besser als ihr meint! und der erweisen soll, daß es in der Schweiz ganz vortreffliche, auch politisch vortrefflich gesinnte Menschen gäbe und daß sie um so ehrenwerther seien, als sie mit ungleich größeren Schwierigkeiten bei ihrem Streben zu kämpfen hätten, als gutgesinnte Leute in größeren Staaten. — Ich kann auch nicht das Geringste einwenden weder dagegen, daß dieser Aufsatz gedruckt erscheint, noch gegen seinen Inhalt, aber weshalb um Gottes willen schickt man ihn mir? Glaubt man, ich wisse das Alles nicht ebenso gut? Glaubt man, ich kennte nicht persönlich manchen Schweizer, den ich in Gold fassen möchte, wenn ich könnte? — Ich kann mir also nur denken, man will mich mit solchen Vorwürfen und Zusendungen dahin bringen, daß ich in Zukunft von dem Satze abgehen soll: A potiori fit denominatio [Nach dem, was vorherrscht, benennt man das Ganze. A. d. Red.] und daß ich hübsch jeden allgemeinen Satz und jedes weitergreifende Urtheil auch einrahmen soll in die gehörigen wohlwollenden Klauseln und in die Ausnahmen verehrende Redensarten. — Da, lieben Leute, kann aber nichts daraus werden. Lieber schreibe ich gar keine Monatsberichte mehr, als solchen langweiligen Klausel-Salbader. Die Schweiz im Ganzen und Großen hat in den letzten Jahrzehnten alles, was sittlich in Deutschland verderblich gewirkt hat, gehegt und gepflegt, dagegen bei allen Reaktionen gegen dies Wesen sind wir im Wesentlichen von der Schweiz ohne Hülfe geblieben. Das ist das potius, wovon ich rede, und meinen Lesern traue ich

genug zu, sich die obligaten Ausnahmen hinzuzudenken. Will Jemand der Schwachen willen in anderen Blättern oder meinetwegen im Volksblatt seinerseits die Ausnahmen apart geltend machen, so mag er's thun in Gottes Namen. Nur bitte ich, mich mit Zusendung solcher für mich unnöthigen Dinge zu verschonen; sie sind mir so langweilig, daß ich sie doch nicht ordentlich lese, selbst wenn ich zwei Exemplare erhalte — und ändern werde ich mich auch nicht. Ich bin nun vierundfunfzig Jahre alt und muß verbraucht werden, wie ich eben bin — wem ich so nicht gefalle, den hindere ich ja nicht, mich seinerseits bei Seite liegen zu lassen."

Der wegen Stoffmangels zusammengefaßte Bericht für die Monate Januar und Februar 1857 ist von Leo mit einer Einleitung versehen worden, die die Beziehungen des Monatsberichtlers zu seinen Lesern von einer anderen Seite beleuchten:

„Herr Siegfried von Lindenberg [im gleichnamigen Roman von Joh. Gottfr. Müller, 1779; beiläufig bemerkt: von Vilmar ungerechterweise „ein Ideal der Geschmacklosigkeit" gescholten] sagte, nachdem er ein Jahr lang etwa sich hatte die Zeitung vorlesen lassen: „Ist alles ganz gut, Schulmeister! was da drin steht von den Packetboten, die abgesegelt sind, und von Herzoginnen, die Kinder gekriegt haben, und von Königen, die ein groß Gastgebot gegeben haben, aber der Blix! was geht mich das an? Wollt lieber, daß darin stehen thät, was auf meinem Gute passirt. So wollt ich!"

So ruft etwa auch der Monatsberichtler öfter über eine Zeitung aus. Er hat zwar nicht, wie Herr Siegfried von Lindenberg, ein Landgut in Pommern mit Pferden und Kühen und Schafen und Knechten; aber so eine Art geistiges Landgut besitzt er doch, für welches er sich mehr interessirt als für alle anderen Dinge. Geschichte möcht er's nicht so geradehin nennen — denn was heißt nicht alles Geschichte! Die Hofkellerrechnung für den Champagner und die Polizeirapporte sind in gewissem Sinne auch Geschichte, ja! in dem Sinne mancher Historiker ganz vorzugsweise Geschichte, weil urkundliche. Für solche Dinge haben aber unsere Monatsberichte gerade soviel Interesse, wie Herr Siegfried von Lindenberg für die Kinder, welche die Herzoginnen gekriegt haben — und ist es eigentlich ein ganz kleines Stück aus dem, was die Leute Geschichte nennen, was unsereinen allein interessirt — nämlich die Beschauung des Stückes Lebenskraft, des nisus formativus, welches Gott in die Völker der Erde und in einzelne ausgezeichnete Menschen, die den nisus formativus ihrer Nationen eminenter an sich darstellen, gelegt hat — oder um es kürzer auszudrücken, es sind die Wege Gottes an den Nationen. Man kann das Leben unter einem gewissen Gesichtspunkte als eine Art Verbrennungsproceß auffassen; einzelne Menschen und Völker sind nur das Brennmaterial, mit dem dies Feuer unterhalten wird, und da ist es die innigste Lust des Monatsberichtlers, zu betrachten, wie solches Material, oft allerverschiedenster Entstehung, einander nahe gebracht, durch einen göttlichen Blitz entzündet, nun aufflammt in der einheitlichen Gluth eines neuen nationalen Lebens, aber sich in diesen leuchtenden Gluthen auch verzehrt, in sich zusammenstürzt, bis es ausgeflammt und die Flamme als göttliches Licht ausgeleuchtet hat — und noch die letzte Gluth unter der Asche, die Zeugniß giebt von der Kraft des vorhergehenden Lohfeuers, kann ihn erfreuen, aber an dem trockenen Reisig selbst und an dem dürren Holze hat er gar kein Interesse, bis es in Brand ist, und an dem grünen Pack, was gern sich für Zeug, aus dem man Nationen macht, ausgeben und brennen möchte, aber nicht brennt, sondern nur schwelt und alles mit Rauch und Gestank erfüllt, daß einem die Augen übergehen, noch weniger.

Monatsberichtler hat deshalb auch nicht das Mindeste dagegen, wenn ihn die Verehrer des dürren Reisiges sowohl als des schwelenden grünen Zeuges einen Parteimann — in ihrem Sinne schelten, in seinem loben, denn sie haben alle Veranlassung dazu, da er sich nie, weder für den Gegenstand der objektiv gehaltenen Anbetung der einen, noch für die in die Augen beißenden Vorzüge der anderen weiter bemüht hat, als zu seiner Erheiterung diente, nämlich aus voller Brust darüber gelacht, oder grünen Gestank für grünen Gestank erklärt hat und ihm

nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen ist. Nur eines nimmt ihn immer von Neuem Wunder, wie nämlich solch Völkchen es nicht müde wird, sich an ihm zu ärgern. Daß sie ihn nicht ändern, d. h. in ihrem Sinne bessern werden, sollten sie doch allmählich erkannt haben. Wer so ziemlich sechzig Jahre lang nun die Courage gehabt hat, sein eigenes Leben zu führen, seinen ursprünglichen Trieben zu folgen und den nicht ursprünglich in ihm liegenden Dingen nicht die mindeste Rechnung zu tragen, im Gegentheil sie bei jeder Gelegenheit, wo sie sich ihm in den Weg legten, daß sie sein Fuß berühren mußte, mit äußerster Rücksichtslosigkeit und Verachtung zu behandeln, wahrhaft mit Füßen zu treten, der (sollte man meinen) könnte solchen, die andere Bahnen wandeln, nachgerade vollkommen gleichgültig geworden sein; — allein es ist, als hätten manche Leute einen wahren Hunger und Durst, die Verachtung, die man ihnen trägt, immer von Neuem ins Gesicht geschleudert zu erhalten. Die Volksblattgemeinde, die, wie es scheint, nicht so sehr in ihren Interessen von denen ihres Monatsberichtlers verschieden ist (denn da ihm das Schreiben dieser Berichte gerade so wenig Freude macht als das Denken derselben viel, würde er ja gern beim leisesten Wunsche der Redaction die Feder bei Seite legen), wird durch den anderwärts über die Monatsberichte ausgedrückten Aerger, wie es allenfalls scheint, auch nicht gerade sehr berührt — und eben deshalb, weil er an eine gewisse Harmonie mit der Volksblattsgemeinde glaubt, läßt sich auch der Monatsberichtler gern gehen, wie in einem Familienkreise, wo zwar auch die allerverschiedensten Meinungen gehegt werden können, wo aber das Gefühl der Einheit in der Hauptsache alle Disharmonien auflöst und wo das Bewußtsein einer gewissen, trotz der Verschiedenheit vorhandenen aufrichtigen Liebe auch jedes nachlässigere Wort hören und zum Besten deuten läßt. Für diesen Kreis redet er, nur ihn und nur ihn allein hat er im Auge; es scheint aber, die da draußen bilden sich ein, er wolle sich auch mit ihnen bemühen, etwa gar an ihnen herumdoktern, und deshalb bemühen sie sich mit ihm; sollten sich doch die unnütze Mühe sparen! es sei denn, daß es ihnen darauf ankommt, ab und zu ihre abgestandenen, langweiligen Seiten mit einer scharfen Sauce aufzufrischen. Wenn das freilich der Fall ist, dann hat Monatsberichtler gerade noch allgemeine Menschenliebe genug, um ihrer Armuth dies Almosen, was sie sich nehmen, auch gern zu gewähren — und damit wollen wir für diesmal von ihnen scheiden."

Eine Folge des 1848 in falsche Bahnen gelenkten Thatendranges des deutschen Volkes war die 1852 eingetretene Erschlaffung. „Im Volke im Ganzen ist Gehenlassen die Loosung des Tages", heißt es im Märzbericht 1852. „Der Monatsberichtler hat nun mit klarem Bewußtsein die Erinnerung so ziemlich eines halben Jahrhunderts, aber noch nie in seinem Leben hat er eine solche leere Vergnügungsjagd, ein solches Treiben durch alle Stände, vor sich selbst zu entfliehen, gesehen, als in diesem Jahre. Die Leute haben nicht etwa trübe Gedanken, denen sie mit Rennen in Gesellschaften, Theater, Musiken, Vorlesungen, Gärten u. s. w. entlaufen möchten — sondern sie haben gar keine. Sie suchen Gedanken, aber auch nicht um sie aufzunehmen, um sich von ihnen anregen, begeistern zu lassen, sie zu Ende zu denken, sondern nur um einen Gegenstand zu haben, mit dem sie unmittelbar ein paar Stunden loswerden, über den sie dann wieder ein paar Stunden salbadern können. Zu Ende denken! ja, wo findet man das noch! — außer bei zweien, dreien. Fast jeder lechzt nach Gedanken, aber nur um zu constatiren, daß er diese, die ihm eben geboten werden, nicht haben möge, nur um kritisirend zu salbadern — und als Residuum der nächstvorhergegangenen Jahre ist eine Schlaffheit geblieben, von der wir zu Gott hoffen wollen, daß sie nur eine widerliche Form gesunder Müdigkeit ist, und um so frischerem Handeln und Denken Platz macht, wenn es noththut."

Auf denselben Gegenstand, auf die Unthätigkeit, die Langeweile kommt Leo drei Jahr später im Märzbericht 1855 zu reden. Ein täglicher Ausdruck der Lange-

Digitized by Google

weile sind die Zeitungen, die mit ihrem vollgedruckten Papier nur um so deutlicher die innere Leere bekunden: „Man kann sich daran amüsiren, wie dieser papierne Leviathan täglich mit großen Massen Schnitzeln, Abgang und Unrath oder leerem Stroh gefüttert werden muß, und wie die armen Grasmücken von Zeitungsredaktoren und Zeitungskorrespondenten auf allen Seiten herumflattern, um für den gewaltigen Kukuksburschen ihres Nestes, für die ereignißlose Zeit nämlich, doch Würmchen und Quark genug täglich zusammenzubringen, damit ihnen der arme Kerl nur nicht unter den Augen stirbt. Indessen im Großen und Ganzen hat das doch auch seine üblen Folgen. Die Leute sind nun einmal an diese papiervollen Zeitungen gewöhnt —, ein künstlich gesteigerter Appetit nach spannenden Neuigkeiten ist allmählich erzeugt worden, und täglich nimmt nun der liebe Philister seine Zeitungsmasse zur Hand in der Erwartung, sein Appetit werde einige Befriedigung finden, aber die Sättigung des Zeitungsleviathan mit leerem Stroh ist darum für ihn selbst, den Leser, noch keine Sättigung, und die sechste europäische Großmacht, die Langeweile, gewinnt auf diese Weise ein täglich größeres Terrain. Sie erzeugt eine neue Spannung, eine Art Wechselfieber, in welchem Tartarennachrichten zu Weltereignissen werden, und in welchem man alle seine natürlichen, gesunden Interessen vergessen kann über dem Interesse für den, der durch einigen Uebermuth, durch einige Lüge, durch einige Treulosigkeit, durch Arroganz und Unverschämtheit wenigstens den Schein von Thaten und dadurch ein Scheingleichgewicht gegen die sechste Großmacht verspricht. Oh! wir reden so oft vom kranken Mann in der Türkei und wir sind im allgemeinen sittlich krank genugsam dadurch, daß das Eindringen und die Eroberungen der sechsten Großmacht in unsere Herzen unsere gute Constitution völlig zu zerrütten droht; dadurch, daß wir nach Spannungen von außen lechzen, wo die gesundeste Befriedigung uns dicht zur Seite steht, wenn wir sie nur ergreifen wollen. Vor 160, 170 Jahren schrieb die alte, tüchtige Pfälzerin, die Herzogin von Orleans, mitten aus der von der sechsten Großmacht völlig eroberten Weltstadt Paris und von den dortigen Leviathansstrohmahlzeiten her, nach Deutschland von ihren Erinnerungen an das liebe Vaterland, wie prächtig es da doch sei, daß man da noch ins grüne Gras zu ländlichem Kirscheneſſen, oder zu einer Milchpartie in einen Bauernhof gehe und Alt und Jung, Büblein und Mägdlein sich einfach an einfachen Dingen erfreuen. Wo bist du hin, du liebes Deutschland der alten Pfälzerin — du auch einst noch unser liebes Deutschland? Wo bist du hin? — Der Monatsberichtler weiß sich noch zu erinnern, daß seine, auch vornehme Leute ein paar Stunden weit zu Dorfe stiegen, jeder seinen Napf Milch im Garten auf den Schooß nahm, sich von dem im Grase daneben liegenden Laib Brod seine Runken abschnitt und sich nach Gefallen selbst versah, unter Lachen, freundlichen Reden und, nachdem es kam, erregten Betrachtungen einen ganzen Nachmittag lang, — und jetzt? Die Damen können so weit nicht mehr gehen, sie würden erhitzt ankommen, vor Uebermüdung in der Nacht nicht schlafen können — die Damen also fahren, die Herren gehen und die Unterhaltung unterwegs ist natürlich in den Kutschen wie am Theetisch, bei den wandernden wie in der Ressource. Im Grase kann man selbst nicht liegen, man würde sich erkälten — man sitzt auf Stühlen und kann nun natürlich weder den Napf auf den Schooß nehmen, noch das Brod ins Gras legen — man muß einen Tisch haben. An so einen nicht polirten, täglich gescheuerten Tisch kann man sich aber auch nicht setzen, der Tisch muß gedeckt werden, und auf ein Tischtuch, was vielleicht schon einmal gebraucht ist, kann man das Brod auch nicht legen, dafür muß ein Körbchen oder Teller besorgt werden (welche Hände das Brod geknetet haben, daran denkt der größte Theil nicht, weil der größte Theil nie Brod hat kneten sehen). Sich das Brod selbst zu krümeln und zu schneiden, würde unschicklich sein, eine Schüssel voll Brod muß also gerieben aufgetragen werden, und mit seinem eigenen Messer und Löffel das allgemeine ganze und geriebene Brod zu behandeln, würde auch unschicklich sein, also noch apartes Geschirr für das Brod im allgemeinen muß beschafft werden. Auch würden Milch und Brod allein nicht bloß den Damen, sondern auch

vielen Herren Unbequemlichkeiten machen, man muß also wenigstens etwas Schinken oder Eierkuchen außerdem genießen, muß also auch Gabeln haben, und wegen des vielen Geschirrs und der anderen Dinge kann man nun auch nicht im ersten besten Bauernhause vorsprechen, sondern ist auf das ländliche Wirths- oder Kaffeehaus verwiesen, wo noch zehnerlei andere Gesellschaft ist und man also Augen, Zunge und Geberden stets so tadellos unter Aufsicht haben muß, daß sie die ganze Kritik der seitwärts sitzenden Fremden aushalten können; die Damen haben mit Anordnung der sieben Sachen auf dem Tische zu thun, die Herren setzen ihre Ressource-Unterhaltung fort, endlich setzt man sich, durch die Umgebung genirt, durch keinen vorhergehenden gemeinsamen Spaziergang in freundliche, mittheilende Stimmung gebracht, es wird ein Essen äußerlich allerdings auf dem Lande, innerlich wie bei einer zusammengebetenen, gemischten Gesellschaft in der Stadt, und nach dem Essen geht man in Theetisch- oder Ressource-Unterhaltung wieder nach Hause. Allerdings ermüdet, erhitzt, erkältet hat sich Niemand, auch die Diarrhöe hat am anderen Tage Niemand, aber auch den strengen Herrscher, die sechste Großmacht, die lange Weile ist fast Niemand los geworden — nicht einmal die Jugend, denn sogar Blindekuh und ‚Plumpsack geht um!' kann nicht in natürlichem Gehenlassen mehr gespielt werden, *wenn* sie gespielt werden, da nun einmal dem Reichsvasallen der sechsten Großmacht, der ‚sich nichts vergebenden' Haltung gehuldigt werden muß und junge Herren und Damen ihre Köpfchen womöglich so unbewegt erhaben tragen müssen, als wären es geweihte Hostien — jene voll Wünsche nicht nach wirklicher Einsicht, nicht nach väterlichem Wechsel oder eigenen leidlichen Einnahmen und herzlichen Freunden, sondern nach *Vermögen* und nach *Examenzeugnissen* und nach *Respectabilität*; diese voll Wünsche, sich die Verhältnisse so zu bewahren, daß sie nie im Grase sitzend ihr Brod selbst in die Milch brocken müssen. Und so auf allen Seiten! Geht hin, wohin ihr wollt! — es ist überall wie bei den Zeitungen; es ist ein Riesenappetit danach, daß etwas geschehe, um der Langeweile zu entfliehen, daß Interessen genährt werden — und dann eine Abfütterung dieser Interessen mit leerem Stroh und Unrath. Deutschland ist heute so fest erobert von der sechsten Großmacht, wie Paris es bereits war vor 160, 170 Jahren. — Das ist aber nichts Kleines und nichts Geringes! Denn ohne Interesse, ohne Enthusiasmus kann eigentlich der Mensch nicht leben — er wird krank, wenn er ohne sie leben soll — und wie der Mensch im Hunger zuletzt das Scheußlichste verschlingt, so wird der geist- und herzhungrige Mensch zuletzt, um nur etwas, was aussieht wie Interesse und Enthusiasmus, zu gewinnen, türkenbegeistert, tänzerbegeistert, börsenspielbegeistert, kleiderbegeistert, für dogmatische Filigranarbeit begeistert, er frißt in seinem Hunger Ratten und Mäuse, dankt Gott für Bouillon von alten Schuhsohlen und rechnet Igelbraten unter die Leckerbissen wie die Zigeuner, kurz! er wird für *irgend* etwas in hysterischen, dünkelhaften Eifer versetzt, nur für das Natürliche, Einfachschöne und Anspruchslosbrave nicht mehr. Das junge Dämchen, dem die natürliche Lebenslust entzogen wird, wird, wenn es lange genug das Köpfchen wie eine Monstranz getragen hat, steif in dieser Haltung zur Porzellanpuppe oder zum Kleidergestell, oder die Verzweiflung packt sie, daß sie einen Literaten heirathet oder mit ihrem Friseur durchgeht; und der junge Herr wird nach gleich langer Uebung zur Maschine am Sessionstisch, oder der Interessenhunger treibt ihn nach Homburg an den grünen Spieltisch oder nach Konstantinopel als Zeitungskorrespondenten. Wo bist du einfaches, liebliches, herzliches Deutschland hingeflogen? Deine Fluren sind doch noch ebenso grün! Deine Rebenblüthen duften doch heut noch wie vor fünfzig Jahren! Und die Schellen deiner Kühe tönen noch ebenso lockend vom Waldrande! — Deine goldenen, Klatschrosen und Kornblumen umkränzten Ernteselder glänzen doch noch ebenso freundlich durch das zierliche Laub der Haselhecke, an der ich hingehe! Deine Tannenwälder duften noch ebenso frisch! Noch kreisen dieselben Röthelgeier in deinen blauen Lüften und noch ebenso wie ehemals schießen und springen die Forellen im Waldbache! — Wo bist du hin? Die sechste Großmacht mit ihrer Lumpengeneration von Schein-

Digitized by Google

interessen hat dich vertrieben und die Menschen blind gemacht für die natürlichen, einfachen Schönheiten, von denen du hast weichen müssen. — Und solche Krankheit des Schwindens unmittelbarer einfacher Lebensfreude drückt nicht etwa bloß die Mittelklassen mit ihren Papierinteressen, Examenplagen, Ordens- und Titelambitionen oder Collegienrivalitäten, sie greift nach oben und unten nicht weniger mächtig. Was war das vor 50 Jahren! wenn ein deutscher Hof auf das Land ging, ein fröhliches Rauschen und Tollen der Junker und Damen in den Sälen, Corridoren und auf den Treppen des Jagdschlosses! Welch fröhliche Partien hörte man aus Büschen und Gärten lachen! während heute sich geniert wird vor jedem auf hundert Schritt in die Nähe kommenden Gesicht und alle Gespräche so formell und inhaltslos gemacht werden wie möglich, um nur ja zu keiner Kritik Anlaß zu geben. Und was fragte vor 50 Jahren ein deutscher Bauer danach, wie die Papiere stünden oder welche Zeitungen er lesen müsse? Sogar auf den Tanzböden der Dörfer ist schon mehr Langeweile als ehedem im Sessionszimmer der Räthe! Hochtrabendes Wesen, Leerheit und Langeweile allenthalben!"

Die Nörgelei und Stänkerei hat Leo im Eingang seines Dezemberberichts 1849 zum Gegenstand seiner Erörterung gemacht: „Es giebt Tage, in der Regel graugefärbte, straßenfeuchte Tage, die zugleich Zieltage und Fegetage für hunderterlei und doch in dem ganzen Fortgang ihrer Geschäfte weder zu dem einen noch zu dem andern passend sind, ein eben angefangener Handel wird durch zehn, an jedem anderen Tage willkommenere Besuche aufgehalten und gestört, eine eben gereinigte Treppe durch unnöthige Lauferei und plötzlich zerbrochene Oellampe doppelt verunreinigt; dazu erfüllt sich das Haus plötzlich mit Rauch und man weiß nicht recht, wie's zugeht; man fürchtet am Ende sogar Feuer, und doch hat Niemand eine Vorstellung, wo's seinen Sitz haben sollte. Einem solchen unklaren, zerfahrenen, nirgends vollkommen fertig werdenden, ohne große Veranlassung unruhigen, ohne großen Regen schmutzigen Tage glich in politischer Hinsicht dieser December. Man dankt am Ende Gott, wenn's Abends Schlafenzeit und der Tag auch abgemacht ist, denn man will doch lieber wirkliche große Spannung und Arbeit aus klarer Ursache, als diese kleine Spannung der Aergerlichkeit über Halbverfehltes und Unbehagliches. Nörgelei und Stänkerei ist der Tod alles Genügens im Leben; es giebt aber Menschen, die in diesem unbehaglichen Stoffe ihren wahren Lebensraum haben, wie gewisse Käser im Miste, und die deshalb diesen Stoff auch überall hintragen, jeden frischen Anlauf durch Einwendungen, jede entschiedene That durch Vorwürfe, jeden fest ausgeprägten Charakter durch Bemäkelungen verunzieren zu müssen, jede eben gescheuerte Treppe durch eine zerstoßene Lampe verunreinigen zu müssen glauben."

Im Septemberbericht desselben Jahres hatte Leo schon einmal die Stänkerei besprochen: „Stänkerei ist die krankhafte Sucht, sich jeder Entwickelung großer Kräfte, wahrer Lebensmächte gegenüber auf das Individuellste, was am Menschen hängt, auf die abstracten Zuspitzungen des formellen Rechtes und auf die bloße persönliche Ueberzeugung zu berufen und durch diese Berufung jenen Kräften und Mächten in ihrer Entfaltung Frictionen, Hinderungen und Verkümmerungen aller Art zu bereiten. Es ist das eine um so üblere Krankheit, diese Stänkerei, als sie zuweilen in ihren Erscheinungen die Gestalten ehrenwerthesten Darangebens der Person an die höchsten Aufgaben, an das Schaffen der Ehre Gottes, sich selbst auflügt, und solche Mischungen mit wahrhaft großen Charakterzügen eingehen kann, daß man nur bei detailirtester Untersuchung herauszufinden vermag, wo das Gold aufhört und das Zinn anfängt, und man die Verschmelzung erst im Scheidewasser genauest eingehender Kritik wieder zu zersetzen vermag. Von dem Standpunkte dieser Krankhaftigkeit aus betrachtet, sind fast alle bedeutenderen Erscheinungen unseres politischen Lebens nun seit Jahrhunderten immer gehindert und gehemmt, dagegen alles, was Oppositionelles zum Vorschein kam, von der Nichtleistung der Reichspflichten durch die Schweizer an bis auf Ronges lüderliche Kirchenstänkerei hin, von dem Beifall der Nation in ihren kleinen Kreisen freudig

begrüßt und getragen worden. Neuerdings hat man sogar die Wiedervereinigung der Nation auf der Basis der oppositionellen Gelüste versucht, und dieser Versuch darf sich gar nicht beklagen, daß er gescheitert ist, sobald er einige Aussicht zum Gelingen zu haben schien, denn dieselbe Krankheit, die ihn ermöglichte, blieb ihm dann auch anhaften und ermöglichte ihn wieder, nämlich die Stänkerei. Diese Stänkerei ist eine Art moralischer Skrophelkrankheit, an der wir leiden, eine Stockung, weil nicht gehöriges Reifwerdenkönnen der Säfte unseres sittlichen Lebens. Könnte einmal die gesunde Lebenskraft es über diese krankhafte Mißbildung davon tragen, so würden wir auch wieder zu einem gesunden Gesammtgefühl kommen, so aber sind auch die Reactionen dagegen fast immer nur unreifes Zeug und stellen sich in einer anderen sittlichen Krankheitsform, in der der Nörgelei und Schererei von oben, dieser Stänkerei von unten gegenüber."

Einen Musterfall dieser Krankheit erörtert dann Leo in dem Kampf, den der übermütig gewordene, dünkelhafte Parlamentarismus in Kassel der kurfürstlichen Regierung gegenüber unternahm, sowie in der teilweise kleinlichen, nörgelnden Abwehr der Regierung. [Vgl. Februarheft S. 133.] Dahin rechnet Leo die Residenz- und Regierungsverlegung, die, an sich berechtigt, dadurch zum Nachteil der Regierung ausschlug, daß sie wie eine Flucht aussah. „Gerade aber so wie eine Flucht sah es aus, als der Kurfürst plötzlich in der Nacht vom 12. zum 13. September Kassel verließ und zwar zunächst über die Grenze nach Hannover ging, um erst in weitem Bogen von da über Köln nach Frankfurt und in die Provinz Hanau zu gehen." Leo kommt auf diese Angelegenheit auch in einem nach Pinne gerichteten Briefe vom 17. September 1850 zu reden:

„Verzeihen Sie, daß ich so spät erst Ihnen für die freundliche herzliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden, meinen Dank sage, aber ich fand hier, als ich zurückkam nach dreiwöchentlicher Abwesenheit, allerhand Geschäfte vor und wollte diese erst über Rand haben, um nicht mit halben Gedanken Ihnen zu schreiben. Es ist mir sauer geworden, meinem alten Grundsatze: post tres dies vilescit piscis et hospes treu zu bleiben, und nur die Betrachtung, daß Sie das Haus voll Gäste hätten, daß ich es nicht verantworten könne, meine Last auch noch hinzuzufügen, hat diesmal meine Consequenz vor einem Bankrutt gerettet. Eigentlich hielt mich alles fest, ich fühlte mich nicht nur, was politische und religiöse Ansichten betraf, so vollkommen in allen wesentlichen Dingen eins mit Ihnen, daß nach diesen Seiten kaum irgend ein bedeutendes Auseinandergehen möglich war, sondern die Kraft des Geistes, mit der Sie über so manchem äußeren bitteren Leid, die feste gesunde Ruhe, mit der ihre Frau Gemahlin über einem ganzen bunten Kreise des Hauses, der Gäste, der Nachbarschaft, weiterer Verhältnisse waltete, that meinem Herzen innerlichst wohl und erbaute mich auf Schritt und Tritt. Ich bin nur gerade in solchen Lagen der trockenste Hans von der Welt, der eben, wo ihm alles zu fein scheint wie es sein soll und wie es Gott und Menschen wohlgefällt, mit einem Gesicht hindurchgeht, als wäre das so nicht bloß das rechte, sondern auch das gewöhnliche und als hätte ich ganz vergessen, daß man ganz Deutschland durchkriechen und durchsuchen kann, ehe man zehn Kreise findet, in denen dieselbe geistige Erhebung und sittliche Klarheit herrschen. Ich wäre auch ohne Ihre und Ihrer Frau Gemahlin und aller Ihrer Umgebungen große Freundlichkeit schon für die bloße Gewährung, das alles zu eigener Seelenstärkung und Erquickung sehen zu können, zu herzlichstem Danke verpflichtet.

Auf der Rückreise war ich nochmals in Potsdam und habe bei General von Gerlach und bei Wantrup die größeste Freude mit meinen Nachrichten und Grüßen zu Wege gebracht. Schlechtendal habe ich hier noch nicht gesprochen und Tholucks sind noch nicht zurückgekehrt. Daß man sich in Stuttgart auf die politischen Händel der Schleswigschen Geistlichkeit eingelassen, finde ich für diese evangelischen Vereinigungen pessimi ominis.

Digitized by Google

Politischen Trost habe ich in Potsdam nicht viel gefunden; ich finde, es geht schlammige Wege, in denen man die Löcher, in die der Wagen gerathen kann, nicht im Voraus erkennt! Hassenpflug ist inzwischen vorgegangen wie ein Seiltänzer auf dünner Linie — und als dies Seil nicht mehr zu tragen schien, hat er mit dem Kurfürsten den salto mortale nach Bockenheim, d. h. doch eigentlich über die Landesgrenze, die am letzten Hause von Bockenheim vorbeizieht, gemacht, um nun dem Lande einmal einige Wochen fühlen zu lassen, wie es ist ohne Fürsten, wenn kein Mensch eine Besoldung, kein Soldat eine Löhnung erhält, Niemand Vollmacht hat, alles in Unordnung und Wirrwar geräth. Bleiben die Leute 6 Wochen consequent, so sehe ich hessische Deputationen den Kurfürsten auf den Knieen bitten, daß er das Fenster wieder aufmache und herausgucke. Es ist ein kühner Streich — aber die Wege vorher gefallen mir nicht, und hat man nicht Kraft genug auszuhalten bei dieser Politik, auch wenn sie vielleicht einmal acht Tage lang mit sehr üblen Folgen zu drohen scheint, so ist eine unermeßbare, nie auszugleichende Niederlage die gewisse Folge. Solche politische Pferdekuren liebe ich nicht."

Die ausschließlich auf Menschengedanken beruhende Humanität, den albernen Humanitätsdusel hat Leo wiederholt bekämpft. Vom Juni 1850 berichtet er, daß auf der Insel Cuba plötzlich ein gewisser Lopez mit einem Haufen Bewaffneter zu einem Raubzug erschienen sei, „aber als er weiter vordringen wollte, ist er jämmerlich von den spanischen Truppen geschlagen worden, er hats gemacht, wie alle diese Pöbelkaiser, die wir die Jahre her haben kennen lernen — er selbst ist geflüchtet und etwa 200 seiner Leute hat er als Gefangene im Elend sitzen lassen. Mit dem Elend solchen Gesindels ists nun freilich dermalen nicht zu weit her, sondern schier als gäb es keine Hengste mehr in der Welt, sondern bloße Wallache. Statt Leute, die im Lande nichts zu suchen haben und die wie Straßenräuber in dasselbe gefallen sind, auf der Stelle an den ersten besten Bäumen zu hängen oder an die erste beste Wand zu stellen und zu erschießen, hat man sie fein säuberlich gefangen aufgehoben, bis nun die gerechte, die fromme Republik ihre Bürger darunter reklamirt, während sie allerdings Schanden und Ehren halber doch auch den Pöbelkaiser Lopez in New-Orleans, wohin er geflüchtet war, hat festnehmen lassen. Ob ihm auch ein Haar gekrümmt wird, wollen wir erst abwarten.

Freilich, was jene verdächtige Milde anlangt, dürfen wir Deutschen uns nicht eben breit in die Brust werfen. Die Hengste sind auch bei uns theuer geworden! Was ist das eine jämmerliche Frömmigkeit, die immer nur zittert vor dem Tropfen Blut des Verbrechers, aber nie zittert vor der Verantwortung vor Gott, die daraus erwächst, daß man durch solche verdächtige Milde die Rechtsbegriffe des Volkes bis ins Mark erschüttert und die Vorstellung, daß Verbrechen, die aus irgend einer Theorie erwachsen, keine rechten Verbrechen seien, mit fettester Jauche begießt, damit sie ja recht tief wurzele und recht hoch aufblühe und mit ihrem wucherischen Wuchse alle edleren Pflanzen ersticke. Pfui! über die jämmerliche Feigheit, die nur noch Sinn hat für die Angst des Verbrechers, aber keinen mehr für die Angst des braven Mannes, der unter solcher Pflege alles, was ihm die Vorfahren mit ihrem theuren Blute Heiligstes und Bestes erkämpft und erworben haben, verkümmern und erbleichen sieht!"

Aus dem Junibericht 1851: „Blutige Auftritte in der Vorstadt St. Pauli zu Hamburg am Pfingstsonntagabend haben eine Zeitlang den Zeitungen Stoff geliefert. Auch wir bedauern, daß dabei der Zufall gewollt hat, daß, wie es scheint, Unschuldige mitgelitten haben, allein dergleichen muß man eben unter die von Gott über einzelne Menschen verhängten Unglücksfälle rechnen. Die späteren Erklärungen der österreichischen Militärbehörde haben für jeden, der nicht absichtlich blind sein will, zur Evidenz dargethan, daß das österreichische Militär nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht hatte, mit den Waffen einzuschreiten. In einem solchen Falle zu verlangen, daß die Pflicht um möglicher Unglücksfälle willen hintenangesetzt werde, heißt die Welt auf den

Kopf stellen und die Gebote, die Gott dem einzelnen Menschen für die Fälle gegeben hat, wo es sich nur um seine persönliche Angelegenheit dreht, an die Stelle des göttlichen Amtes schieben, was der Obrigkeit zu Theil geworden ist, heißt die Ordnung muthwillig oder aus Feigheit bedrohen, heißt Fluthen unabsehbaren Unglücks heraufbeschwören, heißt die Erstgeburt um ein Linsengericht verkaufen. Wenn im Frühjahr 1848 überall mit gleicher Energie den ersten Anfängen entgegengetreten worden wäre, nie hätten wir das Schandjahr erlebt, was nun als unaustilgbarer Schimpf in Deutschlands Geschichte steht. Vielleicht wären auch dabei durch göttliche Fügung ein paar Dutzend Menschen in scheinbar unverschuldetes Unglück gekommen, aber nicht tausende, wie nachher geschehen ist, in das Unglück, welches Treulosigkeit, Ehrvergessenheit, Bosheit und liederliche Zersahrenheit aller Art heraufgeführt haben. Warum finden sich noch immer Menschen, die in schwächlicher, schimpflich-dummer Humanität genau dasselbe thun und reden, was der rassinirteste Wühler seinerseits aus Bosheit und Gottlosigkeit reden muß? Welchen Quellen die schwächlich humanen Redensarten in jedem einzelnen Falle entstiegen sind, die nach dem Hamburger Vorfalle von Neuem die Zeitungsspalten füllten, wollen wir nicht näher untersuchen, wir freuen uns aber, daß sie sobald gänzlich verstummt sind, freuen uns, darin ein Zeichen wahrzunehmen des Fortschrittes unserer Zeit in wahrer Erkenntniß, in der Entkenntniß namentlich, daß so wenig ein Bürger, der stiehlt, sich mit seiner Eigenschaft als Bürger von der Diebstahlsstrafe freimachen kann, da er ja nicht als Bürger, sondern als Dieb gestohlen hat, ebensowenig auch ein Bürger, dem bei ausbrechenden Unordnungen durch die zu deren Stillung verordneten Diener der Obrigkeit ein Leid geschieht, sich beklagen darf, da ihm das Leid nicht als Bürger, sondern entweder als das Gegentheil des Bürgers, als Theilnehmer an der Unordnung, unter Umständen als verfluchter Rebell oder durch seinen eigenen Leichtsinn, daß er sich nicht rasch genug aus dem Umkreise, den die Unordnung gewonnen hat, zurückzog, zugefügt worden ist. Diese einfältigen Deklamationen von Bürgerblut sind jetzt selten mehr als die Maske aufrührerischer Gesinnung und als solche anerkannt, oder als Ausdruck gedankenloser Schwachheit, sind also auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt — abgegriffene Ware."

Philipp v. Nathusius bemerkt hierzu: „Der Herausgeber d. Bl. war nicht wenig verwundert, als er selbst in den Correspondenzen der extra-conservativsten Zeitungen jenes ‚leider fast nur unschuldige' las, das der vormärzliche stehende Ausruf bei jeder solchen Gelegenheit war. Er selbst hat sich schon einmal vor 20 Jahren aus Neugierde, oder wenn man vornehmere Ausdrücke haben will, aus Wunsch nach Menschenkenntniß und Abenteuern unter einem Krawall befunden, kurz ehe eingehauen wurde, und war nur zufälligerweise etwas früher nach Haus gegangen; aber er hätte sich auch nicht beschweren dürfen, wenn er einige Hiebe mit abgekriegt hätte. Wer keine Ursache hat, um derentwillen er sein Leben riskiren darf oder will, der soll bei solchen Gelegenheiten zu Haus bleiben, denn gerade die ‚unschuldigen' machen den Haufen so groß, daß das Schießen nöthig wird, und sind folglich keine unschuldigen, wenn sie erschossen werden. Daß aber bei solchen Gelegenheiten geschossen wird, sollten wir doch endlich einmal lernen."

Aus dem Märzbericht 1853: „In Würtemberg ist man im Laufe des März dazu gekommen, sich von einer Erschwindelung im Laufe des Jahres 1848, von der Abschaffung der Todesstrafe nämlich, wieder zu befreien und auch körperliche Züchtigung wieder, obwohl in bescheidenem Maaße, in das Strafrecht aufzunehmen. Bis zu jenem Schwindel ist es bei uns glücklicherweise nicht gekommen, und die körperlichen Züchtigungen derer, die einmal kein Stück Seele mehr haben, was nicht mit ihrem Fleisch total verwachsen wäre, und denen also ohne Prügel gar nicht mehr beizukommen ist, werden hoffentlich auch nicht ewig bei uns im Desiderienbuche verzeichnet bleiben trotz aller miserablen Sympathien mit dem verbrecherischen Auswurfe der Nation, der ja allein die Peitsche verdient und auch allein zu erwarten hat."

Digitized by Google

Treue.

Alten Aufzeichnungen nacherzählt

von

Hugo von Wiese.

Zweiter Teil. Von Glatz nach Lützen.

VIII.

Konrad von Panwitz saß als Gefangener auf dem Schlosse zu Glatz; wenn ihm nun auch als einem im Gefecht gefangen genommenen Offizier mehr Freiheit gelassen wurde als einst seinem Vater, lastete doch sein Zustand mit niederdrückender Schwere auf ihm: zwar in allen Ehren in Feindes Hand gefallen, aber doch gefangen und dabei in einem verunglückten Feldzuge! Die von ihm verfochtene Sache schien rettungslos verloren, nachdem sie Niederlage auf Niederlage erlitten hatte und kein wirklich hervorragender Führer sich zu ihrer Verteidigung finden ließ, und nun er selbst in den Händen des übermächtigen Feindes, welcher so erbarmungslos gegen seine Heimat, seine Familie und seinen Vater gehandelt hatte! Er konnte von seinem hochliegenden Gefängnisse herunterſehen auf Stadt und Land; aber wie die Stadt in Trümmern, das Land verwüstet war, so waren seine Bewohner, anstatt befreit zu sein, in herbe Knechtschaft gedrückt, aussichtslos zu Boden geworfen. Wahrlich er hatte Grund, in Verzweiflung zu geraten, und schwer wurde es ihm, seinen leidenschaftlichen Schmerz zu beherrschen; kam doch zu alledem noch die Sorge um Martha. Da es ihm, wie den anderen gefangenen Offizieren, erlaubt war, zu bestimmten Stunden im Schloßhofe auf und ab zu gehen, hatte er versucht, Erkundigungen über ihr Schicksal einzuziehen, aber vergeblich; er erhielt nur die Bestätigung, daß sie aus Glatz ausgewiesen war; wohin sie gekommen sei, wußte niemand. Wo mochte sie sein? Hatte sie sich in der ihr eigenen Hingabe für ihren Beruf frischen Gefahren ausgesetzt? Er hielt es für sicher, daß sie nicht ruhen, sondern eine neue Thätigkeit suchen würde. Ebenso hoffnungslos wie die Lage seines Vaterlandes erschienen ihm die Aussichten für seine Liebe; er wußte ja nicht einmal, ob sie ihn nach den stürmischen Vorgängen bei ihrer Trennung überhaupt noch liebe; allerdings hatte sie ihm vom Krankenbette seines Vaters aus in warmen Worten geschrieben, aber sie konnten gerade so gut der verwandtschaftlichen Zuneigung entsprossen sein. In bange Zweifel getaucht, starrte er sinnend zum vergitterten Fenster hinaus, ohne die schöne Gegend zu seinen Füßen zu beachten. Da trat der Oberst von Neuhaus, welcher während der Belagerung von den Glatzern gefangen genommen und damals oft mit Konrad in Berührung gekommen war, in seine Zelle. Nachdem Konrad

sich erhoben und ihn begrüßt, der Oberst aber ihm sein Bedauern über das Mißgeschick, welches ihn durch seine Gefangennahme betroffen, ausgesprochen hatte, sagte dieser:

„Ich komme heute von hoher Seite in einer sehr ernsten Angelegenheit zu Euch, und zwar mit derselben Aufforderung, welche ich schon einmal 1622 an Euch richten mußte: mich sendet jetzt unser Generalissimus Wallenstein, ich soll Euch vorschlagen, in sein Heer einzutreten."

„Nie!" fuhr Panwitz auf.

„Nur ruhig, wenn ich bitten darf; ich muß mich meines Auftrages entledigen; macht dann, was Ihr wollt. Also der General hat von Euch gehört und Euren kühnen Ausfall aus Leobschütz sogar mit eigenen Augen gesehen; Ihr habt ihm Achtung eingeflößt; er möchte Euch deshalb gern in seinem Heere haben und bietet Euch hiermit ein Reitercornet und eine Rittmeisterstelle in diesem an. Euer Heer ist vollständig vernichtet, Ihr seid also nicht mehr gebunden. Zugleich läßt er Euch sagen, daß er Euch nur in dieser Weise davor schützen könne, daß Euch als Hochverräter der Prozeß gemacht würde."

„Wie," rief Panwitz, „mir als Hochverräther! Ich bin seit 1619 Offizier und als solcher in ehrlichem Kampfe gefangen!"

„Ihr vergeßt, daß Euch diesmal nicht ein Accord wie 1622 schützt; damals waret Ihr in denselben mit eingeschlossen, bei Leobschütz aber seid Ihr vor der Uebergabe gefangen, habt also auf deren Vergünstigung keinen Anspruch; wenn es sich nun aber nur darum handelte, würdet Ihr doch wohl Aussicht haben, später Eure Freiheit wieder zu erlangen; doch da haben die Jesuiten, welche ganz besonderen Anteil an Euch nehmen, herausgefunden, daß das Patent des Kaisers vom Jahre 1623, durch welches alle in evangelischen Heeren dienende Unterthanen bei Strafe des Hochverrats aufgefordert werden, dieselben zu verlassen, auch auf Euch Anwendung findet, und ich versichere Euch: man wird es auf Euch anwenden."

Panwitz erblaßte und sprach:

„Ich kann auf das bestimmteste versichern, daß ich von diesem Patent keine Ahnung habe," dann aber setzte er entschlossen hinzu: „und wenn ich solche gehabt hätte, so würde ich doch nimmermehr demselben gefolgt sein. Mich schreckt keine Drohung; ein Mann wechselt seine Ueberzeugung nicht infolge von Gefahren. Im übrigen habe ich doch gerade Euch, Herr Oberst, schon einmal bestimmt erklärt, daß ich nicht in kaiserliche Dienste trete, und kann es nur wiederholen."

„Ja wohl, aber, mein bester Herr von Panwitz, die Zeiten haben sich geändert, das kaiserliche, sowie die evangelischen Heere sind in konfessioneller Beziehung so gemischt, daß der Zweck und die Idee, für seinen Glauben zu kämpfen, ganz in den Hintergrund tritt."

„Für mich nie!" warf Konrad ein.

„Nun, ich kenne Euch und habe unserem Excellentissimo Signor meine Ansicht, daß ich jeden derartigen Schritt bei Euch für vergeblich halte, nicht verhehlt, worauf er sagte: ‚Es wäre schade um den tapferen Soldaten' — und auch ich kann nur sagen, daß es schade um Euch ist; denn, wenn Ihr auf Eurer Ansicht beharrt, habt Ihr keine Aussicht, jemals wieder an der Spitze eines flotten Reitercornets gegen den Feind zu ziehen. Der Feind aber, welchem Ihr hier gegenübersteht, ist ein viel gefährlicherer; denn er ist kein offener, Ihr habt keine Waffe gegen ihn. Denkt an die Bluturteile von Prag, an die Verurteilung Eurer Glaubensgenossen in der Grafschaft; es wird Euch nicht besser gehen!"

„Ich bin als Soldat im Felde gefangen und darf nicht als Verbrecher behandelt werden; thut man es aber doch, so werde ich mit Gottes Hülfe nicht weniger standhaft sein, als jene; ich will meines Vaters würdig werden."

„Um aller Heiligen willen, wollt Ihr denn durchaus zum Märtyrer werden!" rief Neuhaus aus. „Doch ich weiß: ich überrede Euch nicht; mein Auftrag ist erfüllt.

Gebt mir eine bestimmte Antwort für den General, welchem Ihr, da er Euch selbst so viel Achtung bezeugt, doch Höflichkeit schuldet."

„Die ich auch nie außer acht lassen werde," sagte Panwitz. „Ich danke Seiner Excellenz für die gute Meinung; ich würde zwar gern unter einem so berühmten Feldherrn fechten; doch diene ich nur in einem protestantischen Heere, komme auch, was da wolle!"

Nachdem der Oberst sich noch lange mit Panwitz, welchem er volle Bewunderung zollte, unterhalten hatte, verließ er ihn mit dem Versprechen, ihn öfter aufzusuchen, und dem festen Vorsatz, ihm seine Lage nach Kräften zu erleichtern. Außerhalb des Zimmers murmelte er in seinen Bart: „Das ganze Jesuitenpack ist einen solchen ordentlichen, mannhaften Soldaten nicht wert!" Konrad aber kam erst, allein gelassen, zum Bewußtsein der ganzen, bis dahin ungeahnten Größe der ihm drohenden Gefahr; er fand nirgends eine Rettung, denn er dachte gar nicht daran, von der Bahn, welche ihm seine Ueberzeugung und Ehre angewiesen hatte, abzuweichen; er hatte das Bibelwort, welches ihm einst sein Vater in der Scheidestunde als Mahnung zugerufen hatte: „Sei getreu bis in den Tod", als Wahlspruch angenommen. Er sah, wie hart seine Leidensgefährten und Landsleute für ihre Auflehnung büßen mußten, und konnte annehmen, daß man ihn noch viel härter behandeln würde. —

Immer mehr wuchs die Zahl der Gefangenen in den einst vor den Flammen bewahrten Räumen des Schlosses, welches mit den himmelragenden, rauchgeschwärzten Mauern und leeren Fensterhöhlen an und für sich schon einen schauderhaften Anblick bot, immer schmählicher wurden die Eingekerkerten behandelt, und mit ihnen Stadt und Grafschaft, je mehr die Gefahr vor den Mansfeldschen Truppen schwand. So lange diese noch in der Nähe waren, hatte man doch nicht gewagt, die erbitterte Bevölkerung noch mehr zu reizen; als aber Wallenstein nach Schlesien gekommen war, ging man sofort rüstig an das große Werk der Gegenreformation mit Gewalt. Bisher hatte man sie nur durch Ueberredung, Drohung und durch Verhinderung des protestantischen Gottesdienstes zu bewirken gesucht, jetzt aber stellte sich die ganze, große kaiserliche Macht in Dienst dieses nach ihrer Ansicht so verdienstlichen Unternehmens, an jene Stelle trat der grausame Zwang. Kein Protestant durfte von nun an mehr in den Städten das Bürgerrecht erlangen, keiner Gewerbe, Handel oder Handwerk treiben, keiner Besitz haben; wer nicht verhungern wollte, mußte katholisch werden oder auswandern. Um die Bewohner der Grafschaft katholisch zu machen, wurde eine Bekehrungs-Kommission ernannt, an deren Spitze der Landeshauptmann Freiherr von Fuchs, ein wüster, übermütiger Mensch, als frommer Bekehrer stand, und die, von Soldaten begleitet, überall die Einwohner zur Erklärung zwang, ob sie zum katholischen Glauben übertreten wollten; wer sich dessen weigerte, wurde von Soldaten in die Kirche geführt und mit roher Gewalt zur Teilnahme an den Ceremonien und zum Niederknieen gezwungen; dem wurden wiederum Soldaten ins Haus gelegt, welche mit seinem Hab und Gut in der sinnlosesten Weise umgingen und ihn und die Seinen aufs äußerste mißhandelten, bis er mit einem Beichtzettel darthat, daß er nach katholischer Weise gebeichtet hatte, oder auswanderte. Wieder wurde eine große Anzahl angesehener Männer zur Drohung für alle verhaftet und nach Glatz ins Gefängnis gebracht.

Der Soldat vollzog unter der Leitung der Jesuiten die Bekehrung; was galt es den letzteren und jener frommen Kommission, daß die Leute eben nur gezwungen katholisch wurden, was kümmerte sie in Wahrheit das Seelenheil der Ueberwundenen! Eine katholische Wüste war ihnen mehr wert, als ein evangelisches, blühendes Land; ihre Kirche sollte siegen, der verhaßte Protestantismus zertrümmert werden. Und sie erreichten mit der Zeit ihren Zweck; freilich verödete die Grafschaft, aber der Rest ihrer Bewohner wurde katholisch. Die besten Edelleute, Bürger und Bauern wanderten aus; der Adel und die Freirichter verließen ihre Güter, den uralten Sitz ihrer Familie, die Bürger ihre Häuser, Besitzungen und Geschäfte, die Stätte ihrer Kindheit; sie gingen, arm

geworden, aber evangelisch geblieben, aus ihrer schönen reichen Heimat und zogen hinaus in die Verbannung, eine ungewisse Zukunft. Das Volk aber, welches nicht auswandern konnte, der an seine Scholle gefesselte kleine Mann, wehrte sich auf das äußerste, ehe er, gehetzt durch die Obrigkeit und die Geistlichkeit, gequält durch die Schrecknisse des Krieges, durch Hunger und Elend zur Verzweiflung getrieben, seinen Glauben aufgab. Noch lange Jahre sollte es dauern, bis die Grafschaft durchweg katholisch geworden war; zur Zeit, als die nachfolgenden Ereignisse sich abspielten, hing das Volk auch äußerlich noch im allgemeinen dem Protestantismus an, der Kaiser hatte es zwar durchgesetzt, daß dasselbe nicht mehr den Gottesdienst seines Bekenntnisses in den Nachbarstädten Reichenstein, Silberberg u. s. w. besuchen durfte, aber doch fanden die treuen evangelischen Geistlichen immer noch Gelegenheit, solchen abzuhalten und Trost und neue Widerstandskraft in die Herzen ihrer bedrängten Herde zu gießen. —

Am Nachmittag eines sonnigen Herbsttages des Jahres 1628 schritt auf einem wenig betretenen Fußwege, welcher durch tiefen Gebirgswald von Silberberg nach Glatz führt, ein Soldat, bewaffnet mit Reitersäbel und Pistolen, ein Mann von 40 Jahren, von eisenfestem Körper, mit klugen Augen und starkem Knebel- und Schnurrbart. Da die Soldaten jener Zeit kein Abzeichen, keine Uniform trugen, konnte man nicht erkennen, ob er zu den Truppen des Landes, schlesischen oder Glatzern gehörte, doch schien er in der Gegend bekannt zu sein. Tiefe Stille herrschte in dem herrlichen, alten, im rotbraunen Blätterschmucke prangenden Walde um ihn her; wie ohne Leben lag die Natur; nichts war zu hören, als der Schritt des einsamen Wanderers, welcher öfter horchend sich umsah, als ob er Feinde zu erwarten hätte; jedenfalls mußte er auf irgend eine Gefahr gefaßt sein. Plötzlich blieb er stehen und horchte:

„Wie, hier mitten im Walde Gesang!“ — vorsichtig schlich er im Gebüsch näher und murmelte dann:

„Bei Gott, ein evangelisches Kirchenlied: Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“

Sich verborgen haltend, trat er nun bis dicht an die Sänger, einen Kreis von glaubensstarken Glatzer Protestanten, welche hier, in einer der entlegensten Schluchten des Gebirgswaldes, zum Gottesdienst um ihren alten Hirten, den pflichttreuen, heldenmütigen Pfarrer Keit, versammelt waren. Der unermüdliche und unerschrockene Geistliche hatte bisher in Reichenstein und, als es ihm dann zeitweise unmöglich gemacht wurde, an anderen Orten an der Glatzer Grenze Gottesdienst abgehalten; als aber jede Gemeinde, in welcher er seinem Berufe folgte, mit schweren Strafen heimgesucht wurde, predigte und wirkte er, wie so mancher seiner damaligen Amtsbrüder — der sogenannten Buschprediger — in den verborgensten Gegenden der Hochgebirge und der Wälder, immer verfolgt und wieder vertrieben, in Freiheit und Leben bedroht, trotzdem für seine keine Gefahr scheuenden Gemeindeglieder. Als er jetzt hier in der absterbenden Natur des Herbstes zu den Seinen sprach, als diese mit inniger Andacht seinen Worten lauschten, da fühlte sich der rauhe, im wilden Kriegswirbel hart gewordene Soldat tief ergriffen, beugte, abseits von den anderen, aber mit ihnen seine Kniee und sang leise für sich und doch in ihrer Gemeinschaft das fromme Lied zum Schlusse der Feier.

Dann, nachdem der Gottesdienst vorüber war, traute der Geistliche noch hier im Walde, dem grünen Tempel der Natur, ein junges Brautpaar, welches mutig genug war, den ihm drohenden Gefahren widerstehen zu wollen; und diese Gefahren waren sehr groß, da der Kaiser die Schließung von Ehen zwischen Protestanten bei schwerer Strafe verboten und für ungültig erklärt hatte. Allmählich entfernten sich die Zuhörer, von denen jeder einzelne noch dem Pfarrer Lebewohl sagte, viele seinen Rat erbaten; als dann nur noch wenige ihren an eine Eiche gelehnten Geistlichen umstanden, trat der Soldat aus seinem Versteck heraus; sofort aber scharten sich die Männer dicht um ihren Seelsorger und hoben zu seinem Schutze drohend ihre Stöcke. Der Soldat blieb stehen und wollte sprechen; eher er aber dazu kam, rief der Geistliche:

„Ruhe, laßt den Mann herantreten, er hat uns doch einmal entdeckt. Kommt näher; was wollt Ihr?“

Darauf trat dieser vor den Pfarrer und sprach, indem er zum Staunen der anderen dessen Hand ergriff und küßte:

„Ihr habt von mir nichts zu besorgen; ich bin ein guter, evangelischer Christ und habe mit großer Freude Eurer Andacht beigewohnt; ebenso bin ich sehr erfreut, Euch überhaupt getroffen zu haben und möchte, wenn es möglich ist, Euch gern allein sprechen; dann werdet Ihr gewiß Vertrauen zu mir fassen und mir Rat und Hülfe geben.“

„Gern soll dies geschehen, wenn ich es vermag, tretet zurück, Ihr Leute! ich möchte mit dem Soldaten allein sprechen.“

Die Leute entfernten sich einige Schritte, stellten sich aber, immer noch mißtrauisch, so auf, daß sie die beiden genau sehen und, wenn es nötig war, ihrem Pfarrer sofort zu Hülfe eilen konnten. Der Soldat begann:

„Ich heiße Vogt, bin schwedischer Reiter und der Diener des Lieutenants von Panwitz, welcher bei Leobschütz gefangen und hier auf das Glatzer Schloß gebracht wurde. Könnt Ihr mir sagen, ob er noch lebt?“

„Ja, er lebt noch und ist gesund, jedoch in schwerer Gefahr, da man ihm den Prozeß als Hochverräter gemacht hat, welcher in diesen Tagen entschieden wird. Aber wo kommt Ihr her und was wollt Ihr hier?“

„Gott sei Dank, er lebt! Ich komme vom schwedischen Heere im polnischen Preußen.“

„Wie, aus Polen!“ rief der Pfarrer überrascht.

„Ja, die alten Thurnschen Truppen, das Regiment von Baudissin, stehen jetzt bei den Schweden in Polen; da habe ich mich mit den beiden Junkern von Panwitz, den Brüdern des Lieutenants, aufgemacht, um“ — er stockte — „doch Euch kann ich es wohl sagen; ich kenne Euch ja von der Belagerung 1622 her — Ihr verratet mich nicht — also, wir wollen den Lieutenant befreien.“

„Welches Wagnis wollt Ihr eingehen!“ sagte Keil kopfschüttelnd; — „Ihr spielt um Freiheit und Leben!“

„Und wenn es mein Leben kostet; mein Herr muß aus der Katholiken Händen befreit werden!“ — sagte der treue Vogt entschlossen; — „die beiden Junker sind in Lampersdorf an der Eule; ich bin vorausgegangen und will nach Glatz, um mich von den Kaiserlichen anwerben zu lassen und eine Gelegenheit zur Flucht für meinen Herrn zu erspähen. Dann benachrichtige ich die Junker, und wir führen unseren Plan aus.“

„Möchte Euch Euer äußerst gefährliches Vorhaben gelingen! Aber man kann Euch in Glatz leicht erkennen und wird Euch dann als Spion hängen.“

„Laßt das meine Sorge sein, Herr Pfarrer! ich befürchte dies eigentlich nicht; infolge meiner Narbe und des Bartes werde ich nicht erkannt werden; bedenkt doch, wie oft jetzt die Leute von einem Heere in das feindliche hinüberlaufen, es fällt daher nicht auf, wenn ich mich von den Kaiserlichen in meiner Heimat anwerben lasse. Diese dort“ — er wies dabei auf die Umstehenden — „sind gute evangelische Christen, die mich wohl nicht verraten werden, wenn Ihr sie darum bittet.“

„Das soll gern geschehen, aber kann ich sonst etwas thun, um Euren Plan zu fördern?“

„Vorläufig weiß ich nichts, Herr Pfarrer; vielleicht findet sich aber etwas; ich würde Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr mich über Nacht beherbergen wolltet; ich fände zwar auch hier im Walde ein Nachtlager, aber wenn ich mit Euch gehen darf, bin ich ja auch sicher, und vielleicht ist es doch möglich, daß Ihr mir noch einen Rat geben könnt, wenn Ihr mir helfen wollt, die Sache zu überlegen. Nach Glatz will ich heute nicht mehr gehen, es wird mir zu spät.“

Digitized by Google

„Ich bin selbst nur Gast, und mein Obdach ist ziemlich unwirtlich; doch Ihr seid nicht verwöhnt und findet Platz. Wartet noch, bis ich mit diesen Männern gesprochen habe, zwar sind diese alle aus dem nahen Dorfe Wiltsch und gewissermaßen meine Wache, aber es wäre doch möglich, daß einer von ihnen nach Glatz ginge, und Euch dort begegnete; wenn ich es wünsche, kennt er Euch dort sicher nicht."

Nachdem er mit den Leuten gesprochen hatte, ging er mit ihnen und Vogt in das nahe gelegene Grenzdorf Schlesisch-Wiltsch und trat hier, von dem Soldaten begleitet, in das schmucklose Zimmer einer einfachen Hütte, in welchem nur sehr wenig Geräte standen.

„Wohnt Ihr jetzt für immer hier, Herr Pfarrer?" frug Vogt erstaunt.

„Nein; ich muß nur zu oft meinen Aufenthalt wechseln, um nicht von den Kaiserlichen ergriffen zu werden."

„Dann wundere ich mich aber, daß Ihr hier so ruhig mitten im Dorfe unter vielen Hunderten von Menschen wohnt; die Kaiserlichen könnten Euch leicht aufheben."

„Auf kürzere Zeit bin ich hier, noch dazu auf schlesischem Boden, der den Herzögen von Brieg gehört, ziemlich sicher, da mich hier niemand verrät und die Kaiserlichen sich nur in bedeutender Masse in das große Gebirgsdorf wagen können; die Bauern aber halten scharfe Wacht und würden mir das Herannahen solcher zur rechten Zeit mitteilen, freilich muß ich immer zur Flucht bereit sein; dann gehe ich an einen anderen möglichst sicheren Ort an der Glatzer Grenze, um den Gottesdienst für meine armen Kinder in der Grafschaft fortzusetzen."

Der wackere Geistliche sprach dies in einem so einfachen Tone, als wenn er mitten im Frieden wirkte, und doch war er täglich den schwersten Gefahren ausgesetzt. Dann aber fuhr er fort:

„Nun setzt mir Euren Plan auseinander; Ihr habt ein Unternehmen vor, welches Euch leicht den Hals kosten kann, und es gehört wohl die ganze Kühnheit eines sehr treuen Menschen dazu, soviel für seinen Herrn zu wagen."

Vogt lehnte das Lob bescheiden ab:

„Ich habe dem Vater meines Lieutenants durch viele Jahre und dann meinem Herrn selbst in manchem Feldzuge gedient und nur Gutes von beiden empfangen. Was unseren Plan betrifft, so kommt uns bei seiner Ausführung zu statten, daß ich das Glatzer Schloß von der Belagerung her genau kenne und daß die Kaiserlichen gerade in der Grafschaft Truppen anwerben."

Nun setzte er dem Pfarrer seinen Plan auseinander; dieser ging bald lebhaft auf denselben ein, gab ihm einzelne weise Ratschläge, bezeichnete ihm einen treuen Bürger zu Glatz, einen seiner Schüler, welchem er unter allen Umständen vertrauen könnte und gab ihm für denselben ein paar Zeilen mit. Sie verabredeten, daß die Brüder von Panwitz in Lampersdorf bleiben und Vogt durch diesen Bürger seine Mitteilungen für sie an den Pfarrer gelangen lassen solle, welcher sie dann sicher weiter befördern würde.

Am nächsten Morgen schied Vogt von seinem Wirte, der ihm die wärmsten Segenswünsche auf den Weg mitgab, und schritt dann entschlossen auf Glatz zu. Als er hier das Frankensteiner Thor erreichte, saßen ein paar Soldaten vor der Wache und redeten ihn an:

„Nun, Bruder, wohin?"

„Zum Musterschreiber, will mich bei Euch anwerben lassen."

„Na, der wird dich gern nehmen mit deiner zerhauenen Fratze. Du scheinst weit herumgekommen zu sein; wo kommst du denn her?"

„Von den Sachsen."

„So! da glaube ichs, daß du lieber zu uns kommst; Ihr lebt ja dort im tiefen Frieden, da ist kein Geschäft zu machen. Na, gehe nur hinein, du kommst gerade recht, um etwas Schönes zu sehen."

Die Soldaten lachten roh. Als Vogt nun die jetzt so düster aussehende Stadt betrat, hörte er sofort kirchliche Musik; am Markte angekommen, prallte er entsetzt von dem ganz unerwarteten Anblick, welcher sich ihm bot, zurück; er sah vor sich, hier in der ihm als gut evangelisch bekannten Stadt, eine Prozession: eine Masse halbnackter Menschen, welche ihren Rücken wahnsinnig geißelten, während andere sich ganz mit Asche bestreut hatten, in schwarze Bußgewänder gehüllt waren und schwere Kreuze trugen, dahinter das Volk, das augenscheinlich nur gezwungen mitging und von einem Spalier von Soldaten immer wieder in die Reihe gestoßen, ja wenn das Zeichen zum Niederknieen gegeben ward, mit Gewalt auf die Erde geworfen wurde; er sah die in ohnmächtiger Wut verzerrten Gesichter seiner unglücklichen Landsleute und die triumphierenden Mienen der das Ganze leitenden Jesuiten; und sie hatten Grund zu triumphieren: unter jener Büßerschar befand sich der Landeshauptmann mit mehreren Edelleuten, das Volk mußte wehrlos dem Zwange gehorchen, Glatz lag in ihren Fesseln und gab durch diesen öffentlichen, feierlichen Bußgang ein Zeichen seiner tiefen Reue über die schwere Verirrung, seinen Abfall vom alten Glauben zur evangelischen Lehre. Vogt faßte sich an den Kopf: war das dasselbe Glatz, welches einst so tapfer seinen Glauben verteidigt hatte? sprachlos starrte er auf das Schauspiel; dann geriet er in solche Wut, daß er am liebsten einen der das Volk mißhandelnden Soldaten oder einen Jesuiten niedergestoßen hätte; doch er dachte an die Rettung seines Herrn und beherrschte sich, ja, als dann wiederum das Zeichen zum Niederknieen gegeben wurde und ein Soldat ihm zurief: „Hoho, Kamerad, immer runter auf die Erde! wir müssen den frommen Affentanz auch mitmachen," da kniete er — im Hinblick auf jenen Zweck — ebenfalls nieder und betete — um Befreiung der Grafschaft von den schwarzen Pfaffen.

Noch an demselben Tage wurde Vogt von den Kaiserlichen angeworben; sie nahmen den stattlichen Soldaten gern und frugen — nach damaliger Sitte — nicht viel danach, wo er herkäme und welcher Konfession er angehörte; Herkunft und Glaube waren Nebensache geworden. Vogt brauchte im übrigen nicht zu fürchten, daß er erkannt würde; der starke Bart, die Narben und die Spuren der vielen Feldzüge hatten ihn für die Glatzer Bekannten, welche ihn hier garnicht vermuten konnten, unkenntlich gemacht. —

IX.

Konrad von Pauwitz ging einige Tage später an einem sonnigen Nachmittage auf dem Schloßhofe auf und ab; noch hatte er die Erlaubnis, täglich allein einen Spaziergang dort zu machen; aber er wußte, daß es bald zum letzten Male war; wenn erst der Urteilsspruch über ihn, wie in den nächsten Tagen zu erwarten stand, gesprochen war, verlor er entweder sein Leben oder er wurde, mit den anderen Gefangenen in Reihen gestellt, nur von Zeit zu Zeit herausgelassen. Er hätte sein Geschick wenden können, doch er war, ohne zu schwanken, entschlossen, dem Leben, Glück, Reichtum, der Freiheit und einer ehrenvollen Soldatenlaufbahn für seine Ueberzeugung zu entsagen; er hatte die Bekehrungsversuche der Jesuiten mit stolzem Schweigen, die des Freundes seiner Familie, des Dechanten Keck, welcher trotzdem alles that, um ihn zu retten, mit höflicher Entschiedenheit zurückgewiesen, die Drohungen des Landeshauptmanns garnicht beachtet, und schließlich einem Mitglied seiner eigenen Familie, welches vom Glauben abgefallen war, mit beschämender Verachtung die Thüre gewiesen; jetzt sah er dem Kommenden entgegen, furchtlos, felsenfest entschlossen, auf alles gefaßt, ein ganzer Mann.

Der Hof war ziemlich leer, nur die Wache saß vor der Wachtstube und kümmerte sich, mit ihrem Karnöffelspiel beschäftigt, nicht um den Gefangenen; das nach der

Wenzelsschanze führende, lange, gewölbte Thor des Schlosses stand offen; als Konrad nun unter das Thor trat, um einen Blick in die dasselbe deckende Schanze zu werfen, kam plötzlich ein Soldat von hinten an ihn heran, zog ihn in den tiefsten Schatten desselben und flüsterte ihm zu:

„Keinen Laut, Herr Lieutenant; ich bin Euer Vogt; haltet Euch heute um Mitternacht wach und fluchtbereit."

Konrad, welcher seinen Diener sofort erkannt hatte, zuckte zusammen, schwieg aber und drückte diesem nur, ehe er wieder davon eilte, die Hand; dann blieb er noch kürzere Zeit innerhalb des Thores stehen und setzte endlich, scheinbar ruhig, aber im Inneren von einem Heer von Gedanken bestürmt, seinen Spaziergang im Schloßhofe fort, bis die ihm vergönnte Stunde abgelaufen war. In sein Zimmer zurückgekehrt, verlebte er die ihm so unendlich lang dünkende Zeit in furchtbarer Spannung; sein so ruhig gewordenes Herz schlug lebhaft in neu erwachender Hoffnung, in Staunen über die unerwartete Aussicht, im Nachdenken über die Art, wie er die Freiheit wiedererlangen sollte.

Eben hatte die Glocke auf dem Rathausturm die letzte Viertelstunde vor Mitternacht verkündet; doch der Posten, welcher vor der Wache stehen sollte, hatte sie nicht gehört; er befand sich schwer betrunken in der Wachtstube, und ebenso betrunken, wie er, war die gesamte Mannschaft, welche teilweise auf der Pritsche lag, teils auf Stühlen im Sitzen schlief. Ein fürchterlicher Geruch herrschte in dem Raume; Speisereste, leere Flaschen und Gläser standen und lagen überall umher; alter Sitte gemäß hatte ein Neuangeworbener auf seiner ersten Wache von seinem Werbegelde den anderen ein Gelage veranstaltet, und Vogt — denn dieser war der Gastgeber — hatte ganz besonders gute und schwere Getränke geliefert. Alle schnarchten, plötzlich aber erhob Vogt, welcher bisher der Betrunkenste von allen zu sein schien, seinen Kopf vom Tische, schaute sich vorsichtig um, stand, als er alle seine Kameraden schlafend sah, auf und nahm leise ein mächtiges Schlüsselbund von der Wand. Da hörte er den Führer der Wache einige Worte sprechen; erschrocken drehte er sich um, bereit, sich auf ihn zu stürzen; doch er überzeugte sich, daß dieser nur im Schlaf gesprochen hatte, verließ beruhigt die Wachtstube und holte mit Hülfe des Schlüsselbundes aus der Geschützkammer ein Tau; nachdem er dann die Thüre zum unteren Teil des Schlosses und zur Zelle seines Herrn aufgeschlossen hatte, trat er, gerade als es 12 Uhr schlug, in dessen Zimmer, aus welchem ihm dieser nach stummem Händedruck sofort auf den Flur hinausfolgte.

Das alte Oberschloß lag seit dem Brande von 1622 noch immer zum größten Teil in Trümmern; nur das gewölbte untere Stockwerk war erhalten und zum Gefängnis eingerichtet; alle Fenster waren mit festeingelassenen Gittern versehen, bis auf ein einziges im Flur befindliches, welches zur Kanonenschießscharte eingerichtet war und von dem aus der linksseitige Graben der Wenzelsschanze bestrichen werden konnte; das an diesem befindliche Gitter, zu dem Vogt an dem großen Bunde den Schlüssel hatte, war zum Aufklappen eingerichtet, aber verschlossen; hier war die einzige Stelle, wo das Schloß mit seinem Graben an das freie Feld stieß; sonst waren überall Mauern und Schanzen dazwischen; hier allein war daher die Flucht möglich. Geräuschlos eilten die beiden an dieses Fenster, schlossen das Gitter auf und ließen sich an dem Tau, das sie am Geschütz befestigt hatten, in den Schloßgraben herab. Es war eine dunkle Nacht, der Sturm heulte und der Regen floß in Strömen; infolgedessen waren sie ziemlich sicher vor Entdeckung durch die Wache der Wenzelsschanze; ungesehen konnten sie die andere Seite des Grabens und glücklich das Freie erreichen. Vogt winkte seinem Herrn, welcher sich lautlos seiner Führung überließ, ihm zu folgen, und führte ihn zu den Trümmern eines an der Straße nach Silberberg liegenden Gehöfts. Als sie dicht an demselben angekommen waren, sprangen zwei schlanke Gestalten hinter ihnen vor, ergriffen Konrads Arm, zogen ihn in den Hof, fielen ihm um den Hals und jubelten leise: „Konrad!"

„Wolfram! Hans! ihr hier!“ sprach dieser aufs freudigste überrascht; doch der kaltblütige Vogt ließ ihnen nicht Zeit zur Begrüßung, sondern sagte: „Meine Herren, an die Pferde, fort!“

Rasch wurden die Tiere von einem Baume losgelöst; dann sprengten die drei Brüder, gefolgt von dem zum Schutze etwas zurückbleibenden Vogt und einem anderen Diener, auf dem Wege nach Silberberg dahin.

Als Konrad im Sattel saß und die frische Nachtluft um ihn spielte, sagte er halblaut aus voller, vom schweren Druck erlöster Brust vor sich hin:

„Frei! Gott, habe Dank!“

Nachdem sie, ohne zu sprechen, in schärfster Gangart bis an die schlesische Grenze geritten waren und eben das Dorf Schlesisch-Wiltsch erreicht hatten, bat Wolfram seine Brüder, langsamer zu reiten; er selbst aber eilte voraus und klopfte an das Fenster eines Bauernhauses, aus welchem sofort ein Mann, der Pfarrer Keil, heraustrat.

„Gelungen!“ rief Wolfram ihm zu, indem er auf seine eben ankommenden Brüder zeigte. Konrad erkannte ihn sofort und sprach, ihm die Hand reichend:

„Ihr hier, Herr Pfarrer! seid gegrüßt!“

„Ich wußte ja, was vorging, bin deshalb wach geblieben und habe Euch unter heißem Gebet erwartet. Doch Ihr dürft Euch hier nicht aufhalten. Nehmt einen Gruß an meinen Bruder zu Liegnitz mit und hier zuletzt den Segen Eures alten Pfarrers.“

Die Brüder beugten auf den Pferden ihre Köpfe tief auf die Brust herab, und Keil sprach einen kurzen Segen.

„Nun aber weiter, lebt wohl! wills Gott, auf Wiedersehen!“

Nach kurzem Dank und Händedruck sprengten sie weiter, immer mehr aus dem Bereich des Feindes heraus, am Fuße des Eulengebirges entlang, die große Heerstraße vermeidend. Als sie dann fühlten, daß die unmittelbare Gefahr vorüber war und die Ermüdung der Pferde sie zwang, langsamer zu reiten, da erst begrüßten sich die Brüder innig im stolzen, freudigen Gefühl der geglückten Befreiung, da erst schüttelte Konrad seinem verwegenen, treuen Diener Vogt die Hand und dankte seinen drei Rettern für ihr kühnes Wagnis, welches ihn dem Leben, der Freiheit und der Hoffnung auf Glück wiedergab. Er hatte männlich allem entsagt, unerschrocken seinem Geschick entgegengesehen; er war gefaßt auf den Tod des Verbrechers oder den Kerker; jetzt that sich von neuem die Welt vor ihm auf: er hatte die Hoffnung auf endliche Vereinigung mit seiner Geliebten wiedergewonnen, er sah sich wieder an der Spitze einer stolzen Reiterschar, er war wieder mit seinen Brüdern vereint: und das dankte er diesen und der Treue seines Vogts.

Aber *ein* bitterer Tropfen sollte ihm doch gerade an diesem Tage seine Freude trüben, der Tod seines Heldenführers, des Grafen Thurn.

Am späten Nachmittag nach ihrem Abritt von Glatz erreichten die Brüder glücklich die Gegend von Liegnitz.

„Nein, Mann! das nimm mir nicht übel! wir haben außer der Werkstätte nur zwei Stuben und ein Schlafzimmer, und da soll ich drei Herren und zwei Diener unterbringen, soll ich denn auf der Straße schlafen?“ schalt Frau Nese Keil, „und weißt du denn, was das für Leute sind? wahrscheinlich verkleidete Räuber, die uns berauben oder ermorden wollen; du mußt doch nicht wissen, wer sie sind, sonst würdest du es sagen. Hast du noch nicht genug an dem Unglück, welches wir schon erlebt haben, mußt du uns denn ganz ins Verderben bringen! Nein, so ein leichtsinniger Mensch!“

„Na na, Nese!“ sagte Paul Keil, jetzt wohlbestallter Waffenschmied des Herzogs von Liegnitz, lächelnd, „wenn du die Gäste sehen wirst, wirst du gewiß nicht mehr böse sein. Es sind alte Bekannte, Glatzer Landsleute, welche sich möglichst verborgen halten wollen.“

„Wie, Landsleute, Mann! und das sagst du erst jetzt! Da will ich freilich alles thun; doch wer weiß, ob es wahr ist; vielleicht willst du mich nur ruhig machen und, wenn sie dann kommen, kann ich nicht mehr zurück."

„Aber, Nese, sei vernünftig; rede doch nicht solches Zeug zusammen! wenn jemand dies hört, muß er ja glauben, daß ich der größte Lügner auf der Welt bin. Du wirst dich freuen, wenn du unsere Gäste siehst!"

Frau Nese, welcher die Zunge wieder einmal durchgegangen war, fing an, sich zu schämen und ging — freilich, um ihren Rückzug zu bemänteln — unter schweren Seufzern daran, die Wohnung für den Empfang der Gäste zurecht zu machen. Der Waffenschmied aber lächelte und dachte: „Sie bleibt die Alte." — Vor einer Stunde war zu seinem großen Erstaunen der Lieutenant Wolfram von Panwitz, welchen er einst als Knaben und lustigen Pagen gekannt und nun als kräftigen Jüngling und Offizier wiedersah, in seine Werkstatt getreten, hatte ihm Grüße von seinem Bruder, dem Pfarrer Keil, gebracht und ihn — zugleich in dessen Namen — gebeten, den drei Brüdern Panwitz Obdach für die Nacht zu gewähren. Die beiden anderen Brüder waren mit den Dienern in einem Dorfe dicht vor der Stadt geblieben und hatten Wolfram vorausgesandt um zu sehen, ob sie ungefährdet in diese einreiten könnten, und den Waffenschmied um Aufnahme zu bitten; wenn er ihnen zufriedenstellende Antwort brachte, wollten sie dann, und zwar, um kein Aufsehen zu erregen, erst wenn es dunkel geworden wäre, in die Stadt einreiten. Der Waffenschmied hatte sie nun versichert, daß nirgends in der Stadt und in der Runde kaiserliche Truppen zu sehen wären, und sie herzlich eingeladen, seine Gäste zu sein; er hielt es aber doch für besser, seiner Frau nicht zu sagen, wen er erwartete, da er fürchtete, daß sie das Geheimnis, wenn sie es zu zeitig erführe, nicht so lange würde bei sich behalten können. Er sah der Ankunft seiner tapferen Landsleute mit großer Spannung entgegen und konnte es kaum für möglich halten, daß die beiden jüngeren den dritten Bruder auf eine solche Entfernung aus dem Schloß herausgeholt hätten.

Als sie dann kamen, war seine Freude groß; Konrad war einer seiner hervorragendsten Waffengefährten, alle drei waren die Söhne des angesehensten Mannes der Grafschaft, welcher als Märtyrer für seine Ueberzeugung gestorben war. Nachdem die Pferde untergebracht waren, führte der Meister seine Gäste in die Wohnräume hinauf; Frau Nese hatte schon lange oben auf der Treppe gestanden und sich vergeblich gemüht, sie zu erkennen; als sie sie jetzt herauskommen hörte, rannte sie rasch ins Zimmer zurück und erwartete sie hier mit kaum zu bezähmender Neugier, aber sie erkannte niemand, bis ihr Mann sagte:

„Nun, Nese! kennst du die Herren von Panwitz nicht mehr?"

„Ach, mein Gott! sind die Junker groß geworden!" rief sie nun, sie mit herzlicher Freude begrüßend, „richtig, das ist ja der tapfere Reiterlieutenant, von dem ganz Glatz sprach, und dieser jetzt so große Herr wohl gar der lustige Page des Grafen, der den Kopf voll lauter Flausen hatte; Euch aber kenne ich nicht; Ihr seid ja noch ein sehr junges Blut. Nun Gott zum Gruß! Es ist eine sehr große Ehre für uns, daß Ihr uns besucht! Macht es Euch bequem! Paul, Paul, was hast du wieder angerichtet! Nein, hätte ich gewußt, daß die Junker von Panwitz meine Gäste sind, die hätte ich ganz anders aufgenommen; aber so müßt Ihr fürlieb nehmen . . . . . ."

„Na, Nese, lasse nur die Junker erst es sich bequem machen und dann bringe uns bald etwas Ordentliches zu essen. Die Herren kommen von Glatz und sind hungrig."

„Wie! von Glatz! Da müßt Ihr uns viel erzählen."

„Ja, ja, Nese, aber erst beim Essen; jetzt wollen wir ihnen rasch ihr Zimmer zeigen."

Die Brüder von Panwitz, welche eigentlich noch gar nicht zu Worte gekommen waren, folgten nun, höchst belustigt über die redefertige Frau und erstaunt über den Empfang, dem Ehepaar in das für sie — ganz im Gegensatze zu den Entschuldigungen

der Frau — auf das sorgfältigste hergerichtete Zimmer; nach einer Viertelstunde, welche die Frau Meisterin benutzt hatte, um den für ihre Gäste, auf die sie stolz war, bestimmten Genüssen noch alles Mögliche hinzuzufügen, saßen sie dann mit ihren Wirten bei einer kräftigen Mahlzeit, welche ihnen nach dem langen Ritt, den Anstrengungen und Entbehrungen ganz vortrefflich schmeckte. Frau Nese hatte viel zu thun; einmal hielt sie sich für verpflichtet, die Gäste fortwährend zum Zulangen zu nötigen, dann aber fragte sie wieder so viel, daß ihr Mann ihr öfter zurannen mußte:

„Aber, Nese! Lasse doch die Gäste essen!"

Nach der Mahlzeit saßen sie noch lange beim Wein zusammen; auch Vogt, welcher mit den Söhnen im Nebenzimmer gesessen hatte, kam mit diesen auf den Wunsch seines Herrn jetzt in den Kreis der alten Glatzer, und nun mußte jeder von seinen Erlebnissen berichten.

Der Waffenschmied erzählte, daß er hier in Liegnitz durch den Herzog eine Stelle erhalten und sein gutes Auskommen habe, worauf seine Frau seufzend versicherte, daß sie sich doch zeitlebens nach Glatz zurücksehnen würde. Als dann aber Vogt von der Prozession und von den Mißhandlungen sprach, mit denen die Evangelischen geplagt würden, und als Konrad seine Erlebnisse schilderte, da dankte sie Gott, daß sie nicht mehr dort war. Mit großer Betrübnis vernahm das Ehepaar den Tod des Grafen Thurn, des einstigen Gönners des Waffenschmieds, und mit lebhafter Teilnahme fragte es nach dem Schicksale jedes einzelnen ihrer Bekannten, endlich sagte Frau Nese:

„Und was macht denn der Hauptmann von Plato?" — worauf ihr Mann zu den Junkern bemerkte:

„Ihr müßt nämlich wissen, daß der alte grimme Hauptmann ihr Herz eroberte und mir schon viel Grund zur Eifersucht gegeben hat."

Frau Nese wehrte sich entrüstet gegen solche Reden, konnte aber doch nicht umhin, Wolfram einen Gruß mitzugeben, wobei dieser freilich dachte: daraus wird sich der Alte sehr wenig machen.

Die Brüder waren sehr müde, da sie in der vorigen Nacht nicht geschlafen hatten und fortwährend im Sattel gewesen waren; sie hatten eben beschlossen, daß sie, da sie hier ziemlich in Sicherheit waren, erst am nächsten Nachmittag weiter reiten wollten; Konrad erhob sich und sprach:

„Entschuldigt, Frau Wirtin, wenn wir uns zur Ruhe begeben, aber nach solchen Anstrengungen verlangt die Natur ihr Recht, und wir haben morgen noch Zeit, weiter über unsere Erlebnisse zu sprechen."

Gern hätte die Wirtin noch lange erzählt und zugehört; aber sie sah ein, daß jene der Ruhe bedurften.

„Nun, dann gute Nacht, schlaft recht wohl! Ihr schlaft in demselben Zimmer, welches lange eine Landsmännin von Euch, Martha von Reichenbach, bewohnt hat."

„Martha von Reichenbach!" rief Konrad erregt, indem er sich wieder niedersetzte; alle erstaunten über seine Lebhaftigkeit, nur Wolfram lächelte leise und sagte dann zu dem sehr müden Hans:

„Komm, wir gehen voraus; Konrad wird wohl noch etwas von seiner Pflegerin Martha hören wollen."

Sie gingen; Konrad aber bat Frau Nese, von Martha zu erzählen, und saß dann noch bis nach Mitternacht mit seinen Wirtsleuten zusammen. Diese teilten ihm mit, daß Martha, nachdem sie nach ihrer Ausweisung aus Glatz zuerst sich in Reichenstein aufgehalten habe, dann auf den Rat des Pfarrers Keil nach dem evangelischen Liegnitz gegangen sei und bei ihnen gewohnt habe. Hier hätte sie von 1626 bis zum Sommer 1628 während des Mansfeldschen Feldzuges und der Wallensteinschen Winterquartiere wiederum die Kranken auf das aufopferndste gepflegt, sei aber nun vor kurzem, nachdem diese sämtlich aus der Pflege entlassen worden, nach Breslau gegangen.

„Und dabei fällt mir ein, daß Martha, die sonst so ruhig und leidenschaftslos war, bei der Nachricht von Eurer Gefangennahme und den Euch bedrohenden Gefahren bitterlich geweint hat. Jetzt geht mir ein Licht auf, Herr Lieutenant! Aha! Ihr scheint ihr Herz eingenommen zu haben und sie das Eure! Nein, daß ich bis jetzt so blind war!"

Dabei schlug sie sich vor den Kopf; die gute Nese hatte eine ihr sehr wichtig scheinende Entdeckung gemacht. Konrad aber war beglückt durch ihre Erzählung, welche ihm den Beweis lieferte, daß Martha noch fest an ihm hing, und vertraute Frau Nese unumwunden das Geheimnis seiner Liebe; er hoffte dabei, daß die Meisterin, während er in die Ferne zog, gewiß eine Gelegenheit suchen und finden würde, es an Martha weiter zu verraten.

Am anderen Nachmittag ritten die drei Junker nach herzlichem Abschied von ihren Wirten weiter in die Welt hinein. —

X.

Wie sieht sich doch die Welt ganz anders an vom Rücken eines stolzen Pferdes, als aus den Mauern eines Gefängnisses! Mag auch die herrliche Gegend der Grafschaft sich noch so schön unter seinem hohen Schloß ausgebreitet haben, die schneebedeckte, weite Ebene des polnischen Preußens zeigte Konrad jetzt im Glanze der Freiheit eine viel schönere Welt, eine Welt voll Hoffnung, Liebe und Kriegerlust. Mit Jubel war er von seinen Kameraden, namentlich von Plato und Derfflinger, welcher längst wieder zu den Baudissinern zurückgekehrt war, begrüßt, mit großer Freude von seinen Reitern, deren Führung ihm sofort wieder übergeben wurde, empfangen; bewundert wegen ihres wagehalsigen Unternehmens, war der Rume der Brüder von Panwitz bald im Munde des ganzen Heeres. Und wie ganz anders fand er sein Regiment wieder, als wie er es einst verlassen hatte! Tapfer war es immer gewesen und geblieben; aber seit Thurn nach der Schlacht von Stadtlohn von ihm gegangen war, der kühne, aber nachsichtige Baudissin, der echte Landsknecht des 30jährigen Krieges, seine Führung übernommen hatte und die Soldaten in dem unglücklichen schlesischen Feldzuge meist nur von dem lebten, was sie in den Ortschaften zusammengetrieben, da war durch das schlechte Beispiel der anderen Truppen auch bei ihnen die Zucht gesunken. Jetzt aber hatten sie sich der eisernen schwedischen Disciplin fügen müssen und unter der Führung des strengen Plato auch rasch gefügt. Der Lieutenant von Panwitz, welcher in der letzten Zeit vor seiner Gefangennahme nnr noch mit Ekel nnd Widerwillen das Treiben im Heere gesehen hatte, war hoch erfreut, als er bei seinen Reitern die strenge Zucht der besten Thurnschen Zeit wiedererstanden sah; aber noch ganz anders fühlte er sich gehoben, als er seit langer Zeit zum erstenmal den Sieg an die Fahnen des Heeres, in dessen Reihen er focht, gefesselt sah, als der König Gustav Adolf von Schweden, sein neuer Kriegs- und Feldherr, im preußischen Feldzug des Sommers 1629 die Polen und die mit ihnen unter Arnims Führung vereinigten Kaiserlichen zum Frieden zwang. Wie sehr war gerade er, der fromme und von seiner Ueberzeugung durchdrungene Kämpfer für seinen Glauben, ergriffen, als die gesamte schwedische Armee im Lager bei Marienwerder nach dem Untergang der Sonne, vom Könige bis znm letzten Troßbuben herab, auf freier Ebene zum Gebet niederkniete und den Choral:

„Verzage nicht, du Häuflein klein!"

das Lieblingslied des Königs, anstimmte.

Sein Vertrauen auf die Zukunft, die Freude an seinem Beruf, sein Sehnen nach dem echten Kampf zur Befreiung seines Vaterlandes und seiner Glaubensgenossen stieg höher und höher. Als er mit den Seinen im Winter 1629—1630 in Elbing im

Winterquartier lag, da drang von Schweden her erst leise ein Gerücht zu ihnen, welches allmählich zur Gewißheit wurde und den ernsten Mann, der sich zu voller Ruhe und Leidenschaftslosigkeit durchgearbeitet zu haben schien, in Begeisterung versetzte:

Der Feldzug gegen den Kaiser ist beschlossen!

Nur zu spät für seine Ungeduld kam das Regiment von Baudissin an den Feind; während Gustav Adolf schon im Juni 1630 auf deutschem Boden landete, stieß jenes erst im September zu den Truppen, welche das von den Kaiserlichen besetzte Kolberg einschlossen; es hatte sich sehr verändert; freilich waren es noch immer dieselben Mannschaften, aber der König hatte den Dragonern die Gewehre und Piken genommen und sie, die schon lange gewohnt waren, nur zu Pferde zu fechten, in Kürassiere umgewandelt, so daß die Reiter und Dragoner jetzt das Kürassier-Regiment Baudissin bildeten; an seiner Spitze stand, aus langer Gefangenschaft zurückgekehrt, wieder der tapfere Baudissin; Plato war Oberstlieutenant geworden; die drei Brüder von Panwitz dienten auf Befehl des Königs bei demselben Cornet, Konrad als Hauptmann, Wolfram als Lieutenant und Hans als Fähnrich. —

An einem Septembertage des Jahres 1630 plünderten kaiserliche Truppen der Besatzung von Kolberg in der wüstesten Weise in dem unweit dieser Festung gelegenen Orte Degow; auf einem großen Gutshofe desselben verteidigten sich die Bewohner mit großer Entschlossenheit und verhinderten jene mit der Kraft der Verzweiflung am Eindringen in das Thor des von einer Mauer umschlossenen Hofes; ein ungefähr 60 Jahre alter stattlicher Mann leitete mit großer Umsicht die Verteidigung, doch mußte er einsehen, daß es der Uebermacht gegenüber unmöglich sei, den Hof zu halten; er wandte sich deshalb zurück und rief einer jungen Frau, welche einen verwundeten Knecht verband, zu:

„Barbara, gehe ins Haus, wir können den Hof nicht halten."

Das Haus, ein großes Steingebäude, hatte nur eine Thür und vergitterte Fenster, war also leichter zu verteidigen; einen Augenblick überlegte jetzt der Alte, dann ging er an einen kräftig gebauten Mann in mittleren Jahren heran und sagte:

„Was meinst du? Wir müssen uns nach meiner Meinung in das Haus zurückziehen, oder wir sind verloren."

„Ja," erwiderte der andere, dem man den alten Soldaten ansah, rot von der Anstrengung des Kampfes, „es bleibt nichts übrig; o, meine Ernte, mein Vieh! Doch was Ernte! Wenn ich nur Weib und Kind erhalte!" —

Zu derselben Zeit reitet vorsichtig von Köslin her ein Reitertrupp auf Degow los, Baudissinsche Kürassiere unter der Führung des Lieutenants Wolfram von Panwitz, der Vortrupp des Regiments, welches den Ort besetzen soll; der Lieutenant hört den Lärm der Plünderer im Dorfe und späht aus, was dort vorgeht, da kommt von einem Nebenwege ein fliehender Bauer und schreit:

„Zu Hülfe, Herr Lieutenant, die Kaiserlichen sind im Orte!"

Der Offizier erkundigt sich hierauf nach der Zahl und schickt eine Meldung zurück; in wenigen Minuten kommen zwei Cornets Kürassiere angesprengt und werfen sich von zwei Seiten auf die überraschten Kaiserlichen in Degow. — Im Gutshofe haben sich die Verteidiger eben in das Haus zurückgezogen und der Feind dringt in den Hof; da erschallt ein kräftiges Hurra, die Baudissiner kommen dem Feinde in den Rücken, und als dies der alte Führer der Bauern sieht, macht er mit den Seinen einen entschlossenen Ausfall aus dem Hause und treibt die Kaiserlichen in die Schwerter der Reiter. Nachdem der Feind rasch überwältigt war, gingen die Hauptleute der beiden Reitercornets, Panwitz und Diebitsch, letzterer auch ein alter Soldat von der Glatzer Belagerung, auf den alten und den jüngeren Führer zu und Panwitz rief:

„Hallo, seid gegrüßt, Ihr seid ja wackere Kämpfer!" Dann aber fuhr er in freudiger Ueberraschung fort: „Der Freirichter Hans Wolf und Marx, unser alter Kamerad! Das ist ein seltsames Wiedersehen!"

Auch die Angeredeten begrüßten mit frohem Rufe die beiden Hauptleute; die Reiter aber traten verwundert um sie herum, dann aber schrieen auch einzelne von ihnen: „wahrhaftig, unser Lieutenant Marx und der Freirichter! Hurra!"

„Ja, Hurra und Gott sei Dank! Ihr alten Landsleute habt uns gerettet; wenn Ihr nicht kamt, wäre wohl bald kein Halm mehr in der Scheune, kein Tier im Stalle gewesen, und wer weiß, wie es uns gegangen wäre!" sprach Hans Wolf, der alte kühne Bauernoberst von Habelschwerdt, „wir hätten das Haus wohl noch eine Weile gehalten, aber wie lange!"

Unterdessen rief Marx, der alte Dragonerlieutenant und jetzige Gutsbesitzer, seine Frau, und diese kam, begleitet von ihren drei blühenden Knaben, noch bleich vor Schrecken, aber hochbeglückt durch ihre Rettung, und begrüßte die alten Bekannten, welche so unvermutet ihre Retter geworden waren, auf das herzlichste. Barbara, des Freirichters Tochter, die einst ihrem Manne mit ihrem Vater hierher nach Pommern gefolgt war, war zwar etwas stark geworden, aber immer noch eine sehr hübsche Frau, eine echte, wohlhabende Hausfrau vom Lande; einst aus furchtbarer Not hierher in Glück und Sicherheit gerettet, war sie jetzt mit den Ihren nahe daran gewesen, jene alte Not aufs neue zu erleben; da kamen noch im letzten Augenblick ihre Landsleute zu Hülfe; sie war daher noch in großer Aufregung, aber von heißem Dank erfüllt.

Die Offiziere und Soldaten begrüßten sie mit Freuden, dann aber sagte Diebitsch:

„Wir müssen fort, Ordnung schaffen! Auf Wiedersehen, Marx!"

„Auf Wiedersehen!" entgegnete dieser, „bleibt Ihr hier im Orte?" und als dies bejaht wurde, fuhr er fort: „dann kommt Ihr zu mir ins Quartier."

„Gern, aber Baudissin und Plato werden hier auf dem Hofe liegen wollen."

„Nun, Ihr kommt alle zu mir; wir bringen Euch gern unter, nicht wahr, Barbara?"

„Mit tausend Freuden, Ihr sollt herzlich willkommen sein!"

„Also auf baldiges Wiedersehen, ich komme zu Euch," sagte Panwitz.

„Auf Wiedersehen!" erwiderte Marx; als jene abgeritten waren, wandte er sich dann an seine Frau:

„Und nun, Bärbel, zeige dich als tüchtige Hausfrau, du bekommst viel Gäste!"

„Alles will ich gern thun; wenn sie nicht wären, hätten wir wohl nichts übrig behalten!"

Das war ein prächtiges Mahl, welches wenige Stunden später Barbara ihrer Einquartierung vorsetzte; diese sprach ihm, nach langem Ritte hungrig, auch wacker zu, während sie gar viele Erinnerungen an die Tage von Glatz und ihre Kämpfe austauschten. Der General Baudissin war ein tüchtiger Zecher und auch Plato und Derfflinger, welchen Marx ebenfalls auf seinem Hofe untergebracht hatte, tranken heute mit Wolf und diesem gar manchen Schoppen; der alte Plato wurde in der Unterhaltung mit dem Freirichter ordentlich aufgeräumt, freilich nur, so lange sie vom Kriege sprachen; aber trotzdem flößte er den drei Jungen des Wirts durch sein grimmes Gesicht einen entsetzlichen Schrecken ein; während sie an alle anderen zutraulich und keck herangingen, wollten sie durchaus nicht zu ihm treten oder mit ihm sprechen. — Konrad von Panwitz aber fand mit Freuden in Barbara eine Seele, welche wie er in Liebe an Martha von Reichenbach hing und mit Verehrung von ihr sprach; sie saßen bei Tisch neben einander und sprachen bei der allgemeinen Fröhlichkeit ziemlich leise zusammen. Konrad mußte bald merken, daß seine Wirtin doch sehr gut um Marthas Liebe zu ihm Bescheid wußte, und erfuhr manches Neue über diese, da die beiden Freundinnen mitunter Briefe gewechselt hatten.

Als das Mahl zu Ende war, die Herren aber noch beim Wein saßen, hörte man Trompeten blasen; die Offiziere sprangen ans Fenster und sahen nun, wie eine große Zahl Kürassiere in den Hof marschierte und sich hier aufstellte; alsdann kam ein schnauzbärtiger Reiter herauf und bat, daß die Herren mit dem Freirichter Hans Wolf

Digitized by Google

und Marx herunterkämen und in ihren Kreis träten. Als dies geschehen war, sprach ein alter Wachtmeister mit zerhauenem Gesicht und weißem Haar, während die Reiter präsentierten:

„Der Herr Generalfeldwachtmeister halten zu Gnaden, wenn ich spreche; wir sind hier aufmarschiert, lauter alte Soldaten von Glatz und Landsleute aus der Grafschaft, um unsere tapferen Kriegskameraden zu begrüßen, unseren Dragonerlieutenant Marx und den Bauernoberst Hans Wolf; sie waren ja so tapfer, daß das Regiment noch jetzt von ihnen spricht. Kameraden, der Lieutenant Marx und der Freirichter leben hoch!"

Donnernd fielen die Reiter dreimal in das Hoch ein; dem alten Freirichter traten die Thränen in die Augen. Baudissin aber rief:

„Das war recht, nochmals die alten Kriegskameraden hoch!"

Dann begrüßte jeder der ehemaligen Glatzer die beiden, welche, eben noch von den Kaiserlichen mit dem Tode bedroht, so plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Huldigung geworden waren; die vielen Edelleute der Truppe, dann ein Rest jener Bauern, welche einst unter Hans Wolf vor Habelschwerdt lagen, die Glatzer Bürger im Regiment, alle kannten sie und wollten ihnen die Hand drücken. Dann trat der Freirichter auf die Stufen der kleinen zum Hause führenden Treppe und rief mit lauter Stimme:

„Unsere alten Kriegskameraden von 1622, unsere Retter von heute, das ganze tapfere Regiment von Baudissin lebe hoch!"

Jetzt schrieen die Knechte vom Hofe und die benachbarten Bauern aus Leibeskräften ihr „Hoch"; als es aber verklungen, ließ der Gutsherr Marx Bier aus dem Keller holen und bewirtete alle bis um Mitternacht; ein schöner Abschluß des Tages, der mit solchen Gefahren begonnen hatte.

Die Kaiserlichen in Kolberg hatten dem Orte viele Gefahren gebracht; durch die Einquartierung der Baudissiner, welche mehrere Monate hier blieben, waren sie davor gesichert; deshalb ertrugen die Einwohner die Last, welche ihnen jene brachte, gern und um so freudiger, da sie ihr ja ihre Rettung aus großer Gefahr verdankten. Konrad fühlte sich wohl im Hause seiner Landsleute, ja es sollte ihm hier eine Freude zu teil werden, welche er lange nicht gehabt hatte. Als die Schweden einen Boten an den Herzog von Liegnitz, welcher sich damals in Breslau aufhielt, sandten und Konrad ihm einen Brief an Martha von Reichenbach mitgab, brachte ihm dieser eine Antwort zurück, ein langes Schreiben, in welchem sie ihn in der wärmsten Weise zu seiner Rettung aus der Gefangenschaft beglückwünschte und ihm mitteilte, daß sie in Breslau bei Verwandten wohne und auch hier mit Krankenpflege beschäftigt sei. Wenn auch der Brief kein Wort von Liebe enthielt, so brachte er Konrad doch die Gewißheit, daß sie warmen Anteil an ihm nehme und in Sicherheit sei.

Barbara, seine Vertraute, freute sich mit ihm und sprach oft mit ihm von seiner Zukunft; freilich waren die Aussichten für dieselbe nur sehr schwache, ein Schwerthieb, eine kleine Kugel konnte sie durchschneiden, und doch war es für ihn ein herrliches Gefühl, daß ihm, wenn er den Frieden erleben sollte, die Möglichkeit geblieben sei, an Marthas Seite wahres Glück zu erlangen. Der Mensch hofft bis zum Grabe.

XI.

Um sich mit dem Könige bei Stettin zu vereinen, verließ im Januar 1631 das Regiment von Baudissin die Gegend der Feste Kolberg, welche sich bald darauf den Schweden ergeben mußte. Konrad bedauerte es zwar, von seinen freundlichen Wirten und Landsleuten Abschied nehmen zu müssen, als Soldat freute er sich aber, daß die thatenlose Zeit der Einschließung zu Ende war, daß es unter dem Befehle des großen Schwedenkönigs vorwärts gehen sollte zum Kampfe gegen den Erbfeind, die verhaßten Kaiserlichen. Und es war ein Feldzug, reich an Siegen und Ehren, welcher jetzt begann,

besonders reich für das alte, berühmte Regiment, das hier den Lohn für das standhafte Aushalten im Unglück finden sollte; ein Gefecht nach dem andern erhöhte seinen Ruf, die Baudissiner unter ihrem wilden General waren der Schrecken des Feindes; der steinerne Hauptmann von Panwitz wurde ein anderer; das sonst so kalte, starre Gesicht thaute in der Siegesfreude auf, das Auge blitzte vor Reitermut und Kriegerstolz. Das ganze Heer aber konnte auf seine Erfolge stolz sein: Pommern, Brandenburg und der größte Teil von Mecklenburg wurden befreit; Frankfurt a. d. Oder, Landsberg und unzählige andere, feste Orte genommen, die Kaiserlichen und der bisher unbesiegbare Tilly überall zurückgedrängt. Konrad selbst hatte vor kurzem in dem glänzenden Reitergefecht von Werben seinen alten Kriegsgefährten und jetzigen Chef, den General Baudissin, vor neuer Gefangenschaft gerettet. Der General, welcher auf seinem edlen Rosse allen voran zuerst in die feindlichen Reihen gestürzt, war vom Feinde umringt und trotz tapferer Gegenwehr, nachdem sein Pferd erschossen, sein Degen zerbrochen und er selbst verwundet worden war, überwältigt worden. Da sprengte Konrad zu Hülfe und hieb ihn heraus.

Eine Schlacht stand bevor; das kaiserliche Heer unter Tilly rückte von der Saale nach Leipzig, um die Stadt zu nehmen; der Kurfürst von Sachsen hatte endlich, allerdings mehr gezwungen, als freiwillig, mit seinem Glaubensgenossen, dem Könige von Schweden, ein Bündnis geschlossen, und die verbündeten Heere marschierten nun, die Schweden von Wittenberg, die Sachsen von Torgau aus gegen Leipzig vor; bei Düben an der Mulde sollten sie zusammentreffen. Das Regiment von Baudissin bildete die Vorhut der Schweden, überschritt am 31. August die Elbe und erreichte am 3. September Düben; während es dann eine halbe Meile vorwärts der Stadt auf Leipzig zu Vorposten bezog, erhielt der Hauptmann von Panwitz den Befehl, die Stadt mit drei Cornets zu besetzen und zum Empfang des Königs von Schweden und Kurfürsten von Sachsen herzurichten; als er in diese eintritt, fand er eine wüste Unordnung, verursacht durch den Troß zweier sächsischer Kavallerie-Regimenter, Arnim und Steinau, welcher bei der schnellen Zusammenziehung des sächsischen Heeres in Leipzig zurückgeblieben und bei Tillys Annäherung hierher geflohen war; da die Knechte und die Weiber desselben in dem kleinen Ort in der althergebrachten, wilden Art hausten, beschloß er am nächsten Morgen, am 4. September, den gesamten Troß auf das freie Feld in ein Lager an der Torgauer Straße zu verweisen; doch wollten die Sachsen den Anordnungen des schwedischen Offiziers nicht folgen und widersetzten sich, vor allen thaten dies die Soldatenweiber, meist das frechste, verworfenste Gesindel. Da befahl er, darüber empört, sie mit Gewalt aus der Stadt zu treiben; während dies geschah, der Hauptmann selbst aber auf dem Rathause mit den Vorarbeiten zur Unterbringung der Fürsten beschäftigt war, trat plötzlich eine hohe, schlanke Frauengestalt in sein Zimmer; Konrad blickte auf und sagte dann überrascht:

„Frau Ursula!"

„Konrad, also Ihr seid es, der uns verjagen will." Ursula war noch immer schön, hatte immer noch das Aussehen einer Zigeunerfürstin, namentlich jetzt, als sie in tiefer Aufregung hastig sprach:

„Das ist ein glücklicher Zufall, daß ich gerade Euch treffe! Habt Ihr den Befehl gegeben, daß der Troß aus Düben herausgeworfen werden soll? Eine schöne Handlung gegen Verbündete!"

„Allerdings habe ich den Befehl gegeben; doch kann ich nicht anders handeln, da ich den König von Schweden und den Kurfürsten von Sachsen erwarten und unterbringen soll. Doch ich bin erstaunt; erlaubt mir eine Frage: Was habt Ihr mit dem sächsischen Troß zu thun, Ihr, die Frau des kaiserlichen Obersts von Hebron?!"

„Mein erster Mann ist tot, und ich bin in zweiter Ehe mit einem früheren kaiserlichen, jetzt sächsischen Offizier verheiratet, der Euch . . ." — Frau Ursula stockte plötzlich

und richtete sich stolz in die Höhe — „als Frau eines solchen verlange ich, zugleich im Namen einer Anzahl anderer Offizierfrauen, daß man uns hier die Ankunft unserer Regimenter erwarten läßt; wir können doch nicht ohne den Schutz der Truppe auf freiem Felde liegen."

„Es thut mir sehr leid, daß ich Euren Wunsch nicht erfüllen kann," erwiderte Konrad, in welchem sich bei dem herrischen Tone, welchen Ursula anschlug, der Zorn regte, „namentlich da Ihr Euch gerade im Schlosse niedergelassen habt, wo ich für die Fürsten Quartier zu machen Befehl habe; ich kann Euch aber leider auch kein anderes Haus in der Stadt anbieten, da jedes einzelne für das Gefolge der Herren gebraucht wird. Zu Eurer Sicherheit werde ich aber eine sehr starke Wache im Lager aufstellen, mein eigenes Zelt aufbauen lassen und Euch mit Lebensmitteln für die beiden Tage versehen."

Frau Ursulas Züge nahmen einen geradezu feindseligen Ausdruck an, als sie Konrads Worte hörte und darauf erwiderte:

„Herr von Panwitz! Ihr wäret der letzte, bei welchem ich betteln ginge; ich bitte nicht, sondern ich fordere, daß Ihr uns in der Stadt laßt! Ihr könntet es bitter bereuen, mein Mann würde die Beleidigung schwer rächen!"

In früheren Zeiten wäre Konrad auf solche Drohungen hin in heißer Leidenschaftlichkeit aufgelodert; jetzt bestärkten sie ihn nur in seinem eisigen Starrsinn, und mit großer Ruhe sagte er:

„Verzeiht, aber durch Drohungen schreckt Ihr mich nicht; Ihr müßt die Stadt mit den anderen Frauen verlassen. Im übrigen würdet Ihr mich verbinden, wenn Ihr mir den Namen Eures Mannes nennen wolltet."

Ursula lächelte ganz eigentümlich und erwiderte dann, indem sie die Arme unterschlug und Konrad stolz ins Gesicht sah:

„Es ist der sächsische Kapitän Robert von Panwitz."

Konrad zuckte zusammen und rief dann heftig:

„Ihr die Frau meines Bruders, kann das wahr sein!"

„Es ist wahr, mein Herr Schwager, und Ihr begreift wohl, daß Roberts Frau an Euch keine Bitte zu richten hat; sie haßt Euch noch mehr, als Ihr ihren Mann."

Konrad hörte kaum, was sie sagte; sie, die Witwe des Obersten, die jahrelang mit ihm im Felde herumgezogen war, die gefallsüchtige Amazone, das Weib seines Bruders! Ihm trat wieder Marthas reines Bild entgegen, und ein furchtbarer Widerwillen gegen das vor ihm stehende Weib erfüllte ihn.

„Nein, es kann nicht sein!" keuchte er innerlich; dann wiederholte er beinahe unwillkürlich seinen Ausruf:

„Ihr die Frau meines Bruders!"

„Ja! Zweifelt Ihr daran?" erwiderte Ursula mit einem Aufschrei des Schreckens; Konrad aber sprach weiter:

„Auch das kann mich nicht abhalten, Euch zu ersuchen, die Stadt zu verlassen. In einer Stunde müßt Ihr das Schloß geräumt haben."

„Ich mache Euch darauf aufmerksam, daß ich ein Kind bei mir habe, den Sohn Eures Bruders."

In Konrads Innerm wühlte es; er glaubte Ursula wohl, daß das Kind das seines Bruders und das ihre, doch nicht, daß sie dessen Frau sei; das Wort der jungen Frau machte ihn daher nur noch starrer; da rief Ursula:

„Ich kann mir Eure Gefühle denken; lieber unter dem Troß mit seinen Gefahren, als länger Eure Gegenwart! Von Euch Gewährung einer Bitte anzunehmen, wäre eine Beleidigung meines Mannes."

Sie drehte ihm den Rücken und verließ das Zimmer; eine halbe Stunde später sah er sie mit mehreren anderen aus dem Schlosse reiten und gab sofort die sorgfältigsten Befehle zu ihrem und der anderen Frauen Schutze; er aber geriet allmählich, als die

Digitized by Google

Aufregung wich, wieder in den alten Zwiespalt darüber, ob er recht gehandelt hätte; hatte ihn sein Starrsinn, der Widerwille gegen Ursula nicht zu weit gehen lassen? Und doch hatte Robert einen Schritt gethan, welcher die Brüder wieder einander näher bringen konnte; er focht jetzt auf protestantischer Seite; Konrad mußte sich sagen, daß er gerade jetzt, recht zur Unzeit, durch sein Verhalten gegen Ursula ihn von neuem abgestoßen hatte. —

Am Nachmittag desselben Tages erhielt Konrad vom General Baudissin den Befehl, ein Cornet auf der Straße nach Torgau vorreiten zu lassen, um mit den von dort anmarschierenden Sachsen die Verbindung herzustellen; er beauftragte damit seinen Bruder, den Lieutenant Wolfram von Panwitz, mit seinem eigenen Cornet. Der junge Lieutenant, unternehmend wie immer, ritt lustig darauf los, an seiner Seite der Fähnrich Hans von Panwitz; dicht an der Stadt kamen sie am Lager des sächsischen Trosses vorbei, in welchem infolge der starken schwedischen Wache strenge Zucht herrschte; die Reiter sangen das alte Lied vom Glatzer Waffenschmied, welches im Regiment fortlebte: „Schlagt zu“ Ungefähr eine Meile von Düben sahen die Brüder eine Reitermasse auf sich zukommen, die Sachsen! Wolfram setzte sein Pferd in Galopp und sprengte dem auf ihn zureitenden Führer jener entgegen, um ihn zu begrüßen. Als aber beide sich die Hände entgegenstreckten, stutzten sie, und der Sachse rief freudig:

„Du bist doch Wolfram von Panwitz, kennst du mich nicht?“

Da leuchtete es plötzlich über Wolframs jugendfrisches, offenes Gesicht:

„Mein Gott, Robert! Bist du es wirklich?“

Und die beiden Führer umarmten sich in voller Freude auf ihren Pferden. Wolfram kam gar nicht dazu, an die Vergangenheit seines Bruders Robert und den Kummer, welchen dieser seinen Eltern gemacht hatte, zu denken oder gar anzunehmen, daß dieser sein Vergehen durch seinen Uebertritt auf evangelische Seite wieder gut gemacht hätte; es war einfach die Stimme der Natur, welche ihm bei seinem Anblick laute Freude auspreßte, und er folgte ihr ohne Bedenken. Der Fähnrich Hans, welcher allmählich mit dem Cornet herankam, dachte, als er die zärtliche Begrüßung der beiden sah, verwundert:

„Wolfram und der Sachse scheinen aber wirklich der Freude über die Verbindung der beiden Heere etwas starken Ausdruck zu geben.“ — Als aber jene ihm die letzte Strecke im starken Trabe entgegenkamen: „Wahrhaftig, der Sachse ist ein schöner, stattlicher Offizier; doch was hat Wolfram?“ — Er war zu jung gewesen, als Robert vor zehn Jahren der Familie entrissen wurde; er erkannte ihn nicht wieder; Robert aber sagte, näher kommend:

„Wolfram, wer ist der bildhübsche Junge? Doch wie ist mir, ist dies nicht unser Hans?“

Wolfram aber lachte: „Nun, ihr Brüder, begrüßt euch!“

Und auch diese begrüßten sich in der herzlichsten Weise ohne eine Spur von Zögern.

Die Reiterabteilungen kamen heran und riefen sich, obwohl die Baudissiner als ehemalige Thurnsche Truppen den Sachsen in der Grafschaft einst feindlich gegenübergestanden hatten, laut „Hurra“ und „Hoch“ zu. Der Kapitän von Panwitz sandte eine Meldung zurück, daß die Straße nach Düben sicher sei, und dann ritten die drei Brüder an der Spitze ihrer Leute im fröhlichen Gespräch auf die Stadt los. Als sie aus dem Walde, welcher ihnen bisher eine weitere Aussicht verdeckt hatte, heraus- und dann beim Lager des sächsischen Trosses vorbeikamen, eilte plötzlich eine stattliche, junge Frau auf sie zu und rief schon von weitem zum Staunen der beiden jüngeren Brüder:

„Robert!“ — Die Brüder hielten, die Frau aber sagte zu dem sich herabbeugenden Kapitän, welcher selbst ganz verwundert und zugleich erschreckt schien:

„Gott sei Dank, daß ich dich treffe! Bitte, Robert, halte einen Augenblick! Ich muß dich schleunigst sprechen.“

Digitized by Google

„Willkommen, Urſula! Wo kommſt du her?“ ſagte Robert, welcher ſich das Auftreten ſeiner Frau an dieſer Stelle gar nicht erklären konnte.

„Später, Robert! Ich muß dich allein ſprechen!“

„Gern; doch willſt du nicht meine Brüder Wolfram und Hans begrüßen? Ihr müßt euch doch kennen! Wolfram! Hans! Dies iſt meine Frau Urſula von Praedel.“

Die Brüder, obwohl aufs äußerſte überraſcht, wollten ſofort Urſula in ritterlicher Weiſe begrüßen, doch ſagte dieſe zurücktretend:

„Ich danke für weitere Begrüßungen mit deinen Herren Brüdern; ich hab an der einen genug. Ich muß dich ſofort allein ſprechen, ehe du in die Stadt reiteſt. Alſo, meine Herren; ich möchte mit meinem Manne allein reden! Ihr werdet mich verſtehen.“

Darauf wandte ſie den Herren den Rücken. Robert aber ſagte zu ſeinen Brüdern:

„Es muß etwas Arges ſein, was Urſula mir mitzuteilen hat. Da ich den Befehl habe, vor der Stadt die Ankunft des Heeres zu erwarten, wollen wir uns hier trennen; leider kann ich nicht weiteres verabreden, ehe ich nicht weiß, was meiner Frau begegnet iſt. Doch auf alle Fälle auf Wiederſehen!“

Die Brüder reichten ſich die Hand, Wolfram und Hans grüßten Urſula, welche jedoch ihren Gruß nicht beachtete, und ritten dann, wie betäubt von dem Erlebten, ihrem Cornet nach. Endlich ſagte Wolfram:

„Hier muß wohl Konrads ſtarre Unverſöhnlichkeit wieder einen Auftritt verurſacht haben; ich bin aber entſchloſſen: ſo ſehr ich auch an ihm hänge, in dem Verhältnis zu Robert gehe ich meinen eigenen Weg; mag er handeln, wie er will!“

Hans, weniger entſchloſſen als Wolfram, und zugleich in größerer Abhängigkeit von Konrad, erwiderte:

„Das Beſte iſt, daß wir Konrad unſere Begegnung erzählen, dann wird ſich das Uebrige finden.“

Nachdem Wolfram dem Hauptmann von Panwitz ſeine dienſtliche Meldung abgeſtattet hatte, erzählte er ihm als Bruder ſeine Begegnung mit Robert und Urſula und bat um Aufſchluß über die Urſache zu deren Benehmen. Doch wies ihn Konrad, der alle Hände voll mit der Aufnahme der Fürſten zu thun hatte, kurz ab; Hans und Wolfram wußten nicht, woran ſie waren, mochten aber auch nicht in das ſächſiſche Lager gehen, um ſich Aufklärung zu verſchaffen, da ſie einmal annehmen konnten, daß Robert bei Ankunft des Heeres ebenfalls ſehr beſchäftigt wäre, und da ſie andererſeits ſich nicht von neuem einer ſchlechten Behandlung von ſeiten Urſulas ausſetzen wollten; ſie hofften auch in ihrer Jugendzuverſicht mit Beſtimmtheit, daß ſich bald alles zum Guten wenden würde; doch trotz der Nähe, in welcher ſich die Brüder befanden, ſollten zwei Tage vergehen, ehe ſie ſich wiederſahen; denn am 5. September morgens verließen Wolfram und Hans die Stadt Düben, um wieder zur Vorhut zu ſtoßen und mit dieſer weiter gegen Leipzig vorzurücken; am 6. machte ſie bei Wolkau Halt und erwartete das Heer, welches dann hier ein Lager, das letzte vor der Schlacht, bezog. Mit dem Hauptheere kam auch Konrad, welcher bis dahin in Düben beſchäftigt geweſen war.

Als die drei Brüder dann im Lager bei einander ſaßen, erzählte Konrad endlich den Brüdern ſein Zuſammentreffen mit Urſula, und als er eben ſeine Erzählung beendet hatte, kam, ehe dieſe noch ihren Gedanken über ſein Verhalten Ausdruck geben konnten, ein ſächſiſcher Reiter an ſie herangeritten, ſprang vom Pferde und überreichte einen Zettel mit den Worten:

„Vom Kapitän von Panwitz vom Regiment von Arnim.“

Konrad las leiſe den Zettel, erteilte ſeinem Diener Vogt den Befehl, den Reiter beiſeite zu führen und ſagte alsdann zu Hans und Wolfram:

„Robert ſchreibt, daß er in der Nähe auf Lagerwache liege und bittet uns, ihn dort aufzuſuchen, da es ihm unmöglich wäre, zu uns zu kommen; wenn ihr wollt, mögt ihr hinreiten, ich bleibe hier.“

Digitized by Google

Beide Brüder baten ihn hierauf dringend, mitzureiten, doch vergeblich. Wolfram stellte ihm vor:

„Bedenke, daß Robert jetzt auf der rechten Seite steht und dadurch sein Vergehen zu sühnen sucht; er hätte wohl Grund, dir jetzt zu zürnen, nachdem du seiner Frau derart begegnet bist, aber er thut es doch nicht, sondern ladet dich herzlich ein, ihn zu besuchen; er will also eine Versöhnung. Du magst wohl der strengen Auffassung nach im Recht gewesen sein, als du Ursula mit den anderen Frauen aus der Stadt wiesest, und du hast ja auch auf das beste für sie gesorgt; aber doch mußte Robert sich durch deine Rauheit schwer verletzt fühlen, und ich würde anders gehandelt haben."

„Wolfram!" unterbrach ihn Konrad drohend; doch dieser fuhr unerschrocken fort:

„Robert mag sich vergangen haben, wie er will, aber er ist dein Bruder, und gerade deine Pflicht als die des Aeltesten und Familienhauptes wäre es, ihn immer wieder heranzuziehen und, wenn es nötig ist, zu bessern zu suchen, nicht aber hinaus zu stoßen;" — dann setzte er in warmem Tone hinzu: „Wir stehen am Vorabend einer Schlacht; zehn Jahre habt ihr in Groll gelebt, jetzt hat Robert den ersten Schritt gethan; noch ist es Zeit zur Versöhnung, und ihr seid einander nahe; morgen scheidet euch vielleicht der Tod, ist es zu spät."

Auch Hans drängte Konrad zum Mitreiten; dieser schien zu schwanken, dann aber rief er in herrischem Tone: „Genug! Ich bleibe hier; wenn ihr gehen wollt, so geht, aber kein Wort weiter!"

Doch Wolfram ließ sich nicht einschüchtern, sondern loderte in heißem Zorne auf:

„Nun, so bleibe, wir gehen; aber wundere dich nicht, wenn wir unser Verhalten zu dir nach deinem Verhalten zu Robert einrichten!"

Dann gingen Wolfram und Hans zu ihren Pferden und folgten bald dem Boten zur sächsischen Lagerwache. Konrad blieb zurück. „Was war das, das boten ihm seine jüngeren Brüder und Pfleglinge, seine sonst so gehorsamen Untergebenen!" Aber es war mehr Verwunderung als Zorn, was ihn erfüllte. Er hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich an das Feuer, bald aber geriet er wieder in die alten Zweifel über die Richtigkeit seines Benehmens; er, der feste Soldat, welcher nie den sicheren Grund und Halt verlor, konnte im Verhalten zu Robert nicht erkennen, was das Richtige sei; erst sagte er sich: „ich kann doch Robert, welchen ich so lange für einen Verlorenen hielt, nicht wegen meines Benehmens um Entschuldigung bitten, davon ist keine Rede; um dies zu vermeiden, bleibe ich hier." Dann aber kam doch der Eindruck von Wolframs Worten; je mehr er nachsann, desto mehr machte sich der Gedanke geltend, daß sie alle vier vor einer Schlacht ständen, dies vielleicht die letzte Gelegenheit zur Versöhnung wäre; er dachte weiter an die gemeinsam verlebte Jugend, und es wurde ihm warm ums Herz; es war doch sicher im Sinne seines seligen Vaters gehandelt, wenn alle seine Söhne für dieselbe heilige Sache fochten — in Einigkeit und gegenseitiger Liebe; sein Vater aber war die Richtschnur seines Lebens, dessen Sinne gemäß regelte er sein ganzes Handeln; kurz entschlossen sprang er auf; er wollte zu seinen Brüdern reiten.

„Vogt, sattle mein Pferd!"

Dieser, welcher ganz genau wußte, warum es sich handelte, folgte freudig dem Auftrage und führte bald das Pferd vor; als aber Konrad nun zu Platos Zelt ritt, um sein Wegreiten zu melden, brachte ihm ein Gefreiter den Befehl, daß er mit den anderen Offizieren zum General Baudissin zum Befehlsempfang für den morgenden Tag kommen solle. Dieser dauerte lange; als Konrad zurückkam, war es Mitternacht, zu spät! Ob für immer?

Noch herrschte am nächsten Morgen, am 7. September, tiefe Dunkelheit, als der Befehl zum Satteln gegeben wurde. Dies geschah, dann blieb das Regiment von Baudissin, weiteres erwartend, auf dem Lagerplatze halten. Die Leute lagen oder standen bei ihren Pferden; vor dem Cornet von Panwitz waren die drei Brüder im leisen

Gespräch begriffen, doch schien es, als wenn etwas zwischen ihnen läge, was die alte Einigkeit störte; da sagte Konrad:

„Habt ihr gestern Abend Robert getroffen?"

„Ja, er war sehr betrübt, daß du nicht mitgekommen bist," bedauerte Hans.

„Nun," erwiderte Konrad, „ich hatte meinen Entschluß geändert und ließ mir gerade das Pferd satteln, um euch nachzureiten, als ich leider die Aufforderung erhielt, zum Befehlsempfang zu kommen."

„Du, Konrad, wolltest nachkommen?" sagte Wolfram zweifelnd, „doch wenn du es sagst, ist es auch wahr. Wie schade, daß du nicht konntest. Es wäre ein herrlicher Abend gewesen und ihr hättet euch sicher versöhnt. Robert hat uns seine Schicksale erzählt, und diese Erzählung hätte dich überzeugen müssen, daß er jetzt deines Vertrauens würdig ist."

Konrad forderte Wolfram auf, davon zu berichten, worauf dieser mit Eifer erzählte, daß Robert seit seinem Zusammentreffen mit jenem bei Ratibor infolge der schroffen Abweisung desselben, dann ferner durch die erschütternde Nachricht von des Vaters traurigem Ende, welche er erst später erfahren hatte, zur vollen Einsicht über sein Verschulden gelangt wäre, und daß er dann, in dem schlesisch-ungarischen Feldzuge schwer erkrankt, auf dem Krankenbette den Entschluß gefaßt hätte, den kaiserlichen Dienst zu verlassen. Er hätte beinahe ein halbes Jahr in Münsterberg in Schlesien krank gelegen und wäre von Ursula, welche ihren Mann, den Oberst von Hebron, an derselben Krankheit verloren hätte, auf das sorgfältigste gepflegt worden; als er genesen war, hätte er sie geheiratet, dann seinen Entschluß, den kaiserlichen Dienst zu verlassen, ausgeführt und nach längerem Suchen an der Universität Leipzig eine Stelle als Reit- und Fechtlehrer gefunden, in welcher es ihm sehr gut gegangen wäre. Oft wäre er von seinen früheren Vorgesetzten und Kameraden aufgefordert worden, in sächsische Dienste zu treten, doch hätte er gefürchtet, wieder auf kaiserlicher Seite fechten zu müssen; als aber Sachsen sich mit Schweden verbunden hätte, wäre er mit Freuden dem Rufe des Feldmarschalls Arnim gefolgt und hätte eine Stelle als Kapitän bei dessen Reitern angenommen. Jetzt sei es sein feurigster Wunsch, bald an den Feind zu kommen und sein Verschulden wieder gut zu machen. —

Konrad war durch den Bericht seines Bruders Wolfram sehr bewegt und fragte:

„Nun, was sagt er zu dem Vorgange zwischen seiner Frau und mir?"

„Als wir kamen, sprach er sich sehr bitter aus; wir haben ihn aber beruhigt und er läßt dir sagen: er hoffe immer auf Versöhnung, und wenn er heute fiele, stürbe er ohne Groll gegen dich."

„Das Gleiche könnt ihr ihm von mir versichern!" rief Konrad.

Da erscholl das Signal: Aufsitzen; die Brüder drückten sich versöhnt rasch die Hand. „Viel Glück"; im Augenblick waren die Baudissiner im Sattel und ritten an — in die Dämmerung hinein zur Schlacht von Breitenfeld. —

Die Schlacht war geschlagen, das schwedische Heer hatte den Kaiserlichen unter ihrem berühmten Feldherrn Tilly eine furchtbare Niederlage beigebracht, nachdem diese zuerst den sächsischen Flügel zum Weichen gezwungen hatten. Das Regiment von Baudissin, welches seinem alten Ruhme neue Lorbeeren hinzugefügt hatte, blieb am Abend auf dem Schlachtfelde stehen und lagerte sich für die Nacht; die drei Brüder von Panwitz waren unverwundet und in gehobener Stimmung über diesen größten bisher erfochtenen Sieg der evangelischen Sache; Konrad und Wolfram beglückwünschten Hans zu seiner ersten Schlacht; dann aber sagte Konrad:

„Aber Robert! wie mag es ihm gegangen sein? Die Sachsen sind schlimm zugerichtet und weit zurückgeworfen; wir haben es ja zum Teil selbst gesehen, als wir vorritten, um die Kaiserlichen von ihrer Verfolgung abzuhalten und zurückzutreiben. Das Feld, auf welchem die sächsische Kavallerie focht, liegt ja dicht hier neben uns.

Ich möchte jetzt nicht fortgehen; Hans, reite doch hinüber und suche, daß du etwas vom Regiment von Arnim und von Robert erfährst."

Hans ritt bereitwillig ab, kam aber in kürzerer Zeit, als die zurückbleibenden, schwer besorgten Brüder erwarteten, was das Pferd laufen konnte, wieder und rief in großer Aufregung:

„Ich bringe schreckliche Nachricht, Robert liegt nur wenige hundert Schritte hinter uns auf dem Tode; er ist sehr schwer verwundet und will euch sehen."

Die Brüder sprangen entsetzt auf und riefen nach ihren Pferden; nach wenigen Minuten stiegen sie an dem Platze, wo Robert lag, aus dem Sattel; es war ein großes Gehöft, nackt und leer infolge des Krieges, aber in allen Räumen stark mit Verwundeten belegt; nur dem Kapitän von Pauwitz war eine kleine Kammer allein eingeräumt; ein Feldscher kam gerade aus der Thür derselben und sagte ihnen auf ihre besorgte Frage:

„Die Wunde, ein Schuß in den Leib, ist so schwer, daß der Kapitän höchstens noch zwei Stunden lebt; hier ist alle Hülfe vergeblich."

Konrad befahl trotzdem Vogt, welcher mitgekommen war, rasch den Regiments-Feldscher der Baudissiner zu holen, und trat dann mit seinen Brüdern in die Kammer. Robert lag auf einer Streu bleich und matt, aber mit ruhigem Gesicht, vor ihm saß, über ihn gebeugt und seine Hände haltend, Frau Ursula, jetzt nur ein ins Herz getroffenes, angsterfülltes Weib; sie schien den Eintritt der Brüder nicht zu bemerken; Robert aber sagte, als er Konrad erblickte, indem ein freudiges Lächeln über seine Züge ging:

„Habe Dank, daß du kommst! Ich habe ja gebüßt."

Der Angeredete, erschüttert durch den Anblick und die Worte seines Bruders, konnte sich nur mit Mühe beherrschen; er ergriff des Sterbenden Hand und sagte weich:

„Verzeihe auch du mir, und wir wollen dann alle vier ein schönes, echt brüderliches Leben führen."

„Ich sterbe noch heute, der Feldscher hat es gesagt; ich fürchte den Tod nicht, aber Gott sei es gedankt: ich sterbe in Frieden mit euch."

Erschöpft schwieg er eine Weile, dann fuhr er mit schwacher Stimme fort:

„Wolfram und Hans werden dir erzählt haben, wie du den Grund dazu gabst, daß ich in mich ging und den Dienst des Feindes verließ. Auch dafür Dank!"

Konrad mußte sich fest zusammennehmen, um anscheinend ruhig zu sagen:

„Du hast alles wieder gut gemacht, und ich bringe dir die Vergebung unseres heimgegangenen Vaters, welcher vorausgesehen hat, daß du einst auf die rechte Seite zurücktreten würdest und sie dir für diesen Fall durch mich verkünden läßt."

„Vater, habe Dank!" murmelte der Kranke, freudig aufgeregt.

„Doch sei ruhig; die Aufregung raubt dir die Kräfte."

Robert schüttelte den Kopf, nahm von neuem Konrads Hand, legte sie in die seiner Frau und sagte bittend: „Friede!"

Da stand Ursula auf und warf sich unter bitterem Schluchzen an Konrads Brust, während Robert mit zufriedenem Gesichtsausdruck lächelte; dann winkte dieser den anderen Brüdern, welche bisher in namenlosem Schmerz still im Hintergrunde gestanden hatten, ließ auch sie seiner Frau die Hand reichen und bat:

„Sorgt für sie und meinen Sohn!"

Alle schwuren es ihm zu.

Auch der von Vogt geholte Regimentsfeldscher der Baudissiner konnte nur bestätigen, daß keine Rettung möglich sei. Als er wegging, sprach Robert:

„Es ist umsonst, ich sterbe bald; den Feldprediger!"

Dann fiel er zurück und schlief. Vogt ritt wieder ab und brachte bald den Feldgeistlichen der Schweden. Als er kam, schlug Robert gerade die Augen auf und nahm dann im Verein mit seiner Frau und seinen Brüdern in dem evangelischen Bekenntnis,

Digitized by Google

dessen scheinbare Verleugnung ihn einst mit seiner Familie entzweit hatte und für das er jetzt sein Leben hingeben mußte, bei vollem Bewußtsein das Abendmahl ein. Dann legte er sich mit einem Ausdruck der Befriedigung zurück. Die Brüder traten nun in den Hintergrund und ließen ihn mit seiner Frau allein; sie sahen den Tod kommen; Robert hielt Ursulas Hand und murmelte mitunter etwas, was nur sie verstand. Nur einmal sah er sich um, rief seine Brüder und sagte:

„Ich wich keinen Schritt vom Schlachtfelde, sondern ritt immer wieder an den Feind, bis ich fiel."

„Ja, du warst ein tapferer Soldat!" sagte Konrad, jede Silbe betonend, damit er es verstehe; wieder zog ein Lächeln der Befriedigung über Roberts Züge; doch seine letzten Worte, die letzten Blicke, galten seiner Frau; er mußte sie sehr geliebt haben. Als er dann um Mitternacht ohne Bewußtsein verschied, da herrschte furchtbare Trauer im Zimmer. Konrads Starrheit war gebrochen; auch der auf seine Mannhaftigkeit und Selbstbeherrschung stolzeste Mensch erlebt Stunden, in welchen er sich seinem Gefühle hingeben muß und will; der einst so leidenschaftliche Konrad war in seiner Sucht, sich zu zügeln, über das Ziel hinausgegangen, zur Starrheit gelangt; am Totenbette seines Bruders, welchen er einst verachtete und doch stets von Herzen liebte, fand er das rechte Maß für den Ausdruck seines Gefühls wieder. Schluchzend kniete er neben dem Toten.

Am nächsten Morgen baten die drei Panwitz durch Konrad den König von Schweden persönlich um Urlaub; sie standen ja gerade vor dem Feinde, und kein Führer wagte es, ihnen solchen zu geben. Gustav Adolf, welcher die tapferen Brüder schon kannte, empfing ihn gnädig, gab ihm sofort unter herzlichem Bedauern über Roberts Tod den gewünschten Urlaub und ernannte Konrad, wie er ausdrücklich sagte, um die Tapferkeit aller vier Brüder zu ehren, zum Oberstwachtmeister. Am Nachmittag desselben Tages bewegte sich ein Trauerzug von dem Gehöft, in welchem Robert gestorben war, auf dem Wege nach Wittenberg, die Leiche des Kapitäns Robert von Panwitz, beinahe eine Meile weit geleitet von den Glatzer Mannschaften des Regiments von Baudissin, den Landsleuten des gestorbenen Helden, an ihrer Spitze Baudissin und Plato; es folgte ihm die Witwe mit dem Sohne, die drei Brüder und der treue Diener der Familie Vogt. In Wittenberg, der Wiege der Reformation, bestatteten sie auf dem evangelischen Kirchhofe den Toten. Ursula, deren Haß gegen Konrad in tiefe Dankbarkeit umgewandelt war, blieb mit ihrem Sohne in der Stadt unter der Obhut eines Geistlichen; die drei Brüder sorgten dafür, daß sie ohne Nahrungssorgen leben konnte.

(Schluß folgt.)

Forchhammer wider Schliemann.*)

Von

G. Schröder, Generalmajor z. D.

I.

Vom Schliemann-Widersacher Ernst Böttticher haben die Leser dieser Zeitschrift in zwei langen und einem kurzen Artikel (September-, November- und Dezemberheft 1893) so viel vorgesetzt erhalten, daß sie befriedigt, wenn nicht gar übersättigt sein werden. Also nichts mehr von Böttticher, wiewohl derselbe fortfährt, seine scharfe Feder zu führen und Schliemann sel. Erben Virchow und Dörpfeld anzugreifen.

Ganz unabhängig von Böttticher war der Angriff, den der am 9. Januar d. J. in Kiel verstorbene Professor der Universität Peter Wilhelm Forchhammer gegen Schliemann und dessen trojanische und mykenische Funde geführt hat.

Böttticher ist Amateur, Dilettant, Autodidakt in der Altertumswissenschaft, und wird schon deshalb von den Gelehrten nicht für voll angesehen; Forchhammer war von Beruf Altertumsforscher; er hatte seit Jahren sein 50jähriges Professoren-Jubiläum hinter sich.

Forchhammer war wenig jünger als Moltke**). Ueber neunzigjährig war er, gleich diesem, noch immer geistesfrisch und kampffreudig; schrieb gern und ausführlich in einer klaren, gleichmäßigen Handschrift, die wohl etwas altfränkisch, aber durchaus nicht alterszitterig war.

Die Parallele zu Moltke reicht noch weiter. Letzterer hat — wahrscheinlich in Gesellschaft seiner drei preußischen Kameraden — im November 1837 im Anschluß an eine dienstliche Besichtigung der Dardanellen-Schlösser einen Tages-Ausflug nach Troja gemacht (vergl. den „Troja" überschriebenen türkischen Brief Nr. 33); Forchhammer hat im Sommer 1839 eine längere Bereisung der Troas ausgeführt, und dabei durch seinen Reisegefährten, einen jungen englischen Marine-Offizier T. Spratt (1891 als Admiral gestorben), die noch heut unübertroffene Karte „Die Ebene von Troja" aufnehmen lassen.

Moltke hat nicht den — 30 Jahre später — von Schliemann ausgewählten und durch seine Erfolge berühmt gewordenen Hügel Hissarlik besucht; er hat vielleicht gar nicht gewußt, daß schon 1822 von dem schottischen Gelehrten Maclaren auf diesen

*) Mit diesem allgemein instruktiven Aufsatz schließen wir bis auf weiteres die Troja-Diskussion ab. (Die Red.)

**) In früheren Auflagen des Konversations-Lexikons und neuerdings in der Zeitungsnachricht von F.s Tode ist 1803 als sein Geburtsjahr angegeben; nach der 14. Auflage des „Brockhaus" ist der 23. Oktober 1801 sein Geburtstag gewesen.

Punkt hingewiesen worden war; er hat die Position von Bunarbaschi besichtigt, die seit der Bereisung der Troas und der Troja-Suche durch Lechevalier (1785, 86) bei der überwiegenden Mehrzahl der Gelehrten für die Stätte des vorgeschichtlichen Troja galt.

Es ist nicht bekannt, jedenfalls aus seinen veröffentlichten Schriften nicht zu ersehen, ob Moltke nachmals, als Schliemann zu Ansehen und Anerkennung gekommen war, sich seiner Troja-Fahrt von 1837 erinnert und dieselbe als eine Irrfahrt anerkannt hat; von Forchhammer wissen wir bestimmt, daß er der Lechevalier- oder Bunarbaschi-Hypothese treu geblieben ist. Er hat dieselbe, als Schliemanns Troja-Ruhm bereits in vollem Glanze strahlte, in seinem sehr merkwürdigen und eigenartigen Werke „Erklärung der Ilias" (Kiel, 1884) gegen die Hissarlik-Hypothese verteidigt.

Diese Gegnerschaft gegen Schliemann, die in weiteren Kreisen der zwar Gebildeten, aber nicht Fachgelehrten nur wenig bekannt sein dürfte, soll hier zunächst erörtert werden.

Es wird wohl ziemlich allgemein, unbesehen und ungeprüft, als Fundamentalsatz aufgefaßt: Troja suchen bezw. nachweisen heißt den Platz nachweisen, gegen den das älteste, überlieferte Unternehmen verbundener griechischer Kleinfürsten mit ihren Mannen gegen die kleinasiatischen Nachbarn — Barbaren in den Augen der Griechen — gerichtet gewesen ist. Auf den Platz selbst, die befestigte Stadt, kommt es dabei so gut wie gar nicht an, denn die Stadt bezw. Burg ist zuletzt durch Ueberrumpelung (zufolge einer nach unseren Begriffen unmoralischen, völkerrechtswidrigen Ueberlistung) genommen worden. Das Unternehmen war eine „Berennung", nicht einmal „Einschließung" (wie Paris 1870/71); auch kein „Bombardement", da es zur Zeit noch keine Belagerungsmaschinen gab. Es haben nur Ausfallgefechte stattgefunden.

Eingehend geschildert sind solche nirgends als in der Ilias (die übrigens nur die Vorfälle in der Zeit von wenigen Wochen, des letzten von angeblich 10 Jahren, behandelt). Von Interesse ist demnach nur das Gefechtsfeld; ein Kreisausschnitt des umgebenden Geländes, dessen Mittelpunkt die Stadt war, während das Griechen-Lager (die Angriffs-Stellung) einen Teil der Peripherie bildete. Ein Kreisausschnitt — von wie viel Grad? von welchem Halbmesser? Darauf hat die Ilias keine Antwort.

Was wissen wir vom Platze? So gut wie nichts, was nicht selbstverständlich wäre. Die allgemeinsten Ausdrücke: teichos, Mauer; pyrgos, pyrgoi, Turm, Türme, giebt die Ilias. Die einzige Individualisierung ist „das Skaiische Thor". Auch „Dardanisches Thor" kommt vor; da wissen aber die Gelehrten bereits nicht zu sagen: sind das zwei verschiedene Thore oder nur zwei Benennungen desselben?

Auf die Stadt kommt es, wie gesagt, gar nicht an; jedenfalls liefert die Ilias keinen Beitrag zur ältesten Geschichte der permanenten Fortifikation.

Die Griechen haben ihre kleinen Schiffe auf den flachen Strand gezogen und hier gut vertaut. Sie bildeten eine Art „Schiffsburg" (analog „Wagenburg"). Außerdem hatten sie ein Zeltlager. Dann — sehr spät angelegt — Lagerverschanzung. Bis an diese läßt die Ilias einen von Hektor geleiteten kühnen Vorstoß gelangen; ja, an einem Punkte und für kurze Zeit gelingt sogar der Einbruch. Bei dieser Gelegenheit fallen noch einige bautechnische Bezeichnungen ab — man weiß leider nicht, was sie eigentlich bedeuten: „stehlas te problehtas", Pfeiler und Vorsprünge, oder vorspringende Pfeiler, Strebepfeiler — könnte wohl das sein, was an der Ringmauer von Schliemanns Troja-Burg sich vorfindet. Dann „krossai" (Nominativ Plur.) Zinnen? Kragsteine? sollte etwa gar an Machicoulis zu denken sein? Bis zur Mauerkrone (stephaneh) ist leider keine der von Schliemann und Dörpfeld aufgedeckten Mauern erhalten.

Für das Gefechtsfeld von großer Bedeutung ist die Ilias-Angabe von zwei Flüssen: Skamandros (auch Xanthos genannt) und Simoeis.

Die Stadt liegt zwischen beiden. Der eine kommt von weit her; der andere entspringt dicht bei der Stadt. Doch das ist nicht richtig ausgedrückt, nicht iliasgemäß. Aus der Ilias erfahren wir nur, daß der eine, nämlich der Skamandros, aus zwei Quellen, einer warmen und einer kalten, dicht bei der Stadt entspringt, und, daß

er am Ida entspringt, beiläufig 60 Kilometer von der Stadt entfernt! Die Ilias ist nicht arm an Widersprüchen; die zweierlei Ursprungszeugnisse bezüglich des Skamander sind einer der auffälligsten und nachteiligsten.

Lechevalier hat ersichtlich derjenigen Ilias-Stelle das größte Vertrauen geschenkt, in der, wie in keiner anderen, mehrere Einzelheiten zur genauen Oertlichkeits-Schilderung zusammengetragen sind.

Es ist dies die Schilderung des Entscheidungskampfes zwischen Hektor und Achill. Dieser seiner Wahl entsprechend nahm Lechevalier (und mit ihm Moltke und Forchhammer) den dicht bei der Stadt entspringenden Fluß*) für den Skamander. Das Flüßchen hält sich, alle Windungen mitmachend, am binnenseitigen Ost-Fuße des die troische Ebene vom ägeischen Meere trennenden Bergzuges. Es fließt, bei seinem Beginne nur 1½ Kilometer vom Hauptflusse entfernt, 10 Kilometer weit mit letzterem in gleicher Hauptrichtung (von Südost nach Nordwest), sich demselben langsam nähernd, bis es — etwa 3 Kilometer vor der Mündung in den Hellespont (Dardanellen) — sich mit ihm vereinigt.

Wenn der kleine Fluß der alte Skamander ist, so muß natürlich der Hauptfluß des Thales — der heut Mendereh heißt — der alte Simoeis sein. So lesen wir in der That bei Moltke; selbstredend stimmt auch Forchhammer bei.

Entscheiden wir uns einstweilen noch nicht, und nennen wir deshalb den Hauptfluß der Troas mit seinem heutigen Namen „Mendereh".

Jedenfalls entspringt der Mendereh am Hauptstock des Idagebirges. Sein oberer Lauf ist, wie bereits beiläufig bemerkt, etwa 60 km lang.

Dann durchbricht er in einer steilwandigen 3 bis 4 km langen Felsschlucht einen Querriegel zwischen den Ausläufern des Ida (heut Bali-Dagh) und tritt dann in die troische Ebene, wo er seinen unteren Lauf — etwa 18 km lang — vollendet. Zu beiden Seiten rahmen die Ausläufer des Ida das etwa 3 km breite, ebene Thal ein. Die linke, westliche Einfassung ist, wie schon bei dem Verfolg des linksseitigen Nebenflusses erwähnt, ein Bergrücken. Die rechtsseitige oder östliche Einfassung ist keine flußparallele Kette, wird vielmehr durch vier Höhenrücken gebildet, die ziemlich rechtwinklig zur Längenachse des Thales stehen, also ungefähr so, wie die Seiten-Kulissen unserer Theater zum Podium.

Wer vom Hellespont aus, rechtwinklig zur Küstenlinie, in gerader Richtung landeinwärts ginge, würde zu kreuzen haben: 1) den ersten küstensäumenden Bergzug; 2) das erste ½ Stunde breite Nebenthal (Dumbrek-Su); 3) den zweiten Bergzug (an dessen Süd-Abhang das Dorf Tschiblak); 4) das zweite schmale Thal (Regenbach von Tschiblak); 5) den dritten Bergzug, der sich sehr verästelt und Zungen nach Süden entsendet; 6) das dritte Thal (Kemar-Su). Dessen linker Rand gehört dann schon zum Hauptstock des Ida.

Da, wo der Mendereh aus der Durchbruchsschlucht in die Ebene tritt (am Debouché des Defilee), liegt heut das Dorf Bunarbaschi. Zwischen ihm und dem Flusse ist die Stelle, wo Lechevalier und seine Anhänger die Stätte der homerischen Ilios oder des alten Troja annehmen; dicht darüber auf der Höhe des Bali-Dagh, am linksseitigen Schluchtrande, würde die Troja-Burg, die „Pergamos" gelegen haben. Etliche Mauerreste sind hier thatsächlich vorhanden.

Bald nach seinem Austritte aus der Schlucht nimmt der Mendereh den von rechts kommenden Kemar-Su auf. Gleich dahinter spaltet er sich in zwei Arme, die nicht wieder zusammenkommen, vielmehr getrennt in den Hellespont münden. Der westliche Arm ist (gegenwärtig wenigstens, und seit Menschengedenken) der Haupt-Stromschlauch, der das ganze Jahr über fließt; der rechte Arm — Kilisatli-Osmak — hat

*) Mangels eines Sondernamens bei den Umwohnern nennen die heutigen Reisenden ihn den Bunarbaschi-Su (Bunarbaschi-Bach oder -Flüßchen).

nur im (meist sehr regenreichen) Winter Strom; in den regenarmen Sommermonaten versiegt das Wasser, oder genauer, sinkt unter die Kiessohle des Bettes, wo es dem Auge entzogen langsam zu Thal zieht, während nur an einzelnen Punkten, wo Erweiterungen und Vertiefungen sich gebildet haben, offenes Wasser als Tümpel, Sumpf, See zu Tage sichtbar ist.

Das Bett des Kalifatli-Osmak liegt überall nahe am Fuße der Stirnenden der, wie oben angegeben, theaterkulissenartig herantretenden küstenparallelen Höhenzüge. Der zweite Höhenzug, der von Tschiblak, zwischen dem gleichnamigen Regenbach und dem Dumbrek-Su, endet im Hügel Hissarlik. Derselbe liegt demnach zwischen Kalifatli-Osmak und Dumbrek-Su.

Und das nennt Schliemann zwischen Skamander und Simoeis, also iliasgemäß liegen!

Da gilt es nun freilich ein einigermaßer gewaltsames Interpretieren! Schliemann läßt also den heutigen Kalifatli-Osmak zur Zeit des trojanischen Krieges den Hauptstrom gewesen sein, der sich im Laufe — von rund 3000 Jahren — allmählich, soweit wie geschehen — bis zu 3 Kilometer — nach Westen verlegt habe. Unglaublich scheint eine solche Stromverlegung nicht bei der Ebenheit der Thalsohle, die überdies in manchem Winter durch Ausufern der Wasserläufe und Rückstau aus dem stark strömenden Hellespont, den starke Süd- und Westwinde nicht ins ägeische Meer hinauslassen, ganz unter Wasser kommt; aber immerhin ist es eine durch Thatsachen nicht beglaubigte bloße Annahme. Forchhammer bestreitet sogar — auf die Beschaffenheit der Betten und Uferränder gestützt — die Möglichkeit. Ein eigenes Urteil läßt sich aus der Ferne und auf Grund der in Bezug auf Boden-Plastik doch sehr unvollkommenen Karte von Spratt nicht gewinnen. Auf Forchhammers Gegengründe kommen wir später zu sprechen.

Wir haben gesehen, daß Lechevalier aus der Ilias herausgelesen hat, welcher Wasserlauf der Skamander sein müsse, und daß ihm demnach nichts übrig geblieben ist, als den Simoeis im Mendereh zu sehen.

Schliemann dagegen sieht im Mendereh den Skamander, wonach ihm dann allerdings nichts übrig bleibt, als den Simoeis im Dumbrek-Su zu sehen.

Aber warum sieht Schliemann im Mendereh den Skamander?

Die schwächste Begründung ist die aus der Ilias entnommene, die, wie wir wissen, dem Skamander zwei einander widersprechende Geburtszeugnisse ausgestellt hat. Es wäre allerdings das kleinere Versehen, wenn in der Erwähnung der 2 Quellen dicht bei der Stadt „Skamandros" statt „Simoeis" gesetzt worden wäre, und insofern wird man eher geneigt sein, auch schon auf Grund der Ilias an Mendereh-Skamander zu glauben.

Der zweite Grund liegt in der Klang-Aehnlichkeit. Daß „Mendereh" aus „Skamander" verstümmelt sei, erscheint dem Laien-Ohr glaublich.

Bevor die Osmanen sich des Landes bemächtigten, gehörte dasselbe zum byzantinischen Reich. Orts-, überhaupt geographische Namen haben erfahrungsmäßig ein sehr zähes Leben. Sollte der Hauptfluß der Landschaft, wenn er im Altertum „Simoeis" geheißen hätte, nicht noch so heißen? oder doch jedenfalls bei der Ankunft der Osmanen noch so geheißen haben?

Nun haben allerdings die Türken hier und da alte Namen verworfen, und selbständig neue gegeben (sie haben z. B. das wohlklingende „Ida" mit dem nüchternen „Gänseberg" vertauscht). In „Mendereh" ein türkisches Wort zu sehen, verführt seine zweite Hälfte, denn „dereh" heißt Thal*). Aber nach der Versicherung Sprachkundiger ist eine Zusammensetzung mit „Men" den Bildungsgesetzen des Türkischen gänzlich ungemäß, und wäre nicht zu erklären.

Verstümmelungen griechischer Wörter im türkischen Munde sind nichts Seltenes**).

*) Z. B. Bujuk-dereh = Großthal; Jeni-dereh = Neuthal u. dergl.

**) Z. B. Stambul, genauer Istambul aus »eis teen polin« = „in die Stadt"; Iskender aus Alexander ꝛc.

Uebrigens hat lange vor Schliemann „Mendereh" für Skamander" gegolten, und es wird in Schulwörterbüchern und Konversations-Lexikons diese Ableitung für gewiß angenommen.

Es spricht noch ein dritter Grund dafür, daß die Alten den Hauptfluß der Troas „Skamandros" genannt haben: Mit diesem Namen beginnt die Stammtafel des trojanischen Königsgeschlechts. Skamandros und Idaia sind die Eltern des ersten Herrschers des Landes, Teukros. Skamandros, ein Flußgott, die Personifikation des strömenden Wassers; Idaia, die Bergnymphe oder Oreade, die Personifikation des Festen, des Bodens! Der kräftige Bergstrom reißt Boden mit sich fort, beladet sich mit suspendierten oder Sinkstoffen, die er in die Meeresbucht führt, die allmählich zum Schwemmlande aufgehöht wird! Dieselbe Mythe findet sich in der griechischen Sage ein zweites Mal: Phoroneus war der Sohn des Inachos (Fluß) und der Melia (Bergnymphe). Er vereinigte die in Wäldern und Höhlen zerstreuten Menschen und machte sie seßhaft, indem er Argos gründete. Die Mythe ist ein Gleichnis; sie besagt: Die Ebene ist ein Produkt von Wasser und Gebirge.

Skamandros ist laut Stammtafel noch in der 4. und 6. Generation mit Töchtern vertreten. Das Gleiche ist in der 3. und 5. mit Töchtern des Simoeis der Fall, aber dieser selbst tritt in der Stammtafel nicht auf. Unverkennbar räumt die Sage dem Skamandros dem Simoeis gegenüber eine bevorzugte Stellung ein.

Der Unvoreingenommene, nicht Parteiverblendete, wird sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß Mendereh = Skamander die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat; demnach in Bezug auf die Verteilung der alten Namen an die vorhandenen Wasserläufe Lechevalier unrecht zu geben sein möchte. Damit allerdings auch Moltke, der sich in seinem Troja-Briefe genau an die Lechevalier- oder Bunarbaschi-Hypothese hält. Uebel zu nehmen ist letzterem das nicht. Zwar ganz so gelegentlich und flüchtig, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheint, dürfte Moltkes (wir dürfen nicht vergessen: des Hauptmann von Moltke, vom Jahre 1837!) Beschäftigung mit der Troja-Frage doch nicht gewesen sein. Bis zur 5. Auflage haben die „Türkischen Briefe" keinen Federstrich an Aenderung oder Zuthat gegenüber der ersten, 1841 erschienenen Auflage erfahren, und so hat denn auch bis dahin der naive Leser alle Briefe so aufgenommen, wie sie sich geben, also auch insbesondere den mit der laufenden Nr. 33 versehenen für unmittelbar nach dem Troja-Ausfluge in Pera am 21. November (1837) niedergeschrieben und an die Verwandten daheim abgesendet erachtet. Erst die von Professor Hirschfeld in Königsberg mit Fleiß, Gewissenhaftigkeit und großer Sachkenntnis bearbeitete, mit Erläuterungen und Erweiterungen auf etwa vier Drittel des ursprünglichen Umfanges gebrachte 6. Auflage (von 1893) gewährt neben vielem anderen Belehrenden Einsicht in die geistvolle, künstlerische Behandlungsweise, die Moltke seinen „Türkischen Briefen" hat angedeihen lassen, als er sich — zum Teil wohl aus eigenem Antriebe, aber wesentlich bestärkt und ermutigt durch befreundeten und sachverständigen Zuspruch — zur Herausgabe entschlossen hatte. Manche Ergänzungen durch Wahrnehmungen, Beobachtungen, Studien, die in seinen Briefen nicht behandelt, aber doch wertvoll und sach- wie plangemäß waren, hat er nachträglich eingeschaltet, und diesen dann — wie leicht zu begreifen und durchaus zu billigen — um der künstlerischen Harmonie willen die Form der Briefe gegeben.

Zu diesen Einschaltungen zählt höchst wahrscheinlich auch der Troja-Brief Nr. 33. Aber auch dann, wenn derselbe nachträglich in aller Muße in Berlin am Schreibtische verfaßt ist, lag seinen Angaben doch nur die Bunarbaschi-Hypothese zu Grunde, an der irgendwie kritisch zu rütteln bei dem Hauptmann von Moltke begreiflicher Weise alle Voraussetzungen gefehlt haben.

Ganz anders stand es bei Forchhammer. Wir kommen darauf noch zurück.

Daß Schliemann den Dumbrek-Su als Simoeis ansprechen mußte, ist bereits bemerkt. Auf Spratts Karte ist — neben dem heutigen Namen „Dumbrek" — als der

ehemalige zuversichtlich „Thymbrios" gesetzt. Natürlich konnte Schliemann das nicht unbekämpft lassen. Die Ilias hat, wie wir wissen, nur zwei Flußnamen in der troischen Ebene; daß es aber auch einen Fluß Thymbrios in der troischen Ebene gegeben hat, ist anderweitig beglaubigt. Im Verfolg der Troja-Sage spielt der Tempel des Thymbrischen Apoll (der doch wohl am Thymbrios zu suchen ist) eine Rolle: Achill warb um Polyxena, eine Tochter des Priamos. In jenem Tempel sollte die Verhandlung zum Abschluß kommen*). Dieses friedliche Intermezzo während des Kriegszustandes wird jedenfalls an einen Ort verlegt worden sein, der sich — wenigstens auf Zeit — bequem neutralisieren ließ; also an einen Ort zwischen Troja und dem Griechenlager. Dazu eignete sich der Apollo-Tempel am Thymbrios-Dumbrek.

Daß „Dumbrek" aus „Thymbrios" verstümmelt sei, wird dem Unbefangenen nicht weniger denkbar erscheinen, als die Verwandlung von „Skamandros" in „Mendereh". Aber Schliemann, der dieses annimmt, verwirft jenes, und quält sich eine Ableitung von „Dumbrek" aus dem Türkischen ab, die schwerlich irgend wem außer ihm und den Seinigen gefallen wird. (Näheres später!)

Nachdem Schliemann den Dumbrek-Su zum Simoeis gebraucht hatte, blieb ihm für den Thymbrios nur der Kemar-Su, den dafür zu erklären er auch keinen Anstand nimmt. Er muß dann freilich Achill den unmilitärischen Leichtsinn zumuten, zu einer privaten Unterhandlung mit dem Gegner sich an einen Ort begeben zu haben, der 6 Kilometer hinter der feindlichen Front lag!

Wir haben bis dahin den Kriegsschauplatz nur nach den großen Zügen betrachtet, wie sie vorzugsweise durch die Flüsse und deren Beziehungen zu den Operations-Basen der kriegführenden Parteien gegeben waren. Bis dahin neigt die Wage zu Gunsten der Bunarbaschi-Hypothese.

Aber die Ilias liefert auch noch Oertlichkeits-Einzelheiten. Daß sich für diese die Originale in der Umgebung von Hissarlik nachweisen ließen, hatte Schliemann zu zeigen, der Lechevalier widerlegen wollte; daß sie sich in der Umgebung von Hissarlik nicht, wohl aber in der von Bunarbaschi nachweisen ließen, hatte Forchhammer, Schliemann gegenüber, zu behaupten und zu beweisen, der für Lechevalier eintrat. Das waren für den einen wie für die anderen heikle Aufgaben, und es ist unterhaltend und belehrend für den Unbeteiligten, dem Turnier zuzuschauen, das mit Witz und Scharfsinn, Gründen und Sophismen, gelegentlich auch Haarspaltereien und Wortklaubereien ausgefochten worden ist.

Wer sich gründlich orientieren will, muß die Quellen aufsuchen; für Schliemann dessen Buch „Ilios; Land und Volk der Trojaner" (1881); für Forchhammer dessen „Erklärung der Ilias" (1884). Die Quellen sind nicht ganz leicht zugänglich; „zugänglich" in doppeltem Sinne verstanden. Man muß sich schon im Bereiche größerer Bibliotheken befinden, um zunächst die genannten Bücher in die Hände zu bekommen, und wenn man sie hat, wird es Zeit und Mühe kosten, sich ein- und durchzuarbeiten. Die folgenden Auszüge können als Probe dienen, und dürften vielen Lesern überhaupt genügen.

Wir wählen die Stelle der Ilias, wo die Angaben von Oertlichkeits-Einzelheiten sich häufen. Es ist die Schilderung des Entscheidungskampfes zwischen Hektor und Achill. Der Weg, des vor der gewaltigen Erscheinung Achills erschreckenden, sich zur Flucht wendenden Hektor führt: „. . längs der troischen Mauer, an der Warte vorbei und dem vom Winde umwehten Feigenhügel, den Fahrweg entlang, wo sich zwei Quellen des wirbelvollen Skamander ergießen; eine rinnt beständig sanft fließend,

*) Der meuchlerische Pfeil des Paris, oder — wie andere Quellen angeben — des Apoll in der Maske des Paris brachte Achill den Tod. Die Ilias läßt den sterbenden Hektor seinem Gegner dieses Ende prophezeien. Doch soll es da, wo Hektor gefallen ist, am skäischen Thore erfolgen. Diese Intention Homers haben die Späteren übersehen und die Scene in den Tempel des thymbrischen Apoll verlegt.

Digitized by Google

und es steigt Dampf auf von derselben; die andere fließt im Sommer so kalt wie Hagel oder winterlicher Schnee oder Eis. Dort sind neben den Quellen geräumige Waschbänke, schön aus Stein gehauen, allwo vordem die troischen Frauen und Töchter, da noch Friede im Lande war, bevor die Achäer kamen, die stattlichen Feiergewänder zu waschen pflegten."

Was alles Schliemann ausgetüftelt hat, um Hissarlik gegen Bunarbaschi zu kräftigen, bezeugt die Bemerkung: Bei der großen Entfernung des Bunarbaschi-Troja vom Griechenlager hätten die Troërinnen ja ohne Gefahr auch zur Kriegszeit vor dem Thore waschen können!

Der widersprechenden Skamander-Ursprungszeugnisse ist bereits gedacht; auch, daß Schliemann sich für das zu Gunsten der Idaquellen lautende entschieden hat. Das ihm unbequeme Zeugnis der hier ausführlich mitgeteilten Stelle der Ilias sucht Schliemann mit der Bemerkung zu beseitigen: Homer habe sich hier eine poetische Freiheit erlaubt, um in einem der spannendsten Momente etliche schöne Verse mehr anzubringen! Aber was hat die Quellen-Erwähnung mit der Verfolgung Hektors durch Achill zu schaffen? Sie dient augenfällig nur zur Oertlichkeits-Bestimmung. Die Mauer, die Warte, der Fahrweg, die Feigenhügel, der Wind, der ihn umweht — diese Faktoren der Schilderung sind nicht mehr nachzuweisen; wer die Quellen und die Waschbänke nachweist, der hat die Stelle nachgewiesen, wo Ilium gestanden, oder genauer, wo Homer es hingestellt hat. (Folgert Schliemann!)

Am Hügel Hissarlik hat sich nun freilich nichts Passendes gefunden, aber immerhin eine Stelle, wo die geschilderten Quellen nebst Waschbänken verschüttet sein könnten! Fehlt es aber auch an positivem Nachweis zu Gunsten von Hissarlik, so sind (immer laut Schliemann und Genossen) die Skamander-Quellen bei Bunarbaschi doch auch kein Beweis, denn auf sie paßt ja die Schilderung in der Ilias nicht. Diese lautet auf zwei Quellen, deren eine dampft, während die andere im Sommer kalt ist. Bei Bunarbaschi aber giebt es zahlreiche Quellen; Schliemann hat 34 gezählt; es mögen ihm wohl weitere 6 entgangen sein; die Türken haben 40 zusammengebracht, und deshalb der Oertlichkeit den Namen „Kirk Gjos", d. h. „40 Augen" gegeben. Forchhammer erwidert: „Vierzig" bezeichnet im Türkischen „eine ganze Menge"; etwa wie wir sagen „ein Schock", wenn es auch nicht gerade 60 sind. Und „zwei" ist so viel wie „zweierlei", zwei Arten von Quellen. Das stimmt mit der Wirklichkeit. Die Waschbank ist vorhanden; der und der hat sie gesehen; Forchhammer und Spratt auch; Schliemann wohl nicht. Es ist ein Bassin in Form eines Rechtecks, eingefaßt an den Langseiten von großen schweren Granitschwellen; eine der kurzen Seiten bildet ein Marmorblock. Das so gebildete Sammelbecken ist mit klarem Wasser gefüllt, und läßt erkennen, daß durch den Sand der Bassinsohle kleine Springquellchen aufsteigen, die den Beckeninhalt fortdauernd erneuern; ebensoviel an Wasser, als unten zutritt, läuft durch einen Ausguß oben am Rande „beständig sanft fließend" ab. Die Temperatur der Quelle ist das ganze Jahr hindurch dieselbe: 63 Grad Fahrenheit*). Daß bei dieser Temperatur ein Wasserspiegel, wie der geschilderte, im Winter dampft, ist ganz natürlich, und Winter (Januar) wars, als Achill den Hektor an der Waschbank vorbeijagte; der Dichter sah also vor seinem geistigen Blick das Jagen und die dampfende Quelle. Er hat leider, wie die Dichter pflegen, den Mund etwas voll genommen und die einfache Thatsache, daß Wasser von + 14 ° R. bei vielleicht — 4 oder 5 ° Lufttemperatur sichtbar verdunstet, in die überschwänglichen Worte gekleidet: „Die Quelle umwallt aufsteigender Dampf wie der Rauch des brennenden Feuers." Die Schliemann-Gefolgschaft verlangt demzufolge eine richtige Therme, etwa wie den Karlsbader Sprudel, und da eine solche nicht nachzuweisen ist, erklären Schliemann und Genossen die Bunarbaschi-Theorie für gefallen.

*) = $\frac{1}{9}$ (63—32) = rund 14 ° R. oder 17 ° C.

Homers zweite Quelle, oder genauer die zweite Sorte von Quellen besteht nach Forchhammer in einem Tröpfeln und Hervorrinnen aus unzähligen Poren und Rissen der nahen Felsabhänge, die das linke Ufer des sumpfig anfangenden Flusses bilden. Das in dieser Form zu Tage kommende Wasser hat ebenfalls konstante Temperatur. Daß es bei dieser Art des verzettelten Auftretens im Winter zu dem Phänomen des sichtbaren Dunstes nicht kommt, ist wieder ganz natürlich; ebenso, daß das Wasser im Sommer kalt erscheint!

Wäre Homer kein Dichter und Mythologe, sondern Physiker und Meteorologe gewesen, so hätte er die Thatsache der unveränderlichen Temperatur der Skamander-Quellen dicht bei Troja einfacher ausdrücken können; aber gemeint hat er doch nur diese Thatsache (meint Forchhammer).

Und so setzt dieser der Verurteilung der Bunarbaschi-Theorie durch die Schliemann-Gefolgschaft die Behauptung entgegen: „Die Quellen von Bunarbaschi sind die Quellen des homerischen Skamandros. Es folgt daraus, daß die homerische Ilios auf der Höhe oberhalb Bunarbaschi lag."*)

Für die Identität des Skamander mit dem Bunarbaschi-Su wird von Forchhammer noch ein etymologisches Zeugnis beigebracht. Ein berühmter Homer-Erklärer, Eustathios (Bischof von Thessalonich im 12. Jahrhundert), führt als Ueberlieferung an: der Name „Skamander" käme von skamma andros**) und besage: Der Mann (der „Mann" par excellence d. i. Herakles, der große Kultur-Ingenieur und Meliorations-Techniker des Heroen-Zeitalters) habe durch Grabung den Xanthos (der Name des Skamander bei den Göttern) aus der Erde hervorgebracht. „Skamandros" aus „skamma andros" — es giebt nichts Einleuchtenderes für das Laienohr. Leider setzt uns der Linguist — salva venia — einen Floh in dasselbe: skamma kommt von skapto „ich grabe". Das aus dem Zeitwort gebildete Hauptwort ist zunächst skap-ma. Des gefälligen Lautes wegen wird p zu m „assimiliert". Aber weil es das zur Wurzel gehörige p vertritt, darf das erste m nicht fortfallen. Außerdem ist das a in skamma kurz, das a in skam ... lang. Aus diesen beiden Gründen ist trotz der verlockenden Lautähnlichkeit die in Rede stehende Ableitung unzulässig. Schade! Aber müssen wir denn glauben, daß der Linguist unbedingt recht hat? Erlaubt sich der Sprachgebrauch nicht manche Freiheit? Wenn Prof. Forchhammer, der doch auch Griechisch verstand, an die Ursprungsgleichheit von skama und skamma geglaubt hat, dürfen wir Laien es auch.

Dann aber liegt in der That ein prächtiges Zeugnis für die Richtigkeit der Lechevalierschen Namen-Zuteilung vor, denn etwas hervorragend Charakteristisches für den Skamander liegt in dem gegrabenen Vorflut-Kanal, der einen Teil des Wassers auch heutigen Tages noch in das ägeische Meer ableitet.

Im Sommer leitet der Kanal sogar fast alles Wasser ab, und das untere Bett, von der Kanalabzweigung bis zur Mündung in den Hauptfluß der Ebene, wird trocken. Bei schnell eintretendem Wachswasser stürzen sich dann aber bedeutende Massen in das Bett, stoßen auf die steilen Lehmwände mit großer Gewalt, schälen sie ab und werden dadurch mit „suspendiertem" Stoff beladen, getrübt, gelb gefärbt; dann ist der Fluß „Xanthos" der Gelbe!

Solche Witterungs-Paroxysmen sind Thaten der Götter; darauf zielt der (nach Forchhammers Meinung) stets doppelsinnig rätselnde Homer, wenn er sagt: „Den die

*) Wie verhält sich die Schule zu diesem Zwiespalt? Sie scheint eine Art Ragout daraus zu machen; wenigstens nach einem zur Zeit beliebten Behelf (Freunds Präparation zur Ilias S. 547) zu schließen: „Zur Sache berichten neuere Reisende, daß beide Quellen des Skamandros, die warme und die kalte, noch jetzt an der bezeichneten Stelle, auf der Ebene des einstigen Troja gefunden werden, der mäßige Dampf der ersteren aber nur im Winter bemerkbar sei." Eigentlich ist doch zu wenig Schliemann darin!

**) Die Stelle lautet: σκάμμα ἀνδρὸς (Ἡρακλέους) τὸν Ξάνθον ἐκ γῆς προήγαγεν. Forchhammer hält für noch wahrscheinlicher die Ableitung von σκάμμα und ἄνδηρον, was man direkt mit „Kunstgraben", „gegrabener Kanal" geben könnte.

Digitized by Google

Menschen Skamander nennen, rufen die Götter Xanthos." Also prosaisch, nüchtern ausgedrückt: „Bei Wachswasser färbt der Fluß sich lehmgelb!" So Forchhammer.

Mögen wir nun einverstanden sein oder nicht — jedenfalls hat die Bunarbaschi-Theorie ihren Skamander (Xanthos) und ihren Simoeis. Und diese beiden Flüsse führt die Ilias nur an, wie bereits erwähnt ist.

Desgleichen wissen wir bereits, daß und warum Schliemann im Mendereh den Skamander gesehen, und infolgedessen den Simoeis im Dumbrek-Su hat sehen müssen.

Wir haben dann hier leider das böse Beispiel, daß ein nicht unansehnlicher Fluß (der bedeutendste nächst dem Mendereh) seinen alten Namen eingebüßt hat, daß also der Name „Simoeis" auch nach Schliemann verschollen ist. Der Unterschied ist nur der, daß Homers Simoeis laut Schliemann heut Dumbrek-Su heißt, laut Lechevalier heut Mendereh!

Da Dumbrek-Su = Simoeis nur dann unbestreitbar ist, wenn Mendereh = Skamander, letzterer Gleichheit aber von der Gegenpartei widersprochen wird, so mußte es Schliemann erwünscht sein, umgekehrt beweisen zu können, daß Dumbrek-Su = Simoeis ist. Er hat in der Ilias den Simoeis an sieben Stellen erwähnt gefunden. Die meisten enthalten keinen sicheren Hinweis auf die Lage des Flusses im Gelände. Es ist nur vom Zusammentreffen der beiden Flüsse (Simoeis und Skamander) die Rede, wie in V 774—78; daß am Simoeis gekämpft wird (XII, 22, 23); daß der Skamander — als gegen Achill kämpfender Flußgott — dem Simoeis brüllend zuruft (XXI, 305—7) u. s. w.

In XX, 52—54 heißt es: „am Simoeis entlang zur ‚Kallikolone' eilend". Das wäre ein Fingerzeig. Leider ist die Lage des „Schönbühels", von dem man das Gefechtsfeld überblickte, nicht bekannt! Deutlicher ist IV, 475, wo „Herabsteigen vom Ida an den Ufern des Simoeis entlang" aber eher gegen als für den Dumbrek-Su spricht. Aehnlich verhält es sich mit VI, 1—4, wo der Kampf zwischen den beiden Flüssen hin und her wogt; das ist anschaulicher, wenn die Flüsse unter sehr spitzem, als wenn sie unter rechtem Winkel aufeinandertreffen; zumal da letzteres dicht unter den Mauern von Hissarlik-Troja erfolgt, und zwischen den Flüssen und der Stadt gar kein Platz zum Kämpfen ist.

Eine Angabe von Strabo will auf den Schliemann-Simoeis auch nicht passen: Es wird die Bergeinrahmung der troischen Ebene geschildert, die am Hellespont mit den Vorgebirgen Sigeion und Rhoiteion ende, in deren Nähe das dermalige Ilium läge. Eine von hier ausgehende schwache rückenartige Bodenerhebung trenne die Ebenen der beiden Flüsse. Dieser nord-südlich verlaufende Rücken bilde mit den die troische Ebene umrahmenden Ida-Ausläufern den Buchstaben E.

Eine Angabe, die auf Dumbrek-Simoeis nicht paßt!

Im Mendereh den Skamander zu sehen, ist, wie schon früher hervorgehoben, eine eingewurzelte Gewöhnung, und wird jahraus jahrein von allen Schulmeistern und Schulwörterbüchern in neue Schüler-Generationen verpflanzt, so daß der Simoeis schwer dagegen aufkommen wird. Forchhammer citiert (Erklär. d. Ilias S. 48) Euripides und Horaz als Zeugen, daß man im klassischen Altertume gewußt habe, der Simoeis sei der größere der beiden Flüsse. Auch der Name sei zutreffend, denn er bedeute: der „Windungsreiche".

Forchhammer bezeichnet als mutmaßliche Wurzel des Flußnamens die griechische Vokabel simos (σιμός), für welche die Wörterbücher aber nur „stumpfnasig" haben; von da bis zum „windungsreich" ist freilich etwas weit!

Wie sich die beiden Parteien mit dem „Thymbrios" abgefunden haben, wissen wir. Als Seitenstück zu Forchhammers Erklärung von Simoeis aus dem Griechischen mag Schliemanns Ableitung von „Dumbrek" aus dem Türkischen noch Platz finden. Es sind die Wörter (Schliemann giebt sie, größeren Gewichtes wegen, auch in den türkisch-arabischen Schriftzeichen) don und barek, von denen ersteres „Eis", das andere

„Wohnung", auch „Besitz" bedeutet. Der Name des Flusses könne demnach vielleicht so viel wie „Eis enthaltend" bedeuten. Es friert allerdings in der troischen Ebene; bisweilen so stark, daß die Eisdecke ein Pferd trägt; aber das wird doch nicht bloß auf dem fließenden Gewässer Dumbrek eintreten, vielmehr noch eher auf den zahlreichen stehenden!

Der Bunarbaschi-Su, in dem Forchhammer den Skamander sieht (wie beiläufig bemerkt, schon des Strabo Gewährsmann Demetrios von Skepsis, ein geborener Troër, ihn genannt hat), ist, wie wir wissen, für Schliemann nicht der Skamander. Er wird gleichwohl in Schliemanns Buche „Ilios" sehr eingehend geschildert, und zwar — nach Forchhammer! Schliemann, oder genauer Virchow, den S. für sich sprechen läßt, erkennt ausdrücklich an, daß F. diesen Wasserlauf sehr genau studiert und beschrieben habe, ja es werden ganze Sätze aus der F.schen ursprünglich der Karte beigegebenen Oertlichkeits-Schilderung wörtlich wiedergegeben. Schließlich wird bemerkt: dieses Gewässer, dicht am westlichen Rande des Angriffsfeldes gelegen, sei ohne taktische Bedeutung gewesen und wohl deshalb in der Ilias gar nicht erwähnt. Recht sinnreich; aber doch nur eine Verlegenheits-Ausflucht.

An einer Stelle (für den, der etwa kontrollieren will: Buch XII, V. 19 u. ff.) werden alle Flüsse genannt, die „vom Idagebirge kommend in die Salzflut münden". Es sind ihrer 8. Man kann die Namen unterbringen; der in Rede stehende Bunarbaschi-Su wäre nicht berücksichtigt, wenn er nicht unter dem „Skamandros" verstanden ist. Anlaß zur Nennung aller Flüsse giebt die Anführung, daß die den Göttern mißliebige Lagerverschanzung nach Beendigung des Krieges von Apoll und Poseidon dadurch vertilgt worden sei, daß sie alle auf dem Ida entspringenden Flüsse gegen die Verschanzung dirigiert und diese dadurch hinweggeschwemmt, ins Meer gespült hätten. Bei der Mehrzahl der Flüsse, die von Natur nicht in den Hellespont, sondern in das ägeische Meer münden, wäre diese Ableitung ein wasserbauliches Kunststück gewesen, dergleichen menschliche Hydrotekten nicht zu leisten vermocht hätten; der Bunarbaschi-Su dagegen war mit wenigen Spatenstichen dafür geeignet zu machen. War derselbe, wie Prof. Virchow hervorhebt, taktisch wertlos, so war er hydrotechnisch um so wichtiger, und verdiente in erster Linie Berücksichtigung. Die hat er ja auch gebührendermaßen gefunden, wenn — der Bunarbaschi-Su der Skamander ist, also Lechevalier recht hat!

Der Leser weiß, daß Schliemann zu Gunsten seiner Hissarlik-Hypothese an eine Stromverlegung geglaubt, und die Welt an dieselben glauben zu machen versucht hat. Auch daß Forchhammer gegen diese Annahme protestiert habe, ist bereits gesagt; dabei aber auf künftiges näheres Eingehen auf diesen Differenzpunkt verwiesen. Das soll jetzt geschehen.

Schliemanns Hypothese klingt an und für sich plausibel. Thatsächlich weist der Thalboden mehrfache Längsfurchen auf, es zeigen sich Depressionen, die je nach Jahreszeit und Wasserzufuhr trockne flache Kessel, Sumpf, See, mit Rohr und Binsen eingefaßt, darstellen. Im Gegensatze giebt es auch flache Aufhöhungen, an denen das Wasser, das seine mitgeführten Sinkstoffe fallen ließ, und der Wind, der den ausgetrockneten Sand verwehte, gemeinsam thätig gewesen sind. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Thalbodens trägt auf Spratts Karte die Bezeichnung „Kornfelder". Diese Oberflächengestaltung ist nicht auf einmal entstanden, sondern im Laufe der Zeit. Aber welcher Zeit? Vor oder nach Homer?

Daß Land und Bewohner seit dem Altertum in der Kultur zurückgegangen sind, ist unzweifelhaft, und wenn Land und Volk verwildern, verwildern auch die Flüsse. Soweit wäre demnach die Schliemann-Hypothese der Stromverlegung, wenn nicht erwiesen, so doch glaublich.

Forchhammer erhebt aber Widerspruch. Er sagt (von dem heutigen Stromschlauche, in dem das ganze Jahr über Wasser fließt): „Die Breite des Flußbettes beträgt

durchschnittlich 60 bis 90 Meter. Der Boden bestand aus Sand und Kies, die Wände aus Lehm. Die Höhe beträgt 2½ bis 3½ Meter; die Ufer sind fast überall mit Weiden und anderen Bäumen bewachsen. Durch die hohen Ufer ist das Bett so bestimmt begrenzt, daß schon ein flüchtiger Blick genügen würde, um die Ueberzeugung zu geben, daß von einer Veränderung des Laufes dieses Flusses nicht die Rede sein kann. So lange die Geschichte von Troja weiß, hat der Fluß sein Bett sicherlich nicht verändert. Im hohen Sommer, wenn der Wasserstrom durch den Sand der Flußbettsohle sich ein schmaleres Bett gräbt, beträgt die Breite des letzteren nur 9 bis 12 Meter bei kaum ¼ Meter Wasser."

Beide Parteien sind vertrauenswürdig; sie waren fähig, richtig zu sehen und zu urteilen, und selbstverständlich Willens, die Wahrheit zu sagen. Was ist nun aber hier Wahrheit? Die Schliemann-Partei hat Interesse daran, daß ihre Hypothese es ist; für Forchhammer ist es gleichgültig, ob seit Homer Stromverlegung stattgefunden hat oder nicht!

Für Schliemann war es von Wichtigkeit, bei irgend einem alten Schriftsteller ein Zeugnis aufzustöbern, daß es einen „alten Skamander" (für den er, wie gesagt, den heutigen Kalifatli-Osmak gelten läßt) gegeben habe. Er war so geschickt, wie unermüdlich in solchem Suchen. Es scheint aber nichts Brauchbares zu geben. Nur Plinius hat die Vokabel „Palaescamander" (die bezügliche Stelle in F.'s Erkl. d. Il. S. 46). Plinius (hist. nat. 5, 33, 125) verfolgt die Küste der Troas von Alexandria am ägeischen Meere nordwärts. Ueber das Sigeion gelangt er zum „Hafen der Achäer", also dem griechischen Landungsplatz, „in welchen der Xanthus, dem Simoeis verbunden, mündet, nachdem er einen Sumpf gebildet, Alt-Skamander"*). Gewichtig ist dieses Zeugnis nicht, oder vielmehr es ist gar kein Zeugnis. Fünf Kilometer oberhalb der Mündung bei dem ersten Dardanellen-Schlosse Kum-Kaleh liegt ein ersichtlich künstlicher, wahrscheinlich uralter Einschnitt oder Durchstich durch den Sigeischen Bergrücken, der jetzt — wahrscheinlich durch Erdrutschungen und Windverdrehung — soviel aufgehöht ist, daß sein unverkennbarer ursprünglicher Zweck: Abwässerung des Geländes zwischen Bergrücken und Flußbett — nicht mehr erreicht wird. Das bezeichnete Gelände (Lisgar) ist daher im Sommer ein Binsen- und Rohr-Dickicht, im Winter Sumpf. Verfallen wird der Frühzeit-Vorflut-Kanal wahrscheinlich schon zu Plinius und Zeit gewesen sein, und der dermalige Sumpf an Stelle eines früheren Flußarmes, kurz vor der Einmündung in den Hauptfluß Mendereh-Simoeis ist des Plinius „Alt-Skamander". Der Kalifatli-Osmak, wo er den Fuß von Hissarlik bespült, Schliemanns Alt-Skamander, liegt fünf Kilometer davon entfernt!

Moltke (der 1837 an Ort und Stelle war) hat nicht nur in der Benennung der Flüsse sich nach Lechevalier gerichtet, sondern auch dessen Platzwahl aus militärischen Gründen für die unfraglich beste erklärt. Er kam direkt von der Küste, und wußte, daß er 3 Wegstunden zu machen gehabt hatte. Dieser Abstand zwischen Angriffs-Basis und Angriffsziel muß ihn, den Generalstabs-Offizier, nicht im entferntesten beunruhigt haben.

Schliemann setzt gleichwohl hier seinen kräftigsten Hebel an, die Bunarbaschi-Hypothese zu stürzen. Er faßt einzelne Schlachttage auf, wie die Ilias sie schildert, und rechnet vor, was da geschehen sei und wie lange das gedauert haben, wie viel Kilometer in der Stunde ein Bote gelaufen sein müsse: Reden, Opfer, wieder Reden, Mahlzeiten, Sendungen, Angriff, Zurückweichen, erneuerter Angriff, Massenkämpfe, Einzelkämpfe, . . . immer mit der Uhr in der Hand und mit Zirkel und Maßstab auf der Karte! Natürlich kommen da unmögliche Leistungen heraus; selbst für homerische Helden unmögliche.

*) In quam Xanthus influit Simoenti junctus stagnumque prius faciens Palaescamander.

Schliemann wird ohne Zweifel gewußt haben, daß es ein Ding wie „poetische Freiheit“ giebt; er gestattet ja z. B. selbst Homer, daß dieser sich um einiger schöner Verse willen die Freiheit nimmt, den Skamander dicht am Skaiischen Thore entspringen zu lassen, der doch einige 60 Kilometer davon am Ida entspringt! Und Schliemann wird doch wohl die Oresteia des Aeschylos gekannt haben, wo der große Tragiker sich die Freiheit nimmt, vor den Augen der Zuschauer folgendes sich ereignen zu lassen: Ein aufflammendes Fanal. Auftreten der Klytämnestra. Erklärung der verabredeten optischen Telegraphie. „Heut Nacht ist Troja gefallen.“ Chor der Greise. Auftreten des Herolds: „Ich bin nur vorausgelaufen; Agamemnon wird gleich da sein;“ Einzug Agamemnons! Alles bei offener Scene, in stetigem Flusse der Handlung; innerhalb einer Viertel- oder höchstens einer halben Stunde!

Schliemann hat noch einen Trumpf in seiner Karte: Achill jagt den Hektor dreimal um die Stadt herum, bevor dieser sich stellt! Jeder, der die in Rede stehende Oertlichkeit gesehen hat, erklärt dieses Rennen für unbedingt unausführbar, falls Troja bei Bunarbaschi gelegen hat. Der gewissenhafte Schliemann hat sich nicht auf den bloßen Augenschein verlassen, er hat es mit den Beinen erprobt; er hat an der steilen Felslehne sogar die Hände zu Hülfe nehmen müssen. Daß Homer das dreimalige Umkreisen wörtlich genommen haben will, scheint unausweichlich; er läßt Hektor selbst sagen (Il. XXII, 250 u. f.): „Nicht länger will ich, Sohn des Peleus, vor dir fliehen, wie ich bisher dreimal um die große Stadt des Priamos furchtsam geflohen bin, und nicht gewagt habe, dir Herannahendem stand zu halten; jetzt fühle ich den Herzensdrang, mich dir zu stellen; mag ich nun töten oder getötet werden.“

Hektor ist nach einem unglücklich ausgefallenen Treffen allein außerhalb der Stadt geblieben. Er hat den Rückzug gedeckt, und hätte Zeit, sich schließlich selbst in Sicherheit zu bringen, aber er will den Achill erwarten. Er befindet sich vor dem viel genannten skaiischen Thor. Offenbar ganz dicht an der Stadt, denn Vater und Mutter (die wir uns auf dem oft erwähnten Beobachtungsposten auf der Ringmauer denken müssen) beschwören ihn in langen beweglichen Reden, er möge doch auch herein kommen. Hektor bleibt ungerührt. Nun stürmt Achill heran. Er ist ganz besonders wütend, weil Apoll ihn soeben zum Narren gehabt hat. Apoll ist der Alliierte der Troer. In der Maske eines troischen Helden hat er Achill seitwärts gelockt, um den Geschlagenen Zeit zu verschaffen, sich in die Stadt zu retten. Erst als ihm diese Intervention gelungen, demaskiert er sich. Achill ist höchlich entrüstet, daß Apoll ihn angeführt und dadurch vielen troischen Kriegern das Leben gerettet hat; dem Gotte gegenüber kann er freilich nichts weiter thun, als ihm versichern, er würde Rache an ihm nehmen, wenn er die Macht dazu hätte. Nun, aufs höchste gereizt, stürmt Achill gegen Hektor an, und dieser erschrickt vor der imponierenden und glänzenden Erscheinung so, daß er plötzlich den Mut verliert und sich zur Flucht wendet.

Soweit wir die Situation übersehen können, müßte es ihm möglich gewesen sein, das Thor zu gewinnen. Homer begründet nicht, warum das nicht geschehen ist.

Es folgt nun die Oertlichkeits-Schilderung, die wir früher bei der Diskussion über die Skamander-Quellen kennen gelernt haben. Dann eine lebhafte Schilderung des Rennens. Im eigenen Namen gebraucht der Dichter die Worte „rings um des Priamos Stadt“, und bald darauf läßt er den mitleidig zuschauenden Zeus sagen: „einen geliebten Mann sehe ich rings um die Mauer verfolgt“.

Was wir demnach mit unwiderleglicher Bestimmtheit ausgesprochen anerkennen müssen, das ist bei dem Bunarbaschi-Troja unmöglich! „Bei Hissarlik-Troja ist es möglich“, ruft Schliemann triumphierend. Ist möglich, was bei jenem Herrn Heinrich Schliemann nicht möglich gewesen ist, und — zugegeben — heute überhaupt keinem möglich sein würde, nämlich: ohne Zuhülfenahme der Hände die Stadt zu umkreisen.

Genau betrachtet würde ohne Zweifel auch das dreimalige Umkreisen von Hissarlik-Troja eine Leistung im Dauer- und Schnelllauf sein und Lungen und Beine bedingt haben, wie sie heut gleichfalls niemand besitzt. Wenn die homerischen Helden solche Lungen und Beine gehabt haben, so dürfen wir ihnen doch wohl die Kletterkünste nicht absprechen, die von den heutigen Dolomiten-Bezwingern geübt werden! Wenn also im allgemeinen Hektor und Achill beide mit reißendschnellen Füßen gelaufen sind, auf kurze Strecken jedoch, wo es nicht anders ging, beide auf allen Vieren eine steile Felsböschung überwunden haben (was Homer eben so zu sagen übersehen haben kann, wie er versäumt hat, zu begründen, warum Hektor, als er plötzlich vor dem Zusammenstoß mit Achill Angst bekam, sich nicht in das nahe Thor gedrückt hat), dann hat, was das dreimalige Umkreisen betrifft, Hissarlik-Troja nicht notwendig gesiegt, und Bunarbaschi-Troja ist mit dem Rundlauf-Trumpf nicht gestochen.

Vielleicht genügt diese Demonstration manchem nicht; es läßt sich noch etwas anderes vorbringen.

Im Verlauf der Schilderung des Rennens heißt es: „So oft auch Hektor sich bemühte, gegen das dardanische Thor hin zu laufen, unter die wohlgebauten Türme, ob vielleicht die oben Befindlichen ihn mit ihren Fernwaffen decken möchten, immer kam Achill ihm zuvor und drängte ihn ab nach der Ebene zu; Hektor aber eilte immer wieder an der Mauer hin."

Bei Beginn des Vorganges steht Hektor unmittelbar am skaiischen Thore. Er hat versäumt, sich zu retten. Er läuft den geschilderten Weg entlang. Nun erfahren wir: er strebt nach dem dardanischen Thor; er sucht — um es mit modernen Ausdrücken anschaulicher zu machen — unter das Feuer der Mauer-Besatzung, in den Schutz des toten Winkels zu kommen; aber Achill, der ihm dicht auf den Fersen ist (das muß er sein, denn nur dann erklärt es sich, warum kein troischer Schleuderer, Bogenschütze oder Speerwerfer versucht hat, von seiner Waffe gegen Achill Gebrauch zu machen), Achill also nimmt die Richtung zwischen Hektor und die Mauer, so daß jener fürchten muß, dem Verfolger in die Arme zu laufen, daher ins Feld ausbiegt, einen Haken schlägt. Aber natürlich bleibt er nicht in der Richtung rechtwinklig zur Mauer, denn dann liefe er ja direkt in die feindlichen Reihen, die in Front aufmarschiert sind, so zu sagen Gewehr bei Fuß, weil Achill abgewinkt hat, der allein mit Hektor fertig werden, mit eigener Hand ihn töten will. So läuft denn Hektor eine Schlinge oder eine Volte, um wieder der Mauer nahe zu kommen. So werden sie denn wohl — Hektor voraus und Achill hinter ihm drein — drei Achten (wie man es in der Reitbahn nennt) gelaufen sein; immer zwischen dardanischem und skaiischem Thore; als aber Hektor zum vierten Male an die Waschbank kam, da besann er sich anders, machte Front und bot dem Achill die Stirn.

Wahrscheinlich würde vorstehender Satz nicht zu Ende gekommen sein, wenn er gesprochen worden wäre. Bei den ersten Worten hätte einer der Herren Philologen den Redner unterbrochen mit der Bemerkung: Also Sie wissen nicht, daß „dardanisches Thor" und „skaiisches Thor" dasselbe ist? Es würde eigentlich nichts verschlagen, wenn dem so wäre, also nur ein Thor vorhanden gewesen: Hektor hat versäumt, zur rechten Zeit hineinzuschlüpfen. Jetzt läuft er den ganzen beschriebenen Weg: Fahrweg an der Mauer entlang: Feigenhügel, Quellen, Waschbank. „Was soll daraus werden" — denkt er — „ich kann doch nicht so um ganz Troja herumlaufen; ich muß doch sehen ins Thor zu kommen."

Er schlägt also seinen ersten Haken — bekanntlich ein Kunststück, das jeder Hase versteht — oder vielmehr seine erste Volte. Und so weiter. Also es geht auch bei einem Thor.

Worauf beruht aber die Annahme, daß „skaiisches" und „dardanisches" dasselbe Thor bezeichnet hat? Der Laie darf wohl so fragen; denn Prof. Forchhammer glaubt auch an die zwei Thore. Homer gebraucht ja Synonyma. Die „Troer" heißen

gelegentlich auch „Dardanier", auch „Teukrer". Wenn die Thornamen das „troische" und das „dardanische" wären, dann hätte man einen starken Grund, die beiden Epitheta für synonym zu halten; aber „skaiisch" und „dardanisch" deutet doch mehr auf Unterscheidung von zweierlei Gegenständen. „Skaiisch" heißt „zur Linken"; „westlich"; „unglücklich". Der griechische Dionistes, d. h. der aus dem Vogelflug Wahrsagende, stellte sich mit dem Gesicht nach Norden auf; also hatte er Westen links; und was in der linken Hälfte des Gesichtsfeldes vorging, war ein ungünstiges Wahrzeichen. Bei der Thorbenennung wird wohl die Bedeutung „das linke" oder auch „das westliche" obgewaltet haben. Das deutet doch darauf hin, daß es noch ein anderes gegeben hat, wenn dasselbe auch aus unbekannten Gründen nicht „das rechte" oder das „östliche", sondern das „dardanische" genannt worden ist. Dardanos war der Stammvater des Geschlechts; neben der regierenden bestand eine Nebenlinie, zu der Aeneas gehörte. Dardanieh war ein kleines Unterländchen oder Grafschaft, der Separatbesitz der Nebenlinie — Grund genug zur Benennung „dardanisches Thor".

Noch eine andere Erklärung sei unternommen.

Es giebt im Deutschen — allerdings nur im Volksmunde — einen Gebrauch der Präposition „um" in Redensarten, die sich auf die Ausführung von Spaziergängen auf üblichen, viel betretenen Wegen beziehen: man geht „um die Stadt", „um den Wall", sogar „ums Thor" (Gegenstück zu „vors Thor") — ohne dabei die genannten Oertlichkeiten ganz zu umkreisen. Der Spaziergänger geht im ganzen allerdings einen in sich geschlossenen Weg; er geht von seiner Wohnung aus und kehrt in sie zurück; aber die Stadt hat er dabei nicht umgangen; er ist nur eine Strecke an ihrer Peripherie entlang gegangen. Sollten nicht die Troërinnen, wenigstens die Bürgerfrauen und -Mädchen, wenn sie nicht gerade waschen gingen, sondern am Feiertage, zu ihrer Erholung am skaiischen Thor hinaus, auf dem Fahrwege; die Mauer entlang, über den Feigenhügel, an Quellen und Waschbank vorbei und zum dardanischen Thore hinein einen Spaziergang gemacht hatten — gesagt haben: sie seien „ums Thor" gegangen (περὶ πύλας) nicht „vors Thor" (κατὰ πύλας)?

Vorstehende Versuche, den Schliemannschen auf die dreimalige Stadt-Umlaufung gegründeten Angriff abzuschlagen, sind aus Eigenem beigesteuert. Forchhammer würde mit diesem unerbetenen Succurs nicht zufrieden, derselbe würde ihm zu nüchtern gewesen sein. Er schöpft seine Abwehr aus der Tiefe seines Systems der Mythen-Erklärung, auf das wir hier — schon aus Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum — nicht eingehen. Nur im Vorbeigehen mag bemerkt werden, daß Forchhammers Mythen-Forschung und -Erklärung eines der merkwürdigsten Erzeugnisse und Zeugnisse deutschen Tiefsinnes und Gelehrten-Fleißes ist, in seinen Konsequenzen aber nicht selten die zum Gemeinplatz gewordene Sentenz bestätigt: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Bei der in Rede stehenden Gelegenheit ist dieser Schritt gethan.

Forchhammer leitet seine Abfertigung Schliemanns mit den Worten ein: „Je gewisser es ist, daß ein dreimaliges Umrennen der Stadt nicht möglich war, desto gewisser ist, daß . . . u. s. w." Ist ihm nun seine Beweisführung nicht gelungen, so hat er sich gefangen, hat sich mit dem Vordersatze selbst das Urteil gesprochen; der gewichtige Einwand: „Bunarbaschi-Troja wäre nicht zu umrennen gewesen" — ist unwiderlegt, d. h. durch Forchhammer nicht widerlegt. Durfte denn aber Schliemann triumphieren: „Hissarlik-Troja ist umrennbar"? Er hat ja — nach eigenem Bekenntnis — nur die Burg von Troja nachgewiesen! Die Unterstadt, also das Skäische Thor, das in dieser gelegen haben muß, werden ja noch immer gesucht! Es ist also auch für Hissarlik völlig unmöglich, den Weg nachzuweisen und nachzurennen, den Hektor gerannt sein muß!

Also Pedanterie auf beiden Seiten und nach allen Richtungen!

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben der russischen Geistlichkeit.

Von

J. N. Potapenko.

Aus dem Russischen übertragen von H. Nonne.

VII.

Vater Rhodion empfing sie ohne Umstände. Er hatte breite leinene Hosen an, welche in die Schäfte der niedrigen Stiefel gestopft waren, und eine kurze Jacke. Als sie in das Zimmer traten, das man Gastzimmer nannte, stand Vater Rhodion bei dem Käfig, der über dem Fenster hing, und wechselte vorsichtig und aufmerksam das Wasser für die Kanarienvögel.

„Ah, da kommt unser Kriegsheer," sprach er, in seiner bisherigen Stellung verbleibend und ohne von seiner Beschäftigung zu lassen. „Nun, wie geht es?"

„Schlecht, Vater Rhodion," beklagte sich der Diatschok Dementij, in dessen Brust noch die Entrüstung kochte.

„Nun, was ist denn los?"

„Eben haben wir die Tochter von Anton Bondarienko getraut, und für die Trauung bekamen wir einen Rubel."

„Wie geht denn das zu?"

Vater Rhodion blieb noch immer ruhig und ließ seine idyllische Beschäftigung nicht.

„Sehr einfach! Wir hatten die Trauung beendigt, da kommt Anton zu Vater Kyrill . . . ."

Diatschok Dementij fing an zu erzählen, wie die Sache gekommen war, und hielt sich bei den geringfügigsten Kleinigkeiten auf. Als er zu der Erklärung von Anton gekommen war und dessen Antwort wiederholte: „Batuschka, sagte er, sagten: So viel, sagte er, in deinen Kräften steht, zu geben, so viel, sagte er, gieb!" — Da verließ Vater Rhodion plötzlich den Käfig, der nun hin und her schaukelte.

„So steht die Sache? Nun, da kann ich sagen, das ist nicht schön!" sagte er.

„Gar nicht schön," bestätigte kläglich der Diakon.

„Das muß man nur ein einziges Mal machen, dann wird das schön werden! Ihnen wird das schön gefallen." Unter dem Ausdruck „ihnen" verstand Vater Rhodion die Gemeindeglieder. Er lud die beiden ein, sich zu setzen, und eine gründliche Erörterung der Sachlage begann.

„Ich gestehe, ich habe gleich in ihm etwas gemerkt . . . . . so etwas . . . . Verdächtiges," sagte Vater Rhodion. „Wenn es aber so weiter fortgeht, so kann man sich auch beklagen."

Die Besprechung dauerte über eine Stunde. Am Ende wurde beschlossen, nichts zu übereilen und zu warten, was weiter kommen würde. Vielleicht kam das aus Unerfahrenheit, „einfach, daß der Mensch die Ordnung nicht kennt".

Die erste Woche von Kyrill war reich an Amtshandlungen. Beim Schmied Pachom, welcher für das ganze Dorf die Pferde beschlug, starb die alte Mutter. Der Schmied trauerte nicht besonders, da die Alte lange gekränkelt hatte, nichts mehr nützen konnte und nur ein Mund mehr zu den sieben anderen Mündern war, aus denen seine eigene Familie bestand. Er kam direkt zum Diatschok Dementij.

„Nun? hat wohl Mawra ihre Seele Gott abgegeben?" fragte Dementij.

Im Ort war bekannt, daß es um Mawra schlecht stand. Außerdem würde der Schmied in solcher beschäftigten Zeit nicht ohne wichtigen Anlaß zum Diatschok gekommen sein.

„Da habt Ihrs erraten, Dementij Jermilitsch; eben abgegeben. Das Himmelreich sei ihr!"

„Nun, was also?"

„Begraben muß sie werden."

„Ja, nimm sie nur und begrabe sie*); wir werden ihr dann schon am Sonntag absingen; vielleicht ruft bis dahin der Herr noch jemanden zu sich; dann machen wir es zusammen."

„Ich möchte es aber machen, wie es sich gehört, Dementij Jermilitsch."

„Ja, ich möchte auch gerne Erzbischof sein! Deine Mawra war kein großer Vogel; für vier Groschen möchtest du wohl die ganze Kirche mithaben?"

„Nun, Dementij Jermilitsch, womit ich kann, werde ich es vergelten. Wenn vielleicht einmal ein Pferd zu beschlagen ist . . ."

„Das wirst du mir auch so beschlagen! Nein, Pachom, laß das; du siehst, mein Weizen ist noch nicht fertig gedroschen!"

„Wenn du nicht anders willst, so muß ich zu Batuschka gehen." Und der Schmied ging zu Kyrill.

„Da haben sie schon ausgekundschaftet, wie der Batuschka ist; zu Vater Rhodion würde der nicht gegangen sein," dachte Dementij und beschloß, abzuwarten, was Kyrill sagen würde.

Pachom kam zu Kyrill und meldete ihm, daß seine Mutter am Tage vorher gestorben war. Er wollte seine Bitte um das Begräbnis vortragen.

„Ist alles bei euch fertig?" fragte Kyrill.

„Alles, wie es sich geziemt."

„Nun, dann rufe dort den Diatschok oder den Diakon."

Pachom wurde verlegen. „Der Diatschok sagt: Begrabt ihr selbst, sagt er; und wir werden ihr am Sonntag absingen. Ich muß dreschen, sagt er, und für vier Groschen kann ich meine Abeit nicht da stehen lassen."

Kyrill sagte nichts, zog seinen Priesterrock an, setzte den Hut auf und ging hinaus. Von der Stufe aus sah man Dementijs Scheune. Der Diatschok war im Kattunhemd und ohne Kaftan; der Strohhut saß ihm auf dem Hinterkopf; er schwang mit Eifer den Dreschflegel; der Schweiß floß in Strömen von ihm. Als er sah, daß der Batuschka auf die Stufe herausgetreten war, verdoppelte er seinen Eifer. Kyrill blieb eine Minute stehen und dachte: „der hat freilich eine große Familie". Er ging durch den Hof und kam an Dementijs Scheune heran. Der Diatschok hörte auf und nahm ehrerbietig den Hut ab.

„Gott helfe!" sagte Kyrill.

„Befehlen Sie, daß ich mich zum Begräbnis fertig mache?" fragte Dementij.

„Nein, laß nur, ich werde selbst absingen. Der Diakon, denke ich, ist auch beschäftigt?"

*) d. h. ohne kirchliche Mitwirkung.

„Er ist ins Obst."

„Nun gut, ich werde auch allein fertig," sagte Kyrill.

In diesem Augenblick brachte ihm der Wächter in einem Bündel seine Kirchenkleider. Kyrill nahm den Bündel und ging dem Pachom nach. Dementij sah ihm nach und dachte: „Lebt Gott in deinem Herzen oder bist du ein Heuchler? Man wird nicht klug aus dir."

Kyrill sang der Mawra ab und begleitete sie auf den Friedhof. Als der Schmied nach der Handlung gegen ihn die Hand mit einem Haufen Kupfergeld ausstreckte, sagte er, das sei nicht nötig. Gerade vorher hatte er die armselige Behausung gesehen, in welcher Pachom mit seiner zahlreichen Familie lebte. Wie werde ich einem Bettler etwas abnehmen! dachte Kyrill und sagte: „Im Winter werde ich einen Schlitten bekommen. Wenn da eine Kufe zerbricht, werde ich dich rufen und du kannst sie mir wieder herstellen."

„Alles, was Sie wollen, werde ich für Sie machen, für Ihre Güte!" sagte mit Gefühl Pachom.

Er war wirklich sehr gerührt von der Aufmerksamkeit des neuen Priesters. In Lugowoje war es so Gewohnheit, daß nur für die reicheren das „Absingen" gefordert wurde. „Für weniger als zwei Rubel bewege ich mich nicht vom Platze," hatte Kyrills Vorgänger gerade heraus gesagt.

Für arme Leute fand man es genug, wenn die Familie selber sie auf den Friedhof und in das Grab schaffte, und sang dann zusammen ab, wenn ihrer ein halbes Dutzend da war. Besonders that man das im Sommer, wenn alle, Priester wie Kirchendiener, jeder mit seiner Wirtschaft beschäftigt waren. Die Gemeinde hatte sich seit lange an diese Sitte gewöhnt und erhob keinen Widerspruch. Manchmal gab es einzelne Versuche, den Priester zur Nachgiebigkeit zu stimmen, wenn in einer Familie ein ehrwürdiges Mitglied gestorben war, wie jetzt bei dem Schmied Pachom; manchmal in einer günstigen Stunde gelang es auch, auf einen Rubel sich zu einigen, mit der Dreingabe, daß nach der Ernte ein Achtel Korn gebracht würde.

Es war am Freitag. Zu Dementijs Hütte fuhr ein hübscher Wagen vor mit zwei munteren Pferdchen. Vorne saß ein Bursche im weißen leinenen Hemd und im Strohhut mit breitem Rand. Hinten saß ein schwerer dicker Bauer mit einem bärtigen dunklen Gesicht, kleinen Augen und dichten grauen Augenbrauen. Der Bauer hatte einen blauen Ueberrock und eine rote Schärpe als Gürtel; auf dem Kopf hatte er eine Mütze aus blauem Tuch, im ganzen sah er aus wie ein Bürger aus der Stadt. Er stieg aus dem Wagen, und man sah einen Menschen von kleinem Wuchs, der schwer und sicher dahinschritt. Als Dementij, der gerade das Korn in Haufen schaufelte, ihn sah, legte er sofort die Schaufel nieder und ging zu ihm.

„Marko Andrejewitsch? Wozu bringt Sie denn Gott hierher? Nun, wie geht es bei Euch auf den Höfen draußen? Kommen Sie doch herein!"

Dementijs Ton und Blick waren außerordentlich zuvorkommend. Man sah, daß der reiche Hofbauer ein erwünschter Gast war. Dieser zuckte leicht mit dem dichten langen Schnurrbart, was ein Lächeln bedeuten sollte, und gab Dementij die gebräunte rauhe Hand.

„Durch Ihre Gebete leben wir, Dementij Jermilitsch," grunzte er stockend und stotternd; „in die Hütte aber gehe ich gerne. Höre du, Mitko, trage einen Sack in die Hausflur."

„Ei, das ist gut! Sie vergessen uns nicht."

Mitko stieg faul von seinem erhabenen Sitz herunter, und Wirt und Gast gingen in die Hütte. Im Flur empfing sie Dementijs Frau, Antonina Jegorowna, eine noch ziemlich junge Person, nach ihrer Leibesbeschaffenheit ganz zu ihrem Manne passend. Sie war neben dem Herde beschäftigt, wo sie das Feuer unter einem Kessel mit noch lebenden Krebsen anzündete. Um sie herum standen Kinder mit schwarzen Köpfen und schmutzigen Nasen, in langen Hemden ohne Gürtel und ohne Hosen, mit großen Bäuchen

und nackten Füßen. Antonina Jegorowna entschuldigte sich, daß sie dem Gaste die Hand nicht geben konnte; sie war voller Ruß.

„Beleidigen Sie sich nicht!“ setzte Dementij hinzu. „Sie ist einmal so ein druseliges Frauenzimmer.“

Als sie in die Hütte hineinkamen, schlüpfte Antonina Jegorowna sofort in die Vorratskammer, wusch ihre Hände, wechselte ihre Jacke, holte ein Fläschchen mit Branntwein, getrockneten Fisch, und erschien alsbald mit all diesen Herrlichkeiten im Zimmer.

„Und wessen Woche habt ihr jetzt?“ fragte vor allem der Hofbauer.

„Der neue, der Vater Kyrill, ist an der Reihe,“ sagte Dementij und fuhr dabei ärgerlich mit der Hand durch die Luft.

„Aha, nun da wollen wir es einmal mit ihm versuchen. Ich habe einen neuen Speicher gebaut; nun, morgen werden wir das Korn einbringen, und ohne Segnung, das wißt Ihr selbst, kann man so eine Sache nicht ausrichten. Ich möchte, daß man es heute mit Weihwasser segnet.“

„Mit großem Vergnügen, Marko Andrejewitsch. Sie werden gewiß uns nicht zu kurz kommen lassen.“

„Nun freilich; ich zahle gerne im voraus; da gleich! Nehmen Sie, Dementij Jermilitsch, Sie können es ja selber dem Batuschka übergeben.“

Marko nahm einen gestrickten Beutel aus der Brust, zählte drei Dreirubel- und einen Einrubelschein und übergab sie Dementij. Dementij nahm das Geld.

„Wenn alle Gemeindeglieder so mit uns umgingen, so wären wir reiche Leute,“ sagte er, indem er die Scheine in der Hand zusammenfaltete. „Nur durch solche Wohlthäter wie Sie leben wir.“

In diesem Augenblick aber stieg ein Gedanke in seinem Kopfe auf und verfinsterte sein Gesicht. „Wenn es der neue Batuschka wieder so macht? Etwas nimmt und das andere zurückgiebt?“ dachte er. „Von ihm kann man das erwarten.“

„Könnten Sie nicht bis Sonntag warten, he?“ fragte er, nicht ohne einen Hintergedanken: „Am Sonntag wird Vater Rhodions Woche sein, dann ist die Sache doch sicher.

„Ich sage Euch, das Korn wartet; morgen fahren wir ein; ich kann unmöglich warten.“

„So, so! Antonina, mache du die Wirtin bei Marko Andrejewitsch, und ich werde zu Batuschka gehen, werde ihn anmelden.“

„Vielleicht könnte ich auch gleich mitgehen, Bekanntschaft machen? Ich habe ihm zwei Sack Korn zur Bekanntschaft mitgebracht.“

„Nein, warten Sie lieber; erst ich, dann Sie.“

„Und wenn er dich mit deinem Korn hinschickt, wo der Pfeffer wächst . . . ? das ist wahrhaftig ein gelungener Batuschka,“ dachte Dementij.

Dementij ging zu Kyrill. Er traf ihn am Schreibtisch sitzend. Maria Gabrielowna saß auf dem Sopha und las ein Buch. „Ach, setzen Sie sich, bitte; gleich!“ sagte Kyrill und fuhr fort zu schreiben. „Mura, hier ist unser Diatschok, Dementij Jermilitsch Gluschtschenko.“

Mura gab ihm die Hand. Dementij packte diese Hand mit seiner gewaltigen Pranke, drückte und schüttelte sie in seiner Verlegenheit mit außerordentlichem Eifer. Er konnte sich aber nicht entschließen, sich zu setzen, sondern blieb stehen, nachdem er zwei Schritte vom Sopha zurückgegangen war. Mura fragte ihn, ob seine Familie groß wäre; er antwortete, sie wäre nicht klein, Gott sei Dank, und setzte hinzu, daß er seinen ältesten Sohn schon in die geistliche Seminarschule geschickt habe.

„Was bringen Sie mir?“ fragte Kyrill und wandte sich mit dem ganzen Stuhle nach dem Diatschok herum.

„Der Hofbauer Marko Schibienko ist gekommen; er bittet, mit ihm zu fahren und seine Scheune zu segnen.“

„Nun gut, fahren wir!"

„Er ist ein reicher Bauer, der erste in seinem Kreise; nun, und von selbst hat er zehn Rubel angeboten, ich habe nicht einmal gefordert. Befehlen Sie anzunehmen?" erklärte Dementij im Tone eines Schuldigen.

„Hat selbst angeboten?" fragte Kyrill und sah ihm ins Gesicht.

„Bei Gott, Vater Kyrill, ich habe nichts gefordert, nicht einmal eine Andeutung gemacht."

„Wenn er reich ist und selbst angeboten hat, warum dann nicht nehmen?"

„Natürlich, warum nicht nehmen? Da ist auch schon das Geld."

„Legt es in die Gemein-Büchse und macht Euch fertig, wir werden fahren."

Nun, jetzt verstehe nur einer den! dachte Dementij bei sich, als er nach Hause ging. „Wenns ein Reicher ist und selbst angeboten hat" — als ob es nicht gleich wäre, reich oder arm! Wie viel giebt es denn von diesen Reichen? Selbst, sagt er, hat er angeboten! Ja, das ist aber Marko Andrejewitsch, der Hofbauer. Die Hofbauern sind ganz besondere Leute. Warte du nur bei den unserigen, bis sie dir selber was anbieten. Da kannst du warten!

Als er durch den Flur ging, sah er in der Ecke den Sack mit Korn, festgesackt und zugebunden. „Da sieht man gleich den Hofbauer, hat selber gebracht, hat ihn niemand dazu genötigt. Und was für ein Sack! Rund, lustig! Werden sechs Pud sein! Wenn man nur sechs Groschen rechnet, werden es drei Rubel sechzig sein. Das ist doch etwas."

Marko Andrejewitsch hatte schon Zeit gehabt, fünf gute Gläschen hinunterzugießen, und schlug das sechste aus, weil er nun zu Batuschka müßte.

„Wissen Sie, es geht nicht; ich würde nach Schnaps riechen." Das war seine einzige Befürchtung; denn erst von der zweiten Flasche an pflegte er „etwas zu merken."

Er ging zu Kyrill. Batuschka hatte schon seinen Amtsrock angezogen. Maria Gabrielowna suchte ihm im nächsten Zimmer in der Kommode ein frisches Taschentuch. Marko Andrejewitsch kam in die Flur, und, wohlerzogen wie er war, obwohl es ganz trocken war, putzte er sich mit aller Sorgfalt die Füße an dem hölzernen Kratzer ab. Als er sah, daß nach links eine große Thür mit Doppelflügeln führte, und nach rechts eine niedrige einflügelige, dachte er bei sich, rechts müßte wohl die Küche sein und ging links. Er machte die Thüre auf. Auf der Schwelle blieb er stehen, richtete den Blick auf die gegenüberliegende Zimmerecke, wo das Heiligenbild angebracht war, bekreuzte sich dreimal und verbeugte sich dann vor dem Hausherrn.

„Ich bin Marko Schibienko, von den Höfen, Batuschka," sagte er und kniff die Augen zusammen.

„Ah, gut, da wollen wir gleich losfahren; ich bin fertig," antwortete Kyrill in der Meinung, Schibienko komme, um zur Eile anzutreiben.

„Nein, das ist eine Sache für sich; ich komme jetzt um einer anderen Sache willen."

„So, Sie haben eine andere Angelegenheit? Setzen Sie sich, erzählen Sie!"

„Wir danken unterthänigst; nur erlauben Sie zuerst, daß ich um den Segen bitte."

Kyrill konnte sich noch gar nicht daran gewöhnen, jedem Besucher den Segen zu geben. Nach langjähriger Gewöhnung streckte er die Hand eher zum Druck entgegen, und hier kam er an keinem Besuch ohne den Segen vorbei. Marko näherte sich ihm, empfing den Segen und küßte ihm die Hand.

„Nun zu meiner Angelegenheit," sagte er mit freierem Ton. Wir ehren unsere Batuschkas sehr und bemühen uns immer, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen."

„Setzen Sie sich, warum stehen Sie?" lud ihn Kyrill ein.

„Wir danken unterthänigst," antwortete Marko, setzte sich auf einen Stuhl, streckte die Beine aus und legte sie übereinander. „Was uns Gott in seiner Güte schenkt, das teilen wir mit den Geistlichen; aber erlauben Sie, zur ersten Bekanntschaft, Batuschka, Ihnen zwei Sack Korn zum Präsent."

„Mir? wofür denn? Ich habe doch nichts verdient."

„Sie beten für uns; wir thun nichts als sündigen, und Sie beten es immer wieder weg. Dafür ist es. Dabei haben wir eine Verehrung für den geistlichen Stand. Also schlagen Sie die beiden Säckchen nicht ab."

„Ja, wirklich ich . . . . ich habe nichts dagegen. Nur ist es merkwürdig. Aber gut, ich werde es annehmen, ich danke Ihnen."

Kyrill war betroffen; solches Anerbieten hatte er nicht erwartet. Es war ihm aber bekannt, daß es keine größere Beleidigung für den Bauer giebt, als wenn man die Annahme eines Geschenkes von seiner Seite verweigert.

„Nun, vielen Dank! Die Hauptsache ist für uns, daß Herzlichkeit . . . wenn man gemein mit uns ist, dann sind wir immer gerne bereit, auch zu geben. Erlauben Sie, auch Matuschka zu sehen?"

„Warum denn nicht? Auch Matuschka! — Mura, hier will man mit dir Bekanntschaft machen!"

Maria Gabrielowna kam mit dem Taschentuch in der Hand und sah Marko mit Erstaunen an. Sie verstand durchaus nicht, warum er ihre Bekanntschaft machen wollte. Bei ihrem Eintritt machte er eine krallfußähnliche Bewegung.

„Das ist also Matuschka? Herr Gott, wie jung Sie sind!"

Und ganz plötzlich näherte er sich Mura, ergriff ihre Hand und küßte sie. Mura hatte keine Zeit, es abzuwehren.

„Ich bin von den Höfen, Matuschka. Suchen Sie uns einmal auf, wir bitten sehr um diese Gnade; wir werden Sie dann so empfangen, so empfangen! . . . Wir verehren den geistlichen Stand; die ganzen Höfe werden wir versammeln, fünf Fuhren Korn Ihnen zufahren — kommen Sie nur zu uns!"

Für Mura waren das alles ganz merkwürdige Dinge. Sie verstand nicht, warum er sie so dringend einlud; was sollte denn sie auf den Höfen thun; wozu wollte er denn die Höfe versammeln und die fünf Fuhren Korn fahren? Sie schwieg und sah ihn mit unverhohlenem Befremden an.

„Nun, vielen Dank, vielen Dank!" sagte Kyrill für sie; „es ist aber jetzt Zeit, daß wir fahren."

Marko wiederholte seine Einladung noch einmal und ging Kyrill nach. Vor dem Hause blieb er stehen und rief nach der Richtung von Dementijs Hütte: „He, Mitko, fahre hier vor und trage Matuschka in die Speisekammer die beiden Säcke, welche vorn liegen."

Mitko griff zu, legte seinen Pferden den Zaum wieder ins Maul, und nach einer Minute knerzte der Wagen in allen seinen Teilen. Mitko bog um die Ecke und fuhr vor dem Thore vor. Fünf gute Minuten machte er sich mit den Säcken zu thun; dann legte er das Heu auf dem Wagen zurecht, um Sitzplätze zu schaffen. Dementij erschien im grauen Rock mit einem Bündel unter dem Arm; es waren Kirchenkleider darin. Er berichtete, Vater Diakon sei nicht ganz wohl. Sie setzten sich und fuhren ab.

Die Höfe lagen ungefähr zehn Werst von Lugowoje. Fast lauter richtige Bauern wohnten draußen; einige besaßen zwölf, einige zwanzig Deßjätinen; zwei, von denen einer Marko war, besaßen sogar dreißig Deßjätinen und hatten dazu noch zehn von der Gutsfrau gepachtet. Dessenungeachtet hatten die Hofbauern nicht etwa schöne und geräumige Häuser, sondern die Hälfte wohnte in Erdhütten, die anderen hatten sich Hütten mit Schilfdach gebaut, welche aus einem „schwarzen" und aus einem „reinen" Zimmer, der „guten Stube", bestanden; daran stieß noch eine Kammer für das junge Federvieh, frisch geworfene Kälber und Ferkel. Frug man die Außenbauern, welche fast alle reich waren, warum sie sich denn keine ordentlichen Häuser bauten, so antworteten sie:

„Wir haben keine Zeit, uns damit abzugeben; und dann sind wir auch an unsere Hütten gewöhnt. In einem großen Hause verzieht sich die Familie in die verschiedenen Ecken, aber in der kleinen Erdhütte sind wir alle beieinander, schmiegen uns aneinander, das macht warm und lustig."

Dafür standen neben den kleinen Hütten hohe Scheunen, große Ställe für das Vieh, zum Ueberwintern der Schafe, des Federviehs und für allerlei landwirtschaftliche Zwecke. Es sah aus, als ob hier der Herr zum Vieh geworden wäre, und die Leute lebten da wie demütige und anspruchslose Knechte. Als der Wagen auf die Höhe kam, auf welcher die Hauptstraße hinführte, zeigten sich gleich die Höfe. Man konnte ungefähr vierzig Höfe zählen mit Gemüsegärten, in denen hohe Heu- und Strohhaufen, sowie in verschiedenen Formen zusammengelegte Garben standen. Bei jedem Hof war ein Brunnen, und über sie ragten die dünnen Stangen mit den Eimern wie schweigsame Wächter der einsamen Steppenhöfe.

Nach einer halben Stunde fuhren sie vor Markos Hütte vor. Sie zeichnete sich in nichts vor den anderen aus; nur war der Viehstall hier größer und die neue Scheune glänzte hell in der Sonne. Im Hofe drängten sich etwa zwanzig Bauern und Frauen im Arbeitskleide; man sah, daß sie direkt von ihrer Tenne dorthin gekommen waren, um sich ein kleines Fest zu gönnen. Kaum war Kyrill in den Hof gekommen, als der ganze Haufen, einer nach dem andern, vor ihn trat, um sich segnen zu lassen.

„Der neue Batuschka," sagten sie unter sich; „und wie jung er ist!" setzten die Frauen hinzu und seufzten, man wußte nicht warum.

Dann lud ihn Marko in die Hütte ein. In dem kleinen Raum mit niedriger Decke und kleinen Fenstern saßen am viereckigen langen Tisch ungefähr zehn Bauern, meist von ehrwürdigem Alter; das waren die Häupter der Hof-Familien. Sie erhoben sich und traten vom Tische zurück. Kyrill bekreuzte sich vor den dunklen Heiligenbildern, welche ganz hinten in der Ecke hingen, und begrüßte die Anwesenden.

„Seid gegrüßt!" sagte er, indem er sich an Alle wandte. Als Antwort hörte man ein dumpfes Durcheinandermurmeln; sie fingen an, der Reihe nach ihm die Hand zu küssen. Dann kam hinter dem Ofen eine Frau hervor, schlank, rotwangig, festlich gekleidet, im seidenen Häubchen und in farbiger Jacke.

„Und das ist meine Frau," sagte Marko. Die Frau ließ sich segnen.

„Nun, fangen wir an!" sagte Kyrill.

Dementij machte das Bündelchen auf und überreichte ihm die Kirchenkleider. Die Bauern betrachteten ihn mit großer Neugierde und dachten, was es doch jetzt für junge Popen gebe. Als Kyrill sich angekleidet hatte, gingen alle auf den Hof, und hier, unter den sengenden Strahlen der südlichen Sonne, vor einem Tischchen, auf dem eine Schale voll Wasser stand, ging die Segnung der neuen schönen Scheune Markos vor sich.

„Und jetzt bitte ich, vorlieb zu nehmen mit dem, das Gott geschenkt hat," lud Markos Weib zu einem Imbiß ein.

Kyrill folgte der Einladung und trat als erster in die Hütte ein. Hier hatte sich alles umgewandelt. Der Tisch war mit einem weißen Tischtuch gedeckt, auf welchem Schüsseln und Teller mit gebratenem Fisch und verschiedenerlei Fastengebäck standen. Zwei große Flaschen Branntwein nahmen den Ehrenplatz unter allen diesen guten Sachen ein.

„Wir bitten sehr, hierher, Batuschka!" sagte die Hausfrau und zeigte auf den Platz in der Ecke unter den Heiligenbildern, den gewöhnlichen Ehrenplatz für die ersten unter den Gästen. Kyrill setzte sich, und neben ihm nahm Dementij Platz. Um den Tisch herum setzten sich an fünfzehn Bauern, nur zwei Frauen unter ihnen.

„Zu allererst, bitte, nehmen Sie ein Gläschen," sagte Marko, der mit seinem Weibe an dem Essen nicht teilnahm, und goß erst Kyrill, dann allen Gästen ein ziemliches Glas Schnaps ein. Alle tranken ihr Glas aus, Kyrill aber trank nur ein Viertelgläschen und stellte es auf den Tisch.

„He, Batuschka, wie ist denn das? Man muß austrinken!" sagte der Wirt mit zuredender Stimme.

„Nein, das muß man nicht," sagte Kyrill, „das Glas ist viel zu groß."

Digitized by Google

„Das ist mir beleidigend; dann wird meine Scheune auch nicht voll, das weiß ja die ganze Welt."

„Für was haben wir denn zu Gott gebetet? War es nicht dazu, daß er die Scheune füllen möchte?" fragte Kyrill ernst.

„Ja, gewiß . . . das ist eine Sache für sich."

Die Bauern sahen mit ernster Miene auf ihre Teller nieder und schwiegen; nur Marko wiederholte sein „ja gewiß". Nach einer Minute jedoch war seine Verwirrung geschwunden und er sagte:

„Und jetzt das zweite, damit auch in zukünftigen Zeiten Gott meiner Scheune Korn giebt."

Dabei füllte er die Gläschen. Dementij streckte schon seine Hand aus, um das seine zu nehmen; aber in diesem Augenblick sagte Kyrill:

„Nach meiner Meinung hat der Mensch an einem Glas genug."

Die Bauern sahen einander mit verwunderten Blicken an; Dementij zog seine Hand vom Gläschen zurück und sah in seinen Bart hinein. Die Hausfrau aber hielt Kyrills Worte für einen Spaß und sagte:

„Nun, Batuschka, trinken Sie nur noch ein Gläschen, sonst trinken die anderen auch nicht."

„Warum soll ich denn trinken, wenn es mir zuwider und schädlich ist? Dazu ziemt es sich auch gar nicht für einen Priester, so zu trinken."

„Bei uns aber trinken die Batuschkas sonst tüchtig!" bemerkte einer von den Gästen. Andere murmelten zustimmend; noch andere aber, als ob sie die Ungehörigkeit dieser Bemerkung fühlten, wurden verlegen.

„Und ich meine, was ist das für ein Batuschka, der nicht einmal mit uns trinken mag?"

Allgemeines tiefes Schweigen.

„Und wie nennt man Euch und wo ist Eure Hütte?" wandte sich Kyrill zu dem Sprecher.

„Ich heiße Sidor, und meine Hütte, Batuschka, wenn Sie die Gnade haben wollen, zu mir zu kommen, ist von Marko aus die dritte," antwortete der Bauer.

„Nun, das werde ich mir merken und in deine Hütte werde ich niemals kommen. Branntwein trinken verstehe ich nicht, also bin ich für dich auch kein Batuschka."

Sidor wurde rot bis zu den Ohren und wußte nichts zu entgegnen. Kyrill fuhr fort:

„Und den anderen, welche mich auch ohne Schnaps als Batuschka zu ehren willens sind, will ich erzählen, warum ich nicht viel Branntwein trinke. Ich trinke ihn deswegen nicht, weil ich gerne lange auf dieser Erde leben und dazu allezeit ein vernünftiger Mensch sein will; und der Branntwein, wenn man davon mehr als recht ist, trinkt, schadet der Gesundheit, verkürzt das Leben. Es ist dir bestimmt, siebzig Jahre zu leben. Du bist ein gescheidter Mensch und alle ehren dich; vom Branntwein aber wird dein Geist wie Nebel und stumpst sich ab — und siehe, aus einem gescheidten Menschen wirst du ein Narr, und alle werden über dich lachen. Ueberlegt es Euch also selbst: kommt etwas dabei heraus, wenn man trinkt?"

„Ja, so ist es auch, es ist kein Nutzen dabei!" stimmte einer zu.

Die verlegenen Gastgeber boten niemandem mehr Schnaps an, indem sie im Stillen beschlossen, das richtige Fest erst nach Batuschkas Fortgang beginnen zu lassen. Nachdem der süße Pflaumenkuchen gegessen war, erhob sich Kyrill und nach ihm alle; als er aus der Hütte hinaus war, fing ein leises Gespräch an: „Das ist ein Gelehrter, ein wahrhaftig Gelehrter, wenn er auch jung ist; und unser Sidor, man kann sagen, daß er recht hereingefallen ist! Ungeschliffenheit!" Als sich Kyrill mit Dementij in den Wagen setzen wollte, kam Sidor an ihn heran und nahm ehrerbietig den Hut ab.

Digitized by Google

„Bitte um Verzeihung, Batuschka; ich habe es nicht böse gemeint. Gewollt, bei Gott, das habe ich nicht," und er erbat von Kyrill den Segen.

„Kommt zu mir, Sidor, mit Euren Nachbarn, wir wollen zusammen reden. Ihr habt noch keine Schule; wenige von Euch können lesen und schreiben, und für Schnaps gebt Ihr viel Geld aus. Ihr seid alle wohlhabend."

Sidor hörte diese Einladung ehrerbietig schweigend an.

Rückwärts fuhr die beiden nicht mehr Marko selbst, sondern einer von seinen Leuten.

„Das sind richtige Kinder," wandte sich Kyrill zu Dementij, der neben ihm saß. „Wie Kinder glauben sie an alles, an Gutes und Böses; deswegen muß man keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihnen das Gute zu sagen. Nicht wahr, Dementij Jermilitsch?"

„Ja, natürlich," antwortete Dementij, der von einer Seite geschmeichelt war, daß der gelehrte Oberpfarrer sich mit ihm auf solche Gespräche einließ, auf der anderen Seite aber aufrichtig bedauerte, daß er nicht jetzt mit in Markos Hütte saß. „Jetzt loben sie dort den neuen Batuschka und saufen dabei Flasche um Flasche," dachte er mit bekümmertem Herzen.

VIII.

„Nun aber, diese Woche wollen wir uns daran halten, jetzt geht Vater Rhodions Woche an," sagte der Diatschok Dementij zum Diakon Simeon am Sonnabend während der Abendvesper.

„Ja, allerdings, Dementij Jermilitsch, das wollen wir thun; solch eine reiche Woche! wenn die bei Vater Rhodion gewesen wäre, hätten wir wenigstens vierzig Rubel im Krug. Da ist eine Trauung gewesen, drei Begräbnisse, die Scheune ist gesegnet worden; die alte Miroschnitschicha hat die letzte Oelung empfangen, alles schöne Amtshandlungen — und wir haben nur vierzehn Rubel 15 Kopeken. Ist eine Schande zu sagen, wirklich, eine Schande zu sagen!"

Die beiden also waren mit Kyrills Woche unzufrieden; war aber Vater Rhodion damit zufrieden? das wußte noch niemand bis jetzt. Er nahm die Meldung des Diakons von dem Bestand des Kruges für die vergangene Woche schweigend entgegen und antwortete nicht einmal auf Dementijs Frage: „Wie scheint Ihnen das, Vater Rhodion?" Es schien, daß er als gründlicher Mensch sich noch keine feste Meinung über diese neue Erscheinung gebildet hatte.

Dafür gingen im Dorfe die verschiedenartigsten Reden über Kyrill. Anton, der mit seinem Rubel für die Trauung glücklich davon gekommen war, erzählte seinen Nachbarn, wie die Sache stand.

„Siehst, um deinetwillen haben wir gesündigt, haben ihn getadelt; nun siehst du, wie er ist."

Am Sonntag kamen Außenhöfler zum Gottesdienst und erzählten, was bei der Segnung von Markos neuer Scheune vorgefallen war. Das machte das Gerede über den neuen Oberpfarrer noch lebhafter.

Man muß aber sagen, daß das Dorf gar nicht daran dachte, zu irgend welchen bestimmten Entschließungen zu kommen. Man besprach lediglich, was geschehen war.

„Zu Miroschnitschicha sagte er: Du, Alte, sagte er, werde gesund; wenn du aufstehst, und wirst was verdienen, werden wir uns schon begleichen; und wenn du stirbst, dann rechnen wir in der anderen Welt miteinander ab," teilte jemand mit.

„Siehst du, wie er ist! ‚In der anderen Welt,' sagte er, hm," bemerkten die Zuhörer

Digitized by Google

„Als Proschka, das Kindchen von Afdiejicha, begraben wurde, steckte ihm Afdiejicha vier Groschen zu; er aber sah, daß sie anderthalb Töpfe und eine halbe Ofengabel hat*), und sagt: Gut, ich danke dir; nur will ich dir was wiedergeben. Da sucht er in der Tasche und reicht ihr ein Fünfzigkopekenstück: „Kaufe du deinem ältesten Bengel eine Flasche Leberthran und laß ihn trinken, denn er ist skrophulös." Ein Wunder ist das; ein gescheidter Mensch wird das nicht thun."

„Das ist je nachdem, was ein Mensch für Gedanken in seinem Kopfe hat," sagten die anderen.

„Und den Hofbauern hat er befohlen, nur zwei Glas Schnaps zu trinken, mehr, sagte er, geht nicht!"

„Zwei Glas ist für einen Bauer zu wenig, das macht ja kaum die Zunge feucht."

„Viel zu wenig, sogar viel zu wenig! Z. B. Taufe! Kann man denn mit zwei Glas taufen? Oder sogar eine Hochzeit. Nein, das ist unmöglich!"

Es war im Herbst; der Tag war trübe, es wollte regnen. Kyrill war zu einer Amtshandlung weg. Maria Gabrielowna war gerade aufgestanden und hatte sich kaum ein wenig angezogen, da trat Fiokla ins Zimmer und meldete:

„Bei uns ist ein Wagen vorgefahren, einer aus der Stadt, man sieht es."

Das Herz der jungen Frau pochte laut; sie lief auf die Thorstufe.

„Mamotschka (Mamachen)!" und in drei Sekunden lag sie in den Armen ihrer Mutter.

„Und Sie haben sich entschlossen, allein so weit zu reisen?"

„Erstens ist es gar nicht weit, sind kaum fünfzig Werst; und zweitens bin ich nicht allein, ich bin mit dem Kutscher."

Mura freute sich unsäglich über den Besuch; sie lachte, hüpfte, lief in jeder Sekunde zu der Mutter, umarmte sie und fing endlich an zu weinen.

„Das ist vor Freude, Mamotschka."

Anna Nikolajewna war mit der Wohnung zufrieden. Fiokla beleidigte ihr Gefühl, als sie gleich eine Unterhaltung mit ihr anfangen wollte und ihr erzählte, sie sei eine arme Witwe und habe allen Priestern gedient. Als aber Mura herausging, trat sie näher an Anna Nikolajewna heran und sagte ihr mit geheimnisvoller Stimme:

„Geben Sie acht, Matuschka! sie wissen nicht zu leben! Ein anderer Batuschka hätte jetzt zum wenigsten schon ein paar Kühe und zehn Schafe, auch eigenes Federvieh, und sie haben nichts; eine Schande zu sagen, wir kaufen das Mehl! ein Batuschka — und kauft Mehl! niemals ist das bei uns dagewesen. Bei drei Oberpfarrern bin ich gewesen, und immer verkauften wir sogar Mehl. Nein, lehren Sie, wie sie leben sollen!"

Wie peinlich sich auch Anna Nikolajewna durch solche vertrauliche Mitteilung Fioklas berührt fühlen mochte, nahm sie das Vernommene doch zur Kenntnis. Wie war es in der That? Sie lebten schon zwei Monate auf einer Stelle, die für einträglich galt, und hatten noch nicht das Geringste angeschafft.

„Nun, erzähle mir, wie es dir geht," sagte Anna Nikolajewna.

„Es geht mir gut; ich bin zufrieden," antwortete Mura.

„Nein, erkläre mir, wie! wie du die Zeit verbringst u. s. w.!"

„Ich verbringe die Zeit meistenteils mit einem Buch. Kyrill ist entweder in der Kirche, oder auf einer Amtshandlung oder in der Schule, oder geht so in die Gemeinde."

„Und du sitzst allein?"

„Nun ja, was machts denn?"

---

*) Russische Redensart, um große Armut zu bezeichnen.

„Und Bekannte habt Ihr auch nicht? Hier ist doch eine Gutsbesitzerin; ich denke, er hat ihr einen Besuch gemacht."

„Wer? Kyrill? Für nichts in der Welt! Er hat gesagt: ‚Wenn ich irgend was mit ihr zu thun bekomme, dann gehe ich schon zu ihr. So aber — ich weiß nicht, wie sie ist.' Mit der Familie vom Priester habe ich Bekanntschaft gemacht. Sechs Jungfern, gar nicht interessant."

„Also ich sehe, daß du vor Langeweile umkommen mußt."

„Kyrill sagt mir immer: „Mache mit den Bauern Bekanntschaft! Auf jeden Schritt findest du einen interessanten Typus."

Anna Nikolajewna lachte und dachte: „Nein wirklich, der hat einen Nagel im Kopf!"

Kyrill kam und freute sich, seine Schwiegermutter zu sehen. „Da werden Sie sehen, wie es auf dem Lande schön ist, und werden selber übersiedeln mögen."

„Nun, nein, entschuldigen Sie, das wird niemals eintreten," antwortete mit Würde Anna Nikolajewna.

Bei ihr entschied der Ort über den Rang, den der Geistliche einnahm: in die Hauptstadt kommen, das bedeutete höheren Rang mit höherem Gehalt, auf das Dorf kommen: Herabsteigen im Rang und im Gehalt. Deswegen enthielt die Bemerkung Kyrills eine Beleidigung für sie.

Während des Tages hatte sich Anna Nikolajewna mit eigenen Augen vergewissert, daß bei ihnen in der That alles gekauft wurde und daß Fiokla recht gehabt hatte. Für jede Kleinigkeit in der Küche, wie Zwiebeln, Butter, Kartoffeln, lief Fiokla in den Kramladen; der Rahm, welchen man zum Thee gab, kostete so viel wie in der Stadt.

„Höre, mein Herzchen, das kommt sehr teuer, wenn man so jede Kleinigkeit kauft. Habt Ihr so große Einnahmen?"

„Kyrill giebt alles, was er bekommt, bis zum letzten Groschen."

„Nun, und wie viel im Monat ungefähr?"

„Zwanzig Rubel, fünfundzwanzig bringt er."

„Das ist die ganze Einnahme? Eine nette Pfründe! Ich danke, man hat uns da etwas Schönes zugewiesen! Das ist für die Akademie, für den Magistranten! — Nun, und wie viel gebt Ihr aus?"

„Ungefähr fünfzig."

„Woher nehmt Ihr denn die?"

Mura wurde verlegen und errötete. „Das macht nichts, Mamotschka; unsere Einnahmen werden später größer, wir werden es wieder einbringen."

Anna Nikolajewna sah sie erst mit Erstaunen an; dann plötzlich kam ihr eine Eingebung:

„Ich verstehe," sprach sie mit einer Grabesstimme. „Du hast das Kapital angegriffen."

„Mamotschka, was macht es denn? Nachher wird es besser gehen, ich werde es wieder einbringen. Nur ihm, Kyrill, sagen Sie nichts! Er weiß nichts, er lebt ja wie ein kleines Kind."

Anna Nikolajewna erwiderte nichts, zog aber kampfbereit die Augenbrauen zusammen und beschloß, „das ordentlich mit dem Schwiegersohne zu besprechen."

Am anderen Tage, als Kyrill auf eine Amtshandlung ging, empfing Anna Nikolajewna verschiedene Besuche. Zuerst kam Vater Rhodions Gattin. Es war eine Frau von hoher Statur, breitschulterig und stark; obgleich sie über fünfzig Jahre alt war, erschien sie in hellrosa-seidenem Ueberwurf und mit einem blauen Bändchen im Haare, in welchem wirklich noch kein einziges graues Fädchen zu entdecken war. Aus Koketterie aber that sie das nicht. Matuschka dachte nur, sie könnte der Frau Dom-Oberpfarrerin mit nichts so sehr ihre Ehrerbietung bezeugen, als mit einem hellen, fröhlichen Kleid.

„Sie müssen mich entschuldigen, aber ich komme mit einer Klage über Ihren Schwiegersohn," waren fast die ersten Worte der Matuschka. „Hat neue Gewohnheiten eingeführt; fordert nichts von den Bauern; ‚wieviel du giebst, ist gut,' sagt er ihnen. Nun, und die natürlich sind ein durchtriebenes Volk, gehen nicht über die Groschen hinaus. Wollen Sie mir glauben, mein Mann bekam früher selten sechzig Rubel im Monat, meistens aber achtzig, hundert und sogar bis hundertundzwanzig; und jetzt zwanzig, fünfundzwanzig. Wovon denn leben? Ich habe ein halbes Dutzend Töchter! Natürlich, es ist aus Unerfahrenheit; er ist noch ein junger Mann; und doch warum hätte er nicht zu meinem Mann, zu Vater Rhodion, kommen können und um Rat fragen? Wenn er auch der Oberpfarrer ist, Ihr Schwiegersohn, mein Mann hat dafür die Erfahrung."

Gleich nach der Matuschka erschienen die Frauen vom Diakon und vom Diatschok. Diese wagten nicht einmal, den angebotenen Stuhl anzunehmen; die „Dom-Pfarrfrau" schüchterte sie ein. Nichtsdestoweniger erzählten auch sie einstimmig, die Einnahmen seien jetzt so armselig, seit der neue Oberpfarrer da sei, daß es unmöglich sei, auszukommen.

„Ich verstehe selbst nicht, selbst nicht," gab Anna Nikolajewna zur Antwort, durch diese Mitteilungen aufgeregt. „Glauben Sie mir nur, verlassen Sie sich nur darauf, das wird anders werden; um meiner Tochter willen werde ich mit ihm reden."

Die Frauen, welche natürlich nach der Anleitung ihrer schüchternen Männer gehandelt hatten, gingen mit Hoffnung im Herzen weg.

„Ich muß einmal mit dir reden, lieber Schwiegersohn," sagte Anna Nikolajewna, indem sie die Augenbrauen streng zusammenzog. Es dämmerte. Mura saß im Flur vor dem Theetisch und las. Anna Nikolajewna benutzte ihre Abwesenheit, um dieses, wie sie voraussah, unangenehme Gespräch anzufangen und auch gleich zu endigen.

„Ich stehe zu Ihren Diensten, teuerste Anna Nikolajewna," sagte Kyrill gutmütig. Er wußte beinahe, wovon die Rede sein würde und in welchem Ton.

„Ich verstehe dein Auftreten nicht! Ich verstehe es nicht! Kaum zwei Monate bist du hier und schon sind alle aufgebracht."

„Nicht alle, Anna Nikolajewna, nicht alle."

„Alle! Vater Rhodion ist höchst unzufrieden. Der Diatschok und Diakon klagen, daß sie nichts zu leben haben. Wie kannst du sagen: nicht alle?"

„Und die Pfarrkinder, ich denke, die haben sich bei Ihnen nicht beklagt!"

„Was soll ich mich mit deinen Pfarrkindern abgeben! Das ist ja einerlei, ob die zufrieden sind oder nicht. Und verwöhnt hast du sie, mein Lieber; für die Amtshandlungen geben sie, was sie wollen; das Einkommen der Kirche ist auf ein Drittel gesunken. Ich kann mir das garnicht zurechtlegen; das ist einfach eine Art Wahnsinn."

„Wir haben aber doch genug! Gott sei Dank, wir essen und trinken nicht schlecht und kleiden uns auch nicht in Tierfelle."

Anna Nikolajewna sah ihn scharf an, als wollte sie ergründen, ob er in Wirklichkeit wie ein Kind war oder sich nur verstellte.

„Höre, Kyrill," sagte sie, indem sie die Stimme dämpfte, „wenn man so in der Welt leben will, ohne sich darum zu kümmern, was einem unter der Nase vorgeht, so kann man morgen als Bettler auf die Landstraße kommen. Einnahme hast du fünfundzwanzig im Monat, und ihr gebt fünfzig aus. Verstehst du?"

Kyrill sah sie von unten herauf an, wurde rot, kroch sozusagen in sich selber zusammen und zerknitterte den Rockzipfel, mit welchem er bis jetzt gespielt hatte.

„Das ist alles Muras Schuld, ich wußte es nicht," brummte er, stand auf und setzte hinzu:

„Ich danke Ihnen für die Mitteilung, Anna Nikolajewna, wir werden das ändern."

„Natürlich muß man das ändern! Ich ſage es nicht deswegen, weil mir das Geld leid thut; nur muß das durchaus anders werden, damit etwas für den ſchwarzen Tag bleibt. Ich will nur einen guten Rat geben.“

Kyrill ſah zum Fenſter hinaus und ſchwieg. Anna Nikolajewna, überzeugt, einen ſtarken Eindruck gemacht zu haben, ging auf den Flur zum Thee.

„Warum ſind Sie denn ſo lange geblieben?“ fragte Marie Gabrielowna die Mutter.

„Nichts . . . nur ſo! . . . Weißt du, ich habe einen engen Schuh . . . bis ich ihn auf den Fuß bringe . . .“

Kyrill blieb lange allein; als er endlich herauskam, war es ſchon dunkel und Anna Nikolajewna konnte den Ausdruck ſeines Geſichtes nicht ſehen.

Am anderen Tage früh fuhr die Schwiegermutter fort in die Stadt und nahm „das Kapital“ mit, um es in die Bank zu legen. „Das iſt das Sicherſte,“ ſagte ſie zu Mura; doch vierhundert ließ ſie da „für jeden Fall“. Beim Abreiſen ſagte ſie Kyrill kein einziges mahnendes Wort, da ſie dachte, es wäre ſo auch ſchon genug. Zu Mura aber flüſterte ſie, indem ſie ſie beiſeite rief:

„Ich wünſche dir Glück, Maria, und hoffe, daß es auch ſo kommen wird. Wenn aber etwas vorkommen ſollte, komme gleich zu mir! Alles, was wir haben, gehört dir.“

„Ich brauche nichts. Was auch vorkommen kann, ich bleibe bei Kyrill,“ dachte Mura; und als die Mutter weg war, kam ſie an Kyrill heran, nahm ihn unter den Arm und ſagte leiſe:

„Du weißt, Kyrill . . . ich . . .“

Sie ſprach nicht fertig und wurde rot. Kyrill küßte zärtlich ihre Hand und ſagte: „Meine arme Mura!“

(Fortſetzung folgt.)

Kulturgeschichtliche Studien in Kairo.

Von

Dr. Stern.

Die Moscheen des Amr ibn el Asi, des Achmed ibn Tulun und el azhar*).

Die meisten Moscheen Kairos stammen aus einer Zeit, in welcher die kurze Blüte arabischer Kultur ihren Höhepunkt längst überschritten hatte. Aegypten wurde schon im Jahre 638 n. Chr., also nur 6 Jahre nach dem Tode des Propheten, von den Arabern überschwemmt und den Byzantinern entrissen. Seitdem blieb es für lange Zeit arabische Provinz und gehörte als solche zu dem Reiche jener abassidischen Chalifen in Bagdad, von deren Macht und Ansehen so märchenhafte Ueberlieferungen auf uns gekommen sind. Diese Dynastie bemächtigte sich im Jahre 750 n. Chr. des Thrones. Das geschah 128 Jahre nach Mohammeds Flucht nach Medina, und schon waren außer dem geeinigten Arabien das ganze Persien, Syrien, Aegypten, ganz Nordafrika und ein großer Teil Spaniens dem Stellvertreter des Propheten unterthan. Seine Scharen bedrohten das Frankenreich, und vor den Thoren Konstantinopels wehte die schwarze Fahne der Abassiden. So beispiellosen äußeren Erfolgen entsprach eine rasch aufblühende Kultur im Innern. Während die ersten Chalifen in Lehmhütten wohnten und im braunen Kamelshaarmantel eigenhändig ihre Kamele melkten und zur Weide trieben, hielt Harun er Raschid in Bagdad Hof in einer märchenhaften Pracht, umgeben von den größten Gelehrten und Künstlern, welche sein Zeitalter besaß. Die Araber, die vor kaum mehr als 100 Jahren nicht wußten, daß es eine größere Zahl als 1000 geben könne, beschäftigten sich jetzt mit Astronomie und suchten Aristoteles zu verstehen. Rasch wie der Aufstieg war auch der Verfall. Schon dieselbe Dynastie — und Dynastien waren damals kurzlebig — erlebte das Hereinbrechen türkischer Barbaren, die zuerst als eine Art Prätorianertruppe in Bagdad Einfluß gewannen. Eine Provinz nach der anderen bröckelte ab von dem ungeheuren Reiche, unaufhörliche Bürgerkriege schwächten die Volkskraft und endlich breiteten die Mongolen das Leichentuch über ganz Vorderasien. Im fernen Afrika hatte inzwischen der erste jener Machdis, von denen wir noch in unseren Tagen vernommen haben, gestützt auf den Glauben an seine Abkunft von Ali, dem Schwiegersohne des Propheten, die Fahne der religiösen Revolution aufgepflanzt und

*) Die arabischen Namen sind geschrieben, wie ich sie habe sprechen hören, nicht der arabischen Orthographie entsprechend.

Die thatsächlichen (bes. historischen) Angaben, soweit sie nicht auf eigener Beobachtung beruhen, sind meist den Werken von Müller (Königsberg) und von Kremer entnommen. Auch Ebers (Cicerone durch Aegypten) und Hase (Kirchengeschichte) sind benutzt.

dabei für sein Geschlecht einen Thron erobert. Im Jahre 969 n. Chr. wurde auch Aegypten dieser Dynastie der Fatimiden, wie sie sich nach Fatime, der Tochter des Propheten, nannte, mit Waffengewalt unterworfen.

Aus jener Zeit des Aufblühens arabischer Kultur, welche nach dem oben Gesagten nur wenige Jahrhunderte währte, besitzen wir drei wichtige Kulturdenkmäler in Kairo, die Moscheen des Amr, des Achmed ibn Tulun und el azhar.

Die älteste ist die des Amr. Im Jahre 643 n. Chr legte dieser, nachdem er als Feldherr des Kalifen Omar das ägyptische Babylon erobert und zerstört hatte, den Grund zu der Moschee auf den Trümmern der Stadt, wo sie jetzt inmitten von riesigen Schutthaufen steht. Die Anlage des Bauwerkes ist für den ältesten Typus der Moscheen charakteristisch. Ein weiter Hof ist vierseitig mit einer hohen Mauer umgeben, an welche sich innen jederseits eine offene Säulenhalle anschließt. Die westliche Halle hat nur eine Reihe, die nördliche und südliche zeigen nur noch Trümmer von Säulen, die östliche dagegen, das Sanktuarium, bildet mit ihren sechs Säulenreihen eine durch perspektivische Effekte imponierende Halle. In ihr werden die Gebete verrichtet, das Antlitz nach Mekka, hier also nach Osten gewendet. Eine Nische in der östlichen Mauer, die Kibla, zeigt dem Gläubigen die Richtung an. Rechts daneben befindet sich der Mimbar, eine Art Kanzel, hier wie überall zierlich in Holz geschnitzt. Das alles ist in dieser ältesten Moschee sehr einfach, auch das Grab des Abdallah, des Sohnes des Amr, in der nordöstlichen Ecke der Halle ist ein kunstloser Holzbau. Im Hofe befindet sich der für die vorgeschriebenen Waschungen bestimmte Brunnen, von einer auf Säulen ruhenden Kuppel überwölbt. Zwei einfache, jeden Schmucks entbehrende Minarets überragen den Bau.

Dem künstlerischen Interesse ist in dieser Moschee recht wenig geboten. Es handelte sich hier, wie überall in den ältesten Zeiten des Islams, nicht darum, ein künstlerisch schönes „Gotteshaus" zu bauen. Man wollte eben nur eine Halle haben, in der man ungestört vom Lärm des Tages sein Gebet verrichten — daher die hohe Mauer ringsum — und wo man außerdem Beratungen halten konnte. Wie wenig künstlerisches Verständnis die Erbauer besaßen, das lehrt namentlich die Säulenhalle, deren Säulen alle verschieden hoch sind und ganz verschiedene Kapitäle haben. Man hat dorische, jonische, korinthische und byzantinische Säulen aus allen Weltgegenden zusammengeraubt und nur die ägyptische verschmäht. Wenn der Schaft zu kurz war, wurde das Postament erhöht. Sogar die von den Säulen getragenen Arkaden haben ganz verschiedene Formen. Wie also die Herkunft des Materials der barbarischen Zerstörung älterer Bauwerke zuzuschreiben ist, so ist seine Verwendung ein Werk geschmackloser Willkür. Daneben finden sich einige Zeichen morgenländischer Mythenbildung und finsteren Aberglaubens. In der Nähe der Kibla steht eine Säule, welche eine bogenförmige helle Ader zeigt. Das ist die Spur eines Peitschenhiebes. Der Kalif Omar sah nämlich eines Tages, als er in Mekka lustwandelte, im Geiste seinen Feldherrn Amr, wie er den Bau seiner Moschee leitete. Man wollte vor die Kibla gerade eine Säule setzen. Dieselbe mißfiel dem Omar. Er befahl deshalb einer Säule, die in seiner Nähe stand, sich nach Babylon zu begeben und die Stelle jener unschönen Säule einzunehmen. Sie rührte sich jedoch nicht von der Stelle. Erst als Omar ihr unter Anrufung Gottes einen Peitschenhieb gab, kam sie dem Befehle nach. Jeder Muslim hält das für buchstäblich wahr. Der Peitschenhieb ist ja heute noch zu sehen. Dieselbe Säule trägt den Namenszug des Propheten, anscheinend ebenfalls eine helle Ader, deren Entstehung unerklärlich ist. Am westlichen Eingang steht eine Doppelsäule, zwischen deren Schäften sich nur rechtschaffene Muslims, denen das Paradies gewiß ist, hindurchwinden können. Im Gegensatz zu Shakespeares Julius Cäsar hält also der Islam die fetten Leute für Bösewichte. In der Nähe der nördlichen Wand des Sanktuariums findet man eine zweite Kibla mit je einer kleinen Marmorsäule zu beiden Seiten. Sie sind beide an der Vorderfläche stark abgenutzt und mit geronnenem Blute

bedeckt. Wenn man nämlich diese Säulen so lange küßt, bis die Lippen bluten, so wird man von jeglichem Gebrechen geheilt. Der Augenschein lehrt, daß diese Kur sehr gebräuchlich ist. Wir haben nicht das Recht, daraus ein ungünstiges Urteil über morgenländische Volksbildung herzuleiten. Giebt es doch im Lande des „Volkes der Denker", welches sich auf seine Bildung so viel einbildet, heilkräftige Bilder in Hülle und Fülle.

Die zweitälteste Moschee, die des Achmed ibn Tulun, ist im Jahre 879 n. Chr. erbaut. Sie liegt in der Stadt Kairo selbst, ringsum eingeschlossen von bewohnten Häusern, so daß der Eingang schwer zu finden ist. Sie hat einen doppelten Hof, wodurch die Absicht völligen Abschlusses vom Tageslärm noch besser erreicht wird, wie bei der Moschee des Amr. Der Plan des Gebäudes ist derselbe wie dort. Statt der Säulen sehen wir hier jedoch mächtige Pfeiler, an den vier Ecken mit Halbsäulen verziert. Diese Pfeiler tragen Arkaden in Spitzbogenform und zwar im Sanktuarium fünf Reihen. Da dieses das älteste bekannte Bauwerk ist, an welchem sich Spitzbogen finden, so glaubt man annehmen zu dürfen, daß dieselben von dem Baumeister, der übrigens ein Grieche war, erfunden sind. Die Friese sind mit kufischen Inschriften bedeckt, Decken und Mimbar meisterhaft geschnitzt, letzterer mit Elfenbeineinlagen reich geschmückt. Die Kibla hat Mosaik. Das alles muß früher sehr schön gewesen sein, es befindet sich aber in so starkem Verfall, daß es schwer ist, die alte Schönheit herauszufinden. Wie ein Rückfall in die alte Willkür und Geschmacklosigkeit erscheint bei diesem übrigens edel und großartig angelegten Bauwerke das Minaret, welches sich in schraubenförmigen, eine Außentreppe tragenden Windungen nach oben verjüngt, etwa nach Art einer spitzen Muschel. Ein um den Finger gerolltes Blatt Papier soll dem Achmed die barocke Idee eingegeben haben. Die Mythenbildung ist auch hier geschäftig gewesen. Der Sage nach steht die Moschee auf dem Hügel, auf welchem Abraham statt seines Sohnes Ismail einen Widder opfern durfte. Die Verwechslung des Ismail mit Isaak kann uns nicht Wunder nehmen. Sind doch dem Propheten bei seinen mangelhaften Kenntnissen über Abraham, dessen Religion wiederherzustellen er sich berufen glaubt, die Beziehungen Isaaks zu diesem nie klar geworden! Eine andere Sage berichtet, die Friese dieser Moschee seien die Trümmer der Arche Noäh, von Achmed auf dem Berge Ararat aufgefunden.

Wenn wir nunmehr in die weiten Räume der Moschee el azhar, d. h. „der glänzenden", eintreten, so werden wir unvergleichlich viel mehr, wie von der stellenweise entzückenden Architektur, von dem Leben und Treiben gefesselt, welches sich hier vor unseren Augen entrollt. Rechts und links vom westlichen Eingang zum Hofe liegen zwei Säle, deren Bestimmung auch ohne die betenden Jünglinge, welche wir auf dem Fußboden knieen sehen, schon aus der überaus zierlich gearbeiteten Gebetsnische erhellt. An der Ostseite des Hofes, der zum Teil mit kunstlosen Holzschränken angefüllt ist, liegt das eigentliche Sanktuarium. Hier haben wir wiederum eine Säulenhalle vor uns, ähnlich der des Amr. Die 380 Säulen aus verschiedenem Material und von allen Stilarten machen hier einen so unharmonischen Eindruck wie dort. Links vom Südeingang befindet sich das Grab des heiligen Abd er Rachmân Kichija. Vor seinem Sarkophag sitzen drei ehrwürdige Greise und halten Wache. Wer an sie herantritt, küßt ihnen die Hand. Das scheint ihre einzige Beschäftigung zu sein. Am Eingang selbst sitzen Studenten und lassen sich Bart und Haupthaar abrasieren. Eine ebenso zahlreiche Schar unterzieht sich in einem nördlichen Anbau, der ein Wasserbassin enthält, den vorgeschriebenen Waschungen. Der Hof selbst aber und die Säulenhallen dienen als Lehrsaal.

Wir haben nämlich hier die Universität von Kairo, die bedeutendste des Islam, vor uns. Dschauhar, der Feldherr des fatimidischen Kalifen Môis, begann sogleich nach der Eroberung des Landes im Jahre 969 n. Chr. den Bau, um welchen sich die Stadt Kairo, „die Siegesstadt", erhob, und der Kalife Abd el Aziz bestimmte diese Moschee

zur Universität. Dies also ist der Hort des Islam, die hohe Schule, in welcher gegen 10000 Studenten aller Länder des Propheten Gottesgelahrtheit und Recht studieren, der „geistige Brennpunkt des Islam". In der That, wir bekommen eine geringe Meinung vom Islam, wenn wir diesen seinen geistigen Brennpunkt und die Art, wie man hier lehrt und lernt, gesehen haben.

Im Hofe und in den Hallen sitzen zahlreiche Knaben und junge Männer, im Alter von 5 bis 30 Jahren und mehr, in der unvermeidlichen orientalischen Hockstellung auf der Erde, und alle zusammen vollführen einen betäubenden Lärm, wenn auch die Beschäftigung der Einzelnen verschieden ist. Einige Gruppen sind mit dem Frühstück beschäftigt, und man sieht Händler zwischen ihnen hin- und herlaufen, welche Bohnen und Fleischklöße — Brot wird den Studenten geliefert — sowie Wasser, Limonaden und einheimisches Bier feilhalten. Natürlich wird alles mit den Fingern gegessen und dazu lebhaft geschwatzt und gelacht. Andere verrichten ihr Gebet. Das ist für den Muselmann eine ebenso langwierige als anstrengende Beschäftigung. Das Gesicht muß dabei nach Mekka gerichtet sein. Die Kibla giebt diese Richtung an; im Freien ist oft ein Kompaß zur Orientierung nötig und allgemein in Anwendung. Die Schuhe müssen abgelegt sein. In der Moschee geschieht das schon am Eingang. Vor dem Gebet sind die Füße zu waschen; bei Mangel an Wasser ist Sand erlaubt. Das Gebet selbst besteht aus gewissen feststehenden Formeln, die sämtlich das Lob Gottes enthalten, und aus Koranversen; gewöhnlich der ersten Sure des Koran. Persönliche Wünsche dürfen erst ganz zuletzt vorgebracht werden. Die Gebetsformeln müssen jede in ganz bestimmter Stellung hergesagt werden. Es sind — wenn man 7 Wiederholungen mitzählt — 17 verschiedene Stellungen, die der Muselmann nacheinander einnehmen muß, um sein Gebet zu verrichten. Dabei würde er sich jedoch der äußersten gerade noch zulässigen Kürze befleißigen. Ein frommer Mann wiederholt diesen Turnus öfter. Es muß übrigens anerkannt werden, daß der betende Muslim fast stets den Eindruck würdiger Ruhe macht. Das Gebet muß fünfmal am Tage wiederholt werden, kann also den Frommen geraume Zeit der Arbeit entziehen. Die Zeit nun, welche das Rasieren, die Waschungen, die Gebete — von der Nahrungsaufnahme ganz abgesehen — dem Studenten übrig lassen, verwendet er auf das Studium des Koran. Man kann zwei Arten von lernenden Gruppen unterscheiden, solche die sich um den an der Säule ebenfalls auf der Erde sitzenden Lehrer drängen und solche ohne Lehrer. Ihre Beschäftigung ist die gleiche. Sie lernen alle den Koran auswendig, das eine Mal überhört sie der Lehrer, das andere Mal ein Kommilitone. Einige sitzen auch allein und lernen. Alle erledigen das mit einer Art lautem melancholischen Singen und pendeln dabei mit dem Oberkörper hin und her. Diese Unzahl von weißen hin- und herschwingenden Turbanen und das Brausen der vielen tausend singenden Stimmen machen den Eindruck eines wogenden brandenden Meeres mit weißen Wellenkämmen. Wie man bei diesem entsetzlichen Getöse auswendig lernen kann, ist schwer zu begreifen. Verstehen, in den Sinn einer schwierigen Stelle eindringen kann man dabei keinesfalls. Darauf kommt indessen nicht viel an. Die Hauptlehren des Koran sind einfach, und im übrigen gilt jeder für um so gelehrter und frommer, je mehr Koranverse er auswendig kann. Wer den ganzen Koran hersagen kann, dessen Studium gilt als vollendet. Seine Familie giebt ihm nach alter Sitte ein großes Fest Natürlich erklären die Lehrer hie und da schwierige Stellen, aber daß viel mehr Gewicht auf festes Einprägen als auf Verstehen und Forschen gelegt wird, das lehrt der Augenschein. Die jugendlichen Studenten, von denen oben die Rede war, werden natürlich in den Elementarfächern unterrichtet. Zum Schreiben bedienen sie sich der Blechtafeln und der Tinte, welche in eigentümlichen im Gürtel getragenen Schreibzeugen aufbewahrt wird. Jeder Schüler hat in den oben erwähnten Holzschränken ein verschließbares Fach.

Ueber den Ursprung der orientalischen Sitte, beim Erlernen und Recitieren von Versen u. s. w. den Oberkörper wiegend hin- und herzubewegen und alles im singenden

Tone vorzutragen, sei an dieser Stelle eine Vermutung erlaubt. Vor dem Auftreten des Propheten gab es noch keine nennenswerte arabische Litteratur. Aber das, was jeder Litteratur vorhergeht, die im Volke von Mund zu Mund fortgetragene Poesie, besaßen die Araber seit alten Zeiten. Die Träger dieser Poesie, die sich meist mit Schilderungen der Natur und der Heldenthaten der Stammesheroen befaßte, waren wesentlich die Kameltreiber und Krieger. Der einsame Kamelreiter in der Wüste verkürzte sich und seinem Tier die Zeit mit Gesang. Die damals ebenfalls fast nur auf Kamelen ausziehenden Krieger — Pferde wurden erst viel später allgemein — sangen im Chor ebenso, wie unsere Soldaten auf dem Marsche die belebende Kraft rhythmischen Gesanges auf sich wirken lassen. Der Rhythmus nun für diese Lieder war durch die Bewegungen des Kamels vorgeschrieben. Es ist ziemlich unmöglich, auf dem Kamele sitzend in einem anderen Rhythmus zu singen als in demjenigen, der dem Wiegen des Kamels, beziehungsweise den dadurch hervorgerufenen wiegenden Bewegungen des Oberkörpers des singenden Reiters angepaßt ist. Um nun den Rhythmus seines Liedes einem anderen einzuprägen, mag wohl der Sänger seinen Oberkörper in dieselbe Pendelbewegung versetzt haben, wie auf dem Kamel, und den Schüler das haben nachahmen lassen. Da in jenen Zeiten keine andere Art von Litteratur existierte, war dieser recitationsartige Gesang der einzige Gegenstand, an dem die Araber ihr Gedächtnis übten. Als dann Mohammed seine Offenbarungen verkündigte, mußte er es trotz seines Mangels an poetischem Talent anfangs doch auch in Form von Versen thun, sonst hätte niemand diese Aussprüche behalten. Sie werden bis auf den heutigen Tag singend vorgetragen, ebenso wie die alten Heldengeschichten, die man noch heute in den Straßen Kairos mit Begleitung der Handtrommel vorsingen hört. Die Araber nennen übrigens dieses einförmige Recitativ nicht Gesang, sondern Deklamation (inschâd). Erst die höhere Ausbildung der Melodie nennen sie Gesang.

So verrät das Treiben der Studenten in der berühmten kaireniſchen Universität noch heute die Gewohnheiten des Wüstenvolkes.

Wie bekannt, ist der Koran die einzige Quelle islamitischer Religions- und Rechtswissenschaft; er ist der einzige Lehrgegenstand der Universität. Als vor einigen Jahren ein in Paris gebildeter arabischer Arzt es unternahm, in dieser Moschee naturwissenschaftliche Vorlesungen zu halten, hatte er großen Zulauf. Mit Staunen hörten da die Studenten von einer Welt, in der auch ihre Vorfahren in Bagdad glänzende Namen errungen hatten, von der sie jedoch hier in der Hochburg der Orthodoxie nie etwas vernommen hatten. Die Zahl der Zuhörer wuchs täglich, während die „Säulen" der Theologen leer wurden. So gesellten diese sich selbst zu den Hörern und kamen in Uebereinstimmung mit dem Rektor, dem würdigen Schech el Islam, sehr bald zu der Ueberzeugung, daß diese unerhörte Lehre ihrer Autorität gefährlich werden könne. Kurz entschlossen wies man den Lehrer hinaus. Seitdem hat in dem „geistigen Brennpunkt des Islam" der Koran wieder die wenige Tage gefährdete Alleinherrschaft.

Das, was den drei geschilderten Bauwerken gemeinsam ist, der Zustand starken Verfalls, der uns inmitten der Großstadt in Erstaunen setzen muß, ist ein allgemeines Kennzeichen arabischer Bauwerke, wenigstens in Kairo. Es ist, als ob der Muselmann jede Reparatur verabscheut, und man hat wohl gesagt, er thue es deshalb, weil er darin eine Auflehnung gegen den Willen Gottes sehen würde. Es ist auffallend, wie hier am Abhang des Mokattam zwischen der arabischen Wüste und dem Nil so oft eine neue Stadt und jede an einer anderen Stelle entstanden ist. Als Amr Babylon zerstört hatte, gründete er eine neue Stadt an der Stelle, wo sein Zelt gestanden hatte, und nannte sie Fostât (Zelt). Das ist das jetzige Alt-Kairo, halb in Trümmern liegend, fast nur von Juden und Kopten bewohnt. Als Achmed ibn Tulun die Statthalterschaft antrat, gründete er ebenfalls einen neuen Ort bei seiner Moschee. Endlich Môis, der Fatimidenkalife, legte die Siegesstadt el Kahira an, welche heute Kairo heißt und den

Ort des ibn Tulun in sich aufgenommen hat. Diese Stadt hat sich nach Norden und Westen immer weiter ausgedehnt und ist im Süden und Osten immer mehr verfallen, sodaß man fünf Zonen unterscheiden kann, wenn man von Südosten nach Nordwesten geht, nämlich die Zone der formlosen Schutthügel, die der von Bettlern u. s. w. bewohnten Ruinen, die des teilweisen Verfalles, in der die meisten Moscheen liegen, die neuere arabische und endlich die moderne, europäische Stadt. So läßt man überall das Alte zerfallen, als ob es ein Frevel wäre, den Verfall aufzuhalten. Freilich war schon die erste Anlage der Bauwerke durchweg flüchtig und unsolide. Nicht selten kam es vor, daß der Baumeister selbst den Beginn des Verfalles erlebte, daß ein Minaret einstürzte, welches eben erst errichtet war. Auch diese Sorglosigkeit hat man auf die religiösen Anschauungen bezogen, auf jenen Fatalismus, der uns in der charakteristischen Redensart „maschallah", „wie Gott will", entgegentritt. Maschallah ist die mit stoischer Ruhe jeder schlimmen Nachricht entgegengesetzte Antwort des Arabers. Ich glaube indessen, die religiöse Anschauung ist nicht Ursache, sondern Folge der tief im Volkscharakter wurzelnden Sorglosigkeit und Arbeitsscheu.

Noch etwas anderes haben wenigstens die Moscheen des Amr und el azhar gemein, den Ausdruck der Raubpolitik ihrer Erbauer, die lebhaft aus diesen hunderten aus allen Enden wahllos zusammengeschleppten Säulen spricht. Besonders das alte Memphis in seinen neueren griechischen Quartieren, wo man zur Ptolemäerzeit den heiteren Kultus der Aphrodite sehr weit getrieben haben soll, mag zu diesen Säulenhallen viel beigesteuert haben. Ist es doch der barbarischen Zerstörungswut der Araber, freilich erst in jahrhundertelangen Bemühungen, gelungen, diese ungeheure Stadt völlig dem Erdboden gleich zu machen. Neben der Säule aus dem Venustempel erhebt sich die byzantinische, die vielleicht einst einer Marienkapelle angehörte, als Siegestrophäe über das niedergeworfene Christentum. So sehen wir in diesen Hallen ein beredtes Zeugnis nicht nur der Pietätlosigkeit der Erbauer, sondern zugleich auch jenes beispiellosen Sieges der arabischen Waffen über die alte griechische und byzantinisch-christliche Kultur. Den Sieg sowohl wie den gegenwärtig und seit vielen Jahrhunderten bemerkbaren Verfall hat man aus dem religiösen Fanatismus erklären wollen. Man hat geglaubt, daß die Anschauung von der Unabwendbarkeit der Schicksalsschlüsse und die Aussicht auf die Freuden des Paradieses den Heeren der Muslim die unüberwindliche Todesverachtung gegeben habe. Das ist nur zum Teil wahr und wie ich glaube zum allergeringsten Teil. Ich glaube, daß beides, Sieg und Verfall, tief im Volkscharakter begründet liegen, wie er diesem Wüstenvolke schon vor Annahme des Islam eigen war. Gewiß hat auch die religiöse Einigung mitgewirkt. Aber soweit die Religion mitspielt, was besonders für den Verfall gelten dürfte, sind auch hier neben dem Fatalismus sehr wesentliche andere Momente verantwortlich zu machen.

Durch ganz Nordafrika, Vorder- und Mittelasien zieht sich, unterbrochen von einzelnen Kulturinseln, eine ungeheure Sand- und Steppenwüste, bewohnt von ruhelosen Nomadenvölkern, welche von hier aus durch Ueberschwemmung der Kulturgebiete mehr als einmal den Bestand der Kultur in Frage gestellt haben. Aegypten, Syrien, das Zweistromland und China sind die wichtigsten Kulturgebiete, welche in diesem Meere von Nomaden liegen oder an dasselbe grenzen. Von Zeit zu Zeit schlugen die Wogen dieses Meeres über den Kulturvölkern zusammen, d. h. beutegierige Nomaden drangen erobernd und verheerend in jene Gebiete ein. Solange die Kulturvölker jugendkräftig waren, erwehrten sie sich entweder der Eindringlinge oder nahmen sie in ihr Volkstum auf. In Aegypten reichen diese räuberischen Einfälle der Wüstenvölker zurück bis in Zeiten, über welche sichere historische Nachrichten nicht vorliegen. Man glaubt, die Gründung des Reiches durch Menes als eine etwa 4400 v. Chr. erfolgte Einigung und Befreiung von einer solchen Invasion auffassen zu sollen. Auch die große Lücke in der Geschichte der ägyptischen Dynastien etwa von 3100—2700 v. Chr. wird vielfach als die Zeit einer Invasion gedeutet. Verbürgt ist der Einfall jenes Wandervolkes,

Digitized by Google

dessen Könige Hyksos — Hyku-schasu „Könige des Wandervolkes" — genannt werden. Sie beherrschten etwa 500 Jahre das Land, dessen Kultur sie angenommen zu haben scheinen, wurden aber um 1600 v. Chr. vertrieben. Auch die Aethiopier, die um 700 v. Chr. aus den Gebieten des heutigen Nubien hervorbrachen, reihen sich hier an. Der Einfall der Araber ist der letzte dieser Hyksoseinfälle, die sich, wie wir sahen, etwa alle 1000 Jahre wiederholten. Diesmal traf er ein Volk, welches weder die Kraft hatte, der wilden Energie des Wüstenvolkes zu widerstehen, noch die Fähigkeit, die Eroberer in die Bahnen der eigenen nationalen Entwicklung zu zwingen. Die altersschwache Kultur Aegyptens stürzte zusammen wie gleichzeitig die persische und syrische.

Die Gründe dafür lagen auf beiden Seiten. Die griechischen Länder waren der byzantinischen Bedrückungen müde, die Bevölkerung leistete fast überall durch Spionendienste u. s. w. den Arabern Vorschub. Die Kopten waren es, die sie nach Aegypten einluden. Die byzantinischen Heere waren schlecht geführt — von rühmlichen Ausnahmen wie Leos des Isauriers abgesehen —, schlecht disciplíniert, weil im letzten Augenblicke zusammengerafft, und schlecht bezahlt. Dagegen waren die soeben geeinigten, durch den Islam, die Religion der Hingebung, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Scharen der Araber unvergleichlich gut disciplíniert, von der natürlichen Tapferkeit, Ausdauer und Beweglichkeit eines umherschweifenden Wüstenvolkes und wurden von genialen Feldherren geführt. Den Vorteil der größeren Beweglichkeit schätzt v. Kremer so hoch, daß er sagt, schon durch das Kamel allein hätten die Araber siegen müssen. Während nämlich den byzantinischen Heeren die Wüste unzugänglich blieb, war sie den Arabern mit ihren Kamelen ein vertrautes Element. Daß z. B. Châlid mit 3000 Reitern quer durch die syrische Wüste vom Irak nach Syrien zog zur großen Ueberraschung der Byzantiner, das war nur einem mit der Wüste vertrauten und von Kamelen, die für fünf Tage das nötige Wasser trugen, begleiteten Reitercorps möglich. Der tiefste Grund des unwiderstehlichen Ungestüms der Araber liegt jedoch in etwas anderem. Sie waren damals wie heute unsagbar habgierig. Die unersättliche Habgier ist auch heute noch der hervorstechendste Charakterzug des Arabers. Ihr zuliebe vergißt er den Stolz des Muslim und die Würde des Stammesgenossen des Propheten. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Araber niemals zufrieden ist mit dem, was er für seine Leistungen erhält. Man sieht die Eseljungen leidenschaftlich weinen und schreien, wenn sie einen Piaster weniger erhalten haben als vielleicht ein Kamerad. Das Wort „Bachschisch", Geschenk, tönt dem Wanderer auf Schritt und Tritt entgegen. Das Wort ist bezeichnend für den Volkscharakter. Den Bachschisch erwartete auch in alter Zeit der Dichter, der am Empfangstage das Lob des mächtigen Kalifen sang. Trotz des hochgespannten Ehrgefühls, welches man den Arabern nachsagt, wurde es gerade bei ihnen ein Erwerbszweig, vor Gericht gegen Entgelt falsche Zeugenaussagen zu machen. Die Bestechlichkeit der Richter und Beamten war schon früh fast allgemein. In einem Briefe eines gewissen Hamdâng wird gesagt, daß drei Goldgulden wirksamer seien als Thora, Evangelium und Koran, und sicherere Helfer als die Engel Gabriel und Michael. Ein Volksideal der alten Zeit war Orwa ibn Ward, „der kühne Wegelagerer". Wenn daher Abd el Latif im 13. Jahrhundert angesichts der nach Schätzen durchwühlten Trümmerstätten von Memphis und Heliopolis den Durst nach Gold als eine Krankheit seiner Zeitgenossen bezeichnet, so vergißt er, daß deren Vorfahren von jeher die gleiche Leidenschaft beseelte. Die Eroberungszüge des Islam befriedigten diese Leidenschaft im ausgedehntesten Maße. Die Muslim hatten an den Staat 2½ Prozent Vermögenssteuer und 10 Prozent Grundsteuer zu liefern. Dafür erhielten sie ohne Ausnahme Jahresdotationen, welche im niedrigsten Falle immer noch 2—300 Francs betrugen. Dazu wurden vier Fünftel der Beute verteilt, ein Fünftel erhielt der Staat. Die Löhnung des Kriegers betrug außerdem unter dem Kalifen Omar 5—600, unter den Omaijaden gar 1000 Francs. Rechnet man zu der letzteren Löhnung die Jahresdotation hinzu und setzt den damals weit höheren Wert des Geldes mit in Rechnung,

so kann man sagen, der omaijadische Soldat hatte ein festes Einkommen von etwa 700 Thalern nach unseren Begriffen, d. h. wie ein preußischer Premier-Lieutenant. Dazu kamen aber fast immer Naturallieferungen und, wie schon erwähnt, der Beuteanteil. Und der verlohnte sich schon der Mühe. Bei der Einnahme der persischen Hauptstadt Ktesiphon kamen z. B. auf jeden Krieger 12000 Francs.

So handgreifliche Segnungen des neuen Glaubens mußten nicht nur die Kampfeslust der Araber ins Ungemessene steigern, sie luden auch die Unterworfenen zum Uebertritt ein. Denn durch diesen trat der Bekehrte sofort in den Genuß des Jahresgehaltes. Er verlor dann allerdings seinen Landbesitz. Der aber war doch unsicher in diesen kriegerischen Zeiten, und die Steuern der Unterworfenen stiegen rapide. Da war es schon besser, als Muslim ein Jahresgehalt ohne Arbeit zu beziehen und sich dem edlen Kriegshandwerk zu widmen. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste war nämlich eine der strengsten Pflichten des Gläubigen. Wer sich ihr zu entziehen suchte, erlitt entehrende Strafen, Verlust des Bartes oder Pranger. Später, als mit der zu erwartenden Beute die religiöse Begeisterung nachließ, schritt man zum Annageln der Hände, selbst zur Todesstrafe. Ein immer kampfbereites Heer von Nichtsthuern waren nach Obigem die Muslim in den Militärlagern der eroberten Provinzen. Sie behielten die Gewohnheiten räuberischer Nomaden bei. Die erste Bedingung des Ueberganges zum Kulturleben, der Ackerbau, war ihnen verboten. Eine Verordnung Omars untersagte den Muslimen, in den eroberten Provinzen Ackerbau zu treiben und Grundbesitz zu erwerben.

Ist somit, wie ich glaube, in der Stammeseigentümlichkeit leidenschaftlichster Habsucht der wesentlichste Grund zum Siege der Araber zu suchen, so ist es derselbe Charakterzug, der zum Verfall führt. Unaufhörliche Bürgerkriege, Kämpfe um Macht und Reichtum, zertrümmerten das Reich, die geniale Schöpfung Omars. Wer den höchsten Sold zahlte, dem gehörten Heer und Thron. Rücksichtsloser Raubbau untergrub den Wohlstand der eroberten Kulturländer. Noch heute können die Völker des Orients des Steuerdruckes wegen den alten Wohlstand nicht wiedergewinnen.

Man darf natürlich nicht soweit gehen, der Religion des Propheten jeden Einfluß auf diese Vorgänge absprechen zu wollen. Es ist schon gesagt worden, daß die Disciplin der Araber der religiösen Einigung zu danken war. Der so oft angeführte Fatalismus wie der Islam überhaupt hat jedenfalls mehr Anteil an dem Stillstand und Verfall wie an dem Aufblühen der arabischen Macht und Kultur.

Der Gottesbegriff, zu welchem Mohammed, fast nur auf eigenes Nachdenken angewiesen, durchdrang, war die etwas einseitige Betonung einer unbegrenzten Allmacht, deren Sklave der Mensch ist. Die konsequente Durchführung dieser Idee führte naturgemäß zum Fatalismus. Neben der Allmacht hat die Selbstbestimmung des Menschen keinen Raum, seine Schicksale waren vielmehr durch Gott unabänderlich bestimmt. Man hat diese Anschauung eine besonders würdige, den Islam eine Religion für Männer genannt. Ich bin gegenteiliger Ansicht. Zwar kann Nichtachtung einer unentrinnbaren Gefahr männlich sein. Im täglichen Leben aber führt der Fatalismus dazu, das zu meiden, was den Mann besonders auszeichnet, Arbeit und Kampf. Passivität, unthätige Ergebung in das Schicksal sind thatsächliche Folgen des Fatalismus oder harmonieren wenigstens sehr gut mit dieser Anschauung. Das sind aber echt weibliche Tugenden. Uebrigens ist es, so lange jugendliche Thatkraft das Volk beseelte, mit dem Fatalismus in wichtigeren Dingen nie Ernst gewesen. Als Omar der Pest wegen den syrischen Feldzug aufgab, sagte man folgerichtig: „Er will dem Schicksale entgehen." Es war einfach der Protest des gesunden Menschenverstandes gegen das Dogma.

Wenn man auch das Verdienst Mohammeds, die Stämme Arabiens geeinigt und einen sowohl den alten arabischen wie den verderbten christlichen Zuständen gegenüber immerhin bemerkbaren Fortschritt angebahnt zu haben, nicht bestreiten kann, so schlug

er doch zugleich mit seinem Koran die Welt des Morgenlandes in Bande, die seit 1000 Jahren jede Entwicklung hemmen.

Die ganze Willkürlichkeit dieses religiösen Systems geht aus der Art seiner Entstehung hervor. Ein Mann ohne Bildung, der jüdische und christliche Ideen nur halb verstanden in sich aufnimmt, gewinnt in einem hysterischen Krampfanfall die Ueberzeugung, er sei berufen, die Religion der Erzväter wieder herzustellen. Er giebt vor, mit Gott in lebendigem Verkehr zu stehen. In jeder Lebenslage wird ihm eine Offenbarung zu teil, die zunächst darauf berechnet ist, die Einfälle und Launen des Propheten und seine oft sehr bedenklichen Handlungen zu rechtfertigen, die aber dann als Religionsgesetz unabänderlich ist. Das beste Beispiel dafür sind die Vorschriften über die Lebenshaltung der Frauen. Vor Mohammed hatte die Frau bei den Arabern eine freie würdige Stellung. Es giebt dafür genug Beweise, besonders in den Liedern eines Omar ibn Aby Rabya und anderer. Mohammeds strenge Vorschriften konnten das natürlich nicht auf einmal ändern. Unter den weltlich gesinnten Omajadenkalifen sehen wir die Frau noch immer eine ziemlich ungezwungene Stellung bewahren, aber je länger je mehr sank diese Stellung; die ewige Verhüllung, die Verborgenheit des Harems würdigten immer mehr die Frau zu einer kostbaren Sache herab, besonders seit der Uebernahme der Institution der Eunuchen von den Christen. Je länger je mehr fehlt der orientalischen Kultur der veredelnde Einfluß der freien Frau. Und wie kam Mohammed zu seinen willkürlichen Vorschriften? Der Grund ist unbedeutend genug: Weil seine 16jährige hübsche Frau Aischa ein Halsband verloren hatte. Diesem übrigens wertlosen Muschelhalsband verdankt die Frau im Morgenlande ihre unwürdige Stellung. Das ging so zu. Die Karawane des Propheten zog einst von einem Ruheplatze in der Wüste ab nach Medina, während Aischa, die man in ihrer Sänfte auf dem Kamel glaubte, ihr Halsband suchte und den Aufbruch nicht bemerkte. Sie fand ihr Halsband und war erstaunt, die Karawane nicht mehr vorzufinden. Es blieb ihr nichts übrig, als zu warten. Ein Nachzügler, der zufällig ein junger Mann war, fand sie und führte sie auf seinem Kamel in die Stadt. Alsbald waren die bösen Zungen geschäftig, das Zusammentreffen der jungen Leute als ein beabsichtigtes hinzustellen. Für Mohammed, der durchaus nicht an seiner Aischa zweifelte, wurde das Gerede peinlich, und er bestellte sich eine göttliche Offenbarung. Diese verkündigte Aischas Unschuld und zugleich, daß die Frauen sich in Zukunft in Gegenwart von Männern zu verschleiern und daß sie sich zu Hause zu halten hätten, endlich daß jeder, der einer Frau etwas nachsagte, ohne 4 (!) Augenzeugen zu haben, 100 Geißelhiebe haben sollte. Bei einem Volke von der Kulturstufe und Leidenschaftlichkeit der Araber blieb nun natürlich nichts übrig als die Frauen einzusperren und bewachen zu lassen, wozu sich ja die byzantinischen Eunuchen vorzüglich eigneten.

Der Prophet aber, der in dieser Weise den Namen seines Gottes mißbrauchte, glaubte auch seinen politischen Vorschriften durch die göttliche Autorität Ansehen geben zu sollen. Somit wurden diejenigen Ideen, welche in der übrigen Welt die veränderlichsten sind, die politischen, zu Religionsgesetzen gestempelt und damit unabänderlich. Hierin liegt eine wesentliche Ursache der Stagnation. Mohammed hat das nicht bedacht, wie er in seiner Unwissenheit auch bei der Einführung des Mondjahres allerhand nicht bedacht hat. Der Fastenmonat fiel zur Zeit seiner Einführung in den Dezember. Daß er bei Anwendung des Mondjahres alle 33 Jahre in den Juli fallen und dann eine nahezu unerträgliche Qual für die Gläubigen werden würde, das wußte der Prophet nicht. Seine Unwissenheit machte ihn auch den Christen und Juden verdächtig und lächerlich, sodaß alle Bemühungen, diese für sich zu gewinnen, scheiterten. Erbittert wandte er sich dann von diesen „Schriftbesitzern" ab und schuf nun ganz selbständig sein System, welches praktisch auf reines Formelwesen hinausläuft. Alles kommt auf die Erfüllung der ceremoniellen Vorschriften, auf Beten, Fasten, Pilgerfahrt nach Mekka u. s. w. an. Sittliche Vorschriften kommen nur gelegentlich vor, und der

Meineid ist nicht verwerflicher als die Unterlassung des Fußwaschens. So sehr ist die Form das herrschende Prinzip des Islam, daß das Gebet unwirksam wird, wenn es nicht in der vorgeschriebenen Haltung verrichtet, ja wenn auch nur ein Wort falsch ausgesprochen wird

Wir haben noch die Frage zu beantworten, welche Rolle dem Islam in der eigenartigen Entwicklung der arabischen Kultur zufällt.

Als die Araber in Berührung traten mit Persern und Griechen, nahmen sie die ersten Keime einer höheren Kultur in sich auf. Aus der syrischen Schrift ging die arabische hervor, die schönste der Welt, die in ihrer Verwertbarkeit zu architektonischer Dekoration zur Entwicklung der Arabesken Anlaß gab. Griechische und koptische Baumeister waren es, die in Anpassung an die Vorschriften des Islam den Moscheenbau durchführten. Besonders aber die griechischen Dichter, Historiker und Philosophen wurden die Lehrer der Araber. Durch ihre Anregung entstand, wenig im Sinne des Korans und nur durch die Gunst freisinniger Fürsten ermöglicht, die vielbewunderte Epoche arabischer Wissenschaft und Kunst in Bagdad. Die Philosophie drang vor bis zur Metaphysik des Aristoteles, Algebra und Chemie verraten schon durch ihren Namen die arabische Herkunft, die Physiologie suchte durch die Vivisektion die Rätsel des organischen Lebens zu lösen. Man war auf dem besten Wege, das zu finden, was wir heute exakte Wissenschaft nennen und dessen Fortschritte unaufhaltsam sind. Aber es war dafür gesorgt, daß es soweit nicht kam. Rechtzeitig kam die Reaktion des Kalifen Muttawakkil, vom Volke längst gefordert, dem gefährdeten Koran zu Hülfe. Die Wissenschaft löste sich auf in die unfruchtbare Scholastik eines Asch'ari, der Koran wurde die alleinige Quelle des Wissens, die Kultur blieb stehen.

Bekanntlich ist auch im Abendlande nach langem Winterschlaf der germanischen Völker die Kultur erwacht, als im 15. Jahrhundert die flüchtigen Byzantiner die Litteraturschätze der Griechen zunächst nach Italien trugen. Hier bahnte Galilei der neuen Wissenschaft den Weg. In Deutschland gelang zugleich eine religiöse Befreiung. Freilich war auch hier die Hierarchie auf ihrer Hut. Aber vergeblich errichtete sie dem Giordano Bruno und dem Michael Servetus Scheiterhaufen und zwang den Galilei zum Widerruf, der Fortschritt der abendländischen Wissenschaft erwies sich sofort als unaufhaltsam.

Im Morgenlande wie im Abendlande waren es die Griechen, welche die Kulturblüte anregten; aber wie verschieden der Ausgang! Hier blühendes Leben, dort Stagnation und langsame Verwesung. Sollte hier nicht der Erfolg als Wertmesser der beiderseitigen Geistesrichtungen und religiösen Anschauungen gelten können?

Die Geschichte der Reaktion in Bagdad hat sich, wie wir sahen, in der Moschee el azhar im Kleinen wiederholt. Allmählich dringt dennoch der abendländische Geist gerade in Aegypten ein. Die Regierungsschulen lehren z. B. wissenschaftliche Medizin im modernen Sinne. Vielleicht ist die Hoffnung nicht unberechtigt, die ich hier einen christlichen Pfarrer aussprechen hörte, daß gerade von Aegypten aus der Islam überwunden werden könne. Wohlverwahrt ist er, denn er schmeichelt allen schlechten Neigungen des Morgenländers, seinem Hang zum Formenwesen, seiner Gedankenlosigkeit und Arbeitsscheu. Aber „der Geist weht, wohin er will".

Monatsschau.

Politik.

Die Monats-Chronik vom Mai kann füglich nicht anders, als mit dem 1. Mai beginnen, also mit dem großen „Weltfeiertag" der socialdemokratischen Arbeiter. Freilich ist diesmal kaum etwas anderes zu berichten darüber, als ein bedeutender Mißerfolg der Partei. Von dem ursprünglichen Plan der Kongresse, die Macht der Arbeiter zu demonstrieren, indem man alle Räder still stehen lasse, ist wenig übrig geblieben. Man hält am 1. Mai nach Feierabend einige Abendversammlungen und macht am folgenden Sonntag eine Anzahl gemeinsamer Ausflüge mit roten Schleifen im Knopfloch. Im übrigen tröstet man sich der Zukunft und hofft auf die besseren Zeiten, in denen man dem Kapital, den Unternehmern und Bourgeois, sofern es deren noch giebt, die Bedingungen diktieren wird.

Wenn wir dies hervorheben und uns bis zu gewisser Grenze des Mißerfolges freuen, so soll damit nicht gesagt sein, daß, wenn wir das Siegesfest vor dem Siege, den „Weltfeiertag" vor der Weltherrschaft für eine große nutzlose Thorheit der Arbeiter halten, wir alle anderen Forderungen des Proletariats ebenso einschätzen. Unsere Leser wissen, daß wir hier erheblich anders urteilen, als viele uns sonst politisch nahestehende Konservative. Noch weniger möchten wir aber der Gegnerschaft gegen die verkehrten Bestrebungen des vierten Standes eine pharisäische Befriedigung gegenüberstellen, als geschähe im Lager der besitzenden und herrschenden Klasse alles das, was geschehen müßte, um der Zeit gerecht zu werden. Leider ist das nirgends der Fall. Die „Reichsregierung" giebt ganz verzweifelt wenig Hoffnung, daß sie je etwas Durchgreifendes, ja daß sie überhaupt etwas thun werde. Schon Fürst Bismarck hatte sehr wenig Verständnis für die moderne Arbeiterfrage und sah dieselbe wesentlich als Machtfrage an. Leider sind seine Nachfolger, die sonst so vielfach andere und eigene Wege einschlugen, nur auf diesem Einen Gebiet ganz in seine Fußstapfen getreten, und lassen die Dinge gehen, wie sie gehen. Nicht der Schimmer einer staatsmännischen Reformidee ist bisher im Reichskanzleramte sichtbar geworden. Und wenig besser machen's die Parteien. Ueberall die größte Zaghaftigkeit, den wirklichen Problemen ernsthaft zu Leibe zu gehen, nirgends der Mut, soviel Socialismus zu verwirklichen, als ihn die elementare Umwandlung unserer Volkswirtschaft und Produktionsweise aus Kleinbetrieb in Großbetrieb unerbittlich fordert. Daher das wenig erfreuliche Gesamtbild, daß man hüben und drüben noch die Möglichkeit der Begegnung auf mittlerer Diagonale leugnet, geschweige daß man beiderseits bereit wäre, ein wenig sich selbst zu verleugnen und die Mittelstraße zu beschreiten.

Digitized by Google

Sind aber auf socialem Gebiet Thaten oder Aussichten dazu bisher nicht zu verzeichnen, so hat es an Worten und Reden auch im verflossenen Monat nicht gefehlt. Unter den zahllosen Kongressen der Pfingstzeit hat ein internationaler Bergarbeiter-Kongreß in Berlin sich speciell mit den Forderungen der Bergleute beschäftigt und der evangelisch-sociale Kongreß das ganze weite Gebiet der bezüglichen Fragen in mehrtägiger Debatte erörtert.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir im ganzen und von Anfang an die Bestrebungen des letzteren Kongresses mit Teilnahme begleitet haben, da evangelisch-sociale Reform gerade das ist, was wir wünschen. Wieviel der Kongreß von seinem Ideal verwirklicht hat, ist dann freilich eine andere Frage. Leider hat die jüngste Tagung manche Reden gezeitigt, mit denen wir uns doch nicht einverstanden erklären können. Am ersten Tage entstand eine lange Debatte über die von Pastor Richter befürwortete „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" — ein Problem, dessen Lösung gewiß nicht leichter ist, als die Quadratur des Zirkels. Der Kongreß erkannte das zwar und lehnte offizielle Schritte ab, gab aber den einzelnen Vereinen anheim, das Unmögliche zu versuchen. Eine dringende Warnung wäre wohl besser am Platz gewesen.

Noch befremdlicher war die plötzlich zu Tage tretende Thatsache, daß man auf diesem Kongreß auch den Frauen Sitz und Stimme eingeräumt hat, und daß sich geistliche Herren fanden, dies zu verteidigen. Die Beteiligung der Frauen am politischen Getriebe galt bisher für eine besondere Thorheit der Socialdemokratie und als Ausfluß der Gedanken, die sich in Bebels Schriften finden. Es kann daher auch u. E. nur tief beklagt werden, wenn in einem Kongreß, der grundsätzlich evangelisch sein will, derartige der Natur und dem Evangelium zuwiderlaufende Ideen verwirklicht werden. Ob und wie weit dies speciell mit der liberalen Theologie zusammenhängt, die unter den Vertretern der Kirche im Kongreß einen immer breiteren Raum einnimmt, vermögen wir nicht zu beurteilen. Auch wenn es nicht der Fall wäre, halten wir das enge Zusammenarbeiten der liberalen und der christgläubigen Theologen für das größte Bedenken der ganzen Veranstaltung. Der Ritschlianismus ist doch nicht mehr und nicht weniger als eben ein Abfall von allen wichtigen Wahrheiten des Christentums, und wenn der Boden, auf dem man hier steht, auch nicht der rein kirchliche, sondern der politisch-sociale ist, so spielen die kirchlichen Dinge doch so weit herein, daß es mindestens gefährlich ist, den Schein zu erwecken, als solle dem Halbglauben, wenn nur ein halbes Bürgerrecht gewährt werden. Es ist von Anfang an ein Fehler der christlich-socialen Bewegung gewesen, daß sie zu schnell hat vorwärts eilen wollen, daß sie zu wenig genau in der Wahl ihrer Bundesgenossen gewesen ist. Anfänglich erscheint es ja sehr verlockend, mit jedem gemeinsame Sache zu machen, der einigermaßen dieselbe Richtung eingeschlagen hat, und vorsichtige Warnung steht bekanntermaßen tief im Kurse, wenn so eine äußerliche Verbrüderung stattfindet, bei der doch volle innere Einheit fehlt. Zum Schluß bekommen dann freilich meist die Vorsichtigen recht und ergiebt sich oft, daß die größere Langsamkeit schneller zum Ziel geführt haben würde, als das übereilte Bündnis, das zukünftige Konflikte in seinem Schoße birgt.

Indessen mehr als ein Bedenken wollen wir nicht aussprechen. So lange es sich um akademische Erörterungen handelt, trägt ja die Mannigfaltigkeit der Meinungen zur Klärung der Ansichten bei. Sollte einmal aus dem Kongreß eine Partei werden, die sich ihr Aktionsprogramm giebt, dann freilich wird es Zeit sein, zu scheiden und zu trennen, was nicht innerlich zusammengehört.

Es ist nun nicht möglich, an dieser Stelle auf alle einzelnen Fragen des Kongresses einzugehen — die Frage der Landarbeiter, die Frage, wie weit die kirchliche Predigt auf sociale Mißstände eingehen darf —, einen relativ günstigen Verlauf nahm die Gewerkschaftsdebatte, insofern die Forderung obligatorischer Fachgenossenschaften der Arbeiter über das ganze Reich ausgesprochen und damit ein diskutierbares soziales Ziel aufgestellt wurde.

Im Uebrigen ist in Frankfurt von Einzelnen viel Treffliches und Praktisches geredet worden. Und wenn auch Reden noch keine Thaten sind, so meinte doch Professor Wagner mit Recht, daß man sich durch mangelnde Aussicht auf unmittelbare Erfolge nicht entmutigen lassen dürfe. Gerade Frankfurt mit seiner Paulskirche und den damit verknüpften historischen Erinnerungen lehre hoffen auch in trostloser Zeit. Das Parlament von 48 habe das deutsche Reich nicht gebracht, wohl aber vorbereitet. Und solchen Trost gilt es in der That festhalten. Wo so viel guter Wille vorhanden ist, den socialen Frieden herzustellen und dem vierten Stande so viel Anteil an den Gütern des Lebens zu geben, als auf dieser unzulänglichen Erde überhaupt erreichbar ist, wird schließlich auch der Weg sich finden, der zu diesem Ziele führt. Es muß möglich werden, der socialen Revolution vorzubeugen, die jeden Augenblick bereit steht, zwar nichts zu bessern, aber doch alles Bestehende in Schutt und Trümmer zu verwandeln.

Erhebliches Interesse verdient auch der in Berlin versammelt gewesene internationale Bergarbeiter-Kongreß, dessen wesentlicher Beschluß die Absicht bekundet, bei möglichster Lohnhöhe überall den Achtstundentag für die Bergarbeiter durchzusetzen. Gelingt es, die internationale Organisation der englischen, französischen, belgischen und deutschen Arbeiter so fest zu machen, daß sie sich gegebenen Falles in einem Streik solidarisch erklären, so werden sie eine Macht dem Unternehmertum gegenüber bedeuten, wie sie dieses bisher noch nicht gekannt hat. Einstweilen ist es mit der inneren Einheit noch nicht weit her. Vielmehr stehen sich klar und scharf die Engländer auf der einen und die kontinentalen Kulturvölker auf der anderen Seite gegenüber. Die Engländer verharren auf dem Boden der gewerkschaftlichen Selbsthülfe und des Gegenwartsstaats. Dagegen sind Deutsche, Franzosen, Belgier, Oesterreicher durchweg Socialdemokraten und Vertreter eines noch zu erringenden Zukunftsstaates. Der Gegensatz kam am Schluß des Kongresses so heftig zu Tage, daß die Engländer in unvermittelter Weise vor Schluß der Sitzungen abreisten. Die gesamte Presse des kapitalistischen Liberalismus bauscht nun diesen Konflikt ganz über Gebühr auf. Und gewiß — ein Zwiespalt ist vorhanden. Aber ebenso gewiß ist auch ein sehr beachtenswerter Fortschritt in der internationalen Verbrüderung des Proletariats vorhanden. Und dieser praktische Fortschritt im Uebergang vom Nationalen zum Internationalen ist jedenfalls bedeutsamer, als eine Anzahl von Mißverständnissen unter Leuten verschiedener Sprache, die sich zum erstenmal treffen und in ganz verschiedenen Gedankenkreisen aufgewachsen sind.

Nicht zu den socialen Fragen im engeren Sinne gehörend, aber doch von erheblicher auch socialer Bedeutung ist eine andere in diesem Monat viel behandelte Frage, die des landwirtschaftlichen Notstandes. Hier aber muß anerkannt werden, daß man sie in Preußen ernsthaft in die Hand nimmt. Zunächst ist der Gesetzentwurf betreffend die Landwirtschaftskammern vom Abgeordnetenhause verabschiedet worden, und zwar nicht ganz in erwünschter, aber doch in erträglicher Form. Wohl sind diese Kammern einstweilen nur formeller Fortschritt. Aber die Landwirtschaft hat nun doch die Möglichkeit, dieser Form den rechten Inhalt zu geben; sie hat einen offiziellen Mund bekommen, mit dem sie reden kann. Gelingt es, aus diesen Kammern das Strebertum und die bureaukratische Offiziosität fernzuhalten, vielmehr dieselben zu unabhängiger ständischer Vertretung zu entwickeln, so können sie überaus wertvoll werden und wirken. Gestaltet sich freilich die Sache so, daß die Bureaukratie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Apparat in die Hand zu bekommen sucht, so wird nur zu den vielen schon vorhandenen Schreib-Instanzen eine neue hinzugefügt werden, und naturgemäß auch eine neue Steuer pro nihilo.

Außer dieser Reform hat aber das preußische Landwirtschafts-Ministerium auf Montag, den 28. Mai d. J., und die folgenden Tage eine Konferenz einberufen, die über die Maßregeln zur Abhülfe der Not der Landwirtschaft beraten soll. Wie das Einladungsschreiben besagt, legt die weitverbreitete Notlage der Landwirtschaft der

Staatsregierung die Verpflichtung auf, alle diejenigen Maßnahmen in Erwägung zu nehmen, welche zur Erhaltung und Kräftigung des ländlichen Grundbesitzes und der heimischen Landwirtschaft zu dienen geeignet sind.

Die liberale Presse ist natürlich außer sich, daß hier der Notstand der Landwirtschaft als anerkannt vorausgesetzt wird, und daß in die Konferenz nur solche Personen berufen sind, die auch wirkliche Sachkenntnis besitzen. So etwas nach Art der Silberkommission, wo die Mehrzahl der Mitglieder, die nach Mitteln zur Hebung des Silberwertes suchen sollen, eine solche Hebung für ganz überflüssig hält — das ließe man sich gefallen! Aber wirklich Sachverständige — davon will man nichts wissen. Um so mehr ist etwas zu hoffen für diejenigen Gebiete, auf denen sich die Beschlüsse dieser Konferenz bewegen werden: Verschuldung und Erbrecht.

Wenn es neben diesen beiden Materien noch ein anderes für die Landwirte gleich wichtiges Gebiet giebt — die Preisbildung an der Produktenbörse —, dies Gebiet aber sich hartnäckig aller gesetzgeberischen Einwirkung entzieht, so liegt der Grund dafür in der Macht des Ringes, den gewisse Interessenten, Parteien und Zeitungen bilden. Und doch hat gerade wieder der letzte Monat, in dem die Preise schon übermäßig gedrückt waren und dennoch von der Spekulation mit künstlich ersonnenen Kniffen noch weiter herabgesetzt wurden, sehr deutlich gezeigt, daß ein wie immer gestalteter Antrag Kanitz sehr segensreich wirken würde. Einstweilen nutzt die Börse in unbeschränkter Weise ihr Privatmonopol schonungslos auf Kosten der deutschen Landwirtschaft aus. Immer neue Landwirte verarmen, immer neue Juden in Berlin schaffen Gummiräderequipage an. Macht aber ein Landwirt den Vorschlag, dies Monopol zu brechen und zum Besten der Produzenten, der Konsumenten und aller Steuerzahler in die Hände des Staates zu legen, dann geht ein Rauschen durch die liberalen Blätter von Königsberg bis Konstanz und jedes gesinnungstüchtige Blatt entrüstet sich bis zur Siedehitze über die „unersättliche Begehrlichkeit" der Agrarier. Nur die Juden haben ein Interesse an der Erhaltung des status quo. Eben darum aber bleibt alles von Bestand, wie es immer gewesen.

Haben wir aber die Chronik dieses Monats im wesentlichen an die Kongresse der Pfingstzeit angeknüpft, so darf ein Wort des Bedauerns nicht fehlen über die Irrwege, welche ein gleichfalls stark besuchter Kongreß, der soeben in Stuttgart versammelt gewesene „Deutsche Lehrertag" wandelt. Charakteristisch genug trat dies gleich am Anfang des Tages hervor, als der württembergische Kultusminister Dr. v. Sarwey die Lehrer in treffenden Worten darauf hinwies, daß die Volksschule ihre Erziehungsaufgabe nur erfüllen könne, indem sie dieselbe auf religiöse Grundlage und konfessionellen Boden stelle, und der Vorsitzende ihm erwiderte, die Lehrer befänden sich „in Uebereinstimmung mit ihm: sie wollten „Toleranz und Humanität" in die Herzen des Volkes pflanzen. Dieser merkwürdigen „Uebereinstimmung" entsprechend hatte die Auswahl der Referenten stattgefunden, die es fast durchweg an bissigen Ausfällen auf „Reaktion" und „Orthodoxie" und anderen Schlagwörtern nicht fehlen ließen, in denen die Kirchenfeindschaft der Herren zum offenen Ausdruck kam. Handelte es sich nur um den Wunsch der Lehrer nach Schulaufsicht durch Fachgenossen, so ist ja derselbe in gewissen Grenzen berechtigt. Aber die gehässigen Ausfälle gegen Kirche und geistlichen Stand gingen viel weiter. Ebenso bedauerlich waren die großen Uebertreibungen hinsichtlich der Ziele von Volksschule und Fortbildungsschule, die aus jedem Handarbeiter einen Professor machen möchten und daher geradezu als utopisch bezeichnet werden müssen.

Gewiß sind nicht einmal alle Lehrer, welche den Tag besuchten, mit den Referenten einverstanden gewesen. Aber leider zeigte sich auch wieder auf dieser Versammlung, wie auf den früheren, daß zwar verständige und vortreffliche Ansprachen, wie die des württembergischen Kultusministers, „stürmischen Beifall" fanden, daß aber ganz derselbe Beifall auch direkt entgegengesetzten, durchaus verfehlten und unverständigen Reden zu teil wurde.

Digitized by Google

Aus dem Lager der politischen Parteien ist wenig zu berichten. Nur soviel, daß das Centrum sich doch in einer gewissen „Führerlosigkeit" befindet und demzufolge einige neue Mißerfolge zu verzeichnen hat Die „Germania" ist infolgedessen sehr übel gelaunt und bringt nebenbei die größten Respektlosigkeiten gegen den König von Württemberg zu Tage, weil er die Ablehnung des Jesuitengesetzes durch den Bundesrat öffentlich proklamiert hat. Nicht zur Verbesserung der Stimmung in katholischen Kreisen trägt es wohl bei, daß nun auch Argenteuil in Frankreich vor 42000 Pilgern seinen „heiligen Rock" ausgestellt, viel Geld verdient und den Trierern Konkurrenz gemacht hat. Zur Beruhigung der Gemüter in Trier, die ängstlich werden könnten, ob auch wirklich sie den echten „heiligen Rock" besitzen, hat ein dortiger Prälat das Kleidungsstück von Argenteuil „wissenschaftlich" als den Mantel des Heilandes nachgewiesen. Die römisch-kirchlichen Blätter in Deutschland füllen seit den Erfolgen des Kulturkampfes ihre Spalten besonders gerne mit Betrachtungen aus über die „Selbstzersetzung des Protestantismus" und über den angeblichen Verfall der evangelischen Kirchen. Und doch läßt sich, geistlich und christlich angesehen, eine tiefere Stufe des Verfalls wohl kaum denken, als diese kirchliche und finanzielle Ausbeutung notorisch unechter Kleiderreste.

Wir haben kürzlich in einer kritischen Bemerkung zu der nicht sonderlich glücklichen Fehde eines evangelischen Gelehrten mit dem Bischofssitz in Trier unser Bedauern ausgesprochen, daß dem vollen credo von drüben auf unserer Seite nur moderne Theologie gegenüberstand. Wir möchten heute, da unser Wort von römischer Seite viel fruktifiziert worden ist, demselben doch ergänzend hinzufügen, daß wir zwar die moderne Theologie nicht für schön, aber die Theologie der heiligen Röcke für eine in so hohem Grade das Volk betrügende halten, daß wir keineswegs sicher sind, wer gefährlicher wirkt: der Halbglaube, der die Wahrheit sucht, oder der Aberglaube, der die Wahrheit tötet.

* * *

In Ungarn tobt nach wie vor ein Kampf um Einführung der Civilehe. Dieses Institut hat dort ein klein wenig mehr Sinn als in Deutschland, da die Verschiedenheit der Kirchen und Religionen weit größer ist. Notwendig wäre es indes auch nicht gewesen, wenn nicht die herrschende liberale Partei und Presse diese Einrichtung für ein unveräußerliches Inventarstück ihres eisernen Bestandes hielte. Das fast ganz liberale Abgeordnetenhaus hat denn auch der Regierung die Vorlage mit großer Mehrheit bewilligt. Das Oberhaus hat freilich nein gesagt. Aber an diesem Widerspruch wird die Sache schwerlich scheitern. Der Regierung bleibt das Mittel des „Pairsschubs". Und mit Hülfe desselben wird sie voraussichtlich ihr kirchenpolitisches Programm durchsetzen.

In Frankreich ist wieder einmal ein Ministerium gestürzt, und zwar im wesentlichen über die Frage, ob der Staat seine Eisenbahnarbeiter behufs Teilnahme an Arbeiterkongressen zu beurlauben hat, oder nicht. In Deutschland kann eine solche Frage vorläufig noch nicht aufkommen — ein Arbeiter im Staatsdienst, der um Urlaub bäte zur Teilnahme an socialdemokratischen Kongressen, spräche damit auch die Bitte um Entlassung für immer aus. In Frankreich dagegen ist die Auflösung aller Autorität so weit vorgeschritten, daß in der Frage als solcher nichts Erstaunliches liegt. Und das Votum der Kammer hat bewiesen, daß sie die den Arbeitern gegenüber erfolgte Geltendmachung der Autorität durch das Ministerium für unberechtigt ansieht, vielmehr die Arbeiter gegen ihre Vorgesetzten zu unterstützen bestrebt ist. Daß bei solchen Regierungsgrundsätzen der Anarchismus Fortschritte macht, darf nicht wundern. Und das Köpfen der Bombenwerfer kann auch nicht viel helfen, wenn die souveräne Kammer für immer neuen Nachwuchs sorgt.

Ganz ähnliche Regierungsgrundsätze, wie in Frankreich, stehen auch in dem kleinen Serbien in Blüte. Dort hat der 18jährige König bereits seinen zweiten soeben verübten Staatsstreich hinter sich. Bisher sind ja diese Staatsstreiche von Sr. Majestät nicht ungeschickt in Scene gesetzt und haben ihren Zweck erreicht. Indessen ist doch diese

Verachtung von Recht und Gesetz eine selbst für den Orient ungewöhnliche. Und man kann sich der Sorge nicht erwehren, daß über kurz oder lang den inneren und äußeren Feinden der Dynastie auch einmal ein Staatsstreich in umgekehrter Richtung glücken könnte.

Kolonialpolitik.

Der Monat Mai brachte für unsere westafrikanische Politik zwei wichtige Entscheidungen: das Zustandekommen der Togo-Hinterland-Expedition und die weitere Verstärkung der Schutztruppe in Südwestafrika. Wir möchten diese Ereignisse um deswillen besonders freudig begrüßen, weil sie, ausgehend von verschiedenen Seiten, d. h. von privater Initiative und dem Vorgehen des Reichs, beide dieselbe Richtung zeigen, nämlich die Absicht, endlich einmal in dem politischen Auftreten Deutschlands in Westafrika zu wirklichen Erfolgen zu gelangen. Die Frage, ob dies besonders notthut, brauchen wir nicht näher zu erörtern: Der Aufstand der Schutztruppe in Kamerun mit seinen Ursachen und der immer deutlicher zu Tage tretenden Einflußlosigkeit des Gouverneurs Zimmerer gegenüber den Eingeborenen konnte das Ansehen der deutschen Flagge gerade so wenig fördern, als die in Südwestafrika sich immer noch in die Länge ziehenden halben „Erfolge" gegen Hendrik Witbooy, die schließlich der deutschfeindlichen englischen Cap-Presse Gelegenheit gaben, von regelrechten Landverkäufen, die Hendrik Witbooy als thatsächlicher Herr von Namaland mit einwanderungslustigen Buren angeblich abschloß, schadenfroh zu berichten. Allein diesen Ergebnissen mehrjähriger Sparsamkeit am falschen Ort sollen die erwähnten Unternehmungen wirkliche Fortschritte unseres Einflusses in Westafrika gegenüberstellen.

Für Togo ist ein bestimmtes Vorgehen zur Erwerbung des Hinterlandes allerdings sehr notwendig, wenn nicht alle Aussicht, noch etwas zu erreichen, verloren gehen soll. Nachdem einmal die Aufmerksamkeit kolonialer Kreise in Deutschland, England und Frankreich auf die Togofrage gelenkt ist, kann es auf etwas mehr „Oeffentlichkeit" nicht ankommen. Man muß daher im Interesse eines raschen Erfolges wünschen, daß das Kamerunkomitee, welches nach Beitritt einiger weiterer Persönlichkeiten die Togo-Expedition betreiben wird, mit aller Kraft an die Agitation geht. Läßt man es an der nötigen Aufklärung über die Bedeutung des Togo-Hinterlandes nicht fehlen, tritt besonders die deutsche Kolonialgesellschaft an jede einzelne Abteilung mit der Aufforderung zu besonderen Beiträgen heran, so ist uns nicht zweifelhaft, daß in einigen Wochen 10000 Mark gesammelt sind. Kommen diese zu den 20000 Mark, welche aus dem Fonds der Kolonialgesellschaft bereits bewilligt sind, und zu 20000 Mark, welche die „Reichsregierung" beisteuert, hinzu, so steht der Absendung der Expedition nichts mehr im Wege. Ueber die Führung der Expedition läßt sich noch nichts sagen. Herr von Uechtritz, der Leiter der Kamerun-Expedition, ist zwar auf dem Heimwege, doch ist sein Aufenthalt zur Zeit, wo wir dies schreiben, nicht bekannt; für den Grafen Pfeil, der erst bereit war, dann nicht bereit war und vielleicht jetzt wieder bereit ist, können wir uns nicht begeistern. Am besten würde uns die Entsendung des Dr. Zintgraff gefallen. Wenn er auch nicht eben in großer Harmonie mit dem Kanzler aus seiner vormaligen Stellung in Kamerun und dem Reichsdienst geschieden ist, so sind seine Verdienste als Expeditionschef unbestritten, wenigstens sind seine geringen Erfolge bei Baliburg mit der Haltung des Gouvernements von Kamerun so eng verknüpft und in ihren Ursachen so wenig aufgeklärt, daß man seine langjährige Erfahrung und Fähigkeit, mit den Eingeborenen zu verkehren, darum nicht geringer anzuschlagen braucht. Ist es doch auch bezeichnend, daß seine Nachfolger in Baliburg sich noch weniger als er haben halten können, so daß kaum ein Jahr nach seinem Abschied von Kamerun die nördlichen Hinterlandstationen aufgegeben werden mußten. Auch auf Dr. Peters richten sich unwillkürlich die Gedanken, wenn von einer Hinterland-Expedition die Rede ist. Aber es ist leider keine Aussicht,

den bedeutendsten deutschen Afrikareisenden für diese Aufgabe zu gewinnen. Eben jetzt, da wir dies schreiben, kommt die Nachricht, daß Dr. Peters sich um das nächste freiwerdende Reichstagsmandat nationalliberaler Richtung bewerben will. Es handelt sich also offenbar um seinen Austritt aus dem Reichsdienst. So sehr wir diese Wendung auch bedauern als ein recht unerfreuliches Zeichen, daß der Kanzler es nicht verstanden hat, den fraglos bedeutendsten Politiker unter unseren Kulturpionieren in Afrika in einer seinen Verdiensten und Anlagen entsprechenden Stellung zu beschäftigen, so können wir die Möglichkeit, endlich einen echten „Afrikaner" mit parlamentarischer Schulung im Reichstage zu sehen, doch nur freudig begrüßen. Freilich — ob Graf Caprivi von der parlamentarischen Thätigkeit Dr. Peters' besondere Freude erleben wird, wollen wir abwarten. Wahrscheinlich dünkt es uns nicht, daß die Wege des afrikamüden Reichskanzlers mit denen des vorwärtsdrängenden deutschen Politikers parallel laufen werden. Jedenfalls sind wir sicher, daß eine Kraft wie Dr. Peters in freier Entfaltung auf die sogenannten „kolonialen Kreise" im Reich, und somit indirekt auf den Reichskanzler, viel stärker einwirken kann, als in den Fesseln eines Amtes als Geheimer Legationsrat, die nun einmal zu außergewöhnlichen Thaten so hinderlich sind, als irgend etwas in der Welt.

Wenn wir die Haltung der „Reichsregierung" in der Togofrage, d. h. die moralische und pekuniäre Unterstützung der Hinterland-Expedition bereitwilligst anerkannt haben, so befinden wir uns zur unserer Freude bezüglich des südwestafrikanischen Schutzgebietes in derselben Lage. Es kann dahingestellt bleiben, ob die abermalige Verstärkung der Schutztruppe schon früher hätte erfolgen können oder nicht; daß sie jetzt eintritt, ist ein Zeichen, daß keinerlei Schönfärberei über die Situation Hendrik Witbooy gegenüber, wie wir sie aus den Kamerunberichten kennen, obwaltet. Ob Major von François wirklich das Schutzgebiet verlassen hat und sich auf der Heimreise befindet, ist noch ungewiß; prinzipiell stehen wir natürlich auf dem Standpunkt, daß ein so genauer Kenner des Landes möglichst lange im Schutzgebiete verwendet werden sollte, solange die Krisis, in der sich die Verhältnisse befinden, nicht gehoben ist. Andererseits mag freilich die Notwendigkeit, plötzlich als Zweiter dazustehen und sich unterzuordnen, wo man so lange Jahre als Erster gestanden hat, dem Major den Aufenthalt im Schutzgebiete verleiden, zumal er sich nach den günstigen Nachrichten, die von privater Seite über seinen Vorgesetzten, Major Leutwein, bekannt werden, vielleicht sagen kann, daß seine Anwesenheit nicht mehr dringend nötig ist. Etwas skeptisch stehen wir den neuerlich gemeldeten Eisenbahnplänen gegenüber. Wie man hört, beabsichtigt ein deutsch-englisches Syndikat eine Eisenbahn von der Swakop-Mündung durch das deutsche, dann durch das englische Schutzgebiet nach Transvaal zu bauen. So hätte dann die Burenrepublik, falls bis dahin der Bahnverkehr nach der Delagoabay ungehindert ins Leben getreten ist, die dritte Schienen-Verbindung mit dem Meere. Wir fürchten aber, daß sich die Gesellschaft den Engländern gegenüber in so bedenkliche Tarifverpflichtungen einlassen muß, daß für unser Schutzgebiet aus der Verbindung mit Transvaal wenig Vorteil zu erwarten ist. Es liegt ja zu sehr im Interesse der Engländer, jeden Verkehrsweg, der Transvaal unabhängig von dem Caplande macht, zu vereiteln. Wenn wir also schon den weitgehenden Zugeständnissen, welche 1892 das Reich der South-West-African-Company für einen künftigen Bahnbau in unserem Schutzgebiete machte, nicht zustimmend gegenüberstanden, so scheint uns bei dem letztgemeldeten Projekt doppelte Vorsicht geboten, da die Engländer wohl ein Interesse daran haben, Betschuanaland mit der deutschen Westküste zu verbinden, keineswegs aber dem deutschen Einfluß in die Hände zu arbeiten. Die wichtigste Frage für Deutsch-Südwestafrika bleibt vor der Hand — abgesehen von der Herstellung friedlicher Verhältnisse — die Ansiedelung deutscher Bauern. Industrielles Leben sollte keinenfalls künstlich gezüchtet werden, solange ihm als gesunde Basis ein Bestand deutscher Grundbesitzer, deren Interesse mit dem Gedeihen des Landes doch einmal am engsten verknüpft ist, fehlt.

Aus Kamerun ist die Nachricht eingetroffen, daß Hauptmann Morgen, der die aus 60 Sudanesen bestehende Verstärkung der Schutztruppe von Aegypten in das Schutzgebiet übergeführt hatte, Kamerun verlassen hat und auf der Heimreise ist. Damit ist Herr Zimmerer wieder unumschränkter Leiter der Kolonie, ohne daß ihm, wie in kolonialen Kreisen lebhaft gewünscht wurde, ein in militärischen Angelegenheiten bewährter „Afrikaner" zur Seite stünde. Wie sich nun die politischen Verhältnisse des Schutzgebietes mit seiner ganzen 130 Mann zählenden Schutztruppe gestalten werden, mag die Zukunft lehren. Wir haben unsere Ansichten über die Eigenschaften des Herrn Zimmerer oft genug zum Ausdruck gebracht, sodaß wir nunmehr auf eine Begründung unserer wenig hoffnungsfreudigen Beurteilung der zu erwartenden Kamerunpolitik verzichten können. Daran ändert auch der im Kolonialblatt veröffentlichte Bruchteil des Gutachtens nichts, das der Regierungsrat Rose als Untersuchungskommissar der Leistschen Angelegenheit abgegeben hat. Daß an der Kamerunküste Kakao und Tabak gedeihen, ist nicht eben neu und auch für die Nation von minderem Gewicht, als die Erschließung des Hinterlandes, die in industrieller Hinsicht viel weiteren Kreisen zu gute kommen würde, als die Plantagenwirtschaft an der Küste, die in sehr wenigen Händen ruht. Aber sei's drum! Möchten uns vorläufig nur weitere Skandalosa erspart bleiben.

Aus Ostafrika trifft die Nachricht der bevorstehenden Verschiffung einer großen Tabakernte der deutschostafrikanischen Plantagengesellschaft ein. Es wäre dies die erste größere Probe auf die Leistungsfähigkeit der vielgenannten Plantage Lewa im Hinterlande von Tanga, die, abgesehen vom Aufstand, auch nachher noch mehrfach vom Mißgeschick heimgesucht wurde. Wir wünschen der Plantagengesellschaft einen vollen Erfolg, nachdem sie lange Jahre mit Verlust gearbeitet hat. Weniger erfreulich ist ein unser Schutzgebiet betreffender politischer Vorgang, der zwar augenblicklich keinen Schaden hervorrufen kann, aber nach längerer Pause — falls er sich im vollen Umfange bestätigt — wieder einmal offen und klar die Feindschaft der englischen Kolonialkreise gegen unsere Kolonialpolitik darlegt. Es wird nämlich ein „Mietsvertrag" zwischen dem König Leopold als Souverän des Kongostaates mit England berichtet, in welchem für die Dauer der Herrschaft König Leopolds und seiner Nachfolger als Regenten des selbständigen oder „belgischen" Kongostaates der letztere den Bahr el Gasahl auf dem linken Nilufer, d. h. ein Gebiet von fast dem Umfang Deutschlands erhält und dafür an England einen Landstreifen vom Nordende des Tanganyika bis zum Albert-Edward-See „mieteweise" für dieselbe Dauer überläßt. Nun ist zwar bemerkenswert, daß England den Bar el Gasahl von Rechtswegen ebensowenig zu „vermieten" hat wie etwa das Kaiserreich China, denn nicht die geringste Besitzergreifung hat stattgefunden. Aber man kann die Sache als „Verzicht auf künftige Erwerbung" von englischer Seite ansehen, um wenigstens einen Sinn in dieser sonderbaren Verfügung über fremde Länder zu finden. Charakteristisch ist indessen das Tauschobjekt, welches an England fällt. Dieser Gebietsstreifen ist so lang wie die Strecke von Berlin nach Bremen und so breit wie von Berlin nach Spandau! Ein wirtschaftlicher Wert dieser merkwürdigen darmartigen Erwerbung ist ganz undenkbar. Es kann sich demnach nur um einen politischen Zweck handeln; und dieser kann wiederum nur darin liegen, zwischen das deutsche Ostafrika und den Kongostaat einen englischen Gebietsstreifen einzuschieben, der eine Ausdehnung der deutschen Interessensphäre nach Westen auf Kosten des Kongostaates verhindern soll. Daß diese plötzliche Fürsorge Englands für den Kongostaat kein bloßer Freundschaftsdienst ist, das muß man bei dem praktischen Charakter der Engländer ohne weiteres annehmen, zumal Deutschland nicht wie gewisse andere Nationen kleinen Kolonialmächten einfach gute Gebiete abzunehmen pflegt, wie dies die neuere Geschichte Afrikas, besonders die des ehemals portugiesischen Teiles an der Ostküste, aufweist. Es gilt also nur eine Schädigung etwa zu befürchtender deutscher Interessen! Das ist auch ein Ergebnis der mit so großem Nachdruck betriebenen Abtretungspolitik, die ja bekanntlich das „Freundschaftsband" zwischen Deutschland und England immer fester knüpfen sollte. Wir machen dem Grafen

Caprivi unser Kompliment für diesen neuen Erfolg, fürchten aber, daß seine Afrika-Stimmung auch durch dieses Stückchen englischer „Bundesgenossenpolitik" kaum noch verschlechtert werden kann.

Die Samoa-Frage bleibt erfreulicherweise in Fluß. Es wird aber einer recht festen Haltung des deutschen kolonialfreundlichen Publikums bedürfen, um die Tendenz des bekannten Abkühlungsartikels der Nordd. Allg. Ztg. den Engländern gegenüber aufrecht zu erhalten. Man sagt zwar, daß der Kaiser sich persönlich lebhaft für die Samoafrage interessiere, aber wir sind aus den letzten Jahren dem Auslande gegenüber derartig an Abtretungen kolonialer Gebiete gewöhnt, daß man fürchten muß, diese Gepflogenheit Caprivischer Kolonialpolitik könnte trotz der schönen Worte der Nordd. Allg. Ztg. auch in Samoa zur Anwendung gelangen. Charakteristisch für die „Bescheidenheit" unserer Konkurrenten in Samoa ist der Umstand, daß die englischen Kolonien, deren Interessen auf den Inseln fast gleich Null sind, die Samoafrage auf der englischen Kolonialkonferenz in Ottawa „verhandeln" (!) wollen. Wir meinen, die deutsche Regierung thäte nicht zuviel, wenn sie offen erklärte, daß die „Verhandlung" auf die Regelung der politischen Verhältnisse von Samoa keinerlei Einfluß haben kann.

Nun noch ein Wort zur Auswanderungsfrage in unsere Schutzgebiete. Wenn wir annehmen, daß binnen einiger Monate der Frieden in Deutschsüdwestafrika wieder hergestellt ist, so ist vorauszusetzen, daß die Einwanderung von Deutschland aus ein so rasches Tempo annehmen wird, daß die dortigen Verwaltungsbehörden der Aufgabe nicht gewachsen sind, die Auswanderer richtig unterzubringen und dabei gleichmäßig Rücksicht gegen die Eingeborenen und vernünftige sociale und nationale Gesichtspunkte bei der Verteilung der einwandernden Elemente walten zu lassen. Wir möchten deshalb vorschlagen, eine besondere Auswanderungsbehörde zu schaffen, deren Hauptthätigkeit natürlich in die Schutzgebiete selbst — später dürfte ja auch Ostafrika in Betracht kommen — fallen würde. Von der Geschicklichkeit, mit der die Regierung in dieser Sache operiert und von dem Vertrauen, das ihr die auswanderungslustigen Elemente entgegenbringen, hängt wesentlich die erste Entwicklung der deutschen Ackerbaukolonien ab. Da sollte man es an geeigneten Maßnahmen nicht fehlen lassen, keinenfalls sollte man die Regelung der Landerwerbung rc. Privatgesellschaften überlassen.

* * *

Eingesandt.

In der Monatsschau, Abteilung Kolonialpolitik Seite 535, wird am Schluß die Frage aufgeworfen: „Wie steht es mit der Baseler Mission in Kamerun?" Veranlaßt ist diese Frage durch einen Brief des von Pastor Schall erzogenen Negers, der als Unteroffizier in die Schutztruppe in Kamerun eingetreten ist und sich von dort aus beschwert, daß er an der Küste keine evangelische Gemeinde und keine Kirche vorfinde, und deshalb fragt, ob er zu den Katholiken gehen solle! Ferner: daß der Pater Vieter von den katholischen Pallotinern in Buea einen Platz für eine Sanitätsstation erworben habe, während doch die Basler Mission eine solche anzulegen beabsichtigt habe, „um den Weißen von Kamerun Erholung zu bieten".

Auf diese offene Frage erlauben wir uns eine offene Antwort.

Da die Basler Mission seit ihrer Thätigkeit in Kamerun regelmäßig und eingehend in ihren Missionsschriften über dieses ihr neuestes Arbeitsfeld berichtet hat, so brauchten wir eigentlich nur auf diese Kamerun betreffenden Veröffentlichungen hinzuweisen. Wir wollen aber doch mit einigen kurzen Worten auf die Frage eingehen, soweit sie die beiden in der Konservativen Monatsschrift berührten Punkte betrifft.

Nach dem Brief des schwarzen Unteroffiziers Zampa könnte es scheinen, als ob derselbe von einer im Duala-Gebiet arbeitenden Mission nichts wisse oder aber, daß diese noch keinerlei Gemeinde dort aufzuweisen habe. Ersteres ist kaum anzunehmen, wiewohl er nicht aus Duala, sondern aus Kribi in Batanga (im südlichen Kamerun-

Schutzgebiet) stammt. Letzteres hat er bei seiner Ankunft in Kamerun vielleicht aus Unkenntnis der Verhältnisse angenommen. Daß aber thatsächlich die Basler Mission — abgesehen von ihrem Arbeitsgebiet im Aboland, am Mongo und am Sanaga — auch an der Kamerunmündung, in nächster Nähe des Regierungssitzes, mehr als ein Gemeindewesen hat, sollte durch die Jahresberichte der Gesellschaft bekannt sein. Der neueste Census vom 1. Januar 1894 führt den an der Kamerunmündung liegenden Sprengel der Küstenstation Bonaku (oder Bethel) mit 217 Gemeindegliedern auf. Zu ihm gehört auch der Ort Bonaduma, der unmittelbar an den südlichen Teil des Regierungsanwesens stößt, eine hübsche Kapelle besitzt und im Jahre 1892 bereits 53 Gemeindemitglieder zählte, die von einem dort stationierten Missionsgehülfen bedient wurden. Aber auch in Bonapriso, dem Regierungssitz selbst, sowie in dem daranstoßenden Bonamandone (wo sich die deutsche Schule befindet) zählt die Basler Mission Gemeindeglieder. Erst in letztem Jahre wurden in diesen drei Ortschaften 22 Erwachsene und 7 Kinder getauft, sodaß sich die Gesamtzahl der dortigen Gemeindeglieder auf etwa 80 Seelen beläuft. Allerdings haben sich die meisten derselben bei dem Aufstand der Dahometruppen am 16. Dezember zerstreut; die Kapelle wurde von einer Anzahl Dohomeer besetzt, blieb aber im übrigen verschont. Doch sammeln sich nach und nach die zersprengten Christen wieder auf ihren Heimstätten. Möglicherweise fiel die Ankunft Zampas in jene Zeit, da die Christen noch auswärts weilten; aber er hätte trotzdem sehr wohl Anschluß an die Basler Missionsgemeinde in dem nahen Bonaku (Bethel), der Hauptstation, finden können. Denn wenn er von einem solchen an die Katholiken spricht, so rechnet er mit einer sehr fernliegenden Möglichkeit, denn bekanntlich liegen die Stationen der Katholiken am Sanaga und in Kribi — also in einer Entfernung vom Dualagebiet, die mehr als doppelt und dreifach so groß ist, als die entfernteste Basler Inlandstation Mangamba mit ihren 229 Christen. In diesem Fall läge ja die Station Bonaberi oder Hickory (mit 338 Christen), außer dem noch näher gelegenen Bonaku (Bethel), sehr nahe. Also von den Katholiken kann in diesem Küstengebiet gar keine Rede sein, da sie hier überhaupt keine Niederlassung besitzen und noch viel weniger eine Gemeinde, es sei denn Zampa stehe bei der Schutztruppe in Kribi, der Bezirksstation im südlichen Kamerun oder Batangagebiet.

Außer den Katholiken führt Zampa in seinem Brief unseres Wissens noch die Baptisten an. In ihnen wird man doch eine evangelische Kirchengemeinschaft erblicken müssen, wenngleich sie den englischen Baptismus repräsentieren. Sie sind im Dualagebiet sehr stark vertreten und wissen sich immer mehr Anhang zu verschaffen. Bekanntlich gab es bereits vor Ankunft der Deutschen in Kamerun eine numerisch starke Gemeinde im Küstengebiet, die von englischen Baptisten-Missionaren gesammelt worden und im Jahre 1887 in die Pflege der Basler Mission überging. Aus Gründen, die hauptsächlich die Gemeindeordnung und Kirchenzucht betrafen, trennten sich aber die meisten Baptisten sehr bald von der Basler Mission und bestehen nun als selbständiges Gemeindewesen unter Führung eines eingeborenen Pastors fort. Auch zeigen sie sich sehr rührig in der Propaganda. Ueber die Art und Weise, wie solche betrieben wird, wie sie ihren Einfluß im Mündungsgebiet zur Geltung zu bringen suchen, von welcher Beschaffenheit ihre Gemeinden sind und wie sie es mit der Kirchenzucht halten — darauf einzugehen ist hier nicht der Ort. Thatsache aber ist, daß sie als evangelische Kirchengemeinschaft in Kamerun — und zwar besonders im Küstengebiet — existieren und anerkannt sind. Wie sehr sie aber auch ihr Dasein in den Vordergrund stellen mögen, Thatsache ist auch anderseits, daß es der Basler Mission ebenfalls gelungen ist, nach opferreicher Arbeit eine evangelische Missionskirche in Kamerun zu gründen, deren Bestand von niemand daselbst geleugnet werden kann, auch wenn ein schwarzer Unteroffizier in aller Naivität dieselbe zu ignorieren scheint.

Und nun zur Frage wegen Buea. Wie bekannt, besaß dort die Basler Mission schon Anfang 1889 ein im Stil der Eingeborenen errichtetes Häuschen, das von einem

Missionsgehülfen besetzt war und dem besuchenden Missionar ein Unterkommen gewährte. Später wurde auf dem von den Eingeborenen erworbenen Grund und Boden ein solideres Haus aus Mauerwerk aufgeführt, um nicht nur der Missionsarbeit, sondern auch als Erholungsstätte für die Basler Missionare zu dienen. Dieses Haus wurde im November 1891 infolge der Gravenreuthschen Expedition von den Eingeborenen zerstört und zugleich der Weg zwischen der Küste und dem Bergland gesperrt. Erst vor etwas mehr als Jahresfrist wurde Buea wieder zugänglich und es versäumten die Basler Missionare nicht, von Viktoria aus das erschlossene Buea zu besuchen. Von da an hat man auch den Wiederaufbau des Hauses als Erholungsstation für die Basler Mission in Kamerun im Auge behalten. Daß es bis jetzt nicht geschehen, hat seinen Grund zunächst darin, daß die Verhältnisse noch nicht sicher genug schienen, um aufs Geratewohl einen kostspieligen Bau auf den entlegenen Höhen des Gebirges aufzuführen. Wem ein Haus einmal zerstört wurde, sieht sich mit Recht für später vor. Zum anderen stand der Mission im letzten Jahr kein Baubruder zur Verfügung, da nach Fertigstellung der Station Lobethal (am Sanaga) dringendere Aufgaben auf der Inlandstation Mangamba zu erledigen waren. Laut Heidenboten, Mai, Seite 39, ist aber der Wiederaufbau der zerstörten Gesundheitsstation in Buea für dieses Jahr in Aussicht genommen.

Aber auch wenn die Basler Mission bereits ein Sanatorium in Buea erstellt hätte, so wäre das für die Katholiken kein Grund gewesen, von der Erwerbung eines Platzes zu einer Sanitätsstation auf dem Gebirge abzusehen. Bei den klimatischen Verhältnissen Kameruns lag es nahe, daß die Katholiken für ihre unter dem Einfluß des ungesunden Klimas leidenden Missionare ihre Blicke nach den gesunden Höhen des Gebirges richten und gleich den Baslern eine Gesundheitsstation anzulegen trachten würden. Damit ist aber nicht gesagt, daß ihr Sanatorium dem Zweck einer allgemeinen Erholungsstätte für „die Weißen von Kamerun" überhaupt dienen soll, so wenig als das der Basler. Zur Errichtung einer allgemeinen Gesundheitsstation würde es größerer Geldmittel bedürfen, als sie den Missionen beider Konfessionen zur Verfügung stehen, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne leidende Europäer vorübergehend dort Aufnahme finden dürften. Es liegt aber auch gar nicht in der Aufgabe einer Mission, Einrichtungen für die im Küstengebiet ansässigen Europäer zu treffen, denen zu diesem Zweck weit größere Geldmittel zu Gebote stehen. Es scheint uns das viel eher die Aufgabe der Kolonialregierung und der Handelshäuser zu sein, deren Vertreter dabei in Betracht kommen.

Uebrigens ist zu bemerken, daß sich die Katholiken in Unter-Buea, nicht weit von Sopo, niederzulassen gedenken, also immerhin in einiger Entfernung von den Baslern, deren Platz an einem der höchstgelegenen Punkte von Ober-Buea liegt. Wie man auch über diese Nachbarschaft der Katholiken denken mag — eingetreten wäre dieser Fall, gleichviel, ob die Gesundheitsstation der Basler Mission bestanden hätte oder nicht. Das Dasein einer protestantischen Missionsniederlassung pflegt von den Katholiken gewöhnlich ignoriert zu werden. —

Dies zur Erklärung der von der „Konservativen Monatsschrift" aufgeworfenen Frage. Da dieselbe öffentlich an die Basler Mission gerichtet ist, so dürfen wir wohl auch einer Veröffentlichung der Antwort in jener geschätzten Zeitschrift entgegensehen. Hochachtungsvollst

Basel, den 12. Mai 1894. P. Steiner, Redaktor d. Ev. Missions-Magazins.

Wirtschaftspolitik.

Leute, die in der socialen Frage nur die von der Socialdemokratie in den Vordergrund geschobenen oder ausschließlich behandelten Probleme sehen können und demgemäß unter Socialpolitik auch nur die Fürsorge für das Proletariat verstehen, sind von vornherein unfähig, die Bedeutung der heutigen Agrarfrage in ihrem ganzen Umfange zu

erfassen. Das haben auch wieder die Verhandlungen des Evangelisch-socialen Kongresses gezeigt. Der Beschluß, auch Frauen das Wort zu erteilen, war mir nicht auffallend, da z. B. Goehres Art, politische Fragen zu behandeln, so viel Weibliches an sich hat, daß sie von weiblichen Politikern und Rednern nur Unterstützung finden kann. Gewiß ist die Agrarfrage auch zum Teil Arbeiterfrage, doch nicht so, als ob die Landarbeiter des Ostens durch die Krisis in ihrem Verdienst geschädigt würden. Lohn und Lebenshaltung der Arbeiter sind dort vielmehr, wie jeder Beobachter bestätigt, in höherem Maße gestiegen, als bei den Industrie-Arbeitern des mittleren und westlichen Deutschland, und das will gewiß viel sagen. Der Zug nach dem Westen, d. h. die Konkurrenz der Fabriken mit den Gütern in der Arbeiteranwerbung, hat zu einem schnell sich vollziehenden Ausgleich der absoluten Lohnhöhe geführt. Der Uebergang zur Geldlöhnung ist nicht nur eine Wirkung der kapitalistischen Wirtschaftsweise in der Landwirtschaft, sondern vornehmlich durch die höheren Ansprüche der Arbeiter auf Besitz und Konsum von Industrie-Artikeln erzwungen worden. Da diese Ansprüche eine unwiderstehliche Tendenz des Wachsens haben und nur durch eine Katastrophe, nicht durch einen allgemeinen Willensakt herabgestimmt werden können, so genügt die Parzellierung der Rittergüter nicht, um die Zustände zu konsolidieren. Der neue Kleinbauer würde, da er infolge dieser Kulturrichtung immer mehr Geld gebraucht, bald ebenso verschuldet sein, wie der jetzige Rittergutsbesitzer, und der Uebergang des Grundbesitzes an den Juden wäre also nur um einige Jahre verschoben. Der Kolonisierung des Ostens soll damit nicht der Stab gebrochen werden. Nur daß sie ein Universalmittel sei, das die Kultur des Ostens allein heben könne, ist ein von Dilettanten ersonnenes Märchen. So lange wir nicht Kohle und Eisen im Osten finden, den Sand nicht in Gartenerde verwandeln können, so lange können wir dort auch nicht die Spiritus- und Stärke-Industrie, also auch nicht den landwirtschaftlichen Großbetrieb entbehren; und so lange die Industrie des Westens sich infolge unserer Handelspolitik immer weiter ausbreitet, so lange werden fremde, an Bedürfnissen und Kulturansprüchen bescheidenere Arbeiter die nach dem Westen gewanderten landwirtschaftlichen Arbeiter im Osten ersetzen. Eine Rückwanderung nach Osten ist in ausreichendem Maße durch kein staatliches Beneficium zu erreichen; dafür sind die von der Natur dem Landbauer im deutschen Osten gebotenen Lebensfreuden zu dürftig. Staatliche Eingriffe können also in der Hauptsache nur auf Verhinderung der allzu schnellen, weder dem Osten noch dem Westen förderlichen Verschiebung der Bevölkerung abzwecken, und da würde sich in erster Linie eine Reform der Wohnungs-Gesetzgebung empfehlen, die auch im Interesse des großstädtischen und industriellen Proletariats liegt, aber vorläufig wohl noch nicht durchgeführt werden kann, weil die Industrie nach Einführung der Versicherungs-Gesetze dringend einer Zeit der Schonung bedarf. Wären die Verhältnisse im Osten für den Kleinbauer verlockend, so würde die Ansteilung in Rentengüter weit schnellere Fortschritte gemacht haben. Verkäuflich sind dort fast alle größeren Güter. Während aber in Pommern z. B. noch das Parzellieren ein Leichtes sein würde, da Käufer genug für kleine Bauerngüter und einzelne Aecker vorhanden sind, verbietet sich diese Art freiwilliger Güterzertrümmerung schon dadurch, daß die Hypothekengläubiger nicht damit einverstanden sind. Auch im weiteren Osten steht die Verschuldung der allmählichen Ansteilung der Güter an kleinere Besitzer im Wege, abgesehen davon, daß es dort an solventen Käufern fehlt. Erst ein allgemeiner Krach, der den Hypothekengläubigern die Hälfte des östlichen Grundbesitzes auflädet, könnte zu der von Goehre und anderen liberalen Theoretikern gewünschten Depossedierung des Adels führen, wobei dann natürlich die bestehenden Latifundien vergrößert und durch viele neue noch vermehrt würden. Eine Lösung der ländlichen Arbeiterfrage wäre damit erschwert, nicht gefördert.

Das alles ist aber nur die eine Seite der Agrarfrage. Bleibt der Großgrundbesitz unrentabel, so wird er immer mehr zum Luxusbesitz und gerät in die Hände der durch Handel und Industrie reich gewordenen Bankiers und Fabrikherren, denen er nur

ein Mittel zur Befriedigung des socialen Ehrgeizes sein kann. Wäre nun anzunehmen, daß sich aus diesen meist jüdischen Großkapitalisten allmählich ein deutscher Adelsstand herausbilden könnte, der dem gegenwärtigen, gewiß nicht durchweg ideal gerichteten, aber doch durch eine feste Tradition disciplinierten Adelsstande an nationalem und socialem Werte gleichkäme, so könnte man über diese Besitzverschiebung verschiedener Meinung sein. Bisher aber stellen die wirklich „adlig" gewordenen Juden doch nur seltene Ausnahmen dar, und daß gerade vom evangelisch-socialen Standpunkte aus dieser Ersatz eines kirchlich gerichteten deutschen Adels durch den mosaischen „ältesten Adel der Welt" keine Bedenken haben sollte, will mir nicht einleuchten. So kann nur der religionslose Freisinnige denken In freisinnigen Blättern und in Büchern freisinniger Professoren finden wir die Behauptungen immer wiederkehren: „Der Großgrundbesitz ist kulturfeindlich, er ist ein Luxus und muß als solcher von der Gesetzgebung behandelt werden." Wir geben nur so viel zu, daß das Vorherrschen der Latifundien in Bezirken, die den Kleinbetrieb durch ihre Bodenbeschaffenheit und Bevölkerungsdichtigkeit zulassen, kulturfeindlich ist, und daß das heute in Deutschland vorhandene Verhältnis in der Bodenverteilung großer Verbesserung bedürftig ist, weil wir einen zahlreichen Bauernstand nicht entbehren können. Dagegen ist der Großgrundbesitz an sich kulturfördernd in technischer, socialer und politischer Beziehung, und wir müssen deshalb froh sein, daß wir in Deutschland noch Raum für ihn haben. Von den technischen Vorteilen, die uns der Großgrundbesitz bietet, will ich nicht noch einmal sprechen. In socialer und politischer Hinsicht ist der in den rechten Händen befindliche Großgrundbesitz ein „Luxus", wie die Monarchie ein Luxus ist; er bildet dem Monarchen die hohen Beamten, die an seiner Statt, nur von ihm, nicht vom Volke und nicht vom Amte selbst abhängig, in Kreis, Bezirk und Provinz regieren, — vielleicht oft falsch regieren, wie mancher Monarch selbst, aber doch mit einer angeborenen Autorität regieren, die mit der monarchischen Autorität verwandt ist. Außerdem bilden sie ein Gegengewicht gegen die in aller Welt mächtig aufstrebende Geldaristokratie und die Herrschaft des anonymen Kapitals. Eine gerechte Socialreform ist in Deutschland nicht denkbar ohne die von Theorien nicht beeinflußte und dabei opferwillige Mithülfe des Adels; — ich meine den Adel, den Scheibert in seiner schönen Schrift vom „Wahren Adel" (Leipzig, Grunow) schildert, nicht den äußerlich und innerlich halb verjudeten, geld- und ämterhungrigen Adel, an dessen Erhaltung der Staat kein Interesse haben kann. Die Kulturfeindlichkeit des Großgrundbesitzes ist keine andere, als die des Großkapitals überhaupt. Die Bildung von Majoratsherrschaften kann aber in vernünftigen Grenzen gehalten werden, die Bildung riesiger Geldvermögen nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung nicht. Es ist ja vieles geschehen, um der Vermögens-Differenzierung Schranken zu setzen, und was in dieser Richtung noch geschehen kann, wird alles unseren Beifall haben: die Erschwerung der Börsen-Agiotage, die Verstaatlichung der monopolartigen Betriebe, der Schutz des Handwerks, die Hebung des Arbeiterstandes u. s. w. Das alles wird aber überholt durch die Erleichterung des Verkehrs, die auch die Schranken der Gesetzgebung eines einzelnen Landes für den Großkapitalisten hinwegräumt und ihm für das geschlossene deutsche „Arbeitsfeld" in Afrika, Asien und Amerika Ersatz schafft, ohne daß er seine Villa am Tiergarten zu verlassen braucht.

Der preußische Landwirtschaftsminister hat auf Ende dieses Monats eine Konferenz einberufen, die ihm mit ihrem Rat für die geplante Reform des ländlichen Erbrechts und Kreditwesens zur Seite stehen soll. In dieser Konferenz sind alle Richtungen vertreten, von Sombarth über Sering bis v. Plötz, und das Beratungsprogramm enthält fast alle ernsthaft zu nehmenden Vorschläge, die bisher gemacht worden sind, sogar die Ausgabe unverzinslicher Bodenscheine, die als fakultatives Zahlungsmittel in den Verkehr gebracht werden und durch die ersparten Zinsen die Nachhypotheken amortisieren könnten. Der gute Wille ist also im preußischen Ministerium offenbar vorhanden. Besonders ist anzuerkennen, daß der Minister auch auf die Notwendigkeit hinweist, durch staatliche

Fürsorge den Reinertrag der Landwirtschaft zu heben. Allerdings muß er von den „Schutzzöllen und der Währungsfrage als Reichsangelegenheiten" absehen; aber es steht doch zwischen den Zeilen zu lesen, daß ohne eine Parallel-Aktion des Reiches in Preußen nicht viel ausgerichtet werden könne. Die unaufhaltsam weiter sinkenden Getreidepreise machen die tröstenden Reden des Staatssekretärs des Auswärtigen bei den Verhandlungen über den russischen Handelsvertrag hinfällig. Er behauptete, Rußland verfüge nicht über die großen Getreidevorräte, die man ihm hier vorrechnete. Es stellt sich heraus, daß er im Irrtum und wir im Rechte waren. Allerdings kommt dies Getreide nicht in großen Mengen über unsere Grenze, aber es ist für den Handel jederzeit greifbar und drückt also hier die Preise, als wenn es in Breslau oder Berlin lagerte. Der Getreidepreis ist auch in Rußland so tief gesunken, daß die Regierung und die Privatbanken, die namentlich Roggen zur Zeit des Zollkrieges mit vielen Millionen Rubeln beliehen haben, jetzt den Lombard kündigen und große Verluste davonzutragen haben. Man berechnet, daß die russische Regierung mehr als die 24 Millionen Rubel, die sie durch die Konvertierung der Orientanleihe und der Bankbillets jährlich erspart, bei diesem Getreidegeschäft zusetzen muß. So teuer ist uns der Zollkrieg nicht gekommen. Man sieht aber auch hier wieder, daß Rußland in einer finanziellen Zwangslage war, als es die Handelsvertrags-Verhandlungen begann, und daß wir diese Zwangslage nicht genügend zu Gunsten unserer Industrie benutzt haben.

Unsere Industrie verspürt von den Segnungen des russischen Handelsvertrages noch sehr wenig. Die Preise sind eben auch in Rußland so gedrückt, daß sich mit Vorteil nicht dorthin exportieren läßt. Die Börse hat denn auch längst eingesehen, daß die erhoffte Besserung der Konjunktur nur sehr langsam eintreten wird. Das Geschäft an der Fondsbörse stagniert vollständig. Anfangs dieses Monats lähmte die mit rücksichtsloser Eile durchgeführte Erhöhung des Umsatzstempels das Geschäft, da sich über die Verteilung des Stempels zwischen den Kontrahenten und den Maklern keine Einigung erzielen ließ. Ueber diese ersten Schwierigkeiten ist man jetzt hinaus. Aber nun steht man der drohenden neuen Börsengesetzgebung gegenüber, die einesteils auf schnelle Abwicklung der vorbereiteten Emissionsgeschäfte, andererseits auf Enthaltung von allen weit aussehenden Spekulationen hindrängt. Das Publikum zeigt nur Interesse für fest verzinsliche Werte, daher denn auch die neue Emission von 160 Millionen Mark Reichsanleihe, eine Pariser Stadtanleihe, die russische und die türkische Konvertierungs-Anleihe glänzende Erfolge hatten. Das Geld ist für solche Geschäfte so flüssig wie kaum je zuvor — ein Umstand, der einer Reform des ländlichen Kreditwesens nach den Vorschlägen des preußischen Landwirtschaftsministers, wenn sie schnell durchgeführt wird, das günstigste Prognostikum stellt.

Man fragt wohl, woher dieser Ueberfluß an Kapital stamme. Die Frage ist leicht zu beantworten. Die Industrie hat 1893 nach Ausweis der Geschäftsabschlüsse ein ganz normales Erträgnis für die Aktionäre abgeworfen. Dabei ist ziemlich allgemein bei den reichen Leuten eine größere Zurückhaltung in Luxus-Ausgaben zu konstatieren — Sparsamkeit kann man das noch nicht nennen. Die nicht verzehrten Zinsen liegen einstweilen in den Banken oder den Privattresors, finden im Wechsel- und Reportgeschäft nur vorübergehende und nicht „lohnende" Verwendung (Privatdiskont 1 7/8 %) und ihre definitive Anlage bereitet den Kapitalisten wirklich schwere Sorgen. In ländlichen Hypotheken sein Geld anzulegen, hält man nicht mehr für ratsam; die Statistik des Dr. Miquel läßt ja auch erkennen, daß die hypothekarische Beleihungsfähigkeit der Güter in vielen Provinzen überschritten ist. In den Städten hat die Ueberspekulation im Baugewerbe für Jahre hinaus vorgesorgt, also ist auch in den Städten schwer anzukommen; in Berlin sollen Abschlüsse zu 3 Prozent für Grundstücke in bester Stadtgegend vorgekommen sein. Der Abfluß ins Ausland fehlt, seit die meisten exotischen Anleihen enorme Verluste gebracht haben. Auch schlechte Gründungen, an denen der Kapitalist sonst einen Teil seines Geldes zu verlieren pflegte, fehlen seit langem. So ist der

Kapitalist wirklich vor ein Rätsel gestellt, wenn er mehr als 3,4 bis 3,5 Prozent Zinsen haben will. In diesem Zustand liegt die Gewähr dafür, daß demnächst wieder etwas gewagt werden wird, sei es in exotischen Anleihen, sei es in industrieller Ueberspekulation. Nur die traurigen Zustände in Nord- und Südamerika liegen noch wie ein Alp auf der internationalen Geschäftswelt. In den Vereinigten Staaten, deren wirtschaftliche Elastizität sehr überschätzt worden ist, hat die Beseitigung des Silber-Ankaufs-Gesetzes nicht den geringsten Vorteil gebracht. Das Uebel sitzt dort eben tiefer und die Krisis stellt sich immer mehr als eine vorwiegend agrarische heraus. Amerika ist auf den Export landwirtschaftlicher Produkte angewiesen und leidet unter deren Entwertung aufs schwerste. Nach der Theorie unserer Gegner müßte dies Unglück der Getreideländer das Glück der Industrieländer sein. So billiges Getreide wie jetzt hat England und haben wir noch nicht gehabt. Es soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß die breite Schicht der nicht direkt von der Landwirtschaft abhängigen Arbeiter u. s. w. in Folge der billigen Brotpreise sich etwas besser kleiden und einrichten kann; der Vorteil für die Industrie ist aber gering, da an den untersten Qualitäten der Textil Erzeugnisse von Unternehmern und Arbeitern wenig verdient wird; gerade diese Waren sind fast lediglich Maschinenprodukte, deren Preis durch die große Konkurrenz stets gedrückt ist. Von den Gegnern zu verlangen, daß sie Landwirtschaft und Industrie mit gleichem Maße messen und beider Recht auf lohnende Preise gelten lassen, bei denen Produzent und Konsument bestehen können — das wagen wir kaum noch. Wenn die Kohlen- und Eisenpreise zurückgehen, jammert alles, was sich liberal nennt, ohne Rücksicht darauf, daß dann der „Arbeiter" seine Stube besser wärmen und sein Mittagessen billiger zubereiten, auch sein Werkzeug billiger beschaffen kann. Fallen aber die Getreidepreise, so freut sich derselbe Haufen und meint, nun erst könne sich der Arbeiter satt essen, der doch nicht von Roggen und Weizen lebt, sondern von Brot, in dem — bei uns wenigstens — mehr Zuthaten, Arbeitslohn, Geschäftskosten und Unternehmergewinn als Getreide bezahlt wird. Ganz kluge Volkswirte möchten überhaupt Zustände, wie die gegenwärtigen, verewigen, da Kohlen, Getreide, Wolle u. s. w. kaum noch Geld kosten. Schön wäre das, aber leider kann die Welt nicht bestehen, wenn die Produzenten umsonst arbeiten müssen.

Berlin, 21. Mai. Dr. Th. Müller-Fürer.

* * *

Eingesandt.

Herr Dr. Wernicke, Redakteur am „Reichsboten", ersucht uns um Aufnahme folgender Ausführungen:

Der Antrag Kanitz ist allseitig bekannt. Er will dem Reich den Einkauf und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides übertragen. Die Preise derselben werden fest bestimmt, für Weizen 215, für Roggen 165 Mark pro Tonne. Es werden Ein- und Verkaufsstellen errichtet, welche den Händlern dieselben Preise zu zahlen haben, „welche auf dem offenen Markte zu erzielen sein würden". —

Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Durchführung des Antrags Kanitz machte den Reichsboten zum Gegner desselben. Die Gründe gegen den Antrag Kanitz sind etwa folgende:

1. Eine dauernde Preisfixierung schlägt allen wirtschaftlichen Maximen ins Gesicht Sie wird und muß sich stets sehr bald als unmöglich ausweisen. Die Preise werden durch Vorrat und Bedarf bestimmt. Will man auf die Preise Einfluß ausüben, so muß man das Verhältnis dieser beiden Faktoren regeln. Das aber läßt der Antrag Kanitz zunächst außer acht, während der Vorschlag des Reichsboten gerade das zum Ziele hat. Die Zölle verfolgen denselben Zweck, die Getreideeinfuhr zu beschränken. Da sie aber jetzt nicht mehr genügen, so muß man auf andere Weise den Faktor Vorrat oder Angebot dem Bedarf oder der Nachfrage anpassen; das ist möglich durch die den

Verhältnissen angepaßte Quantität der Einfuhr. Herr Dr. Müller erklärt das für unmöglich. Nach ihm ist der Konsum sowohl, als auch der Ernteertrag statistisch nicht erfaßbar, darum kann auch das einzuführende Quantum nicht genau bestimmt werden. Graf Kanitz selbst scheint darüber anders zu denken.

In seiner Begründung des Antrages stellt er eine kurze Berechnung des Ernteertrages, des Bedarfs und des Imports der letzten 10 Jahre auf. Er findet den Bedarf gleich 4,8 Centner pro Kopf der Bevölkerung und pro Jahr, und seine Ansicht, die er aber nicht ausspricht, ist gewiß die, daß der notwendige Zuschuß vom Auslande ganz gut annähernd festgestellt werden könne. — Daß übrigens der Antrag Kanitz in diesem Sinne auch von Anhängern desselben aufgefaßt wird, das beweist eine Zuschrift des Herrn von Maltzan an die „Mecklenb. Nachrichten", die auch in der „Kreuz-Zeitung" wiedergegeben ist. Es heißt dort:

„Nach dem Antrage des Grafen Kanitz soll die Regierung jährlich den voraussichtlichen Ernteausfall feststellen lassen, weitere Erhebungen über die Erdruschresultate veranlassen und verrechnen, wieviel Getreide im Inlande erzeugt ist. Demgegenüber ist der Gesamtbedarf an Getreide im ganzen Reiche abzuschätzen und dann das etwa fehlende Getreide im Auslande anzukaufen und in das Inland einzuführen. Eines großen Beamtenapparates wird es hierzu nicht bedürfen. Die Lieferanten des Auslandes werden sich binnen kurzer Frist daran gewöhnen, ihre Getreide an die vom deutschen Reiche zu bestimmenden Abnahmestellen zu liefern und gern eine Handelsverbindung unterhalten, in welcher sie für gute Ware mit einem zahlungsfähigen Käufer zu thun haben. Privatpersonen ist der Import gänzlich zu versagen, und die Grenzen sind zu schließen, sobald Deutschland seinen Bedarf gedeckt haben wird."

Herr von Maltzan verlangt genau dasselbe wie wir — bezüglich der Quantität des zu importierenden Getreides. Wir behaupten aber, daß der Antrag Kanitz gar nicht um diese Berechnung des Importbedarfs herumkann. Denn würde das Reich z. B. statt 2 Millionen Tonnen 3 Millionen ankaufen, so würde es die überschüssige Million nicht zu den hohen Preisen los werden, es müßte entweder seine Preise herabsetzen, oder den Rest in seinen Magazinen behalten. Das Reich muß also in jedem Falle möglichst genau die nötige Importmenge feststellen. Wozu dann aber noch die Preisfestsetzung! Würde nicht jedes Gewerbe dann dasselbe Recht haben, daß ihm das Reich hohe Preise garantiert! Was dem einen recht, ist dem andern billig.

Der Antrag Kanitz setzt die Preise entschieden zu hoch an. Die Preise aller Waren sind seit 1890 bedeutend, vielfach um ⅓ bis ½ herabgegangen, Stabeisen z. B. von 180 auf jetzt 110 Mark. Mit diesem allgemeinen Preisrückgange, der auch der Landwirtschaft zugute kommt, muß man rechnen. In den letzten 10 Jahren (1883/92) waren die Durchschnittspreise in Berlin für Weizen 178, für Roggen 153, für Hafer 135 Mark pro Tonne. Das sind Preise, die bei der jetzigen allgemeinen Warenentwertung infolge Ueberproduktion in der ganzen Welt verhältnismäßig noch recht annehmbar sind. Würde man sich mit denselben als stetem, generellem Gravitationszielpunkt begnügen — um den aber die konkreten Preise beständig herumschwanken —, dann wäre der Antrag Kanitz mit dem Vorschlage des Reichsboten identisch und praktisch durchführbar.

Eine dauernde Preisfixierung ist in dem fluktuierenden wirtschaftlichen Leben unmöglich. Sie würde aber auch schon an dem Umstande scheitern, daß derselbe Preis für die verschiedenen Gegenden nicht paßt und daher für dieselben verschieden berechnet werden müßte. Wollte man dabei gerecht verfahren, so müßte man die Summe der Produktionskosten zu Grunde legen; wer aber würde sich an die Lösung dieser Aufgabe wagen! Nein, man überlasse die Preisbildung den natürlichen Faktoren, sorge aber dafür, daß die Faktoren in ein gesundes Gleichgewicht gesetzt werden, das übrige macht sich dann von selbst. Löst man den brauchbaren Kern aus dem Antrage Kanitz heraus, die Beschränkung und jährliche Feststellung der Einfuhrmenge, ohne welche

der Antrag Kanitz in sich zusammenfällt, dann bleibt der Vorschlag des Reichsboten übrig, der lange vor dem Antrag Kanitz gemacht ist.

II. Auch wenn man die Folgen des Antrags Kanitz in Erwägung zieht, wird man ihn nicht unterstützen können in seiner jetzigen Form. Nehmen wir an, der Antrag wäre in Kraft getreten. Der Einheitspreis wäre für Berlin, als Mittelpunkt des Reiches, festgesetzt. Es müßten also an den Grenzen von diesem Preise die Transportkosten abgezogen werden. Die Durchschnittspreise für Weizen waren z. B. im April d. J.:

in Berlin	138,4	gegen Berlin,
in Königsberg	129,8	minus 8,6.
in Köln	150,6	plus 12,2.

Sollte nun der Preis für Berlin auf 215 Mark fixiert werden, so würde er für Köln 202,8, für Königsberg aber 206,4 Mark betragen, d. h. in Königsberg höher sein, als wie in Köln. Das wäre aber offenbar ungerecht, da die Produktionskosten im Westen weit höher sind, als wie im Osten. Die westliche Landwirtschaft würde dagegen Protest erheben, ebenso aber auch die westlichen Konsumenten, namentlich die Industrie wegen der Verteuerung ihrer Produktion, sie würde auf dem Weltmarkt konkurrenzunfähig werden. Die östliche Landwirtschaft würde zunächst sehr zufrieden sein über die hohen Preise, würde aber bald das Danaergeschenk als solches erkennen, denn, da die Preise im Osten höher ständen wie im Westen, könnte sie nicht mehr dorthin exportieren. Was aber dann? Dann müßte sehr bald wieder ein kolossaler Preissturz erfolgen. Inzwischen aber würden die östlichen Konsumenten mit Recht bittere Wehklagen erheben. Diese Art der Preisnormierung würde somit an solchen inneren Widersprüchen leiden, daß sie nicht einen Monat durchzuführen wäre. Demnach könnte das Prinzip, die Transportkosten von der Grenze bis zum Mittelpunkt von dem Normalpreise abzuziehen, nicht verwandt werden. Welches aber dann? Vielleicht folgendes: Man würde im Westen 12,2 Mark zu —, im Osten 8,6 Mark abschlagen und so für Köln den Preis von 227,2, für Königsberg aber den von 206,4 Mark festlegen. Dann würde die westliche Industrie vollends totgemacht, ein wahrer Sturm von dorther würde sich erheben, der diese künstliche Unnatur über den Haufen fegen müsse. In der Zwischenzeit aber müßte sich die Sache folgendermaßen gestalten: Da das Reich im Westen den Weizen zu 227,2 Mark verkauft, kann derselbe nur im Westen abgesetzt werden. Der Importeur wird nur nach dem Westen importieren, da der Transport dorthin weit bequemer ist und nur ein- bis zweimalige Umladung verlangt, während der Import vom Osten her weit riskanter ist. Das Bäcker- und Müllergewerbe im Centrum des Reiches würde, da es ausländisches Getreide mit vermahlen muß, in arge Verlegenheiten geraten. Der Getreidehandel in dem Osten würde schwer geschädigt, und das würde auf die östliche Landwirtschaft empfindlich zurückwirken. Es würde eine Verschiebung aller Verhältnisse eintreten, unter der schließlich alle seufzen und den natürlichen Stand der Dinge herbeiwünschen würden. — Nun aber weiter —: Wenn das Reich diese hohen Preise festgesetzt hat, wird der Binnenhändler nicht versuchen, billiger anzukaufen? Er würde sich an die verschuldeten Gutsbesitzer halten — die meisten sind ja leider hoch verschuldet — und ihnen das Korn auf dem Halme weit billiger abkaufen. Die Preise würden steigen, aber nicht auf die vom Reich fixierte Höhe, sondern nur soweit, als es der wegen der erhöhten Preise abnehmende Konsum gestatten würde. Es würde sich somit eine Differenz zwischen dem Inlands- und den Reichspreisen herausstellen, das Reichsgetreide würde unverkäuflich sein. — Aber nun würden andere Folgen eintreten. Der Getreidebau würde wegen der erhöhten Rentabilität schnell ausgedehnt, die Ernteerträge würden sich bedeutend erhöhen, und die Preise würden allmählich wieder zurückgehen. Man hat berechnet, daß Deutschland das Doppelte an Getreide produzieren könne wie bisher. Deutschland würde im stande sein, bedeutend mehr zu produzieren, als es braucht, und die Preise würden einen tiefen Sturz erfahren. Unterdessen aber wären die Löhne und die Güterpreise weiter gestiegen. Das End-

resultat dieses Circulus vitiosus würde eine noch größere Kalamität sein, als wie sie jetzt schon besteht.

Aus allen diesen Gründen können wir den Antrag Kanitz nicht unterstützen. Der Vorschlag des Reichsboten geht nun dahin, daß das Reich die jährlich zu importierende Getreidemenge feststellt und sie auf dem Submissionswege auf die Importeure kontingentiert. Die Befürchtungen wegen der unreellen Manipulationen der Händler sind völlig unbegründet. Die Konkurrenz unter den Händlern verbietet ganz von selbst Unreellität, da sie sonst von der nächsten Lieferung ausgeschlossen würden. Es können ja auch die weitgehendsten Cautelen getroffen werden. Es bedarf dabei nur der folgende Punkt noch einer Erörterung. Kostet z. B. fremder Weizen in Hamburg 109 Mark, der Inlandspreis ist aber auf 170 Mark gestiegen, so entsteht — abzüglich des Zolles von 35 Mark — eine Differenz von 26 Mark. Diese darf natürlich nicht dem Händler als müheloser Gewinn in den Schoß fallen, sondern das Reich hat sie vielleicht in Gestalt einer Lizenzabgabe einzuziehen, die als Pauschalsumme bei der Verdingung festgesetzt wird. Würde die Pauschalierung nicht angängig erscheinen, so hätte der Importeur eine Konsulatsbescheinigung über den Einkaufspreis und eine weitere über den Verkaufspreis vorzulegen. Ihm verbleiben die Auslagen für die Transportkosten, die anderen Spesen, inclusive Lagergelder, und ein verhaltmäßiger Gewinn, der durch die Konkurrenz bei der Ausschreibung festgesetzt wird, während er den Ueberschuß an das Reich abzuführen hat.

Der Vorschlag des Reichsboten hat die Vorzüge der leichteren Ausführbarkeit und der natürlichen Regelung der Wirtschaftsfaktoren, Bedarf und Vorrat, für sich, wir hoffen, daß diese auch den Anhängern des Antrags Kanitz einleuchten werden.

Dr. Johannes Wernicke.

Anm. d. Red. Wir haben den Ausführungen des Herrn Einsenders in nahezu unverkürzter Form Raum gewährt, bemerken aber, daß wir damit dieselben inhaltlich in keiner Weise acceptieren. Speciell halten wir die Bedenken des Herrn Dr. Müller gegen die Kontingentierung für sehr begründet. Herr Dr. Müller hat uns mitgeteilt, daß er auf weitere Polemik einstweilen verzichtet, da er von der Unmöglichkeit, den Reichsboten zu überzeugen, vollkommen durchdrungen sei.

Kirche.

Dem Berichterstatter bleibt zwischen dem Evangelisch-socialen Kongreß und dem Zeitpunkt, zu dem ihm der Bericht abgefordert wird, gerade noch so viel Zeit, um die hauptsächlichsten Eindrücke von dem Verlaufe jenes Kongresses nebst einigen daran geknüpften Erwägungen zu Papier zu bringen.

Die Verlegung der diesjährigen Tagung nach Frankfurt hatte zunächst dem Kongreß einen großen äußeren Zuwachs verschafft. Es war eine überaus stattliche Versammlung in einem prachtvollen und geräumigen Saal. Ein ortskundiger Frankfurter schätzte die Gesamtzahl der Teilnehmer, die in den dichtbesetzten doppelten Emporen mitgerechnet, auf gegen 3000. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Stadt Frankfurt selbst einen erheblichen Teil derselben gestellt hatte, von denen eine ganze Anzahl doch mehr aus Neugier und einem gewissen kritischen Interesse, als aus wirklicher evangelisch-socialer Gesinnung erschienen war. Befanden sich doch in der Teilnehmerliste der bekannte Sonnemann und noch einige seiner Stammesgenossen, und auch der Sprecher der Frankfurter frei-religiösen Gemeinde. Bekanntlich hat sich auch der große Reformator, Oberstlieutenant von Egidy, gedrungen gefühlt, sein Licht auf dem Kongresse leuchten zu lassen, und hatte vorher seine Freunde in einem seiner Organe aufgefordert, ihrerseits gleichfalls daran teilzunehmen. Auch Socialdemokraten nahmen am Kongreß teil, und einer ihrer Redner, ein früherer Gymnasiallehrer Dr. David, griff auch in die Debatte mit ein.

Es versteht sich, daß der Kongreß auf Elemente wie die genannten eine Anziehungskraft in dem Maße nicht ausüben würde, wenn seine theologisch-kirchliche

Grundlage eine engere und fester begrenzte wäre. Er verfolgt die Tendenz, alle auf dem Boden des Evangeliums stehenden Richtungen zu socialer Arbeit und Orientierung zu vereinigen, und da kommt es denn leicht, daß auch solche sich einfinden, welche das Wort evangelisch in einem Sinne nehmen, wie Herr von Egidy, der da meinte, daß das Evangelium für die heutige Zeit umgestaltet werden müsse, worauf ihm vom Präsidenten angedeutet wurde, daß er das Wort nicht erhalten habe, um für seine Sache hier Propaganda zu machen. Von der anderen Seite versuchte auch ein Irvingianer seine Sache zu vertreten, allerdings in einer so versteckten Weise, daß es die wenigsten Zuhörer gemerkt haben werden.

Die bezeichnete Tendenz der Vereinigung der Richtungen trat diesmal deutlich heraus in der Verteilung der beiden Vorträge am Anfang und am Schluß der Verhandlungen an die beiden theologischen Antipoden Cremer und Harnack. Dies ist aber nun gerade, was dem Kongreß von vielen unserer Freunde zum Vorwurf gemacht wird. Wie kann, so fragen sie, bei einem solchen Mischmasch irgend etwas Ersprießliches herauskommen? Meine erste Betrachtung soll daher diesem Umstand gelten. Es ist wahr, daß in dem Aktionskomitee und dem erweiterten Ausschuß die moderne Theologie ein Uebergewicht hat, das durch die Bedeutung der betreffenden Persönlichkeiten für die evangelisch-sociale Sache nicht erklärt wird. Vier Professoren der Theologie sah man an dem Vorstandstische sitzen, und alle sind ausgesprochene Vertreter und Führer der Ritschl'schen Partei. In welchem Maße die dem Standpunkt Stöckers entgegengesetzte Richtung den Vorstand beherrscht, war u. a. an dem weiter unten zur Sprache kommenden Beschluß des Ausschusses bezüglich der emancipierten Frauen zu sehen, der mit 15 gegen 5 Stimmen gefaßt sein soll. Also es ist wahr, daß die leitenden Kreise vorzugsweise durch den Geist der modernen Theologie beherrscht werden, und es bleibt von Jahr zu Jahr eine Frage für alle, welche zu dem alten Evangelium stehen: wie weit sie sich noch ferner beteiligen können.

Aber andererseits würde ich es bedauern, wenn von jener Seite uns diese Möglichkeit genommen würde. Denn die Aufgabe des Kongresses an sich ist eine gute. Wir stehen in einer Zeit, in der ein geistiges Ringen stattfindet um gewisse Grundideen für die Organisation der menschlichen Gesellschaft. Der Materialismus mit seiner niederziehenden Gewalt ist dabei thätig. Er ist einerseits die innere Kraft des liberalistischen Individualismus, und andererseits hat er auch dem Socialismus seine verderbliche Richtung gegeben. Es kommt darauf an, das allgemeine Suchen nach neuen Ordnungen gegenüber der herrschenden Auflösung in den richtigen Bahnen zu halten und dem Idealismus sein rechtes Ziel zu geben. Durch weite Kreise, die dem verborgenen Schatz des Evangeliums noch fremd gegenüberstehen, geht das Gefühl, daß in dieser durch das Evangelium in die Welt gekommenen Religion Kraft und Ziel und Weg gegeben ist. Es ist unsere Aufgabe, dies Gefühl zu klären, die in dem Evangelium auch für das menschliche Gemeinschaftsleben gesetzten Kräfte und Impulse zum Verständnis zu bringen und auf diese Weise das Christentum und die Denkweise der ideal gerichteten deutschen Wissenschaft in innere Berührung zu bringen — wenigstens soweit es sich um die socialen Fragen handelt. Nicht soll das Christentum der Welt annehmbarer gemacht oder durch den Nachweis seiner socialen Vortrefflichkeit für den Glauben gewonnen werden, — der Weg in den Glauben hinein bleibt der eine und selbe durch alle Jahrhunderte und für alle Menschen; wir treiben auf dem Kongreß nicht Seelsorge, sondern wir wollen in ihm ein Organ haben für das Zeugnis, daß nur in Gottes Wort und seinen Ordnungen das Heil für die menschliche Gesellschaft zu finden ist. Dazu muß aber der Kongreß so gestaltet sein, daß sein Zeugnis gehört wird; und dazu müssen diejenigen sich auf ihm zusammenfinden können, welche dem Feinde alles geistigen Lebens, aller Freiheit, aller Religion gemeinsam entgegenzutreten entschlossen sind. Möge man über dem einen Wort: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich — das andere nicht vergessen, das auch aus des HErrn Munde kommt: wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Der Vortrag Harnacks über die soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche war eine schöne Leistung und durchaus ein Eintreten für christlich-sittliche Ideen im gesellschaftlichen Leben mit Zurückweisung aller schwärmerischen Utopien, die den natürlichen Menschen mit seiner natürlichen Selbstsucht unberücksichtigt lassen. Der Vortrag zeigte, wie viel Harnack seit seinem ersten Auftreten auf dem Kongreß vor fünf Jahren an Verständnis der socialen Aufgabe der Kirche gewonnen hat. Es war nicht alles richtig, was er sagte, — doch ist es unthunlich, an einem so großartig angelegten Bilde einige Kleinigkeiten zu korrigieren. Es war auch insofern einseitig, was er sagte, als er die soziale Aufgabe wesentlich als Kampf gegen die Not und als fürsorgende Liebe für die Notleidenden faßte; er berührte nicht die eigentlichen gesellschaftlichen Fragen, die Stellung des Christentums zu der Gruppierung der Menschheit und Völker und die Frage nach unserer Stellung zu den internationalen Ideen, — ferner zu der Gruppierung der Völker in Stände u. s. w. Aber es ist eine so große und weite Aufgabe, daß man unmöglich in einem anderthalbstündigen Vortrage alles erwarten kann. Dagegen zwei Punkte traten in seinem Vortrage hervor, an denen seine abweichende theologische Stellung sichtbar wurde und wo diese Abweichung vom alten Evangelium auch trübend einwirkte. Es ist zuerst folgendes: Harnack zeichnete richtig den Widerstand besonders der alten Kirche gegen die Versuchungen, denen die Sekten erlagen, welche die christlichen Ideale der Brüderlichkeit, des Gemeinbesitzes u. s. w. in schwärmerischer Weise verwirklichen wollten. Als Grund aber, weshalb die Kirche im ganzen auf derartige falsche Verwirklichungen christlicher Gedanken nicht eingegangen sei, gab er lediglich die Erwartung des baldigen Weltendes an. Die Nähe des himmlischen Reiches Christi habe es der Kirche unnötig erscheinen lassen, hier auf Erden die irdischen Verhältnisse erst noch besonders umzugestalten; man habe das dem kommenden Reiche Gottes überlassen wollen und sei so in dem Ertragen der irdischen Verhältnisse, auch des ungleichen Besitzes u. dgl. geblieben. Hier stimme ich nun überhaupt nicht zu. Ich halte es für falsch, daß die baldigen Zukunftshoffnungen der Kirche auf die praktische Stellung der alten Christenheit zu den irdischen Dingen einen gestaltenden Einfluß gehabt haben, daß es überhaupt die Meinung der Apostel und der apostolischen Gemeinden gewesen sei, daß keine Weltentwicklung des Evangeliums und des Reiches Gottes zwischen den beiden Erscheinungen Christi stattfinden würde. Aber dazu kommt, daß, wenn falsche und zu frühe Erwartungen bestimmend gewirkt hätten, dieselben doch nicht zur Nüchternheit, sondern zum Gegenteil davon hätten führen müssen. In der Nüchternheit erhielt vielmehr die gläubige Stellung des Gehorsams gegen das apostolische Wort. Die Grundlinien socialer Ordnungen im Neuen Testamente wurden von Harnack entschieden unterschätzt, und es ist bei seiner ganzen Stellung zum Worte Gottes erklärlich. Die moderne Theologie muß ja, wie sie meint, Gottes Wort erst herstellen, und was ihr nicht paßt, das ist entweder nicht echt, oder paulinische Spekulation oder dergleichen.

Die andere Stelle, wo doch wohl die Grundanschauung trübend einwirkte, war die Aufzählung der drei Stücke, die uns vor allem festzuhalten nötig wären: die Predigt des Glaubens — die Sorge für die Wohlfahrt der Brüder durch Werke der Liebe und — hier würde ich nun fortfahren: die Hoffnung auf das endliche Kommen des HErrn und die Vollendung seines Reiches mit Ueberwindung aller Leiden und Hemmungen dieser sündlichen Weltentwicklung. Aber anstatt Glaube, Liebe, Hoffnung kam bei Harnack die Trias: Glaube, Liebe, Bildung. Ich bin nun zwar durchaus ein Freund der Bildung und es wäre vielleicht auch die Stellung der christlichen Kirche zur Bildung ganz passend, mit in den Rahmen der historischen Betrachtung zu ziehen gewesen. Aber an dieser Stelle war es ein etwas matter Ersatz dessen, was man erwartete, und ein Zeichen dafür, daß für die soziale Aufgabe der Kirche die moderne Theologie kein Ziel kennt, auf das sie im Glauben hinarbeitet — wie wir ein solches haben.

Digitized by Google

Ich kann nicht die ganzen Verhandlungen des Kongresses in dieser eingehenden Weise hier beleuchten. Ich bemerke über den ersten Vortrag, daß Cremer gewiß manche sociale Schwärmer enttäuscht hat, indem er mit gewaltigem Ernst die eine Hauptsache aller evangelischen Predigt in den Vordergrund stellte. Die nachfolgende Debatte war reich an interessanten Momenten und stellte die verschiedenen Richtungen bezüglich der Aufgabe der Predigt deutlich heraus, auf der einen Seite die warnende und zurückhaltende, repräsentiert vom Referenten, dem sich hierin Harnack anschloß — auf der anderen Seite Stöcker und einige Jüngere, die viel mehr Sociales von dem Prediger verlangten. Mehrfach wurde — besonders durch Generalsuperintendent Lohr — darin die Lösung gefunden, daß die Predigt eben nicht die einzige Gelegenheit des kirchlichen Zeugnisses bleiben dürfe, da vieles wirklich nicht auf die Kanzel gehört, was doch auch durch den Pastor, als Berater und Warner der Gemeinde, gesagt werden muß.

Gleich am Anfang des Kongresses ließ ein Zwischenfall die verschiedenen Richtungen sich offenbaren. Der bisherige Generalsekretär erwähnte am Schluß seines Berichtes, daß am Abend vorher der Ausschuß beschlossen habe, daß fortan auch Frauen an den Verhandlungen des Kongresses nicht nur hörend, sondern auch redend teilnehmen dürften. Da ausdrücklich aufgefordert wurde, zum Berichte sich zu äußern, so konnte ich es nicht unterlassen, neben einem Dank für die Thätigkeit des Ausschusses meine Betrübnis über den soeben uns überraschenden Beschluß auszusprechen, der es einer hoffentlich recht großen Anzahl der bisherigen Teilnehmer des Kongresses wahrscheinlich unmöglich machen würde, ferner sich als Mitglieder desselben anzusehen. Nicht aus Verachtung der Frau, sondern aus Hochachtung vor derselben, aus dem dringenden Wunsch, dem weiblichen Geschlecht den Schutz zu erhalten, der ihm bisher durch die deutsche Sitte gewährt sei, hatte ich geredet; die Wichtigkeit der Frauenfrage erkenne ich dabei in vollem Maße an. — Herr Pastor Naumann erwiderte sofort. So wenig wie ich war auch wohl er auf diese Worte vorbereitet, die ich sowohl für den Kongreß als für Herrn Pastor Naumann selbst sehr bedauere. Wenn man, sagte er, das zarte Geschlecht, von dem ich geredet, in die Fabriken schicke, warum es dann auch nicht in solchen Versammlungen reden lassen. Habe die Frau doch eine ebenso große Gehirnmasse wie der Mann u. s. w. Diese letzte Aeußerung ist ein Zeichen der Zeit. Ein evangelischer Theologe und Geistlicher kommt mit diesem abgetriebenen materialistischen Gaul der Gehirnmassenmessungen, um daraus zu beweisen, daß die Frau ebenso wie der Mann vor 2—3000 Menschen Reden halten könne und müsse. Difficile est satiram non scribere. Deshalb nur noch ein Bild. Die Palme hat gewiß nicht weniger Triebkraft als die Akazie; wird man sie darum ebenso behandeln wie diese? Die Frankfurter würden etwas damit erleben, wenn man ihre schönen Palmen aus dem Palmengarten in die Mainanlagen pflanzte oder als Alleebäume an die Bockenheimer Landstraße; vielmehr läßt man sie hübsch im Warmhause, um sich an ihrem wundervollen Wuchs und ihrem prachtvollen Blätterwerk zu freuen.

Endlich komme ich noch zu dem dunkelsten Punkt der diesmaligen Kongreßverhandlungen, es sind die beiden Vorträge am Abend des ersten Tages über die Landarbeiterfrage von Professor Weber-Berlin und dem bisherigen Generalsekretär, jetzigen Pastor in Frankfurt a. O. Paul Göhre. Der Inhalt und die Tendenz der beiden Vorträge setze ich aus den Zeitungsberichten als bekannt voraus. Es wurde aus den Antworten, die von einigen hundert Geistlichen auf den ausgesandten Fragebogen eingegangen sind, die Lage der Landarbeiter beschrieben und Vorschläge zu ihrer Verbesserung gemacht. Bei Herrn Pastor Göhre liefen dieselben darauf hinaus: Der Großgrundbesitz des Ostens muß vernichtet werden! — Herr Professor Weber drückte dieselbe Sache etwas milder aus. Auf den letzteren gehe ich nicht weiter ein; Professoren der Nationalökonomie ist ja gestattet, ihre eigenen Theorien zu haben, so eigentümlich und neu auch aus solchem Munde der Vorschlag klingt: über die Köpfe der Spießbürger hinweg dem

Proletarier die Hand zu reichen, — für das deutsche Handwerk eine recht erfreulich Aussicht und gewiß nicht sehr gewinnend für die Tendenzen des evangelisch-socialen Kongresses. Doch es war auch viel Treffliches und Bemerkenswertes in dem Vortrage, und die allgemeine Tendenz: einen ländlichen Mittelstand zu schaffen in einer viel größeren Ausdehnung als er bisher existiert, — durchaus richtig; nur daß mir nicht klar geworden ist, inwiefern dies die Lösung der ländlichen Arbeiterfrage sein soll? — Doch die Sache kann hier nicht ausgetragen werden. Von Bedeutung für einen kirchlichen Bericht ist dagegen das Referat von Pastor Göhre. Mit der ganzen Oberflächlichkeit eines Enqueten-Statistikers, der in jedem Satze verriet, daß er die Lage der ländlichen Arbeiter weder aus eigener Anschauung noch aus gründlichen Studien kenne, verband er die Sicherheit eines Propheten, der mit Begeisterung den Klassenhaß predigt, die Vernichtung eines ganzen Standes, gegen den es an einzelnen beinahe höhnenden Bemerkungen nicht fehlte. Und wenn uns nur ein Weg gezeigt wäre, auf dem später die Entwicklung weiter gehen sollte! Aber das Einzige, was ich an positiven Vorschlägen heraushörte, war, daß der ländliche Besitz so klein sein müsse, daß jeder alle seine Produkte selbst verzehre. Der evangelisch-sociale Kongreß hat es darin sehr gut getroffen, daß er zu seinem ersten Sekretär einen Mann hatte, der sich mit seltener Energie und Opfermut mit der Lage der Fabrikarbeiter in einer originellen Weise bekannt gemacht, sich als einen guten Beobachter gezeigt und dadurch ein lebhaftes Interesse an der socialen Frage hervorgerufen hatte. Aber es scheint mir nicht minder günstig, daß Göhre diesen Posten jetzt nicht mehr bekleidet, da er nicht im stande zu sein scheint, ihm *fremde* Verhältnisse objektiv zu beurteilen. Der evangelisch-sociale Kongreß, so sehr es seine Aufgabe bleiben wird, seine Stimme nach oben wie nach unten hin zu richten, darf doch unmöglich z. B. die Frage nach dem ländlichen Grundbesitz vom Standpunkt des Fabrikarbeiters aus betrachten. Es war vortrefflich, was sowohl der Präsident, Herr *Nobbe*, als auch *Adolf Wagner* auf die Uebertreibungen der beiden Referenten erwiderten. Ich würde nur noch gefragt haben, mit wem denn die socialreformerische Gesetzgebung, die mehrfach dankbar und mit Anerkennung auf dem Kongreß hervorgehoben wurde, hätte durchgeführt werden sollen, wenn Herrn Pastor Göhres Pläne für den östlichen Landadel schon verwirklicht wären?

Nach dem Mitgeteilten wird man sich denken können, daß der Kongreß sehr reich war an interessanten und spannenden Momenten. Man sah freilich auch, wie mannigfach sich durchkreuzende Standpunkte sowohl in Bezug auf das „evangelisch" als auf das „social" in unserem Namen — vorhanden sind und wie vieler Abklärung die Ansichten noch bedürfen. Aber eben dies soll ja das Ziel sein, das dem Kongreß gesteckt ist, und ich denke, daß der bisherige Erfolg dieser fünf Kongresse nach der Seite der Aufklärung weiter Kreise über die socialen Probleme und insbesondere die socialen Aufgaben der Kirche nicht zu unterschätzen ist.

Greifswald, 22. Mai 1894. *M. v Nathusius.*

Herr Pastor *Ballien* in *Magdeburg* ersucht uns um Aufnahme folgender

Erklärung.

Die konservative Monatsschrift hat in einer Besprechung des in der D. E. K.-Z. erschienenen Artikels „Staatsoberhaupt oder Landesbischof?" ein Urteil über meine Person gefällt, welches ich nicht stillschweigend hinnehmen kann. Sie schreibt: „Unangenehm ist die Sache deshalb, weil das vorher gesprochene Urteil veröffentlicht ist, in dem das Verfahren des Begnadigten in einer Weise charakterisiert wird, daß es tief bedauerlich ist, daß ein solcher Mann im Amte bleibt."

Ich muß zunächst überhaupt dagegen protestieren, daß die gegen den Pastor N. N. ergangene Anzeige wegen Meineids mir in die Schuhe geschoben wird. Ich bin nicht „der Denunziant B.", sondern ein Verwandter von mir, der diese Anzeige gegen meinen Willen, wenn auch mit meinem Wissen eingereicht hat. Ich muß hiergegen um so mehr protestieren, als die Frau meines Amtsbruders N. N. einen hohen Regierungsbeamten veranlaßt hatte, mich zu denunzieren, diese Denunziation aber dem Pastor N. N. in dem Einstellungsbeschluß nicht in gleicher Weise zur Last gelegt wird. Es ist ferner dieser „Beschluß" durchaus kein „Urteil". Ein solches setzt eine Verhandlung voraus und ob das „Urteil" nach einer solchen ebenso ausgefallen wäre, ist nicht erwiesen, um so weniger, als der „Beschluß" selbst nichts weiter konstatiert, als daß die Voruntersuchung „nicht hinreichende" Belastungsmomente ergeben hat, um die Anklage zu erheben. Jedenfalls hat die K. Staatsanwaltschaft in Uebereinstimmung mit der Oberstaatsanwaltschaft die Einleitung der förmlichen Voruntersuchung s. Z. für geboten erachtet, „weil ein erheblicher Verdacht des Meineids nicht von der Hand zu weisen sei". In diesem Beschluß findet sich eine so große Anzahl von Ungenauigkeiten, daß ich genötigt war, dieselben in einer Eingabe an das Landgericht auf Grund von Akten und Zeugenaussagen richtig zu stellen. Weil dieser Beschluß nicht die Aufgabe hat, ein Urteil über mich zu fällen, sondern die Einstellung des Verfahrens gegen den Pastor N. N. zu motivieren, kann auch die mich betreffende Darstellung kein erschöpfendes und einwandsfreies Bild liefern. Ich habe außerdem bereits den Weg der Beschwerde hiergegen betreten. Ob eine öffentliche Darlegung der ganzen Angelegenheit der Kirche ein Segen sein würde, wird von allen, welche die Angelegenheit kennen, sehr bezweifelt. Es könnten da Dinge zu Tage kommen, welche auf die von dem Stöckerschen Blatte als so sehr bedroht angesehene „Ethik" ein gar sonderbares Licht werfen dürften. Die Ethik des Herrn Stöcker wird genügend dadurch gekennzeichnet, daß er die ihm gesandte Berichtigung zum Teil unterdrückt, zum Teil verstümmelt, dagegen alles veröffentlicht hat, was auf mich ein ungünstiges, wenn auch gefärbtes Licht werfen kann, und daß er, selbst nachdem ihm eine eingehende aktenmäßige Widerlegung in die Hände gegeben worden ist, doch sich nicht veranlaßt gesehen hat, meine verletzte Ehre wieder herzustellen. Es soll eben der Schein bestehen bleiben, als habe Se. Majestät einen Menschen begnadigt, der, wie die Kons. Monatsschrift ja offen ausspricht, dieser Gnade nicht würdig gewesen ist. Wenn jedoch Se. Majestät der Kaiser in Uebereinstimmung mit dem Evangelischen Oberkirchenrat für gut befunden hat, mich in meinem Amte zu belassen, so wird Allerhöchstderselbe wohl seine wohlerwogenen Gründe dafür gehabt haben. Konservative Männer sollten jedoch zu der Weisheit und Gerechtigkeit Sr. Majestät etwas mehr Vertrauen besitzen.

M. B.

Wir bringen diese Erklärung, hinsichtlich deren sich der Herr Absender mit Unrecht auf § 11 des Preßgesetzes beruft, ungekürzt zum Abdruck, da wir nicht gerne einen Angegriffenen in seiner Verteidigung behindern. Wenn wir auch den Angriff auf Herrn Hofprediger Stöcker mit abgedruckt haben, der jedenfalls nicht unter § 11 fällt, so sind wir natürlich weit entfernt, denselben für berechtigt zu halten; im Gegenteil vermuten wir, daß auch wohl jene „Widerlegung" mit Dingen beschwert gewesen ist, die nicht zur Sache gehören, und daß daher Stöcker gute Gründe gehabt haben wird, so zu verfahren, wie er verfuhr. D Red.

Neue Schriften.

1. Politik.

— Die rechtliche Natur der modernen Volksvertretung von Dr. Karl Rieker, ao. Professor der Rechte an der Universität Leipzig. (Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld.) 1893. Preis 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser tritt der landläufigen Anschauung entgegen, daß das Volk nur von denen vertreten werden könne, die es durch seine eigene freie Wahl dazu berufe und bevollmächtige. Seiner Ansicht nach, der wir beistimmen, sind dagegen die Mitglieder der ersten Kammer, des Herrenhauses u. s. w. gerade so gut Volksvertreter, wie diejenigen der zweiten Kammer, des Abgeordnetenhauses u. s. w. Bei der Erörterung der Frage: ist die Volksvertretung das Organ der Staatsgewalt und inwieweit verkörpert sie den allgemeinen Willen des Volkes, gelangt er zu dem Schluß: „Die Volksvertretung ist kein Organ des Staates und kann keins sein, weil sie das Volk nicht in seiner politischen Einheit, sondern in seiner socialen Unterschiedenheit, ja Zerrissenheit repräsentiert." Und weiter: „Der wahre Volksvertreter, d. h. der Vertreter des ganzen Volkes, nicht einzelner Klassen und Kreise desselben, das eigentliche Organ des allgemeinen, d. h. des auf das allgemeine Beste gerichteten Willens ist niemand anders als der Monarch." Die Abhandlung ist überaus klar und überzeugend geschrieben und verdient gelesen zu werden. v. H.

— Gehen wir einer socialen Katastrophe entgegen? Oeffentlicher Vortrag gehalten in Zürich, Bern und Lausanne von H. Mojon, Pfarrer an der deutschen evangelischen Kirche in Lausanne. (Basel, R. Reich.) 26 S. 50 Pf.

Dieser auf vielfaches Verlangen dem Druck übergebene Vortrag hat zum Motto eine ebenso kurze als geistvolle Schrifterklärung des seligen Prof. Beck in Tübingen: „Das Wort Gottes ist ein zweischneidig Schwert, es haut nicht bloß nach unten, sondern auch nach oben!" Die Hauptkrankheit unserer Zeit ist der Materialismus, die „fleischliche Gesinnung", die „Amerikanisierung" (Du Bois-Reymond) in der Gesetzgebung, Staatsverwaltung, in hohen und niederen Schulen, in der Roman- und Theaterlitteratur, in der Malerei und Musik einerseits, wie in dem auf Gelderwerb um jeden Preis gerichteten praktischen Materialismus andererseits. Vergehen gegen das Eigentum werden härter bestraft als Vergehen gegen die Sittlichkeit. In den außereuropäischen Besitzungen handelt es sich nur um Ausbeutung, an eine planmäßige Kolonisierung im Interesse des Heimatlandes denkt man nicht. Dem rücksichtslosen Betrieb des Mammonismus und Industrialismus ist die Socialdemokratie entwachsen; womit man sündigt, damit wird man gestraft. Der christlichen Kirche macht der Verfasser den Vorwurf, daß sie versäumt habe, rechtzeitig dem drohenden Verderben entgegenzuarbeiten; die Kirche habe im großen Ganzen die französische Revolution und die modernen Freiheitsbestrebungen verdammt. Dagegen ist geltend zu machen, daß das Verderben doch sehr allmählich herangewachsen und daß der Staat, der in erster Linie sich um das sociale Leben zu bekümmern hat, nur von der äußersten Not gedrungen und stückweise sich zur Abhülfe in Bewegung gesetzt hat. Die Verdammung der französischen Revolution im großen Ganzen aber war ebenso Pflicht der Kirche wie ihr Ankämpfen gegen die vagen „modernen Freiheitsbestrebungen". Unter den Folgen der französischen Revolution leidet Frankreich verdientermaßen am meisten, aber auch die anderen Völker, die von dem Wein der großen Babel getrunken haben, seufzen über die Wirkungen dieses Trankes.

Als „Zeichen der Besserung" erkennt der Vers. mit Recht die Bekämpfung des Manchestertums durch die Socialreform staatlicher- und die damit Hand in Hand gehenden Bestrebungen kirchlicherseits (Encyklika de conditione opificum vom

Mai 1891; die christlich-sociale Bewegung; der evangelisch-sociale Kongreß), dagegen ist von dem „heiligen Kreuzzug gegen den Mammonismus" in allen Kreisen der Gesellschaft nach nichts wahrzunehmen (der deutsch-russische Handelsvertrag bezeugt das direkte Gegenteil). Mit der Sonntagsruhe ist ein schwacher Anfang, mit der Wohnungsfrage in den großen Städten und der Zinsfrage auf dem Lande ist noch kein Anfang gemacht worden. Es fehlt in den oberen Regionen an Einsicht und an Mut. Wenn beispielsweise die sämtlichen Drogisten in Frankfurt a. M. vollständige Sonntagsruhe eingeführt haben, so sollte diese gewiß nicht vereinzelte Thatsache den Anstoß geben, daß man sich in den oberen Regianen von der immer noch nicht ganz überwundenen „traurigen Stellung Bismarcks" zur Sonntagsfrage völlig lossagt. — Die sociale Katastrophe wird vermieden, wenn jeder seine Pflicht thut — oben und bei den oberen Zehntausend. „Revolutionen können nur durch Reformationen vermieden werden." Erfolgt die Katastrophe, wozu alle Aussicht ist, dann kann nach Ansicht des Verf. eine praviforische Lösung der socialen Frage eintreten, wenn den oberen Zehntausend das Gewissen erwacht, wenn die unteren Hunderttausende nüchtern werden angesichts des „Zukunftsstaates" und wenn beiden beim Anblick der christlichen Blutzeugen in den kommenden Zeiten die Augen aufgehen über die Macht des Christenglaubens. Bleiben die Augen geschlossen, so könnte nur das antichristliche Weltreich der Endezeit eintreten, das mit eiserner Gewalt zusammengehalten würde, entweder van einem militärischen, vor Blutvergießen nicht zurückschreckenden Parvenu oder von einem „absoluten Kaiser eines halbeuropäischen, halbasiatischen Reiches", „der genug militärisch gedrillte Truppen und genug Verachtung der Glaubens- und Gewissensfreiheit besäße, um ein durch saeiale Revolution und Demagogie geschwächtes, zur sittlichen Wiedergeburt unfähig gewordenes und entartetes Europa rücksichtslos zu Paaren zu treiben."

Die Ausführlichkeit dieser Anzeige wird ausreichen, um die vou dem Verf. vorliegenden Vortrags gegebene Antwort weiten Kreisen nachdrücklich als einen klaren nicht mißzuverstehenden Posauuenton zu kennzeichnen. O. K.

— Die zehn Gebote des Jesuiten. Aus den Hauptwerken der Jesuiten zusammengestellt mit genauer Quellen-Angabe van Dr. Adalf Bradbeck, Magister. (Zürich, Schadelitz.) 1894. 43 S. 40 Pf.

Verf. erklärt ausdrücklich, kein Christ zu sein. Daher kann die christliche Tugend der Bescheidenheit nicht von ihm erwartet werden. Daß er sie nicht besitzt, erweist aber das Vorwart. Darin heißt es: „Vielleicht ist es das erste Mal, daß die Wahrheit über die Jesuiten und ihre Stellung zum Christentum gesagt wird." Diese Wahrheit soll aber teils darin bestehen, daß Verfasser auf 40 Seiten eine Anzahl jener Ungeheuerlichkeiten zusammengetragen hat, von denen es bekanntermaßen in den kasuistischen Schriften der Patres wimmelt, und über die es längst seit Pascal eine überreiche Litteratur giebt. Und zweitens soll es eine Wahrheits-Entdeckung sein, daß der Jesuitismus sich angeblich auf die Bibel berufen könne und genuines Christentum sei. Die Fanatiker desselben sollen wahre Jünger dessen sein, der die Barmherzigen und Friedfertigen selig gepriesen und die Feindesliebe in die Welt gebracht hat. — Abgesehen vam diesem Standpunkt haben wir gegen die Broschüre nichts Besonderes einzuwenden. Die Tollheiten der jesuitischen Thealogie können nicht oft genug aufgedeckt werden. Auch bei verkehrter Kommentierung erweisen sie sich selbst und den Orden, aus dem sie stammen, als Karikatur des Christentums, und zwar nicht als harmlose Irrlehre, sandern als ein System von der größten palitischen und kirchlichen Gemeingefährlichkeit.

2. Kirche.

— Das apostolische Glaubensbekenntnis in Predigten van F. Horn, Prediger an der Martinikirche zu Halberstadt. (Göttingen, Vandenhaeck & Ruprecht.) 1893. 105 S. Pr. 2,40 M.

Durch die Widmung an Professor Willibald Beyschlag ist schan die theologische Richtung des Verfassers gekeunzeichnet, und zur Bestätigung heißt es im Vorwort, daß die Predigten eine „im guten Sinne vermittelnde" Auslegung geben sollen. Als Motto ist das Wart Beyschlags vorangestellt: Nicht in der knechtischen Unterwerfung unter einen glaubensgesetzlichen Wortlaut, sondern in der freien Zustimmung zu den Glaubensintentionen der Väter, die sie in ihrer Sprache ausgedrückt haben so gut sie konnten, während ich das Recht der meinigen behalte, besteht die Aneignung jedes für uns gültigen Symbals. Das Recht der eigenen Sprache soll freilich niemandem bestritten werden; daß es aber im kirchlichen Leben erträglich ist, eine Jukongruenz zwischen Sprache und Glaubensintention beim Gebrauch des Apostolikums geltend zu machen, davon haben mich diese Predigten nicht überzeugen können. Es handelt sich beim Apostolikum gar nicht um Aussprache von Glaubensintentionen in Farm van Lehren und Dogmen, sondern um einfaches Bekenntnis von Heilsthatsachen, welche mit der Person dessen, an welchen sich der Glaube hält, unablöslich verknüpft sind. Es kann doch nur ein Entweder — Oder geben, Bekenntnis zu den Thatsachen oder ihre Verwerfung. Der Verfasser versucht es, mit dem Recht der eigenen Sprache weder ja nach nein zu sagen. In der Weihnachtspredigt S. 10 heißt es: Wie auch van der unergründlichen Gattheit Christi zu verschiedenen Zeiten verschieden geredet und geschrieben wird, alles ist und bleibt ein Stammeln in der Sprache der jedesmaligen Zeit. Zu dem, was so gestammelt ist, gehört die Weihnachtsgeschichte, das Zeugnis des Paulus, der nach der Darstellungsweise des damaligen Judentums von der

erhabenen Hoheit Christi redet, die Weise des Johannes, der einen den Juden und Heiden bekannten Begriff wählte. Daneben steht anscheinend völlig gleichwertig die Auffassung des Mittelalters, der Neuzeit. Andererseits heißt es in derselben Predigt: Hier muß ein übernatürlicher Zusammenhang stattfinden, hier können nur überweltliche Vorgänge gewirkt haben. Gott hat dem wilden Baum der Menschheit ein edles Pfropfreis eingepflanzt. Ob nun wohl der Verfasser, wenn wir an dem „Uebernatürlichen", „Ueberweltlichen" mit Ernst festhalten wollen, uns nicht doch wieder mit dem „Stammeln der Sprache" entschlüpfen wird? Man kann es nicht für unmöglich halten. An diesem Beispiel mag es bewenden, man wird sich nicht wundern, wenn in den Predigten über Tod und Auferstehung Klarheit und Bestimmtheit der Auffassung vergeblich gesucht wird. In überraschender Weise giebt sich die theologische Richtung des Verfassers in der Osterpredigt zu erkennen. Nach dem Bericht der Evangelien wissen wir nur, daß die Jünger nach dem Tode des Herrn völlig verzagt und hoffnungslos waren. Der Verfasser weiß mehr: „Mehr und mehr rief in diesen (den Gläubigen) durch Gottes Gnade des Herzens Stimme das Bewußtsein wach: Der Gekreuzigte ist uns nicht für immer genommen. Was wir an ihm hatten, das haben wir auch künftig an ihm. Was er an uns gewirkt, das wirkt er auch ferner an uns." Blühende Phantasie! Soviel zur dogmatischen Beurteilung, die, sonst bei Predigten recht prekär, in diesem Falle durch die ausgesprochene Tendenz gerechtfertigt erscheint. Im übrigen geht ein herzlich warmer Ton durch diese Predigten, und die klare Einteilung und einfache Sprache sind sehr ansprechend. Abgesehen von einzelnen mir nicht zusagenden Vergleichen und dem überaus nüchternen Anfang der Osterpredigt: (Wer meine Predigten über das apostolische Glaubensbekenntnis bisher verfolgt hat, der weiß: Nach regelmäßigem Gange wären heute die Worte „niedergefahren zur Hölle" an der Reihe) würde das Buch nach diesen Seiten hin zu empfehlen sein. Wt.

— Evangelische Gnadenordnung in vier Gesprächen von David Hollaz. (Basel, Jaeger & Kober.) XXXI u. 144 S.

Durch die Wiederherausgabe dieser aus dem Jahre 1751 stammenden Erbauungsschrift hat sich die Verlagshandlung ein entschiedenes Verdienst erworben. Hier wird nicht wie in so manchen neueren Erbauungsbüchern nur auf eine augenblickliche Erregung frommer Gefühle, sondern auf seelsorgerliche Gründung in fester und reiner Lehre und damit zu einer gründlichen Bekehrung hingewirkt. Der Verfasser ist nicht der bekannte texte Wortführer unverfälschter altlutherischer Dogmatik, sondern dessen gleichnamiger Sohn, aber wie sein Vater tief gegründet in der klaren und gewissen Heilslehre der lutherischen Kirche. Eingeleitet wird die Schrift mit einer „Vorrede und Anweisung zum fruchtbaren Lesen dieser Gnadenordnung für diejenigen, die es nicht besser wissen und sich doch gerne raten und weisen lassen" von dem Prediger in Görlitz, M. Kramsch, dann folgen vier Gespräche zwischen Lehrer und Zuhörer, nämlich: 1) wie eine Seele von der eigenen Gerechtigkeit zur Erkenntnis ihres Sündenelendes gelangen könne; 2) wie eine um ihr Heil bekümmerte Seele zum Glauben an Jesum Christum gelangen könne; 3) Anleitung zur Befestigung im Glauben und Gnadenstande; 4) von der Heiligung und der daraus folgenden seligen Vollendung. In einem Anhange findet sich noch „Evangelischer Augenschein, in welchem sich ein kurzer Abriß vom Vorsatze Gottes zum Heile der Menschen darstellet" von M. Philipp David Buck, Stadtpfarrer zu Kirchheim u. T. (1781). — Wer sich dies Büchlein anschafft und es mit Heilsbegierde liest, wird sicher viel Segen und Glaubensbefestigung daraus gewinnen. J. P.

— Johann Arndt. Ausgewählte Predigten. Mit einer einleitenden Monographie von Professor D. Fr. Hashagen. (Leipzig, Fr. Richter.) LVI und 127 S.

Selten nur ist an diesem Orte auf das rüstig fortschreitende Sammelwerk „Die Predigt der Kirche" hingewiesen. Wenn wir heute auf den jetzt vorliegenden 26. Band aufmerksam machen, so geschieht es sowohl deswegen, weil er Predigten des reich gesegneten Johann Arndt bringt, als weil in der Einleitung durch Prof. Hashagen die Bedeutung dieses Erbauungsschriftstellers für die lutherische Kirche in musterhaft klarer und warmer Weise dargelegt ist. Arndts Hauptwerk ist ja das „Wahre Christentum", jenes erste große Erbauungsbuch der lutherischen Kirche und unter allen wohl das verbreitetste und gesegnetste. Doch sofort nach seinem Erscheinen ist die Bekenntnismäßigkeit der Schrift in Zweifel gezogen. Zwei Punkte waren es, die seine Gegner geltend machten: er stelle den Christus in uns über den Christus für uns, die Heiligung über die Rechtfertigung, und er verwende die vorreformatorische Mystik in einem Maße, wodurch die reine Lehre verderbet werde. Die zu seiner Zeit (1555—1621) lebhaft geführte Polemik ist in neuester Zeit durch Ritschl wieder aufgenommen worden, er nennt in seiner „Geschichte des Pietismus" das „Wahre Christentum" „eine Urkunde für die Zersetzung der lutherischen Lebensanschauung, wie sie schon am Anfange des 17. Jahrhunderts eingetreten sei". Er behauptet, Arndt deute mit den Dingen dieser Welt auch den weltlichen Beruf als etwas, zu welchem der Christ sich als Fremdling verhalten solle, ja es gelte bei ihm, entsprechend dem römisch-katholischen Sinne des Vorbildes Christi, eine Anschauung, worin dem Christen die allgemeine Entfremdung von den weltlichen Dingen, die Bereitschaft zu leiden und die unbestimmte Güte und Milde des Charakters zur Pflicht gemacht sei. Nun ist von vornherein zuzugeben, daß das rationalistische und weltlich orientierte Lebensideal Ritschls ein wesentlich anderes ist, als das himmlisch orientierte von Johann Arndt, aber eine andere Frage ist, welches am tiefsten im Evangelium und in den kirchlichen Bekenntnissen gründet. Wir glauben,

daß es Hashagen gelungen ist, das gute Recht Arndts zu verteidigen. Arndt schreibt nicht für solche, denen die reine Lehre von der Rechtfertigung fremd ist; die ganze Lehre der Kirche ist vielmehr die Voraussetzung, von welcher er ausgeht. Nun aber fand er sich einer furchtbaren Verwilderung des Volkslebens gegenüber, welche sich immer noch mit der festgehaltenen reinen Lehre decken und trösten wollte. Da dringt er vor allen Dingen auf rechtschaffene Bekehrung, da predigt er mit heiligem Ernste den himmlischen Sinn, jenes Johanneische „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist", und wenn auch zuzugeben ist, daß er in seelsorgerlichem Eifer oft einseitig seine Grdanken betont, so thut er es doch nie in polemischem Interesse gegen die Kirche und ihre Lehre. Den Kopf will er ins Herz hineintragen, und um das zu erreichen, wendet er alle ihm nur irgend zulässig scheinenden Mittel an. Zu diesen gehört dann auch die vorreformatorische Mystik, namentlich Tauler und die „Theologia deutsch" finden reiche Verwendung. Für Ritschl wirkt das wie ein roter Lappen, die Mystik und seine weltlich gerichtrte Theologie sind allerdings kontradiktorische Gegensätze. Wir können es ihm überlassen, wie er sich auf diesem Punkte mit Luther abfinden will, der ein Liebhaber und Lobredner der Mystik war wie wenige. Aber allerdings die modernen Theologen prätendieren ja Luther besser zu kennen, als er sich selber gekannt hat, Albrecht Ritschl ist eben der von allen ihm noch anhaftenden fremden Beimischungen gereinigte Luthrr. Daß Prof. Hashagen Arndt Ritschl gegenüber in Schutz genommen hat, hat uns sehr gefreut, und besonders hat es uns gefreut, daß er rs nicht bloß in wissenschaftlich vornehmer Weise, sondern mit so persönlich warmer Teilnahme gethan hat. Von S. XLVII an schildert uns Hashagen, was ihm selbst von frühester Kindheit Arndt gewrsen ist, wie die Gedete des „Paradiesgärtleins" als früheste Erinnerung aus dem Elternhause ihn durchs Leben begleitet haben. Möchte doch diese kurze Anzeige dazu dienen, daß man zunächst in weiten Kreisen einmal wieder nach dieser Ausgabe Arndtscher Predigten und dann weiter nach dem „Wahren Christentum" griffe. (Im Brrliner Evangelischen Bücherverein neu herausgegeben, gebunden 2 M.)

J. P.

— Die Evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem inneren Verhältnis. Eine sociale und religiöse Frage der Gegenwart. Von A. Schindler. (Basel, Allgem. Schweizer Ztg.) 1894. 130 S.

Die Recension im Maiheft hat uns eine längere Zuschrift des Herrn Verfassers eingetragen, der erklärlicherweise unser Urteil sehr ungerecht findet. Er ist der Ansicht, daß „Kirchentum, Formgerechtigkeit und Orthodoxie" uns so verblenden, daß wir den Wert der Heilsarmee nicht zu erkennen vermögen, und daß wir ein „Verdammungsurteil" aussprechen über Menschen, „die kein höheres Lebensziel kennen, als sich ihrem Herrn und Heiland völlig hinzugeben". Verfasser bittet uns dann, zu erwägen, ob die Mahnung zur Liebe und Freundlichkeit in einer Zeit wie die unsere „eine so fluchwürdige That ist, wie Sie es anzunehmen scheinen". Dann heißt es weiter:

„Freilich gehen Sie ja von der Ansicht aus, die Heilsarmee sei eine Fälschung des Christentums, und in diesem Sinne wäre es ja unstreitig ein Recht und sogar eine Pflicht, ihr den Untergang zu wünschen. Ich stünde dabei ganz auf Ihrer Seite. Nun ist aber eben da das tieftraurige Verhängnis, daß so viele sonst wohlmeinende Leute, durch die eiserne Macht der Gewohnheit grblendet, von vornherein jedem Neuen, auch wenn rs nur Aeußerlichkeiten betrifft, den Krieg erklären, bevor sie es gründlich geprüft haben. Ich nenne es ein Verhängnis, weil ungerechte Urteile die Folge selbstverschuldeter Blindheit zu sein pflegen. Daß solches gerade den eifrigsten Verteidigern des Trmpels am ehesten passiert, ist eine alte kirchengeschichtliche Erfahrung und sollte dringend mahnen, um des Kleides willen nicht den Menschen zu verderben. Ich muß Ihnen, nach dem, was mir über die Heilsarmee und ihr Werk bekannt geworden ist, und nach dem zu urteilen, was Sie darüber sagen, offen erklären, daß Sie ihr inneres Wesen und Sein absolut nicht verstehen, und ihr daher Unrecht thun. Vom Gesichtspunkt der socialen Frage ist solche Verkennung doppelt zu bedauern und die Zukunft wird bald genug lehren, wie die Kirche ihrerseits mit den ihr entfremdeten Massen allein fertig werden wird.

P. S. Vor Schluß dieser Zeilen kamen zufällig zwei befreundete Offiziere bei mir vorbei und waren betrübt, Ihr Urteil zu vernehmen. Als sie jedoch zum Schlusse brteten, vergaßen sie nicht, die Segnungen Gottes mit Inbrunst auf Sie herabzuflehen, gleichwie über ihre besten Freunde.

Es ist eben jede Spur von Bitterkeit und Selbstliebe aus diesen Menschen verschwunden, und diese Thatsache hat mehr Beweiskraft für die Göttlichkeit dieses Werkes, als alle gegenteiligen Behauptungen für die Perversität zu erbringen vermögen. Die Religion, die den Menschen so läßt, wie er gewesen ist, kann nicht die richtige sein, und wenn sie noch so feierlich, korrekt und offiziell anerkannt wäre. Die Heilsarmee hält die Prüfung nach den geistigen Gesichtspunkten der hl. Schrift tausendmal besser aus, als die Kirche, in der nach dem Ausspruch unseres positivsten Kirchenblattes (Kirchenfreund) über keine einzige Lehre des christlichen Glaubens auf der sog. positiven Seite ein volles Einverständnis herrscht. Dabei wird noch speciell angeführt die Frage der Gottheit Christi, Göttlichkeit der hl. Schrift, Gebetserhörung, Sakramente, Auferstehung, Zukunft des Herrn!! Und Sie wollen, daß das Volk auf diesem Sande Häuser baue und die lebendigsten Kinder Gottes mit ihrem tadellosesten biblischen Glaubensbekenntnis hassen und verachten, nur weil sie für ihre undankbare Arbeit einer festen Organisation nicht entbehren zu können glauben?

Da sei Gott vor. Die Heilsarmee ist für jedes Land ein Segen und würde es auch für Deutschland sein."

Soweit die Zuschrift. Wir glauben, daß nichts so sehr die Richtigkeit unserer Kritik bestätigen kann, als dieser Brief. Zunächst bemerken wir, daß wir das Unternehmen des Verfassers nirgends für „fluchwürdig" erklärt, sondern nur den Wunsch ausgesprochen haben, daß er mit seiner Absicht, ein besseres Verhältnis zwischen den kirchlich gesinnten Christen und der Heilsarmee herzustellen, „zu schanden werden" möge. Diesen allerdings etwas starken Ausdruck könnten wir gerne mildern — in der Sache bleiben wir umsomehr bei unserer Ansicht, als Berichte aus England es sehr wahrscheinlich machen, daß die Armee ihren Höhepunkt längst überschritten hat und stark im Niedergang begriffen ist, wie unzählige kleine Sekten vor ihr. Hinsichtlich dieses Urteils hält Verfasser uns nun freilich für „geblendet" und „selbverschuldet blind". In Einem Punkt glauben wir aber jedenfalls weniger blind zu sein, als er; wenn er nämlich die Spezialitäten der Heilsarmee „Aeußerlichkeiten" nennt, so sind wir der Ansicht, daß sie das Wesen des Christentums stark berühren und allen Direktiven, die der Heiland für die Ausbreitung des Evangeliums gegeben, und aller Praxis der Apostel schnurstracks widersprechen. Wie der Verfasser dazu kommt uns für Vertreter einer „offiziell anerkannten" oder „tadellosen" Orthodoxie zu halten, wissen wir nicht. Jedenfalls irrt er. Wir sind im Punkte der Dogmatik so tolerant und ökumenisch gesonnen, wie möglich. Nicht das fragen wir, ob eine Lehre offiziell, sondern ob sie schriftgemäß ist. Und eben die Schrift halten wir für Felsgrund, auf den man sicher baut, für Sand dagegen die Einfälle des Herrn Booth, deren manche man doch, ohne ungerecht zu sein, unter die „Narretheidinge" verweisen darf. Will der Vers. intensio für das Reich Gottes arbeiten, so kann er das in Deutschland überall thun, ohne durch die lärmende Praxis der Heilsarmee Polizei und öffentliche Meinung gegen sich aufzubringen.

— Ist die Judenmission wirklich eine Christenpflicht? Von W. Becker. Heft 138, Bd. XIX, 2 der „Zeitfragen des christl. Volkslebens". (Stuttgart, Belser.) 43 S. Pr. 80 Pf.

Die Formulierung des Titels verführt zu der Annahme, daß es sich um eine Schrift gegen die Judenmission handle. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil enthält sie einen sehr warmen Appell an die Christen, Judenmission zu treiben. Eine Anzahl Bemerkungen zu mehreren gar zu philosemitischen Thesen des Verfassers hat mit Recht schon die Redaktion unter dem Strich gemacht.

— Von den letzten Dingen. Von Henry Varley in London. Uebersetzung von Dr. R. von Zwingmann. (Hannover, C. Meyer.) 1 M.

Man beschäftigt sich in England sehr lebhaft mit der Frage von den letzten Dingen, von dem Zustande nach dem Tode und von der Endgeschichte des Reiches Gottes auf Erden. Vor einigen Jahren wurden uns die Ansichten von Kingsley über den Tod, die Regionen des Todes, die Auferstehung des Fleisches und andere damit zusammenhängende Dinge in einer deutschen Uebersetzung gebracht. Ich mußte mich denselben gegenüber zum großen Teil ablehnend verhalten. Etwas anders liegt es mit Varley. Wenigstens was die erste Abhandlung: Was wird aus uns nach dem Tode? betrifft. Er giebt hier eine Auslegung vom Gleichnis oder von der Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus, der man meist zustimmen kann. Doch fehlt es auch in ihr nicht an einigen englischen Absonderlichkeiten. Dahin zähle ich die künstliche Unterscheidung der Begriffe Qual und Pein. Die englische Uebersetzung hat Qual. Der Verfasser meint, wenn man Pein sage, mache man den lebendigen Gott zum Menschenpeiniger, Pein führe immer auf grausame Härte und boshafte Rachethat zurück. Es ist schwer zu finden, warum Pein etwas anderes sein müsse wie Qual. Und gewiß ist der heilige Gott, der gerechte Richter der letzte Ursächer für die ewige Strafe, nenne man sie Pein oder Qual. Die ewige Hoffnung, welche der Dechant Farrar neuerdings in England vertreten hat, weist Varley mit Recht als schriftwidrige Lehre ab. Dafür hat er selbst unter der Ueberschrift: „Das Gericht des Menschensohnes" die Ansicht aufgestellt, daß das Gericht Matth. XXV, 31 ff. von dem jüngsten Gericht Offenb. XX, 11—15 zu unterscheiden sei, ein höchst fragwürdiges Theologumen. Und von solchen Theologumenen strotzt die zweite Abhandlung: Ist Christi Kommen bevorstehend? Die Frage hätte schon näher bestimmt werden sollen. Daß Christus kommt, gehört zur Substanz des Glaubens an Christum. Varley hätte sagen sollen: Ist Christi Kommen nahe bevorstehend? Er will von denen nichts wissen, die Tag und Stunde berechnen, aber er rechnet doch auch selbst. Er geht von III. Mos. XXVI aus. Auf dieser Verheißungs- und Drohungsrede beruht die Weissagung Daniels. Weil es nun von den Strafgerichten Gottes über das von Gott und seinem Gesetz abfällige Israel heißt, sie sollten siebenmal, siebenfach erhöht, verstärkt werden, macht Varley folgende Aufrechnung: siebenmal bedeutet sieben Tage, der Tag bedeutet ein Jahr, das Jahr umfaßt 360 (oder 365) Tage, also sind siebenmal 360 Jahre = 2520 Geschichtsjahre verstanden. Die Wegführung Israels in die babylonische Gefangenschaft geschah nach Varley 605. Zählt man nun 1892 hinzu, so erhalten wir die Jahresziffer 2497, stünden also im letzten Vierteljahrhundert der Siebenzeit, welche Gott der Herr für die Zeit der Heiden und für die Enthebung Israels von seiner nationalen Stellung verordnet hat. Die verderbte gottlose grausame Periode heidnischer Herrschaft neigt sich zum Ende, das fünfte Weltreich, das Königreich Christi wird anbrechen, sobald das vierte zermalmt ist, der Herr wird kommen und wird zunächst die Gläubigen der Kirche zu sich, in seine Glorie nehmen, dann aber Israel als weltliches Volk aufrichten, etwa in den Grenzen der Alt-Davidischen und Salomonischen Herrschaft. Das ist die Offenbarung, die wir also in der Nächstzeit zu gewärtigen haben. Rechnet man 365 Jahrtage, so würde sich die

Erfüllung um 35 Jahre verschieben. Immerhin aber bliebe das kommende Jahrhundert das Jahrhundert der ersten Wiederkunft Christi. Das alles ist nun von dem Ansatz des Exempels her grundfalsch. Aber es sind Anschauungen, die in England weite Kreise beherrschen, und die von England her auch in Deutschland Boden zu gewinnen suchen. Der Irvingianismus mit seinen apostolischen Gemeinden ist zu einem Teil ein Erzeugnis dieser Anschauungen; bei ihm mischt sich allerdings noch anderes ein. Aber auch außerhalb dieser geschlossenen Kreise stößt man auf Propheten und Prophetinnen der nahen Offenbarung Christi, der volklichen Wiederherstellung Israels, des tausendjährigen Reiches, mit Beweisführungen, die geradezu verblüffend sind. Die Uebersetzung der beiden Barleyschen Aufsätze hat die eigentümliche Steifheit der englischen Darstellung nicht ganz zu überwinden vermocht. Die Ausstattung nach Art der Drummond-Broschüren ist sehr sauber.

D.

3. Länder- und Völkerkunde.

— Palästina und Syrien von Anfang der Geschichte bis zum Siege des Islam. Lexikalisches Hülfsbuch für Freunde des heiligen Landes von E. v. Starck, Pastor zu Leussow. (Berlin, Reuther und Reichard.)

Das Unternehmen des Pastors von Starck hat von Alters her manche Vorgänger. Es war ja auch nur natürlich, daß das heilige Land in ganz besonderer Weise die Forschung der Christenheit auf sich lenkte. Kam doch hier zu dem wissenschaftlichen Interesse noch das andere höhere des Glaubens hinzu, dem die heiligen Stätten teuer waren wie Stätten der Heimat. Eusebius von Cäsarea und Hieronymus sind die Anfänger der Wegweisung im gelobten Lande. Adrian Reland setzt die Arbeit fort, und die Gegenwart zeigt eine ganze Reihe von Einzelforschungen und gemeinsamen Forschungen. Der Verfasser giebt eine übersichtliche Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse. Er beschränkt sich dabei auf die ältere Zeit. Die arabische Periode Palästinas hat schon eine besondere Bearbeitung gefunden. Und ein Verzeichnis der gegenwärtigen Ortsnamen ist in Angriff genommen. Daß der Verfasser, um eine möglichst zusammengedrängte Darstellung zu erreichen, nicht alle Schriftstellen angiebt, bedaure ich. Derjenige, welcher ein solches Lexikon nachschlägt, sucht darin doch das Vorkommen der einzelnen Ortschaften in der Schrift; findet er es nicht, so muß er ein zweites Lexikon nachschlagen; das thut man aber nicht gern. Nehme ich ein Beispiel heraus. Von Mamre, oder wie die LXX und die Vulgata und letzterer folgend die katholischen Schriftsteller schreiben: Mambre, wird nur Gen. XIII, 18 angeführt; über die Lage wird nichts gesagt, obwohl sich dieselbe durch die Angabe über die Begräbnishöhle Abrahams genau bestimmen läßt; die Bedeutung, welche der Terebinthenhain Mamres für Abraham hatte, war jedenfalls wichtiger als die Bemerkung über die Ogygeseichen des Josephus, welche der Verfasser giebt. Doch begrüße ich das Buch, welches auf sehr gründlicher Forschung alter und neuer Zeit beruht, mit Freude als einen wertvollen deutschen Beitrag zu der Palästina-Erforschung, an welcher Deutschland mit England und Amerika in schönem Wetteifer arbeitet. Möchte es dem Verfasser vergönnt werden, einmal selber das heilige Land und alle die Stätten zu sehen, auf denen die Geschichte Gottes mit den Menschen ruht, das müßte für ihn nach solcher Vorarbeit ein besonderer Gewinn, und nach der Liebe, die er zum gelobten Lande im Herzen trägt, eine besondere Freude sein.

D.

4. Biographie.

— Philipp Melanchthons Leben, aus den Quellen dargestellt von Rudolf Schaefer. Mit einem Bildnis Melanchthons. (Gütersloh, C. Bertelsmann 1894.) Preis 3,60 M., geb. 4,50 M.

Ein aus evangelischer Gesinnung heraus geschriebenes Buch, das die so anziehende Persönlichkeit des Reformators lebenswahr schildert und dem Herzen des Lesers näher bringt. Die Glaubenstiefe, die Gelehrsamkeit, die echt christliche Nächstenliebe Melanchthons kommen ebenso zu ihrem Recht, wie die vielleicht zu große Milde und Nachgiebigkeit, mit der er an des streitbaren Luthers Seite den Kampf gegen das Papsttum durchführte. Den ersten Teil des Buches, der Melanchthons Leben bis zum Jahre 1529 darstellt, möchten wir als besonders gelungen hinstellen; im zweiten Teil würde hier und da eine kürzere Zusammenfassung des Stoffes und eine klarere Darstellung der Meinungsverschiedenheiten zwischen Luther und Melanchthon erwünscht gewesen sein. Sollte, wie wir bestimmt hoffen, bald eine zweite Auflage des Buches nötig werden, so bitten wir den Verfasser, noch einmal den Styl des Buches genau zu prüfen. Solche Satzungeheuer, wie sich deren eines z. B. auf Seite 63 und 64 mit 28 Druckzeilen Länge findet, erschweren das Verständnis in hohem Grade; auch die mehrfache Wiederholung (S. 161 ff.) der Eingangsformel: „Zu den Freunden M.'s gehörte auch" ist unschön und ermüdet. Wir erwähnen diese kleinen Fehler nur, um den Verfasser auf dieselben aufmerksam zu machen. Das Buch ist im übrigen wohl gelungen und für die Jugend, namentlich aber auch zum Vorlesen im Familienkreise sehr geeignet.

v. H.

— Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Von Johannes Freiherr von Wagner (Joh. Renatus). 11.—15. Tausend. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) 1893. Preis 4 M., geb. 4 M. 75 Pf.

Dem Verfasser ist in hohem Grade die Gabe eigen, in volkstümlicher Weise zu schreiben, deutsche Gesinnung zu erwecken und Charakter und Sitten geschichtlich wahr zu schildern; seine Bücher sind

von echt evangelischer Ueberzeugung durchdrungen, nicht nur mit christlich lautenden Phrasen ausgeschmückt. Gerade solche Bücher sind in unserer Zeit erwünscht als gesunde Kost gegenüber dem trostlosen Mischmasch von Oberflächlichkeit und Lüsternheit, das sich in der erzählenden Litteratur mehr und mehr breit macht. Johann v. Schwarzenberg war ein 1463 geborener fränkischer Edelmann aus alter Familie, der nach einer an den Höfen zu Mainz und Heidelberg ziemlich stürmisch verlebten Jugend bald ein großer Mann wurde, ein Vorbild und eine Zierde seines Standes; in späteren Jahren wurde er Kanzler des Bistums Bamberg, war als solcher bei der Regierung des Landes und in hervorragendem Maße bei der Abfassung der neuen Gerichtsordnung, der sog. Bambergensis, thätig, spielte unter Maximilian auch in den Reichsangelegenheiten eine bedeutende Rolle und starb 1528. Schwarzenbergs Leben fällt in die Zeit der Reformation, und er war, auch schriftstellerisch, einer ihrer eifrigsten Förderer, ein warmer Anhänger Luthers, der mit Bezug auf ihn einmal gesagt hat, in ein Konzil müßte man auch etliche von weltlichem Stand wählen „die auch verständig und treuherzig wären, als wenn Herr Hans von Schwarzenberg noch lebte; dem wüßte man zu vertrauen". In anziehender Weise, wenn auch hier und da etwas breit, flechtet der Verfasser den Verkehr Schwarzenbergs mit Dürer, Pirkheimer, Maximilian und anderen großen Zeitgenossen ein; das Leben des Volkes, der Bauern, der Städte und des Adels zieht er in seine Darstellung, die dadurch ein Zeitbild von treffender Wirkung wird. Seine Personen sind nicht moderne Menschen, denen Rüstung und Lederwams schlecht passen, sondern echte Kinder ihrer sturmbewegten Zeit. Das neue Werk von Joh. Renatus ist ein Volks- und Familienbuch im besten Sinne des Wortes, dem wir weite Verbreitung wünschen; möge es mit dazu dienen, Vaterlandsliebe und Glaubensstärke zu wecken und zu erhalten. v. H.

— Friedrich von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen. 1850—1892. Herausgegeben von Gustav Schenck. (Berlin, Decker.) 1893. 249 S.

„Ein Dichterleben in seinen Briefen" sagt wohl etwas zu viel. Immerhin giebt das Buch einen sehr interessanten Beitrag zur Biographie des Dichters, insofern es ziemlich vollständig die Korrespondenz desselben mit der Deckerschen Verlagsbuchhandlung mitteilt. Es sind aber die wichtigsten und bedeutendsten Sachen Bodenstedts, vor allem der Mirza Schaffy mit seinen 140 Auflagen, im Deckerschen Verlage erschienen und der Dichter ist mit dem Verleger auch persönlich befreundet gewesen. Ueber den Inhalt der Briefe sagt der Herausgeber ganz zutreffend im Vorwort: „Nicht unbemerkt wird es dem Leser bleiben, wie durch die Briefe nicht selten ein gleichmäßig klingender Ton der Klage zieht. Derselbe ist schon durch die Psalmenstelle gekennzeichnet, die ich an die Spitze dieser Einleitung gesetzt und die — viel tausendfach angewendet — auch besonders auf unsern Dichter paßt. Bei aller Mühe und Arbeit blieb er meist unbefriedigt — denn er konnte, trotz aller Bescheidenheit seiner Lebensansprüche und der seltenen Erfolge, die seine dichterischen Erzeugnisse unter Schutz und Beistand Rud. v. Decker's fanden, den Ausgleich zwischen den Anforderungen des Lebens und dem Ertrage seiner Arbeit selten erreichen. So hoch die Wogen dieser Erträge, besonders durch seinen Mirza-Schaffy, auch gingen, sie konnten die mannigfachen, meist durch Krankheiten und Familiensorgen herbeigeführten Schicksalsfälle nicht tragen und so zieht häufig ein Klageton durch das Leben und die Briefe des Dichters.

Dagegen weisen sie auch viele hell leuchtende Punkte auf; herrlich strahlt aus ihnen das tiefinnere Menschengefühl, die warme dichterische Begeisterung für alles Schöne, echt deutsche Freundschaftstreue, und die unwandelbare zärtliche Liebe zu Edlitam, seiner treuen Lebensgefährtin."

In der That bestätigen auch diese Briefe, daß Bodenstedt, obschon er ein gern gelesener bedeutender Dichter war, doch vielfach schwere Sorgen ums Dasein gehabt und hart um Aufbringung der Mittel hat kämpfen müssen, die zum Leben in der „besseren" Gesellschaft nun einmal erforderlich sind. Leider werden die bestimmten Summen nicht angegeben, die er per Auflage bekommen hat. Im übrigen hat weder unter den Sorgen noch unter den Erfolgen sein Charakter gelitten. Und wenn auch sein immer wachsendes litterarisches Ansehen ihm ein gewisses nicht unbedeutendes Maß von Eitelkeit vermittelt hatte, so wirkte dieselbe doch nie so störend, daß er über sich selbst die Anderen vergessen hätte. Seinem Wesen blieb ein hohes Maß von Freundlichkeit immer zu eigen. Zur Vermittlung des Verständnisses würde es angenehm gewesen sein, wenn der Herausgeber ein paar biographische Notizen mehr eingeschaltet hätte. Ist Bodenstedts Leben auch im Ganzen bekannt aus seinen Aufzeichnungen, so sind doch die Einzelheiten nicht jedem Leser gleich so gegenwärtig, daß er nicht gern einer Stütze des Gedächtnisses sich bediente. Doch ist auch so das vorliegende Buch ein sehr ansprechendes und interessantes, und aus mehrfachen Gründen ein nicht unwichtiger Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart.

— Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) XI und 362 S. 4 M. 50 Pf.

Einundfunfzig Briefe vom 12. September 1840 bis zum 7. Februar 1846 voll anziehenden Inhaltes. Die ausführlichen Briefe sind von Annetten, der vertrauten Freundin der Mutter Schückings, an den siebzehn Jahre jüngeren Levin, das „liebe Kind", den „Schlingel", den „kleinen dummen Jungen", die kürzeren Briefe sind von Levin an das „liebe Mütterchen" gerichtet. Im Februar 1844 schreibt Annette an Levin und seine Frau

Luise, geb. Gall: „Ihr seid liebes Volk, Ihr Theetrinker und Spazierläufer! Da kann der Levin den Mund wohl zu etwas anderem aufthun als: To, to, to, Möderken; Ajas, nich still stohn, dat is nicks; un den Mund tohollen, süs versrüft dat Hert in nen Live. Schöne Reminiscenzen!" In dem innigen Verhältnis der Dichterin zu ihrem Schutzbefohlenen redet sie diesen bald mit Du bald mit Sie an, während er nur das respektvollere Sie gebraucht. „Wüßtest Du es, wie viel ich an Dich denke, wie manche Stunde ich wach in meinem Bette liege und mich über Deine Zukunft zergrübele und zersorge! Levin, mein einziges geliebtes Kind." Wie eine treue Mutter ermahnt sie den Schützling, der als Hauslehrer die Söhne des Fürsten Wrede zu erziehen hat, die Kinder mit Güte und Liebe zu behandeln. „Du brauchst ihnen nur halbweg entgegenzukommen, so werden sie sich in kurzem für dich totschlagen lassen." Welche Sorgen macht sich Annette um die wohlzuüberlegende Verlobung und die nicht zu überstürzende Verheiratung Levins: „Lieb Kind, dein Mütterchen hat carte blanche zu sagen, was es will, nicht wahr? So bitte ich dich, wie ich bitten kann, suche die Gall genau zu ergründen, ehe dein Wort und Urteil unwiederbringlich gefangen sind; es geht hier ums ganze Leben. — — Verlobe dich, wann du willst, heute — morgen — aber heirate nicht ohne rechten festen Grund unter den Füßen, nicht auf einige hundert Gulden, die bei sparsamer Wirtschaft allenfalls für Zweie ausreichen." Freiligraths Verheiratung soll ihn warnen. Und wenn Levin seine Kinder protestantisch werden ließe, so würde es ihr das Herz brechen. — Das „liebe Kind" weiß, was er in Annetten zu verehren hat: die liebe, herzensgute Frau, die alles hingiebt, um ihren Freunden eine Sorge abzunehmen, und die geniale Dichterin, deren Dichtungen ihm „wunderbare Sachen" sind, „von deren Entstehen er recht keinen Begriff hat, und von denen er zu glauben geneigt ist, sie werden wie Kinder aus dem Brunnen geholt." — Um den Verlag der in neuer vermehrter Sammlung mit dem Namen der Verfasserin zu druckenden Gedichte und um die sorgfältige Fassung der Verse hat sich der treue Pflegesohn viel Mühe gegeben. Velhagen & Klasing haben sich um den Verlag beworben, Schücking weiß aber die berühmte Cottasche Firma zum Verlag (1200 Exemplare 700 Gulden Honorar) zu bestimmen. Der Verkauf dieser Auflage ging sehr langsam von statten. Je besser ein Buch ist, je weniger wird es gekauft. „Nun sagen Sie mir doch auch, wie es dem Cotta mit dem Verkaufe meiner Gedichte geht. Hier in Münster werden sie, gegen meine Erwartung, sehr stark gelesen; ob gekauft, ist eine andere Frage, und ich weiß darüber nichts zu sagen. Es ist leider münsterische Manier, sogar bei den reichsten Leuten, sich auf das Leihen zu verlassen und selbst wenn sie sehr begierig auf ein Buch sind, ganz naiv zu sagen: ›Ich habe mich schon Jahre lang um das Buch bemüht und kann es noch immer nicht bekommen‹, während es in allen Läden am Fenster steht." — Um die Sorgfalt zu kennzeichnen, die Annette auf die Fassung ihrer Gedichte verwandte, teile ich aus einem Briefe vom 6. Februar 1844 folgendes mit: „Wegen des ›Schnarchens der Schwäne‹ im ›Fundator‹ habe ich noch nicht geantwortet. Ich ließ hier den Ausdruck ›tauschen‹ ungern fort; denn er ist sehr bezeichnend. Schwäne haben keine andere Stimme als ein leises Schnarchen, mit dem sie sich einander anrufen, was man im Sommer — zu Hülshoff nämlich — die ganze Nacht durch hört, da sie fast gar nicht schlafen, sondern am Ufer umherziehen, wo sie sich im Dunkel einander verlieren und dann auf diese Weise durch Wechselrufe orientieren — es lautet hübsch und graulich — und wäre hier ›tauschen‹ nicht die passende Bezeichnung für Wechselrufe? Das meine ich doch. Sollte aber ›Schnarchen‹ zu dem Begriffe von Schlaf verleiten, so kann man ja ›dumpfes Schnarren‹ setzen; da merkt hoffentlich doch jeder, daß es ein Ruf ist — oder meinen Sie nicht? Mich dünkt, Schwäne sind doch so bekannte Vögel, daß man sich nicht scheuen darf, ihre gewöhnlichen Manieren als der Ueberzahl bekannt anzunehmen." Diese Stelle dient zugleich als Hinweis auf das Leben Annettens mit der Natur, wovon ihre Haidebilder ein wahrhaft klassisches Zeugnis ablegen.

Von bekannten Namen begegnet man in dem Briefwechsel, außer dem Freiherrn von Laßberg, Annettens Schwager, den Dichtern Freiligrath, dem „guten dicken Patron mit seinen treuherzigen Augen", Gutzkow, dem „menschenfeindlich verschlossenen Menschen", Hauff, „einer guten anspruchlosen Haut", Lenau, dem „tiefen, gedankenunergründlichen Menschen", Dingelstedt, „so liebenswürdig, wie es ein etwas blasierter, eitler Mensch sein kann", Geibel, dessen Name bei den Poeten „anrüchig" ist und den Lenau die „letzte Ente auf den Trümmern von Thron und Altar" nannte, eine Aeußerung, die weder tief noch gedankenunergründlich, vielmehr nur flach und antichristlich genannt werden kann. Aus den Münsterischen Kreisen wird immer wieder der fromme erblindete Professor Schlüter, der fromme vielgeprüfte Junkmann und die frommthuende Konvertitin Luise von Bornstedt genannt, ein räudiges Schaf, das man recht gern wieder der römischen Hürde hätte entlaufen sehen, für das aber, trotz stärkster Antipathie, Annette namhafte Geldopfer zu bringen bereit war. — Annette von Droste-Hülshoff ist um ihrer Dichtungen wie um ihres vortrefflichen Charakters willen eine im höchsten Grade sympathische Erscheinung; ihre Briefe zu lesen ist eine Erquickung. O. K.

5. Litteraturwissenschaft.

— Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann, Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) VII und 216 S. 4 M. Geb. 5 M.

Diese im Winter 1892/93 in Bonn gehaltenen

Vorlesungen zerfallen in drei Hauptabteilungen: Einleitung (5 Vorlesungen), das Drama der Gegenwart (10 Vorlesungen) und Schluß (die 16. Vorlesung). — Das Drama der Gegenmart, in einigen besonders typischen Erscheinungen dargestellt, ist als Durchgangsstadium anzusehen, als eine Krise, deren Ausgang heilsam und erfreulich sein wird. In dieser optimistischen Ansicht wird der Verfasser auch dadurch nicht irre gemacht, daß in der großen Zeit von 1870 und 1871 weder Lyrik noch Epik Hervorragendes geleistet haben. Spielhagen ist nach wie vor der verbissene Achtundvierziger geblieben; Freytags Ahnen waren eine Enttäuschung. Nur dem Drama wurde ein großer Dienst geleistet — durch die Meininger. Und durch diese ist der sonst überall abgewiesene Ernst von Wildenbruch zu Ehren gekommen, dem der Verfasser in jeder Hinsicht gerecht zu werden sucht, vielleicht umsomehr, als, seiner Ansicht nach, einer maßlosen Ueberschätzung eine ebenso maßlose und unverdiente Unterschätzung des „Hofpoeten" gefolgt ist. Den modernen Stürmern und Drängern wird ihr Hang zur Theorie und ihre internationale Richtung zum Vorwurf gemacht und deshalb wird auch mit Recht der Einfluß Ibsens nachdrücklich bekämpft. „Die Gestalten seiner Dramen sind nicht nur im medizinischen Sinne mit einer pathologischen Ascendenz, sondern auch mit einer oft sehr komplizierten Vorgeschichte belastet, und soltern den Hörer und Zuschauer durch geheimnisvolle Winke, Andeutungen, Anspielungen, die eigentlich erst wenn der Vorhang zum letzten Male gefallen — oft auch dann nicht — klar werden. — — In den neuesten Dramen Ibsens hat man das Gefühl, sich — ich drücke es rücksichtsvoll aus — in einer Nervenheilanstalt zu befinden." Diesem Ibsen hat auch Gerhart Hauptmann in seinen Dramen „Vor Sonnenaufgang" und „Das Friedensfest" seinen Tribut entrichtet. Der Dichter hält die moderne Gesellschaft für krank, darum bietet er ihr statt eines frischen Trunkes Medizin. Das wäre ganz gut, wenn nur die moderne Gesellschaft, insoweit sie krank ist, die Medizin einnähme. Einen Schritt rückwärts oder doch abseits nennt der Verfasser „die Weber". Einen Sprung seitwärts könnte man das gutgemeinte aber schlechtgeratene Drama „Hannele" nennen. — Sudermann ist dem Verfasser ein Satiriker vom Schlage Juvenals. „Sodoms Ende" wird „dereinst in der Sittengeschichte unserer Zeit größere Beachtung finden, denn als Produkt der Litteratur unserer Tage."

Der Verfasser ist ohne Zweifel stets bestrebt, als ruhig urteilender, gerechtabwägender, unbefangener Richter die „Modernen" zu besprechen. Nicht nur das Wahre und Schöne, auch das Gute muß Ausgangspunkt und Ziel aller gesunden Dichtung sein. Das Gute deckt sich aber mit dem, was der christlichen Sittlichkeit entspricht. Ich glaube, daß der Verfasser innerlich hiermit einverstanden ist, es muß aber bedauert werden, daß er diese Ueberzeugung nicht mit dem Mute eines Bekenners bestimmt ausgesprochen hat. An Mut scheint es ihm überhaupt gelegentlich zu fehlen. So hält er es für einen schweren Fehler, daß man die Heine-Denkmals-Frage „die rein litterarische und künstlerische Frage" zu einer Parteifrage gemacht habe, aber er gesteht andererseits: „Gott bewahre uns vor der Litteratur, in der Heinrich Heine und seine Dichtung uns als Vorbild aufgestellt wird deutscher Art, deutscher Rasse." Heine war nicht nur Dichter, er war auch Politiker und zwar vom unreinsten Wasser, er ist innerlich und äußerlich Franzose geworden, hat sich von Frankreich seine lästernde, antideutsche Schreiberei bezahlen lassen, warum soll das deutsche Volk es ruhig hinnehmen, wenn man jenem deutsch wie französisch parlierenden Juden, jenem Ekel, aus gesundem patriotischem Sinn ein Ehrenmal errichten will?

Anzufechten ist auch, daß das deutsche Volk ein wesentlich Industrie treibendes Volk geworden sei — soweit herunter sind wir noch nicht —, daß lose Scherze im Geschmack des liederlichen Boccaccio „heutzutage in regelmäßigen Intervallen das Sittlichkeitsgefühl irgend eines in müssiger Weile reizbaren Staatsanwalt empören" — womit eine nur allzu wenig in Wirksamkeit tretende Amtsthätigkeit lächerlich gemacht werden soll — und daß die Frauen mit Unrecht Goethes römische Elegien als unsittlich gebrandmarkt haben. — Es ist nicht das Zeichen männlichen Mutes, das sittliche Element in der Theorie zu preisen und es im Einzelfalle als etwas Unbequemes hinter das künstlerische Interesse zurückzustellen. O. K.

6. Poesie.

— Neuland. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) 5 M.

Das sind die Neuen, die von der jungen Schule, die vom Realismus und Naturalismus, die haben sich hier zu einem Bunde und Bande zusammengethan. Neuland ist Neubruch, Rodeland, aus Umrodung von Wald — Heide — oder Ackerboden gewonnenes Ackerland. Der Name zeigt also an, wie sie ihre Aufgabe fassen. Sie geben zu, daß ihre ersten Waffengänge weit über das Ziel hinausgeschossen sind, und daß ihre ersten eigenen Versuche ebensoweit hinter dem Ziel zurückgeblieben sind, daß also das erste abweisende Urteil über ihre Leistung berechtigt war, aber sie sind aus ihrer Sturm- und Drangperiode heraus, sie haben einen ruhigeren Charakter angenommen und haben gelernt, sich ohne Zwang in den Schranken zu halten, so sehr, daß der Herausgeber schon die heimliche Sorge hat, dieser Band möchte ein allzu zahmes Bild von seinen Leuten zeichnen. Der Sammelband soll eine Art von Rechtfertigung gegen den Vorwurf sein, daß die ganze moderne Richtung nur Roheit anstrebe und nur Freude an Niederem habe, ein Vorwurf, der den vielen Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten gegenüber, wie sie von hitzköpfigen Genregroßen im Namen

Digitized by Google

und auf Rechnung der Richtung zusammengesündigt worden, als berechtigt anerkannt wird. Nur soll man darum nicht die ganze Bewegung, welche in ihren ernst zu nehmenden Vertretern Ziele anstrebt, die nicht weniger hoch und heilig sind als die Ziele jeder anderen Zeit, ohne weiteres in Bann und Acht thun. Nein, gewiß, das wollen wir auch nicht. Die Sammlung enthält vierzig Beiträge von dreiundzwanzig Autoren. Unter letzteren finden sich manche mir nicht bekannte Namen, andere wieder vermisse ich. Von den Beiträgen sind neun schon früher gedruckt. Sehr dankenswert ist es, daß bei den einzelnen Schriftstellern die Stammeszugehörigkeit bemerkt ist. Man erkennt daraus, daß die neue Schule nicht bloß Berliner Großstadtprodukt ist, sondern daß sie durchs ganze Reich geht von Mecklenburg und Schleswig-Holstein bis Bayern und Württemberg, vom Rhein bis nach Westpreußen und Schlesien. Und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie wenigstens bei einigen von ihnen die Heimat in die neue Dichtung hinein wirkt, besonders kräftig bei dem Westfalen Heinrich Hart. Christentum und Kirche sind ja für die Modernen zurückliegende Dinge, aber bei einzelnen hätte ich auch gern gewußt, aus welchem Bekenntnis sie stammen, etwas Unbewußtes davon scheint hie und da doch hangen geblieben zu sein. Daß sie unserem Volk nicht nur zierliche Reime vorkünsteln und Mondscheingeschichten erzählen wollen, nehme ich ihnen nicht übel. Ebensowenig, daß sie Konflikte, Dinge und Zustände zur Sprache bringen, die nicht besonders schön und erbaulich sind. Das ist ihe Recht und ihre Pflicht. Es kommt nur darauf an, wie es geschieht. Eigentümlich ist dieser Sammlung ein Zug ins Düstere, eine pessimistische Lebensauffassung. Vielleicht hängt diese Stimmung mit der Kampfesstellung der Dichter zusammen. Aber der eigentliche Grund wird wohl tiefer liegen: Eine Welt ohne Gott, diese Welt ohne Gott muß ja trostlos sein. Ein anderee Zug geht ins Wild-Phantastische, man verliert dabei den Boden des Verständnisses. Das geht weit über Jensen hinaus. So „das Hünengrab" von Julius Hart. Zum Teil auch „Anna Mia" von Conrad. Zum Weinen traurig ist „Mein Hans" von Mackay. Es mag in Berlin solche arme Kinder geben. Aber ist Mackay ein deutscher Dichter? Auch der „Hunger" von Dreyer hat eine schmerzliche Wirklichkeit. Ins Gemeine geht „Martha" von Hegeler. Aber leider, man findet solche Männer, solche gewissenlose, scheußliche. Einen packenden Schlachtenrealismus entfaltet Detlev von Liliencron. Stilistisch ist der Gewinn der Modernen nicht bedeutend. Der Regel gegenüber sind sie die Freien. Der Ausruf und der Gedankenstrich spielen eine große Rolle. Der Herausgeber hat das Buch mit Vignetten geschmückt, in den Vignetten herrscht die Nacktheit, die männliche und die weibliche; ob das auch zur Schule gehört? Der Schlußsatz des ganzen Buches beschreibt eine alte Frau, die zwei Söhne im Kriege und die Tochter an einen Verführer verloren hat: „Dann greift sie wieder zum Besen und fegt rechts und links, voller Groll, daß der graue Staub hoch aufwirbelt; unermüdlich kehrt sie im glühenden Sonnenbrande weiter, bis sie einmal selber vom Besen des Todes auf den allgemeinen Kehrichthaufen gefegt wird." Darunter steht ein nackter Junge, welcher das Buch zuklappt. Das ist kennzeichnend für die Lebensanschauung der Modernen: ein allgemeiner Kehrichthaufen das Ende! Dann wohl auch das Ende dieses Buches? Eine Wendung, welche den Verfassern doch wohl übel gefallen möchte. Die ich darum auch nicht nehmen will. Einen Großen, einen Dichter von Gottes Gnaden habe ich unter den Jungen dieses Buches nicht gefunden, aber manche eigenartige Kraft, manche schöne dichterische Phantasie. Wäre nur der Kern gesunder! Solange die Welt steht, hat es Alte und Junge gegeben, haben die Jungen ihre eigenen Weisen gehabt und ihre eigenen Wege sich gesucht, hat es auch an Gegensätzen zwischen Alten und Jungen nicht gefehlt. Und will man gerecht sein, muß man sagen, daß die Jungen von heute nur die Schlußfolgen der Alten sind auf dichterischem Gebiet. Aber leider galt schon von den Alten, wenigstens von denen der dreißiger und vierziger Jahre, die Klage: Wäre nur der Kern gesunder!

D.

— Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners aus fünf Jahrzehnten. Gedichte von Karl Heinrich Reck. 2. Teil. Verschiedenes. (Kiel, H. Eckardt.) 1894.

Warum der Verfasser alle diese Gedichte, deren erstes aus dem Jahre 1843 stammt, der Vergessenheit entrissen hat, ist nicht recht verständlich. Der Mehrzahl fehlen dichterischer Schwung und Formvollendung, Mängel, die nur in geringem Maße dadurch aufgehoben werden, daß der sittliche Standpunkt des Verfassers tadellos und seine Moral durchaus beherzigenswert ist. Als der Veröffentlichung wert können wir eigentlich nur die Gedichte aus der nordgermanischen Götter- und Heldensage und allenfalls die „Heldenlieder von den Schauendurgern" bezeichnen; aber in den letzteren geht es manchmal recht holperig her, wie z. B. in den Versen:

„Er will durchbrechen, er will, der stolze, der starke.
Ist seinem Feuergeiste unüberschreitbar irgend
welche Marke?

oder:

„Dumpf ächzet auf der Held,
als der wie eine Leiche ihn über das Pferd ziehet.
So jagen sie von dannen. Waldemar der Sieger
fliehet."

Die übrigen Gedichte der dem Staatssekretär v. Stephan gewidmeten Sammlung sind größtenteils Gelegenheitsgedichte, Hochzeitscarmina u. dgl., die oft erstaunlich unbedeutend sind. Ein solches Lied beginnt:

„Von Freunden reiht sich Wunsch an Wunsch,
man trinket Schokolad' und Punsch
an deinem Wiegenfeste",

und schließlich heißt es:

„So drängt man sich in deine Näh'
beim Mittag, Kaffee, und beim Thee,
zuweilen gar beim Frühstück;

die Freunde fühlen sich beglückt,
die Dichter sagen sich entzückt:
„Hier reimen ist kein Mühstück."

Auch dem früheren Kultusminister Falk ist eine Ode gewidmet, ihm „dem aus dem sonnenhaften Auge freudige Siegesgewißheit blitzet" (!). Die Proben werden genügen, um zu zeigen, daß der Dichter besser gethan hätte, die Kinder seiner Muse im Schreibtische weiter schlummern zu lassen, als sie zu veröffentlichen. v. H.

— Cithara Sacra. Cantionum piarum sesquicenturia interprete Joanne Linke, th. D. (Lipsiae, Reissner.) 1893. 192 S.

Eine metrische Uebersetzung von 150 geistlichen Volksliedern und Kinderliedern ins Lateinische, wer wird die inskünftige noch liefern können, seit der lateinische Aufsatz und die lateinischen Verse auf den Gymnasien immer mehr in Wegfall kommen. Noch können es die Sachsen, aber wer kann außer ihnen noch lateinisch sprechen, geschweige daß noch sonst jemand wie sie der künstlichsten Metren mächtig wäre. Nun, wenn wir es dem Dr. Linke auch nicht nachmachen können, so können wir doch noch Freude haben an seiner Arbeit und in einer stillen Stunde dies oder jenes seiner klangreichen carmina uns vornehmen. Wie groß sein Können ist, davon ein Beispiel aus den im Anhang enthaltenen Studentenliedern.

Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen —
Einst alles wie heut;
Ihr werten Gefährten,
Wo seid ihr zur Zeit mir,
Ihr Lieben, geblieben?
Ach, alle zerstreut!

Die einen sie weinen,
Die andern sie wandern,
Die dritten noch mitten
Im Wechsel der Zeit!
Auch viele am Ziele,
Zu den Toten entboten,
Verdorben, gestorben
In Lust und in Leid.

Ich alleine der eine
Schau wieder hernieder
Zur Saale im Thale,
Doch traurig und stumm;
Eine Linde im Winde,
Die wiegt sich und biegt sich,
Rauscht schaurig und traurig —
Ich weiß wohl, warum!

Ad astra o castra,
Et palam en Salam,
Virago in pago —
Ut ante fuit;
Aequales sodales,
Queis oris vos horis
Ex istis mansistis?
Heu omne ruit.

Hi orant, hi plorant,
Hi migrant, hi pigrant
Et isti permisti
Labante mora,
Et multi exculti,
A forte in morte
Eversi, demersi
Quacunque via.

Modo memet quis demet
Jam vorsum deorsum
Ad Salam, qui malam
Fortunam fero?
Tiliamque heic namque,
Mi notam eu motam
Stridentem per mentem —
Cur? ecce sciol

J. P.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Journalistenlos. Aus den Erinnerungen eines Redakteurs. Von Karl Alexander Freimuth. (Zürich, Schabelitz.) 1894. 96 S. 1,60 Mk.

Der Name des Autors ist wohl erfunden — wer seinen Namen verschweigt, sollte sich allerdings nicht gerade „Freimuth" nennen. Und die Briefe als solche sind auch erfunden und könnten vielleicht formell noch besser erfunden sein. Im Uebrigen ist das Buch eine recht zutreffende Schilderung aller der fortdauernden großen und kleinen Miseren, mit denen die heutzutage so wichtige Journalistenlaufbahn verknüpft ist. Verf. beklagt mit Recht und vor allen Dingen, daß der Stand der Journalisten in Deutschland noch unter socialen Vorurteilen leidet und in der öffentlichen Meinung ganz erheblich unter der Bureaukratie rangirt, obschon es gewiß sehr viel schwieriger ist, eine Zeitung gut zu leiten, als irgend ein hergebrachtes Amt in gewohnten Geleisen zu befahren. Das bestreiten freilich Viele, die oft und meist so lange von oben auf den „Zeitungsschreiber" herab sehen, bis sie ein Anliegen an ihn haben, und er ihnen Dienste in der Publizität leisten soll, deren heutzutage über kurz oder lang jeder einmal bedarf. Verf. beklagt ferner mit Recht, daß die Publizisten in Deutschland jämmerlich bezahlt werden und daß selbst tüchtige, begabte Leute vor gelegentlicher Bekanntschaft mit dem Hunger keineswegs sicher sind. Wenn dagegen Verfasser meint, daß zur Herbeiführung besserer Zustände vor allen Dingen esprit de corps notwendig sei — es gelte „über Schwächen und Fehler von Standesgenossen den Mantel christlicher Liebe decken", so unterschätzt er unseres Erachtens doch die „Schwächen und Fehler" unserer jüdischen Publizistik. Die ganze Berliner Publizistik ist ja leider total verjudet und sich mit diesen zum Teil direkt aus Polen importirten Vertretern der Presse solidarisch erklären — das ist für anständige christliche Redakteure unmöglich. Mit solchen Elementen verbünden wir uns nicht — die bekämpfen wir.

Ein besseres Allheilmittel wissen wir freilich auch nicht vorzuschlagen, und wir fürchten, es giebt auch deshalb keins, weil die Presse eine stark geschäftliche Seite hat und diese jeder steigenden Tendenz in den Gehältern stets feste finanzielle Grenzen ziehen wird. In England und Frankreich sind die Zeitungen teuer, in Deutschland billig; sie hier wieder teurer zu machen, dürfte außerordentlich schwierig sein. Auch von Lehrstühlen der Politik, Prüfungen für Redakteure und dgl. mehr, erwarten wir wenig; der Journalismus gehört eben, wie Kunst und Wissenschaft, zu den im lateinischen Sinne des Wortes liberalen Beschäftigungen. Eine „Karriere" kann er niemals werden, weil alle Kenntnisse der Welt das erforderliche Talent nicht ersetzen können, wenn es fehlt, und wissenschaftliche Gründlichkeit geradezu in der Publizistik als Laster zu gelten hat. Wer sich dem publizistischen Lebensberuf zuwendet, muß die Schiffe hinter sich verbrennen und seinem Stern vertrauen. Vollends der christliche Publizist darf nur an die Sache, die er vertritt, und nicht an sich selber denken. Was dann kommt, gilt es tragen.

— Im Schatten des Hospitals. Erzählung von Joachim von Dürow. (Dresden, Karl Reißner.) 192 S.

Eine gehaltreiche, nach dem Leben und in der Sprache des Lebens erzählte Geschichte, in der das erotische Element sich in der Vorgeschichte auf zwei auseinandergegangene Verlobungen und in der Geschichte selbst auf eine Verlobung beschränkt. In einem Hospital lernen sich zwei junge adlige Damen als angehende Schwestern des Johanniterordens kennen. Die Gräfin („Komtesse") Ellinor Brackenhausen, die Tochter eines kommandierenden Generals, kommt aus großstädtischen Verhältnissen, Irmgard von Hersfeld ist ein frisches Landkind, die einzige Tochter einer alten Familie. Beide nehmen es mit ihrem Beruf sehr ernst, um so empfindlicher ist es für sie, daß der leitende Arzt des Krankenhauses die von vornehmen Damen ausgeübte Krankenpflege als „modernen Sport" kennzeichnet. Er macht aber die Erfahrung, daß es nicht auf den Stand, sondern auf den guten Willen, das ernste Streben, die treue Arbeit ankommt, und so geschieht es, daß ihm in vorgerücktem Alter, da er mit Schmerz an die treulos gewordene Braut seiner Jugendjahre zurückdenkt, die Gräfin Ellinor das Glück seines Lebens wird, während Irmgard, die den heißgeliebten, aus äußeren Gründen auf eine Gattin von 32 Ahnen angewiesenen Mann darum hat aufgeben müssen, weil es sich herausgestellt hat, daß sie nur die Adoptivtochter der erlöschenden Familie von Hersfeld ist, ihren reichen Besitz den Werken christlicher Barmherzigkeit widmet. — Der erotische Teil der Geschichte tritt zum Glück nicht in den Vordergrund, in diesem steht vielmehr die Schilderung der Arbeiten und Leiden in einem Krankenhause. Den vornehmen Krankenpflegerinnen gegenüber nimmt das lebhafteste Interesse des Lesers die meisterhaft gezeichnete Küchenschwester Johanne, wie auch der alte Krankenwärter Sausmikat in Anspruch. Allzu skizzenhaft ist der Hospitalarzt Kurt von Ellrichshofen gezeichnet, eine hervorragend tüchtige Natur, früher Husarenoffizier, ein Mann, der in seiner Bescheidenheit es gar nicht geahnt hatte, daß er seinem ganzen Sein nach als eine Perle unter dem Offizierkorps dagestanden. Als pflichtgetreuer, unermüdlicher Arzt ist sein Wort kurz und bestimmt, sein inneres Leben ist zu reich, als daß er an dem Fluß wohlgesetzter Rede Gefallen finden kann. Seine Braut ist eine ähnliche Natur. Ich war deshalb darauf gefaßt, daß die Verlobung der beiden, wie das im Leben sehr häufig vorkommen soll, ohne viel Worte vor sich gehen würde, um so mehr war ich überrascht von der S. 171 mitgeteilten Verlobungsrede und Gegenrede. Hier ist das Leben nicht zur Richtschnur genommen. Dagegen ist nach dem Leben gezeichnet die Behandlung, die Schwester Irmgard von der Frau des baronisierten Juden Moriz Löwenherz bei der Pflege ihres (vor der Baronisierung Isaak geheißenen) einzigen Kindes erfährt. Der maßlos ausgenutzten Schwester wird der Kaffee in naselosem Kännchen auf ehemals braun lackiertem „Blechtablet" gebracht; sobald aber die Frau Baronin von Löwenherz erfährt, daß sie es mit einer vornehmen Dame zu thun hat, wird das Frühstück auf Silber und in rosa Zwiebelmuster „serviert". — Vor dreißig Jahren wäre es keinem deutschen Schriftsteller eingefallen, die jetzt nur noch von Einfaltspinseln oder Ignoranten mißachtete Judenfrage gelegentlich zu streifen, heutzutage liegt diese Frage ebenso wie die soziale Frage dermaßen in der Luft, daß, wer nach dem gestaltenreichen, aus Gegensätzen bestehenden Leben schreiben will, an diesen Fragen kaum vorbei kann. O. K.

— Das Rätsel des Lebens. Roman in zwei Bänden von Baronin von Reizenstein (Franz von Remmersdorf). (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) 1894. Preis 8 M.

Leute mit vornehmen Namen, Offiziere, Beamte, Bankiers mit Frauen und Töchtern sind die Hauptpersonen dieses „Romans"; daneben lernen wir Glücksritter, Ladenmädchen, Dirnen mit ihrem Anhang kennen, im ganzen eine höchst unerfreuliche Gesellschaft, würdige Vertreter des scheidenden Jahrhunderts. Aus einem Wirrwarr von unglücklichen Ehen entwickelt sich schließlich ein Musterpaar, dessen Verbindung aber nur dadurch möglich wird, daß der Held der Geschichte Gelegenheit findet, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, während der Gatte der Heldin, bis dahin gesund und kräftig, plötzlich stirbt. Die Verfasserin glaubt ihren Mangel an gereifter und tiefer Lebensauffassung dadurch ersetzen zu können, daß sie dann und wann gelehrt klingende Sätze und tiefsinnige Bemerkungen zum Besten giebt, die aber zu dem sonstigen Inhalt passen wie „Kartoffeln auf Champagner", um einen ihrer eigenen Vergleiche anzuwenden. Die Bilder der Verfasserin sind manchmal überraschend und ganz eigenartig. Ziska, die Heldin des Romans, ist, ehe sie zum ersten Male

Digitized by Google

heiratet, „ein stachliges Mädchen“, ihr Hals eine „schlanke, weiße Säule“, über die der Vater liebkosend fährt (!). Die ruhige Haltung eines Fürsten, der sich der Frau eines emporgekommenen Schwindlers, des Bankier Polt, gegenüber in einer Gesellschaft befindet, wird mit den Worten bezeichnet: „er war so kühl wie eine Gurke“. Daß in einem solchen Buche eine Dame mit „stachelbeergrünen Augen und feuerroten Haaren“ vorkommt, wird niemanden in Erstaunen setzen. Die oben erwähnte Frau Polt hat die Gewohnheit, oft auf dem Sopha zu liegen und „den erbärmlichsten Schund zu lesen, der gedruckt wurde“. Wir zweifeln nicht, daß die Dame auch dieses Buch mit Begeisterung lesen wird, wenn sie oder ihr Urbild noch leben sollte. v. H.

— Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart gezeichnet von Fr. Patzschke. (Leipzig, Werther.) 90 S. 60 Pf.

Ein frommes Mädchen aus dem Thüringer Wald, in dem die Sehnsucht nach der Großstadt erwacht. Sie kommt nach Halle, hängt sich an einen Socialdemokraten, kommt mit ihm ins Unglück, lernt durch einen frommen Arzt und die Giebichensteiner Gemeindeschwester wieder an christliche Liebe und an Gott glauben, kommt samt ihrem Manne als eine Bekehrte zu den Eltern zurück und beide werden zuletzt Hauseltern in einer Arbeiterinnenherberge. Die Geschichte ist nicht übel erzählt, wenngleich sie nicht heranreicht an die köstliche „Kathrine aus Angerbach“ von der Frau von Rothenburg, dem Muster einer Dienstbotengeschichte. Aber ob die, welche es eigentlich angeht, solche Geschichten lesen, und wenn sie sie lesen, ob sie sie beherzigen werden? Doch der treue Eckart ist ja immer verlacht worden, die Jugend will ihre Erfahrungen eben selbst machen. Aber soll man darum aufhören zu warnen? J. P.

— Hermann Raeli von F. de Roberto ist einer von den ausländischen Romanen, mit welchen die deutsche Verlagsanstalt uns bekannt gemacht hat. Der Schauplatz ist Sizilien, Palermo. Die Männer und Frauen der Erzählung gehören den höheren gesellschaftlichen Kreisen an. Der Held des Romans, Hermann Raeli, ist ein Mischling, sein Vater war ein Sizilianer, seine Mutter eine Deutsche, seine äußere Erscheinung wie seine Individualität trugen das Gepräge beider Rassen; die Typen hatten sich nicht zu einer Neugestaltung verschmolzen, sondern hatten sich in ihrer Eigenart auf ihn vererbt, so daß er ein doppeltes Ich besaß, welches sich in all seinem Denken, Fühlen und Handeln kundgab. Da er reich war, konnte er nach seiner Neigung leben. Er ward Philosoph, Dichter. Er durchreist die Welt. Er lernt die Liebe kennen nur in der niedrigsten Gestalt. Der Verfasser sagt von ihm: Von einer Stufe der sinnlichen Entwürdigung zur anderen war er vom Geschick gestoßen worden, von der Schändung in unverhüllter nackter Roheit zur Lüge, die sein Herz vergiftet, und endlich zu dem fieberhaften Taumel des Lasters, der ihm vollends alle Lebensfreude raubte. Das ist kennzeichnend für den Schriftsteller und für den Helden! Als wenn wir dazu verurteilt wären, uns willenlos vom Geschick in die Sünde hineinstürzen zu lassen. Der Roman beginnt damit, daß Raeli eine höhere ideellere Liebe in einer jungen Französin, Mademoiselle de Charmory, kennen lernt. Das wird sich ja in unserer Zeit oft wiederholen in der jungen Männerwelt, daß man zuerst dem Fleisch, wie man sagt, sein Recht giebt, und sich erst dann in geschlechtlicher Beziehung gebunden glaubt, wenn man in die Ehe tritt. Was man damit an Leib und Seele verdorben hat, welche Brandmale man dem Gewissen aufgedrückt hat, bedenkt man nicht, und oft genug wird's vorkommen, daß ein Mann, einmal ein Knecht der Wollustsünde geworden, hernach auch vor der Schranke der Ehe nicht stillesteht, sondern auch weiter dieser Sünde Befriedigung schafft. Das bringt eine traurige Zerrüttung mit sich. Und kann denn, wer die sinnliche Liebe bis zur Hefe durchgekostet hat, noch empfänglich und fähig bleiben für die Liebe? wird nicht das Vermögen zu dieser Liebe in ihm untergehen? Der Verfasser scheint in seinem Hermann Raeli zuerst den Gegenbeweis liefern zu wollen, aber doch kommt in der Entwicklung ein Punkt, wo auch diesen die sinnliche Lust mit sich fortreißt. Auch Mademoiselle de Charmory hat keine reine Vergangenheit; ein ihrer Familie nahestehender Mann, der einen französischen Herzogsnamen trägt, hat sie vergewaltigt; das macht ihr nicht unmöglich, die Liebe Raelis zu erwidern, aber es macht ihr unmöglich, seine Bewerbung anzunehmen. Der Roman nimmt einen ganz innerlichen psychologischen Verlauf, es ist ein Roman fast ohne alle Geschichte. Er führt noch drei bis vier Personen der vornehmen Welt ein, meist traurige Erscheinungen, Spieler, Ehebrecher, Verführer. Wenn es wirklich so in der italienischen Gesellschaft aussieht, ist sie zu beklagen. Der Selbstmord Raelis, eine Ohnmacht Maximilianas beenden den Roman. Die Darstellung ist in ihrer Art meisterhaft, sie enthält nur zu viele Fremdworte. Die Ethik ist trostlos, geradezu schauerlich. Der äußere Schmuck vermag die abgründliche Elendigkeit der Gesinnung nicht zu verdecken. Der Eindruck, den der Roman hinterläßt, ist: Reif zum Gericht! reif zum Gericht! obwohl der Verfasser wahrscheinlich diesen Eindruck nicht hervorbringen wollte. Man darf es unter diesen Umständen als einen Vorzug bezeichnen, daß der Roman viel zu schwer und für die Masse viel zu langweilig ist, um in weitere Lebenskreise eindringen zu können. D.

8. Verschiedenes.

— Shakespeares Frauengestalten von Dr. Louis Lewes. (Stuttgart, Krabbe.) 1893. 409 S. 5 M.

Die von Shakespeare, diesem großen Menschenkenner, geschaffenen Charaktere zu analysieren, ist

stets eine anziehende Aufgabe für Litterarhistoriker und Psychologen gewesen. Das letzte Jahrzehnt hat außer dem vorliegenden Buche von Lewes noch die feinsinnige Arbeit von Julius Thümmel gebracht, deren zweiter Band nach dem Tode des Verfassers von Louise von François herausgegeben ist. Thümmel schreibt für Kenner des großen Dichters, seine Studien sind Produkte der Mußestunden eines sonst auf anderem Gebiete beschäftigten Gelehrten, Lewes schreibt für ein größeres Publikum, er darf nichts voraussetzen und arbeitet daher auf breiterer Grundlage. Ausführlich schildert er die Zeit, in welcher der Dichter lebte, die englische Bühne, wie er sie vorfand, und dann das Leben Shakespeares selbst. Dann erörtert er, sich an die historische Reihenfolge haltend, alle einzelnen Dramen nach ihrem Inhalte und ihrer litterarischen und ästhetischen Bedeutung, um von dieser Grundlage aus sämtliche Frauencharaktere, die der Dichter geschaffen, eingehend zu analysieren. So ist, was bei Thümmel nur einen einzelnen Abschnitt bildet, die Darstellung der Frauencharaktere, bei Lewes zum Inhalte eines umfänglichen Bandes geworden. Thümmel macht den Versuch, die einzelnen Frauengestalten in mehrere größere, bestimmt abgegrenzte Gruppen zu vereinigen, und wenn er damit auch etwas gethan hat, wovor schon Schlegel warnen zu müssen gemeint hat, so müssen wir doch gestehen, daß uns gerade aus dieser Gruppierung (Thümmel unterscheidet heroische, dämonische, erotische und humoristische Frauencharaktere bei Shakespeare) besonderes Licht auf die einzelnen Gestalten gefallen ist. Lewes vergleicht wohl auch einmal eine Gestalt mit einer anderen, im wesentlichen jedoch sucht er sie doch nur als einzelne aus dem Zusammenhange des Dramas zu verstehen. Was wir an ihm, im Unterschiede von manchen sonstigen Shakespeare-Gelehrten, zu loben haben, ist die liebende Sorgfalt, mit welcher er sich ohne vorgefaßte Meinung in die Dramen hineingelebt hat, und daß er daher auch den Charakteren selbst gerecht zu werden gesucht hat, ohne sie vorher in eine aus dem eigenen Geiste des Betrachters entsprungene Schablone hineingezwängt zu haben. Er hat jedenfalls selbst die Warnung beachtet, die er in der Einleitung den Schilderern Shakespearescher Charaktere zuruft, er überträgt nicht seine eigenen Theorien in den Dichter und meint nicht, er habe ihn in der geheimsten Werkstätte seiner Gedanken und Erfindungen belauscht, während er in ihn nur Dinge hineininterpretiert, an die der Dichter sein Lebetage nicht gedacht hat. „Wenn man nichts herausverhören kann, dann verhört man hinein," sagt Goethe im Egmont. So hütet sich Lewes auch davor, die Fülle des Lebens, die in diesen Dramen und Charakteren pulsiert, immer auf einen kurzen Ausdruck bringen zu wollen, oder gar zu behaupten, der Dichter habe seine Handlungen und Gestalten zum Zwecke der Darstellung einer bestimmten Idee geschaffen. Es ist nach dieser Seite hin von den Litterarhistorikern viel Unfug getrieben worden. Lessing wollte seine Gedanken über die Gleichgültigkeit aller positiven Religionen an den Mann bringen, da schuf er sein verunglücktes Tendenzstück „Nathan der Weise". Aber als Shakespeare den „Kaufmann von Venedig" schrieb, hat er gewiß nicht die Judenfrage erörtern oder die verschiedene Stellung der Menschenseelen zum Besitze aufzeigen wollen, ohne daß wir leugnen wollen, daß man nach beiden Richtungen viel aus diesem Drama lernen kann. Gerade in dieser Beziehung hat uns die liebende Hingabe angenehm berührt, mit welcher sich Lewes in die Fülle des Lebens versenkt hat, die in diesen Dramen wogt. Er will wenigstens auslegen und nicht unterlegen, und er hat ein zu tiefes Verständnis für das Wesen poetischen Schaffens, als daß er sich entschließen könnte, einen Dichter wie Shakespeare zum Schulmeister zu machen. — Gerne hätten wir uns hier aber sowohl gegen Thümmel wie gegen Lewes wider eine übermäßige Verherrlichung des großen Briten ausgesprochen, wenn wir hier Raum dafür hätten. Man thut der Größe dieses Dichters keinen Eintrag, wenn man zugesteht, daß unter seinen Stücken manche nur Futter für die damalige Bühne gewesen sind, daß sie nur auf den lasciven Geschmack des Elisabetheischen Zeitalters berechnet waren. Ein Stück wie z. B. „Ende gut, Alles gut" hat doch keinen anderen Wert als den einer dramatisierten Novelle des Boccaccio, und der Charakter der Helene von Narbonne ist und bleibt ein ästhetisch und moralisch unschöner, wenn vielleicht auch zuzugeben ist, daß es auch in diesem Stücke und bei diesem Charakter nicht an einem Hauche Shakespeareschen Veredelung fehlt. Die englischen Kritiker haben hierfür mehr unmittelbares Gefühl gehabt, die deutschen lassen sie deswegen hart an und kommen endlich dahin, auch in solchen Stücken und Charakteren ästhetische und psychologische Feinheiten zu finden, über welche sich wohl Shakespeare selbst am meisten gewundert haben möchte. Man kann ein Bewunderer Shakespeares sein und doch das ne quid nimis bedenken. J. P.

— Im Wegewinkel. Etwas für Christen und solche, die es werden wollen. Von S. Keller, Pastor zu Düsseldorf. (Düsseldorf, Schaffnit.) 1894.

Recensionen und Kritiken können und sollen einen doppelten Zweck haben: einmal das Publikum zu benachrichtigen über Inhalt und Wert eines Buches, dann aber auch dem Autor zu sagen: hierin hast du recht und darin unrecht. Nun ist gewiß kein Autor gebunden, jedem Kritiker recht zu geben — das würde auch schon deshalb nicht gehen, weil diese sich oft widersprechen. Aber für bedenklich halten wir es doch, wenn ein Autor schon im Vorwort die Kritik von vornherein abweist, und den „erfahrenen, klugen, reifen Leuten", die ihn meistern wollen, schon von weitem ironisch zwischen den Zeilen „absagt". Was nun den Inhalt der 7 Kapitel des kleinen Buches betrifft, so enthalten dieselben viel Gutes und Vortreffliches, christliche Lebensweisheit etwa im Stil Funckes und mit großem Ernst vorgetragen; nach unserer Ansicht aber auch recht derbe Uebertreibungen, Härten, unevangelische Gesetzlichkeiten, die in der

That den Anspruch auf reife allseitige Erwägung wohl erheben dürfen. Besonders finden sich anfechtbare Thesen in dem Kapitel über Geld und Gaben, auch handgreifliche Widersprüche. Verf. untersagt dem Christen das Sparen und Kapitalisieren unbedingt, dagegen erlaubt er Kapitalbesitz durch Erbschaft. Das geht nicht. Ist das Sparen sündlich, so ist auch das Erben sündlich und ein Erbe darf nichts anderes thun, als seine ererbten Staatspapiere und Hypotheken in den Ofen stecken. Wohlverstanden nur in den Ofen stecken, nicht verkaufen. Denn durch Verkauf würde er ja den Käufer zur Sünde verleiten. — Oder was sollen Sätze wie der folgende: „Hier liegt eine Lösung der socialen Frage! Wenn jeder Kapitalist damit Ernst machen wollte, nicht mehr Zinsen herausschlagen zu wollen aus seinem Vermögen, sondern nur danach fragte, wie er sein Gut am heilsamsten für die Menschheit anlege — dann wäre die sociale Not auf natürlichem Wege gehoben." Wir meinen, daß der Kapitalist sein Vermögen „am heilsamsten für die Menschheit" anlegt, wenn er zunächst danach strebt, angemessene Zinsen zu bekommen. Und wenn er ein Christ ist, wird er dann natürlich von seinen Einnahmen, soviel er kann und soviel Gott von ihm verlangt, für Gottes Reich hergeben, den Rest aber auch mit gutem Gewissen nicht nur zur Notwendigkeit, sondern auch zum Schmuck des Lebens oder zur Kapitalisierung verwenden. Schickt Gott der Herr in Zukunft einmal den Socialstaat, der allem Kapital ein Ende macht, so wird es an der Zeit sein, sich ohne Murren in die neue Zeit zu schicken. Einstweilen wäre es das Ende aller Inneren und Aeußeren Mission, wenn die christlichen Geber den Rath des Verfassers befolgen wollten. — Wollte Verf. den geizigen Christen ins Gewissen reden, daß sie besser geben lernen, so soll die dringendste Mahnung uns nicht zu dringend sein. Aber mit Uebertreibungen und schiefen Thesen wird auch der besten Sache nicht gedient. Auch vieles andere, z. B. das harte Urteil über die Legate, unterschreiben wir nicht. Es kommt ja wohl vor, daß ein Sterbender sich noch mit Legaten einen guten Platz im Himmel erkaufen will. Sehr oft liegt aber doch auch der Wunsch vor, den testamentarisch bedachten Anstalten und Stiften über den Tod hinaus die Gaben zu sichern, die der Erblasser bei Lebzeiten stets mit warmer Hand selber gegeben. Desgleichen erscheint fast alles schief, was Verf. über das Verhältnis von Politik und Christentum sagt. Weil Paulus keine Politik getrieben hat, sollen wir auch keine treiben? Also die Gesetzmacherei den Feinden des Christentums überlassen? Ist es wirklich dem Verfasser gleichgültig, wenn die politischen Gesetze den Sonntag vernichten oder die Lasterwelt großziehen? Politik *allein* thuts gewiß nicht, aber ebenso gewiß sind die Normen des Evangeliums nicht nur für das Leben des Einzelnen, sondern auch für das Zusammenleben der Völker maßgebend. Wie sie das im Einzelnen sind, wird immer streitig bleiben; man darf nicht politische Forderungen als die des Christentums bezeichnen. Das schließt aber die Pflicht nicht aus, nach der politisch-christlichen Wahrheit zu suchen und sie durchzusetzen, so gut man kann. Auch die Vorschläge auf S. 90 und 91 über Evangelisation lehnen wir ab. Wie denkt sich Verfasser die Ausführung des Vorschlages, daß Pastoren und Laien in ihrem Beruf bleiben und doch drei Monate im Jahr „evangelisieren" sollen. Wo in aller Welt giebt es Pfarrämter oder andere Berufsarten, in denen man 3 Monate Ferien machen kann? Nein, niemand kann zween Herren dienen. Und wer der Kirche dienen will, soll *in der Regel* die geordneten Wege gehen, d. h. entweder Theologie studieren oder sich in einer Brüder-Anstalt für den clerus minor ausbilden lassen. — Der „Wegewinkel" ist unseres Erachtens zu schnell geschrieben; ihm wäre das horazische nonum prematur in annum zu wünschen gewesen. Es giebt lebendiges und es giebt aufgeregtes Christentum. Das vorliegende Buch hat einen starken Stich ins Aufgeregte!

— *Monatsrosen.* Erzählungen von Dr. Joh. Rudolph, ev. Pfarrer in Hoboken, N.-J. Zweite Sammlung. (Newark, N.-J., Gebr. Geiger.) 131 S. Pr. 25 Cts.

Im September 1893 haben wir die erste Sammlung dieser kleinen Erzählungen besprochen, die „Monatsrosen" heißen, weil sie für ein monatlich erscheinendes Gemeindeblatt geschrieben sind. Wir wiederholen gerne auch jetzt das damals ausgesprochene Lob und den damals gehegten Wunsch, daß diese Erzählungen von Sonntagsblättern und Volkskalendern fleißig möchten abgedruckt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir *alles* durchaus billigen. Z. B. das Stück „Warum die Barteln zum erstenmal vergnügt war" scheint uns doch des rechten Ernstes zu entbehren. Es hätte schärfer gesagt werden müssen, daß eine Frau beim Tode ihres Mannes nicht „vergnügt" sein darf, auch wenn der Verstorbene ein roher Säufer war und sie in gewissem Sinne aufatmet, wenn er nicht mehr um sie ist. Im Gegenteil sollten Gedanken der Buße und der Reue über eigene Verschuldung dann doch wohl näher liegen. Das geht aber nicht mit genügender Klarheit aus der ganzen Art der Darstellung hervor.

— *Anschauungstafel für den Glockenguß* unter besonderer Berücksichtigung von *Schillers Lied von der Glocke*, gezeichnet von Dr. B. *Rein*. (Gotha, F. A. Perthes.) Preis 3 M.

Schillers Lied von der Glocke, was man auch dagegen einwenden kann, wird immer im Bildungsleben der deutschen Jugend eine hervorragende Stellung einnehmen. Zum Verständnis des Liedes bedarf es ja einer Kenntnis der Vorgänge beim Glockenguß. Diese Vorgänge sind freilich nur das Band für die Lebens- und Lehrbilder, welche der Dichter uns bietet, und treten an Bedeutung gegen diese zurück, aber sie gehören doch auch mit zum Ganzen und müssen darum in der Erklärung entsprechend berücksichtigt werden. Nun ist die Technik des Glockengusses wie alle Technik

in diesem Jahrhundert mächtig fortgeschritten, ein moderner Glockenguß hat andere Weisen als der Glockenguß, den uns Schiller so anschaulich lebensvoll vorzuführen weiß. Es war ein glücklicher Gedanke des Rektors Rein zu Rudolstadt, den Glockenguß nach Schiller in eine bildliche Darstellung mit begleitendem Text zu bringen. Dadurch ist ein schönes Lehrmittel für unsere Schulen gewonnen. So lange der öde Naturalismus noch nicht den Idealismus, der gerade in dem Liede von der Glocke eine seiner schönsten Blüten zeitigte, ganz aus unseren Schulen ausgetrieben hat, — und ich wäre in der That gespannt, welche *seiner* Schöpfungen der Naturalismus für die deutsche Jugend vorschlagen möchte! solange wird auch das Lied von der Glocke seine Stelle in der Poesie behalten, mit der man die deutsche Jugend bekannt macht. Es dürfte sich für alle Schulen, in denen das Lied behandelt wird, empfehlen, die Reinsche Anschauungstafel anzuschaffen. Die Ausführung ist eine vortreffliche, vielleicht hätte das erklärende Blatt gleich einige Winke geben können, wie sich der Glockenguß unterrichtlich einzuordnen hätte in die Behandlung dessen, was den eigentlichen Kern des Liedes bildet.

D.

— *Deutsches Wörterbuch* von *Moriz Heyne*, Dr., ord. Professor an der Universität Göttingen. Fünfter Halbband. N. — Setzen. (Leipzig, S. Hirzel.) 592 Sp.

Der vorletzte Halbband dieses Werkes ist erschienen und es ist zu hoffen, daß noch in diesem Jahre das Ganze vollendet wird. Es sei hier wiederum auf das für jeden Deutschen, der seine Muttersprache liebt, bedeutsame Werk hingewiesen.

Wt.

— *Ueber die Ehe*, sowie über die Stellung der Frau im heutigen Leben. Studie zur Frauenfrage von Prof. *Hermann Ritter*. (Würzburg, A. Stuber.) 1894. 17 S. 60 Pf.

Wenn es auch nicht die volle Wahrheit ist: „Wir erkennen die Ehe als eine Institution, welche sich der Mensch nach langen Irrfahrten mit Hülfe der Sitte und Kultur geschaffen hat" (S. 7), so läßt sich doch sagen, daß diese Blätter von einer ernsten Auffassung des ehelichen Lebens, wie von einer sorgfältigen Beachtung einzelner die jeweilige Auffassung der Ehe beleuchtender Momente der Kulturgeschichte Zeugnis ablegen. Der zweite Abschnitt ist der Frauenfrage im engeren Sinne gewidmet, nämlich wie den Frauen, wenn sie zur Ehe nicht berufen werden, eine materiell unabhängige Stellung zuzuweisen sei. Der Verfasser glaubt, daß wir in dieser Beziehung von anderen Nationen noch viel lernen können. Gründliches kann man natürlich bei 17 Seiten nicht erwarten.

Wt.

— *Die Hefte VI und VII der Monatsschrift: Für unsere Kleinen*, sind rechte Frühlingsboten, sie bringen Grün und Blüten und Storch und Schwalbe und Maienluft und Maienlieder. So stimmen sie zu dem schönen Frühlingsleben draußen und zu dem kräftigen Frühlingsgefühl drinnen, welches sich, noch unbewußt, auch im Kindesherzen schon regt. Der Frühling und die Kinder sind wie zwei geborene gute Freunde. Da giebt es neue Freuden, neue Spiele und neue Lieder. Ich möchte, die deutsche Kinderwelt und diese Monatsschrift würden auch wie zwei gute Freunde miteinander. Mir wenigstens ist keine Zeitschrift bekannt, die für die Kleinen unter den Kleinen so anmutend, so brauchbar wäre wie diese. Sei sie für Frühling und Sommer ebenso empfohlen wie für Herbst und Winter.

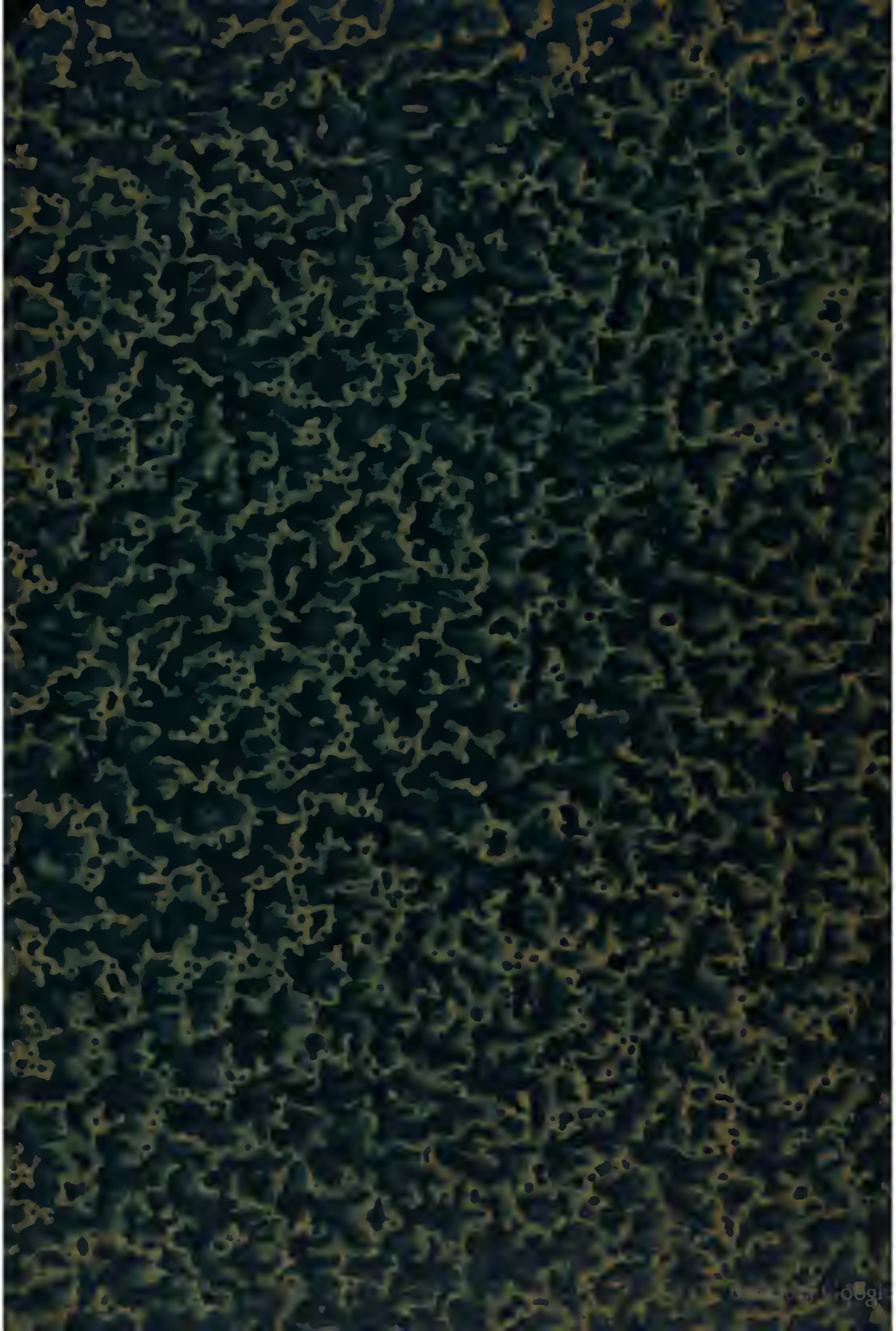
D.

Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Nr. 2
Con 11a

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.

Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Nr.
AUSGESCHIEDEN
Con 11a

Digitized by Google

YD 29681

Digitized by Google